

Allgemeine
Deutsche Biographie.

Vierundzwanzigster Band.

Allgemeine

Deutsche Biographie.

Vierundzwanzigster Band.

van Noort — Ovelacker.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1887.

Noort: Adam van N., Historienmaler, geb. zu Antwerpen 1557, † daselbst 1641. Er war ein Schüler seines Vaters Lambert. Von verschiedenen Schriftstellern wird er auch van Oort geschrieben, im Register der Lucasgilde aber, in die er 1587 aufgenommen wurde, hat er sich Adam van Noort eingetragen. Indessen kommt van Oort auch an einzelnen Gemälden vor und das Monogramm, dessen er sich bediente, ist aus A, V und O zusammengesetzt. Die Künstler jener Zeit nahmen es damals mit der Rechtschreibung ihres Namens nicht genau. Van Dyck, der dessen Bildniß in seine Ikonographie aufgenommen hat, nennt ihn in der Unterschrift van Noort. Der Künstler war sehr begabt und Rubens sagte von ihm, er hätte, wenn er Rom besucht und sich nach den großen Meistern gebildet hätte, alle seine Zeitgenossen übertroffen. Er malte in Antwerpen verschiedene Altarbilder, seine Zeichnung war correct, die Farbe lebhaft, die Behandlung fleißig. Seine Bilder sind selten geworden; im britischen Museum ist ein Heiland, der die Kinder zu sich ruft und in der Michaelskirche zu Gent die Heilung eines Kranken durch Vermittlung der h. Jungfrau. In Wien befand sich eine Anbetung der Hirten (im Werke von Prenner eine Radirung darnach), der neueste Katalog erwähnt des Bildes nicht. N. hat die berühmtesten Künstler zu Schülern gehabt, wie Rubens, H. van Balen, Francken und Jordaens. Da er heftig und launenhaft war, verlor er diese wieder, bis auf Jordaens, den Liebe an sein Haus fesselte; er heirathete dessen Tochter. In späterer Zeit ergab sich der Künstler der Ausschweifung und dem Müßiggang, wodurch seine Kunst sehr litt; diese wurde manierirt und leichtsinnig betrieben. P. de Jode, Collaert und R. Sadeler haben einzelne seiner Compositionen gestochen.

S. Immerzeel. — Kramm. — Nagler, Monogr. Lex. Wessely.

Noort: Olivier van N., (auch Noord), Seefahrer und Entdecker, geb. 1568 (bei van der Aa fälschlich 1588) zu Utrecht, † 22. Februar 1627. Als erster niederländischer Weltumsegler, der die Magellansstraße kreuzte, um über Borneo und Java das Kap der guten Hoffnung und von da die Heimath zu erreichen, erhielt N. mit Recht seine Stelle unter den namhaften Seefahrern und Entdeckern seiner Zeit. Wir wissen von Noort's übrigem Leben, daß er längere Zeit in Rotterdam eine Herberge hielt, daß er schon 1602 wieder ein Schiff im Dienste seines Landes commandirt und daß er unter den Vertheidigern Ostendes genannt wird. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er zu Schoonhoven, wo er auch starb. Die Handbücher der Geographie rühmen bis in unsere Zeit N. als den, der in den Worten seiner Grabschaft „circuit orbem a Magellano quartus“. Diese Reihe ist nicht

festzuhalten, auch hat N. durch seine Fahrt wenig zur wissenschaftlichen Erkenntniß der von ihm besuchten Theile der Erde beigetragen. Sein Zweck war in erster Linie der politische: den Portugiesen und Spaniern Schaden zuzufügen, dann der commercielle: directe Verbindungen mit dem äußersten Südosten Asiens unabhängig von den dort herrschenden iberischen Mächten anzuknüpfen. Als damals, schreibt ein Zeitgenosse, N. seine Reise vollendet hatte, nahmen die Vereinigten Provinzen an dem Ruhm der Portugiesen und Engländer gleichen Antheil, indem nunmehr auch einer von ihnen durch die magellanische Meerenge um die ganze Welt geschiffet war. Als durch mehrere große Reisen bereits bewährter Mann wählten ihn reiche Kaufleute zu der wichtigen Expedition, die er mit vier Schiffen 1598 von Rotterdam aus antrat. Unter seiner Mannschaft befand sich der englische Pilote Melis oder Mellish, der schon mit Cavendish eine Weltumsegelung gemacht hatte, und ein Steuermann Johann aus Bremen. N. gerieth schon in Ilha de Principe, dann in Rio de Janeiro mit den Portugiesen zusammen, die ihm einen Theil seiner Mannschaft, darunter seinen Bruder Cornelius van N., kampfunfähig machten, verlor auch einige Mannschaften durch Kämpfe mit den Indianern an der patagonischen Küste. Nach einem gezwungenen Aufenthalte auf der einsamen Insel Sa. Clara sah er sich gezwungen, eines seiner Schiffe in Brand zu stecken, da er nur noch drei bemannen konnte. Nach längerem Kreuzen an der patagonischen Küste drang N. nach drei vergeblichen Versuchen am 23. November 1599 in die Magellansstraße ein und durchfuhr dieselbe unter blutigen Kämpfen mit den Indianern der Nordküste. Am 12. December erreichte er Cap Froward, am 18. traf er mit holländischen Schiffen unter Sebastian van Weert zusammen, die in der Straße überwintert hatten. In der Geusen-Bai, die er am 26. Januar 1600 erreichte, setzte N. seinen Viceadmiral Jakob Claaz aus, der sich wiederholter Insubordinationen schuldig gemacht hatte. Am 29. Februar erreichte N. endlich den Stillen Ocean, nachdem er 99 Tage gebraucht hatte, um den Weg durch die Magellansstraße zu finden. Am 14. März verlor er ein zweites seiner Schiffe aus dem Gesicht und hörte nie mehr von demselben. Er begab sich nun an die Küste von Chile und Peru, wo er so viel spanisches Eigenthum wegnahm oder zerstörte, als ihm möglich war, zog sich dann vor einem Geschwader, das der peruanische Vicekönig Velasco gegen ihn aussandte, nach den Ladronen zurück, suchte die Philippinen heim, wo er eine ganze Anzahl spanischer, portugiesischer und chinesischer Fahrzeuge wegnahm, und vor Manila einen ehrenvollen Kampf mit zwei spanischen Kriegsschiffen bestand, in der die eine Yacht, die ihm geblieben war, genommen ward. Nun begab er sich mit seinem letzten Schiffe nach Patana (Borneo), dann nach Java und kehrte über das Cap der guten Hoffnung (24. April 1601) und St. Helena nach Holland zurück, wo er nach fast dreijähriger Reise am 26. oder 28. August 1601 in Rotterdam landete. Mit vier Fahrzeugen und 248 Mann hatte er diese Reise angetreten und kam mit einem Fahrzeug und 48 Mann zurück. Der Handelsgewinn der Reise war gering, aber, wie de Groot es aussprach: „non quidem opes ullas sed clarum patriae decus attulit.“ Man würdigte in den Niederlanden Noort's Verdienste darum besonders, und wie die Erfahrung lehrte mit großem Rechte, weil er den Holländern den Weg in den Stillen Ocean gezeigt und den seit einem Jahrhundert dort in scheinbar ungestörtem Besitz sich sicher fühlenden iberischen Mächten, sowie den Chinesen und Japanern gleichzeitig das kühne Aufstreben der holländischen Seemacht in einer Weise zu Gemüthe geführt hatte, deren Eindringlichkeit lange nicht vergessen wurde. Seine Kühnheit, Ausdauer und Geschicklichkeit haben N. eine Stelle unter den ersten Helden der Niederlande in einer Zeit verschafft, die nicht arm an echten Heldennaturen war. Allein es ist nicht zu verschweigen, daß in

der Art, wie N. seine Aufgabe durchführte, die Grausamkeit und der nahe an Piraterie streifende Charakter des Seekrieges jener Zeit mit erschreckender Deutlichkeit hervortreten. Der erste Bericht über diese Reise, entweder von N. selbst oder von einem ihm Nahestehenden verfaßt, erschien 1598 unter dem Titel: „Wonderlicke Voyagie bij de Hollanders ghedaen door de strate Magalanes ende voorts den kloot des Aerdtbodems om“ zu Rotterdam. 1602 erschien eine zweite Ausgabe, in demselben Jahre drei weitere Ausgaben: eine lateinische und zwei deutsche (Folio und Quart) in der De Bry'schen Sammlung zu Frankfurt.

Quellen: Die Reisebeschreibung. Die Sammelwerke von Hulsius, Purchas, de Brosse u. a. Van der Aa VIII. F. Ratzel.

Nopelius: Johann N., katholischer Theologe, wurde am 6. Januar 1548 zu Lippstadt geboren, trat in den geistlichen Stand, lehrte am Gymnasium und an der Universität zu Cöln, war im J. 1574 Decan der Artisten-Facultät, im Wintersemester 1594—95 Rector der Universität und versah außerdem verschiedene geistliche Aemter. 1590 wurde er zum Domherrn an der Metropolitankirche, 1601 mit dem Titel eines Bischofs von Cyrene zum Weihbischofe des Erzbischofs von Cöln ernannt und am 10. März 1601 vom apostolischen Nuntius consecrirt. Doch bereits am 6. Januar 1605 starb er an den Folgen eines Beinbruches. Er schrieb ein apologetisches Werk: „Confessio Ambrosiana in libros quatuor digesta“, Cöln 1580, worin er nach dem Vorbilde der Confessio Augustiniana des Hieronymus de Torres den gesammten Lehrinhalt der katholischen Theologie aus den Werken des h. Ambrosius darzulegen suchte.

Vgl. Hartzheim, Bibliotheca Coloniensis 189 f. — Hurter, Nomenclat. I, 313. — Werner, Gesch. d. apolog. u. polem. Litt. IV, 580. 585. — Werner, Gesch. d. kath. Theol., 42. Stanonik.

Nopitsch: Christian Konrad N., protestantischer Geistlicher und Nürnberger Localhistoriker, geb. am 28. Mai 1759 zu Kirchsittenbach, als der Sohn des gelehrten Pfarrers Konrad N. zu Oberkrummbach, der zugleich Diakon zu Kirchsittenbach war, 1792—1808 Pfarrer zu Altenthan, dann bis zu seinem Tode, der am 4. August 1838 erfolgte, Pfarrer zu Schönberg bei Lauf. In der ersteren Stellung zugleich das Amt eines Vicars des Altdorfischen Kirchenministeriums bekleidend und dadurch an Altdorf als seinen beständigen Aufenthaltsort gebunden, trat er mit den um die Erforschung der Nürnberger Geschichte verdienten Gelehrten G. A. Will und D. J. Ch. Siebenkees in Verkehr und empfing besonders von Ersterem, mit dem er bis zu dessen Tode im J. 1798 „als täglicher Gesellschafter, Amanuensis und Hausbibliothekar“ in näheren Beziehungen lebte, vielfache Anregungen und Förderungen. Von Will's Geschichte und Beschreibung der Nürnbergischen Universitätsstadt Altdorf besorgte er eine zweite, durch Nachträge vermehrte Ausgabe, die 1801 erschien. Hervorzuheben ist sein „Wegweiser für Fremde in Nürnberg oder topographische Beschreibung der Reichsstadt Nürnberg nach ihren Plätzen, Märkten, Gassen, Gäßchen, Höfen, geist- und weltlichen Gebäuden &c.“ vom Jahre 1801 und 1811 in zweiter vermehrter Auflage erschienen, ein für den Nürnberger Localhistoriker zur Bestimmung der Oertlichkeiten der ehemaligen Reichsstadt geradezu unentbehrliches, aber selten gewordenes Werkchen. Weiterhin unterzog er sich der höchst dankenswerthen Aufgabe der Fortsetzung und Ergänzung von Will's „Nürnbergischem Gelehrtenlexikon“ (1802—1806). Er lieferte auch Beiträge für den Leipziger „Allgemeinen litterarischen Anzeiger“, zu dessen thätigsten Mitarbeitern er zählte und zu den in Nürnberg erschienenen „Litterarischen Blättern“.

Nürnbergisches Gelehrtenlexikon fortgesetzt von Chr. Konr. Nopitsch, 3. Supplementband, 88 ff. — Fried. Aug. Schmidt, Neuer Nekrolog der Deutschen, wo sein Todestag angegeben ist. Mummenhoff.

Nopp: Dr. Johann N., gewöhnlich Noppius genannt, angesehener Aachener Rechtsgelehrter, schrieb im J. 1632 die Geschichte seiner Vaterstadt unter dem Titel: „Noppius, Aacher Chronik, das ist eine kurtze, historische Beschreibung aller gedenckwürdiger Antiquitäten und Geschichten, sampt zugefügten Privilegien und Statuten .... auctore Joanne Noppio SS. LL. Doctore et Advocato etc.“ Gedruckt zu Cölln durch Hartgerum Woringen, in Verlegung deß Authors, anno a virginis partu 1632 kl. Folio. Das Werk enthält drei Bücher, die beiden ersten umfassen 254, das dritte 151 Seiten, außerdem 18 nicht paginirte Blätter (Register u. s. w). Eine zweite Auflage erschien 1643 in gleichem Format und im selben Verlag. Ein Aachener Nachdruck von 1774 wiederholt den Titel. Der Text dieser Auflage ist in zwei Spalten gedruckt, 366 S. Der ersten Ausgabe sind werthvolle Kupferstiche des Kölner Hagenberg beigegeben, welche die Südseite der Marienkirche, das Rathhaus u. A. darstellen. Merian benutzte dieselben in seiner Geographie des Westfälischen Kreises 1647. Noppius nennt sein Werk bescheiden eine Uebersetzung des von Peter a Beeck (s. den Art.) 1620 in Quart herausgegebenen Aquisgranum, es ist vielmehr eine selbständige Arbeit durch Inhalt und Eintheilung in drei Bücher, deren erstes eine topographisch-historische Beschreibung der Stadt und Mittheilung über ihre Alterthümer bringt. N bespricht ausführlich die Marien- oder die Krönungskirche, die Heiligthümer, die alle sieben Jahre stattfindende Heiligthumsfahrt oder das Passagium, die Salbung und Krönung der deutschen Könige, speciell Karl's V., ausführlich handelt er über die Regierung der Stadt, über die Zünfte, die Gerichte, das Schöffengericht, das auch ein Ober- oder Appellhof für verschiedene Städte und Ortschaften war und das Churgericht oder iudicium electivum. Das zweite Buch bringt in chronologischer Aufführung eine kurze Darstellung der wichtigsten historischen Ereignisse der Stadt, das dritte Buch endlich umfaßt nicht immer genaue Abdrücke in 39 Nummern von kaiserlichen Privilegien, päpstlichen Bullen, Statuten, Verträgen und Verordnungen. Um die Darstellung der Aachener Verfassung, wie sie sich durch die Feststellung derselben durch den Zunft- oder Gaffelbrief vom Jahre 1450 entwickelte, hat er sich ein bedeutendes Verdienst erworben. Bei den großen Urkundensammlungen des 18. Jahrhunderts und in J. J. Moser's Staatsrecht der Reichsstadt Aachen vom Jahre 1740 und anderwärts ist des Noppius drittes Buch benutzt worden. Des Noppius Sprache ist sehr schlicht, einfach und nüchtern und nicht schlechter als die seiner Zeitgenossen im Anfange des 17. Jahrhunderts. Die Behandlung des historischen Stoffes ist eine sehr ungleiche. Für die ältesten Zeiten beschränkt er sich auf eine dürftige chronologische Angabe der Begebenheiten, erst mit dem Anfange des 16. Jahrhunderts erzählt er ausführlicher. Er beginnt mit dem Jahre 814, führt die Aufzählung der Ereignisse auf 7½ Seiten (Ausgabe von 1774) bis zum Jahre 1501 fort und braucht dann für die Zeit von 1501—1629 85 Seiten. Die Periode der confessionellen Streitigkeiten in Aachen erzählt er ausführlich, anfangs nach Peter a Beeck's Aquisgranum, dann von der ersten Zurückführung des katholischen Raths mit dem Jahre 1598 und der zweiten Achtserklärung Aachens mit dem Jahre 1614 und den nächstfolgenden Jahren nach eignen Beobachtungen und Studien. Zur Restauration des Raths im J. 1598 sagt er: „Diese Restauration, deren ich selbst persönlich mit beigewohnet, geschah also“. — Er schließt sein Werk mit einem Worte an den Leser, dem er mittheilt, daß am 19. Juni 1632, dem Jahre der Herausgabe seiner Chronik, die seit 1614 in Aachen garnisonirende spanische Besatzung endlich zurückgezogen und dem Rathe die Schlüssel der Stadt wieder zugestellt würden, daß ferner in dieser Zeit die Stadt Mastricht von den „Staaten“ hart belagert wurde. Ueber die persönlichen Verhältnisse unseres Noppius erfahren wir in den uns vom Stadtbrande des 2. Mai 1656

noch erhaltenen Archivnachrichten sehr wenig. Wir kennen nicht einmal sein Geburts- und Sterbejahr. Die wenigen spärlichen Nachrichten zeigen ihn aber in einer anerkannt ansehnlichen Stellung. Er bewohnte wahrscheinlich ein städtisches Haus auf der Augustinerbachstraße. In der Gesellschaft „Zum Bock", welche die dritte Gaffel oder Zunft bildete, deren Mitglieder meistens zum Stande der Gelehrten gehörten, Geistliche, Aerzte, Juristen, Beamte, Procuratoren, Syndike 2c. waren und die das Recht hatten, acht ihrer Mitglieder zum Rath zu erwählen, ernannte man ihn im J. 1629 zum Gräven oder Vorstand. Der Rath erkannte seine Verdienste um die Geschichte der Vaterstadt dadurch an, daß er ihn und seine Hausfrau in einer Zeit der Verarmung der Stadt infolge zweimaliger Achtserklärung nach der unseligen Periode des religiösen Zwistes und einer langen Occupation während der ersten Hälfte des 30jährigen Krieges von Wachediensten und Accise befreite, wie am Ende der Vorrede der Aachener Chronik der Rathsschreiber Nikolaus v. Münster im Namen des Raths erklärt.

Vgl. Lörsch, Aachener Rechtsdenkmäler, Bonn 1871, S. 3 und Haagen, Gesch. Aachens II, 65, 144, 188, 268. Haagen.

Norbert, Stifter des Prämonstratenserordens und Erzbischof von Magdeburg. — N. war ein Sohn des Grafen Herbert von Gennep (südwestlich von Cleve an der Niers) und dessen Gemahlin Hedwig. Sein Bruder führte das Geschlecht der Grafen von Gennep weiter, während er als ein jüngerer Sohn für die kirchliche Laufbahn bestimmt wurde. Die Zeit seiner Geburt ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen, doch kann sie wenig vor oder nach 1085 fallen. Nach Vollendung seiner geistlichen Erziehung empfing er ein Canonicat an der Kirche von S. Victor zu Xanten. Da er sowohl durch wissenschaftliche Bildung als auch durch vornehme Geburt hervorragte, überdies Reichthum und eine einnehmende Persönlichkeit besaß, gelangte er frühzeitig zu Verbindungen mit kirchlichen und weltlichen Fürsten. Der Erzbischof Friedrich von Köln (1099 bis 1131) zog ihn an seinen Hof, als Capellan Kaiser Heinrichs V (1106 bis 1125) ging er mit diesem 1111 nach Italien. Seine Lebensweise in jener Zeit entsprach keineswegs den Anforderungen einer ascetischen Richtung, vielmehr überließ er sich den Genüssen des Lebens in einer Ungebundenheit, welche Anstoß erregte. Aber im Alter von ungefähr 30 Jahren (im J. 1115) erfolgte in ihm eine völlige Umwandlung, deren unmittelbare Veranlassung ein Gewitter gewesen sein soll, welches ihn auf einem Ritt überraschte. Das Pferd, durch einen vor ihm niederschlagenden Blitz erschreckt, warf ihn ab, und in seinem Zagen gelobte sich N., Buße zu thun und ein neues Leben zu beginnen. Nachdem er das härene Hemd angelegt und vom Erzbischof Friedrich von Köln an einem Tage die Weihe als Diaconus und Priester empfangen, versuchte er in frischem Bekehrungseifer zunächst seine Mitgeistlichen an der Kirche zu Xanten zu bessern. Da er indeß keinen Anklang fand, sich vielmehr bald Gegner erwarb, beschloß er Deutschland zu verlassen und sich nach Frankreich zu begeben. Im J. 1118 erhielt er von Papst Gelasius II. die Erlaubniß zu predigen und zog dann barfuß umher, eifrig bemüht, Anhänger für ein ascetisches Leben zu gewinnen. Eine ihm vom Bischof Bartholomäus von Laon angebotene Pfründe lehnte N. ab, dagegen nahm er als Geschenk eine im Walde von Coucy (Departement Aisne) gelegene Einöde an, in welcher er im J. 1119 eine neue kirchliche Stiftung anlegte, der er den Namen Prämonstratum (Prémontré) verlieh. Die Mitglieder des Ordens, die nach der verschärften Augustinerregel lebten, mußten die Priesterweihe empfangen haben und standen unter einem Propst. In unermüdlicher Thätigkeit wirkte N. für eine weitere Ausbreitung der Prämonstratenser, und es gelang ihm in verhältnißmäßig kurzer Zeit, eine größere Anzahl von Niederlassungen seines Ordens in Frankreich und Deutschland zu

gründen. Sein Augenmerk richtete er vornehmlich darauf, reich begüterte Leute seinem Orden zuzuführen, um demselben Besitzthum zu verschaffen. Auch in dieser Beziehung wurde sein Streben von Erfolg begleitet, obschon er damit Feinde in den Verwandten derjenigen gewann, die ihr Eigenthum dem Orden schenkten. Norberts eigene persönliche Bedürfnisse waren gering; seit seiner Bekehrung ging er meist barfuß und trank Wasser. Da man ihm überdies die Kraft zuschrieb, Wunder zu thun, gewann er bald außerordentliches Ansehen bei den Laien, und die Gunst des Papstes erlangte er durch strenge Orthodoxie und die unbedingte Fügsamkeit unter das hierarchische System. Diese Eigenschaften, verbunden mit Energie des Charakters ließen ihn für eine höhere kirchliche Stellung wohl geeignet erscheinen. Als daher im December 1125 das Erzbisthum Magdeburg erledigt wurde, bewirkte der päpstliche Einfluß die Erhebung Norbert's auf diese Stelle. Seine Wahl erfolgte zu Speier im Juni 1126, seine Weihe zu Magdeburg am 25. Juli desselben Jahres. Aber sehr bald wurden die Diöcesanen mit ihrem Oberhirten unzufrieden. Nicht nur stellte N. an die ihm untergebenen Geistlichen die strengsten Anforderungen hinsichtlich der Disciplin, sondern er suchte auch die besten Stifter für seine Prämonstratenser zu gewinnen, denen er u. a. gegen den Willen der bisherigen Inhaber die Marienkirche zu Magdeburg überwies. Besonders die Begünstigung seines Ordens erregte den Haß der Magdeburger Geistlichkeit, der soweit ging, daß mehrfach Attentate auf das Leben Norbert's geplant wurden. An der Spitze seiner Gegner stand der Archidiakonus Atticus (Eticho), der gegen seinen Erzbischof eine Beschwerde beim Papst einreichte. Auch die Bürgerschaft wurde ihrem Oberhirten derart abgeneigt, daß es am 29. Juni 1129 zu offener Empörung kam. N. wurde in der Domkirche belagert und aus Lebensgefahr nur durch das Einschreiten des Burggrafen Heinrich von Groitsch befreit. Er fand es nothwendig, seine Metropole für einige Zeit zu verlassen und zog sich nach Neuwerk oder nach dem Peterskloster bei Halle zurück. Der Bann, den er verhängt hatte, äußerte bald seine Wirkung, so daß er nach sechs Wochen in seine Hauptstadt zurückkehren konnte, die sich nunmehr seinem Willen fügte. — Eine sehr hervorragende Thätigkeit entfaltete N. in Bezug auf das im J. 1130 ausgebrochene Schisma der römischen Kirche. In glühendem Eifer wirkte er gleichwie der mit ihm befreundete Abt Bernhard von Clairvaux zu Gunsten Innocenz II. und gegen Anaclet II. Hauptsächlich durch Norbert's Einfluß wurde der König Lothar bestimmt, sich für Innocenz zu erklären, den er mit hohen Ehren auf einem Reichstag zu Lüttich 1131 empfing. An dem Zuge nach Italien, den der König 1132 behufs der Einsetzung Innocenz II. und der Vertreibung Anaclets II. unternahm, betheiligte sich auch N., der von ersterem Papst für seine erheblichen Dienste vielfache Gunstbezeugungen empfing. Insbesondere wurde durch eine Bulle vom 4. Juli 1133 das Erzbisthum Gnesen aufgehoben und dieses mit allen seinen Suffraganen dem Erzbisthum Magdeburg unterstellt. Indeß gelang es N. nicht, in diesen fernen Gegenden sich Anerkennung zu verschaffen. Ueberhaupt war er in den slavischen Gebieten mißliebig. Seine Missionsversuche scheiterten völlig, das Bisthum Havelberg versah er zwar mit einem Bischof, der indeß seine Diöcese nicht betreten konnte, da sie ganz in der Gewalt der Heiden stand. — Nach seiner Rückkehr aus Italien war N. meist in der Umgebung des Königs geblieben, der ihn vor allen anderen Kirchenfürsten bevorzugte, ihn auch während des Römerzuges zum Reichskanzler für Italien ernannt hatte. Allein seine Wirksamkeit fand ein früheres Ende als erwartet wurde. Im Februar 1134 kehrte er nach Magdeburg zurück, um es nicht wieder zu verlassen. Längere Zeit hatte er bereits gekränkelt, bis er Mitte April ernstlich leidend wurde. Sein Tod erfolgte am 6. Juni 1134, seine Beisetzung in der Prämonstratenser

Marienkirche zu Magdeburg am 11. Juni. Von dort wurde sein Leichnam im J. 1626 nach dem Prämonstratenserkloster Dux und dann nach Strahow in Prag übergeführt, wo er sich noch befindet. Vom Papst Gregor XIII wurde N. im J. 1582 canonisirt.

Eine aus zeitgenössischen Berichten zusammengestellte Vita Norberti findet sich in Mon. Germ. Script. XII, 663—706. Vgl. außerdem (Hugo) Vie de S. Norbert, Luxembg. 1704. — L. Giesebrecht, Wendische Gesch. Berlin 1843, II, 231 ff. — Winter, Prämonstratenser, Berlin 1865, S. 7 bis 48. — v. Giesebrecht, Kaiserzeit IV. — Rosenmund, Biogr. des heil. Norbert, Berlin 1874. — Bernhardi, Lothar von Supplinburg, S. 82—103 u. ö. Wilhelm Bernhardi.

Nordheim: Graf Otto v. N., s. **Otto**, Herzog von Baiern.

Nördlingen, Heinrich von N., deutscher Mystiker des 14. Jahrhunderts. Ueber das Leben des Weltpriesters H. v. N. sind wir unterrichtet durch seine in den Jahren 1332—1350 mit seinem Beichtkinde Margareta Ebner, Dominicanerin zu Maria Medingen (s. A. D. B. XX, 332) geführte Correspondenz sowie der letzteren Offenbarungen, die sich vielfach mit Heinrich, dem „getreuen Freunde Gottes" beschäftigen. Zu der Zeit, als dieser die Ebnerin kennen lernte (1332), wirkte er als Weltpriester in seiner Heimath Nördlingen, umgeben von einem Kreise frommer, meist adliger Frauen, zu denen auch seine Mutter gehörte. Zu der benachbarten Cistercienserabtei Kaisheim und den ihr untergeordneten Frauenklöstern Ober- und Niederschönenfeld und Zimmern stand er in nahen Beziehungen. In Engelthal war es die gottbegnadete Christina Ebner, mit der er brieflich verkehrte und bei der er in späteren Jahren einmal längere Zeit sich aufhielt. Auch im Frauenkloster zur Klause in Höchstädt sowie im Benedictinernonnenkloster Hohenwart zwischen Augsburg und Ingolstadt scheint H. persönlich bekannt gewesen zu sein. Ein besonders häufiger Gast aber war er bei den Dominicanerinnen von Maria Medingen. Wenn hier M. Ebner als nächste Geistesverwandte seine vertrauteste Freundin wurde, so verstand er es gleichfalls, ihre Mitschwestern dauernd an sich zu fesseln. Auch für diese sowie für viele andere äußere Freunde des Klosters hatte H. in seinen Briefen stets einen herzlichen Gruß, ein freundliches Wort, selbst eine aufmerksame Gabe bereit. Es war ein großer Kreis mystischer Seelen, die schon damals in H. ihren geistlichen Berather und Führer verehrten. Als H., veranlaßt durch die Streitigkeiten zwischen Kaiser und Papst, Ende 1335 eine längere Reise nach Avignon antrat, verabschiedete er sich brieflich von M. Ebner mit der Bitte, recht oft an ihn zu schreiben. Er ermahnte sie, eifrigst für das mystische Leben in Medingen zu wirken und möglichst viele Frauen für ein „gemeines Leben" zu gewinnen: es war also geradezu auf einen mystischen Verein abgesehen. Auf der Heimreise (Frühjahr 1337) blieb er einige Zeit auf Burg Neuhofen unweit Speier bei einer nicht näher bezeichneten Herzogin und kehrte dann über Speier und Schwäbisch Gmünd nach Nördlingen zurück, ohne daß er Zeit gefunden hätte, unterwegs die Freundin in Medingen zu begrüßen. Als sich H. im Juli 1338 schon zu einem Besuche nach Medingen rüstete, wurde er unerwartet nach Kaisheim zum Abte Ulrich II. berufen, der mit ihm über die Besetzung der zu Kaisheim gehörigen Pfarre Fessenheim, für die H. in Aussicht genommen war, zu verhandeln hatte. Die Besetzung von Fessenheim hatte Zwistigkeiten im Gefolge, über die jedoch Heinrichs briefliche Auslassungen uns nicht genügenden Aufschluß geben; sicher ist, daß außer H. sich noch Andere um die Stelle bewarben. Alles schien ihm günstig, — da wurden mit einem Male Heinrichs Aussichten für die Zukunft jäh durchkreuzt durch das von Kaiser Ludwig auf

dem Frankfurter Reichstage erlassene Gesetz vom 6. August 1338, welches befahl, fortan die päpstliche Excommunication und das Interdict unbeachtet zu lassen und den Gottesdienst wieder aufzunehmen bei Strafe der Friedlosigkeit. H., der Kirche treu ergeben und — darin allein bei sonst völliger Meinungsgleichheit in schroffstem Gegensatz zu M. Ebner — ein erklärter Gegner des Kaisers, sah nun seine Tage in der Heimath gezählt. Einstweilen hatte H. noch in Nördlingen die Stimmung für sich und man versprach ihm, so lange als irgend möglich seiner schonen zu wollen. Bald aber wurde Heinrichs Lage kritischer. Er ging nach Augsburg, wo am 22. October vor dem Bischof in Sachen der Fessenheimer Pfarre entschieden werden sollte. Ueber den Ausgang des bischöflichen Schiedsgerichtes verlautet nichts; fest steht nur, daß H. noch Ende 1338 die Heimath verließ, da er sich den Gesetzen des Kaisers nicht fügen wollte. Zuerst wandte er sich nach Konstanz, wo er aber die Verhältnisse nicht günstiger als daheim fand, denn auch Konstanz stand auf Seiten des Kaisers. Auch hier war seines Bleibens nicht; zudem war Heinrich Seuse, den er aufsuchen wollte — später zog sich H. von diesem zurück — nicht anwesend. So ging er denn in den ersten Januartagen 1339 mit guten Empfehlungen nach Kloster Königsfelden im Aargau zur Königin Agnes von Ungarn und da er auch hier nichts ausrichtete, gelangte er schließlich nach Basel, wo das Interdict beobachtet wurde, der Clerus also unbehelligt war. Aus ähnlichen Gründen, die H. hierher führten, hatte auch Tauler Straßburg verlassen und in Basel seinen Aufenthalt genommen. Dieser, Heinrichs „lieber und getreuer Vater" und gleichfalls ein Verehrer der M. Ebner, nahm sich des flüchtigen Weltpriesters an und erwirkte ihm Herberge im Spital sowie die Befugniß, geistlich zu functioniren. Hier predigte H. nun vom 24. Januar an täglich, ja oft zweimal am Tage, mit ganz ungewöhnlichem Erfolge. Reich und Arm strömte ihm zu. Jeder hätte gern bei ihm gebeichtet, wenn er nur alle hätte hören können. Bei den Deutschherren, wo H. einen Herrentisch hatte, las er täglich Messe und erfreute sich auch bei ihnen zuvorkommendster Behandlung. Die Bürger der Stadt erwarben ihm die Erlaubniß, vierzig Tage lang in seiner Predigt Absolution zu ertheilen. Man bot ihm Pfarren, Capellen und Pfründen an, die Orden suchten seinen Eintritt. H. klagte der M. Ebner, er sei zu sehr beschäftigt mit Beten, Predigen, Messelesen, Beichtehören, Studiren und Schreiben, dabei oft durch Ueberarbeitung krank, er käme vor lauter Predigen und Beichtehören nicht mehr zu sich selbst und zu innerer Andacht. Hie und da versäumte er sogar eine Messe oder Beichte, nur um einmal Briefe schreiben zu können. M. Ebner, die die etwas haltlose, bald überströmende, bald niedergeschlagene Gemüthsart Heinrichs besser als er selbst kannte, hatte gleich im Beginn seiner Basler Wirksamkeit Sorgen, daß dies neue Leben für H. nicht das richtige wäre und er dabei Schaden an sich selbst nehmen würde. H. ließ sich von den Verhältnissen willenlos tragen und beherrschen, ohne ihnen ein inneres Gegengewicht zu bieten. Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß seine günstige Stellung in Basel vielfach beneidet, er selbst bald angefeindet wurde. Das Volk hing ihm an, aber von der Geistlichkeit hatte er wegen des Erfolges seiner Predigt und der Beliebtheit beim Publicum „viel giftige Stöße" zu erdulden. Heinrichs oft zum Ausdrucke gebrachte Sehnsucht nach Margareta bricht auch in den Briefen dieser Zeit immer wieder hervor. Ginge „der Baier" aus dem Lande, dessen Nähe ihn hindere, mit ruhigem Gewissen daheim zu sein, so hoffe er Margareta mit Gottes Willen bald zu sehen. Auch aus anderen Gründen mußte H. seinen oft geplanten Besuch in Medingen immer wieder aufschieben. Er war in Basel nicht sein eigener Herr, sondern fühlte sich gegenüber einem ganzen Capitel und der besten Pfarre,

die seiner Seelsorge anvertraut waren, gebunden. Auf Margaretas wiederholtes Bitten, nach Medingen zu kommen, suchte er im folgenden Jahre 1340 sich dem Lützeler Abte, der sich nach Kaisheim begab, anzuschließen; allein er bekam keinen Urlaub und fühlte sich überdies wie so oft krank. Erst Anfang November 1341 sah H. nach langer Trennung die Freundin wieder, dann abermals im October 1344, wo er Margareten das Versprechen abnahm, ihre Offenbarungen im Zusammenhange niederzuschreiben. In der ersten Zeit des Jahres 1345 traten für die Diöcese Basel durch päpstliche Gnade Erleichterungen in Bezug auf das Interdict ein. Um Ostern wurde wieder öffentlich Messe gelesen und das Abendmahl konnte allen gereicht werden. Da hatte H. nach dieser Seite hin vollauf zu thun: Tauler schrieb damals an die Ebnerin, H sei so in Anspruch genommen, daß er über des Papstes Erlaubniß zürnen könne. Es war in Basel eine „heilige vornehme geistliche Gesellschaft“, in der sich H. und seine seit Herbst 1339 bei ihm befindliche Mutter bewegten. Von Jahr zu Jahr steigerte sich die Zahl ihrer Glieder und selbst von Nördlingen aus besuchten zeitweise alte Freunde und Freundinnen den nun in der Ferne wirkenden mystischen Seelsorger. Mit am innigsten aber hatte sich Margareta zum goldenen Ring aus einem Basler Geschlechte und deren Beichtvater Herr Heinrich von Rumerschein zu St. Peter an H. angeschlossen. Sie sind es, durch die später Heinrichs während seiner Basler Zeit entstandene hochdeutsche Uebersetzung der Offenbarungen Mechthilds von Magdeburg (s. A. D. B. XXI, 154) als ein kostbares Vermächtniß an die Waldschwestern nach Einsiedeln kam und dort bis auf unsere Zeit sich erhalten hat. Auch außerhalb Basels knüpfte H. Beziehungen an: zu dem zur Basler Diöcese gehörenden Cistercienserkloster Lützel hatte ihn sein altes Verhältniß zu Kaisheim geführt, andererseits verkehrte er im Frauenkloster Unterlinden zu Colmar, wo sich das mystische Leben zu besonders reicher Blüthe entwickelt hatte. Von dort wie vom Dominicanerinnenkloster Klingenthal zu Basel übersandte man H. öfter Gaben, meist Reliquien, für M. Ebner. — Im J. 1345 war H. in Straßburg, wo er mit Rulman Merswin (s. A. D. B. XXI, 459) und dessen Frau bekannt wurde. Anfang 1346 unternahm er eine größere Reise nach Köln und Aachen, um Reliquien zu sammeln. Er brachte viele Heiligthümer mit zurück, von denen er einige Margareta zum Geschenk machte in der Zuversicht, ihr würde durch göttliche Eingebung die Gewißheit werden, ob man ihn auch nicht betrogen hätte. Der Königin Agnes von Ungarn stattete H. gleichfalls in diesem Jahre in Königsfelden einen Besuch ab und verhandelte mit ihr über Medinger Angelegenheiten, namentlich über eine Beisteuer zu einem am dortigen Refectorium vorzunehmenden Bau. Im Juli 1347 erhielt H. vom Basler Bisthum den ehrenden Auftrag, nach Bamberg zu gehen, um vom dortigen Domcapitel Reliquien des heiligen Kaisers Heinrich II. und seiner Gemahlin Kunigunde für das Basler Münster zu erbitten und ihre Ueberführung nach Basel zu leiten. Auf der Hin- und Heimreise sprach H. in Medingen vor. Am 4. November langte H. unter feierlicher Einholung mit den Reliquien wieder in Basel an. Trotz aller Anerkennung, die H. in Basel fand — das dortige Leben und Wirken vermochte seinen unruhigen Sinn nicht auf die Dauer zu fesseln. 1348 oder 1349 wandte er sich zum größten Leidwesen seiner Basler Freunde nach Sulz im Elsaß, wo er ganz auf sich angewiesen war; die so lang ersehnte Einsamkeit erschien ihm nun aber nicht als die selbstgewählte Ruhe und Ausspannung zur Sammlung seiner selbst, sondern er empfand sie gegenüber dem einstigen geräuschvollen Leben als Leere und Oede. Wol hatte ihn seine Mutter auch nach Sulz begleitet und noch andere [illegible] Gottes vertrauten sich seiner Führung an: H. wurde in Sulz nicht [illegible] neuen Anfeindungen ausgesetzt und noch im J. 1349 finden [illegible]

unterwegs und zwar als Wanderprediger, von einer Stadt zur andern ziehend, ohne festen Wohnsitz in einem Convente. Vorübergehend war er jetzt nochmals in Straßburg. In den ersten Monaten des Jahres 1350 endlich betrat H. nach langem Umherirren in der Fremde wieder die Heimath; seine Mutter war kurz vorher gestorben. Von Ulm aus kündigte er M. Ebner sein baldiges Kommen an, aber nicht lange sollte sich H. ungetrübt der wiedererworbenen Heimath und der Nähe Margaretas erfreuen. Als die Medinger Freundin am 20. Juni 1351 starb, fühlte er sich in der durch seine lange Abwesenheit ihm fremd gewordenen Heimath einsam und verlassen. Aufs neue begann er ein Wanderleben und suchte (November 1351) bei der bereits 74jährigen Christina Ebner (1277—1356) in Engelthal Ersatz für das, was er in Margareta verloren hatte. Christinas Visionen bezeugen, wie bedeutsam und eingreifend auch auf sie H. zu wirken verstand. Damit aber verschwindet jede weitere Spur über Heinrichs Leben. Wir wissen nicht, wo und wann er gestorben ist. — Heinrichs Briefe sind nicht nur die Hauptquelle für sein Leben, aus ihnen allein auch gewinnen wir Einsicht in den Verkehr der mystischen Kreise und Gottesfreunde unter einander. So wird z. B. das Verhältniß zwischen Beichtiger und Beichtkind in den Frauenklöstern des Mittelalters nirgends reichhaltiger illustriert als durch Heinrichs Briefwechsel, der zugleich die älteste uns erhaltene Briefsammlung in deutscher Sprache ist, das Wort Briefe im modernen Sinne genommen. Ist auch die Correspondenz im Einzelnen etwas schablonenhaft angelegt, so zeichnet sie sich doch durch Mannigfaltigkeit des Inhalts aus, insbesondere gewährt sie für die Culturgeschichte reiche Ausbeute. Keine Begebenheit, sie mag noch so unbedeutend, keine Stimmung, sie mag noch so vorübergehend sein, wird unberührt gelassen: H. setzt alles in Beziehung zu seiner Freundin. Wo er auch weilt, redet er von ihr und so sind seine Freunde auch die ihrigen und bezeugen nicht selten ihre Verehrung durch Gaben, die dann H. übermittelt. Der häufigste Geber war aber Heinrich selbst, andererseits wurde er wieder von den Medinger Schwestern beschenkt. Groß ist die Zahl und Mannigfaltigkeit der Geschenke, Aufträge und Bestellungen, die in den Briefen namhaft gemacht werden. Jedoch nicht nur durch äußere Dinge, nicht nur durch sein gesprochenes oder geschriebenes Wort war H. bemüht, die Medinger Nonnen in ihrem geistlichen Leben zu festigen: er sorgte auch dafür, daß sie durch gute Lectüre sich für das Ewige vorbereiteten. Er versah Medingen, Schönenfeld, Kaisheim und Engelthal mit geistiger Nahrung. Er selbst setzte u. a. Mechthilds von Magdeburg niederdeutsche Offenbarungen ins Hochdeutsche um und sandte sein Werk von Basel nach Kaisheim, Medingen und Engelthal. Von einer eigentlichen mystischen Lehre ist in Heinrichs Briefen nichts zu finden: ohne irgend welche Speculation geht bei ihm alles im Gefühle auf. Hie und da wol mystisch angehaucht, ist er doch im Allgemeinen mehr Praktiker und Mystiker vom Hörensagen. Im Umgange mit den Mystikern und mit ihren Schriften vertraut, eignete er sich eine mystische Predigtweise an, die beim Publicum deshalb so großen Beifall fand, weil die mystische Richtung damals in Deutschland, insbesondere bei den Frauen Mode geworden war. H. aber war recht eigentlich ein Frauenprediger; sein frommes, kindliches Gemüth, sein liebenswürdiger, lenksamer weil wenig energischer Charakter gewann ihm in erster Linie die Sympathien des weiblichen Geschlechtes. An Geist und Verstand einem Tauler und Seuse weit nachstehend, fand er für die überschwengliche Inbrunst seines religiösen Empfindens einen neben manchem unklaren und überspannten oft doch auch wirklich schönen und poetischen Ausdruck. Aehnlich wie Mechthild von Magdeburg fließt seine Prosa nicht selten in Reime und Verse über; seine Sprache ist reich an neuen Wortbildungen, die Darstellung meist gewandt und immer lebhaft.

Mit Gelehrsamkeit prunkt H. nicht: außer biblischen Citaten, die er gerne paraphrasirt, nennt er nur Gregor, Augustin und vielleicht den h. Anselm. Mechthild v. M., der er größere Stellen entlehnt, hat ihn auch sonst vielleicht hie und da im Ausdrucke beeinflußt; außerdem beruft er sich gern auf Aussagen und Erlebnisse anderer Gottesfreunde.

Litteratur s. unter Margaretha Ebner Bd. XX, S. 334.

Strauch.

Nördlinger: Julius Simon v. N., Forst- und Bergmann, geb. am 28. September 1771 zu Pfullingen an der Alb, † am 28. Juni 1860 zu Stuttgart, schwang sich aus höchst bescheidenen Verhältnissen durch großen Wissenstrieb von frühester Jugend ab und eigene Thatkraft zu einer sehr einflußreichen Stellung in Würtemberg empor. Sein Vater, ein einfacher Bortenmacher, siedelte schon 1772 nach Tübingen über, wo er reicheren Erwerb zu finden hoffte. Hier bezog der junge N. die lateinische Schule und zeichnete sich durch Eifer und Fleiß so aus, daß der Rector dem Vater zuredete, den talentvollen Sohn studiren zu lassen. Da aber hierbei nur von Theologie die Rede war, für welche er keine Neigung verspürte, und da andererseits auch der Vater von einer höheren Bildung des Sohnes nichts wissen wollte, trat letzterer schon vor erlangter Maturität aus der Schule aus, um sich an dem väterlichen Gewerbe zu betheiligen. Die Arbeit blos am Webstuhle konnte ihn aber bei seinem überaus regen und auf höhere Ziele gerichteten Geiste auf die Dauer nicht befriedigen. Er beschäftigte sich daher in freien Stunden mit alten Sprachen (Griechisch und Hebräisch), studirte vielfach Nachts bei Mondschein und später während seiner mechanischen Arbeit mathematische Werke und trieb außerdem, angeregt durch einige gleichgesinnte Genossen, mit Eifer Zeichnen und Malerei. Nach Zurücklegung seines 17. Lebensjahres wurde er nach dem Schwarzwalde und Rhein auf den Seidenhandel geschickt. Während seiner Wanderung brach (1789) die französische Revolution aus. Die neuen Freiheitsideen ergriffen auch ihn eine zeitlang so mächtig, daß er sich als eifriger Republikaner in Straßburg sogar an den Versammlungen der Jakobiner betheiligte, allein deren Ausschreitungen, zumal das traurige Ende des Königs Ludwig XVI. auf dem Schaffotte, ernüchterten ihn bald. Eine unvorsichtige Aeußerung über das neue Regime, speciell den neuernannten Maire in Straßburg, zwang ihn sogar zur sofortigen Flucht. Nachdem er unter Ueberwindung von mancherlei Gefahren die Heimath auf Umwegen (durch die Schweiz) glücklich erreicht und die Bortenmacherei wieder aufgenommen hatte, reifte bei ihm der Entschluß zur That, sich einer Prüfung in Mathematik und Zeichnen zu unterziehen, um als Gehülfe bei dem für den Kirchenrath beschäftigten Forstgeometer Zais einzutreten. Eine neue Rekrutirung bestimmte ihn aber schnell aufzubrechen und in Ulm zu verweilen, bis ein Berufungsschreiben nach Bebenhausen in den kirchenräthlichen Dienst einlief. Anfangs blos Gehülfe, arbeitete er 1796 bereits ziemlich selbständig, als ihn doch noch eine Einberufung zur Garnison nach Stuttgart erreichte. Nach erlangtem Abschied, welchen er den wiederholten Verwendungen des Kirchenrathes bei dem Herzoge Ludwig zu verdanken hatte, nahmen ihn vom Mai 1799 ab umfangreiche Vermessungen und Kartirungen in den verschiedensten Theilen des Landes in Anspruch. Gleichzeitig begann er, durch längeren Aufenthalt auf Königsbronn veranlaßt, das schon in Stuttgart begonnene Studium der Chemie, Mineralogie, Hüttenkunde rc. mit dem ihm eigenen Eifer wieder aufzunehmen. Als glänzende Zeugnisse seiner diesfallsigen Studien und Beobachtungen mögen einige aus dieser Zeit stammende Arbeiten über den Ursprung der von dem kraterförmigen Sternenberge herrührenden Basaltfindlinge bei Offenhausen, ferner über die Markung und Gestütsweiden daselbst und über ein Cylindergebläse genannt werden. Diese Leistungen, in Ver-

bindung mit einer nach Lehmann'scher Manier musterhaft ausgeführten Terrainkarte von Heidenheim und einem grundlegenden Aufsatz über Waldwerthrechnung (s. später) gaben dem herzoglichen Kirchenrathe die Veranlassung, den Verfasser zu einer Auszeichnung zu empfehlen. Als solche wurde ihm ein sehr ansehnliches Reisestipendium und ein zweijähriger Urlaub zutheil. Am 22. August 1804 trat er seine ausgedehnte Studienreise an. Sein nächstes Ziel war Wien; von da begab er sich, einer ihm durch Vermittlung seines Freundes Langreuter zu Eisenstadt zutheil gewordenen Einladung des Fürsten Esterházy folgend, nach Ungarn, um dessen ausgedehnte Waldungen und Eisenwerke in Augenschein zu nehmen. Hierauf wendete er sich — wieder über Wien — nach Mähren, Böhmen, Sachsen, Anhalt und Thüringen, wobei er überall wissenschaftlichen Verkehr mit hervorragenden Bergmännern und Forstwirthen (z. B. mit Bechstein in Dreißigacker) anknüpfte. In Gotha überraschte ihn die Ernennung zum Professor für Forst- und Cameralwesen an der Universität Tübingen, gegen welche Auszeichnung er aber aus übergroßer Bescheidenheit Einsprache erheben zu müssen glaubte. Alsdann besuchte er noch Heinrich Cotta in Zillbach und durchwanderte das sowol forstlich als geologisch so interessante Harzgebirge. Nach einem zweimonatlichen Aufenthalte an der Universität Göttingen, welcher ihn in nahe Beziehungen zu Plank, Blumenbach und anderen bedeutenden Männern brachte, reiste er über Münden, Kassel, Marburg und Gießen nach Siegen, um den dorigen Grubenbetrieb zu studiren, und nach Dillenburg, wo er die Bekanntschaft von Georg Ludwig Hartig machte. Vom März 1805 ab wendete er sich nach dem nördlichen und östlichen Deutschland (Magdeburg, Berlin, Frankfurt a. O. und Schlesien), besuchte Krakau und die berühmten Salzbergwerke bei Wieliczka, erstieg dann die Karpathen, wanderte nach Schemnitz und Preßburg und hierauf wieder nach Wien und Eisenstadt, wo er sich wie zu Hause fühlte. Die Rückkehr in seine Heimath erfolgte über den Sömmering, das Salzkammergut, München und Augsburg im October 1806. Schon in Berlin war ihm die Nachricht zugekommen, daß er seinem Wunsche gemäß von der ihm zugedachten Professur enthoben, dafür aber zum Berg- und Forstrath in Stuttgart ernannt worden sei. In dieser Stellung entfaltete er nunmehr — von 1807 ab — eine eminente Thätigkeit. 1808 und 1809 richtete er die von Oesterreich an Würtemberg abgetretenen Eisenwerke Zitzenhausen, Bärenthal und Harras unter sehr schwierigen Verhältnissen ein und nahm Waldschätzungen im Nellenburgischen vor. Im August 1809 rückte er, nachdem er einem ehrenvollen Rufe in fürstlich Esterházy'sche Dienste aus Liebe zu seinem Heimathlande und Königshause entsagt hatte, mit erhöhtem Gehalte zum Oberökonomierath im Landwirthschaftsdepartement auf. Da ihn aber die Besorgniß, daß seine landwirthschaftlichen Kenntnisse für diese Stellung nicht ausreichen möchten, quälte, behielt er sich den Rücktritt in seine frühere Stellung vor und wurde derselben 1812 auch wieder zurückgegeben. 1818 trat er als „Oberfinanzrath“ in das Oberfinanzcollegium ein, woselbst er bis 1840 alleiniger Referent für das würtembergische Forst- und Bergwesen blieb. Im J. 1847 wurde er zum Mitgliede der Centralstelle für Landwirthschaft ernannt. Als Ende 1849 die Auflösung des Oberfinanzcollegiums erfolgte, wurde er zwar formell in den wohlverdienten Ruhestand versetzt; seine Ernennung zum vorsitzenden Ehrenmitglied in der Forstabtheilung, späteren Forstdirection, veranlaßte ihn aber, sich an den Berathungen dieses Collegiums eifrig zu betheiligen. Er behielt auch viele sonstige früher übernommene Functionen bei, bis ihn im Mai 1857 — im 86. Lebensjahre — ein starker Schlaganfall in seinen Körperkräften so reducirte, daß er sich von allen Geschäften zurückziehen mußte. — N. war etwa ein halbes Jahrhundert lang die Seele der würtembergischen Forstverwaltung. Da er nebenbei auch das Hüttenwesen im

Referate hatte, war das Feld seiner amtlichen Thätigkeit ein überaus umfassendes. Ausführung von Waldtheilungen und Waldertragsregelungen, Einleitung und Fortführung von Servitutenablösungen, forstorganisatorische Arbeiten, Forstvisitationen, Einrichtung von Köhlereien, Anlage von Torfstichen, Hüttenuntersuchungen, Flößereibetrieb ꝛc. wechselten im bunten Gemische mit einander ab. Dabei galt es, fast auf allen diesen Gebieten neue Einrichtungen zu schaffen. Daneben hatte er noch zahlreiche commissarische Geschäfte zu erledigen, zumal Ankäufe von Waldungen und Eisenwerken; rühmende Erwähnung bedarf an dieser Stelle auch seine thätige Mitwirkung bei der 1824 in das Leben getretenen Dampfschifffahrt auf dem Bodensee, der ersten in Deutschland. Endlich wußte er auch sonstige gemeinnützige Zwecke und Kunstbestrebungen als thätiges Mitglied zahlreicher Vereine zu fördern. Diese vielseitige und staunenswerthe Thätigkeit erklärt sich aus der bei N. so glücklichen Verbindung glänzender Eigenschaften des Geistes mit einer seltenen Betriebsamkeit und eisernen Gesundheit. Sein schriftlicher und mündlicher Vortrag zeichnete sich durch scharfe Logik und große Klarheit aus. Viele seiner Referate waren geradezu wissenschaftliche Abhandlungen. Seine Bestrebungen im Forstfache waren darauf gerichtet, die Holzvorräthe möglichst zu vermehren, deshalb führte er zahlreiche Mittel in Hochwaldungen über. Daß er bei seinen forstorganisatorischen Neuerungen und Waldertragsregelungsvorschriften nicht immer das richtige traf, erklärt sich einfach daraus, daß er selbst niemals im Walde praktisch gewirthschaftet hatte, allein sein weiter Blick half ihm doch meistens über diesen Mangel hinweg. Für seine andauernde Leistungsfähigkeit spricht, daß er noch über das 70. Lebensjahr hinaus Tage lang am Schreibtische verbringen und dann wieder Tage lang die anstrengendsten Waldbegänge bei Wind und Wetter ohne Ermüdung aushalten konnte. Im Uebrigen besaß er noch alle Eigenschaften eines musterhaften Beamten: strenge Redlichkeit, Uneigennützigkeit, unbeugsame Energie in der Ausführung des von ihm als dem Staate nützlich Erkannten und schonungslose Offenheit. Wenn ihm auch sein Grundsatz, in amtlichen Dingen stets nur die Sache und nicht die Person in Erwägung zu ziehen, momentan manche Verdrießlichkeiten und Feindschaften bereitete, so wurde doch die Redlichkeit seiner Absichten von Niemand bezweifelt. Zu größeren wissenschaftlichen Arbeiten fehlte ihm leider die Zeit; er hatte jedoch ein größeres forstbotanisches Kupferwerk in Angriff genommen und die schwierigen Familien der Weiden und Birken bereits durchgearbeitet. Außerdem besitzen wir eine Reihe kleinerer (in Zeitschriften veröffentlichter) Aufsätze aus seiner Feder, welche sachlich und stilistisch gleich vorzüglich sind. Einige wurden bereits früher erwähnt. Forstlich bemerkenswerth erscheint zumal der in der Zeitschrift Diana (3. Band, Jahrgang 1805) veröffentlichte Aufsatz über Waldwerthrechnung, weil in demselben bereits die Methode der Berechnung des Erwartungswerthes gelehrt und die Nothwendigkeit der Anwendung von Zinseszinsen bei Waldwerthrechnungen zuerst betont wird. Auch über die Höhe des forstlichen Zinsfußes werden hier sehr verständige Ansichten geäußert. An Anerkennung fehlte es ihm schon bei Lebzeiten nicht, und zwar fielen ihm alle Aemter und Würden sozusagen von selbst zu. Er diente zwei Königen, welche ihn gleich hoch schätzten und mit ihrer Huld beglückten; König Wilhelm zeichnete ihn sogar durch die Verleihung des Comthurkreuzes des Kronenordens aus, mit welcher der Personaladel verbunden ist. Die Stadt Tübingen verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht; zahlreiche wissenschaftliche Vereine ernannten ihn zum Ehren- oder wenigstens correspondirenden Mitgliede. Er war zweimal verheirathet. Seiner ersten Ehe entstammt u. a. auch Hermann N., zur Zeit o. ö. Professor an der Universität zu Tübingen, welcher sich durch einige entomologische Arbeiten und namentlich durch gediegene Forschungen auf dem schwierigen Ge-

biete der technischen Eigenschaften der Hölzer einen geachteten Namen in der forstlichen Gelehrtenwelt erworben hat.

Monatschrift für das Forst- und Jagdwesen, 1861, S. 2. — Allgemeine Forst- und Jagdzeitung, 1861, S. 198. — G. v. Schwarzer, Biographien, S. 19. — Fr. v. Löffelholz-Colberg, Forstl. Chrestomathie, II. S. 403, Nr. 721[b], Bemerkung 328[a]. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums rc., II. S. 267, Bemerkung 52, S. 359; III. S. 80, 81 und 297.

R. Heß.

Nordmann: Joseph Armand v. N., k. k. Feldmarschallieutenant, Ritter des Militär-Maria-Theresien-Ordens, geb. am 31. August 1759 zu Molsheim im Elsaß, geblieben am 6. Juli 1809 auf dem Schlachtfelde bei Wagram, stand ursprünglich im französischen Heere, in welchem er am 24. October 1792 zum Obersten vorrückte und das Husarenregiment Bercheny befehligte. Mit diesem kämpfte er pflichtgetreu und brav in dem Jahre 1792 und anfangs 1793; doch als das wilde Treiben des Convents alle Bande der Ordnung zerrissen hatte und Nordmann's monarchische und gesetzesachtende Gesinnungen durch die Hinrichtung Ludwig XVI. auf das tiefste verletzt worden waren, da begab er sich im Monate April mit dem größten Theile seines Regiments unter Dumouriez in das österreichische Hauptquartier nach Tournay. Seine Bitte um Einreihung in das österreichische Heer wurde schon im J. 1794 erfüllt; er kam als Oberstlieutenant in die aus Infanterie und Husaren zusammengesetzte Legion Bourbon und that sich an der Spitze derselben 1796 an der Lahn und insbesondere bei Nassau durch Bravour und vorzügliche Gefechtsleitung hervor. Bei Umwandlung der Legion 1798 in ein leichtes Bataillon erfolgte jedoch Nordmann's Uebersetzung zum Husarenregimente Mészáros Nr. 10. Im Verbande desselben rückte er 1799 neuerdings gegen Frankreich, allerorts mit Kühnheit fechtend, besonders bei Stockach am 25. und 26. März und bei Andelfingen am 25. Mai, an welchen Tagen sein verdienstvolles Verhalten öffentliche Anerkennung fand. Bald hierauf wurde N. das Commando des leichten Dragonerregiments Nr. 11, jetzt Dragonerregiment Nr. 14, als Oberst übertragen. Diesem war N. ein in jeder Hinsicht sorgsamer Befehlshaber, unter seiner Führung erntete das Regiment nur Lob und errang sich die Ehre, am 27. Juni 1800 bei Neuburg an der Donau das Bataillon Latour d'Auvergne zu sprengen, dessen Commandant, der vielgepriesene „Erste Grenadier von Frankreich“, hierbei im Handgemenge fiel. Wie jedoch N. in den nun folgenden Friedensjahren gewirkt, ist leider nicht bekannt, ehrenvoll nennt ihn dagegen die Geschichte des Feldzuges 1805, in welchem Jahre er als Generalmajor und Brigadier in Italien commandirte. Denn sein scharfes Erfassen der jeweiligen Gefechtslagen, getragen von Festigkeit im Befehlen und begeisternder Todesverachtung fesselten siegreiche Erfolge an die Fahnen seiner Truppen. Am glänzendsten wol bei Caldiero am 29., 30. und 31. October, indem er dortselbst des Gegners Absichten rechtzeitig durchblickte, mit der Brigade Colloredo, 1 Bataillon Gradiscaner und Abtheilungen von Erdödyhusaren den Feind in Flanke und Rücken angriff, unter höchst schwierigen Verhältnissen und in concentrirtem Feuer auf einem schmalen Damme die Verschanzung bei Chiavica del Cristo besetzte, und dieselbe trotz enormer Verluste bis zu seiner am 31. October stattgehabten Verwundung vertheidigte. Würdig des ihm hierfür zuerkannten Ritterkreuzes des Militär-Maria-Theresien-Ordens kämpfte N. nun auch im Kriege 1809 und erscheint sein Name wohlberechtigt jenen Generalen angereiht, welche durch die Schlachten bei Aspern und Wagram für alle Zeiten denkwürdig geworden. Sein hervorragendes Verdienst war es, die Haltung seiner Truppen ebenso im Auge gehalten zu haben wie jene des Gegners und auf Grund dessen in die Lage gekommen zu sein, bei Aspern am 21. und 22. Mai

iit der Vorhut der ersten Colonne zwischen Stadlau und Aspern vorbrechen zu)nnen, durch Besetzung der Gemeinde-Au und Bedrohung der Flanke von ſpern Napoleon zu beunruhigen, trotz schwerer Opfer in den Ort vorzudringen nd an dem wechselvollen, blutigen Streite um denselben kräftigst theilzunehmen. Gleich ruhmwürdig gestaltete sich Nordmann's Dispositionsfähigkeit und Energie or und während der Schlacht bei Wagram am 5. und 6. Juli. Schon sein, nde Juni rasch und umsichtig vollzogener, Aufmarsch zwischen Aspern und Eßlingen hatte das Zurückziehen des französischen 2. Corps zur Folge. Und als s am 5. Juli zum Kampfe kam, hielt N. unerschrockenen Sinnes und mit zäher Ausdauer wiederholt gegen eine zehnfache Uebermacht insolange Stand, bis er den estimmten Befehl zum Rückzuge erhalten. Am 6. endlich, nachdem er die Entwickelung der gegnerischen Angriffscolonnen beobachtete und voll stolzer Zuversicht und glühender Kampfeslust seinen Truppen zugerufen hatte: „Jetzt kömmt an uns die Reihe, Kinder! Der Erzherzog blickt auf das IV. Armeecorps“, da fiel m gewaltigen Ringen um Markgraf-Neusiedel der „tapfere Lothringer“. Dies ier Beiname des monarchentreuen, durch offensive Kriegführung, Standhaftigkeit, Selbstentsagung und persönliches Beispiel ausgezeichneten, heldenhaften Truppenleiters Feldmarschallieutenants N.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterreich. 20. Thl. Wien 1869. — Hirtenfeld, Der Milit.-Mar.-Theres.-Orden rc. Wien 1857. — Szöllösy, Tagebuch gefeyerter Helden rc. Fünfkirchen 1837. — Hirtenfeld, Oesterr. Militär-Kalender. Wien 1852. — Thürheim, Gedenkblätter rc. Wien 1880. — Susane, Hist. de la cavalerie franç. Paris 1874. Schzl.

Nordwig: Wilhelm N. In Petreius großem Sammelwerke „Psalmorum selectorum a praestantissimis musicis coll.“, Nürnberg 1538 und dann wieder in Berg und Neuber's Psalmen-Sammlung von 1553 befindet sich unter Nordwig's Namen der Psalm 60 zu 4 Stimmen in 6 Theilen bearbeitet. Ein breit und großartig angelegtes Werk, wie es eben nur in der Blüthezeit des mehrstimmigen Gesanges geschaffen werden konnte und so weite Verbreitung fand. Der Componist ist sonst ganz unbekannt und keine Notiz gibt irgend welche Nachricht über ihn. Rob. Eitner.

Noritzer: Mathes N., der erste urkundlich beglaubigte Buchdrucker von Regensburg. In den Jahren 1486—1492 war die Stadt dem Herzog Albrecht IV. von Baiern unterworfen und in dieser Zeit erhob sie sich in Kunst und Wissenschaft zu bedeutender Blüthe, indem mehr als 700 Fremde, worunter vier Buchführer Johannes von Straßburg, Johannes Meichsner von Meißen, 1486, Johannes Benkenhaupt (Beckenhaub) von Mainz und Friedrich Pfister von Bischofsheim, 1487, dazu drei Buchbinder sich um das Bürgerrecht bewarben und dasselbe erhielten. Um diese Zeit wurde nun auch von N. die erste Druckerei in der Stadt errichtet. Derselbe war ein Sohn des dortigen Dombaumeisters Konrad N. und hatte vermuthlich bei Pfister oder Sensenschmidt die Kunst erlernt. Die früheste Spur seiner Thätigkeit als Drucker ist die Staatsschrift, welche „Regensburg Samstag nach St. Gilgentag 1486“ der Magistrat ausgehen ließ, um seine Unterwerfung unter Herzog Albrecht zu rechtfertigen. Auch die zwei weiteren Drucke, welche wir aus seiner Presse kennen, beziehen sich auf diese Angelegenheit: ein „Spruch wider Herzog Albrecht und etlich seiner Städt, wie er Regensburg einnahm“ 1486 und ein Spottgedicht auf Herzog Albrecht von 1492. Mit letzterem Jahre verschwindet Noritzer's Name wieder aus der Buchdruckergeschichte. Betreffs seiner Familie bleibt nur noch zu erwähnen übrig, daß um das Jahr 1500 ein Wolfgang N., wiederum ein Dombaumeister, vorkommt, der vermuthlich ein Sohn oder Bruder unseres N. war.

Vgl. J. A. Pangkofer und J. R. Schuegraf, Geschichte der Buchdruckerkunst in Regensburg, Regensb. 1840, S. 23—24. 45.

J. Franck.

Nork: Friedrich N., Schriftstellername des Satirikers und Mythologen Friedrich Korn, 1803—1850. Derselbe wurde am 26. April 1803 in Prag von jüdischen Eltern geboren und zum Kaufmannstande bestimmt; erst im 17. Lebensjahre erreichte er es, in eines der dortigen Gymnasien aufgenommen zu werden, doch dauerte sein Schulbesuch nicht lange, da er wegen einer „satirischen Ode" auf einen seiner Lehrer bald ausgeschlossen wurde. Während er nun zum Handel zurückkehrte, beschäftigte er sich autodidaktisch in umfangreichem Maße mit alter und neuer Litteratur und trat früh mit verschiedenen belletristischen Zeitschriften in Verbindung; Müller, Saphir und Gubitz förderten seine schriftstellerischen Neigungen durch ihre Theilnahme. Als ihm sein gewerblicher Beruf und der Druck unerfreulicher Familienverhältnisse unerträglich wurde, verließ er Prag (vor 1830) und begab sich nach Leipzig, wo seine erste größere satirische Dichtung „Zeriels, des infernalischen Schauspieldirectors, Reise auf die Oberwelt" 1830 erschien. Von da an führte er längere Zeit ein Wanderleben; wir finden ihn in Pest, Wien, Prag, Dresden, Leipzig, in dessen Nähe (Connewitz), wo er sich ankaufte, auch in Stuttgart zwischen 1840 und 50 und an anderen Orten, mit den verschiedensten litterarischen Arbeiten beschäftigt. Nach dem Tode seiner Eltern trat er zum Christenthume über. Er starb am 16. October 1850 in Teplitz auf einer Reise von Leipzig nach Wien. — Die sehr zahlreichen Schriften satirischen Inhalts, die er zum Theil auch unter dem Pseudonym „Spiritus Asper und Lenis" veröffentlichte (wie das „Panorama von Ofen und Pest" 1833 und das „Humoristische Charaktergemälde" von Prag 1835), sind mit Recht bald vergessen worden; am bekanntesten wurden „Belial und Astarte, oder die Liebe der Teufel" 1832, „Figaro's Memoiren" 1833, „Die Seleniten" 1834. Auch die mythologischen und sonstigen wissenschaftlichen Arbeiten, welche das Gepräge des Dilettantischen in hohem Maße tragen, haben ihm Anerkennung zu verschaffen nicht vermocht. Zu nennen sind: „Mythen der Perser" 1835, „Braminen und Rabbinen, oder Indien das Stammland der Hebräer und ihrer Fabeln" 1836, „Vergleichende Mythologie" 1836, „Der Prophet Elias, ein Sonnen-Mythus" 1837, „Versuche der Hieroglyphik" 1837, „Das Leben Mosis, aus dem astrognostischen Standpunkte betrachtet" 1838, „Rabbinische Quellen und Parallelen zu neutestamentlichen Schriften" 1839, „Biblische Mythologie", 2 Bde., 1842—43; auch ein „Etymologisch-symbolisches Realwörterbuch", 2 Bde., 1843 hat er verfaßt.

A. G. Schmidt, Gallerie deutscher pseudonymer Schriftsteller 1840, S. 143—145 und S. 232. — N. Nekrolog der Deutschen 1850, S. 1039 ff., wo aber als Geburtstag der 26. April 1804 angegeben ist, anscheinend ein Druckfehler.

R. Hoche.

Normann: Helmuth Theod. Wilhelm Baron v. N., Diplomat und Dichter, dessen reiches Talent, vor völliger Entfaltung der Blüthe, ein frühzeitiger Tod nicht zur Vollendung kommen ließ. — Geboren am 8. März 1802 zu Neustrelitz, ein Sohn des in demselben Jahre gestorbenen Geh. Raths Friedrich v. N., erhielt das kränkliche Kind von seiner trefflichen Mutter, einer geb. Freiin v. Brockhusen, die sorgfamste Erziehung und Ausbildung, zuletzt auf dem Pädagogium in Halle, worauf er die dortige Universität besuchte, und hier wie in Göttingen und Heidelberg die Rechtswissenschaften studirte, seit 1819. — Eigentlich gegen seine Neigung, die ihn zur Litteratur und Poesie mächtig hinzog, wurde er sodann beim Stadtgericht in Berlin angestellt, und nach dem zweiten Examen beim dortigen Kammergericht. Nun aber erbat er sich Urlaub auf

unbestimmte Zeit, um sich in der Welt umzuschauen. In Mannheim und in Montpellier verweilte er lange, um dem Studium der Litteratur und Poesie sich gänzlich hinzugeben, wie ihm sein Genius gebot. Er bereiste dann Südfrankreich, Theile von Spanien und ganz Italien einschließlich Sicilien. In Rom machte er die Bekanntschaft einer vornehmen englischen Familie, deren Tochter, Miß Maclean Douglas Clephane, ihm eine tiefe Neigung einflößte, während des jungen deutschen Dichters Erscheinung auch nicht ohne Eindruck blieb auf die Gedanken- und Gefühlswelt der edlen jungen Britin. Bei den vielen einer Verbindung fürs Leben entgegenstehenden Schwierigkeiten mußte er indessen seine Liebe für hoffnungslos halten, und eine Folge solcher Stimmung mag jene poetische Melancholie geworden sein, die seine damals wol entstandene schöne Erzählung „Die Reise auf den St. Gotthard" (erschienen 1826) so eigenthümlich durchzieht. Die Aehnlichkeit der hier geschilderten Personen und Zustände veranlaßte daher die Sage, daß der Dichter in diesem kurzen Roman die eigenen Erlebnisse dargestellt habe. Indessen spornte die geringe Aussicht auf Verwirklichung seines Herzenswunsches den Dichter zu dem Entschluß, das Seinige ernstlich zu versuchen um sein Kleinod zu erringen. Er kehrte nach Deutschland zurück, und bestand, um sich zur diplomatischen Carrière vorzubereiten, das dritte Examen, welches ihn als Regierungsassessor nach Aachen führte. In fernerer Verfolgung seines Zwecks ging er auf ein Jahr nach Paris, um bei der preußischen Gesandtschaft daselbst den Dienst kennen zu lernen. Hier fanden sich nun die Liebenden wieder und dies Wiedersehen führte sie zur förmlichen Verlobung. Jetzt eilte er nach Berlin zurück, bestand nochmals eine Prüfung und wurde zum Legationssecretär bei der preußischen Gesandtschaft in Hamburg ernannt (1831). Noch im Sommer desselben Jahres feierte er seine Vermählung auf Ashby-Castle in Northampton und kehrte mit seiner Gemahlin nach Hamburg zurück. Hier sah man in den ersten Gesellschaftskreisen dem Eintritt des jungen Paares mit Interesse entgegen und fand die gehegten Erwartungen völlig gerechtfertigt. Inzwischen waren noch zwei andere Werke Normann's erschienen. Das „Trauerspiel in Tyrol" (1827) und „Mosaik, oder erste Liebe Heinrichs IV." (1828). Vorzüglich letztere Dichtung, zu welcher er wol bei seinem Aufenthalte in Südfrankreich die Anregung empfangen, fand allgemeinsten Beifall. Der damals noch neue Versuch, eine „Novelle in Versen" zu schreiben, war ihm um so besser gelungen, als die nicht unvermittelte Verbindung einer romantischen Liebesgeschichte alter Zeit mit geistreichen, zum Theil humoristischen Schilderungen moderner Zustände und Personen (daher der Titel Mosaik) dem Leser willkommene Abwechslung bot. Auch kleinere in Zeitschriften erschienene Dichtungen, z. B. „Die Gruft von St. Denys", „von Speyk" und „Ein Carneval in Berlin" hatten aufmunternde Beachtung gefunden. — Die in Hamburg verlebten Honigmonde der jungen Ehe waren indessen nicht ohne Schatten. Wegen Abwesenheit des Gesandten (des Grafen Mortimer v. Maltzan) lag N., seinem Vertreter, die ganze Geschäftslast ob, welche in jener unruhigen Zeit sich ungemein häufte. Kaum war ihm einige Muße gegönnt zur Pflege der von ihm ersehnten stillen Häuslichkeit. Den Plan, im Frühjahr seiner Mutter in Mecklenburg die Gattin zuzuführen, vereitelte ein bösartiges Scharlachfieber, welches ihn am 1. April 1832 befiel. Schon am 6. April erlag der edle junge Mann dieser Krankheit. — Ausgerüstet mit glänzenden gesellschaftlichen Eigenschaften, blieb er stets bescheiden und anspruchslos, fast zurückhaltend, so daß erst nach längerer näherer Bekanntschaft seine Vorzüge völlig erkannt wurden. Bei seinem hellen Geist, seinen vielseitigen Kenntnissen, seiner dichterischen Begabung und Begeisterung für das Edle und Schöne, würde er sicherlich bei längerem Leben

noch Großes geleistet haben. Im Manuscript hinterließ er ein Trauerspiel „Richard Löwenherz“ und mehrere Dichtungen, darunter „Otto“ sowie „Sicilien“, auch einen Roman in Briefen, Werke, welche der letzten Feile noch entbehrend, ungedruckt geblieben sind.

S. Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrgang 10 Thl. I, S. 269 ff.

Benete.

Normann: Karl Friedrich Lebrecht Graf v. N., geboren am 14. September 1784 als Sohn des würtembergischen Staatsministers Grafen Philipp Christian v. N., besuchte noch die Schule, als der Durchzug eines österreichischen Kürassierregiments durch Stuttgart einen solchen Eindruck auf ihn machte, daß er fünfzehnjährig als Cadet in dasselbe eintrat. Schon im December desselben Jahres 1799 wurde er nach glücklich bestandener Feuertaufe zum Officier ernannt und stand bis zum Lüneviller Frieden im Felde. Während des Friedens fand es sein Vater für gut, ihn in würtembergische Dienste treten zu lassen, und so wurde er hier 1803 als Premierlieutenant angestellt. Von 1805 an machte er die Feldzüge, namentlich den in Schlesien, mit und wurde wegen seiner Tapferkeit vielfach ausgezeichnet; seine Untergebenen behandelte er auf das Wohlwollendste. Auf dem Rückmarsch 1807 zum Major ernannt, hielt er sich in Stuttgart und Ludwigsburg auf und suchte namentlich den Corpsgeist unter den Officieren zu heben und sie an die Strapazen des Krieges zu gewöhnen. Aus dem Feldzug von 1809 kam er als Oberstlieutenant heim und 1810 wurde er zum Commandeur des Leibchevauxlegersregiments ernannt, mit dem er schon durch vier Feldzüge enge verbunden war. An dessen Spitze zog er 1812 nach Rußland. Seine düsteren Ahnungen hinderten ihn nicht, todesmuthig zu kämpfen, und obwol an der Moskwa verwundet und mehrmals krank, führte er besonnen und standhaft den Rest seines Regiments zurück. Als Generalmajor übernahm er 1813 eine von ihm selbst organisirte Reiterbrigade. Sein erster Auftrag war, von Leipzig aus Streifzüge gegen die Freicorps der Verbündeten auszuführen. Infolge davon ist er in die traurige Lage gekommen, am 17. Juni die Lützow'sche Schaar bei Kitzen zu zersprengen. Im besten Glauben, wie er mehrfach betheuert, an die Behauptung Napoleon's, daß jene Schaar den Waffenstillstand gebrochen habe, führte er den Befehl aus, dieselbe, als sie sich nicht aufhalten ließ, anzugreifen, nachdem er die Zumuthung des Generals Fournier, Lützow während der Verhandlung festzunehmen, empört abgewiesen hatte. Daß er dabei von den französischen Generalen mißbraucht ward, kam ihm erst zum Bewußtsein, als das Gehässige der That ihm zugeschrieben und ihm die Möglichkeit der Vertheidigung genommen wurde. Das drückende Gefühl, in seiner Soldatenehre gekränkt zu sein, hat N. kaum mehr verlassen und sein ferneres Schicksal wesentlich mitbestimmt. Normann's Brigade wurde bald darauf dem Armeecorps des Marschalls Marmont als einziger würtembergischer Bestandtheil zugewiesen; eine zeitlang hatte er mit einer Halbbrigade selbständig zwischen Elbe und Elster zu operiren. Die infolge der Verhältnisse nothwendige Entlassung der norddeutschen Officiere schwächte die Brigade. So nahte die Schlacht bei Leipzig heran. Man wußte, daß Unterhandlungen mit den Rheinbundstaaten wegen des Anschlusses an die deutsche Sache gepflogen wurden; es war offenes Geheimniß, daß der würtembergische Divisionär von seinem Könige den Befehl erhalten hatte, die Franzosen, wenn sie über den Rhein geworfen würden, zu verlassen und die Truppen in die Heimath zu führen. N. sah voraus, daß dieser Zeitpunkt herankomme, und um nicht unnöthigerweise seine Leute für eine aufgegebene Sache zu opfern, trat er am 18. October mit seinen 500—600 Mann zu den Verbündeten über und bat um die Erlaubniß, nach Würtemberg marschiren zu dürfen. Dieser Schritt war

[g]egen seine Befehle; aber da er schon lange von seinem Könige keine Weisungen [m]ehr erhalten hatte und jetzt keine einholen konnte, glaubte er wenigstens im [S]inne desselben zu handeln. Ein Privatbrief Normann's nennt noch einen wei[t]eren Grund des Uebertritts: in den öffentlichen Blättern wegen der Lützow'schen [G]eschichte gebrandmarkt, habe er sich auf französischer Seite nicht verantworten [k]önnen, da der Kaiser seinen Befehl abgeläugnet; als bei Leipzig Officiere und [M]annschaft den Uebergang gewünscht, habe er der Welt zeigen wollen, daß er [s]ich getraue, bei veränderten Umständen seine Ehre zu reinigen. König Friedrich [v]on Würtemberg hieß aber den Uebertritt nicht gut, und als N. mit seiner [M]annschaft an der Landesgrenze ankam, erhielt er einen Wink, daß er ver[h]aftet werden solle. Dem wich er aus und suchte in Wien eine Anstellung. Aber der unverschuldete Fluch der Lützow'schen Sache verfolgte ihn auch hier; [a]m liebsten wäre er nach Amerika gegangen und wenn auch nur, um seine Kartoffeln selbst zu bauen; endlich fand er 1816 bei dem Landgrafen von Hessen-Philippsthal als Erzieher seiner Söhne Beschäftigung. Immer noch trägt er sich mit der Hoffnung, nach Würtemberg zurückgerufen zu werden; erst nach König Friedrichs Tode erhielt er im März 1817 einen Paß zur Heimreise; Stuttgart blieb ihm verboten. Von seinen Kriegsgenossen herzlich bewillkommt, lebte er einige Monate in Metzingen bei seinem Vater, nach dessen Tode auf seinem Gute Ehrenfels, wohin er eine Gemahlin heimführte. Aber selbst das Familienglück hielt ihn nicht zurück, die Soldatenehre wieder erkämpfen zu wollen, als der griechische Aufstand ausgebrochen war. Im Januar 1822 machte er sich mit einer kleinen Schaar Philhellenen nach Morea auf den Weg. Am 7. Februar in Navarino angekommen, zeigte er sofort die alte Selbständigkeit, indem er sich in der verwahrlosten Festung gegen die herannahende Türkenflotte zum Commandanten aufwarf, bis ihn wegen seiner Erfolge die griechische Regierung bestätigte. Um mehr wirken zu können, ging er mit seinen Leuten nach Korinth. Bei der Bildung des Philhellenencorps wurde er Generalstabschef des Maurokordato. Im Gefecht bei Komboti und der für die Philhellenen verhängnißvollen Schlacht bei Peta bewies er seine Unerschrockenheit; aber in der letzteren verwundet und von den unsäglichen Mühsalen übermannt, erlag er nach dem Rückzuge in Missolunghi am (3.) 15. November 1822 einem Nervenfieber.

Graf Normann'sche Familienpapiere. — Starklof, Geschichte des königl. würtembergischen vierten Reiterregiments. — Elster, das Bataillon der Philhellenen. — Schneider, General Normann und der Ueberfall bei Kitzen (Beil. d. Münchn. Allg. Ztg. 1886 Nr. 87). Eugen Schneider.

Normann: Matthäus v. N., aus dem Tribberatzer Hause des alten rügischen Rittergeschlechtes, welchem auch mehrere Professoren der pommerschen Hochschule: der zur Reformationszeit lebende Artist Georg N., sowie die beiden Juristen Heinrich N. senior (1546—55), und Heinrich N. junior (1571—92) angehörten, studierte im J. 1512 in Greifswald, und wirkte dann von 1517 bis 1554 als Notarius beim rügischen Landgericht, unter den Landvögten Waldemar v. Putbus, Degener Buggenhagen, Balthasar v. Jasmund, Wilken v. Platen und Jarislaw v. Kahlden, bis ihm im J. 1554 selbst die Vogtwürde übertragen wurde, welchem Amte er bis 1569 vorstand. In beiden Stellungen hatte er Gelegenheit, eine genaue Kenntniß der auf Rügen und in Pommern geltenden Rechte zu erwerben, und begann, auf diese gestützt, seit 1530 eine Zusammenstellung der verschiedenen alten Satzungen und späteren Vorschriften, welche er im J. 1546 einer Ueberarbeitung und Erweiterung unterzog und in dieser Form dem Herzog Philipp I. von Pommern übergab, damit derselbe diese Sammlung als Landesgesetz bestätigen und einführen möge. Dieser Plan, sowie spätere ähnliche Unternehmungen der pommerschen Stände und Behörden kamen

jedoch nicht zu Stande, so daß die Normann'sche Arbeit nur durch Abschriften eine Verbreitung erhielt, bis der Greifswalder Professor Thom. Heinr. Gadebusch dieselbe im J. 1777 unter dem Titel: „Matthäus v. Normann's Wendisch-Rügianischer Landgebrauch" in 271 Abschnitten (Tituli) und 71 Nachträgen (Emendationes necnon additiones), mit einer Einleitung, herausgab, in welcher Form das Werk eine der wichtigsten Quellen, sowohl für die rügisch-pommersche Rechtsgeschichte, als auch für die niederdeutsche Sprache bildet.

Alb. univ. I, 119 v. — Gadebusch, Einleitung zu M. v. Normann's wend.-rüg. Landgebrauch, 1777, § 1—50. — Fabarius, Erl. des alt. u neuen Rügens, 1737, S. 6. — Prof. Dr. C. F. Fabricius, Mekl. Jahrbücher, VI, 36 ff. — Kosegarten, Gesch. d. Universität Greifswald, I, 181 189, 196, 218, 166. — Anm. zum Cod. Pom. Dipl., Nr. 134, p. 320. — J. C. H. Dreyer, Monum. anecdot. T. I, 229 ff. (Schiller u. Lübben niederdeutsches W.-B. V, p. XV), dessen Ausgabe Gadebusch a. a. O. p. 1- als unkritisch bezeichnet. Pyl.

Normann: Philipp Christian Friedrich Graf v. N., geboren am 25. October 1756 zu Stresow in Pommern, kam nach dem Tode seines Vaters des preußischen Generals Karl Ludwig v. N., an den Hof des Herzogs Karl von Würtemberg und wurde 1772 in die Karlsschule aufgenommen. Als er diese 1778 verließ, konnte er neben dem Großkreuz des für die Anstalt gestifteten Ordens 46 Preise von derselben aufweisen. Freilich waren sie theuer erkauft; denn vor der Prüfung des Jahres 1776 mußte er den Intendanten um Dispensation bitten, da er seither infolge der Ueberanstrengung nach jeder Prüfung an Fieber und Nervosität gelitten hatte. Als Abgangsschrift erschien von ihm 1778: „Observationes ad rescriptum commissoriale Johannis XXII, d. d. 13. April. 1277", eine sehr fleißige Arbeit mit zahlreichen Excursen zur ältesten würtembergischen Geschichte. Sofort wurde er als adeliger Regierungsrath angestellt. Von 1782 an waren ihm juristische Vorlesungen an der Karlsschule übertragen; zugleich war er Hofrichter, von 1791 an Hofgerichtspräsident. Seine hervorragende diplomatische Fähigkeit zeigte sich bei den Unterhandlungen, die er 1796 als Gesandter des schwäbischen Kreises wegen Herabsetzung der Kriegsgelder in Paris zu führen hatte; noch mehr, wie er, 1800 zum Geheimrath und Vicepräsidenten der Regierung vorgerückt, nach dem Lüneviller Frieden für Würtemberg Entschädigungen auswirkte. 1802 wurde N. zum Staatsminister ernannt, 1803 in dem von dem nunmehrigen Kurfürsten Friedrich neu errichteten Staatsministerium zum Minister des Innern. Da er selbst auf die Verleihung der Kurfürstenwürde hingearbeitet hatte, wurde er zum Dank mit Ehrenfels und andern Gütern belehnt. Und als der Kurfürst den Königstitel annahm, erhob er am 1. Januar 1806 N. zum Grafen v. N.-Ehrenfels. Unter der absolutistischen Regierung König Friedrichs spielte N. eine leitende Rolle; in den wichtigsten Angelegenheiten hatte er Gutachten abzugeben. Auch er fand den Geist der neueren Zeit ausschließlich in der Erstarkung der Fürstengewalt und trat für diese um so energischer ein, je mehr er persönlich seinem Fürstenhause zu verdanken hatte. Schon mehrere Jahre leidend, trat er 1812 in den Ruhestand und starb am 26. Mai 1817 in Tübingen. Von seinen Söhnen ist besonders der General Karl v. N. (s. S. 18) bekannt geworden.

Eugen Schneider.

Nörremberg: Johann Gottlieb Christian N., geboren am 11. August 1787 in Putzenbach bei Gummersbach in der preußischen Rheinprovinz, † 1862 in Tübingen (?), war erst Handlungslehrling, dann Feldmesser und Officier in darmstädtischen Diensten, wurde hierauf Professor der höheren Mathematik, Physik und des Planzeichnens an der Militärschule zu Darmstadt (1823

bis 1833), endlich ordentlicher Professor der Physik an der Universität zu Tübingen bis zu seiner Emeritirung im J. 1851. Später lebte er als Privatmann in Tübingen. Die ersten wissenschaftlichen Arbeiten Nörremberg's sind in der Zeitschrift von Baumgarten und Ettinghausen 1826—29 veröffentlicht. Hauptsächlich behandeln dieselben eine neue Anwendung der analytischen Geometrie zur Darstellung der Gesetze des Gleichgewichts starrer Körper. Die wenigen physikalischen Arbeiten aus dieser Periode sind nicht von Bedeutung. Interesse hat nur etwa ein Aufsatz „von der Wirkung thermoelektrischer Ströme", über welche N. richtige Beobachtungen mittheilt, ohne sie richtig deuten zu können, da ihm wol das ungefähr zu jener Zeit von Ohm entdeckte Stromgesetz noch nicht bekannt geworden war. Später wendete sich N. fast ausschließlich physikalischen Untersuchungen zu, namentlich akustischen und optischen. Am bekanntesten ist der nach ihm benannte Polarisationsapparat geworden, der wegen seiner zu Demonstrationen besonders zweckmäßigen Form sich schnell verbreitete, namentlich nachdem er 1858 noch eine Vervollkommnung erhalten hatte. Die Arbeiten Nörremberg's sind meist in Pogg. Ann. abgedruckt (s. a. Bericht der Naturf.-Vers. zu Karlsruhe 1858 und Poggendorff, biogr.-litter. Handw. II, 295).

Karsten.

Norrmann: Gerhard Philipp Heinrich N., Geograph und Statistiker, geboren zu Hamburg am 24. Februar 1753, † zu Rostock am 13. Januar 1837. N. war Sohn eines unbemittelten Buchbinders, dessen Vorfahren aus Schweden stammten, und wuchs als ältestes von acht Kindern nicht unter Verhältnissen auf, die man der Entwickelung geistiger Gaben günstig zu nennen pflegt. Er mußte vom 15. Jahre an durch Unterrichtgeben sich den Lebensunterhalt verschaffen und hatte sich einen Theil der zum Studium nöthigen Mittel zu ersparen, ehe er 1775 die Universität Göttingen beziehen konnte. Zu dem Kampfe mit der materiellen Noth kam der lebhafte Wunsch seines Vaters, ihn die Kanzel besteigen zu sehen. Die kräftige Unterstützung des damals in Hamburg sehr einflußreichen Professors Büsch, des Directors der Handlungsakademie, welcher ihm nach Vollendung seines dreijährigen akademischen Cursus die Stelle eines zweiten Lehrers an seiner Schule übertrug, half ihm, den Widerstand des Vaters zu besiegen. Durch Büsch wurden Norrmann's frühe Neigungen zum Studium der Geographie und Statistik gefördert und er dankte wesentlich seiner Anregung den Entschluß, das „Geographisch-historische Handbuch der Länder-, Völker- und Staatenkunde" zu schreiben, welches in 3 Bänden 1785—88 erschien und den wissenschaftlichen Ruf Norrmann's begründete. 1782 wurde er zum Subconrector am Johanneum ernannt, und 1789 berief ihn Herzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin zum Professor der Geschichte und Staatswissenschaft an die reorganisirte Universität Rostock. Der Hofrathstitel, der Auftrag, die staatswissenschaftlichen und geschichtlichen Studien mehrerer die Universität besuchenden mecklenburgischer Prinzen zu leiten, die Betrauung mit Gutachten in staatswissenschaftlichen Fragen („Ueber die Freiheit des Getreidehandels", 1802), bezeugten die Achtung, welche N. sich durch seine Lehrthätigkeit und sein litterarisches Schaffen erwarb. Einer geographisch-statistischen Darstellung der Schweiz (1785), ließ er eine solche der niederländischen Besitzungen in Ost- und Westindien (1796) folgen. Er bearbeitete „Büschings Vorbereitung zur europäischen Länder- und Staatenkunde" (1802), „Büsch's theoretisch-praktische Darstellung der Handlung" (1808), gab ein „Wörterbuch der Producten- und Waarenkunde" heraus (1805—7) und veröffentlichte zahlreiche kleinere Arbeiten zur Geschichte und Geographie; unvollendet blieb eine große Landeskunde von Mecklenburg, an welcher er bis zu seinem Tode arbeitete. N. war ein namhafter Vertreter der Büsching'schen Rich-

tung in der Staatenkunde: fleißiger Sammler statistischer Daten, geschickter Compilator, aufgeklärter Kopf.

Neuer Nekrolog d. Deutschen XV. Jahrg. — Norrmann's Bildniß steht vor dem XXXV. Bande der Geographischen Ephem. (1811). F. Ratzel.

Northeim: Heinrich v. N. hat man sich seit lange gewöhnt, den lateinischen Versmacher aus dem Beginn der Humanistenzeit zu nennen, den Meibom d. Ae. unter dem Namen Henricus Aquilonipolensis seiner Ausgabe von Hermanns von Lerbeke Chronicon comitum Schowenburgensium beigab. Nach Angabe eines Anonymus bei Mader nannte Heinrich Meibom d. J. ihn einen Wittenberger von Geburt und Studium, der an der Universität noch 1514 gelebt und geschrieben habe. Ihm entnahm es Moller für seine Cimbria litterata, diesem Jöcher. Er ist aber in Wittenberg im Winter 1504—1505 als Hainricus aquiloniponen. (!), magister erfurdiensis (Album S. 15) inscribirt, hat also in Erfurt studirt und Aquilonipolensis ist als Geburtsortsbezeichnung aufgefaßt. In Erfurt kommt von 1475—1504 ein Personenname N. oder Aquil. nicht vor, wol aber mehrere aus Northeim stammende Heinriche mit anderen Familiennamen; einer von diesen wird es sein, der sich nachher halb gräcisirte. Er gehört zu den lateinischen Poeten vom Schlage Bogers (s. A. D. B. III, 39. XII, 794), doch um eine Note geringer. Bekannt geworden ist er durch seine historischen Versmachereien: „Adolpheis", eine Besingung des Grafen Adolf von Holstein und der Gründung von Hamburg, die er seinem Freunde M. Johannes Rode (Minaeus) aus Stadthagen (Indago civilis) in Lübeck (s. A. D. B. XIV, 185 unten) vorlegte und dem Grafen Johannes († 30. März 1527) und dessen Sohne Jobst I. von Holstein, Schaumburg und Gehmen widmete; ferner das „Lubicographiale" oder „Lubicotrophium" in 2 Büchern, von Meibom „De primordiis Lubicanae urbis caesareae" genannt, einem Dr. theol. Hinricus Guenth (Went) und 3 anderen Doctoren gewidmet, die in Lübeck zu leben scheinen. Went ist vielleicht der bekannte Hamburger Dominicaner. Obwohl N. in Lübeck und Hamburg örtliche Bekanntschaft verräth, gehört er doch nach Obigem schwerlich zu der Lübecker oder Hamburger Familie v. N. Von der letzteren kommt ein Vicar Heinrich seit 1462 vor, ein Johannes v. N. unternahm 1472 mit dem Priester Henning Bremer und Hermann Kriwe eine deutsche Schreibschule in Hamburg. — Ein dominus Dr. Northeym ist 1492—1493 in Erfurt.

Meibom, Rer. Germ. I. S. 598 ff., wo auch seine theologischen Schriften. (Meibom kannte auch noch eine Naumachia, Beschreibung der Seeschlacht von 1511 zwischen Lübeck und den Dänen, Potthast, Bibl. Germ. S. 362). — Lappenberg, Hamburger Urk.-B. S. 575. — Koppmann, Hamb. Kämmereirechnungen 3, S. LXXXIII. — Ed. Meyer, Gesch. des Hamb. Unterrichtswesens im Mittelalter. S. 145 u. 229 ff. Krause.

Northen: Adolf N., Schlachtenmaler, geb. 1828 zu hannoverisch Münden, wo sein Vater Rentmeister war. Dieser hatte die Kriege gegen Napoleon I. mitgemacht und durch seine Erzählungen von Kampf und Sieg den keimenden Samen in die Seele des Knaben gestreut. Obwol für die Kunst in bedeutsamer Weise beanlagt, sollte er sich doch nach dem Wunsche des Vaters zum Architekten ausbilden. Nach Absolvirung des Gymnasiums ging N. nach Hannover auf die dortige polytechnische Schule, wo sich indeß das Talent zum Zeichnen bald auf so unverkennbare Weise Bahn brach, daß die Ausbildung zum Künstler dem Vater zur Pflicht gemacht wurde. Im Herbst 1847 wurde er Schüler der Kunstakademie in Düsseldorf, in deren Verbande er bis zum Jahre 1851 verblieb, um dann, tüchtig ausgebildet, in der rheinischen Kunststadt dauernd sein eigenes Atelier zu gründen. Nach der Fertigstellung seiner drei ersten Bilder

„Guerrillas mit gefangenen Franzosen", „Gefecht an der Göhrde" und „Ausfall der englisch-deutschen Legion aus Menin 1794" war der Ruf des jungen Künstlers begründet, denn diese Werke zeigten eine Wahrheit der Situation, die jeden mit sich fortriß. Es folgte „Napoleons Rückzug aus Rußland", ein Bild voll ergreifender Wirkung; aber ein ganz ungewöhnliches Aufsehen erregte darauf sein großes Gemälde „Schlacht bei Waterloo", welches vom König von Hannover angekauft wurde, der auch zugleich als Gegenstück dazu „Die Vertheidigung der Farm la Haye Sainte" bestellte. Ein hannöverscher Stipendium mit der Bedingung nach Paris zu reisen und bei Horace Vernet sich weiter auszubilden, schlug der junge Künstler, der allem französischen Wesen abhold war, aus. Um so eifriger nahm er aber seine Studien auf und die Frucht derselben zeigte sich in folgenden vortrefflichen Werken: „Ziethen aus dem Busch", „Tiroler Landsturm 1809", „Die Gefangennahme des General Cambronne durch Oberst Halket", „Das Quarré der hannöverschen Bataillone Bremen und Verden in der Schlacht bei Waterloo" und die große „Schlacht bei Vittoria". — Im Kriege 1864 gegen Dänemark war er auf den Schlachtfeldern, ebenso in Böhmen 1866. Aus dem ersteren brachte er das „Gefecht bei Oeversee" und „Vor den Düppeler Schanzen"; aus dem letzteren verschiedene Scenen der Schlacht bei Königgrätz. — Obwol er zur Zeit des letzten französischen Krieges leidend war, führte ihn sein glühender Patriotismus doch auf das Feld der Ehre und von da zurückgekehrt, beschloß er in dem vortrefflichen Bilde „Attake des 16. preußischen Husarenregiments bei Vionville" sein verdienstvolles Kunstleben. Er starb am 28. Mai 1876 nach langem Leiden zu Düsseldorf. Bund.

Northof: Levold v. N. war ein hervorragender Schriftsteller des 14. Jahrhunderts, welcher in seiner Chronik der Grafen von der Mark eins der vorzüglichsten Werke aus der damals neu aufkommenden Gattung der weltlichen Fürstenchroniken verfaßt hat. Geboren am 21. Januar 1278 aus einem ritterlichen Geschlecht, hat er schon in seinem 16. Jahre die damals berühmte hohe Schule zu Erfurt bezogen, wurde aber nach einem Jahre durch den Truchseß der Grafen von der Mark, Rutger von Altena, abberufen. Später hat er Reisen gemacht, und in Avignon 1308 seine Studien fortgesetzt. Sein Gönner war Graf Adolf von der Mark, welcher 1313 Bischof von Lüttich wurde, und ihn zum Domherrn machte. Diese Stellung nebst den Einkünften der Abtei Viset gewährte ihm die Mittel zu sorgenfreiem Leben und wissenschaftlicher Beschäftigung, doch wird er ohne Zweifel auch zu mancherlei Geschäften verwandt sein. Für den jungen Grafen Engelbert von der Mark, welcher in Lüttich sein Schüler gewesen war, hat er sein Geschichtswerk verfaßt; derselbe folgte 1347 seinem Vater Adolf in der Regierung. Er leitet darin nach damaliger Liebhaberei das Geschlecht von den römischen Ursinen ab, geht aber dann rasch zu den historisch helleren Zeiten über, und wird ausführlicher erst seit der Zeit Lothars des Sachsen. Von König Rudolf an gewährt Levold die werthvollsten Nachrichten aus eigener Kenntniß über die Grafen von der Mark und das Bisthum Lüttich, wo zwei Bischöfe aus diesem Hause aufeinander folgten. Die Vorrede enthält vortreffliche Rathschläge für die Regierung des Fürstenthums, namentlich auch mit ausführlicher Begründung gegen die verderblichen Theilungen gerichtet. Deshalb hat die Vermuthung von O. Lorenz viel Wahrscheinlichkeit, daß sie schon am Anfang der Regierung Engelberts verfaßt ist, und die weitere Fortführung der Geschichte bis 1358 erst später hinzugefügt. Damals hatte er schon 50 Jahre den Grafen von der Mark gedient; in hohem Alter ist er gestorben, sein Todesjahr aber unbekannt. Ein von ihm auf Grundlage älterer Werke verfaßter Katalog der Erzbischöfe von Köln ist von geringerer Bedeutung, und namentlich über seine eigenen Zeitgenossen auffallend dürftig.

Levold's v. N. Chronik der Grafen von der Mark und der Erzbischöfe von Köln. Aus Handschriften verbessert und vervollständigt von Dr. C. L. P. Troß, Hamm 1859, mit Einl. u. Uebersetzung. — O. Lorenz, Deutschl. Geschichtsqu. II, S. 58—62. Wattenbach.

Nose: Dr. Karl Wilhelm N., praktischer Arzt, bekannt als fruchtbarer Schriftsteller auf dem Gebiete der Mineralogie, ist etwa um das Jahr 1753 zu Braunschweig geboren und starb am 22. Juni 1835 zu Endenich bei Bonn. Wir finden N. zuerst als praktischen Arzt in Augsburg und später in Elberfeld. Zuletzt lebte er als Privatmann in Bonn, Endenich am Rhein und in Köln. Seine zahlreichen Reisen scheint er hauptsächlich in der Absicht unternommen zu haben, um ein größeres Material zu seinen vielfachen mineralogischen Publicationen zu sammeln. Seine ersten Veröffentlichungen beschäftigten sich mit chemischen Gegenständen: „Versuch einiger Beiträge zur Chemie" 1778; „Abhandlung vom Mennigbrennen" 1779. Daran reihen sich seine mineralogischen Aufsätze: „Ueber einige besonders gebildete Quarzdrusen" (Schr. d. Gesellsch. naturforsch. Freunde in Berlin 1788 VIII); „Reißblei in Kupfergrün" (Crell's Ann. 1788); „Orographische Briefe über das Siebengebirge", 3 Bde. 1789; „Ueber die Würdigung zweier Hülfsmittel der Mineralogie, der chemischen Analyse und der äußeren Charakteristik" (das. 1790); „Orographische Briefe an Becher über die sauerländischen Gebirge in Westfalen" 1791; „Verzeichniß einer Sammlung niederrheinischer und westfälischer Gebirgsarten" 1791; „Beiträge zu den Vorstellungsarten über vulkanische Gegenstände" 1792, mit Fortsetzung: 1793 und 1794; „Ueber einige vulkanische Fossilien" (Crell's Ann. 1792); „Ueber ein Ergebniß in der mineralogischen Litteratur unserer Tage" 1793; „Tafeln über die Bildung und Umbildung des Basaltes und der Laven" 1794; „Beschreibung einer Sammlung von meist vulkanischen Fossilien von Malta" 1797; „Mineralogische Studien über die Gebirge am Niederrhein aus den Papieren eines Privatisirenden" (herausgegeben von Nöggerath) 1808; „Ueber die Bimssteine und deren Porphyre" 1819; „Historische Symbola, die Basalt-Genesis betreffend" 1820; „Kritik der geologischen Theorie, besonders der von Breislak und jener ähnlichen" 1821; „Beschluß der Kritik der bisherigen geologischen Theorie" 1834. Kleinere Aufsätze mineralogischen und medicinischen Inhaltes finden sich außerdem in den Annalen der Wetterauer Gesellschaft, in den Acten der Acad. nat. cur. und in medicinischen Zeitschriften. Bemerkenswerth ist, daß Klaproth die Verdienste Nose's dadurch zu ehren suchte, daß er das Mineral aus vulkanischem Gestein, welches N. zuerst 1808 wegen seiner Aehnlichkeit mit Spinell unter der Bezeichnung Spinellan beschrieben hatte, ihm zu Ehren Nosean benannte. Auch wurde N. durch den Titel eines braunschweigischen Berg- und oran.-nassauischen Legationsraths geehrt.

Poggendorff, biogr.-litt. H. II, 302. v. Gümbel.

Nösselt: Friedrich August N., Pädagog und Schriftsteller. Geboren am 18. Mai 1781 als Sohn des Professors der Theologie Johann August N. zu Halle, widmete sich N. dem Wunsche seines Vaters gemäß zunächst dem Studium der Theologie, ohne jedoch die Beschäftigung mit der Geschichte, für welche ihn eine besondere Vorliebe beseelte, zu vernachlässigen. Im Herbste 1804 vollendete er seine akademischen Studien (zu Halle) und wurde Collaborator am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium zu Berlin, da er sich zur pädagogischen Laufbahn in erster Linie berufen fühlte. Die Stellung in Berlin vertauschte er 1806 mit dem Amte eines Conrectors und Schloßpredigers zu Küstrin, gab diese jedoch im J. 1809 auf und siedelte nach Breslau über, wo sich ihm bald eine Wirksamkeit öffnete, wie sie so recht seinen tiefsten Neigungen entsprach. Er wurde zuerst Lehrer an der Wilhelmsschule daselbst und im J. 1812 zum Lehrer der Geschichte am Magdal- Gymnasium befördert und fing gleich darauf an,

als Schriftsteller vornehmlich auf dem Gebiete der Geschichte aufzutreten. Diese seine Schriftstellerei, die im Verlaufe der Zeit ziemlich große Dimensionen annahm, hängt aber mit einer charakteristischen Erweiterung seiner pädagogischen Thätigkeit auf das engste zusammen. N. hatte wol einmal daran gedacht, sich eine Geschichtsprofessur an einer Universität zu verdienen und zum Zwecke der Habilitation eine Abhandlung über „Karl den Kühnen“ ausgearbeitet. Von diesem Plane ging er indeß ebenso schnell wieder ab und blieb der pädagogischen Wirksamkeit treu, die er, einem notorischen Bedürfnisse entgegenkommend, auf den Unterricht und die Erziehung der weiblichen Jugend ausdehnte. Auf diesem Felde hat er sich denn auch sein bleibendes, und nicht geringes Verdienst erworben. Schon im J. 1809, gleich nach seiner Niederlassung in Breslau, hatte er eine Töchterschule gegründet, die, Dank seinem ungewöhnlichen pädagogischen Takte, mit den Jahren einen wachsenden und nachhaltigen Aufschwung nahm. Mit derselben verband er seit dem Jahre 1836 ein Seminar für künftige Erzieherinnen, das von bescheidenen Anfängen aus, sich ebenfalls in der glücklichsten und fruchtbarsten Weise entwickelte. Diese Unternehmungen Nößelt's wurden in anderen Städten nachgeahmt und Anerkennungen der unzweideutigsten Art haben sein zeitgemäßes Wirken, das von keinen gewinnsüchtigen Absichten getrübt wurde, verdienter Maßen gelohnt. Er ist am 11. April 1850 gestorben. Die zahlreichen Schriften Nößelt's verfolgen fast alle einen mehr praktischen und pädagogischen Zweck und behandeln in ihrer Mehrzahl Geschichte, Geographie und die deutsche Litteratur. Sie haben, als Lehrbücher, eine weite Verbreitung gefunden, und erfreuten sich in den Kreisen, für die sie bestimmt waren, nicht mit Unrecht lange Zeit einer unverkennbaren Beliebtheit; sein „Lehrbuch der Weltgeschichte für Töchterschulen“ in 4 Bänden ist in das Französische und Holländische übersetzt worden. Eine einzige der historischen Schriften Nößelt's, „Die Geschichte des Krieges von 1813 und 1814“, hatte mehr ein allgemeineres Ziel im Auge, und war mit Karten und Schlachtenplänen ausgestattet, die er, von Jugend auf in der Kunst des Zeichnens wol geübt, selbst angefertigt hatte.

S. Neuer Nekrolog der Deutschen. 24. Jahrgang (1850) I. Thl. S. 241—244. Hier sind auch die verschiedenen Schriften Nößelt's aufgeführt.

Wegele.

Nösselt: Johann August N., Geheimrath, erster Professor der Theologie und Senior der Universität zu Halle, geboren am 2. Mai 1734 zu Halle, † daselbst am 11. März 1807. Der Sohn eines angesehenen Kaufmanns und Pfänners (Pfannenherrns) erhielt er seine Gymnasialbildung auf der lateinischen Schule des Waisenhauses in Halle und studirte seit 1751 ein Quinquennium hindurch Philologie, Philosophie, Geschichte und Theologie, letztere unter Baumgarten, J. G. Knapp, Freylinghausen. Baumgarten's Präcision und die Wolff'sche Philosophie mit ihrer Deutlichkeit der Begriffe und bedächtigem Gang im Denken hat er als ihm besonders nützlich gepriesen. Nach Vollendung seiner Studien machte er eine gelehrte Reise durch Deutschland, die Schweiz und Frankreich. Im Jahre 1757 begann er als Magister in Halle mit Vorlesungen über Cicero's Bücher de oratore und Ernesti's Rhetorik, im folgenden Jahre mit einem exegetischen Cursus über das ganze Neue Testament, und er hat letzteren, je auf zwei Jahre berechnet, bis an das Ende seines Lebens fortgesetzt. Dazu kam 1759 auf höheren Befehl die Kirchengeschichte, welche er über Mosheims Compendium las. Er wurde 1760 zum außerordentlichen, nach Christian Benedict Michaelis' Tode 1764 zum ordentlichen Professor der Theologie ernannt. An des enthobenen Semler's Stelle übernahm er über höheren Auftrag 1779 die Direction des theologischen Seminars, jedoch unter der Bedingung, daß die damit verbundenen Einnahmen dem bisherigen Director verblieben. Er

las seine theologischen Collegia im Ornat und begann jederzeit mit Gebet. Sein Vortrag wird als ein herzlicher, ja rührender geschildert, sein Aeußeres erinnerte an Lavater. Anfangs einer pietistisch gefärbten Orthodoxie ergeben, ging er, freigemacht durch das Studium der Kirchengeschichte, immermehr, und dies ohne Gefährdung seiner Gemüthsruhe, zur Neologie über, den Unterschied des Natürlichen und Uebernatürlichen im Christenthum als irrelevant verwischend und einen geläuterten Eudämonismus begünstigend. Bereits 1767 sprach er's in einem Programme aus: Hätte der Theologe weiter nichts zu thun, als das nachzubeten, was er von Andern gelernt hat, und immer dasselbe herzubeten, so brauchte man keine Theologen, sondern nur einen Vorleser anzustellen. Der Theologe müsse ohne Furcht vor Ketzerschreiern erkannte Irrthümer anzeigen wie Luther gethan, der es gerade heraussagte, daß z. B. der Stil des Neuen Testaments hebräischartig, daß die hebräischen Vocalpunkte eine Erfindung der jüdischen Lehrer und die Stelle 1. Joh. 5, 7 untergeschoben sei. Daher bemerkt Bahrdt's Kirchen- und Ketzeralmanach (1781) von ihm: „Seit einigen Jahren hat er verschiedene Posten aufgegeben, die er ehedem vertheidigte. Aber in den meisten kämpft er noch gegen den überlegenen Feind. Vielleicht, daß er in einigen Jahren auch diese verläßt. Wer sucht, der findet, zumal wer so ehrlich sucht, wie dieser brave Mann". Und der Pädagog Trapp: „Dr. Nösselt mit dem holdseligen theologischen Lächeln sagt weder Ja noch Nein, minirt tief und läßt die Mine zu rechter Zeit springen." Ein so angethaner Theologe, dessen Lieblingsfrage cui bono? war, mußte ein Freund der Popularphilosophie sein. An der kantischen Philosophie, insbesondere an der von Kant empfohlenen moralischen Schriftauslegung, hat er Anstoß genommen, die nachkantische preßte ihm den Seufzer aus: „Guter Gott, erhalte uns den gesunden Menschenverstand!" Als Schriftsteller nicht originell, aber gründlich und bedächtig, war er in erster Linie als neutestamentlicher Exeget wohl angesehen. Seine in drei Sammlungen erschienenen exegetischen Gelegenheitsschriften („Opusculorum ad interpretationem Sacrarum Scripturarum Fasciculus I." Hal. 1771. 2. A. 1785. Fasciculus II. 1787. „Exercitationes ad Sacrarum Scripturarum interpretationem." Hal. 1803) galten als Muster einer natürlichen, leichten und dabei gründlichen Auslegung, er selbst als die Hauptstütze der Schule Ernesti's. Von seinen übrigen Werken sind am meisten geschätzt und empfohlen worden: seine „Anweisung zur Bildung angehender Theologen" (1786 und 89, 3. A. 1818 f., besorgt von A. H. Niemeyer), seine „Anweisung zur Kenntniß der besten allgemeinen Bücher in allen Theilen der Theologie" (1779, 4. A. 1800, fortgesetzt von Chr. F. Lbg. Simon 1813), und seine „Vertheidigung der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion" (1766, 5. A. 1783), veranlaßt durch den Befehl des Universitätscurators Freiherrn v. Fürst, daß Vorlesungen für Studirende aller Facultäten zur Vertheidigung der christlichen Religion zu halten seien, und gerichtet gegen theoretische und praktische Atheisten, Zweifler, Naturalisten, Indifferentisten. Den Naturalisten wird entgegengehalten, daß eine besondere, positive, mit einer übernatürlichen Kraft verbundene Offenbarung sehr wahrscheinlich, möglich und wohlthätig sei. Wenn N. die Bemerkung einfließen läßt, es gehöre zu unserer Prüfung, daß wir die göttliche Wahrheit auch nach schwachen Gründen annähmen, so hat ihm schon ein alter Recensent erwidert: „Schwache Gründe sind unsichere Gründe, auf die man nirgends bauen kann". Trotz seines ausgesprochenen Hanges zur Friedfertigkeit ist er doch nicht ohne Polemik davon gekommen. Er ward als Facultätsmitglied mit in die Bahrdtischen Händel in Halle (siehe Raumer's histor. Taschenbuch 1866, S. 292) verwickelt und hat als Dekan die „Erklärung der theologischen Facultät zu Halle über Dr. Bahrdt's Appellation an das Publikum" (1785) verfaßt, worüber er von Bahrdt in seiner „Abgenöthigten

Replik" (1785) scharf angetastet wurde. Unter dem Ministerium Wöllner war auch er mit Cassation bedroht, weil er in seinen dogmatischen Vorlesungen neologische principia äußere, wodurch die Zuhörer von der Erkenntniß der reinen christlichen Glaubenslehre abgeführt würden. Unerschrocken, ja kühn hat der sonst stille friedsame Mann damals die akademische Lehrfreiheit vor seinem königlichen Herrn vertheidigt. Von Schleiermacher ist über ihn das harte Urtheil zu verzeichnen: „Nösselt ist mir ein rechter Beweis, wie man sehr gelehrt sein kann und sehr großen Ruf haben, und doch wenig leisten. Denn was hat die Welt nun an den wenigen Opusculis und an der „Bücherkenntniß"? Seine Methode als academischer Lehrer scheint mir nun vollends nicht rühmlich. Es war wenig lebendige Anregung darin, wie denn überhaupt der Mann weniger Geist und Talent hatte, als jetzt Gott sei Dank erlaubt ist; und von seinen zahlreichen dankbaren Schülern wird wohl keiner sein, der da rühmen könnte, daß er ihm eben den Tempel der Weisheit aufgeschlossen". Nach Garve war er der nützlichste Professor in Halle, und Lessing hat gemeint: „Das ist noch ein Theologe, wie er sein soll."

A. H. Niemeyer, Leben, Charakter und Verdienste J. A. Nösselt's. 2 Abtheilungen. Halle u. Berlin 1809. Außer den hier (Abth. I, S. 256) und in W. D. Fuhrmann's Handwörterbuch der christl. Rel.- u. Kirchengeschichte III, 233 verzeichneten anderweitigen biographischen Nachrichten mögen der Vollständigkeit halber noch genannt werden: [J. O. Thieß] Neuer Kirchen- und Ketzeralmanach auf d. Jahr 1797, S. 147. [Fuhrmann] Die Aufhellungen der neueren Gottesgelehrten in der christl. Glaubenslehre. Lpz. 1807 I, 336. H. Döring in der 1. u. 2. A. von Herzog's theol. Real-Enc. G. Frank.

Nossiophagus: Joachim N., eigentlich Kükenbieter, auch Neossophagus, ein eifriger und strenger Lutheraner, war nach Neubrandenburger Nachrichten geboren zu Nossen im Meißnischen. Es ist fraglich, ob das aus der Gräcisirung Nossiophagus geschlossen ist, oder er diese Namensform wegen des Geburtsortes wählte. 1537—1540 war er Prediger in Norden in Ostfriesland, von wo er durch die Reformirten als Lutheraner vertrieben wurde; seine Berufung nach Schwerin kann daher nicht 1538 stattgefunden haben; er war an Herzog Heinrich durch den Lüneburger Prediger Gerhard Herbordingk empfohlen. Da er nach Maria Magdalenentag (22. Juli) nach Schwerin kam, so wird dies Datum zu 1540 gehören, und er hat dann nicht 1537, sondern erst 1541 (Lisch V, 145) an der großen Kirchenvisitation durch Johann Riebling theilgenommen, auch an der Entsetzung Never's in Wismar. Ein Brief an den Pastor zu St. Petri in Hamburg, Johannes Garbe (s. A. D. B. VIII, 368), vor seiner Uebersiedelung nach Schwerin, also wohl Pfingsten 1540 von Lüneburg aus geschrieben, zeigt N. mit diesem, der mit Aepinus im Streite über die Höllenfahrt Christi stand, befreundet. Zwei Jahre vorher hatten beide mit Dirk Philipps, einem der Bischöfe der Taufgesinnten, der späteren Mennoniten, disputirt, wohl schwerlich (wie Ritschl meint) in Hamburg. Beide verbanden sich zu weiterer Verfolgung der Secte, von der ein Bischof Ubbo, Dirk's Bruder, einer Gemeinde „Ubbiter" in Rostock vorstehe. An der Ausarbeitung der neuen, 1552 in 2 Ausgaben zu Wittenberg gedruckten Kirchenordnung für Mecklenburg nahm N. noch auf des Herzogs Heinrich Befehl eifrig theil. 1552 ernannte ihn Johann Albrecht zum Domprediger. Als seiner Tochter dann ein Ehebruch nachgesagt wurde, forderte er zornig, um das Gerücht zu ersticken, auf der Kanzel Blitz und Donner herab, wenn es wahr sei; und als am selben Tage der Blitz in Schwerin einschlug und zündete, hatte er sich unmöglich gemacht. Man sandte ihn 1559 als Superintendenten nach Neubrandenburg, als Nachfolger seines dort in demselben Amte 1558 verstorbenen Freundes Garcäus. Er starb 1565.

(Die in den Quellen abweichenden Daten sind combinirt.) Vergl. Rotermund V, 829. Wiggers, Kirchengeschichte Meckl. (wo die Litteratur). Ritschl in Brieger's Zeitschr. f. Kirchengeschichte VI, Heft 3, bes. S. 502. Er schreibt irrig „Garthe". Lisch, Jahrb. XIII, 172, IX, 52. **Krause.**

Nostitz: August Ludwig Ferdinand Graf von N.-Rieneck, preußischer General der Cavallerie, als der Schützer und Retter Blüchers in der Schlacht bei Ligny durch Darstellung in Schrift und Bild den weitesten Kreisen bekannt geworden, ward am 27. Decbr. 1777 zu Zessel im Kreise Oels geboren und übernahm, nachdem er akademische Studien gemacht hatte, 1799 die Bewirthschaftung seiner im Kreise Löwenberg in Schlesien belegenen Güter. Von jeher hatte er den Wunsch gehabt, Soldat zu werden. Derselbe sollte in unerwarteter Weise erfüllt werden. Bei einem im J. 1801 von Graf Hochberg, seinem Nachbar, auf Schloß Fürstenstein zur Feier der Anwesenheit des preußischen Königspaares veranstalteten Turnier zog N. durch seine Reitergewandtheit und sein schönes Pferd die Aufmerksamkeit Friedrich Wilhelms III. auf sich, so daß dieser ihm eine Officierstelle anbot. N. schlug ein, ging bald nachher nach Berlin und ward am 30. Januar 1802 als Secondelieutenant bei der Leibcompagnie der Gardes du Corps angestellt. Im J. 1803 erfolgte mit vordatirtem Patent seine Versetzung in das Dragonerregiment von Wobeser Nr. 14, dessen Stab in Münster garnisonirte. Hier kam er gelegentlich der Mobilmachung im Herbst 1805 zum ersten Male mit Blücher in Berührung. Es war keine freundliche. Der Lieutenant wurde zu seines Generals Spielpartie gezogen. Dieser verlor und benahm sich in Veranlassung davon gegen jenen so wenig artig, daß N. das nächste Mal ablehnte, mit ihm zu spielen. Blücher erkannte sein Unrecht und der Zwischenfall hatte keinerlei üble Folgen. 1806 nahm N. als Premierlieutenant und Escadronsführer am Kriege Theil. Er focht bei Jena, wurde aber bei Prenzlau Kriegsgefangener, kehrte auf Ehrenwort entlassen nach Schlesien zurück und schied am 24. Febr. 1810 ganz aus dem Dienst. Auf einer größeren Reise, welche er darauf unternahm, ward er in Paris Napoleon vorgestellt. Sobald im J. 1813 König Friedrich Wilhelm III. nach Schlesien kam, meldete er sich zum Wiedereintritt in das Heer, wurde als Rittmeister beim Schlesischen Ulanenregiment (jetzt Nr. 2) angestellt und am 16. Mai, auf Blücher's Wunsch, dessen Adjutant, ein Verhältniß, welches ohne Unterbrechung bis zu des letzteren Tode bestanden hat. In dieser Stellung hat er freilich keinen Einfluß auf die strategischen Entwürfe und die taktischen Anordnungen des Hauptquartiers gehabt, aber durch persönliche Einwirkung zu dem guten Vernehmen innerhalb des letzteren beigetragen und die Freundlichkeit in den Beziehungen zu den Befehlshabern des eigenen und der verbündeten Heere gefördert; auch auf dem Schlachtfelde hat er mannigfach thätig eingegriffen, so am 19. August 1813, wo sein eigenes Gut der Kampfplatz war und arg verwüstet wurde. Nachdem er während des ganzen Feldzuges Blücher zur Seite gestanden und denselben nach Friedensschluß auf der Reise nach England begleitet hatte, zog er 1815 von neuem mit ihm in den Krieg. Hier fand nun jenes Ereigniß statt, welches Nostitz' Namen allbekannt gemacht hat. Es war am Abend des 16. Juni. Von seinem Standorte bei der Windmühle von Brye aus beobachtete Blücher das erneute Vorbrechen der französischen Heeresmassen, welche Napoleon aus der Gegend von Ligny gegen die preußische Stellung entsandte. Es sollte demselben besonders durch die Cavallerie begegnet werden. In Blücher regte sich der alte Reitergeist und trieb ihn, sich dem Reiterangriffen anzuschließen. Einer derselben war Adolf Lützow (s. d.), dem früheren Freicorpsführer, aufgetragen, welcher eine Brigade commandirte, von derselben aber nur das 6. Ulanenregiment zur Verfügung hatte. Sein Angriff mißglückte,

er selbst wurde gefangen, in voller Auflösung flüchteten die Ulanen zurück und rissen Blücher, welcher von N. begleitet, auf dem Wege zu der gleichfalls zur Attacke beorderten Reserve-Cavallerie des 1. Armeecorps unter Röder, ihnen entgegenkam, mit sich fort. Beider Pferde wurden verwundet, das des Feldmarschalls brach zusammen und begrub im Sturze seinen Reiter unter sich. Den Ulanen folgten auf den Fersen, und mit ihnen gemischt, französische Cürassiere; des Feldherrn Freiheit stand auf dem Spiele. Da sprang N. vom Pferde, zog eine Pistole aus der Holster und stellte sich neben den betäubt daliegenden Blücher, bereit dessen Leben zu vertheidigen und ihn vor der Gefangenschaft zu schützen. Die Franzosen aber beachteten ihn nicht und anrückende preußische Cavallerie verjagte sie bald. Nun rief N. den ersten Reiter, welcher in seine Nähe kommt, an. Es war der Unterofficier Schneider vom 6. Ulanenregiment. Bald kamen mehrere hinzu, darunter der Major von dem Bussche vom Elb-Landwehr-Cavallerieregiment, welcher mit zwei Schwadronen desselben die Bedeckung von Artillerie bildete. Blücher ward auf Schneiders Pferd gehoben; Bussche bezeichnete die Richtung auf Sombref, welche eingeschlagen werden mußte, um den Feldmarschall in Sicherheit zu bringen, während N. eine andere einzuschlagen beabsichtigt hatte, die ihn vermuthlich in die Hände der Franzosen geführt haben würde, und so ward Blücher vor der Gefangenschaft bewahrt. Auf diese Mitwirkung beschränkt sich Bussche's Antheil an der Rettung; ein nach des letzteren, im J. 1869 auf seinem Gute Hahldem in Westfalen erfolgten Tode, in dem zu Berlin erschienenen „Neuen allgemeinen Volksblatt" vom 14. August 1869, Nr. 189, gemachter Versuch, ihm ein größeres Verdienst zuzuschreiben, muß, nach einer im Militärwochenblatt vom 17. November desselben Jahres, Nr. 95 veröffentlichten Entgegnung, als gescheitert angesehen werden. Die nächsten Jahre von Nostitz' Leben blieben ganz Blücher gewidmet. Er besorgte auch dessen Privatgeschäfte; eine herzliche Zuneigung verband beide. Als der Marschall gestorben war, nahm König Friedrich Wilhelm IV. N. unter seine Flügeladjutanten auf und ernannte ihn zum Commandeur des Gardehusarenregiments, 1822 aber zum Commandeur der 2. Gardecavalleriebrigade, an deren Spitze er eine Reihe von Jahren blieb, doch ward diese Thätigkeit häufig durch anderweite Sendungen und Aufträge unterbrochen. 1821 war er zur Begrüßung König Georgs IV. von England in Hannover anwesend und 1826 begleitete er den Prinzen Karl von Preußen zur Kaiserkrönung nach Rußland. Hier lernte Nicolaus I. ihn näher kennen. Als 1828 der Türkenkrieg ausbrach, erbat er ihn sich von seinem Schwiegervater als Militärbevollmächtigten und so wohnte N. dem Feldzuge jenes Jahres im kaiserlichen Hauptquartiere bei. Als nach der Julirevolution Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, als Militär- und Civilgouverneur an den Rhein gesandt wurde, begleitete N. ihn als Chef des Stabes; 1833 ward er zweiter Commandant von Berlin; in den Truppendienst ist er nicht zurückgekehrt, dagegen bekleidete er bei dem Könige und seinem Nachfolger eine Vertrauensstellung und ward wiederholt zu Commissionen, namentlich zu solchen, welche die Cavallerie betrafen, herangezogen; im Mai 1848 schied er aus der Armee, um derselben in Zukunft nur noch als Chef des Blücher'schen Husarenregiments anzugehören. Dagegen war er von 1850 bis 1859 Gesandter am hannoverschen Hofe. Am 28. Mai 1866 ist er auf seinem Gute Zobten bei Löwenberg gestorben. Er war seit 1829 mit einer Gräfin Hatzfeldt, einer Tochter des Fürsten Hatzfeldt zu Trachenberg, vermählt.

Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte, 5. und 6. Heft, Berlin 1885 (enthalten Nostitz' Lebensabriß und sein Tagebuch aus den Jahren 1813—15).

B. Poten.

Nostitz: Johann Nepomuk Graf N.-Rieneck, k. k. Feldmarschalllieutenant, Commandeur des Militär-Maria-Theresien-Ordens, Inhaber des Chevauxlegersregiments Nr. 7 (jetzt Ulanenregiment Nr. 11), geboren zu Prag am 24. März 1768, † ebendaselbst am 22. October 1840, war der Sohn des thatkräftigen und dabei höchst humanen Oberstburggrafen von Böhmen, Franz Anton Graf v. N. aus dessen Ehe mit Elisabeth Gräfin Kolowrat-Krakowski. An seiner sorgsamst geleiteten Erziehung betheiligten sich unter anderen die bekannten Gelehrten Pelzel, Schaller und Dobrowski; für den militärischen Beruf wurde er vom Jahre 1784 bis 1785 in der Militärakademie zu Wiener Neustadt ausgebildet. Im letztgenannten J. trat er als Cadett in das leichte Dragonerregiment Leopold Toscana, später Kaiserdragoner Nr. 2 (seit 1801 aufgelöst), in welchem er 1786 zum Lieutenant, 1787 zum Oberlieutenant, 1789 zum Rittmeister, 1793 zum Major, 1795 zum Oberstlieutenant, 1796 zum Obersten vorrückte und oftmals die Gelegenheit fand, den ihm angeborenen Muth, sowie die Eigenschaften eines vorzüglich verwendbaren Reiterführers bestens bethätigen zu können. Vortheilhaft bemerkbar machte sich N. bereits am 21. September 1788 auf dem Rückzuge von Lugos nach Karansebes durch die hierbei bewirkte Einflußnahme auf die in Unordnung gerathenen Truppen, dann 1789 während der Belagerung von Belgrad, als er in Gegenwart Laudons für die Uebermittelung eines Auftrages den gefährlichsten, weil kürzesten, Weg wählte. Ehrende Anerkennungen wurden ihm zu Theil: 1793 bei Bellheim und Hördt „wegen der in diesem Gefechte bewiesenen Geistesgegenwart und thätigen Wirksamkeit“, am 13. October bei der Erstürmung der Weißenburger Linien, am 26. October bei dem Kampfe um den Brumpter Wald; ferner 1794 am 18. Mai bei Lincelles, wo er auch verwundet wurde, am 13. Juni bei Hooglede, denn er wird mit jenen Stabsofficieren genannt, welche „ihre Truppen besonders angeeifert und allen Vorschub zum guten Fortgang der Sache gegeben haben“, am 27. Juli vor und in Lüttich, über welches Gefecht die Relation wörtlich berichtet, „daß der Oberst Graf Klenau erstlich den Oberstwachtmeister Grafen N. nicht genug loben könne“; dann 1795 am 24. September bei Heidelberg, „weil N. durch eine geschickt vollführte Demonstration zur Entscheidung des Treffens in nicht geringem Maße beigetragen“; endlich 1796 am 14. Juni bei Maudach vor Mannheim, woselbst die Franzosen mit großem Verluste zurückgeschlagen wurden; am 11. August bei Eglingen in der Schlacht bei Neresheim, wobei N. trotz einer erlittenen Verwundung „mit eben so vieler Einsicht als Tapferkeit während der ganzen Affaire“ das Commando der vereinten Cavallerie führte, am 14. September bei Weihering nächst Neuburg, bezüglich welchen Gefechtes „dem Regimente Kaiserdragoner und besonders dessen Oberst, Graf N., alles Lob ertheilt“ wurde, und am 2. October bei Biberach, über welche Schlacht die Relation mit den Worten schließt: „Feldmarschalllieutenant Kospoth kann die Thätigkeit und die militärische Einsicht des Obersten Grafen Nostitz nicht hinlänglich loben, mit der derselbe seinen Veranlassungen wirksam an die Hand ging“. N., der übrigens auch an vielen anderen Kämpfen dieser Jahre Antheil genommen, quittirte Ende December 1796 den Dienst mit Beibehalt des Oberstencharakters und widmete sich nun der Verwaltung der Herrschaften Türmitz und Cernosek, welche er von einem seiner Oheime geerbt hatte. Dies war, nebenbei bemerkt, der Feldmarschall und Hofkriegsrathspräsident Friedrich Moriz Reichsgraf v. N., dessen Vaterlandsliebe, Pflichttreue, streng rechtlichen Sinn und leidenschaftlichen Hang zur Wohlthätigkeit Joseph Sonnenfeld in „Skizze des Hofkriegsrathspräsidenten Feldmarschalls Grafen v. Nostitz. Wien 1796“ gebührend gewürdigt, und von dem im k. k. Cabinetsarchive die sogenannten „Nostitz'schen Acten“ erliegen, eine Sammlung von Berichten und Protokollen jener Commission, welche unter Nostitz' Leitung das Militärsystem um 1791 zu

rücken hatte. Als jedoch im J. 1800 der Krieg mit Frankreich eine ungünstige Wendung genommen, da meldete sich N. unaufgefordert zum Dienste. Er wurde bei der im November zur Errichtung gekommenen böhmisch-mährisch-schlesischen Legion Erzherzog Karl als Generalmajor und Brigadier angestellt und nachdem 1801 der Friede geschlossen worden war, zum Commandanten einer Cavallerie-Brigade in Prag ernannt. Im J. 1805 befand sich N. gleich vom Beginne des Feldzuges an beim Heere und kämpfte als Cavalleriebrigadier anfangs unter Klenau, dann unter Kienmayer, später Kutusow, Bagration. Jeder dieser Befehlshaber beauftragte N. mit der höchst verantwortlichen und anstrengenden Führung der Nachhut, ein Beweis, daß standhaftes Zurückhalten des Gegners, rasches, verläßliches Berichterstatten, unermüdliche Sicherung aller Verkehrsmittel u. s. w. jederzeit N. anvertraut werden konnten. In den Gefechten bei Dürnstein, am 11. November, Schöngrabern, auch Hollabrunn, am 16. November und in der Schlacht von Austerlitz, am 2. December, errang sich N. überdies, bezüglich seiner geschickten Gefechtsleitung, die öffentliche Belobung. Nun wurde N., dessen Gesundheit dringend der Erholung bedurfte, für längere Zeit beurlaubt, welche Begünstigung er aber in Voraussicht baldiger Kriegsereignisse am 28. December 1808 freiwillig unterbrach und anfangs April 1809 das Commando der Reserve beim Corps des Grafen Bellegarde übernahm. Diese führte er in bester Ordnung während der Vorrückung in die Oberpfalz, dann am Rückzuge nach Mähren, worauf er als Feldmarschallieutenant und Truppendivisionär mit großer Bravour und Ausdauer bei Aspern, am 21. und 22. Mai, an der Besetzung und Vertheidigung des Ortes Aspern sich betheiligte und bei Wagram am 6. und 7. Juli die Angriffe auf Markgraf-Neusiedl muthvoll unterstützte. In den Relationen beider Schlachten erscheint Nostitz' Name unter denen jener Persönlichkeiten, welche ihrer ausgezeichneten Thaten wegen einer besonderen Erwähnung würdig befunden wurden; bei Aspern wurden N. zwei Pferde unter dem Leibe erschossen und erlitt er eine Contusion; bei Wagram wurde er gleichfalls leicht verwundet. Aus letzterer Ursache und weil seine Gesundheitsverhältnisse überhaupt mißlich gewesen, zog sich N. nach Beendigung des Feldzuges wieder auf seine Güter zurück, ohne jedoch mit dem Einrücken zum Heere zu säumen, als die denkwürdigen Tage der Befreiungskriege nahten. Die Wahlstatt bei Leipzig betrat er am 16. October als Befehlshaber des österreichischen Cürassiercorps in dem Momente, als Wittgenstein und Kleist der härtesten Bedrängniß ausgesetzt waren. Sorgsamst die Ruhe und Kampfeszuversicht seiner Truppen wahrend, durchritt er im Schritt die wirren Massen der retirirenden Abtheilungen und nachdem er den Aufmarsch vollführt, da warf er sich an der Spitze des Regiments Albert von Sachsen-Teschen auf die Fronte, mit dem Regimente Lothringen in die Flanke der polnischen und französischen Reiter, dann auf die Infanteriemassen der Garde, allerorts den Feind zersprengend, zur Flucht zwingend. Den gleichen Erfolg fesselte er an seine Attaquen wider die ihm neu entgegengestellten Garden und Unterstützungen, worauf er den blutig errungenen Theil des Schlachtfeldes mit opferbereiter Standhaftigkeit behauptete. Schon am 20. October wurde Nostitz' Heldenmuth sowie seine Entschlossenheit und Umsicht im Kampfe bei Leipzig durch die Verleihung des Commandeurkreuzes des Militär-Maria-Theresien-Ordens und des russischen St. Annenordens I. Classe geehrt, welcher Auszeichnungen er sich auch weiterhin würdig erwies. Denn er bethätigte nebst stets erfolgreich angewendeter Kühnheit die trefflichste Befehlsgebung und Truppenleitung sowol während der Vorrückung an den Rhein 1813, als im Feldzuge 1814 in den Schlachten bei Troyes am 23. Februar, Arcis sur Aube am 20. und 21. März, Fère Champenoise am 25. März. Seine Antheilnahme an dem Feldzuge 1815 gab ihm dagegen keinen besonderen Anlaß zu glänzenden Leistungen. Nun wurde N. im J. 1816 neuerlich beurlaubt und da die Folgen

seiner mehrfachen Verwundungen immer stärker hervortraten, so daß er mitunter den rechten Fuß nur schwer bewegen konnte, dessen Ansuchen um Versetzung in den Ruhestand im J. 1821 bewilligt. Mit ihm schied ein kühner und erfolgreicher Reiterführer, vor allem aber ein selbstloser Charakter, der ohne Rücksicht auf verschiedene körperliche Leiden immer wieder zum Schwerte griff, wenn das Vaterland in Gefahr stand.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterr., 20. Thl., Wien 1869. — Hirtenfeld, Der Milit.-Maria-Theresien-Orden 2c., Wien 1857. — Schels Oesterr.-milit. Ztschft., Wien 1843, 1. u. 2. Bd. — Leitner, Gesch. d. Wiener Neust. Akad., Hermannstadt 1852. — Schweigerd, Oesterreichs Helden u. Heerführer, 3. Bd., Wien 1854. — Svoboda, Die Zöglinge d. Wiener-Neust. Milit.-Akad., Wien 1870. — Die Hofkriegsrathspräsidenten 2c. d. k. k. österr. Armee, Wien 1874. Schzl.

Nostitz: Gottlob Adolf Ernst v. N. und Jänkendorf, wurde am 21. April 1765 auf dem väterlichen Gute See in der jetzt preußischen Oberlausitz geboren. Sein Vater starb frühzeitig, doch sorgte die Mutter, eine geborne v. Kiesewetter, die sich später mit dem Obersten v. Kaiserlingk verheirathete, für eine vortreffliche, ganz auf die Entwickelung der Geistesanlagen berechnete Erziehung des Sohnes, so daß dieser, noch nicht 16 Jahr alt, bereits die Universität Leipzig beziehen konnte, an welcher er sich dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften widmete. Zwanzig Jahre alt, trat er als wirklicher Finanzrath in den Staatsdienst ein, verließ denselben aber schon 1789 theils, weil er genöthigt war, die Verwaltung der väterlichen Güter zu übernehmen, theils aus besonderer Neigung, seine ganze Thätigkeit der Provinz zu widmen, in welcher er geboren. Als Landesältester des Bautzener Kreises (1792), als Präsident der Oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz (1795) und endlich als Oberamtshauptmann der Provinz (1804) entwickelte er durch Wort und Werk eine segensreiche Thätigkeit. Aus dieser Zeit stammt seine Schrift „Versuch über Armenversorgungsanstalten in Dörfern“ (1801), und die in derselben niedergelegten Ideen führte er in dem von ihm gestifteten Armenhause auf seinem Familiengute Oppach praktisch durch. Im Jahre 1806 wurde N. als Oberconsistorialpräsident nach Dresden berufen und revidirte als solcher mit Reinhard und Kind die Verfassung der Universität Leipzig; 1809 trat er als wirklicher Conferenzminister in das damalige geheime Consilium, den späteren geheimen Rath des Königs, und blieb fortdauernd Mitglied desselben. In dieser Eigenschaft wirkte er bei der Ausgleichung der Kriegsentschädigungen, besorgte die oberste Leitung der Landsarmencommission, reorganisirte die Heilanstalt für Geisteskranke auf der ehemaligen Feste Sonnenstein bei Pirna, die unter ihm europäischen Ruf erlangte, gründete 1824 zu Bräunsdorf bei Freiberg eine Landeswaisenanstalt, in welcher nach einem neuen Plane 150 Zöglinge zu Landbebauern, Handwerkern oder Soldaten erzogen wurden, und machte sich durch viele andere segensreiche Einrichtungen um das Land wohl verdient. An der Begründung der constitutionellen Verfassung für Sachsen hatte N. hervorragenden Antheil; er contrasignirte auch die Verfassungsurkunde. Damit hörte nun seine Mitwirkung im Staatsministerium auf; mit Beibehaltung des Titels und Ranges eines Conferenzministers erhielt er den Vorsitz in dem neu geschaffenen Staatsrathe, auch versah er noch weiter das Amt eines Ordenskanzlers, das er 1815 erhalten hatte. Gelegentlich seines 70. Geburtstages verlieh ihm die Universität Leipzig das Ehrendiplom eines Doctors der Philosophie, und am 15. October 1836 starb er auf seinem Gute Oppach. — In der schönen Litteratur ist N. unter dem Namen Arthur von Nordstern bekannt. „Er ist ein Lyriker und Epiker von Phantasie, Vielseitigkeit des Geistes, schöner und reiner Empfindung

nd Feinheit des Geschmacks. Eine liebenswürdige humane Grundlage der Weltnsicht tritt uns in seinen Darstellungen entgegen, worin er Zartheit mit Kraft es Stils und Wohlklang im Versbau verbindet. Der Ballade und volksthümichen Sage wendet er sich mit Vorliebe zu, ohne daß ihn die Klarheit seiner Anschauung immer vor Abwegen in das Traum- und Nebelgebiet der Romantik ewahrt." Seine Schriften sind: „Gesänge der Weisheit, Tugend und Freude ür gesellige Kreise" (1802); „Griechische und römische Mythen, in Briefen an Emilie. Frei nach dem Französischen" (1802—04); „Valeria, ein romantisches Gedicht in 4 Ges. nach Florian" (1803); „Liederkreis für Freimaurer" (1815); „Gemmen, gedeutet" (1818); „Irene. Fünf Gesänge" (1819), eins der ersten eutschen Gedichte in Octavenstanzen; „Kreis sächsischer Ahnfrauen" (1819), ein größeres Gedicht zur Jubelfeier der Vermählung des Königs Friedrich August; „Erinnerungsblätter eines Reisenden im Hochsommer 1822" (1824), veranlaßt durch eine größere Reise nach der Schweiz, Oberitalien und Ungarn; „Anregungen für das Herz und das Leben" (II, 1825—26); „Sinnbilder der Christen, erklärt" (1818); „Blicke der Zukunft in das Jenseits", ein Gedicht (1833). — Auch Nostitz's Tochter Klotilde Septimia von Nostitz und Jänkendorf, geb. am 27. Januar 1801 zu Bautzen, † 1852 in Oppach, hat sich als Dichterin bekannt gemacht. Sie veröffentlichte seit 1818 in den verschiedensten Zeitschriften ihre Poesien, die dann nach ihrem Tode von ihrem Bruder unter dem Titel „Aus dem dichterischen Nachlaß meiner Schwester K. N. und J." (1853) gesammelt erschienen.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 14. Jahrg., S. 618. — Ignaz Hub, Deutschlands Balladen- und Romanzendichter. 4. Aufl. Karlsruhe 1864; I. Bd., S. 161. — Schindel, Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrh. Leipz. 1825; II. Bd., S. 66. Franz Brümmer.

Nostitz: Johann Karl Georg, in Rußland Gregor Iwanowitsch genannt, von N. aus dem Hause Ullersdorf, russischer Generallieutenant und Generaladjutant, ward am 10. Juni 1781 zu Dresden geboren. Die Ehe seiner Eltern war keine glückliche; das Mißverhältniß, welches zwischen ihnen bestand, warf seine Schatten auf des Sohnes Kindheit; das unstete Leben, welches aus demselben folgte, störte seinen Bildungsgang. Trotzdem konnte er die Universität Halle beziehen und, als das Urbild des Hallenser Renommisten, klopfte er an König Friedrich Wilhelm III. Thür zu Potsdam, um Eingang in die preußische Armee zu erlangen. Seiner Beharrlichkeit glückte es, sein Vorhaben durchzusetzen. Er kam als Cornet zu den Gensdarmen in Berlin, dem tonangebenden Reiterregimente. Wie er ein ausgelassener burschikoser Student gewesen war, so ward er bald der wildesten einer unter jenen Cavallerieofficieren, welche damals in Berlins öffentlichem Leben eine gewisse Rolle spielten. Bald aber wandte er sich daneben dem Studium der Kriegswissenschaften zu, deren Betriebe eben jetzt Scharnhorst neue Anregung gegeben hatte. In beiden Richtungen paßte es, daß er Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand wurde. Diesen begleitete er in den Krieg von 1806; in seinem letzten Augenblicke war er bei ihm, vergeblich bemühte er sich, den Franzosen den Leichnam zu entreißen. Er entkam später glücklich über die Oder und nahm tapfer Theil an dem Feldzuge des Jahres 1807 in Preußen. Durch eine unglückliche Verbindung, welche er kurz vor Ausbruch des Krieges geschlossen hatte, war ihm die Heimath verleidet; Schulden hatten ihn veranlaßt, eine Heirath einzugehen, welche ihn in die Fremde trieb. Er wandte sich zunächst nach Oesterreich, beschäftigte sich 1809 mit der Bildung einer Fränkischen Legion, welche nicht über die Anfänge hinauskam, ward dann Major bei Merveldt-Ulanen und machte 1812 den Krieg gegen Rußland mit. Während dieser Zeit nahm er an den Bestrebungen zur Ab-

schüttelung des fremdherrlichen Joches lebhaften Theil; er stand mit Gneisenau, Tettenborn, Gentz, Gruner, Varnhagen in Verkehr. 1813 trat er in russische Dienste, kam in den Generalstab der russisch-deutschen Legion, mit welcher er am Kriege an der unteren Elbe, in Holstein und den Niederlanden theil nahm, und ward nach Beendigung desselben der Suite des Kaisers zugetheilt, mit welcher er in Paris und später beim Congreß in Wien war; seine geistreichen Aufzeichnungen über den letzteren sind von großem Interesse. Als die Legion in den preußischen Dienst übertrat, blieb er im russischen, rückte 1815 zum zweiten Male in Frankreich ein und verblieb dort mit dem zu den Occupationstruppen gehörenden Woronzow'schen Corps bis 1818, jetzt ein Cavallerieregiment commandirend. In dieser Zeit trat er zum Staatsrath Merian in ein näheres Verhältniß, von welchem die unten angegebene Quelle für diese Lebensskizze Zeugniß ablegt. Im Jahre 1824 verheirathete er sich zum zweiten Male, jetzt unter glücklichern Verhältnissen, mit einer Russin; 1828 machte er als General den Türkenkrieg mit, wo sein Name besonders bei Kurtepe im Kampfe gegen Omer Vrione genannt wird, 1831 focht er an der Spitze einer Gardecavallerie-Division gegen die Polen. Am 4. April wurde er freilich, mit einer Recognoscirungsabtheilung bei Roznan über den Narew gegangen, von Uminski geschlagen; that sich dann aber bei Skrzynecki's Verfolgung hervor und ward für Auszeichnung bei Ostrolenka, wo eine Schwadron seiner Garde-Ulanen ein Bataillon des berühmten 4. Regiments niederhieb, Generallieutenant. Beim Sturme auf Warschau wurde er im Reiterkampfe schwer verwundet. Er erhielt dann das Commando der 6. Ulanen-Division und starb zu Wisiliewka am 19. August 1838.

Aus Karl von Nostitz's Leben und Briefwechsel. Auch ein Lebensbild aus den Befreiungskriegen. Dresden und Leipzig 1848. B. Poten.

Nostitz: **Kaspar v. N.-Tzschocha**, von Geburt wohl ein Schlesier, begütert in der Oberlausitz und theilweis auch jenseits der Grenze in Schlesien, lebte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. In jüngeren Jahren war er ein tüchtiger Kriegsmann. Seit 1439 in heimischen Fehden erwähnt, zieht er 1454 mit Herzog Rudolf von Sagan nach Preußen, dem Orden gegen Polen zur Hülfe. Es waren viele Schlesier und Lausitzer bei diesem Söldnerheer. Kaspar N. wird wol geradezu als deren Hauptmann bezeichnet. Die Schlacht bei Konitz machte er mit. Als Befehlshaber von Konitz behauptet er diesen wichtigen Platz bis zum Ende des langen Krieges und ist an allen bedeutenderen Unternehmungen desselben betheiligt, wird auch mehrfach verwundet. Im J. 1466 übergiebt er nach hartem Kampfe die Stadt den Polen, die ihm nicht nur für seine Person, sondern auch für seine aus Schlesien seiner Zeit mitgebrachten 4 Geschütze freien Abzug bewilligen. Wie anderen Führern konnte auch ihm der Orden die Soldrückstände nicht zahlen. So kehrte er schwerlich reich an Schätzen in die Heimath zurück. Er war schon einmal während einer Pause des preußischen Krieges 1464 vorübergehend in die Dienste Breslaus gegen König Georg Podiebrad getreten, 1467 wird er Hauptmann von Görlitz und ein Führer der Podiebrad feindlichen Partei in der Oberlausitz. In dem folgenden Jahrzehnt nimmt er an allen Bewegungen des wechselvollen Krieges, der sich bis 1479 hinzieht, theil, öfter auch an den Tagen, die dazwischen abgehalten worden. Denn er wußte auch die Rede zu handhaben. Im Alter begegnen wir ihm als mannhaften Vertheidiger der Rechte der Oberlausitz. Obwol von Anfang an auf Seiten der katholischen Liga und dann des Königs Matthias Corvinus tritt er doch allen Maßregeln desselben, die den alten Privilegien des Landes zuwider waren, auf den Landtagen entgegen. Gegen die Ernennung des Herzogs Friedrich von Liegnitz zum Landvogt opponirt er 1471 allerdings vergeblich, doch verhindert er

1488 die von dem königlichen Anwalt Georg v. Stein betriebene Verschreibung des Landes in die Krone Ungarn. „Der große Ochse pelurt, sagte damals Stein von ihm, aber mein Herr, der König, wird's ihm wohl wehren." Er scheint im J. 1490, wo auch Matthias verschied und Stein's Regiment gestürzt wurde, gestorben zu sein.

Ueber seine Familien- und Besitzverhältnisse findet sich Näheres bei Knothe, Gesch. des Oberlausitzer Adels, Leipzig 1879, über seine Theilnahme an den militärischen u. politischen Händeln der Zeit vgl. Voigt, Gesch. Preußens VIII, die Ss. rer. Siles. VII—X, Ss. rer. Lusat. I—IV u. a. m.

Markgraf.

Nothnagel: Johann Andreas Benjamin N., Sohn des Pfarrers zu Buch am Forst (Bezirksamt Lichtenfels, Oberfranken), geb. im März 1729, kam 1747 nach Frankfurt a. M. in die Tapetenfabrik des Joh. Nic. Lentzner als Malergehülfe. Nach Lentzner's Tode heirathete N. 1750 dessen Wittwe und gab durch Kunstsinn und Geschmack der Fabrik eine große Ausdehnung, sodaß er mit 50 Gehülfen arbeitete und von Kaiser Leopold II. ein Privilegium für seine Fabrik erhielt. Aus Goethe's Leben (III. Buch) ist bekannt, daß er daneben seine eigentliche Kunstthätigkeit nicht vernachlässigte und für den Grafen Thorane arbeitete. Er starb am 22. December 1804. Seine Kunstwerke hat Gwinner verzeichnet.

Gwinner, Kunst und Künstler in Frankf. a. M., 1862, S. 356. Zusätze ꝛc. 1867, S. 59.

W. Stricker.

Notker: Balbulus N., der berühmte „Sequenzendichter" der St. Gallener Klosterschule, wurde in den Jahren 830—840 in dem Orte Elgg (im jetzigen Kanton Zürich gelegen), früher Heiligau (Helicgove, sacer pagus) genannt, geboren, wie Ekkehart V. in der allerdings nach dem Jahre 1220 geschriebenen Biographie angibt (Ekkehardi Minimi de vita B. Notkeri cap. II in Goldast: Alamannicarum Rerum Scriptores, Francofurti 1606 t. I, S. 354). Der neueste Biograph Notker's, G. Meyer von Knonau, sucht dagegen nachzuweisen, daß Jonswil im jetzigen Kanton St. Gallen der Geburtsort sei. (Mittheilgn. d. Antiquar. Gesellsch. v. Zürich XLI. Lebensbild des h. Notker von St. Gallen. Zürich 1877.) Die Eltern, hohem Adel entsprossen, schickten den Knaben schon frühzeitig in die Klosterschule von St. Gallen, welche durch die eifrige Pflege der Wissenschaften und eine strenge Disciplin in hohem Rufe stand.

N., von „zartem, schmächtigem Körperbau und mit der Zunge stotternd" (daher Balbulus), aber mit vorzüglichen Geistesgaben ausgestattet, hatte anfänglich den Mönch Iso zum Lehrer. Als später ein schottischer Bischof mit Namen Marcus in Begleitung seines Schwiegersohnes Möngal nach St. Gallen kam, wurde diesem letzteren die Leitung der Klosterschule, in welcher die für den klösterlichen Beruf bestimmten Knaben unterrichtet wurden, übertragen. Unter der Leitung des genannten Möngal, auch Marcellus genannt, wurde N. mit seinem Freunde Tuotilo in den sieben freien Künsten unterrichtet. Auf das Studium der Musik verwandten die beiden eine ganz besondere Sorgfalt. N. versuchte sich sogar bald in der Composition von Jubilationen, welche auf das Alleluia des Graduals folgten und deshalb Folgegesänge, d. i. Sequenzen, genannt wurden.

Schon in den ersten christlichen Jahrhunderten hatte sich die Sitte ausgebildet, sog. Melismen in einer langen Reihe von Tönen zu singen, um damit den Erguß des andächtig bewegten Herzens zu bezeichnen. So sagt der heilige Augustinus: „Illi qui cantant, sive in messe, sive in vinea, sive in aliquo opere ferventi, cum coeperint verbis canticorum exultare laetitia, veluti impleti tanta laetitia, ut eam verbis explicare non possint, aver-

tnnt se a syllabis verborum et eunt in sonum jubilationis. Jubilus sonus quidam est significans cor parturire quod dicere non potest. Et quem decet ista jubilatio nisi ineffabilem Deum? Ineffabilis enim quem fari nos potes, et si eum fari non potes et tamen debes, quid restat nisi ut jubiles ut gaudeat cor sine verbis et immensa latitudo gaudiorum metas non babeat syllabarum?" (S. Aug. in Pſ. 32 Conc. 1). Aus dieſen myſtiſchen Rückſichten jubilirte man ſpäter auf dem Alleluia: „Solemus longam notam post alleluia prolixius decantare, quia gaudium sanctorum in coelis interminabile et ineffabile est" (S. Bonav. de Expos. missae).

N. hatte, wie er ſelbſt in einer Dedication an den Biſchof Liutwart von Vercelli ſagt, in ſeiner Jugend bereits die Erfahrung gemacht, daß die ſchönen Melodieen, welche von Alters her auf dem letzten Alleluia des Graduale geſungen wurden, mehr und mehr der Vergeſſenheit anheimfielen. Er ſann deshalb über ein Mittel nach, wie man dieſelben wiederherſtellen und dem Gedächtniſſe einprägen könne. Da kam gerade ein Prieſter aus dem (im J. 862) von den Normannen zerſtörten Kloſter Gimedion (Jumièges a. d. Seine) mit einem Antiphonar nach St. Gallen. In dieſem entdeckte N. zu ſeiner größten Freude einige mit Texten verſehene Jubilationen. Sie waren aber ſo mangelhaft, daß er keinen Gefallen daran finden konnte. Indeſſen wurde er dadurch veranlaßt, ſelbſt ſolche Geſänge aufzuſetzen. Als ich dann meinen erſten Verſuch „Laudes Deo concinat orbis universus", ſagt N., meinem Lehrer Iſo zeigte, war er darüber ſehr erfreut und übte Nachſicht mit mir, der ich noch ein Anfänger in dieſer Sache war; er lobte, was gut war, was ihm mißfiel hieß er mich verbeſſern, indem er bemerkte: auf jede Tonbewegung müſſe jedesmal eine Silbe zu ſtehen kommen. Nach dieſer Anweiſung verbeſſerte ich dann die Geſänge, die auf la gelangen mir, die aber auf le und lu vermochte ich nicht abzuändern. Später fand ich, daß auch dieſes leicht zu machen ſei, wie ich es z. B. ausgeführt habe in den Geſängen „Dominus in Sina", „Mater" ꝛc. Als ich dieſe ſodann meinem Lehrer Marcell zeigte, war er hoch erfreut. Er ſammelte meine Geſänge und ließ ſie von den Knaben in der Schule ſingen.

N. legte den Melodieen der Sequenzen je nach ihrer Herkunft beſondere Namen bei, z. B. Metensis major et minor (die größere und kleinere Singweiſe aus Metz), Romana (römiſche Singweiſe oder Singweiſe des Sängers Romanus, der unter dem Papſte Hadrian von Rom nach St. Gallen gekommen war). Oft benannte er ſeine Compoſition nach den Anfangsworten des Graduale, z. B. Justus ut palma oder mit anderen zu ſeiner Zeit üblichen Namen. Eine Sammlung ſolcher Geſänge, „ein kleines und unbedeutendes Büchlein", dedicirte N. auf Zureden ſeiner Mitbrüder dem Biſchofe Liutwart von Vercelli, Erzkanzler Kaiſer Karls des Dicken. (Eine Abſchrift dieſes Büchleins befindet ſich auf der Bibliothek in St. Gallen, Cod. 376 a. d. 11. Jahrhundert. Darnach bei Gerbert, De cantu et musica sacra I, 412 ff.; auch bei Pez, Thesaurus I, 18 ff. nach einer öſterreichiſchen Handſchrift.) —

Die Melodieen bewähren ſich mit Ausnahme einiger (Metenses, Romana, Amoena) als Notker's eigene Tonſchöpfungen, ſelbſt bei jenen, die er dem Alleluia der Gradualien nachbildete, ſind überall nur die Tonart und die Anfangstöne beibehalten, alle nachfolgenden Tonſätze ſtimmen mit der Melodie des Alleluia nicht mehr überein und erſcheinen daher als Notker's eigene Arbeit. (Vgl. Schubiger, Die Sängerſchule St. Gallens, 1858, S. 41.) Schubiger weiſt ihm 50 verſchiedene Jubelmelodien zu, W. Wilmanns dagegen nur 35 mit 41 Texten. (Abhandlung „Welche Sequenzen hat Notker verfaßt?" in Haupt's Zeitſchrift für deutſches Alterthum. Neue Folge Bd. III S. 267 ff. Es kommt hierbei namentlich der Cod. 484 aus dem 10. Jahrhundert auf der Stiftsbibliothek in

St. Gallen in Betracht, der die Melodieentwürfe zu Notker's Sequenzen enthalten soll. Vgl. auch Schubiger a. a. O. S. 44; Daniel, Thesaurus hymnologicus V, 38; Bartsch, Lat. Sequenzen des Mittelalters, 1858, S. 6 ff.)

Was nun den eigenthümlichen Bau dieser Gesänge angeht, so ist zu bemerken, daß die Regel, auf einen Ton dürfe nie mehr als eine Silbe kommen, bis ins 12. und 13. Jahrhundert hinein maßgebend blieb. Gerade hierdurch wurden die Melodien in dieser Liedergattung so sehr zur Hauptsache gemacht (im Gegensatz zu den Hymnen, in welchen zuerst die Texte und dann die Melodien verfaßt wurden), daß in den nach ihnen verfaßten Texten die Silben als solche keine Geltung mehr hatten, d. h. ohne Rücksicht auf ihre prosodische Länge oder Kürze nur durch die Geltung des Tones, dem sie entsprachen, durch die musikalische Arsis und Thesis bestimmt wurden und daher für unter sich gleich galten; daß ferner die Abtheilungen der Texte genau nach den melodischen Phrasen (Chorälen) sich richten mußten und daher nur dann gleich lang wurden, wenn derselbe Choral sich wiederholte oder zufällig verschiedene melodische Phrasen gleiches Maß, d. i. gleich viel Noten hatten. (Vgl. F. Wolf, Ueber die Lais, Sequenzen und Leiche, 1841, S. 10.)

Weil nun diese Texte, auf welche der Grundcharakter der Melodien sich übertragen mußte, kein selbständiges Metrum hatten, sondern nur den durch den Tonfall bestimmten (musikalischen) Rhythmus, so nannte man sie auch Prosen, d. i. unmetrische Gesänge. Mit unglaublicher Schnelligkeit verbreiteten sich die Notker'schen Sequenzen über ganz Europa und die von N. ihnen gegebene Form blieb maßgebend bis ins 12. und 13. Jahrhundert hinein. Sie wurden gewöhnlich von zwei Chören vorgetragen, selten von einem einzigen. Diese Art und Weise der Aufführung ward schon durch die Beschaffenheit ihrer Melodien wie ihres Textes bestimmt (Schubiger, Sängerschule, S. 33).

Ganz unbedeutende natürliche Erscheinungen vermochten N. zur Composition anzuregen. So hörte er eines Tages ein Mühlrad beim Herumdrehen ein eigenthümlich knarrendes Geräusch von sich geben. Das veranlaßte ihn zur Composition der Sequenz „Sancti Spiritus adsit nobis gratia", in der er jenes Geräusch nachzuahmen suchte. Nicht unwahrscheinlich ist es auch, daß der feinfühlende, erfinderische N. dem Volksmunde resp. gewissen Hirteninstrumenten manche Tonfolgen abgelauscht habe (vgl. Sczabrowsky, Die Musik und die tonerzeugenden Instrumente der Alpenbewohner im Jahrbuch des Schweizer Alpenclub Bd. IV).

Zu den berühmtesten Gesängen Notker's gehört auch die Antiphon „Media in vita". Sie soll ebenfalls einem natürlichen Eindrucke ihre Entstehung zu verdanken haben. Auf einem Spaziergange sah N. einmal mehrere Handwerker, die damit beschäftigt waren, eine Brücke über die Golbach zu schlagen. Da die Arbeiter auf ihrem Gerüste über einem tiefen Abgrund schwebten, so wurde N. durch diesen Anblick so erschüttert, daß er sich mit ganzer Seele in die Betrachtung der den Menschen stets drohenden Todesgefahr vertiefte. Das Ergebniß dieser Meditation war das Antiphon: „Media in vita in morte sumus, quem quaerimus adjutorem nisi te Domine, qui pro peccatis nostris juste irasceris; sancte Deus, sancte fortis, sancte et misericors salvator amarae morti ne tradas nos". Dieser tiefergreifende Gesang weist in seinem zweiten Theile auf die alten Improperien des Charfreitags hin. Nach dem Popule meus, quid feci tibi etc. singen zwei Chöre abwechselnd

I. Hagios o Theos.
II. Sanctus Deus.
I. Hagios ischyros.
II. Sanctus fortis.
I. Hagios athanatos, eleyson imas.
II. Sanctus immortalis, miserere nobis.

Die neumenreichen Weisen dieses Gesanges mögen dem N. bei Composition seiner Antiphon vorgeschwebt haben. Ueber die Melodie und die zahlreichen deutschen Uebersetzungen vgl. Bäumker, Das katholisch-deutsche Kirchenlied in seinen Singweisen, 1886, S. 592 ff. Scherer sagt in seinem Verzeichniß der Handschriften der Stiftsbibliothek von St. Gallen, 1875, S. 165 ff., daß die Autorschaft Notker's erst von dem St. Gallener Mönche Metzler († 1639) aufgestellt werde. Dieser berufe sich auf ältere Codices, die jetzt nicht mehr vorhanden seien. Auch die Geschichten von dem Mühlrad und der Goldach seien auf diesen zurückzuführen.

Im Mittelalter gelangte das Lied Media in vita zu großer Verbreitung und Berühmtheit. Auf Wallfahrten, in allgemeinen Bedrängnissen wurde es stets gesungen. Die Soldaten im Felde stimmten es als Kriegsruf an und beim Sturm auf der See übertönte sein Gesang das Brausen der Wogen. Ja man schrieb der Antiphon die wunderbare Wirkung zu, daß man sich durch das Absingen derselben seiner Feinde erwehren könne. Im J. 1234 sang sie der Bremer Clerus gegen die Stedinger. Im J. 1310 sah das Kölner Provinzialconcil sich zu folgendem Verbote veranlaßt: „Prohibemus item, ne in aliqua Ecclesiarum nobis subjectarum imprecationes fiant nec decantetur Media vita contra aliquas personas, nisi de nostra licentia speciali, cum nostra intersit discutere quando sint talia facienda“ (Albert. Stadens. Chron. Wolter, Chron. Brem. Schannat, Concilia Germ. IV, 124. Binterim, Concilien VI, 451).

Doch nicht blos als Componist, auch als Lehrer im Choralgesange und als Schriftsteller ist N. thätig gewesen. Seine Schrift „De musica et symphonia“ ist, wie Schubiger angibt (Sängerschule S. 55), verloren gegangen. Dagegen ist eine Abhandlung „Explanatio quid singulae literae in inscriptione significent cantilenae“, in Form eines Briefes an den Bruder Lantbert gerichtet, uns erhalten geblieben (Cod. 381 aus dem 11. Jahrhundert in St. Gallen. Gerbert, Scriptores I, 95 ff.; Schubiger a. a. O. S. 10). Darin wird gezeigt, was gewisse Buchstaben des Alphabets, welche Romanus den Neumen hinzugefügt hatte, zu bedeuten haben.

Von seinen sonstigen Schriften sind bekannt: ein „Martyrologium“, verfaßt auf Grundlage der Arbeiten von Ado v. Vienne und Rhaban (Cod. 456 aus dem 10. Jahrhundert in St. Gallen. Canisius, Antiquae lectiones VI, 761 ff.). „Carmina de S. Stephano“, verfaßt für Ruotpert, Bischof von Metz (Canisius, Antiq. lect. V, 771); „Litania ad regem“ (Cod. 381 [11. Jahrh.] auf der Stiftsbibliothek in St. Gallen); ferner „Versus de fungo“ (Cod. 621 [9. Jahrh.] daselbst. Canisius, Ant. Lect. V, 776). Auf der kaiserlichen Bibliothek in Wien soll sich auch in Nr. 160 eine Abhandlung über die Schriftausleger finden.

Ueber die Persönlichkeit Notker's berichtet Ekkehart IV. wie folgt: „N. von Körper, nicht im Geiste schlicht, mit der Stimme, nicht in der Seele stammelnd, in göttlichen Dingen erhaben, in Widerwärtigkeiten geduldig, zu allem mild, war ein scharfer Aufseher in der Zucht der Unsrigen. Bei plötzlichen und unvermutheten Ereignissen zeigte er sich schüchtern, von den ihn beunruhigenden Dämonen, welchen er sich gewiß kühn entgegenzustellen pflegte, abgesehen. Im Beten, Lesen und Dichten war er sehr fleißig und, damit ich in kurzem die Gaben seiner ganzen heiligen Erscheinung zusammenfasse, er war ein Gefäß des heiligen Geistes, wie es zu seiner Zeit nirgends reichlicher sich zeigte“ (Casus St. Galli III: Goldast, Rer. Alem. Script. I, 52). Im Alter lag er nur noch dem Gebete ob. Als er sein Ende herannahen fühlte, empfing er, wie Ekkehart V. berichtet, mit großer Andacht in Gegenwart seiner Ordensbrüder die Wegzehrung des heiligen Geheimnisses des Leibes und Blutes Christi und die Salbung des heiligen Oeles, dann nahm er von den laut weinenden Brüdern Abschied und ertheilte ihnen

seinen Segen, indem er sie und das Kloster der Obhut Gottes und seiner Heiligen Gallus und Othmar empfahl (Ekkehardi Minimi de vita B. Notkeri cap. 32 und 35. Goldast, Rer. Al. Script. I, 381 und 383). Er entschlief ruhig und sanft, wie er gelebt, am 6. April 912. Sein Leichnam wurde in der Kirche des heiligen Johannes des Täufers und des heiligen Apostels Petrus beigesetzt. Der Grabstein enthält folgende Inschrift:

„Ecce decus patriae Notkerus dogma sophiae
Ut mortalis homo conditur hoc tumulo,
Idibus octonis hic carne solutus Aprilis
Coelis invehitur, carmine suscipitur“

nach meiner Uebersetzung:

„Notker, des Vaterlands Zier und Lehrer erhabener Weisheit,
Er, deſſ' sterblich Gebein hier im Grabe nun ruht,
Ledig der Banden des Fleisches; am sechsten des Monats Aprilis
Eilt er zu himmlischen Höh'n, froh von Gesängen begrüßt.“

Erst im J. 1513 übertrug Papst Julius II. dem Bischofe Hugo von Constanz die Seligsprechung. Der Proceß findet sich handschriftlich in St. Gallener Stiftsbibliothek Cod. 613 vom Jahre 1528 (abgedruckt bei Canisius VI, 981 ff., vgl. Mabillon, Annales III, 340). Infolge dessen wurde dem Stifte die Verehrung Notker's gestattet, ohne daß eine Canonisation durch päpstliches Decret erfolgte. W. Bäumker.

Notker Labeo, Mönch in St. Gallen, † am 29. Juni 1022. Einer der vier Neffen Ekkehart's I. (und zwar wohl der dritte in der Reihe dem Alter nach), die durch jenen in das Kloster gebracht worden waren (s. A. D. B. V, 791), ist N., durch den nach der großen Lippe geschaffenen Beinamen von andern St. Galler Mönchen seines Namens unterschieden, der berühmteste Lehrer der St. Gallenschen Klosterschule gewesen. Vorzüglich in die Zeit seines Vetters, des jüngsten jener Neffen, des trefflichen Abtes Purchart II., seit 1001, scheint seine Wirksamkeit gefallen zu sein. Eine beim Heerzuge Kaiser Heinrichs II. nach Italien im Sommer 1022 verderblich wirkende Seuche war auch nach St. Gallen übertragen worden. Hier starben am 12. Juni der Klosterlehrer Erinbert, am 29. N., am 16. Juli der Klosterlehrer Ruodpert; am 17. Juli wurde in Italien, wol zwischen Siena und Lucca, Abt Purchart selbst dahingerafft. Aber das Kloster verlor in diesem Jahre überhaupt zehn seiner Angehörigen durch diese Heimsuchung. Der namhafteste Schüler Notker's, Ekkehart IV. (s. d. Art.), welcher selbst am Sterbelager des geliebten Lehrers stand, redet in einem Gedichte, das er in sein „Buch der Segnungen“ beim Feste des heiligen Otmar einreihte, von den letzten Lebensstunden des frommen Mönches: er habe öffentlich Beichte abgelegt und als schwerste Sünde bekannt, daß er als Jüngling einmal im Mönchsgewande einen Wolf erlegt habe, dann angeordnet, daß die Armen an sein Bett kommen und da speisen sollten (vgl. Mittheil. z. vaterländ. Gesch. d. hist. Ver. in St. Gallen, Heft XV/XVI, S. LXXXVIII, in diesen Versen: „Item de aliis“, sc. sincellitis amborum — der Heiligen Gallus und Otmar). Der „gelehrteste und gütigste Lehrer“, mit welcher Bezeichnung das Todtenbuch ihn aufführt, starb im Alter von siebzig Jahren. — Ekkehart sagt über N. in einer Glosse zu den schon erwähnten Versen, daß derselbe aus Liebe zu seinen Schülern mehrere Bücher deutsch ausgelegt habe, und hierin liegt geradezu Notker's litterarische Bedeutung, die aber mit seiner Lehrthätigkeit auf das engste zusammenhing. Der Name Teutonicus scheint ihm von diesen eigenthümlich als Lehrbücher gestalteten Uebersetzungswerken schon bald nach seinem Tode gegeben worden zu sein. N. ertheilte in einem Briefe an den Bischof Hugo von Sitten (998—1017), der in J. Grimm's „Kleineren Schriften“, Bd. V, S. 190 und 191 von Neuem publicirt

worden ist, Auskunft über die Absicht, die ihn dabei leitete, und über die Zahl seiner Arbeiten. Er sagt in diesem Berichte, es sei zum Verständnisse gewisser Bücher kirchlichen Inhaltes, welche vorzüglich in den Schulen gelesen werden müßten, das Studium der freien Künste vorher nothwendig, und so habe er um seinen Schülern den Zugang zu denselben zu erleichtern, etwas ganz Außergewöhnliches gewagt, nämlich die Uebersetzung des Lateinischen in die Landessprache, um zum Verständnisse der logischen oder rhetorischen Schriften des Aristoteles, des Cicero und anderer Classiker zu helfen. Solche „libri expositionum“ sind mit Recht so wie sie sich als eine sonderbare Mischung beider Sprachen neben einander in dem gleichen Satze darstellen, als ein Weiterbauen auf der Grundlage des Glossenapparates hingestellt worden; denn der Charakter der Uebersetzung tritt hinter dem Bestreben, Erklärungen zu den übrigens mitunter durch N. etwas umgestalteten lateinischen Texten zu geben, dadurch den Schulvortrag zu verdeutlichen, in den Hintergrund zurück. N. theilt dem Bischof Hugo mit, er habe zuerst des Boethius De consolatione und De trinitate bearbeitet, dann verschiedenes Metrisches — Cato (die Sittensprüche), Vergil's Bucolica, die Andria des Terenz — folgen lassen, darauf die Nuptiae Philologiae (die beiden ersten Bücher des Martianus Capella), von Aristoteles die Kategorien und De interpretatione, ferner Principia Arithmeticae an die Hand genommen; diesem Allen schließen sich theologische Werke an: das Psalterium, mit Erklärung aus Augustinus, und Hiob, von dem jedoch erst der dritte Theil vollendet sei; außerdem habe er in lateinischer Sprache eine neue Rhetorik und einen neuen Computus, sowie einiges Weitere verfaßt. Ferner bezeugt Ekkehart IV. in jenen Versen, daß N. auch Gregors Moralia, die Auslegung zu Hiob, ins Deutsche übertrug, und daß das große Werk der Uebersetzung des Hiob von dem unermüdlich fleißigen Lehrer genau an seinem Sterbetage abgeschlossen worden sei. Von dem Psalterium und der Hiob-Uebersetzung ließ sich die Kaiserin Gisela, wahrscheinlich bei Anlaß ihres 1027 in St. Gallen gemachten Besuches, Abschriften anfertigen, und überhaupt wurden die Psalmen unter den von N. hinterlassenen Werken wohl am meisten verbreitet. Von den Arbeiten, welche sich N. selbst ausdrücklich zuschreibt, sind erhalten (abgesehen von den Psalmen und den übrigen psalterartigen Stücken des Alten und Neuen Testamentes) Boethius, De consolatione, Aristoteles' Kategorien und Hermeneutik, von Martianus Capella eben die zwei ersten Bücher, diese auf der Stiftsbibliothek von St. Gallen, ferner auf der Pariser Nationalbibliothek höchst wahrscheinlich der Computus, und zwar von N. seinem Schüler Ekkehart IV. (wenn so statt Erkenhart gesetzt werden darf) gewidmet. Mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit werden N. noch vier kleine Abhandlungen über Musik, die ältesten in deutscher Sprache, dann eine Abhandlung von den Theilen der Logik, eine ausführlichere über die Syllogismen, sowie eine Abhandlung von der Redekunst zugeschrieben, wovon die letzte, welche zahlreiche deutsche Beispiele, auch aus Volksliedern, eingereiht zeigt, vielleicht das von N. in seinem Briefe erwähnte Lehrbuch — die Rhetorik — ist. Von Notker's Wirkungen auf die Schule tritt das Meiste aus seinen Beziehungen zu Ekkehart IV. hervor. Dieser versichert, sein „Liber benedictionum“ (Codex Sangall. Nr. 393) sei dadurch entstanden, daß er zu seiner Freude unter den alten Schriften des Lehrers seine einst demselben eingelieferten Schulaufgaben, nämlich die lateinischen poetischen Pensen, sorgfältig aufbewahrt gefunden habe; danach wurden diese Proben der Verskunst gehörig umgearbeitet und zu einem Schulbuche zusammengestellt. Ferner zeigt der St. Galler Codex Nr. 621 des Orosius, aus dem 9. Jahrhundert, auf Geheiß Notker's eingefügte Correcturen von Ekkeharts IV. Hand, und in dieser Handschrift stehen zugleich mitten im Texte, die einzigen zwei von N. selbst erhaltenen Zeilen. — Das, was N.

angeregt, fand jedenfalls zunächst in St. Gallen guten Boden; doch ist wohl nach seinem und seiner Mitlehrer Tode eher ein Rückschlag eingetreten, wie ja auch Ekkehart IV. noch 1022 St. Gallen auf einige Zeit verließ. Man darf also Notker's eigene Leistungen nicht dadurch einengen, daß man dem Lehrer gegenüber die Schule von Uebersetzern zu sehr betont. Wenigstens ist es auffallend, daß gerade bei Ekkehart IV., demjenigen St. Galler, der uns in erster Linie die um N. versammelte Schule darstellt, der Eifer für das Deutsche sehr zurücktritt: der „barbarischen" Sprache wird ein Anrecht auf gelehrten Gebrauch nicht zugestanden. Ueberhaupt hat St. Gallens Schule unter N. einen letzten Gipfel des Erblühens und des Ruhmes erreicht, der später nicht wieder gewonnen wurde.

Vgl. als neueste Bearbeitung des über N. vorliegenden Materiales in P. Gabr. Meier's Geschichte der Schule von St. Gallen im Mittelalter (Jahrbuch f. schweiz. Geschichte, Bd. X, 1885), S. 85—89. — Die germanistische Litteratur seit der Zeit, wo Hattemer (vgl. Bd. XI, S. 24) sich das Verdienst erwarb, in den „Denkmahlen des Mittelalters", Bd. II und III, „St. Gallens altdeutsche Sprachschätze" zuerst herausgegeben zu haben, verzeichnet Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, 2. Aufl., Bd. I, S. 27 u. 28. Meyer von Knonau.

Nottbeck: Karl N., Missionar der Brüdergemeine, war am 2. Jan. 1713 zu Reval als der Sohn eines Rathssecretärs geboren. Im Alter von 14 Jahren trat er als Lehrling in ein Kaufmannsgeschäft seiner Vaterstadt ein. Als der Graf von Zinzendorf im J. 1736 nach Reval kam, machten dessen Predigten großen Eindruck auf N. Das seit dieser Zeit in ihm erwachte religiöse Bedürfniß wurde durch das Lesen von August Hermann Francke's Predigten so mächtig, daß N. sich den in Reval wohnenden Brüdern anschloß. Im J. 1740 reiste er nach Deutschland und ließ sich am 10. December von Zinzendorf zu Marienborn in die Gemeine aufnehmen. Seitdem trat N. in die Dienste des Grafen und der Gemeine. Vom Mai 1745 an bis in den October 1748 war er in Algier als Nachfolger von Abraham Ehrenfried Richter aus Stralsund († am 19. Juli 1740) als geistlicher Beistand der gefangenen Christensklaven thätig. Seine Arbeit blieb jedoch ohne nennenswerthen Erfolg, da nicht nur Juden und Türken ihm Hindernisse in den Weg legten, sondern auch von Seiten seiner Pfleglinge wenig Entgegenkommen zu verspüren war. Selbst mancherlei Lebensgefahr hatte N. während seiner Wirksamkeit in Algier zu bestehen. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland nahm N. zunächst in Herrnhag Aufenthalt, doch wollte ihm das damalige Leben und Treiben an diesem Orte wenig zusagen. Um so wohler fühlte er sich in Herrnhut, wo er von 1751—1762 mit dem Copiren der damals noch ungedruckten Gemeinnachrichten beschäftigt wurde. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte N. in Niskv bei Görlitz. Dort ist er am 17. März 1783 gestorben. Nur eines seiner Lieder („Lieber Heiland, blick mich an auf's neue") ist in das Brüdergesangbuch aufgenommen worden (Kleines Gesangbuch Nr. 556).

Nachrichten von der Brüdergemeine, 1875. Theil II. Heft 4. S. 322 bis 333. H. A. Lier.

Nottebohm: Gustav N. (eigentlich Martin Gustav), Tonkünstler, Componist und einer der verdienstvollsten Musikgelehrten der neueren Zeit, wurde am 12. Novbr. 1817 zu Lüdenscheid, Kreis Altena (Westfalen) als Sohn des geachteten, tüchtigen Fabrikanten Friedrich N. geboren. Ursprünglich für den Kaufmannsstand bestimmt hatte er, wenn auch mit wenig Neigung, die ersten Stadien desselben durchgemacht, gab sich aber gleichzeitig mit stets wachsender Vorliebe dem Studium der Musik hin. Im J. 1838 trat er, seine Militärpflicht erfüllend, in das Gardeschützenbataillon in Berlin und benutzte auch hier jeden freien Augenblick für sein Lieblingsstudium. Er nahm Unterricht

in Clavier bei Ludwig Berger, in Composition bei Siegfried W. Dehn und ließ auch den Umgang mit Marx fördernd auf sich einwirken. Beim Abschluß seines Militärjahres 1839 hatte ihn die Liebe zur Musik bereits derart gefesselt, daß er, nach Hause zurückgekehrt, nach schwerem Kampfe im Elternhause, den widerwillig eingeschlagenen Beruf nicht mehr aufnahm, sondern mit Entsagung seiner einstigen Erbrechte, der Musik ausschließlich sich widmete. Fröhlichen Muthes trat er die Fahrt nach Leipzig an, zunächst beabsichtigend, einen Cursus beim Hofcapellmeister Dr. F. Schneider in Dessau zu absolviren, der ihm aber davon abrieth, da die Einrichtungen seiner Anstalt seinem Bedürfnisse nicht nach Wunsch entsprechen würden. Mendelssohn, dem er sich mit fertigen Compositionen und als Clavierspieler vorstellte, munterte ihn zu weiteren Studien auf und schrieb sogar, zur Beschwichtigung des Vaters, einen, das Talent des jungen Mannes sehr eingehend würdigenden Brief an den evangelischen Pastor Schöneberg in die Heimath. Diese Aufmunterung und der einflußreiche Verkehr mit Schumann wirkten begreiflicherweise in hohem Maße anspornend auf den Kunstjünger, dem nur Eines im Wege stand: seine weitere Militärpflicht bei den Landwehrübungen. Hier griff Mendelssohn abermals in das Geschick des besorgten Mannes ein, indem er dessen Gesuch um Enthebung von denselben mit einem höchst auszeichnenden Attest unterstützte. Trotz dieser ungewöhnlichen Fürbitte wurde sein Ansuchen als unstatthaft zurückgewiesen. Der Oberpräsident von Westfalen, v. Vincke, rieth ihm aber zugleich, sich mit seinem Gesuch und Mendelssohns Zeugniß direct an des Königs Majestät zu wenden. Dieser, für die Verhältnisse geradezu unerhörte Schritt war dennoch von überraschender Wirkung, indem N., von allen weiteren Hemmungen befreit, zum letzten Aufgebot zurückgestellt wurde. Mendelssohn's Zeilen lauteten: „Daß Herr Gustav Nottebohm, der mit seinem schönen Talent für musikalische Composition und für Clavierspiel auch zugleich den seltensten Fleiß und ein ernstes Streben verbindet, binnen der Zeit, die er sich hier in Leipzig aufgehalten hat, in seiner Kunst wesentlich fortgeschritten ist, daß ihm ein längerer Aufenthalt hierselbst für seine fernere Ausbildung gewiß von größtem Nutzen sein würde, und daß daher in seinem Interesse, wie in dem Interesse seiner Kunst zu wünschen ist, daß ihm noch eine mehrjährige Verlängerung seines hiesigen Aufenthaltes und seiner hiesigen Studien gestattet werden möge: das bezeuge ich nach bestem Wissen und Gewissen durch meine Namensunterschrift. Leipzig den 15. März 1843. Felix Mendelssohn Bartholdy." Der weitere Aufenthalt in Leipzig förderte Nottebohm's Kenntnisse namentlich auch in musiklitterarischer Beziehung, die in späteren Jahren ihre guten Früchte tragen sollten. Somit reich ausgestattet an Wissen folgte er im J. 1846 einem inneren Drang, Wien zu besuchen, das ihm zur zweiten Heimath wurde. Er machte hier zunächst bei dem ausgezeichneten Theoretiker, Hoforganist Simon Sechter, einen Curs im Contrapunkt durch und wurde bald ein geachteter, nur der soliden, gediegenen Schule folgender Lehrer in Clavierspiel und Composition. Im Jahre 1858/59 sehen wir ihn als Directionsmitglied der Gesellschaft der Musikfreunde, im J. 1863 als Archivar des neugegründeten evangelischen Chorvereines zur Hebung und Veredelung des Kirchengesanges; im J. 1864 als Bibliothekar und Archivar der vorgenannten Gesellschaft der Musikfreunde, welche Stelle er aber schon im nächstfolgenden Jahre aufgab. Von der Firma Breitkopf & Härtel im Jahre 1861 aufgefordert, sich an der vollständig kritisch durchgesehenen Ausgabe der Werke Beethoven's zu betheiligen, betrat er damit ein Feld, für das er sich ganz besonders berufen zeigte. Es folgte dann seine Mitbetheiligung an der Mendelssohn'schen und 1875 an der Mozart'schen Gesammtausgabe. Auch an der von der Bach-Gesellschaft im J. 1851 unternommenen Gesammtausgabe der Bach'schen Werke hatte N. regen Antheil genommen und wurde nach dem, durch

zunehmende Berufsgeschäfte veranlaßten Rücktritt des hochgeschätzten W. Rust zu Anfang 1882 aufgefordert, an dessen Stelle noch eingreifender zu wirken, wozu es aber leider nicht kommen sollte. Bis dahin hatte sich N. auch durch Herausgabe der thematischen Kataloge von Beethoven, Mendelssohn und Schubert und insbesondere durch seine kritischen Aufsätze und Studien über Beethoven's Skizzenbücher unvergängliche Verdienste erworben. Mit letzteren, welche zu den überraschendsten Resultaten führten, gewährte er zum erstenmale den lehrreichsten Einblick in das Schaffen und allmähliche Entstehen von dessen Meisterwerken. — In seinen eigenen im Druck erschienenen Compositionen, die in die frühere Periode seiner Thätigkeit fallen, spiegelt sich seine Achtung vor den Altmeistern und deren Gesetzen. Hervorgehoben zu werden verdienen hier seine vierhändigen Variationen über ein Thema von Bach, op. 17. Als öffentlich ausübender Künstler wirkte N. nur dreimal (1864—69) in den Gesellschaftsconcerten, in denen er in der Bach'schen Matthäus- und Johannespassion den Clavierpart übernahm. Sein nimmer ruhendes Schaffen erfuhr mit dem Jahre 1882 ein unerbittliches Halt. Er fing zu kränkeln an, glaubte nach ärztlichem Rath in Salzburg Erholung zu finden und besuchte dann den Badeort Gleichenberg in Steiermark. Allein es war zu spät; ein Lungenleiden hatte schon zu große Fortschritte gemacht. Nach sechswöchentlichem Aufenthalt wollte er über Graz nach Wien zurück, mußte aber in Graz, wo er bereits ganz entkräftet ankam, liegen bleiben und verschied im allgemeinen Krankenhause kurz vor Mitternacht am 29. October. Der Leiche des unvergeßlichen Musikforschers folgten, der liebevollen Vorsorge des k. k. Professors Dr. Max v. Karajan nachkommend, Mitglieder aller musikalischen Vereine mit ihren Vorständen an der Spitze. Auch Freund Brahms, der auf Wunsch des Sterbenden von Wien herbeigeeilt war und ihn noch lebend antraf, befand sich unter den Trauernden. — Auf dem Friedhofe vor dem Paulusthore ruht er nun, fern von der Heimath, das Grab durch Vorsorge einer ehemaligen Schülerin mit einem Denkstein und durch weitere Fürsorge durch grünenden Blätterschmuck gekennzeichnet. N. war eine an sich eigenartige Natur, die für Manche etwas Schroffes hatte; umsomehr überraschte Näherstehende ein gemüthlicher, selbst kindlicher Zug, den die anscheinend rauhe Schale barg. Die Kunst, sich geltend zu machen, verstand er nicht. Von sich selbst, von seinen früheren Erlebnissen sprach er nie. In seinen Lebensbedürfnissen höchst anspruchslos, lebte er nur in seiner Kunst. Seine einzige Erholung suchte er auf Reisen; und wie er in jüngeren Jahren die Thüringer Lande durchstreifte, besuchte er später im Sommer abwechselnd Steiermark, Tirol, die Schweiz, Italien, Ungarn (mit seinem Freunde Volkmann), am häufigsten aber Salzburg, die Wiege seines Mozart, den er nebst Beethoven und Bach am meisten zu verehren schien. Seine Unermüdlichkeit und philologische Gewissenhaftigkeit im Nachspüren von Quellen und Daten war erstaunlich und sein reiches Wissen kam auch so manchem Forscher auf gleichem Gebiet zugute. In allen Fragen über die Altmeister galt er als Autorität, die noch oft schwer vermißt werden wird. — Im Druck sind von N. folgende Werke erschienen: „Thematisches Verzeichniß der im Druck erschienenen Werke von L. v. Beethoven", 2. vermehrte Auflage, zusammengestellt und mit chronologisch bibliographischen Anmerkungen versehen, Leipzig, Breitkopf & Härtel 1868; „Thematisches Verzeichniß der im Druck erschienenen Werke von Franz Schubert", Wien, Fr. Schreiber (Spina, jetzt Cranz) 1874; „Ein Skizzenbuch von L. v. Beethoven. Beschrieben und in Auszügen dargestellt", Leipzig, Breitkopf & Härtel 1865; „Ein Skizzenbuch Beethoven's aus dem Jahre 1803", Leipzig, Breitkopf & Härtel 1880; „Beethoven's Studien. Erster Band. Beethoven's Unterricht bei J. Haydn, Albrechtsberger und Salieri. Nach den Originalmanuscripten dargestellt", Leipzig und Winterthur, Rieter-Biedermann 1873; „Mozartiana.

Von Mozart herrührende und ihn betreffende, zum großen Theil noch nicht veröffentlichte Schriftstücke. Nach aufgefundenen Handschriften herausgegeben", Leipzig, Breitkopf & Härtel 1880; „Beethoveniana. Aufsätze und Mittheilungen", Leipzig und Winterthur, Rieter-Biedermann 1872; „Beethoveniana. Kritische Aufsätze über Beethoven's Werke", Leipzig, Musikalisches Wochenblatt, Jahrgänge 1875—1879; „Ueber die Suite", Monatsschrift für Theater und Musik, Wien, Herausgeber Klemm, 1855 und 1857; „Bach's letzte Fuge", Musik-Welt, herausg. von Max Goldstein, Berlin 1881. Nr. 20 und 21; „Die Bach-Gesellschaft in Leipzig", Aufsatz in Oesterreich. Blätter für Litteratur und Kunst (Beilage zur Oester. Kais. Wiener Zeitung), 1857, Nr. 12; „Zwei unter Mozart's Namen herausgekommene Clavierconcerte" (Köchel's Verzeichniß, Anhang Nr. 204 und 136), Recensionen und Mittheilungen über Theater und Musik, Wien 1865, Nr. 24; „Eine fragliche Stelle über Mozart's Don Giovanni. Ein Wort Beethoven's über Mozart", Berlin, Musik-Welt 1881, Nr. 59; Vorrede zu Ambros' Geschichte der Musik. Bd. IV (von Ambros als Fragment hinterlassen). Instrumentalwerke: „Quatuor pour le Pianoforte, Violon, Viole et Violoncello", op. 1, Leipzig, C. F. Peters; „6 Romanesques pour Piano", op. 2, Leipzig, Peters; „Rondeau in A pour Piano", op. 3, dito; „Premier Trio pour Piano, Violon et Velle dedié à Mons. J. W. Kalliwoda", op. 4, dito; „6 Charakter- und Phantasiestücke für Clavier", op. 6, Wien, Haslinger; „Fliegende Blätter, 6 Tonstücke für Clavier", op. 10, Wien, Spina; „Trois caprices pour Piano", op. 11, dito; „Zwei lyrische Tonstücke für Clavier", op. 13, dito; „La Séréna, Impromptu", op. 14, dito; „La contemplative, pour Piano", dito; „Ballade, pour Piano", op. 16, Leipzig, Peters; „Variationen über ein Thema von J. S. Bach, zu vier Händen", op. 17, Leipzig, Breitkopf & Härtel. — Ungedruckt sind geblieben: Ein vierstimmiges „Salve Regina" (aufgeführt 1875 von der Wiener Singakademie); zwei Streichquartette (aufgeführt 1858 und 1859 vom Quartett Hellmesberger); „Andante und Rondo capriccioso für Clavier mit Orchesterbegleitung", Partitur (circa 1842); „Clavierconcert mit Orchesterbegleitung", Partitur (1842). C. F. P.

Nottelmann: Hermann N., geb. zu Flotho in Westfalen am 4. Septbr. 1626, besuchte die Schulen zu Herford, Bielefeld und Osnabrück, bezog 1648 die Universität Helmstädt, ging 1651 nach Leipzig, reiste dann als Hauslehrer in Deutschland und den Niederlanden, wurde 1654 Professor am Gymnasium zu Lüneburg und 1666 Rector zu Lübeck, wo er am 5. Septbr. 1674 starb. Seine zahlreichen, meist Gelegenheitsschriften und Reden siehe bei Rotermund.

Jöcher. Rotermund zu Jöcher. Eyssenhardt.

Notter: Friedrich N., Schriftsteller, geb. am 23. April 1801 in Ludwigsburg, † am 15. Febr. 1884 in Stuttgart. N. stammte aus angesehener Familie; sein Vater war würtembergischer Generalstabsofficier, seine Mutter die Tochter eines Obersten v. Naso. Die Jugend des Knaben war durch die Napoleonischen Kriege und Würtembergs Theilnahme an denselben lebhaft bewegt. Die Familie wohnte bald in Stuttgart, bald auf ihrem benachbarten Gute, dem Berkheimer Hof. N. besuchte seit 1810 das Gymnasium in Heilbronn, seit 1811 die „Realschule" in Ludwigsburg. Der Vater kehrte aus dem russischen Feldzuge nicht mehr zurück; die Familie ließ sich 1815 dauernd in Stuttgart nieder. N. besuchte das Gymnasium daselbst und bezog 1819 die Universität Tübingen zum Studium zuerst der Jurisprudenz, seit Ostern 1822 der Medicin; er war ein eifriges Mitglied der Burschenschaft. September 1827 zum Dr. med. promovirt, beschloß er, sich statt der Medicin dem schriftstellerischen Berufe zu widmen. Nach einer längeren Studienreise nach Weimar, Berlin, Paris und Südfrankreich wurde N. am 9. Octbr. 1829 an der Zeitschrift „Ausland" in München

als zweiter Redacteur angestellt. Er siedelte Sommer 1830 mit der Zeitschrift nach Augsburg über, gab aber seinen Posten bald auf. Den „Hesperus“ redigirte er kurze Zeit und band sich nach dessen Eingehen durch keinerlei feste Stellung mehr, sondern lebte in Stuttgart, dann seit seiner ersten Verheirathung mit Charlotte, geb. Theobald, (1834) meist auf dem Berkheimer Hof. Seine erste Frau starb 1850 kinderlos, aus der zweiten Ehe mit Caroline Schmidlin, geb. Faber, (1854) hatte N. einen Sohn, der (1882) noch vor dem Vater starb. In späteren Jahren lebte N. ständig in Stuttgart, in lebhaften Beziehungen zu dem dortigen litterarischen Leben. Oeffentlich thätig war er nur als Abgeordneter der würtembergischen Ständekammer im Landtag von 1848—1849, in der dritten verfassungsberathenden Landesversammlung von 1850 und im Landtag von 1851—1855, sowie als Reichstagsabgeordneter in der ersten Legislaturperiode von 1871 bis 1873; er gehörte in beiden Körperschaften der gemäßigt liberalen (im Reichstag der nationalliberalen) Partei an. — Unter Notter's selbständig erschienenen Schriften nehmen seine Uebersetzungen äußerlich den breitesten Raum ein. Er war betheiligt an der Uebersetzung Bulwer's (Stuttgart, Metzler 1833—1853; von N. übersetzt sind die Bändchen 1—6, 13—23, 31—44, 56—61, das meiste Andere von Gustav Pfizer) und Cervantes (mit Adelb. Keller, Stuttgart, Metzler 1839—41; von N. stammt Persiles und Sigismunda, sowie der erste Band der Novellen her); mit Mörike zusammen übersetzte er Theokrit, Bion und Moschos (Stuttgart, Hoffmann 1855); sein Hauptwerk aber war die Uebersetzung von Dante's Göttlicher Komödie mit ausführlicher Einleitung, Anmerkungen ꝛc. (Stuttgart, Neff 1871—72). N. selbst trat als Dichter auf in einem Romanzenkranz auf Dante, der zusammen mit sechs von ihm gehaltenen Vorträgen über Dante erschienen ist („Dante Alighieri“, 1861), mit einem Schauspiel „Die Johanniter“ (1865) und einzelnen lyrischen Gedichten in Almanachen; erst nach seinem Tode erschien: „Gott und Seele. Stimmen der Völker und Zeiten“, 1885. In Prosa sind zu erwähnen (außer den Vorträgen über Dante, s. o.): der Aufsatz über die schwäbische Dichterschule in Ludwig Bauer's „Schwaben wie es war und ist“ (1842) und die biographisch-kritischen Werke über Uhland (1863) und Mörike (1875), beide ursprünglich aus Nekrologen entstanden, wie N. deren mehrere von bedeutenden Würtembergern im Schwäbischen Merkur und in der Allgemeinen Zeitung veröffentlicht hat. Außerdem entstand der berühmte von Paul Pfizer herausgegebene „Briefwechsel zweier Deutschen“ (1831) aus einer wirklichen Correspondenz zwischen Pfizer und N., doch so, daß Pfizer den zweiten Theil derselben ganz von sich aus hinzugethan und auch für den ersten Notter's Briefe nur zum kleinsten Theile wörtlich benutzt hat. — Notter's poetische Werke zeichnen sich durch begeisterten Schwung, Ideenfülle und edelste Gesinnung aus, wogegen die unmittelbare poetische Begabung zurücktritt; in ihnen wie in seinen Prosawerken fallen manche Härten und Sonderbarkeiten auf, was die letzteren durch sachlichen Gehalt und treue, gründliche Erforschung des Gegenstandes aufwiegen; seiner ganzen Schriftstellerei wie auch seiner Persönlichkeit kann das Prädicat eines durchaus edeln, nur von den reinsten Motiven geleiteten Charakters nicht versagt werden.

Außer Zeitungsnekrologen in: Schwäbischer Merkur 1884, Nr. 41 und 106 — Neues Tagblatt 1884, Nr. 43—45 (Stuttgart) — Allgemeine Zeitung 1884, Nr. 121 Beilage und 122 Beilage (letztgenannter von mir) ist über N. keine biographische Aufzeichnung vorhanden.

Hermann Fischer.

Nottnagel: Christoph N., Astronom, geb. am 20. Septbr. 1607 zu Hilpershausen im nördlichen Franken, † am 1. Mai 1666 zu Wittenberg. N.

studirte, nachdem er die Schulen in Coburg besucht hatte, an den Universitäten Königsberg und Wittenberg, erlangte am letztgenannten Orte mit 23 Jahren die Magisterwürde und wollte sich zunächst der theologischen Laufbahn widmen. Bereits hatte er eine Berufung als Superintendent nach Heldburg empfangen, als ihm gleichzeitig (1634) die astronomische Professur Mathematum superiorum — diese Zweitheilung des mathematischen Lehrstuhls datirte noch von Melanchthon's Zeiten her — an der Wittenberger Akademie angeboten wurde. Er bekleidete dieses Amt bis zu seinem Lebensende in großem Ansehen, wie er denn auch zweimal zum Rector magnificus erwählt wurde. Auch entfaltete er eine ziemlich lebhafte litterarische Thätigkeit in seinem Fache; genannt seien von seinen Schriften die folgenden: „Institutiones mathematicae"; „Synopsis mathematica"; „Manuale fortificatorium"; „Manuale architecturae militaris"; „Disputatio de hypothesibus astronomicis"; „Chorographia sacra seu de regionibus, quarum in historia sacra fit mentio"; „De ventibus insolentibus"; „Gründtlicher Bericht von dem 1665 erschienenen importirlichen Kometen". Das beliebteste von Nottnagel's Lehrbüchern war offenbar die zu Wittenberg 1665 in dritter Auflage (Sedezformat) erschienene „Synopsis mathematica continens Mathesin Generalem Arithmeticam Geometricam Astronomiam Geographiam"; aus dem in seiner Art trefflich disponirten Werkchen erhellt so recht deutlich, wie bescheiden die Anforderungen eines akademischen Mathematikers jener Zeit gewesen sind. Enthält das winzige Buch doch auch die physische und politische Erdkunde und u. a. eine verhältnißmäßig ziemlich ausführliche Hydrographie. Für selbständige Forschung scheinen N. seine Berufsgeschäfte nur wenig Zeit übrig gelassen zu haben, doch ist immerhin sein Universitätsprogramm „Disputatio astronomica-geographica de insperato solis exortu, qui Hollandis contigit in Nova Zembla 1597" eine ganz anerkennenswerthe Leistung. Der Verfasser erörtert die verschiedenen Möglichkeiten, welche es bewirken können, daß die Sonne einmal geraume Zeit vor dem astronomisch berechneten Aufgangstermin sich über den Horizont erhebe, und entscheidet sich, nachdem er die Lehre von der astronomischen und terrestrischen Refraction ihrer geschichtlichen Entwicklung nach durchmustert hat, dafür, daß jenes Phänomen auf Novaja Semlja lediglich durch eine ungewöhnlich starke Strahlenbrechung bedingt gewesen sei.

Jöcher, Gelehrtenlexikon, 3. Theil, Leipzig 1751. Günther.

Novalis: s. Hardenberg Bd. X, S. 562.

Novellanus: Simon N. (Neuvelt, Nevel), Zeichner und Kupferstecher mit dem Grabstichel und der Radirnadel, lebte zu Köln in den letzten Decennien des 16. Jahrhunderts. Math. Quad (Teutsch. Nat. Herrl., 431—432) rühmt Simon Neuvelt's „lustige, freye, kluge und verstendige Hand zu etzen, wie solches an den Stetten und Niderlandischen Historien in den Hogenbergischen Büchern zu sehen, deßgleichen in den neuen letzt außgegangenen Büchern, so die Bryen (de Bry) publicirt haben." Er war Mitarbeiter an dem großen Braun'schen Städtebuche Civitates orbis terrarum, dessen 1572 erschienener erster Band bei der Widmung an Kaiser Maximilian II. neben Braun's und Hogenberg's auch seinen Namen aufweist. Am 11. Mai 1588 erscheint „Simon de Novella" in den Rathsverhandlungen. Er hatte die Stadt Köln „ußgeteilt und abcontrafeit" und begehrte dafür eine Belohnung von 100 Reichsthalern. Der Rath scheint diese Forderung etwas übertrieben gefunden zu haben und beauftragte die Rentmeister, „uff pillige Wege zu handlen und ihn zu contentieren", doch mit der Bedingung, daß er bei eidlicher Versicherung alle Abrisse, die die Stadt betreffen, abliefern müsse. Er hat verschiedene Suiten religiöser Darstellungen herausgegeben, so die Geschichte des Tobias in 8 Blättern, bezeichnet: Simon Novellanus Inventor

fecit et excud. Coloniae; die Geschichte des guten Samariters in 6 Blättern, u. a. m. — Sein Sohn Aegidius N. war ebenfalls Kupferstecher zu Köln, wo er bis um 1630 arbeitete, darunter manches nach des Vaters Zeichnungen, z. B. eine Folge der heiligen Frauen für Peter Overadt's Verlag. Hier begegnet man der Bezeichnung: Simon Neuvel inv., Gielis filius sculpsit. Irrthümlich werden diese beiden Künstler, auf Veranlassung ihres latinisirten Namens, zuweilen den italienischen Stechern beigezählt. J. J. Merlo.

Noviomagus s. **Geldenhauer** Bd. VIII S. 530.

Noviomagus: M. Gerhard Eobanus Geldenhauer, genannt Noviomagus, evang. theologischer Schriftsteller und Begründer des reformirten Kirchenwesens in Nassau, geb. 1537 zu Marburg als Sohn des Professors Gerhard Geldenhauer (s. A. D. B. VIII, 530), † 4. März 1614 zu Neckarelz in der Pfalz. Von dem Grafen Johann dem Aelteren von Nassau-Katzenelnbogen 1568 als Pastor nach Herborn berufen, trat er daselbst mit Macht gegen die papistischen Ueberreste in den Kirchen auf und gewann den genannten Landesherrn völlig für den reformirten Lehrbegriff. Mit Hülfe des 1577 hier zu Laude aufgenommenen Theologen Christoph Pezel führte er diesen in der ganzen Grafschaft ein. Zu einer von Pezel 1578 aufgestellten reformirten Bekenntnißschrift verfaßte er eine Erklärung, betitelt: „De Ceremoniis ecclesiasticis", welche 1592 zu Herborn lateinisch und deutsch erschien, die deutsche Ausgabe überschrieben: Bericht und Lehre göttlichen Worts, was von den Ceremonien zu halten. Im J. 1578 kam N. als Hofprediger nach Dillenburg, jedoch schon im folgenden Jahre als Pastor nach Willnsdorf im Siegerlande. Von da nochmals nach Dillenburg gezogen, wurde er durch besondere Verhältnisse bestimmt, eine Vocation zum Prediger in Leer in Ostfriesland 1583 anzunehmen. 1584 nach Emden berufen, wirkte er daselbst mehrere Jahre segensreich, bis er 1590 als Prediger und Gymnasiallehrer nach Neuhausen in der Pfalz ging, von wo er 1597 nach Neckarelz zog. N. war ein feingebildeter Theologe, welcher als Kanzelredner wie Dogmatiker eine hervorragende Stelle unter seinen Zeitgenossen einnahm. Außer mehreren apologetischen Schriften, im Interesse seiner Kirche herausgegeben, schrieb er ein sehr praktisches dogmatisches Lehrbuch für Schulen: „Libellus theologus perbrevis". Auch edirte er seines Vaters Historia Batavica, und gab mit Alting den bekannten Emdener „Historischen wahrhaftigen Bericht" heraus. Seine Erklärung der Sonntagsevangelien ließ er 1606 unter dem Titel: „Notae homiliarum" drucken. Im J. 1652 veranstaltete der holländische Prediger Adam Preuel zu Frankfurt a. M. eine zweite Auflage derselben.

J. H. Steubing, Biogr. Nachrichten aus dem 16. Jahrh., Gießen 1790, S. 65 ff. Derselbe, Kirchen- und Reform.-Gesch. der Oran.-Nass. Lande. Hadamar 1804, S. 134 ff. — Cuno, Graf Johann der Aeltere. Halle 1869, S. 12. 139 ff. — Reershemius, Ostfriesländ. Prediger-Denkmal. Aurich 1796. S. 494. — Meiners, Oostvrieschlandts Kerkelyke geschiedenisse II. Gron. 1739. S. 225 ff. 428 f. — Bibliotheca Bremensis Class. V. pg. 316 sqq.
Cuno.

Nowak: J. N., Erfinder eines Stenographiesystems, welches zu erheblicher Bedeutung nicht gelangte und durch die neueren Erscheinungen auf diesem Gebiet vollständig verdrängt wurde. Die zweite, 1834 bei J. P. Sollinger in Wien erschienene Auflage der „Ausführlichen Anleitung zur deutschen Geschwindschrift (Tachygraphie)" enthält noch die neuerdings für durchaus verwerflich erachtete Regel mancher älteren Systeme, daß die Vocale für gewöhnlich unbezeichnet bleiben und nur im Nothfalle, wenn Unterscheidungen solches erfordern, durch Punkte, Striche, Dächer 2c., die man über die Consonantenverbindungen setzt,

dargestellt werden. Die dritte Auflage, Wien 1848 bei Sallmayer & Co. — „leicht lesbare Geschwindschrift (Tachygraphie, Stenographie)" — verwirft dieses Princip ziemlich streng und bezeichnet die Vocale im Zuge der Wortbilder durch Punktschlingen, Schlangenlinien u. dgl., erklärt aber dennoch die Ignorirung der Vocale in vielen Fällen für wünschenswerth und geht sogar so weit, daß, wenn es sich um Wörter wie „Last" und „List", „Wald" und „Wild" handelt, in dem einen, häufiger vorkommenden (?!) der Vocal unbezeichnet bleiben soll, während er in dem anderen bezeichnet werden muß. Die Consonantenzeichen sind zum Theil recht minime, wenig significante, ihre Verbindungen meist willkürliche; oft genug weist das Zeichen, welches zwei verbundene Consonanten darstellt, keinerlei Aehnlichkeit mit einem von beiden auf. Auch die Kürzungen für frequente Formwörter lassen sehr häufig jeden Anklang an die Buchstaben, aus denen sie bestehen, vermissen. Das Vorwort zur dritten Auflage erwähnt, daß sich das System auf den Landtagen in Ungarn 1843/44 und 1847, sowie 1848 in Wien bei mehreren Gesellschaften vollkommen erprobt habe. Schallopp.

Noydekijn, niederländischer Spruchdichter, von welchem in der Haager Handschrift 721 einige allegorisch-didaktische Gedichte über Ehre, Tugend u. s. f. erhalten sind. Da sie den Charakter des 14. Jahrhunderts tragen, so ist es zweifelhaft, ob der Dichter der Noidekyn sein kann, welchen Maerlant, Spieghel historiael 1[3], 3, 9 (also um das Jahr 1284) als Verfasser äsopischer Fabeln nennt; und ebenso unsicher ist es, ob diese Fabeln in der Sammlung wiederzufinden sind, welche sich selbst den Titel Esopet gibt.

Alles hierher gehörige Material vereinigt der Esopet uitg. d. Jan te Winkel, Groningen 1881. M.

Nucius: Johannes N., ein gelehrter Tonkünstler aus dem Ende des 16. und Anfange des 17. Jahrhunderts, der, um 1556 zu Görlitz geboren, ein Schüler des Johann Winkler in Mittweida war. Er ging später nach Schlesien, wurde Diakon im Kloster zu Rauden in Oberschlesien und um 1609 Abt im Kloster zu Himmelwitz. Henelius (Silesiogr. I, p. 708) führt ihn in der Reihe der Aebte als den 25. an und nennt ihn einen musicum excellentem et poetam. Unter seiner Verwaltung brannte 1617 die Kirche, das Kloster und alle Wirthschaftsgebäude in Himmelwitz ab und es hören von da an alle Nachrichten über ihn auf. N. hat uns sowol praktische wie theoretische Werke hinterlassen. Das theoretische Werk ist das letzte der uns bekannten und erschien 1613, also kurz vor dem Brande. Ein Exemplar besitzt die königliche Bibliothek zu Berlin. Es erschien in Neiße bei Scharffenberg und trägt den Titel „Musices poeticae, sive de Compositione Cantus". Der Stoff ist in neun Capitel getheilt und beschäftigt sich mit den Regeln der Composition, die sich damals auf die Stimmenführung, deren Zusammenklang und den Contrapunkt beschränkten. Hoffmann gibt in seinem Tonkünstlerlexikon Schlesiens eine genaue Inhaltbeschreibung. 1591 gab er die erste Sammlung fünf- und sechsstimmiger geistlicher lateinischer Gesänge, „Modulationes sacrae" genannt, in Prag bei Nigri heraus. Exemplare besitzen die Stadtbibliothek und das Institut für Kirchenmusik in Breslau und die Ritterakademie in Liegnitz. Die zweite bekannte Sammlung sind „Cantiones sacrae", ebenfalls zu fünf und sechs Stimmen, die in zwei Büchern in Liegnitz 1609 bei Sartorius erschienen. Exemplare besitzen die königliche Bibliothek in Berlin und die Stadtbibliothek in Breslau. Diese drei Sammlungen enthalten zusammen 176 Motetten, also eine ganz beträchtliche Anzahl. Außerdem führt Hoffmann noch 11 Hymnen an, die er wahrscheinlich handschriftlich in schlesischen Kirchenarchiven gefunden hat, denn nach seiner Angabe waren die Werke Nucius' in Schlesien einst sehr gesucht. Rob. Eitner.

Nuck: Anton N., Arzt, im J. 1650 in Harderwijk geboren, nimmt unter den großen Anatomen des 17. Jahrhunderts eine ehrenvolle Stelle ein. Nach seiner im J. 1677 an der Universität seiner Vaterstadt erfolgten Promotion habilitirte er sich als Arzt im Haag, wurde von hier im J. 1687 als Professor der Anatomie und Chirurgie nach Leyden berufen und zum Präsidenten des ärztlichen Collegiums ernannt, starb aber schon nach fünfjährigem Aufenthalte daselbst im J. 1692. — Unter seinen anatomischen Arbeiten sind die „Untersuchungen über das Lymphgefäß-System“, welches er vermittelst Injection mit Quecksilber bis in seine feinsten Verzweigungen studirte, und über die drüsigen Organe und deren Ausführungsgänge die bedeutendsten; die Resultate seiner Studien hat er in einer Reihe kleiner Schriften („De vasis aquosis oculi“, 1685; „De ductu salivali novo, saliva, ductibus aquosis et humore aqueo oculorum“, 1687; „Adenographia curiosa et uteri foeminei anatome nova“, 1692 (in 2. und 3. Aufl. 1696, 1723) niedergelegt, die gemeinschaftlich mit seinen weniger bedeutenden chirurgischen Arbeiten („Operationes et experimenta chirurgica“, 1692, 1696, 1714, 1733, deutsch Halle 1728, holländisch 1740) in II Voll. 1733 in Leyden erschienen sind.

Vgl. hierzu Haller, Bibl. anat. I, 684; Bibl. chir. I, 478. — Eloy, Dictionn. hist. de la médecine III, 405. — Banga, Geschiedenis van de Geneeskunde in Nederland. Leeuwarden 1868, II, 645. — v. d. Aa, Biogr. Woordenboek der Nederlanden. Haarlem 1868, XIII, 342.

A. Hirsch.

Nugent: Laval Graf N., römischer Fürst, k. k. Feldmarschall, Ritter des goldenen Vließes, Commandeur des Militär-Maria-Theresien-Ordens, wirklicher geheimer Rath, Inhaber des Infanterieregiments Nr. 30, wurde am 3. (30.) November 1777 zu Ballynacorr in Irland geboren und starb am 21. August 1862 zu Bosiljevo bei Karlstadt in Kroatien, schwer vermißt vom Heere und sehr geehrt durch den Monarchen, der ihn „den ältesten, vielerprobten und unermüdlichen Soldaten der k. k. Armee“ nannte. Er war der Sohn des im J. 1812 verstorbenen k. k. Feldzeugmeisters und Gouverneurs von Prag Michael Anton Graf v. N. und entstammte sohin jenem mehrfach verzweigten irländischen Geschlechte N., welches im J. 1172 unter dem Edlen Normann Gilbert v. N. die Freiherrschaft Delvin zugewiesen erhielt und am 4. September 1621 mit dem Titel „Westmeath“ in den Grafenstand erhoben wurde. Bezüglich der Art seiner Ausbildung ist zwar nichts bekannt, doch dürfte dieselbe eine wohlgeleitete gewesen sein, da er ein ausgedehntes theoretisches Wissen besaß und gleich in das Ingenieurcorps trat, in welchem er vom 1. November 1793 bis Ende Februar 1799 als Corpscadet, Oberlieutenant und Hauptmann diente. In dieser Zeit hat sich N. namentlich bei Mainz am 5., 6. und 30. April, dann am 3., 13. und 29. October für seine Unerschrockenheit im Kampfe, sowie ausdauernde Antheilnahme an den Verschanzungsarbeiten die lobende Anerkennung erworben. Nicht minder tüchtig und verwendbar bewährte er sich auch im Generalquartiermeisterstabe, welchem er seit 1. März 1799 angehörte. Denn sein Name knüpft sich ehrenvoll 1799 an die Belagerung der Citadelle von Turin vom 11. bis 20. Juni, an die Einschließung des Schlosses Serravalle an der Scrivia vom 4.—7. August, dann an mehrere mannhaft geführte Verhandlungen mit dem Gegner; ferner 1800 an das Gefecht bei Savona am 6. April, Monte Croce am 10. April, für welches letzteres er durch die Ernennung zum Major und Verleihung des Ritterkreuzes des Militär-Maria-Theresien-Ordens ausgezeichnet wurde, sowie an die Schlacht am Mincio am 25. und 26. December; endlich 1805 an seine wirksame Thätigkeit als Oberstlieutenant in der Schlacht bei

Caldiero am 29. und 30. October. Nun wurde N. im J. 1807 zum Commandanten des Infanterieregiments Nr. 61 ernannt, doch schon bei Beginn des Feldzuges 1809 wieder zum Generalquartiermeisterstabe transferirt und als Chef des Generalstabes dem Erzherzog Johann beigegeben, welchem er, seit dem 24. Mai Generalmajor, unter allen Verhältnissen des Feldzuges ein treuergebener, freimüthiger Berather gewesen. Noch vor Schluß des Jahres erfolgte, wahrscheinlich gelegentlich der allgemeinen Reducirung des Heeres, Nugent's Versetzung unter die unangestellten Generale; im J. 1812 begab er sich im Auftrage des Kaisers zur englischen Armee in Spanien; am 1. Juli 1813 wurde er wieder dem activen Heere eingereiht. Die dem Staate damals erstandene schwere Aufgabe fand in N. einen begeisterten und weit vorausblickenden Patrioten und General. Von ihm stammt nämlich der Vorschlag, die Bewohner Kroatiens zum Kampfe für Oesterreich aufzurufen, Kroatien dem Feinde zu entreißen, die Verbindung mit dem adriatischen Meere zu eröffnen, Dalmatien zu Lande abzuschließen und mit Unterstützung der Engländer zur See den Feind im Rücken zu bedrohen. Und als ihm hierfür wegen Mangels an Truppen das erbetene Streifcorps nicht zugewiesen werden konnte, wagte er das Unternehmen mit etwa 2000 Mann, welche Standesziffer jedoch bei Ausbreitung der Operationen nach und nach bis auf 8000 Mann erhöht wurde. Seine erste Bewegung galt der directen Vorrückung nach Karlstadt, wo er persönlich oder durch Bevollmächtigte die Truppen von fünf Grenzbezirken zur Rückkehr zu den Fahnen Oesterreichs bewog. Hierauf trat er mit dem englischen Capitän Cadogan in Verbindung, ermunterte Istrien zur Erhebung, warf bei Jelschane und Passiak unweit Lippa am 7. September den Feind gegen Adelsberg und Triest und drängte ferner in einer Reihe von glücklichen Gefechten bei vortrefflicher Leitung des sogenannten kleinen Krieges die gegnerischen Truppen bis hinter den Isonzo. Dort vereinigte er sich für kurze Zeit mit den Generalen Starhemberg und Fölseis, doch schon anfangs October besetzte er wieder selbständig Triest und blokirte dessen Castell vom 13. October bis zur Capitulation am 30. October. Nun schiffte er sich am 10. November mit 2133 Mann und 600 Mann Engländern nach Italien ein, landete bei Volano, nahm mehrere Küstenforts und wendete sich gegen Ravenna, von wo er nach den Gefechten bei Forli und Cervia am 26. December 1813 und Cesenatico am 8. und 9. Januar 1814 nach Modena und Parma marschirte. Schon im Februar und März konnte er sich mittelst verschiedenen anderen Truppen bedeutend verstärken; als er aber bald hierauf dem Könige von Neapel untergeordnet wurde, war er nicht mehr in der Lage alles das zu leisten, was man von ihm erwartete. Dessenungeachtet fanden Nugent's im J. 1813 und anfangs 1814 kühn entworfenen und erfolgreich durchgeführten Operationen durch Verleihung des Commandeurkreuzes des Militär-Maria-Theresien-Ordens und mehrerer sonstiger Auszeichnungen die verdiente Anerkennung und werden seine damaligen Leistungen bei dem Umstande, daß er fast immer selbständig gewesen und wiederholt vom Feinde besetzte Länder durchziehen mußte, stets jenen Kriegsthaten anzureihen sein, für welche eine hervorragend militärische Begabung und voranleuchtende Kriegertugenden erforderlich. N., welcher während jener Zeit auch einen gründlichen Einblick in alle militärischen und politischen Verhältnisse Italiens genommen und die Unzuverläßlichkeit Murat's rechtzeitig und zutreffend charakterisirte, rückte 1815 als Feldmarschalllieutenant und Divisionär unter Bianchi gegen Murat. Den 3. Mai besetzte er Rom, was den Beitritt der päpstlichen Regierung an die große europäische Allianz zur Folge hatte; am 13. Mai siegte er im Kampfe zwischen St. Germano und dem Garigliano, am 16. Mai bei Mignano, worauf er in Neapel einmarschirte und dortselbst 1815 und 1816 als Commandant der k. k. Truppen, 1817 bis April 1820 mit kaiser-

licher Genehmigung als Generalcapitän im Dienste des Königs Ferdinand befehligte. Später stand N., seit dem Jahre 1815 Inhaber des Infanterieregiments Nr. 30, seit 1816 römischer Fürst, bis zum Jahre 1838 als Divisionär theils im Venetianischen, theils im Küstenlande und überwachte hierbei die Befestigungsarbeiten in Triest, an der istrischen Küste sowie auf den nächstgelegenen Inseln; von 1830—1840 befand er sich als Feldzeugmeister und commandirender General in Innerösterreich, Illyrien und Tirol, von 1841—1842 im Banate und der Warasdiner und Karlstädter Grenze, von 1843—1848 wieder in Innerösterreich ꝛc. Im J. 1848 wurde N., wenngleich schon über 70 Jahre alt, auf sein Ansuchen mit dem Commando des für Italien bestimmten Armeereservecorps betraut, doch mußte er dasselbe krankheitshalber bald übergeben. Kaum genesen, organisirte er dagegen ein Reservecorps auf und zunächst der Murinsel. Mit diesem marschirte er als rechter Flügel der Armee nach Ungarn und erwarb sich das Verdienst, bei geringer Truppenzahl durch zweckmäßige Dispositionen Essegg am 14. Februar 1849 zur Capitulation gebracht zu haben. Später hielt N. Peterwardein in Schach und wußte die Gegend an der unteren Donau derart zu sichern, daß die Rettung sämmtlicher Dampfschiffe sowie beträchtlicher Kriegsvorräthe möglich wurde. Hierauf organisirte N. mit erstaunlicher Rüstigkeit und Hingebung das 2. Reservecorps zu Steiermark. Dieses zerstreute unter seinen Befehlen den in der Umgebung des Plattensees sich bildenden Landsturm, beruhigte auf dem Marsche gegen Norden die Landstriche nächst Vesprim und Stuhlweißenburg und vereinigte sich anfangs September bei Csép am Czonczobache mit jenen Truppen, welche unter Nugent's Commando zur Einschließung Komorns bestimmt worden waren. Nugent's erste Anordnung in dieser Stellung war die Aufkündigung des Waffenstillstandes, worauf er mit aller Energie bis zur Unterwerfung Komorns Ende September die umfassendsten Vorbereitungen zur engen Cernirung und nachdrücklichen Belagerung leitete. Hiermit schloß Nugent's unter großen Schwierigkeiten erfolgreich und ehrenvoll durchgeführte Thätigkeit in den Jahren 1848 und 1849; noch im October des letzteren Jahres wurde er zum Feldmarschall ernannt; 1859 stand er zum letzten Male im Felde, — als Volontär bei Solferino. Ehrfurchtsvoll blickte damals jeder Mann zu N., dem Feldherrn und Patrioten empor, der zeitlebens für die Erhöhung des Ansehens von Heer und Staat ruhmreich gewirkt, dessen Beispiel und Sorgfamkeit die Begeisterung seiner Untergebenen zu wecken verstand und der selbst mit 82 Jahren das Leben zu opfern bereit gewesen, als des Feindes Armeen in das Land einbrachen.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterreich, 20. Bd., Wien 1869. — Hirtenfeld, Der k. k. Milit.-Maria-Theresien-Orden ꝛc., Wien 1857. — Weingärtner, Heldenbuch, Teschen 1882. — Schweigerd, Oesterreichs Helden u. Heerführer, 3. Bd., Wien 1854. — Thürheim, Gedenkblätter ꝛc., Wien 1880. — Strack, Die Generale der österr. Armee, Wien 1850. — Teuffenbach, Vaterländisches Ehrenbuch, Wien 1877. — Szöllösy, Tagebuch gefeyerter Helden ꝛc., Fünfkirchen 1837. — Gräffer, Kurze Gesch. d. k. k. Regimenter ꝛc., 2. Bd., 2. Aufl., Wien 1861. — Hirtenfeld, Oesterreichischer Militär-Kalender f. 1863, Wien. — Oesterreichische Militär-Zeitung, Wien 1862. — Oesterreichischer Soldatenfreund, Wien 1849. — Wiener Zeitung 1862. — Nouvelle biographie générale, 18. Bd., Paris 1850. — Biographie des hommes vivants, 4. Bd., Paris 1818. — Biographie nouvelle des contemporains etc., 15. Bd., Paris. Schzl.

Nüll: Eduard van der N., Architekt, zu Wien 1812 geboren, wo er am 3. April 1868 starb. Er war der natürliche Sohn des Feldmarschalllieutenants Freiherrn v. Welden. An der Akademie wollte er sich anfangs der

Malerei widmen, wo ihn Professor H. Maurer unterrichtete. Zu Anfang der dreißiger Jahre wendete er sich aber von diesem Kunstfache zur Architektur, allerdings zunächst ohne Vorkenntnisse und eigentliches Studium. Er fand 1832 eine Anstellung als Baupraktikant beim Landesgubernium in Lemberg, empfand aber den Mangel eines gediegenen Unterrichtes so tief, daß er zur Akademie nach Wien zurückkehrte, um hier Architektur zu betreiben. Seine Dienststellung wurde ihm dabei belassen. An der Schule war es weniger die Leitung der damaligen im nüchternsten Classicismus verharrenden Lehrer aus der Nobile'schen Tradition, was den talentvollen Künstler förderte, als vielmehr sein inniger, bis ans Lebensende andauernder Freundschaftsbund mit dem mitstrebenden Architekten Siccard v. Siccardsburg. Die beiden hochbegabten Naturen studirten aufs eifrigste, arbeiteten nun gemeinschaftlich und richteten ihr Augenmerk von der geistlosen Schablone des Empirestiles zu den Erscheinungen der Renaissance Italiens. Hierdurch wurden beide Künstler mit Ludwig v. Förster und wenigen anderen die ersten Repräsentanten des großartigen Aufschwungs der Wiener Architektur der Gegenwart, welche so bedeutende Resultate liefern sollte. 1839 competirten beide mit Entwürfen für eine Börse, erhielten jeder den ersten Preis und die Mittel, eine italienische Studienreise anzutreten, die dann auch noch auf Frankreich, Deutschland und England ausgedehnt wurde. Nach vier Jahren wieder in die Heimath gelangt, erhielt N. die Professur für Ornamentlehre und Perspective, dann nach Förster's Tode noch diejenige für Architektur, auch Siccardsburg bekleidete einen entsprechenden Posten. Die Freunde wirkten nun fortan in dem Sinne, daß Siccardsburg das eigentlich Architektonische, N. aber die Ausschmückung leitete, wobei er sich als feinfühliger Decorateur erwies. Das begeisterte Schaffen der Künstler gewann ihnen die Sympathie aller Kunstfreunde, es stimmte zu den damals bereits sich regenden Gedanken der Stadterweiterung und Verjüngung der Residenzstadt, und hatte den besonders wichtigen Erfolg, die Herrschaft des Baubüreaugeistes in Oesterreich zu brechen, an Stelle des Monopols phantasieloser Baubeamten wieder die freie Künstlerthat zu setzen. Die beiden Meister waren nun für das Karltheater, den Sophiensaal, das Industrieausstellungsgebäude von 1845, das Ständehaus in Pest thätig. Wichtiger war ihr Eingreifen im Bau des großartigen Artilleriearsenals zu Wien, wo sie mit Förster, Hansen und Rösner gemeinschaftlich thätig waren. Als der Monumentalbau der Altlerchenfelder Kirche zustande kam, besorgte N. die Ausstattung aller Geräthschaften und Einrichtungsstücke des Innern. Endlich gipfelte das Wirken dieses merkwürdigen Dioscurenpaares in der Schöpfung des Opernhauses, welches 1861 begonnen wurde und dessen Bau sowie die gesammte Ausstattung ihrem Genius entsprang. Das Gebäude ist zwar keineswegs frei von ästhetischen und stilistischen Mängeln, es gehört jedoch gewiß zu den glänzendsten und solidesten Theaterbauten der Neuzeit. Gehässigkeiten und Intriguen aller Art vergällten den Künstlern indeß die Freude an dem Werk, ja, sie führten N. endlich in Trübsinn, der mit seinem Selbstmorde schloß. 1861 war er Oberbaurath geworden. Zu seinen Schöpfungen sind noch zu rechnen das prachtvolle Waarenmagazin von Haas am Graben, ein Entwurf für eine neue Universität, sowie für die Sparkasse in Prag, die Zeichnung zum O'Donellschild, zu einem Gebetbuch der Kaiserin Elisabeth, zu den Monumenten des Erzherzogs Karl und Prinz Eugens. Ilg.

Numeister: Johann N. (einmal auch Neumeister oder vielmehr Neumester geschrieben), ein Buchdrucker des 15. Jahrhunderts, der sowol durch seine nahe Berührung mit den Anfängen der Druckerkunst als auch durch die großen Wanderungen, die er mit seiner Presse gemacht hat, bemerkenswerth ist. Was das erste betrifft, so wird er von manchen für einen Genossen, nicht blos Ge-

hilfen, Gutenbergs selbst gehalten. Diese Annahme stützt sich auf eine handschriftliche Bemerkung, welche sich mit der Jahrzahl 1463 in einem Exemplar des Tractats „De celebratione missarum“, s. l. et a. (Hain 4833) soll gefunden haben und wornach dieses Werk von Joannes dictus a bono monte „mira sua arte sicut et (?) Johannis Nummeister cleric. confectum“ der Karthause bei Mainz geschenkt worden wäre. Wol ist diese handschriftliche Notiz nur von einem Gewährsmann (G. Fischer, Essai sur les monumens typographiques de J. Gutenberg, Mayence 1802, p. 81) bezeugt, dessen Angabe sich zudem nicht mehr controliren läßt, da das betreffende Exemplar seitdem verloren gegangen ist. Aber hiervon abgesehen läßt sich, soviel wir finden, nichts Entscheidendes gegen die Echtheit der fraglichen Bemerkung einwenden (speciell die Latinisirung des Namens Gutenberg kommt auch sonst sehr frühe vor, vgl. Centralblatt für Bibliothekswesen II, S. 90) und so kann es zwar nicht als ausgemacht, aber als recht wohl möglich gelten, daß N. wirklich eine Zeit lang Geschäftstheilhaber Gutenbergs gewesen ist. Wie man nun aber diese Frage entscheiden möge: von Mainz, der Wiege der Buchdruckerkunst, ist er jedenfalls ausgegangen. Er nennt sich selbst auf seinen Drucken Johannes Numeister de Maguncia oder Johannes alemannus de magontia, auch clericus maguntinus. Daß Mainz auch seine Vaterstadt gewesen sei, ist damit nach dem Sinn, welchen die alten Typographen mit solchen Beisätzen verbanden, nicht nothwendig gesagt. Er kann auch anderswoher gewesen sein und so mag hier bemerkt werden, daß in der allgemeinen Studentenmatrikel der Universität Erfurt unter dem Jahre 1454 ein Johannes Nuwemeister de Treisa (Hessen) eingetragen ist. Die Identität desselben mit dem Buchdrucker N. soll damit nicht weiteres behauptet werden, umsoweniger als der betreffende Familienname gleichzeitig auch sonst, z. B. in Frankfurt a. M., Forchheim, Lambsheim vorkommt. Die bis heute oft wiederholte Angabe, daß N. von Straßburg gewesen sei, ist aber jedenfalls unbegründet, wie dies Claudin in seiner unten anzuführenden trefflichen Schrift S. 73 Anm. nachweist. Weit weg von dem Ort seiner Lehrjahre, vielleicht auch ersten Meisterjahre, von Mainz, tritt N. zum ersten Mal in unbezweifelbarer Weise als selbständiger Drucker auf, doch auch da mit Mainzer Gehilfen: es ist in Foligno (Fulgineum) im J. 1470. Drei Drucke sind aus dieser kleinen Stadt Umbriens bis jetzt bekannt, die seinen Namen tragen und zwar in Verbindung mit dem des Emiliano Orsini. Dieser Abkömmling des bekannten alten Adelsgeschlechts hatte Räumlichkeiten für die Errichtung der Druckerei hergegeben, hatte das nöthige Geld zur Verfügung gestellt und wie es scheint selbst noch die Kunst gelernt und so ist es ziemlich wahrscheinlich, daß er es gewesen ist, der unsern Meister bestimmt hat, in der abgelegenen Stadt sich niederzulassen. Aber eben diese ungünstigen örtlichen Verhältnisse erklären es, wenn die Thätigkeit der Presse in Foligno nicht lange dauerte. Der letzte der genannten drei Drucke stammt aus dem Jahre 1472 und nun wissen wir von N. nichts mehr, bis er im J. 1479 wieder auf einem Drucke erscheint, nämlich in den Meditationes des Turrecremata (Hain 15726). Zwar ist in diesem Drucke der Ort des Erscheinens nicht genannt, aber alles deutet auf das Entschiedenste darauf hin (vgl. Claudin a. u. a. O., S. 59, überhaupt S. 53—60), daß er aus derselben Presse wie die Agenda Maguntina von 1480 (Hain 369) hervorgegangen ist und da in letzterer ausdrücklich Mainz als Druckort genannt wird, so muß ebenda auch die genannte Ausgabe der Meditationen entstanden und es muß also N. zwischen 1472 und 1479 wieder nach Mainz zurückgekehrt sein. Aber wieder verschwindet er von da und wieder taucht er in weiter Entfernung auf, nämlich in Albi in Languedoc. (Der Aufenthalt in Basel ist nur Vermuthung.) Es ist Claudin's

Verdienst, den fahrenden Drucker in jenem Albi entdeckt zu haben. Vorher wußte man nicht einmal sicher, wo denn die Drucke mit der Schlußschrift „Albie impressum“ entstanden waren — man dachte gewöhnlich an Albi in Savoyen — geschweige denn, daß man den ungenannten Verfertiger derselben gekannt hätte. Durch Claudin's Untersuchungen ist alles klar gestellt. Daß an Albi in Languedoc bei jenen Drucken zu denken ist und an kein anderes, beweist neben Sonstigem wie der Bedeutung dieser Bischofsstadt besonders die nur für sie vorkommende lateinische Namensform Albia und das in jenen Drucken verwendete Papier, dessen Wasserzeichen gerade den französischen Papieren eigenthümlich ist und in dem fraglichen Albi selbst in Papieren des 15. Jahrhunderts sich vorgefunden hat. Daß aber N. der ungenannte Drucker von Albi ist, das geht nicht blos aus den Typen und den Metallschnitten einzelner jener Drucke hervor, die genau ebenso in anderen Numeister'schen Drucken sich finden; es wird aufs klarste erwiesen durch die Thatsache, daß unser Meister später in Lyon J. N. d'Albi oder kurzweg Jehan d'Albi hieß. Nur vier Drucke, soviel man bis jetzt weiß, hat N. in Albi geliefert, den ersten 1481, den letzten vermuthlich 1484; dann zog er, wie schon angedeutet, nach Lyon, wo er endlich das Ziel seiner Wanderungen finden sollte. Denn man kennt zwar nur aus den Jahren 1487, 1489 und 1495 Drucke von ihm aus genannter Stadt — drei an der Zahl —, aber in den Registern von Lyon kommt er wie schon im J. 1486, so auch noch 1499, 1503, 1504 und 1507 vor. Damals aber war er ein alter Mann, der, wenn seine Spur sich nun verliert, sicher nicht mehr weiter gezogen, sondern um genannte Zeit ohne Zweifel gestorben ist. (Ausdrücklich sei gesagt, daß man ihn namentlich nicht auch in dem deutschen Drucker von Florenz vermuthen darf, der sich Johannes (Petri) de Maguntia, Giovanni da Maganza etc. nennt. Denn von diesem kennt man Florentiner Drucke aus verschiedenen Jahren, in denen unser Johannes alemannus de magontia sich nachweislich an anderen Orten befunden hat.) Jene Register sagen uns auch, wo N. in Lyon gewohnt hat, in der Rue de l'Arbre-sec, aber auch wie es ihm gegangen: in einem Eintrag vom Jahre 1498 steht bei seinem Namen „pauvre“ und gleichzeitig findet sich daselbst die Notiz, daß er nicht mehr Meister sei, sondern bei Toupier (Michael Topie) arbeite, demselben Meister, mit welchem er den Druck von 1495 gemeinsam herausgegeben hatte. Man sieht, dem Manne, der vermuthlich nur durch mangelndes Gelingen von Foligno nach Mainz zurückgeführt und von da wieder in die Ferne getrieben worden war, hat auch auf der neuen Wanderung, hat selbst in dem vielversprechenden Lyon das Glück nicht gelächelt. Seine Leistungen sind hieran nicht schuldig. Die Drucke sind zwar von ungleichem Werth, denn er hat nicht immer schöne Typen gehabt; aber sie verleugnen doch nie den Meister. Als wirklich ausgezeichnet aber durch ihre Schönheit werden u. a. die schon erwähnten Meditationes des Turrecremata von 1479 und der in Albi um 1484 gedruckte „Ordo libri missalis secundum consuetudinem Romane ecclesie“ (Hain und Brunet unbekannt) gerühmt und ein wahres Meisterwerk des Lyoner Buchdrucks soll das „Missale Lugdunense“ von 1487 (Brunet 5. éd., III, 1763) sein. Um seiner ungemeinen Seltenheit willen sei weiter erwähnt das „Breviarium secundum usum ecclesie Uceciensis“, Lugd. 1495 (weder Hain noch Brunet bekannt), als Editio princeps aber sei genannt last not least: „Dante's Divina comedia“, Foligno 1472 (Hain 5938), eine Ausgabe, die, obwol die erste von allen, doch den besten Text unter allen älteren gibt.

Vgl. A. Claudin, Antiquités typographiques de la France, Origines de l'imprimerie à Albi en Languedoc etc. Paris 1880. Numeister's Drucke findet man ebendort (nebst vielen Facsimiles aus denselben); sie sind auch

soweit nicht obenerwähnt, verzeichnet bei Hain, Repert. bibliogr. 1558, 5160, 8723 u. außerdem bei Brunet, Manuel du libraire, 5. éd., I, 70, 1247 (Meunister = Neumeister), V, 986. Steiff.

Nunnenpeck: Lienhard N., Meistersänger in der zweiten Hälfte des 15. und im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Er war Leinweber in Nürnberg und seiner Lehre verdankte Hans Sachs die Einführung in die Dichtkunst. Von seinen Liedern führt Hans Sachs in der von ihm angelegten Sammlung von Meistergesängen (in der Berliner Bibliothek) 46 an, die sämmtlich geistlichen Inhalts sind. Er dichtete noch nach 1513, da eins seiner Lieder in Hans Sachsens Silbenweise gedichtet ist, die dieser als seinen ersten Ton 1513 in Braunau erfand. Von weltlichen Gedichten gibt es von ihm ein in Regenbogens langem Ton verfaßtes, das die Zerstörung von Troja behandelt.

Vgl. Goedeke, Grundriß 1^2, 318. K. Bartsch.

Nunning: Dr. Jodokus Hermann N., kurfürstlich kölnischer Kirchenrath, Scholaster und Senior in Vreden; als älterer Sohn des Heinrich N., Gaugrafen zu Bentheim und Schüttorp am 2. Februar 1675 in letzterem Städtchen geboren, hörte er die Philosophie in Münster, ging dann auf die hohe Schule in Helmstedt und setzte nach mehr als zweijährigem Aufenthalte dortselbst in Prag unter Turba das Rechtsstudium fort. Beseelt von dem Verlangen nach Erweiterung seiner Kenntnisse unternahm er, wie damals üblich, vor Eintritt in die Praxis eine längere Reise. Er besuchte Ober- und Mittelitalien, einschließlich Rom, dann Südfrankreich, erlangte auf der Rechtsschule zu Orleans (wo die deutsche Nation eine mit mannigfachen Privilegien versehene Burse hatte) den Grad eines Doctors beider Rechte, machte hierauf einen Ausflug in die Bretagne, hielt sich während des folgenden Sommers in Paris auf, besichtigte die an Kunstschätzen reichen Städte der vereinigten Niederlande und kehrte über Aachen und Köln nach fünfjähriger Abwesenheit in die Heimath zurück. Nach kurzer Rast verließ er sie jedoch wieder, reiste nach Wien, mit guten Empfehlungen versehen nach Berlin, wo sich der Bruder des Bischofs von Münster, Freiherr v. Plettenberg als bischöflicher Gesandter befand, und von da zum Besuche juristischer und geschichtlicher Vorträge nach Frankfurt a. O. — Ums Jahr 1704 abermals in die Vaterstadt zurückgekehrt, schlug er das ihm dort angebotene Richteramt aus, weil er fest beschlossen hatte, den geistlichen Stand zu erwählen, und wurde 1706 Scholaster, zuletzt Senior am Stifte zu Vreden an der Berkel im Münster'schen, in welches 1713 auch sein jüngerer Bruder, Heinrich Ignaz, aufgenommen wurde, der 1753 als Stiftsconsenior mit Tod abging. Hier beschäftigte sich unser Gelehrter mit geschichtlichen und topographischen Studien, namentlich über das Münsterland und Karl den Großen, ordnete einige Archive, darunter das von Borken, wofür ihm der Kurfürst von Köln den Titel eines Kirchenraths 1743 verlieh und verfaßte einige Werke, von denen erwähnenswerth: „Sepulcretum Westphalico-Mimigardico gentile etc.“ (von der Todtenverbrennung bei den Alten), 1713, 2. Aufl. 1714, 4°, eine Arbeit, die in Nr. 2 (Juni 1714) des Pariser, dann in Nr. 7 (October 1718) des Amsterdamer Journal Savant, in Nr. 6 (Juni 1713) der Mémoires de Trevoux, in Keyßler's antiquitates (S. 35—40) und anderwärts sehr günstige Besprechung fand. Ferner schrieb er: „Diplomatis Caroli Magni de scholis Graecis et Latinis vindicata veritas“, 1720, 4°; „Monumentorum Monasteriensium decuria prima: loca dioeceseos (Buchstabe A u. B)“, 1747, 4°. Irriger Weise wurden ihm auch einige Dissertationen des Juristen Ad. Meinder, Tractate Gohausen's und ein paar theologische Bücher zugeschrieben. Dagegen fertigte er als Früchte seiner Studien zahlreiche Abhandlungen über das Münsterland, welche er in den letzten Lebensjahren Strodtmann zur Ueberarbeitung und Drucklegung behändigte.

Gegen Ende 1752 legte N., mittlerweile Stiftssenior geworden, sein Canonicat nieder; den Rest seiner Tage verbrachte er auf seinem Landgute Wieckinghof theils mit Führung einer ausgebreiteten Gelehrtencorrespondenz, theils mit Ordnung seines werthvollen Münzcabinets und starb dort hochbetagt am 31. Mai 1753, wenige Tage vorher von der deutschen Gesellschaft in Bremen zum Ehrenmitglied ernannt.

J. Chr. Strodtmann, Gelehrtes Europa, Thl. 3, S. 764—784 u. 866 woselbst S. 775—78 ein ausführl. Verzeichn. der N.'schen Manuscripte.

Eisenhart.

Nürnberger: Joseph Emil N. entstammte einer französischen Familie, welche infolge der Aufhebung des Edicts von Nantes aus der Provence flüchtete und in dem gastlichen Nürnberg den französischen Familiennamen mit dem der deutschen Stadt vertauschte. Geboren am 25. October 1779 zu Magdeburg als der Sohn eines Kriegs- und Domänenraths, erhielt N. im väterlichen Hause eine ausgezeichnete Erziehung. Unter Leitung des Rectors Funk, damaligen Vorstehers der Magdeburger Domschule, erwarb er sich gründliche Kenntniß in den mathematischen Wissenschaften und trank so tief aus dem Brunnen des classischen Alterthums, daß er für sein ganzes Leben in steter und enger Berührung mit den alten Schriftstellern blieb. Leider war es ihm nicht vergönnt, sich dem Studium der Wissenschaften widmen zu können; vielmehr wurde er durch den verderblichen Einfluß, den sich ein Schurke im elterlichen Hause zu erringen gewußt hatte, in die damals trostlose Laufbahn eines preußischen Postbeamten hinabgestoßen. Nachdem N. als solcher zuerst in Magdeburg, Zerbst und Bernburg gearbeitet, kam er 1801 als Postsecretär nach Landsberg a. d. Warthe. Hier, an der großen Heerstraße von Paris nach Petersburg, lernte er in den Kriegsjahren alle Personen kennen, die damals in dem Weltendrama eine Rolle spielten, von Napoleon und Alexander bis zu Davoust und Ney herab, und seine Kenntniß der französischen Sprache, eine damals für einen Deutschen seltene Fertigkeit, kam ihm dabei so wohl zu statten, daß ihm manche interessante Berührung mit den Koryphäen jener Gigantenzeit zutheil wurde. Aber mitten in den kriegerischen Drangsalen versäumte er doch nicht seine Lieblingswissenschaften. Noch in Landsberg verfaßte er seine tiefsinnige „Theorie des Infinitesimal-Kalküls" (1812), in welcher er auf die überraschendste Weise, auf entgegengesetztem, ganz selbständigem Wege zu den Resultaten der „Theorie der Funktionen von Lagrange" gelangte. Im November 1813 wurde N. als Commissarius der Posten im Königreich Sachsen nach Leipzig und Halle versetzt. In der letzteren Stadt schrieb er „Die letzten Gründe der höheren Analysis" (1815) und erwarb sich durch seine Dissertationsschrift „Untersuchungen und Entdeckungen in der höheren Analysis" (1816) die Würde eines Doctors der Philosophie. Im J. 1816 kam N. als Postmeister nach Sorau in der Niederlausitz. Hier nahm er seine Studien der classischen Litteratur wieder auf, übersetzte die Aeneide Virgils (IV, 1821), in welche Uebersetzung das 2. und 4. von Schiller übersetzte Buch aufgenommen wurde, die „Oden des Horaz in deutschen Reimversen" (II, 1825), „Virgil's Georgika" (1825), die „Eklogen" (1828), „Ovid's Metamorphosen in deutschen Jamben" (1831) und „Tibull's Elegien" (1838). Es muß zugegeben werden, daß die Form, welche N. für die Gedichte des römischen Alterthums wählte, dem alterthümlichen Geiste weniger förderlich sein konnte, doch ist das Urtheil einer litterarischen Clique jener Zeit, wonach „Horaz und Virgil, nürnbergerisch gehobelt, als Puppen von Holz am Drahte sich drehen" unbegründet und hart. Im J. 1823 zum Hofrath ernannt, kam N. 1829 als Postmeister nach Landsberg a. d. Warthe, wurde hier später zum Geheimen Hofrath, zum Postdirector ernannt und mit der Führung des dortigen Postamts

betraut. Da seine amtlichen Functionen durch besondere Gunst des Generalpostmeisters v. Nagler bedeutend ermäßigt waren, fand N. vollauf Muße, schriftstellerisch weiter zu wirken. So schuf er eine Reihe astronomischer und naturwissenschaftlicher Werke („Astronomische Abendunterhaltungen", 1831; „Natur- und gewerbswissenschaftliche Berichte", 1837; „Astronomische Reiseberichte", 1839; „Ueber das Zerfallen unseres Planeten-Systems in zwei große Gruppen", 1839), die alle den Geist ernster Philosophie und tiefer Betrachtung tragen, vor allem aber jenes großartige Werk, das bestimmt war, eine längst gefühlte Lücke in der Litteratur auszufüllen, sein „Populäres astronomisches Handwörterbuch" (II, 1841—1848), das er bis zum Buchstaben W fortführte, und das von S. Nathan und Woldemar Nürnberger vollendet ward. Ebenso fruchtbar war er auf schöngeistigem Gebiete. Seinem „Novellenkranz" (1830) folgten „Erzählungen" (II, 1834), „Ernste Novellen und Skizzen" (1839) und „Ernste Dichtungen" (1842); sein bedeutendstes Werk auf diesem Gebiete bleibt jedoch sein philosophischer Roman in Briefen an eine Freundin, „Stillleben" (1839), worin er von einem Gange durch die Weltenordnungen über uns die triumphirende Ueberzeugung von der Fortdauer der menschlichen Seele nach dem körperlichen Tode als leuchtende Sternenfrucht herab bringt. Bei Gelegenheit seiner Jubelfeier am 12. December 1847 wurde N. zum Oberpostdirector ernannt und am 6. Februar 1848 starb er zu Landsberg a. W.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 26. Jahrg., S. 154.

Brümmer.

Nürnberger: Woldemar N., der Sohn des Vorigen, wurde am 1. October 1818 zu Sorau geboren, erhielt seinen ersten Unterricht vom Vater, besuchte dann das Gymnasium in Landsberg a. W. und studirte seit 1838 in Berlin, Leipzig und Halle Medicin. Während seiner Studienzeit und auch später noch unternahm er große Reisen, auf denen er meist selten betretene Wege einschlug, und durchwanderte Deutschland, Holland, die Schweiz, Istrien, Italien, das südliche Frankreich und Algerien. Nachdem er sich 1843 in Berlin die Würde eines Doctors der Medicin erworben, ließ er sich in Landsberg a. W. als praktischer Arzt nieder, und daselbst ist er am 17. April 1869 gestorben. N. ist als Schriftsteller sehr productiv gewesen; seine Schriften erschienen meist unter dem Pseudonym M. Solitaire oder M. Solitar. Er debütirte mit einem Epos „Josephus Faust" (1842), das freilich noch manches Unreife bietet, aber doch insofern Beachtung verdient, als es sich viel selbständiger bewegt als die meisten Behandlungen dieses Stoffes, welche dem Meisterwerke Goethe's folgten. In seinen „Bildern der Nacht" (1852), einer Sammlung von lyrischen und epischen Dichtungen, drückt sich schon seine ganze Eigenthümlichkeit aus, die aber in seinen novellistischen Arbeiten noch viel greller zu Tage tritt. Von letzteren sind hervorzuheben: „Die Erben von Schloß Sternenhorst. Signor Satans erste Liebe" (1847), zwei Erzählungen; „Die Tragödie auf der Klippe" (1853); die Seenovellen „Trauter Herd und fremde Wege" (1856); die Novellen „Dunkler Wald und Gelbe Düne" (1856); „Celestens Hochzeitsnacht" (1858); „Erzählungen bei Nacht" (1858); „Erzählungen bei Licht" (1860); „Diana Diaphora oder die Geschichte des Alchymisten Imbecill Kätzlein" (III, 1863), ein phantastischer Roman, und „Erzählungen beim Mondenschein" (1865). „N. ist ein Meister in grellbeleuchteten Notturnos; der deutsche Föhrenwald, die Meeresküste mit den gelben Dünen und schroffen Klippen sind seine Lieblingsscenen und er versteht es vortrefflich, uns in eine ahnungsvoll unheimliche Stimmung zu versetzen." Er hat das Leben scharf beobachtet, aber doch wesentlich nur die düsteren, wilden und abenteuerlichen Seiten desselben hervorgehoben; er hat Natur und Menschen fast lediglich in jenen Situationen belauscht, wo sie Grauen einflößen. Seine

Stoffe sind die socialen Leiden und Gebrechen, die Leidenschaften unter dem Deckmantel der Cultur und gesellschaftlichen Bildung, mit Vorliebe schildert er das Elend der unteren und die Verderbtheit der oberen Classen. Dabei entfaltet er eine reiche, aber ungezügelte Phantasie, und dieser Mangel an Mäßigung läßt ihn in seiner Darstellung im allgemeinen und in seinen Bildern im besonderen oft barock und geschmacklos erscheinen. Besonders ist dies der Fall, wenn das Tragische mit dem Komischen vermischt wird. „Die grelle Häufung unvermittelter Contraste und das Abenteuerliche, das er uns vorführt, macht selten den Eindruck des wahren Erlebnisses, sondern nur den des wüsten Traumes." Dennoch erinnern einzelne Schilderungen dieses Autors, z. B. in „Charitinnen. Phantasiestücke und Humoresken" (1847); in „Koralla. Eine humoristische Stadtgeschichte" (1856) u. a. nicht zu Ungunsten an E. T. A. Hoffmann. Zu Nürnberger's besten Erzeugnissen gehören die schon oben genannten Seenovellen, in deren einer, „Der Engel der Wogen", er einen wirklich poetisch reinen Eindruck erreicht. Das dramatische Gebiet hat N. nur leise berührt; nur in einem Lustspiel „Die beiden Finkenstein" hat er sich versucht (1849); ebenso hat er uns nur in einem Werke „Der Gang zum Leman" (1855) Reisebilder aus seinem Wanderbuche vorgeführt.

Adolf Stern, M. Solitaire, eine kritische Skizze. Leipz. 1865. — H. Kurz, Geschichte der deutschen Nationallitteratur, 4. Bd., S. 687. — Gottschall, Die deutsche Nationallitteratur des 19. Jahrh., 4. Bd., S. 395.

Brümmer.

Nüscheler: Heinrich N., Journalist, geb. zu Zürich am 6. April 1797, † daselbst am 15. Juli 1831. Der Sohn eines auf der zürcherischen Landschaft im Amte stehenden Geistlichen, kehrte N. als achtjähriger Knabe nach dem Tode des Vaters, welcher seinen ersten Unterricht selbst besorgt hatte, mit der Mutter und der Familie nach Zürich zurück. Schon in den Schulen machte er sich durch seine bedeutenden Anlagen, die Schärfe seines Urtheils, bestimmt ausgeprägte Thatkraft nachdrücklich bemerkbar und erlangte unleugbaren Einfluß auf seine Altersgenossen; auch trat noch in den Schuljahren Neigung und Befähigung zur Publicistik in einem handschriftlich circulirenden politisch-litterarischen Blatte bereits zu Tage. Nicht gerade nach eigener ausgesprochener Neigung widmete sich der feurige Jüngling dem theologischen Studium; aber in voller überzeugungsstarker Begeisterung half er, als die zusammenhaltende Kraft eines engeren Vereins von Studirenden, 1818 eine Reformationsfeier der in den Studien stehenden Jugend vorbereiten und hielt bei derselben eine nachhaltig eindrucksvolle Rede. Zum Theil aus dieser Feier heraus erwuchs 1819 der Zofinger Verein schweizerischer Studenten, an dessen Gründung er wieder in maßgebender Weise theilnahm. Nach erlangter Ordination ging N. 1820 nach Berlin, wo er in vielseitigster Art von Neuem wissenschaftliche Anregungen in sich aufnahm. 1822 zurückgekehrt, widmete er sich zunächst, nicht ohne Zersplitterung seiner Kraft, verschiedenen Bestrebungen idealer Art, auch dem Lehrfache in fester Anstellung seit 1825. 1824 aber trat er als Redacteur der „Schweizerischen Monatschronik" in die publicistische Laufbahn ein und begann zugleich den politischen Fragen seine energische Aufmerksamkeit zuzuwenden. Erst mit dem Jahre 1828 jedoch, als er die Herausgabe des neu gegründeten Blattes „Schweizerischer Beobachter" selbst übernahm, begann N. eine größere Einwirkung auf weite Kreise zu gewinnen. Treu einem schon 1827 in der „Monatschronik" geäußerten Worte: „Männerstolz vor Königsthronen, aber auch vor dem Volke!" wollte N. in seiner Zeitung mehr das Volk zu sich emporheben, als daß er zu demselben sich herabzulassen trachtete. Das Blatt gewann ausgedehnteren Leserkreis. Der Redacteur fand Aufmunterung verschiedener Art. N. glaubte sein Oppositionsorgan so führen

zu können, daß es Reformen zeitige, ohne sich auf Persönliches zu verirren, daß es die Wünsche der Freisinnigen vereinige, ohne gehässige Parteigegensätze hervortreten zu lassen: er erklärte, keine Souveränetät einer Partei zu kennen, von keiner sich gängeln lassen zu wollen. Wie er in einem Kreise von Freunden sich aussprach, hoffte er, an das Ziel der von den Freisinnigen gehegten Wünsche in zehn Jahren kommen zu können, wenn nicht früher eine Revolution in Frankreich ausbreche, die alten Parteien wieder auftauchen und er selbst dergestalt zwischen zwei Mühlsteine gerathe. Aber auch als der Julisturm von 1830 soviel früher eingetreten war, zeigte er zunächst noch in seinen Artikeln Heiterkeit und Gleichmuth, ermahnte das Volk zur Mäßigung und Geduld, wünschte aber, die Regierungen, und zunächst die zürcherische, möchten gegenüber den berechtigten Begehren des Volkes die Initiative ergreifen. Ludwig Meyer von Knonau, welcher N. ganz wohlwollend gesinnt war und denselben als früheren Actuar der vaterländisch-historischen Gesellschaft, sowie von dem häuslichen Unterrichte, den dieser seinen Söhnen ertheilt, gut kannte — er beurtheilte ihn als „einen talentvollen, aber von sich sehr eingenommenen jungen Mann" —, unterhielt sich in dieser Uebergangszeit mit N. über die Lage des Kantons Zürich. Der Redacteur des „Beobachters" äußerte, die politische Verbesserung sei der Ausführung nahe, und er selbst sowie seine Freunde hätten die Leitung der Sache in ihren Händen, und als ihm der erfahrene Kenner des Ganges öffentlicher Dinge bemerkte, das zürcherische Volk sei nicht von der Art, daß man in seiner Mitte ein doctrinäres Staatsgebäude aufführen könne, und ein „Bis hieher und nicht weiter" lasse sich nicht einfach zurufen lehnte der Jüngere solche Bedenken ab. Aber bald mußte N. die Wahrheit dieser Auffassung erkennen. Unter Zurücklassung seiner Person, unter Verschmähung seiner Weisungen drang die Bewegung unaufhaltsam weiter vor. Mit männlichem Muthe, in würdiger Festigkeit hielt der „Beobachter" seinen früheren Standpunkt fest: „Auf gesetzlichem Wege, im Frieden und zum Frieden; eine Regeneration, keine Reaction; eine Reformation, keine Revolution!" Mit Anfang Februar 1831 wurde neben seinem Blatte von der vorgeschrittenen Partei der „Vaterlandsfreund" begründet, so aber, daß auch noch mehrere seiner Freunde, ohne eigentliche Aufhebung der gegenseitigen Beziehungen, daran betheiligt waren. Aber damit verlor seine Zeitung an Boden; die Freudigkeit selbst sank in dem Kämpfer, dessen körperliche Kraft nun auch jähe zusammenbrach. Ein früherer Krankheitsanfall wiederholte sich; eine rasche Abzehrung raffte in kürzester Zeit den politisch gefällten Führer dahin, dessen ideal strebender Sinn sich über die eigentliche Grundlage seiner Wirksamkeit getäuscht hatte.

Vgl. das 14. Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich, für 1851 (Verfasser: J. U. Fäsi, s. d. Art.). Meyer von Knonau.

Nußdorf(f): Johannes (Hanns v.) N., gegen Ende des 15. Jahrhunderts Werkmeister am Basler Münster und als solcher Nachfolger von Vincenz Ensinger (1470—1475; s. A. D. B. VI, 153) und Vorgänger von Rumman Fesch aus Thann; † in Basel 1503. Ob Nußdorf's ursprüngliche Heimath das Nußdorf in Würtemberg, dasjenige in Oesterreich an der Donau, oder eines der beiden Dörfer dieses Namens in Ungarn ist, läßt sich nicht nachweisen. Seit 1475 treffen wir den Meister in Basel; aus der Rechnung, welche in jenem Jahre die Münsterfabrik über die ihr gehörenden Häuser ausstellte, erfahren wir, daß er damals in einem Hause der heutigen Augustinergasse wohnte und zwar „ad anni spatium gratis, propter sua fidelia servitia circa structuram turris per eundem exhibita". Bis 1480 hat er diesen Wohnsitz zinsfrei beibehalten. Schon 1475 wird N. in den Actenstücken „lapicida" und „restaurator turris" genannt. 1477 und 1478 erhält er als Steinmetz von der Fabrica operis 4 Saum Wein, und ist in späteren Documenten von ihm

die Rede, so wird ihm der Titel „Magister", einmal sogar der Titel director operis zuertheilt. Aus Gesagtem geht hervor, daß die Thätigkeit Nußdorf's in Basel zunächst darin bestand, den Ausbau des südlichen, 209 Fuß hohen Martinsthurms zu leiten. Fürs erste hatte er das bereits Vorhandene einer gründlichen Revision zu unterwerfen; was zu seinem Plane nicht paßte, mußte beseitigt, neues hinzugefügt werden. Da die Fundamente und die bereits stehenden Stockwerke sich als zu schwach erwiesen, um den Helm zu tragen, sah N. sich gezwungen, das Innere bis zur Höhe der Hauptgalerie in solidem Quaderbau, der die Mauerdicke auf mehr als 2 Meter brachte, auszufüttern. 1476 wurden ihm für Arbeiten, welche sich auf diese Fundamentirung beziehen nach einander 30 Gulden ausbezahlt. Erst nach Michaelis 1488 waren die Vorbereitungen so weit gediehen, daß mit dem Ausbau selbst begonnen werden konnte. Bischof Caspar zu Rhin ließ für denselben im ganzen Bisthum Steuern sammeln, und 1489 wurde nach Genehmigung des Entwurfes Nußdorf's der erste Stein zum Weiterbau gelegt. Der Werkmeister erhielt zur Aufmunterung an jenem Tage einen Goldgulden. Nun schritt das Werk schnell vorwärts, 1496 fehlte nur noch der Helm. Da hatte N. eine letzte Probe zu bestehen. Es wurden Stimmen laut über ungenügende Tragfähigkeit der Mauern und das Verlangen nach einer Untersuchung that sich kund. Diese wurde denn auch durch Besch, den Vollender des Thurmhelms von St. Theobald in Thann, durch die Meister Lux von Constanz, Ortmann von Colmar und Andreas von Ueberlingen 1496 geführt. Sie fiel so sehr zu Gunsten Nußdorf's aus, daß unverzüglich mit dem Weiterbau fortgefahren werden konnte. Am 23. Juli 1500 war der Helm fertig und ward dem „nüwen Turn", wie der Martinsthurm in den Münsterrechnungen im Gegensatz zum Georgsthurm (Vetus campanile) heißt, die oberste Kreuzblume aufgesetzt. Zur Belohnung erhielt der Werkmeister an dem Tage zwei, jeder Geselle einen Goldgulden. — Noch mit einem andern Monumente Basels ist der Name Nußdorf's eng verknüpft, mit der St. Leonhardskirche nämlich. An der Stelle des heutigen Baues stand ein uraltes, schon im 11. Jahrhundert geweihtes Gotteshaus, das jedoch am Lucastage 1356 durch ein Erdbeben zerstört wurde. Man hatte es damals wieder aufgebaut, allein offenbar genügten den Chorherren des Stiftes die bescheidenen Verhältnisse der ursprünglichen Anlage nicht mehr, denn bereits 1480 schritten sie zu einem Neubau. N. wurde 1496 als Werkmeister angestellt und verpflichtete sich, innerhalb vier Jahren Mauern, Giebel, Pfeiler und Bogen zu errichten; für das Gewölbe war ein neuer Contract in Aussicht genommen. So entstand kurze Zeit vor dem Einzug der Reformation die jetzige St. Leonhardskirche, nach dem Münster Basels bedeutendstes Gotteshaus. Aus dem Leben Nußdorf's, der im Constructiven jedenfalls ein Meister hohen Ranges war, wissen wir weiter nichts, um so willkommener ist es, daß uns am Martinsthurm der Meißel eines Zeitgenossen wenigstens seine Züge überliefert hat.

S. Basler Neujahrsblätter von 1850 (S. 22. 43) und 1853 (S. 9). — Rahn, Gesch. d. bild. Künste in der Schweiz, S. 476 u. f., 478, 484, 490 und 815. — La Roche, Zur Baugesch. der Façade des Basl. Münsters (Beiträge des Basl. Münsterbauvereins II) S. 28, 31, 38—44. — Th. Burckhardt. Piguet, Baucontract der St. Leonhardskirche zu Basel. Im Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde von 1878, S. 876—880.

Carl Brun.

Nüsser: Heinrich N., verdienstvoller Kupferstecher der rheinischen Schule. Im J. 1821 zu Düsseldorf geboren, war er vom Jahre 1837 bis 1850 Mitglied der dortigen Kunstakademie. Ausgebildet durch Jos. Keller, führte er unter dessen Leitung verschiedene kleinere Stiche nach Overbeck'schen Zeichnungen für das Evangelienwerk aus, die den tüchtigen Zeichner und den gewandten

Grabstichelführer erkennen ließen. Die namhaftesten dieser Blätter sind „Die Anbetung der Könige“, „Die Geißelung Jesu“ und „Jesus gebunden zum Hohenpriester geführt“. Bedeutsamer trat er hervor mit seiner selbständigen Arbeit: „Das glückliche Alter“ nach Rud. Jordan, im Auftrage des Kunstvereins für Rheinland und Westfalen ausgeführt. Ein größerer Stich „Engelständchen“ nach Theodor Mintrop, voll liebenswürdiger Schönheiten, und ein vortreffliches Blatt „Christliche Märtyrer“ nach Albert Baur, im Auftrage des vorgenannten Kunstvereins vollendet, und eine Anzahl kleiner Stiche sind die Leistungen dieses Künstlers, der im Juli 1883 sein Leben beschloß. Bund.

Nüßlein: Franz Anton N., geb. am 7. Mai 1776 zu Bamberg, † am 22. März 1832 in Dillingen, Sohn eines Wagnermeisters, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte 1794—98 an der ebendort damals bestehenden Universität Philosophie, Mathematik und Theologie. Im J. 1800 erhielt er eine Professur am Gymnasium und übernahm dann 1804 an dem (nach Auflösung der Universität) neuerrichteten Lyceum den Lehrstuhl der Philosophie und der Naturgeschichte. In gleicher Eigenschaft wurde er 1809 nach Amberg, 1811 nach Dillingen, 1816 nach Aschaffenburg und 1821 wieder nach Dillingen versetzt, woselbst er auch die Stelle eines Directors des Lyceums erhielt. Die erste Hälfte seiner schriftstellerischen Thätigkeit bewegte sich auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, welchen auch das Urtheil darüber anheimzugeben ist, ob er hierin Vorzüglicheres als in der Philosophie geleistet habe. Es erschienen: „Versuch eines Systems der mineralogisch einfachen Fossilien“ (1810), „Schema der Mineralkörper“ (1811 in der Oberdeutschen Literaturzeitung), „Elemente der wissenschaftlichen Zoologie“ (1812), „Schematische Darstellung der Mineralkörper“ (1813), „Ueber das Verhältniß des Gefüges zur Form im Reiche der Krystallisation“ (1818) und „Ueber die Begründung eines Systemes der Mineralogie“ (1818). Augenfällig in diesen Schriften ist ein Einfluß der Schelling-Oken’schen Naturphilosophie, indem er die Systematik der Naturdinge auf den damals beliebten Begriffen der Positivität, Negativität, Indifferenz, Erregbarkeit u. dgl. aufbaut (s. Frz. v. Kobell, Gesch. d. Mineralogie, S. 362). Später beschäftigten ihn Gegenstände der Philosophie: „Lehrbuch der Kunstwissenschaft“ (1819), „Lehrbuch der Psychologie“ (1821), „Grundlinien der Logik nebst Begriff und Eintheilung der Philosophie“ (1824), „Ueber das Verhältniß der Vernunft und Offenbarung in Beziehung auf Erkenntniß Gottes“ (1825, gegen Eschenmayer), „Ueber die philosophische Behandlung der Geschichte“ (1826, gegen die sogenannte pragmatische Geschichtschreibung), „Grundlinien der Ethik“ (1829). Während alle diese Schriften sich nicht weit über das Niveau der gewöhnlichen Schulphilosophie erheben, zieht sich doch durch dieselben ein gewisser Schelling’scher Grundton, was namentlich auch von dem Lehrbuche der Kunstwissenschaft gilt, welches trotz vieler Schwächen und Mängel immerhin unter Nüßlein’s Leistungen die beste sein dürfte.

Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1832, I, S. 222 (nicht ohne Verwechselung mit Georg Nüßlein). Prantl.

Nüßlein: Georg N., geb. in Bamberg am 28. Juni 1766, † ebendaselbst am 12. Januar 1842. Bruder des Vorigen, mit welchem er auch völlig den gleichen Studiengang gemein hatte, erwarb 1784 den philosophischen Doctorgrad und wurde bald hernach Caplan in Lichtenfels, in welcher Stellung er die reichlich zugemessene Zeit zum eifrigen Studium der Philosophie Kant’s verwandte. Im April 1793 wurde er als Professor der Philosophie und Mathematik an der Universität seiner Vaterstadt angestellt, wodurch ihm die Gelegenheit wurde, für Verbreitung der Kantischen Grundsätze zu wirken; das gleiche Bestreben setzte er auch nach Aufhebung der Universität (1804) als Lyceal-

professor in Bamberg fort, bis er im J. 1821 in das dortige Domcapitel eintrat. In seinen Universitätsprogrammen „De cognitionum a priori et a posteriori discrimine“ (1794), „De humanae voluntatis libertate“ (1797) und „De immortalitate animi“ (1799 und 1800) bemühte er sich, den Standpunkt Kant's gegen verschiedene Einwände zu rechtfertigen und namentlich die „Postulate“ der praktischen Vernunft entschieden festzuhalten. In der Schrift „Parallelism der Cultur des menschlichen Geistes mit der Entwickelung des Glaubens an Gott. Erstes [und einziges] Hauptstück, Atheism der Wilden“ (1801) suchte er den Nachweis zu führen, daß die Naturvölker auf ihren niedersten Stufen überhaupt jeder Gottesidee entbehren. Der „Versuch einer faßlichen Darstellung der allgemeinen Verstandeswissenschaft.“ Erster [und einziger] Band (1801) bewegt sich wieder lediglich auf Kantischem Boden, und in der „Kritik der falschen Ansichten der Logik“ (1803) bestritt er wol mehr scharfsinnig als tief einzelne Hauptlehren der gewöhnlichen Logik. Nachdem er aber zu gleicher Zeit die unliebe Erfahrung machte, daß ihn der allezeit streitbare Würzburger Professor Franz Berg (s. A. D. B. II, 362) in seiner Spottschrift „Lob der allerneuesten Philosophie“ (1802) mit der Lauge seines Witzes übergoß, verzichtete er fortan Zeit seines Lebens auf jede schriftstellerische Thätigkeit, so daß die begonnenen Arbeiten unvollendet blieben.

Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrgang 1842, I, S. 47.

Prantl.

Nüßler: Karl Gottlob v. N., preußischer Justiz- und Landrath. N. war als dritter Sohn des fürstlich Lobkowitzischen Hofrathes Johann Gottlob v. N. zu Sagan am 8. Mai 1700 geboren. Da der Vater frühzeitig (im J. 1711) starb, blieb der Mutter die Erziehung der Kinder überlassen. Aus Furcht, man könne ihr dieselben nehmen und sie katholisch erziehen, verließ sie heimlich Sagan, um nach der Niederlausitz überzusiedeln. Den Unterricht ihrer Söhne vertraute sie dem Magister Johann Georg Heinsius an, welcher N. im J. 1718 auf die Universität Jena begleitete. Zwei Jahre lang hörte N. hier Vorlesungen über Philosophie, Mathematik, Geschichte und Jurisprudenz. Nach einem kürzeren Aufenthalt in Leipzig wandte N. sich nach Wittenberg, wo er seine Studien zum Abschluß brachte. Sein Wunsch war es, womöglich eine Anstellung als Hofcavalier oder als Stallmeister zu erhalten. Auf Empfehlung seiner Mutter hin wurde er im J. 1722 zum Hofcavalier der verwittweten Herzogin Aemilia Agnes von Sachsen-Weißenfels-Dahme berufen, welche ihren Wohnsitz in Drehna in der Niederlausitz aufgeschlagen hatte. In ihrem Dienste kam er mit dem herzoglichen Hofe in Merseburg in Berührung, durch dessen Einfluß er eine Rathsstelle an der Oberamtsregierung zu Lübben zu erlangen hoffte. Eine Vermählung mit einem der Hoffräulein der Herzogin Henriette Charlotte sollte gleichzeitig die Erlangung der gewünschten Stelle sichern. Unerfreuliche Nachrichten über das Vorleben seiner Braut, die N. durch einen Zufall erhielt, veranlaßten ihn jedoch, seinen Plan wieder aufzugeben. Ein rascher Entschluß bestimmte ihn, nunmehr sein Glück auf die Gunst des bekannten königlich preußischen geheimen Rathes und Kanzlers Johann Peter v. Ludewig in Halle (s. A. D. B. XIX, 379) zu begründen. Er hielt deshalb um die Hand der ältesten Tochter des Kanzlers Anna Sophia an. Dieselbe wurde ihm unter der Bedingung zugesagt, daß es ihm gelinge, eine Stellung im preußischen Justizdienst zu erhalten. Durch die Verwendung des Kanzlers wurde ihm eine solche auch zu Theil, indem er im J. 1726 als Hof- und Kammergerichtsrath nach Berlin berufen wurde. Auf diese sonderbare Weise kam N. in den preußischen Staatsdienst, dem er die besten Kräfte seines Lebens gewidmet hat, ohne je für seine Leistungen eine gebührende Entschädigung zu

erhalten. Seine Lebensgeschichte, wie sie Büsching, gestützt auf überaus umfängliche, eigenhändige Aufzeichnungen Nüßler's erzählt, gibt nicht nur ein wenig erfreuliches Bild von dem wüsten Treiben des damaligen Adels, sondern gewährt auch einen unerquicklichen Einblick in die höchst ungünstigen Verhältnisse, unter denen im vorigen Jahrhundert das preußische Beamtenthum zu leiden hatte. Bereits im J. 1729 rückte N. in die Stellung eines geheimen Justizrathes am Oberappellationsgerichte vor. Bald darauf wurde ihm die Ordnung der Ahldenschen Erbschaftsangelegenheit für die Gemahlin des Königs Friedrich Wilhelm I. anvertraut, die er zu vollster Zufriedenheit seines Auftraggebers ausführte. Zur Belohnung wurde ihm das Amt eines Reichskammergerichtsassessors in Wetzlar in Aussicht gestellt. Da aber seine Präsentation von dem Bisthum Hildesheim angefochten wurde, mußte er, ohne zu seinem Ziele zu gelangen, Wetzlar wieder verlassen. Bisher hatte N. ohne alle Besoldung gedient; auch nach seiner Rückkunft nach Berlin gelang es ihm nicht, eine solche zu erhalten. Nach wie vor verwaltete er seine Aemter ohne Entschädigung; ja, da man wußte, daß er einen reichen Schwiegervater habe, wurde er sogar gezwungen, in Berlin in der Friedrichsstadt ein Haus zu bauen (1733). Als im J. 1739 der Markgraf Friedrich Heinrich sich mit der Prinzessin Leopoldina Maria von Anhalt verlobte, erhielt N. vom König Friedrich Wilhelm den Befehl, sich nach Dessau zu begeben und die Ehepacten zu entwerfen. Wichtiger war ein Auftrag König Friedrichs II., der N. zur Feststellung der polnisch-preußischen Grenze nach Schlesien entsandte. Nach Abschluß des Friedens von Breslau ward ihm ebenfalls die Grenzregulirung zwischen österreichisch und preußisch Schlesien anvertraut. N. hoffte, daß er zur Belohnung für seine vom König anerkannten Dienste eine eben erledigte geheime Finanzrathsstelle erhalten werde. Seine Bitte wurde jedoch abschlägig beschieden. Er solle, schrieb ihm der König, „mit der letzterhaltenen Zulage vergnügt sein“. Dieselbe betrug 200 Thaler, welche er seit 1743 als geheimer Tribunalsrath erhielt, nachdem man ihm überhaupt erst seit Ende 1741 ein Gehalt von 200 Thalern gewährt hatte. So brachte es der um Staat und König verdiente Mann nicht höher als bis zu 400 Thalern Gehalt. Aber selbst eine schwere Kränkung blieb N. nicht erspart. Die von dem Großkanzler v. Cocceji ins Leben gerufene Justizorganisation brachte N. um sein Amt, da die gesammten Geheimen Tribunalsräthe entlassen wurden. N. zog sich daher auf sein Gut Weißensee unweit Berlin zurück, das er mit dem inzwischen von seinem Schwiegervater ererbten Vermögen angekauft hatte. Er durfte es als eine Wiederherstellung seiner durch die Entlassung gekränkten Ehre ansehen, daß ihm im J. 1750 das Amt eines Landrathes im Nieder-Barnim'schen Kreise angetragen wurde. Als solcher hat er sich um den seiner Leitung anvertrauten Kreis, der unter den Schlägen des siebenjährigen Krieges schwer zu leiden hatte, wesentliche Verdienste erworben. Den Abend seines Lebens brachte N. unter vielseitiger Beschäftigung mit wissenschaftlichen Gegenständen und unter frommen Andachtsübungen hin. Der Gedanke an den Tod war ihm ein willkommener und ohne Schrecken. Als daher Lessing seine Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet“ veröffentlicht hatte, wandte sich N. in einem längeren Schreiben an ihn, in welchem er seine Ansichten über den Tod darlegte und Lessing aufforderte, „durch zuverlässige Gründe das böse Ding, den Tod, aus der menschlichen Gesellschaft zu vertilgen, d. i. der vernünftigen Welt zu lehren, daß keine solche furchtbare Creatur in der Welt und das Wort Tod der Sache gar nicht angemessen, mithin gänzlich zu verwerfen sei.“ Vgl. Lessing's Werke (Ausgabe von Hempel), Thl. 20, 2, S. 351 52. Besonders merkwürdig erscheint sein Testament; N. bestimmte darin sein Gut zu einer Stiftung für die Erziehung junger märkischer Edelleute. Es war die Erfahrung, daß es so wenig Edelleute

von Bildung für den Dienst als Landrath gäbe, die ihn zu diesem Schritte veranlaßte. N. starb am 31. März 1776.

Vgl. Anton Friederich Büsching, Beyträge zur Lebensgeschichte denkwürdiger Personen. Halle 1783. Thl. I, S. 237—416.

H. A. Lier.

Nüßlin: Friedrich August N. nimmt unter den Schulmännern Badens, welche in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gewirkt haben, eine hervorragende Stellung ein. In 43jähriger rastloser Thätigkeit ist er, der sich zu den besten Schülern des großen F. A. Wolf zählen durfte, nicht müde geworden, den Gymnasialstudien in Baden eine feste humanistische Richtung zu geben und die Jugend mit der Begeisterung, die er selbst für die idealen Schätze des Alterthums empfand, zu erfüllen. Als Sohn eines evangelischen Geistlichen in Weisweil a. Rh. 1780 geboren, hatte er seine gelehrte Bildung auf dem Pädagogium in Lörrach und seit 1797 in der lateinischen Schule des Waisenhauses zu Halle gefunden; als er 1800 ebenfalls in Halle die Universität bezog, wandte er sich theologischen und philologischen Studien zu, um sich die nöthigen Vorbedingungen zu einem Schulamt in der Heimath zu sichern. Die Vorlesungen F. A. Wolf's gaben ihm, wie später seinem Landsmann August Böckh, die entscheidende Richtung; die Begeisterung, die er aus ihnen für das griechische Alterthum mitnahm, ist die Grundlage und das charakteristische Element seiner Lebensarbeit geworden. Nach bestandenem Staatsexamen war er (1803) einem Rufe nach Genf gefolgt, um vier Jahre an der Erziehungsanstalt eines Herrn Mangeant zu wirken. Eine Zeit mannigfacher Anregung lag hinter ihm, als er aus dem reichen Leben der fast internationalen Stadt (Frühjahr 1807) in die Heimath zurückkehrte und zunächst als Lehrer am Pädagogium zu Lörrach in den Staatsdienst eintrat. Schon nach wenigen Monaten siedelte er nach Mannheim über; dem noch jugendlichen Manne fiel die Aufgabe zu, das aus einer Verbindung der damals noch bestehenden drei christlichen Confessionen hervorgegangene Lyceum zu leiten und mit dem richtigen Geiste zu erfüllen. Dieser Aufgabe hat er 43 Jahre unermüdlich gedient: im Sinne seines großen Lehrers suchte er trotz aller Anfechtungen, die ihm confessionelle Befangenheit, politische Verdächtigung und materielle Denkweise bereiteten, die Pflege der griechischen Sprache auf den badischen Mittelschulen zu heben und arbeitete ein auch im Drucke (1843) erschienenes Gutachten aus, als man höheren Orts daran zu denken schien, die griechischen Studien auf dem Lyceum in bedenklicher Weise zu kürzen. Der Reorganisation der Gelehrtenschulen des Landes, die in den dreißiger Jahren in einem neuen Studienplan ins Leben trat, stand er in gleichem Sinne in persönlicher Berathung nahe; doch hat er einen gewissen Rückschlag, den die vierziger Jahre der humanistischen Bildung brachten, nicht ganz abwenden können. Er hatte das seltene Glück, nach 43jähriger Arbeit noch 14 Jahre seinen Studien in wohlverdientem Ruhestand leben zu können; am 21. August 1863 ist er in Mannheim gestorben. Als Schriftsteller ist N. im Verhältniß zu seinem reichen Wissen und der lebendigen Auffassung des Alterthums, die ihm eigen war, nur selten aufgetreten; er mochte der Meinung sein, daß die besten Kräfte des Lehrers der Schule gehörten. Doch hat er öfter in den Beilagen zu den Jahresberichten seines Lyceums den Inhalt griechischer Meisterwerke — vor allem des Homer — größeren Kreisen zugänglich zu machen gesucht, wie auch seine beiden Arbeiten über Plato (Uebersetzungen und Erläuterungen des Krito und der Apologie) wesentlich von dem Gedanken ausgegangen sind, die Werke des griechischen Philosophen auch solchen, welche der griechischen Sprache nicht mächtig sind, verständlich zu machen.

A. Thorbecke.

Ruth: Madame R., geb. Viertel, Schauspielerin, geboren in Italien, gehörte längere Zeit der Wallerotty'schen Gesellschaft an, später kürzere der ihres Gatten F. A. Ruth. Wie sie als Kolombine, so war er als Harlekin bekannt und hat sich auch als Gehilfe Wallerotty's bei der Aufführung von Haupt- und Staatsactionen bethätigt. Beide gehörten zu den besten Darstellern der Stegreifkomödie, Frau R. kam dabei besonders ihre gute Kenntniß der italienischen Sprache zu statten; sie soll übrigens später auch tragische Rollen (Klytemnestra u. a.) gespielt haben. Nach der Chronologie f. d. deutsche Theater starb Frau R. am 11. Aug. 1752. Außer diesem Ehepaar Ruth wird in dem letzten Viertel des 18. und Anfg. des 19. Jahrhunderts ein anderes gleichen Namens genannt. Der Mann Ludwig, geb. 1754 zu Rastatt und von Kind auf bei der Bühne, spielte kalte und raisonnierende Charaktere, die Frau, Rosine, geb. 1763 zu München, seit 1777 Schauspielerin, zeichnete sich durch lebendiges Spiel und anmuthigen Gesang aus. Ein Schauspieler Franz Ruth, der ebenfalls mehrfach genannt wird, wurde 1753 in Mellingen, Schweiz, geboren. Joseph Kürschner.

Nutius (oder Nuyts) ist der Name eines Geschlechts von Buchdruckern und Buchhändlern, das von 1540—1639, also genau hundert Jahre, in Antwerpen geblüht hat. Die Reihe eröffnet 1540 Martin N. (I.), der sich anfangs auch M. Nuyts Vermeere oder M. Vermeere, lateinisch Martinus Meranus, M. de Mera nannte, also vermuthlich von einem der holländischen Orte Meer stammte, wiewol er später als Antwerpener Bürger erscheint. Schon dieser Stammvater der Buchdruckerfamilie verband mit dem Druck auch den Verlag und das Sortiment. Nach seinem 1558 erfolgten Tode führte die Wittwe das Geschäft fort, bis 1565 der Sohn Philipp N. an ihre Stelle trat. Des letzteren Namen finden wir bis 1586 auf den Drucken, dann aber erscheint statt seiner wieder ein Martin N. (II.), nicht sein Sohn, wie man aus der Nachfolgerschaft schließen möchte, sondern wie er ein Sohn des alten Martin N. (vgl. das Widmungsschreiben beider Brüder in des Joh. Garcia Tractatus de expensis etc. von 1586). Auch ein Jacob N. kommt, wenn Schwetschke, Codex nundinarius S. 38 recht berichtet, um diese Zeit vor, doch nur einmal im J. 1601. Das Hauptgeschäft war jedenfalls nach wie vor in den Händen des genannten Martin II. und als dieser 1608 starb, wurde es unter der Firma der „Erben des M. N.", später der „Söhne des M. N." weiter geführt, wobei es öfter mit anderen Buchhandlungen, namentlich mit der des Joh. Meursius associirt erscheint. Unter jenen Söhnen treten mit Namen je einmal Matthäus N. (?), 1612, und Johannes N., 1621, öfter aber Martin N. (III.) hervor und dieser letztere ist es denn auch, der von 1623 an das Geschäft allein übernimmt und bis zu seinem Ableben im J. 1638 fortführt. Von seinen Erben wurde, so viel bekannt, im folgenden Jahre noch ein Werk herausgegeben, dann verschwindet der Name N. aus der Geschichte des Buchhandels und der Buchdruckerkunst. Die meisten der Genannten waren bedeutende Leute, die, höher gebildet, wie sie waren, mit den Gelehrten auf gleichem Fuße verkehrten und ihre Stellung und ihre Kenntnisse für ihr Geschäft zu nützen verstanden. Dennoch hat diese Buchdruckerfamilie noch nicht die gebührende Beachtung gefunden und es sind darum auch die persönlichen Verhältnisse der einzelnen Glieder derselben noch nicht klar gestellt. Nur die Werke ihrer Officin und ihres Verlags sind bis jetzt verzeichnet worden in dem Essai sur l'imprimerie des Nutius von C. J. N(uyts), 2. éd. Bruxelles 1858. Man findet hier etwas mehr als 400 solcher Drucke aufgeführt, gewiß eine stattliche Zahl, und doch sind dies weit nicht alle. Es läßt schon die Zusammenstellung in Schwetschke's Codex nundinarius auf einen ungleich größeren Umfang des Geschäfts der N. schließen, wenn da z. B. aus der Zeit von Martin N. II. Erben allein an nach Frank-

furt gelieferten Verlagswerken das Doppelte der Zahl aufgeführt wird, die sich in genannter Bibliographie für dieselbe Zeit verzeichnet findet. Unter den Enkeln des alten M. N. war übrigens Druck und Verlag, wenn auch recht umfangreich, doch qualitativ betrachtet von geringerer Bedeutung; es war fast ausschließlich jesuitische Litteratur, was von ihnen gepflegt wurde, und dabei nehmen nichtwissenschaftliche Werke, Schriften praktisch-theologischen Inhalts und Schulbücher für die Jesuitencollegien den breitesten Raum ein. Bedeutender und mannigfaltiger war der Verlag unter den Söhnen des alten Meisters; es sei nur auf die große schöne Ausgabe des „Corpus juris civilis“ von 1576 aus der Zeit Philipps — und aus der Zeit Martin N. II. auf das mit 153 prächtigen Bildern geschmückte Werk des Hieronymus Natalis: Adnotationes et Meditationes in Evangelia von 1594 bezw. 1595 hingewiesen. Die erste Stelle unter den N. dürfte aber dem zeitlich ersten von ihnen, dem Begründer des Geschäfts, gebühren, der, wie er selbst in seiner Jugend sich längere Zeit in Spanien aufgehalten, so später als Drucker und Verleger auf die spanische Litteratur sich vorzugsweise geworfen und um deren Verbreitung sich wirkliche Verdienste erworben hat. In einem speciellen Zweige derselben, dem der Romanzendichtung, war er selbst als Sammler und Redacteur thätig und der von ihm zuerst ohne Datum, dann 1550, 1554 und öfter herausgegebene „Cancionero de romances“, wahrscheinlich die erste Sammlung dieser Art, ist für die Wissenschaft noch heute von Bedeutung. Wie es ein und dasselbe Geschäft war, das von den verschiedenen Gliedern der Familie durch ein Jahrhundert fortgeführt wurde, so hatten diese alle auch ein Signet. In wechselnder Gestalt und Größe vorkommend, zeigt es als wesentliches Merkmal zwei Störche, von denen der eine dem andern, im Neste befindlichen eine Schlange bringt, dabei die Umschrift: Pietas homini tutissima virtus. Diese Marke, die uns erstmals 1546 begegnet, wurde von Martin N. I. sodann auch auf das Haus übertragen; während er früher, als seine Adresse „in sint Jacob, naest die gulden Panne, op die pleyne van de Iseren waghe“ und sodann „in den Gulden Eenhoren buyten die lamer poorte“ (so noch 1550) angegeben hatte, wird seit 1555 durchweg als Local des Nutius'schen Geschäfts das Haus „zu den zwei Störchen“ genannt. — Noch sei bemerkt, daß der Jesuit Philipp N., welcher erst in Prag und Madrid, dann in Antwerpen als Lehrer thätig war und u. a. in der Geschichte des Uebertritts der Königin Christine von Schweden zum Katholicismus eine Rolle spielte (geb. 1597, † 1661), ein Mitglied der Buchdruckerfamilie war; möglicherweise ist dasselbe der Fall mit dem Seefahrer Pieter Nuyts, welcher 1627 den nach ihm benannten Nuytsarchipel an der Südküste von Neuholland entdeckt hat.

Vgl. außer der bereits erwähnten Schrift von C. J. N(uyts), Essai sur l'imprimerie des Nutius das Dictionarium des Aelius Antonius Nebrissensis, Antw. Steelsius 1545, wo aus dem dort abgedruckten Privilegium (C. J. N[uyts] S. 121 f.) über Martin N. I., u. des Cornelius a Lapide Commentarius in Ecclesiasticum P. II, Antw. Nutius 1634, wo aus dem Widmungsschreiben (a. a. O. S. 115) über Martin N. III. nähere Details zu entnehmen sind. Steiff.

Nützel: Kaspar N., aus einem der ältesten Nürnberger Patriciergeschlechter entsprossen, Sohn des Gabriel N. und der Agnes Hirsvogel, wurde um das Jahr 1471 zu Nürnberg geboren. Aus seiner Jugendperiode wird nur das eine bekannt, daß er die Rechte studirte. Seit 1499 war er mit Klara Held, der Tochter des Leonhard Held, vermählt, die ihm 21 Kinder gebar. Nach seines Vaters Tode, der am 20. Mai 1501 eintrat, kam er Ostern 1502 in den Rath und stieg verhältnißmäßig schnell zu den höheren Aemtern empor. 1503 wurde er alter Bürgermeister, 1514 kam er in das Collegium der älteren Herrn und

erhielt nach Anton Tetzel's Sturz im selben Jahre noch die Pflegschaft des St. Klaraklosters, sowie die Verwaltung des Secretinsiegels. An Jakob Groland's Statt, der wegen Altersschwäche 1515 auf das Zinsmeisteramt resignirte, übernahm er auch diese Stelle, wurde dann nach dessen Tode im selben Jahre Pfleger bei St. Lorenzen als „derselben kirchen nahe gesessen“ und 1524 an Stelle des wegen Leibesschwachheit abdankenden Anton Tucher zum obersten Hauptmann, zweiten Losunger und Spitalpfleger erwählt.

Nützel's hervorragende Bedeutung wurde im Rath schon bald erkannt und voll gewürdigt. Vor allen anderen erschien er zu den schwierigsten diplomatischen Missionen berufen. Bereits 1504 sendet ihn der Rath an das Landgericht zu Ansbach oder an den Hof zu Heidelberg, in den folgenden Jahren nach Bamberg und Würzburg. Seitdem vergeht bis 1517 kein Jahr, in welchem er nicht mit den wichtigsten Geschäften betraut gewesen wäre. Er war ständiger Botschafter und Bundesrath auf den Versammlungen des schwäbischen Bundes von 1509—1515, vertrat die Stadt allein oder mit anderen auf Reichs- und Städtetagen, hatte die Interessen des Raths am kaiserlichen Hof und den Höfen der Fürsten wahrzunehmen. Es waren Interessen der gewichtigsten Natur, die einen Mann von der energischen und zähen Art Nützel's erforderten. Gerade damals machte sich das Unwesen der Plackerei und des Stegreifritterthums in erschreckendster Weise breit. Heinz Baum, Heinrich v. Gutenstein, Göz v. Berlichingen, Jorg Trummer, die Thüngen u. a. bedrohten durch Fehde, Raub und Nahme den blühenden Handel der Städte. Hier war es an erster Stelle Nürnberg, das durch seinen Gesandten beim schwäbischen Bunde ernstlich abzuhelfen bestrebt war. Bei dem oft lauen Verhalten der Bundesstände hatte N. seine ganze Kraft und seinen ganzen Einfluß einzusetzen, um bessere Verhältnisse herbeizuführen. Fernerhin handelte es sich um die Erstreckung, Reorganisation und Stärkung des Bundes durch Hereinziehen weiterer Mitglieder wie der Bischöfe von Würzburg, Bamberg und Eichstädt, des Pfalzgrafen Ludwig von Baiern und des Herzogs Ulrich von Würtemberg. Die Erweiterung des Bundes durch Aufnahme dieser und anderer Fürsten und Städte soll N. aus dem Grunde betreiben, um eine Minderung der Bundessteuer, wodurch sich Nürnberg als eine der höchst veranlagten Städte besonders beschwert fühlte, herbeizuführen, wie er auch noch insbesondere angewiesen wird, auf eine Ermäßigung des Nürnberger Beitrags zur Bundeshilfe, die der Kaiser für den Krieg in Venedig und zur Sicherstellung der Grafschaft Tirol gefordert hatte, oder auf eine Gleichstellung mit anderen Reichsstädten wie Ulm und Augsburg zu dringen. Zu den ferneren Aufgaben Nützel's gehörte es, die bedeutenden Errungenschaften des Landshuter Erbfolgekrieges, um die man noch immer Sorge trug, auf diplomatischem Wege zu sichern.

Seit dem Jahre 1515 übernehmen dann Lienhard Groland und Christoph Kreß mehr und mehr Nützel's diplomatische Geschäfte, aber wol nur aus dem Grunde, weil der Rath seine erprobte Kraft im eigenen Hause nicht länger entbehren mochte oder konnte. 1521 sehen wir ihn indeß wieder zusammen mit Lienhard Groland, Dr. Marsilius und Lazarus Spengler auf dem Reichstage zu Worms, 1523 und 1524 in der Commission, die zur Feststellung der pfälzischen Grenzen abgeordnet wurde, 1528 auf den Tagleistungen zu Heilsbronn, Schwabach, Schönberg und Lauf zur Beilegung der mit Markgraf Georg von Brandenburg bestehenden Irrungen. Noch in seinem Todesjahr wurde er mit Christoph Kreß und Sigmund Fürer zur Aufrichtung der Ordnung nach Wendelstein entsandt. Schon diese höchst umfassende Thätigkeit beweist Nützel's Bedeutung und Tüchtigkeit. Sie zeigt sich nicht minder in seiner übrigen Wirksamkeit. Unter jenen Männern, die für die Einführung der Reformation im Nürnberger Rath eine erfolgreiche Thätigkeit entfalteten, ist er mit den ersten zu nennen, wenn nicht

gerade ihm wegen seines energischen Durchgreifens das meiste Verdienst zugesprochen werden muß. Camerarius bezeichnet als die einflußreichsten des Raths N., Hieron. Ebner und Lazarus Spengler, letzterer freilich seiner Stellung nach nur Rathschreiber, in Wirklichkeit aber die bewegende und leitende Kraft. Auffallend und für die thatsächliche Stellung Nützel's höchst bezeichnend ist es, daß Camerarius ihn vor dem ersten Losunger Ebner nennt. In Ebner's Charakter bildeten Mäßigung, Milde, Sanftmuth den Grundzug, in N. dagegen wohnte ein hoher, gewaltiger und durchdringender Geist. Als Staatsmann nach Wissen und Können unübertroffen, war er durch eine besondere Energie und Zähigkeit, die bisweilen in Härte überging, ausgezeichnet. In dem, was er nach reiflicher Ueberlegung als das für den Staat zuträglichste erkannt hatte, ließ er sich weder durch Liebe noch Haß beirren. Und drang er mit seiner Meinung nicht durch, so konnte er seinen Eifer und seine Absichten verbergen, aber wenn man schon glaubte, er habe sich seines Planes entschlagen, so trat er unversehens zu günstigerer Zeit wieder mit demselben hervor und wußte ihn so darzulegen, daß er die allgemeine Billigung fand. So ergänzten sich die beiden Männer, die damals das Staatsruder lenkten, auf das Glücklichste zum Wohle des Gemeinwesens, ja sie scheinen auf ihren Platz gestellt, um dem Gedanken der Reformation in ihrer Vaterstadt zum Siege zu verhelfen.

Schon von Anfang an trat N. voll und ganz für die reformatorische Bewegung ein. Mit Hier. Ebner, Hier. Holzschuher, Christoph Scheurl, Anton Andreas und Martin Tucher, Lazarus Spengler, Sigmund und Christoph Fürer, Albrecht Dürer bildete er jenen Kreis hervorragender und gleichgesinnter Männer, dessen Mittelpunkt der gelehrte und bedeutende Johannes Staupitz war. Luther's Thesen hatte N. übersetzt, Scheurl sandte sie nach Augsburg und Ingolstadt. In Nützel's Wohnung nahe der St. Lorenzkirche (L. 327) versammelte sich die junge evangelische Gemeinde und ebendort fand auch die erste Taufe nach dem neuen Ritus statt. Auch für den weiteren Ausbau der Kirche ist er nicht ohne Verdienst. Mit den maßgebenden Persönlichkeiten des Raths, der auch hier willig den Eingebungen des weitblickenden Spengler folgte, bewirkte er die Umgestaltung der gelehrten Schule zu St. Egidien. Als Organisator berief man keinen Geringeren als Melanchthon und scheute im Uebrigen weder Mühe noch Kosten, um die neue Schöpfung durch Gewinnung hervorragender Lehrkräfte einem Glanze entgegen zu führen, der Luther zu dem Ausspruch bewegen konnte, daß keine hohe Schule vordem, Paris selbst nicht ausgenommen, so wohl mit Legenten versorgt gewesen wäre. Es kann nicht Wunder nehmen, daß die Einführung der Reformation auf Widerstand stieß und daß letzterer dann wieder Maßregeln gewaltthätiger Natur erzeugte. In Nürnberg war es unter den Klöstern vornehmlich das von St. Klara, das sich der neuen Lehre gegenüber durchaus abwehrend verhielt, Maßnahmen, die dann gegen dasselbe in Anwendung kamen, wie die Verdrängung der als Beichtväter und Prediger wirkenden Barfüßermönche, die Einsetzung von Predigern, die der neuen Richtung angehörten, die Abschaffung der hergebrachten Ceremonien und der Ordenstracht, die Versuche jeder Art, die Nonnen von ihrer Ordensregel abwendig zu machen und sie dem neuen Bekenntniß zu gewinnen, fanden die volle Billigung Nützel's. Als Pfleger des Klosters, zu dessen Aebtissin er vordem in freundschaftlichen Beziehungen gestanden, ließ er selbst kein Mittel unversucht. Aber seine ganze Ueberredungskunst, die sich bald freundlich zusprechend, bald drohend in persönlicher Einwirkung sowol als in einem umfassenden brieflichen Verkehr äußerte, erwies sich machtlos gegenüber der Ueberzeugungstreue und der Standhaftigkeit der gelehrten und edlen Aebtissin Charitas, der Schwester Wilibald Pirkheimer's, und der ihr treu ergebenen Nonnen. Nützel's Energie steigert sich hier bis zur Härte und

Ungerechtigkeit. Wiederholt macht er sie für die drohende Gefahr und das Blutvergießen der aufständischen Bauern mit verantwortlich. Wie er ihnen anzeigt, daß der evangelisch gesinnte Karthäuserabt und der Prediger bei St. Sebald im Kloster predigen werden, fügt er fast höhnend hinzu: „Unser herrgott macht geselzsam rutten, damit er vns will straffen, dyweil wir sunst von unser abgotterei nit wollen loßen."

Kurz, in den meisten Briefen, die der Pfleger an die Aebtissin gerichtet hat, gibt sich das unausgesetzte Bestreben kund, die Nonnen auf jede Weise zum neuen Bekenntniß herüberzuziehen. Erst als Melanchthon bei seiner Anwesenheit in Nürnberg im J. 1525 gemeinschaftlich mit N. das Kloster besuchte und auf die Aeußerung der Aebtissin, sie erhofften von der Gnade Gottes und nicht von ihren Werken ihr Heil, den bemerkenswerthen Ausspruch that, daß sie ebensowol im Kloster als in der Welt selig werden könnten, wurde auch die Stimmung des Pflegers eine mildere und er hörte auf, die Nonnen in ihren Gewissen zu bedrängen. Nützel's schroffes Vorgehen — das darf übrigens bei seiner Beurtheilung nicht übersehen werden — entsprang seiner tiefinnersten Ueberzeugung. Dabei reizte wol auch den mächtigen Rathsherrn, der an einen unbedingten Widerspruch nicht gewohnt war, am wenigsten aber von solcher Seite, die vollständig ablehnende Haltung der gelehrten Nonne, die sich in ihren Ueberzeugungen weder durch Zuspruch noch Drohungen beirren ließ und ihren Standpunkt fest und bestimmt auch durch die Schrift und Kirchenväter zu begründen wußte. Neben seinem religiösen Eifer aber wurde N. noch durch rein politische Beweggründe in seiner Haltung bestimmt. Bei der allgemeinen Strömung zu Gunsten der neuen Lehre, wie sie in Nürnberg bis hinab in die unteren Volksschichten sich Bahn gebrochen, bei dem Widerwillen, ja Haß, den sich die Orden nicht zum wenigsten durch eigene Verschuldung zugezogen hatten, bei den nachtheiligen Folgen, die N. von einer zwiespältigen Predigt fürchtete, war seine Stellung nicht gerade verwunderlich und vom politischen Standpunkt aus nicht ohne Berechtigung, wenn auch gerade das Klarakloster zu irgendwelchen Klagen durchaus keinen Anlaß geboten hatte. Es war die Anschuldigung erhoben worden, Melanchthon sei nicht als Organisator, sondern um den Orden ein Ende zu bereiten, mit Nützel's Zuthun nach Nürnberg berufen worden. Das Gegentheil sei wahr, bemerkt er in einem Briefe an die Aebtissin; jene selbst, die dies behauptet hätten, wären die Vertilger, er aber, so Gott wolle, mit seiner Gnade ein Handhaber guter Polizei, ja auch ihres Klosterlebens, soweit dieses „pillich christlich besten soll". Man muß N. im übrigen nachrühmen, daß er ein treuer Pfleger des Klosters war, und Charitas Pirkheimer selbst bittet ihn auf das Inständigste, er möge auch fernerhin seinem Erbieten nach ihr Pfleger, Schützer und Beschirmer bleiben. Sie selbst begehrten keinen Wechsel, wollten nicht, daß das Urlaubgeben bei ihnen stände, sondern befählen das Gott ihrem getreuen Vater, ... ihrethalben solle er keinen andern Urlaub erhalten, als durch den Tod, er möge den Leikauf empfangen „von Christo unserm herrn ꝛc."

Wirkte so die Reformation einerseits trennend und entfremdend auf die Gemüther, so knüpfte sie doch andererseits auch zahlreiche und feste Freundschaftsbande. Bemerkenswerth ist der freundschaftliche Verkehr, in dem N., wie es scheint, seit dem Nürnberger Reichstag vom Jahre 1522 mit dem Hochmeister Albrecht von Preußen stand. Es ist ein anmuthendes Verhältniß, das hier Fürst und Patricier miteinander verband. Der Hochmeister und spätere Herzog richtete zahlreiche Briefe an den Nürnberger Rathsherrn, die uns leider nur zum geringsten Theil bekannt geworden sind. Ihm gegenüber äußerte er seine besondere Freude, „daß die Nürnberger Prediger so stattlich im Weingarten des Herrn und sonderlich das Nachtmahl des Herrn belangend arbeiteten". Dann dankt er ihm wieder

(15. April 1528), daß er sich der Beilegung der Streitigkeiten zwischen der Stadt und seinem Bruder annehme, woraus er sein christliches zu Friede und Einigkeit geneigtes Gemüth erkenne, und bittet ihn, an dem Friedenswerk weiter mitzuarbeiten. Für die zugeschickte neue Zeitung und die übersandten Bücher spricht er seinen Dank aus und ersucht ihn um häufige Briefe, da er ihm ja durch Kaufleute viel Botschaft könne zukommen lassen, während er selbst gleichfalls einen regen brieflichen Verkehr in Aussicht stellt. „Und es bedarf der Bitte und Entschuldigung nicht", fährt er sodann fort, „daß wir Euch so hoch erheben und zuviel zulegen sollten, des Ihr nicht würdig wäret. Wir wissen wohl, daß wir von Geburt ein Fürst, aber des christlichen Wesens achten wir Euch nichts geringer denn uns, da wir im Glauben in Christo alle Brüder und Glieder sind. Deswegen bedarf es der Entschuldigung gar nicht. Ihr sollt Euch auch zu uns nicht anders verlassen und vertrösten als zu Eurem christlichen Bruder, der Euch mit besonderen Gnaden und Willen geneigt ist." 1529 spricht er seinem geliebtesten Bruder, wie er ihn nennt, wegen seiner Kränklichkeit sein Beileid aus und sucht ihn durch Hoffnung und Trost aufzurichten. Aber N. war, als Herzog Albrecht diesen Brief schrieb, wol kaum noch unter den Lebenden. Er starb am 25. September 1529 „christlich und allein in gott hoffend", wie sein gleichnamiger Sohn in seinen kurzen Familienaufzeichnungen angemerkt hat. „Das rottlauf, so er so gar hitzig an yeden schenkeln gehabt", bemerkt er noch, „hat in von vnden zum leib hinauf ertötet; gleichwol hat man in auch geschnitten vnd die lungen schadhaft an im funden."

Will und Nopitsch. — Lochner, Lebensläufe berühmter Nürnberger. — Joach. Camerarius, Historia accurata de Philippi Melanchthonis vitae ingressu, progressu et egressu etc., Lipsiae 1723. — Magnus Dan. Omeis, Oratio parentalis ... viri Dn. Gabrielis Nützelii etc. († 1687). — M. Jac. Bruno, Oratio de vita et obitu ... Dn. Georg. Pauli Nuzeli († 1643). — Siebenkees, Materialien zur Nürnbergischen Geschichte. 2. Bd. — Waldau, Vermischte Beiträge ꝛc., Bd. 1 u. 3. — Denkwürdigkeiten der Charitas Pirkheimer, Aebtissin von St. Clara zu Nürnberg, herausg. von Dr. C. Höfler im 15. Bericht des histor. Vereins zu Bamberg. — v. Soden, Beiträge zur Geschichte der Reformation. — v. Soden und Knaake, Christoph Scheurl's Briefbuch. — Dr. W. Möller, Andreas Osiander. — Dr. Theod. Pressel, Laz. Sprengler. — Die einschlägigen Raths- und Briefbücher sowie die Stadtrechnungen im k. Kreisarchiv Nürnberg. — Familienaufzeichnung Kaspar Nützel's des jüngeren, geb. 1499, in der Bibliothek des germanischen Nationalmuseums. MS. 17,003. 2°. Mummenhoff.

Nyenstede: Franz N., Bürgermeister zu Riga im letzten Viertel des 16. und im ersten des 17. Jahrhunderts, der durch seine patriotische Thätigkeit und sein weises und gerechtes Verhalten in gefahrvollen Zeiten, sowie durch seine historischen Aufzeichnungen für alle nachfolgende Zeit sich sein Andenken erhalten hat. Er war am 15. August 1540 in der Grafschaft Hoya in Westfalen geboren, wie es scheint in einer nicht ganz mittellosen Familie, denn nach dem Tode seiner verwittweten Mutter entstanden über deren Nachlaß Erbstreitigkeiten unter ihren Kindern, zu deren Beilegung er eine Reise nach seiner Heimath unternahm und seinen Zweck hauptsächlich durch Verzicht auf seinen eigenen Erbantheil auch erreichte. Als 14jähriger Knabe war er 1554 nach Dorpat gekommen und dort in das Handelsgeschäft seines nachherigen Schwiegervaters, des Bürgermeisters Detmar Meyer, eingetreten, dem er auf dem Rathhause zu Dorpat im J. 1558 die mühsam aufgebrachten 60,000 Thaler zählen und einpacken half, mit welchen Dorpat sich den Frieden von dem russischen Großfürsten erkaufte. Von Dorpat aus machte er — ob für das Meyer'sche Handlungshaus

oder für ein eigenes ist zweifelhaft — Reisen in Handelsgeschäften nach Pleskau, Nowgorod und Moskau. Jedenfalls legte er schon in Dorpat den Grund zu seiner späteren Wohlhabenheit. Im J. 1571 siedelte er nach Riga über und verehelichte sich hier mit der Tochter seines früheren Dorpat'schen Principals, die an einen Kaufmann Krumhausen verheirathet gewesen, aber alsbald Wittwe geworden war. Sie brachte ihm aus ihrer ersten Ehe eine Tochter ins Haus, welcher er seine ganze Liebe und Sorgfalt zuwandte, zumal das einzige ihm geborene Kind schon im ersten Lebensjahre starb. Er verheirathete sie später 1586 an den Rigaischen Syndikus David Hilchen (s. A. D. B. XII, 394), stattete sie reichlich aus und setzte sie auch zu seiner Erbin ein. N. begründete alsbald nach seiner Niederlassung in Riga ein Handelsgeschäft mit einem sonst nicht bekannten Kaufmann Sebolt Hubbersen, löste dasselbe aber vor dem Antritt seiner Reise nach Deutschland wieder auf, obgleich es ihm, wie er selbst in seinem Handbuch sagt, einen ziemlichen Gewinn abgeworfen hatte. Er beschloß sich auf den Binnenhandel, namentlich mit dem livländischen Adel, zu beschränken, zog deshalb seine im Auslande stehenden Capitalien ein, sah sich später aber doch wieder veranlaßt, an überseeischen Unternehmungen theilzunehmen. Bei seiner günstigen Vermögenslage gedachte er in die Stille des Landlebens auf einem von ihm gekauften Landgute Bresenhof im Sunzel'schen Kirchspiele Livlands sich zurückzuziehen, um dort sorgenfrei bis ans Ende seiner Tage zu leben, Riga aber, wo er ein Haus besaß, nur ab und zu zu besuchen. Da wurde er von dem Riga'schen Rath im J. 1583 zum Mitgliede desselben erwählt. Dieser Ruf zur Betheiligung an der städtischen Verwaltung und Rechtspflege kam ihm sehr ungelegen, da er dadurch seinen Lebensplan durchkreuzt sah; um der Annahme der Wahl zu entgehen, wollte er sein Bürgerrecht aufgeben und eine ansehnliche Summe zum Besten der Armen opfern, doch gab er den Vorstellungen nach, die ihn darauf hinwiesen, daß es Pflicht des Bürgers sei, die ihm angetragenen Aemter anzunehmen. So trat er in das Rathscollegium ein und wurde zum Zeugniß des ihm gewordenen Vertrauens und der Anerkennung seiner Tüchtigkeit schon nach zwei Jahren als jüngstes Rathsglied zum Bürgermeister erwählt. Später, 1590, erhielt er die Würde eines Burggrafen und 1611 den Vorsitz im Rathe als wortführender Bürgermeister. Es war für Riga eine schwere Zeit angebrochen und es sollten alsbald die Verhältnisse noch schwieriger werden durch die blutige Auflehnung der Bürgerschaft gegen den Rath, — den sogenannten Kalenderstreit, in welchen N. hineingezogen wurde und durch Milde, Klugheit, Gerechtigkeit und Muth sich bewährte. Der geistliche Staat des Ordens und der Bischöfe hatte seine Mission erfüllt, die kirchliche Reformation hatte zersetzend auf denselben eingewirkt und das livländische Staatengebilde konnte aus eigener Kraft sich der anstürmenden russischen Macht nicht erwehren. Russische Heere hatten das Land überzogen, Schlösser wie Bauerhütten niedergebrannt, die Felder verwüstet und die Menschen, die nicht durch die Flucht in die Tiefe der Wälder sich gerettet hatten, niedergemacht oder in die Sclaverei abgeführt. Im J. 1561 hatte daher, Schutz suchend, zunächst Ehstland sich Schweden angeschlossen, der letzte Ordensmeister Gotthard Kettler (s. A. D. B. XV, 680) sein Amt niedergelegt und dagegen Kurland als Herzogthum von der Krone Polen zu Lehen empfangen; die Ritterschaften Livlands hatten sich dem König von Polen unterworfen, wobei sie zur Sicherung ihrer Rechte und ihres Glaubens das Privilegium Sigismundi Augusti erlangt hatten. Nur die Stadt Riga konnte sich zur Unterwerfung unter Polen noch nicht entschließen, sie hing mit Zähigkeit an der doch sehr losen, nur durch Sprache, Religion und Handelsverkehr aufrecht erhaltenen Verbindung mit ihrem Mutterlande; sie hoffte trotz aller Erfahrung noch auf Hilfe von Kaiser und Reich; zugleich fürchtete sie aber auch, und das mit vollem Rechte, Gefahr für

ihren evangelischen Glauben. Zwanzig Jahre zog sie daher die Unterwerfungsverhandlungen mit Polen hin und erst als jede Aussicht auf eine andere Rettung vollständig geschwunden war und als die politische Lage nichts anders übrig ließ, gab die Stadt Riga der unausweichlichen Nothwendigkeit nach und ihre Deputirten schlossen am 14. Januar 1581 zu Drohiczin den Unterwerfungsvertrag ab. Obgleich das Corpus Privilegiorum Stephaneum und die Versicherungsschrift über die ungehinderte Ausübung des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses erwirkt war, so war dies der Bürgerschaft doch nicht genügend, sie behauptete, die Delegirten hätten ihre Instruction überschritten, indem sie nachgegeben hätten, daß hinsichtlich der Stadtbefestigung, des directen Handels des litthauischen Adels mit dem Auslande und des Eigenthums an dem bischöflichen Hof der König die Entscheidung bis zu seiner Ankunft in Riga sich vorbehalten habe. Die allgemeine Unzufriedenheit steigerte sich noch mehr, als König Stephan bei seinem Aufenthalt in Riga im Frühjahr 1582 die Einräumung einer Kirche für den katholischen Gottesdienst forderte und erzwang und später noch mit seiner Genehmigung ein Jesuitencollegium in Riga sich niederließ. Die unter der Bürgerschaft herrschende Gährung und Widersetzlichkeit gegen den Rath war im fortwährenden Wachsen und endlich kam es zum offenen Ausbruch. Die Veranlassung dazu gab die Einführung des Gregorianischen Kalenders. Der Rath hatte durch den unter Androhung einer hohen Geldstrafe am 15. November 1584 wiederholten Befehl des Königs sich zu derselben genöthigt gesehen und unter Zustimmung der Geistlichkeit im J. 1584 die gottesdienstliche Weihnachtsfeier nach dem neuen Kalender abhalten lassen. Die Bürgerschaft, welche darin den Anfang der Katholisirung zu sehen glaubte, hatte sich von derselben ferngehalten; als aber der Tag gekommen war, auf welchen nach dem alten Kalender Weihnachten einfiel, drang man in die Kirchen, zündete die Lichter vor den Altären an und fang geistliche Lieder ab. Mitwirkend war dabei in hervorragender Weise der Schulrector Möller, der auch am folgenden Tage einen Gottesdienst im Schullocal für seine Schüler veranstaltete, zu welchem außer diesen noch viele andere Personen sich einfanden. Wegen dieser Widersetzlichkeit gegen die Anordnungen des Raths und weil er in einem Gespräche mit dem Oberpastor Neuner unehrerbietige Reden gegen den König ausgestoßen hatte, ließ der Bürgermeister Ecke ihn auf das Rathhaus fordern und behielt ihn dort im Arrest. Kaum war dies bekannt geworden, so sammelte sich auf dem Markt ein tumultuarischer Haufe, das Rathhaus wurde gestürmt und Möller befreit; dann ging es nach den Wohnhäusern der mißliebigen Rathspersonen Ecke und Welling und des Oberpastors Neuner, dem man die Veranlassung zu Möller's Arretirung zur Last legte. Man drang in die Häuser ein, demolirte, plünderte und raubte und suchte sich der genannten Personen zu bemächtigen. Da war es N., welcher sich den Tumultuanten entgegenstellte, durch Vorstellungen und Drohungen den Unfug zu hemmen suchte, das Haus des gleichfalls mißbeliebigen Stadtvogts Tastius, an das schon die Leitern angelegt waren, noch zeitig von der beabsichtigten Plünderung bewahrte, mit Hilfe einiger wohlgesinnten Bürger die Aufwiegler aus den bereits erstürmten Häusern hinausdrängte, rettete, was noch zu retten war und den schon aus seinen Wunden blutenden Oberpastor Neuner aus den Händen seiner Angreifer befreite und ihm das Leben rettete. Für kurze Zeit war damit die Ruhe wiederhergestellt. Die Bürgerschaft gewann jedoch alsbald in dem Procurator Martin Giese einen Führer, durch dessen Einwirkung der Rath jegliche Autorität und Macht verlor. Mehrere Personen des Raths waren zu ihrer persönlichen Sicherheit aus der Stadt entwichen; gegen Tastius und Welling wurde die Beschuldigung erhoben, in dem Vertrage zu Drohiczin die Stadt verrathen, Religion und Kirche preisgegeben zu haben; sie wurden deshalb

von der aufrührerischen Partei vor dem Rathe zu Gericht gezogen, in den Kerker geworfen, durch die Folter zu den gewünschten Geständnissen gebracht und von dem unter dem Drucke der Aufrührer stehenden muthlosen Rest des Rathes zum Tode verurtheilt. N. allein, überzeugt von der Schuldlosigkeit des Angeklagten, stimmte dem Urtheile nicht bei, sondern übergab ein abweichendes Votum, in welchem er darauf antrug das Urtheil auszusetzen, entweder bis zu einem eingeholten Gutachten einer Universität oder bis zur nachzusuchenden Entscheidung des Königs. Als das vom Rathe gefällte Urtheil vollstreckt werden sollte, machte N. sich anheischig, die Verurtheilten mit Daransetzung seines Lebens vom Schaffot gewaltsam zu befreien, wenn nur 40 bewaffnete Männer aus den Freunden derselben sich ihm anschließen wollten. Aber Niemand fand sich zu seiner Unterstützung, so sehr war alles von der aufrührerischen Partei in Furcht und Schrecken gesetzt. Nach der Hinrichtung der beiden Rathsglieder verließ N. die Stadt, kehrte aber auf Aufforderung und unter Garantie des Herzogs von Kurland, welcher die Streitigkeiten zwischen Rath und Bürgerschaft zu vergleichen suchte und in N. den dazu unentbehrlichen Mann sah, wieder zurück. Die gewaltthätige Herrschaft der Bürgerschaft dauerte indessen noch mehrere Jahre weiter, bis im J. 1589 eine nach Riga gesandte königlich polnische Commission eine Untersuchung veranstaltete, die Anführer Giese und Brinken zum Tode verurtheilte, über mehrere andere mitbetheiligte Personen andere Strafen verhängte und zugleich die Stellung und Macht des Raths wieder herstellte. Diesem bürgerlichen Aufruhr hatte einestheils das Verlangen zu Grunde gelegen, eine größere Betheiligung an dem Stadtregiment, namentlich die entscheidende Stimme bei der Verwaltung der Stadtfinanzen zu erlangen, anderentheils aber ungeschmälert das durch die polnische Herrschaft bedrohte evangelische Glaubensbekenntniß erhalten zu sehen und wenn möglich überhaupt die polnische Herrschaft wieder los zu werden. Zu diesem Zwecke hatte Giese, als auch er seine Hoffnung auf das deutsche Reich aufgeben mußte, sich nach Stockholm begeben, um die schwedische Regierung zur Occupation Riga's zu bewegen. Was die polnische Herrschaft bedeute, hatte man an ihrem Vorgehen in Livland während der seit 1561 verflossenen Jahre ersehen, wo sie im Widerspruch zu den Zusagen im Privilegium Sigismundi Augusti die Verwaltungs- und Gerichtsstellen nicht mit deutschen Eingeborenen, sondern soweit irgend möglich war mit Polen besetzte, ein katholisches Bisthum in Wenden gründete und den Katholicismus auf jegliche Art wieder einzuführen und auszubreiten sich bestrebte. N. hatte unterdessen als Bürgermeister der Stadt sein Amt fortgeführt, war als Deputirter der Stadt 1590 nach Warschau gegangen und erhielt 1591 den Vorsitz im neu gegründeten Waisengerichte, einer Vormundschafts- und Nachlassenschaftsbehörde, übertragen. Sein Schwiegersohn, der Riga'sche Syndikus Hilchen, war von dem livländischen Adel neben anderen Personen zum Mitgliede einer Deputation erwählt, welche in Warschau gegen die Eingriffe in die Landesprivilegien Schutz und Abhilfe suchen sollte. Es gelang ihnen durchzusetzen, daß zur Untersuchung der Sache eine Commission angeordnet wurde, zu deren Glied und nebenbei zugleich zum königlichen Secretär und Wenden'schen Landgerichtsnotar auch Hilchen ernannt wurde. Die Arbeiten in dieser Stellung, zu denen auch der Entwurf eines livländischen Landrechts gehörte, nahmen seine Zeit so ganz in Anspruch, daß für seine Aemter im Rath auf seine Verwendung ein Stellvertreter in der Person des Dr. Jacob Godeman berufen wurde. Mit diesem kam er jedoch in so große Uneinigkeit, daß er sich zu einer Realinjurie gegen ihn hinreißen ließ, worauf dieser ihn nicht nur deswegen belangte, sondern ihn auch der Verrätherei gegen die Stadt anklagte. Hilchen wurde auf diese Anklage hin auf dem Rathhause festgehalten und erlangte seine Freilassung nur auf Caution Nyenstede's, worauf er Riga verließ.

Als der Rath das Erscheinen Hilchen's vor sein Forum forderte, konnte oder wollte N. dasselbe nicht erwirken. Er kam deshalb mit dem Rathe, welcher Hilchen in contumaciam verurtheilte, in Zerwürfniß, stellte den Besuch des Rathhauses ein und soll nach der Erzählung in der Wieken'schen Chronik sogar Hausarrest erhalten haben. Infolge dessen wurde er genöthigt seine Aemter niederzulegen. Die Bedeutung des Mannes bewirkte aber, daß es nach fünf Jahren zu einem friedlichen Ausgleich kam und er am 11. October 1605 wieder in seine Aemter und Würden feierlichst eingesetzt wurde. Er blieb nun hochangesehen in seiner amtlichen Wirksamkeit bis zu seinem im J. 1622 erfolgten Tode; er hatte sonach die ganze Zeit der polnischen Oberherrschaft überlebt und noch die neue Zeit der schwedischen Regierung eintreten sehen, welche ein Menschenalter zurück von der Bürgerschaft erwünscht wurde.

In der Zeit der bürgerlichen Unruhen war N. fast der einzige von den Gliedern des Raths, welcher der Verfolgung entging und, zwischen den Parteien stehend, von beiden Seiten anerkannt und geschätzt wurde. Er hatte sich aber auch bei der Verwaltung der Stadt die mannigfachsten Verdienste durch bessere Einrichtung vieler Administrationszweige erworben. Religiöser Sinn, Patriotismus, Rechtsgefühl, Muth und Entschlossenheit in Gefahren hatten ihn ausgezeichnet. Zur Bezeichnung der Grundsätze, nach denen er handelte, mögen ein Paar Notizen dienen, welche er in sein Exemplar des Rigaischen Stadtrechts eingetragen hat. Er schrieb hinein: „Geschenke verblenden den Richter und Gunst bei den Ansehnlichen verkürzt dem Armen sein Recht" und ferner „Gott, unterweise Du meine Sinnen, daß ich Deine Rechte erkenne und nicht suche eigene Ehre noch anhange schädlicher Lehre, oder suche Jemandes Gunst, Ansehn, Hoheit, Gut, Geld oder Kunst, sondern möge sprechen nach meiner Einfalt schlecht, allein was christlich, billig, ehrlich und recht, nu ich untüchtig bin gekoren, da ich nicht zu geboren." Er hat nicht nur den Kindern seiner Geschwister, welchen er fortzuhelfen versuchte und vielen seiner Verwandten, sondern auch anderen, namentlich den Armen der Stadt, viele Wohlthaten erwiesen, und zu dem Zweck auch eine Armenanstalt gegründet, welche noch heute besteht und seinen Namen trägt und zur Versorgung armer Bürgerwittwen bestimmt ist. N. hat auch eine livländische Chronik verfaßt, welcher für die ersten Zeiten der livländischen Geschichte zum Theil einige jetzt verlorene Quellen zu Grunde zu liegen scheinen und welche namentlich für die von ihm miterlebte Zeit von besonderem Werthe ist. Sie ist zugleich mit seinem Handbuche, einer Aufzeichnung meistens persönlicher Verhältnisse und Erlebnisse, welche beide nur handschriftlich sich erhalten hatten, im zweiten Bande der Monumenta Livoniae antiquae von G. Tielemann herausgegeben worden.

Vgl. Monumenta Livoniae antiquae, Bd. II S. I—VIII, Bd. IV S. 265 bis 273. — Gadebusch, Abhandlung von Livländischen Geschichtsschreibern, S. 81—91. — Recke und Napiersky, Liv-, Esth- und Kurl. Schriftsteller-Lexikon, Bd. III S. 333. — Bergman, Die Kalenderunruhen in Riga, Leipz. 1806, S. 89—91. 156. 157. 166—174. — L. Napiersky's Einleitung zu Valentini Rascii, conrectoris Rigensis, tumultus initia et progressus. Riga 1855. — Böthführ, Die Riga'sche Rathslinie. Riga 1877 S. 152. 153. 155—157. — (H. Diederichs), Herzog Gotthards von Kurland Friedensvermittelung zwischen Rath und Bürgerschaft der Stadt Riga im Jahre 1586. Mitau 1884.

Böthführ.

Nyeveld: Willem van Zuylen van N., der Sammler und zu einem Theile auch Dichter der berühmten vlämischen „Souterliedekens". Er folgte seinem Vater Friedrich van Zuylen van N., vermählt mit Stephanie de Gruyter, als Freiherr v. Bergambacht, Aertsbergen und Ammers. Ueber sein Leben ist

nichts bekannt. Bei seinem frühzeitigen Tode, 1543, hinterließ er mehrere Kinder. Durch seine Souterliedekens hat er eine große Bedeutung für den vlämischen geistlichen Gesang gewonnen. Sie erschienen unter dem Titel: „Souterliedekens ghemaect ter eeren Gods, op alle die Psalmen van David tot stichtinghe en een gheestlijcke vermakinghe van allen Christen menschen (etc.) Gheprent Thantwerpen By my Symon Cook Anno MCCCCCXL.“ Zwischen 1540—1545 wiederholt neu aufgelegt, erschienen sie ferner zu Antwerpen 1559, 1564, 1565, 1584, 1610; zu Köln 1566; zu Utrecht 1598, 1604, 1613. Diese Psalmenlieder sind theils dem Liederschatz der damaligen Rhetoriker entnommen, theils von N. selbst nach dem lateinischen (nicht, wie van Iperen, s. u., behauptet, nach dem hebräischen) Text gedichtet und zwar auf die damals beliebtesten und bekanntesten Volksmelodien. Man hoffte dadurch den Psalmliedern um so leichter Eingang zu verschaffen und zugleich die oft leichtfertigen und gemeinen weltlichen Texte der Lieder zu verdrängen. Das kleine Buch, in dem zu den Melodien immer die Anfangsworte der weltlichen Texte angeführt sind, ist dadurch zugleich eine wichtige Quelle für die Kenntniß des damaligen Volksliedes geworden. Die Melodien zeigen sich z. Th. als deutsches Gemeingut; einzelne sind französische Chansons. 1556—57 erschien (Antwerpen bei Tileman Suzato) eine dreistimmige Bearbeitung der Melodien, meistentheils von Clemens non papa (s. A. D. B. IV, 318), neu gedruckt im 11. Band von Franz Commer's Collectio operum mus. Batavorum Saec. XVI. Die Souterliedekens fanden unter den vlämischen Reformirten schnell eine große Verbreitung, gingen auch bald in den Kirchengesang über. Obgleich sie nichts von reformatorischem Charakter an sich tragen, waren sie doch der katholischen Geistlichkeit suspect. Ohne Zweifel trugen sie zu der Erweckung der Herzensreligion, an welcher es dem damaligen Katholicismus so sehr fehlte, und welche als einer der wichtigsten Factoren der Reformation gelten muß, das Ihrige bei. Trotzdem sind sie aber auch in der reformirten Kirche bald durch die Daten'schen Psalmen (s. A. D. B. IV, 764) verdrängt worden. Den strengeren Calvinisten waren sie schon um der weltlichen Melodien willen nicht genehm.

R. Bennink Janssonius, Gesch. v. het Kerkgez. by de Herv. I. bl. 28 v. v. Vgl. ferner van der Aa, Biogr. Woordenb. und die dort genannte Litteratur.

van Slee.

Niederer: Dr. Johannes N. (1779—1843), geboren zu Brenden, Gemeinde Lutzenberg, Kt. Appenzell A. Rh., den 1. Januar 1779, studirte Theologie, wurde 1798 Pfarrer in Bühler (Appenzell), 1799 in Sennwald (St. Gallen); 1803 siedelte er als Mitarbeiter zu Pestalozzi nach Burgdorf über, wohin ihm schon mehrere seiner Landsleute (Krüsi, Tobler, auch Ramsauer) vorangegangen waren. Er übernahm den protestantischen Religionsunterricht an den höheren Klassen des Instituts, später in Iferten auch die Leitung des sonntäglichen Anstaltsgottesdienstes bis zu seiner Trennung von Pestalozzi 1817. Hohe Begeisterung für Pestalozzi's Ideale und Persönlichkeit hatte ihn zu Pestalozzi hingeführt; ihm ähnlich in Uneigennützigkeit seines Strebens, aber auch in Geringschätzung alles Aeußerlichen und Geregelten und wie jener ohne Sinn für den Werth des Geldes,

*) Zu Bd. XXIII S. 664.

verband er mit reicher Begabung eine allgemeine und philosophische Bildung, die den meisten Mitarbeitern Pestalozzi's und diesem selbst abging. Er war eine Kraftnatur, wie sie stets eine große Anziehungskraft auf Pestalozzi ausübten, in unbedingter Hingabe an das, was er als recht und edel erkannt, unbeugsam bis zur heftigsten Leidenschaftlichkeit; schon einer seiner Universitätslehrer soll gesagt haben „je nach der Richtung welche die gewaltige Kraft nehmen werde (die aus seinem scharfen Auge unter den rothen Brauen hervorblitzte), würden die Appenzeller etwas Außerordentliches an ihm erleben, entweder den größten unter ihren Männern oder —"; und Pestalozzi schrieb einmal scherzend an ihn selbst: „Sagte denn auch Niederer, er sei ein Mensch, den der liebe Gott selber bezeichnet, sage ihm, man müsse ihn lieben oder fürchten, sage ihm, er sei ein eigentlicher Contrastmensch, der eine enge Brust und ein großes Herz, einen kleinen Kopf und ein großes Hirn habe, ... die Schlüssel des Himmels könne man ihm anvertrauen, aber die Schlüssel zu einer Speisekammer oder zu einem Gewehrkasten — damit hätte es eine andere Bewandtniß." — Es gehört zu Pestalozzis Eigenthümlichkeiten, daß er von Anfang seines öffentlichen Wirkens an immer eine Persönlichkeit nöthig hatte, der er sich in unbedingtem Vertrauen für die äußere Durchführung seiner Gedanken völlig unterwerfen konnte. Schon in Burgdorf und Münchenbuchsee überragt Niederers Einfluß den der anderen Mitarbeiter, noch mehr dann in Iferten (bis ihn 1815 Schmid aus dieser Stellung verdrängte). Um so eher erschien er hier Pestalozzi unentbehrlich, da dieser eben damals besonders darauf bedacht war, seine Erziehungsgedanken schriftstellerisch auszugestalten. N. übernahm die Redaction der „Wochenschrift für Menschenbildung, herausgegeben von Heinrich Pestalozzi und seinen Freunden" 1808—1812; er hielt gelegentlich Vorlesungen über die Methode, und begeisterte für dieselbe namentlich die zahlreichen Fremden deutscher Zunge, die sich kürzere oder längere Zeit in Iferten aufhielten und in ihm den berufenen Interpreten des Meisters verehrten; er wurde von Pestalozzi zu seinem Biographen bestimmt und damit betraut, die Materialien für eine solche Biographie zu sammeln; die Rede, die Pestalozzi 1809 in der von ihm selbst begründeten und präsidirten „Schweizerischen Erziehungsgesellschaft" in Lenzburg über die Idee der Elementarbildung hielt, ist nur in der von N. überarbeiteten Gestalt gedruckt worden, und galt schon in Iferten gelegentlich geradezu als Niederers Werk. Niederers positives Verdienst um die Sache Pestalozzi's auf litterarischem Gebiet war, daß er den intuitiven Anschauungen Pestalozzi's die philosophisch-speculative Form und systematische Durcharbeitung verlieh, die in ihnen liegende Idee der Menschenbildung allseitig beleuchtete, und die Postulate der auf sie gründenden Methode untersuchte. Scharfer Verstand, klare Gestaltung des Ausdrucks und die Wärme eigener Überzeugtheit von der Trefflichkeit der Sache treten in den Niedererschen Deductionen unzweifelhaft zu Tage, aber auch die Schattenseite, die der lediglich theoretischen Construction jederzeit anhaftet. Die Universitäten Tübingen und Gießen verliehen N. den Titel eines Dr. phil., Pestalozzi selbst und die Verehrer desselben sahen in ihm den unzertrennlichen Genossen seines Wirkens und seines Namens und es ist nicht eben eine vereinzelte Huldigung, wenn J. C. von Orelli in der Vorrede zu „Vittorino von Feltre" (1812) von der Periode der Pädagogik redet, „der das Genie Pestalozzi's und Niederers eine ganz neue Gestalt erteilte".

Im Institut selbst waren zunächst neben N. mehrere Mitarbeiter von selbständiger Stellung und Einfluß. Diese Situation änderte sich 1810. In diesem Jahre ward Muralt an die Stelle eines reformirten Predigers nach Petersburg berufen und ging Schmid nach Bregenz, um dort die Leitung einer Realschule zu übernehmen. Nun ward N. auch im Institut allmächtig. Dasselbe befand sich in kritischer Lage. In Folge vereinzelter Anfechtungen hatte

Pestalozzi, „auf den Rat der leitenden Glieder des Hauses" sich bewegen lassen, die schweizerische Tagsatzung um eine officielle Prüfung der Anstalt zu ersuchen. Eine Commission von drei Mitgliedern kam im November 1809, fand aber neben Rühmlichem auch Vieles auszusetzen; bei Besprechung des Unterrichts ertheilte der (von P. Girard ausgearbeitete, 1810 auf Befehl der Tagsatzung gedruckte) Bericht nur demjenigen von Schmid in der Mathematik ungetheiltes Lob, während Niederers Unterricht der Commission zu philosophisch gehalten und zu breit angelegt erschien. Bei allem Bestreben die Wahrheit milde zu sagen gab der Bericht den Gegnern Pestalozzis und der Anstalt verstärkten Anlaß, ihre Stimme zu erheben. Ein Zürcherischer Gelehrter, Chorherr Bremi, trat mit „drei Dutzend Fragen" vor das schweizerische Zeitungspublicum, der „Restaurator" Carl Ludwig von Haller in Bern verstieg sich in den „Göttinger gelehrten Anzeigen" zur giftigsten Denunciation des in der Anstalt waltenden Geistes. Infolge dieser Angriffe sank die Frequenz des Instituts. — Statt nun durch innere Reformen die Quelle der Gefahren abzugraben warf sich N. mit seiner ganzen Energie auf die litterarische Vertheidigung; so entstand seine Schutzschrift „das Pestalozzische Institut an das Publicum" (1811), die er nachher zu einer in zwei stattlichen Bänden sich darbietenden Publication, „Pestalozzis Erziehungsunternehmung im Verhältniß zur Zeitkultur" (Iferten 1812—1813) erweiterte, aus welcher hinwiederum die „Schließliche Rechtfertigung des Pestalozzischen Instituts gegen seine Verläumder" 1813 separat herausgegeben wurde. Man mag über die Rathsamkeit solch persönlichen Polemisirens, wie dieses in Niederers Art lag, sehr kühl denken. Thatsache ist, daß Pestalozzi sich vollständig von der Nothwendigkeit desselben hatte überzeugen lassen, wie seine in dieser Beziehung höchst interessante Schrift, „An Herrn Geheimrath von Delbrück" (in Niederers Erziehungsunternehmung Bd. II Nr. 8, auch separat, Iferten 1813) in unzweifelhaft Pestalozzischer Darlegung auseinandersetzt. Gelegentlich freilich klingt in Niederers Lob auch fast etwas wie leiser Spott ein, so in der Stelle eines Briefes, den Pestalozzi 1811 an einen Mitarbeiter schrieb: „Niederer ist ein Teufelskerl; mitten indem es von allen Seiten auf ihn losklopft, gießt er Kanonen von größtem Caliber und macht Gerüste zu diesen Kanonen, die wie der Thurm zu Babel bis an die Wolken reichen."

Abgesehen davon, daß durch Pestalozzi's und Niederers polemische Thätigkeit eine durchgreifende Hebung der innern Leistungsfähigkeit der Anstalt versäumt wurde, hatte dieselbe auch direct schlimme Folgen. Pestalozzi ließ sich dazu verleiten, nach dem Vorgang von Halle und Schnepfenthal mit dem Institut eine Buchdruckerei und Verlagshandlung zu verbinden. „Alles war jetzt im Dienst dieser Fehde" bekennt Pestalozzi selbst. Die finanzielle Situation verschlimmerte sich zusehends. Der Bankerott schien unausweichlich. Die Familie traf für den Rest des Erbvermögens der Frau Pestalozzi sichernde Maßnahmen. Vergeblich mühten sich zu Rathe gezogene Freunde Pestalozzi's ab, der Verwirrung einen Damm zu setzen. Unter den Vorkehrungen, die sie trafen, war auch die Ablösung des Töchterinstitutes, dessen ökonomische Leitung bisher Pestalozzi's Schwiegertochter (nach dem Tode Jakob Pestalozzi's in zweiter Ehe mit einem Herrn Kuster vermählt) besorgt hatte. Rosette Kasthofer die seit 1810 die pädagogische Direction des Töchterinstituts innegehabt, ließ sich auf Pestalozzi's Wunsch bereit finden, dasselbe auf eigene Rechnung zu übernehmen, November 1813. Im Mai 1814 verheirathete sich N. mit Rosette Kasthofer. Pestalozzi's höchste Lebenswünsche schienen dadurch erfüllt: „Meine Seele jubelt, meine ersten Kinder reifen —, Niederer prüft und reinigt den Samen, den ich fast nur in blindem Glauben auswerfe, — und Kasthofer, Kasthofer die Gott mir

gab und die ihres Gleichen nicht hat, heirathet Niederer —, ich könnte für beide sterben, sie sind meine ersten, ich möchte sagen, sie sind meine einzigen Kinder. Das Traumgebild, das aus meiner Hand ging, erhaltet in ihrer (Verbindung?) Leben und Wirklichkeit" (Biber, Beitrag S. 73).

N. hatte, das gestanden ihm selbst seine späteren Gegner (Schmid, Wahrheit und Irrthum S. 26) zu, keinen Antheil an der Finanzleitung des Pestalozzischen Institutes; seine Mitverschuldung beschränkte sich auf die schlimmen Folgen der litterarischen Unternehmungen für die Oekonomie desselben. Bei aller persönlichen Sorglosigkeit in Geldangelegenheiten erkannte er aber die drohende Gefahr in ihrer Größe. War er selbst nicht dazu angethan, in der Noth zu helfen, so war dies vielleicht am ehesten jenem Josef Schmid beschieden, der 1810 „in Folge eines Umstandes der nur ihn und Niederer allein angeht" (Pestalozzi's Aeußerung) die Anstalt verlassen. Für Niederers Phantasie verklärte sich Schmid's Bild in dessen Abwesenheit. Er betrieb seit 1812 Schmid's Rückberufung bei Pestalozzi, dessen persönlicher Liebling das „Tiroler Naturkind" stets gewesen. Pestalozzi griff mit beiden Händen zu: „Sag ihm, Herr Jesus komm! sag's ihm mit diesen Worten!" N. träumte sich als rettende Lösung ein Triumvirat Pestalozzi-Niederer-Schmid. Schmid, durch Niederer's und Pestalozzi's Drängen bewogen, gab 1815 seine Stellung in Bregenz auf, im April kam er nach Iferten, um Pestalozzi seine Dienste zu widmen. Mit gewaltiger Hand griff er in den eingerissenen Schlendrian des Hauses ein und stellte Ordnung her; auf ihn ging nun Pestalozzi's Vertrauen über, dessen Dankbarkeit für den Retter keine Grenzen kannte. Wie sich aus diesen Verhältnissen zwischen Schmid und Pestalozzi einerseits, den älteren Mitarbeitern und schließlich auch N. andrerseits ein völliger Bruch entwickelte und zu welchen beklagenswerthen Folgen derselbe geführt, das im Einzelnen darzulegen ist Sache der Biographie Pestalozzi's. Hier kann nur die psychologische Entwicklung im Verhältniß zwischen Pestalozzi und N. in Frage kommen. Vorboten einer innern Entfremdung datiren schon vor Schmid's Rückkehr. Niederer's gewaltthätige Art, in der er sich Pestalozzi selbst als den unfehlbaren Ausleger der Pestalozzischen Gedanken aufdrängte, begann allmählich Pestalozzi zu drücken. Worte, wie: „Ich verstehe mich selbst nicht mehr; wenn ihr wissen wollt, was ich denke und will, müßt ihr Herrn Niederer fragen!" zeigen, wie sehr Pestalozzi die Schattenseiten der Niedererschen Rechthaberei zu fühlen begann. Die Familie Pestalozzi's war dem Einfluß Niederer's längst mit Mißtrauen entgegengestanden; als Schmid zurückkam, schon bei seinem Eintritt in das Haus, war eines der ersten Worte, die die alte Frau Pestalozzi an ihn richtete, die Frage: „Kommen Sie für meinen lieben Mann oder für Herrn N. in das Haus zurück?" Und Schmid antwortete nicht blos mit den Worten, sondern sofort mit seinem ganzen Verhalten: „Ich bin für Niemand als für meinen Freund Pestalozzi zurückgekommen". Alle die Illusionen, in die sich N. gewiegt, der Traum des Triumvirats, verschwanden. N. fühlte sich durch den Ausgang enttäuscht, in Schmid und wohl auch durch Schmid getäuscht. Mehr aber als dies wirkte der Gegensatz, in dem Niederers und Schmid's Individualität von Natur standen: jener abstracter Idealist, dieser nüchterner Realist, dieser ebenso sehr zur Alleinherrschaft in der Praxis, wie jener zur Unfehlbarkeit in der Theorie disponirt. Verstärkt wurde dieser Gegensatz durch die Confession: Schmid war Katholik, N. protestantischer Theologe; die jungen deutschen Theologen, die die Begeisterung für Pestalozzi zu zeitweiligen Mitarbeitern im Institut gemacht, schaarten sich mit unbedingter Verehrung um N., während der Vorarlberger ihrer Geistesrichtung von vornherein fremd war; ihre Stimmung wirkte auch auf N. zurück, und wenn Blochmann in jenen Tagen an seine Schwester schrieb:

„Der Geist im Schlosse wird immer unheiliger", so drückte er damit den Grundton der Verstimmung aus, die dem ganzen Kreise schließlich den Kampf gegen Schmid als heilige Pflicht zur Rettung des in den Händen Schmid's willenlos hingegebenen Pestalozzi erscheinen ließ. Pestalozzi's jetziges Verhalten war in ihren Augen ein Abfall von seinem wahren Selbst. — Und schließlich bestand ja, wenn schon in viel schwächerem Maaße auch zwischen Pestalozzi's Lebensanschauungen und den philosophisch theologischen Constructionen Niederers eine nie ganz ausgefüllte Kluft. N. selbst hat die religiöse Divergenz nachträglich als den Keil bezeichnet, der seine Verbindung mit Pestalozzi gesprengt habe (Biber, Beitrag S. 341. 342): „Pestalozzi war von einer Seite seines Gemüths und seines Geistes tief religiös und überzeugte wenigstens N. davon, von einer andern Seite waren seine Vorstellungen und Begriffe irreligiös und antichristlich . . . Pestalozzi stand selbst nicht auf dem christlichen Standpunkt . . . Innigst überzeugt, es könne dem Menschen nur dadurch geholfen werden und Pestalozzi's Erziehungsunternehmung könne nur dadurch gelingen, daß das Irdische selbst vom Göttlichen, das Sinnliche vom Geistigen aus, d. h. in christlichem Sinn und Geist aufgefaßt und behandelt werde, bot N. Alles auf, Pestalozzi auf diese Stufe der Erkenntniß zu erheben, seinen religiösen Widerspruch mit sich selbst und seinem Werke zu überwinden und ihn dadurch mit seiner einzig hohen Bestimmung in Uebereinstimmung zu bringen. Dies ist der Ursprung und die wahre Natur seines Kampfes mit Pestalozzi." Wir brauchen nur auf Pestalozzi's Aeußerungen über Religion, Kirche und Geistlichkeit in den späteren Theilen von „Lienhard und Gertrud" und in den „Nachforschungen" sowie in seinem Brief an Nicolovius 1793 hinzuweisen, um jeden Verdacht zu widerlegen, daß wir es in diesem Urtheil Niederer's lediglich mit einer Selbsttäuschung und nachträglichen Beschönigung seines eigenen Verhaltens zu thun haben.

Am 16. December 1815, am Beerdigungstag der Frau Pestalozzi brach der offene Streit zwischen Pestalozzi's Mitarbeitern aus; 1816 verließen die deutschen Lehrer, aber auch Krüsi und Ramsauer das Institut; zu Anfang 1817 kündigte als der letzte, N. seine Stellung bei Pestalozzi. Bei der Schlußhandlung seines Wirkens für die Anstalt, der Confirmation zu Pfingsten 1817, verlieh N. auf der Kanzel den Motiven seines Austritts tiefgefühlten aber auch so selbstbewußten Ausdruck, daß Pestalozzi sich an Ort und Stelle zu erregter Entgegnung veranlaßt sah. Die Erbitterung erhielt neue Nahrung durch finanzielle Auseinandersetzungen, welche sich auf das Verhältniß von Herrn und Frau Niederer als Mitarbeiter Pestalozzi's und Eigenthümer des Töchterinstitutes bezogen, und zu gerichtlichen Verhandlungen führten, die sich über sieben Jahre hinschleppten und beiden Theilen unendlich schadeten. Als dieselben endlich 1823/24 durch einen Schiedsspruch geschlichtet wurden, welcher in den meisten Detailpunkten Pestalozzi und Schmid Recht gab, aber zugleich die Fortdauer von Pestalozzi's Ansprüchen auf das Töchterinstitut als Gründer desselben endgültig aufhob, war Pestalozzi's Anstalt im Schloß der Auflösung so nahe, daß auch dieser Ausgleich letztere nicht mehr fernhalten konnte. Sie erfolgte im Mai 1825; Pestalozzi zog sich auf den Neuhof zurück.

Ohne Zweifel trug Niederers Leidenschaftlichkeit große Schuld daran, daß die im Grunde über höchst geringfügige Rechnungsdifferenzen entbrannte Fehde diesen peinlichen Verlauf nahm, und es ist wahr: Pestalozzi hat zu wiederholten Malen in der rührendsten Weise die Versöhnung gesucht, in Zuschriften und Anerbietungen, die jeden andern als N. hätten zur Umkehr bewegen müssen, von diesem aber mit verletzender Härte zurückgewiesen wurden. Aber diese Hartnäckigkeit war nicht blos leidenschaftliche Verhärtung, sondern sie zeigt auch gerade

in ihrer Unerbittlichkeit die Lichtseite von Niederers Charakter. „Der Stein des Anstoßes bei allen diesen Versuchen war Schmid; mit ihm wollten Herr N. und seine Freunde in keiner Angelegenheit, am wenigsten bei einer pädagogischen Vereinigung, zu thun haben; aber Herr Pestalozzi bestand darauf, sie müßten Schmid als seinen Retter und innigsten Freund in die Vereinigung einschließen" (Biber, Beitrag S. 267). N. sah in Schmid eine Persönlichkeit, mit der er nie sich einen ehrlichen und ernsthaft als möglich erscheinenden Frieden denken konnte: und er war stark und wahrhaft genug, lieber consequent die von Pestalozzi dargebotene Hand der Versöhnung zurückzustoßen und dadurch in den Augen von Pestalozzi's Verehrern sich in das denkbar schlimmste Licht zu stellen, als durch den Schein einer Nachgiebigkeit sich selbst und seinem Gewissen untreu zu werden und Pestalozzi in Augenblickstäuschungen zu bestärken. Dem traurigen Streit vor Gericht folgte ein noch traurigerer auf dem Boden der Oeffentlichkeit. Pestalozzi gab 1826 sein Buch „Meine Lebensschicksale als Vorsteher meiner Erziehungsanstalten in Burgdorf und Iferten" heraus, in welchem er sich bemühte alle Schuld des Mißlingens von Schmid weg und auf seine eigene „Regierungsunfähigkeit" zu wälzen und in welchem er die Schmid'sche Periode als die eigentliche Verwirklichung seiner Lebensideale, alles frühere aber mehr oder weniger als eine Verirrung hinstellte. Daß Pestalozzi's frühere Mitarbeiter, Krüsi und N. vor allem, diese Herabwürdigung und Mißhandlung ihrer eigenen Leistungen für Pestalozzi's Sache aus dem Munde des Allgefeierten nicht ohne Antwort lassen konnten, wenn sie nicht sich selbst vor der Oeffentlichkeit aufgeben wollten, war klar. Aber statt nun einfach die in ihrer Hand befindlichen Actenstücke, welche die unhistorische Darstellung der „Lebensschicksale" in den hervortretendsten Punkten darthaten, zum Abdrucke zu bringen, veranlaßten sie eine Streitschrift, deren Ausarbeitung ein Lehrer am Töchterinstitute übernahm: „Beitrag zur Biographie Heinrich Pestalozzi's und zur Beleuchtung seiner neuesten Schrift: Meine Lebensschicksale u. s. f. Von Ed. Biber" (St. Gallen 1827). Hatte Pestalozzi in den „Lebensschicksalen" sich völlig mit Schmid identificirt, so identificirte nun auch Biber Pestalozzi völlig mit Schmid, und diesem Pestalozzi gegenüber wird von ihm alle Rücksicht und Pietät bei Seite gelegt: „Es steht vor uns das entsetzliche Bild eines Lebens, dem die Wahrheit ein Spott war; der Stimmführer der Gerechtigkeit und der Priester der Wahrheit, Pestalozzi steht vor uns mit unauslöschlicher Schande gebrandmarkt." Der einundachtzigjährige Mann gerieth beim Erscheinen dieses Buches, in welches ein reiches Actenmaterial verwoben ist, in die furchtbarste Aufregung; in fieberhafter Hast suchte er noch eine Widerlegung auszuarbeiten; der Körper war der geistigen Qual nicht mehr gewachsen; die Folgen einer Erkältung im Schneegestöber traten hinzu; seine Kraft brach zusammen; am 17. Febr. 1827 starb er.

Der Tod versöhnt, und er versöhnte auch hier. In einem Aufsatz „Die vormaligen Mitarbeiter Pestalozzi's in Iferten am Grab des Verewigten" (Trogen und Iferten, Ende Februar 1827) gab N. dieser Veränderung der Situation rückhaltlosen Ausdruck. Was er hier für sich und im Namen seiner Freunde sagt: „Pestalozzi's Tod endet die irdische Seite unseres Verhältnisses zu ihm und seinem Wirken, und reinigt, heiligt und vollendet die geistige Seite desselben; Pestalozzi wird uns wieder ganz, was er uns im Anfang war" ist nicht Phrase. Ist N. auch nach Pestalozzi's Tod nicht dazu gekommen, die ihm einst übertragene Biographie Pestalozzi's zu schreiben, so hat er doch mit voller Liebe in den „Pestalozzischen Blättern" die er 1828 und 1829 in Rossels „Allgemeiner Monatschrift für Erziehung und Unterricht" (Aachen) und gesondert herausgab, für Pestalozzi's Andenken gewirkt. Seine dort erschienene Charakteristik Pestalozzi's (zu großem Theil neu abgedruckt in den Pestalozziblättern", hrsg. von der Kommission für das Pestalozzistübchen

in Zürich, 1. Jahrgang 1880) ist ein unvergängliches Denkmal, das der Jünger seinem Meister gesetzt hat; seine private Correspondenz bis zu seinem Tode zeigt, wie unauslöschlich tief Pestalozzi's Bild seinem Herzen eingeprägt war; als Vertreter des reinen Pestalozzianismus ist er gelegentlich auch noch in den dreißiger Jahren gegen Andersdenkende (Scherr) in heftige litterarische Fehde geraten; und seine und seiner Gattin praktische Erziehungswirksamkeit am Töchterinstitut wollte bis zu ihrem Ende nichts sein als die Verwirklichung der Pestalozzi'schen Ideen oder Pestalozzi'schen Ideale. 1837 siedelte das Töchterinstitut nach Genf über, dort erhob es sich zu neuer Blüthe; 1850 ging es ein, da Niederer's Wittwe bei herannahendem Greisenalter sich ins Privatleben zurückzog.

Neben die pädagogische und litterarische Thätigkeit traten in der späteren Lebenszeit Niederer's die politischen Interessen. N. gehörte zu den Radikalen, aber zu den Cultur-, nicht zu den Brutalradikalen, wie er sie unterschied. Er schwärmte für größere Einheit im Vaterlande, das er mit brennender Liebe umfaßte. Obgleich er unseres Wissens nie einer politischen Behörde als Mitglied angehörte, war sein mittelbarer Einfluß in den Kämpfen der dreißiger Jahre durch seine Bethätigung in der politischen Publicistik, durch seine Correspondenz mit hervorragenden Staatsmännern (namentlich mit seinem Schwager Karl Kasthofer, Oberförster des Kantons Bern, nachher Regierungsrath, † 1853, Verfasser des „Lehrer im Walde", Bern 1828, und des „Lehrer in den vaterländischen Wirren und Drangsalen", Zürich 1833) und durch persönliche Anregung jüngerer Männer für den Staatsdienst nicht unbedeutend. Die 1838 in Genf erfolgte Gründung eines vaterländischen Arbeitervereins, des „Grütlivereins" durch A. Galeer, geht auf seine geistige Initiative zurück. „Seinem Heimathskanton bewahrte er das wärmste Interesse und seine Landsleute vernahmen oft seine aus der Ferne zum Fortschritt anfeuernde Stimme in der ‚Appenzeller Zeitung' und in besonderen Broschüren. So empfahl er ihnen mit zündenden Worten die Annahme der neuen Verfassung in den dreißiger Jahren und 1840 die Aufstellung eines guten Schulgesetzes" (Heim). — Von dem Besuch der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft in Glarus, Herbst 1843, der er einen Nekrolog über seinen Freund Tobler vortrug, kehrte er krank nach Genf zurück und starb daselbst am 2. December 1843.

Seine Gattin, Rosette N. geb. Kasthofer, geb. am 3. November 1779, überlebte ihn noch 14 Jahre. In ihrer Art nicht minder bedeutend als ihr nachmaliger Gatte, war sie 1809 von Pestalozzi dazu berufen worden, „die Methode ihrem Geschlechte zu geben", und leitete dann an Niederer's Seite als anerkannt treffliche Erzieherin das Töchterinstitut in Iferten und Genf. Die Ehe blieb kinderlos. In vorzüglicher Weise verstand es Frau N., die Schwächen ihres Gatten in Geduld zu tragen und trotz derselben nicht nur ihm geordnete äußere Verhältnisse zu schaffen und zu erhalten, sondern auch in unverwandter Verehrung zu ihm aufzuschauen. N. erkannte das auch voll und ganz. Nach einer schmerzensreichen Nacht kurz vor seinem Tode sagte er zu ihr: „Diese Stunden sind mir nicht lang vorgekommen, denn ich habe darüber nachgedacht, ob Du für mich mehr Schwester, Gattin oder Mutter warst." Auch Frau N. hat sich schriftstellerisch bethätigt: „Blicke in das Wesen der weiblichen Erziehung" (1828); „Dramatische Jugendspiele für das weibliche Geschlecht", 2 Bdchn. (1838); „Dr. J. Niederer's Briefe an seinen Freund Tobler 1797—1803", mit einem Vorwort, das eine pietätsvolle Charakteristik Niederer's aus ihrer Feder enthält (1845). Frau N. starb am 14. August 1857 in Hottingen bei Zürich.

Appenzellisches Monatsblatt, 1844, Januar bis September. — Neuer Nekrolog der Deutschen, 1843, S. 1025—1028. — Jahrbuch der luzernerischen

Kantonallehrerconferenz, Jahrg. 1874, S. 74—87. — Biographien über Dr. Niederer (von Dekan Heim in Gais) u. Frau Niederer (von Seminardirector Morf in Winterthur) in Hunziker, Geschichte der schweizerischen Volksschule, Bd. II (Zürich 1881), S. 141—166. — Artikel „Niederer“ u. „Pestalozzi“ in F. Buisson, Dictionnaire de pédagogie, 1ère partie, Bd. II. S. 2024—2025, 2283—2358 (von J. Guillaume). — In der Pestalozzilitteratur vor allem: H. Morf, Zur Biographie Pestalozzi's, 2. Thl. (Winterthur 1885), S. 76—116. Hunziker.

O.

Oatilo: (so die urkundliche, dialektische Form, wobei oa wahrscheinlich als ein Laut zu sprechen, wie er in der heutigen Mundart erhalten ist), Baiernherzog aus dem Hause der Agilolfinger, vielleicht ein Sohn Herzog Tassilo's II., regierte c. 737—743 und 744—748. Nach dem Tode des Herzogs Hugbert erhob ihn Karl Martell auf den Herzogsstuhl des 10—12 Jahre vorher neuerdings von den Franken unterworfenen Landes. Dieser Ursprung seiner Gewalt hinderte indeß O. nicht, die fränkische Oberhoheit bald abzuschütteln, so daß Karl Martell bei der Reichstheilung von 741 über Baiern nicht verfügen konnte. Nach Karl Martell's Tode floh dessen Tochter Hiltrud auf Anstiften ihrer Mutter Swanahilt, die einen Aufstand erregte, zu O., der sie gegen den Willen ihrer Brüder, der Hausmaier Pippin und Karlmann, zur Ehe nahm und alle Feinde des fränkischen Reichs, den Alemannenfürsten Theodebald, die Aquitanier und Sachsen, ja selbst Slaven zu einem mächtigen Bündnisse gegen die Franken vereinigte. Am Lech, durch den Fluß geschieden, standen sich 743 das fränkische und das bairische Heer kampfbereit gegenüber. Vergebens knüpfte ein päpstlicher Legat, Namens Sergius, auf Oatilo's Wunsch im fränkischen Lager Friedensunterhandlungen an, vergebens gebot er Pippin unter Berufung auf den Willen des Papstes, die Baiern in Ruhe zu lassen. Pippin setzte bei Nacht über den Lech, warf seine getheilten Truppen den überraschten Baiern in Flanke und Rücken und erfocht einen vollständigen Sieg. O. entkam aus der Schlacht, floh mit geringem Gefolge bis an den Inn zurück, gerieth aber bald doch in die Gefangenschaft der Sieger und ward nach Frankreich abgeführt. Schon im folgenden Jahre gaben ihm seine Schwäger Pippin und Karlmann das Herzogthum zurück, wahrscheinlich aber ward damals, damit eine neue Auflehnung um so leichter bewältigt werden könnte, ein kleines Gebiet, der westliche Theil der bairischen Striche nördlich der Donau, vom Herzogthum getrennt und mit Ostfranken vereinigt. Unter diesem Herzoge und durch ihn hat der Ausbau der kirchlichen Macht in Baiern gewaltige Fortschritte gemacht. Auf seinen Wunsch kam Bonifaz in das Land und mit seiner und der bairischen Großen Zustimmung erfolgte die Eintheilung der bairischen Kirche in vier bischöfliche Sprengel. Eine Reihe stattlicher Klöster verdankten O. ihr Dasein: Niedernburg in Passau, (Nieder-)Altaich, Mönchsmünster, Osterhofen, Mondsee. Auch bei der Stiftung des Klosters in Eichstätt durch Wilibald erscheint er betheiligt und außerhalb

Baierns, im Schwarzwälder Kinzigthale, wird die Stiftung des Klosters Gengenbach auf ihn zurückgeführt. Oatilo's Tod muß zwischen 23. Juli und 13. December 748 angesetzt werden. Die Ruhestätte scheinen er und seine Gemahlin im Kloster Osterhofen gefunden zu haben, wo zu Aventins Zeit noch ihre Grabmäler standen.

Breysig und Hahn, Jahrbücher d. fränk. Reichs. — Büdinger, Oesterreich. Gesch. I. — Riezler, Gesch. Baierns, I. Riezler.

Obbarius: Lobegott Samuel O., geb. am 12. December 1788 zu Heringen, † am 29. December 1860 als Gymnasialprofessor in Rudolstadt, legte den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung in der Schule seiner Vaterstadt und später auf dem Gymnasium zu Rudolstadt. Im J. 1808 bezog er die Universität Jena. Sein Hauptstudium war Theologie und Philologie, hauptsächlich unter den gelehrten und berühmten Männern Griesbach, Augusti, Gabler, Eichstädt und Walch. Nachdem er 5 Jahre als Hauslehrer in Kelbra gelebt hatte, wurde er zum Subconrector an das Fürstl. Lyceum in Frankenhausen und darauf 1817 zum Collaborator am Kirchenministerium daselbst berufen. 1819 gelangte er zu der durch den Abgang des Professor Abraham Voß erledigten Professur am fürstlichen Gymnasium zu Rudolstadt, in welcher Stelle er bis zu seinem Tode unermüdlich thätig war. 1842 wurde er von der Universität Marburg honoris causa zum Doctor der Philosophie promovirt und 1844 in gleicher Weise als Mitglied in die societas latina Jenensis aufgenommen. Als Lehrer durch tiefe Gründlichkeit in der Behandlung des ihm vorliegenden Stoffes sich auszeichnend, wie als Mensch auf der Höhe sittlichen Ernstes und der damit verbundenen innigsten Humanität stehend, folgte er, ein echter Sohn seines engeren und weiteren Vaterlandes allen auch außerhalb der Schule liegenden Ereignissen mit jener Unparteilichkeit, welche sein nach Wahrheit strebender Sinn zu eigener und anderer Belehrung, zur Nacheiferung und Warnung für seine Schüler ihm ernstlich vorschrieb. In der philologischen Gelehrtenwelt aber hat er sich bleibendes Andenken als Horatianer gestiftet. Von ihm erschien: „Des Q. Horatius Flaccus erster Brief des ersten Buchs, erklärt" 1822; „Das Lob des Landlebens oder des Q. Hor. Fl. 10. Brief des ersten Buchs" 1824; „Q. Horatii Flacci epistola libri primi secunda. Inest conspectus variantium lectionum ex VII codd. mss. bernensibus haustarum" 1828; „Qu. Horatii Flacci epistolas commentariis uberrimis instructas ediderunt S. Obbarius et Th. Schmidius" in sieben Fascikeln, enthaltend epp. II—XX 1838—1847; auch beziehen sich auf Horaz zwei von ihm geschriebene rudolstädtische Gymnasialprogramme aus den Jahren 1848 und 1850 und 132 in verschiedenen gelehrten Zeitschriften niedergelegte Recensionen und Abhandlungen. — Auch sein Sohn Friedrich August Theodor O., geb. 1817, † 1854 in Wollin als Lehrer an einem Institute, Doctor der Philosophie, hat sich in der gelehrten Welt bekannt gemacht zuerst durch Herausgabe des Boethius („Anicii Manlii Severini Boethii de consolatione philosophiae libri V ad optimorum librr. mss. nondum collatorum fidem recensuit et prolegomenis instruxit Th Obbarius"); ferner durch: „Prudentii Clem. Aurel. Carmina recensuit et explicavit Th. Obbarius" 1845; weiter erschienen von ihm: „Des Q. Horatius Flaccus Werke. Deutsche Uebersetzung mit Urtext z. Seite" 1837; „Q. Horatii Flacci carmina. Kritisch berichtigt, erklärt und mit einer liter.-histor. Einleitung versehen von Th. O." 1848; „Des Q. Horatius Flaccus Oden u. Epoden für den Schulgebrauch erklärt von Dr. Th. Obbarius. Herausgegeben von Prof. Dr. L. S. Obbarius" 1856. —

Vgl. Rudolstädter Schulprogramm vom Jahre 1862; außerdem die gelehrten Zeitschriften von Seebode, Jahn, Schulz, Zimmermann, Mützell, Schneidewin u. s. w. aus den Jahren 1822—1847. Anemüller.

Oeben: Johann Franz O., Kunsttischler, arbeitete in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Paris und stand in besonderer Gunst bei Frau v. Pompadour, durch deren Einfluß er Wohnung und Werkstatt in Staatsgebäuden und viele Aufträge erhielt. Er wird als ein Schüler von Boule bezeichnet. O. starb 1766. Von seinen Arbeiten, welche besonders durch ihre Marqueterien Aufsehen erregten, befindet sich ein Bureau im Louvre. Mehrere andere von ihm gefertigte Möbel werden in Auctionskatalogen des achtzehnten Jahrhunderts beschrieben. — O. hatte einen gleichnamigen Sohn, welcher ebenfalls Kunsttischler war und 1764 in die Pariser Innung aufgenommen wurde.

Zeitschrift für Kunst- und Antiquitätensammler Bd. I, Seite 242.

R. Bergau.

Obentraut: Hans Michael Elias v. O., Reitergeneral des 30jährigen Krieges, bekannt unter dem Namen „der deutsche Michel". Er entstammt einer wohl ursprünglich im Westerwalde heimischen Familie in der Rheinpfalz, die zu Oppenheim und Großwinterstein ansässig gewesen. Sein Vater, Johann Barthel v. O., † am 4. August 1612, war kurpfälzischer Amtmann zu Stromberg. Er selbst, geb. i. J. 1574, begegnet uns zuerst 1610 als Rittmeister über 500 Mann im Unionskriege. Dann wird er erst 1619 wieder genannt als Oberst über 300 Reiter im Dienste des Kurfürsten Friedrich's V. v. d. Pfalz. Während sich im Winter 1620 die bei Worms stehenden Unionstruppen unter Markgraf Johann Ernst und die bei Kreuznach stehenden Spanier unter Spinola gegenüberlagen, gelang dem O. bei Frankenthal ein Reiterüberfall, bei dem er den feindlichen Führer, den Prinzen von Epinay, gefangen nahm. Aehnliche glückliche Reitercoups werden ihm im Frühjahr 1621 nachgerühmt. Nach dem Frieden zwischen dem Kaiser und der Union vom $\frac{23.\text{ April}}{2.\text{ Mai}}$ 1621 blieb O. mit Horatio Vere in der Pfalz stehen. Im August finden wir ihn in der Unterpfalz thätig, wo er den liguistischen Truppen mancherlei Abbruch that. Dann zog ihn der in Eilmärschen herangerückte Mansfeld an sich; Obentraut's Name wird bei der Entsetzung Frankenthals (Sept. 1621) und bei dem Sieg über Tilly bei Wiesloch $\frac{17}{27}$ April 1622 rühmlich genannt. Als Erzherzog Leopold sich inzwischen vor Hagenau gelegt hatte und der Mansfelder im Mai 1622 zum Ersatz über Frankenthal anrückte, schickte ihm Leopold zur Sperrung der Pässe 1000 Mann Kürisser und Kroaten entgegen. Diese Schaar ward durch O. gesprengt und vernichtet, worauf der Erzherzog die Belagerung Hagenau's aufhob. — Von da an verschwindet uns O. auf einige Jahre. Erst 1625 hören wir wieder von ihm. In Verden stellte er sich mit einiger Mannschaft im dänischen Lager ein und der General der Cavallerie, Herzog Johann Ernst zu Sachsen-Weimar, ernannte ihn zu seinem Generallieutenant. Tilly hatte die auf dem rechten Weserufer gelegene Stadt Nienburg belagert und, um ihr auch auf dem linken Ufer die Zufuhr abzuschneiden, oberhalb der Stadt eine Schiffbrücke über die Weser schlagen lassen. Schon waren einige Regimenter hinübergegangen, als O. mit seiner Reiterei am 2. September 1625 erschien, die feindlichen Reiter zurückwarf, über die Brücke und theilweise in den Fluß trieb, und darauf die Brücke zerstörte. Da die Stadt infolge dessen mit Hülfs- und Lebensmitteln versehen werden konnte, sah sich Tilly am 24. Sept. zur Aufhebung der Belagerung genöthigt. O., der dem abziehenden Feind auf dem Fuße folgte, that ihm noch erheblichen Schaden. Kurz darauf aber fand der tapfere Reiterführer in dem für die Dänischen unglücklichen Treffen bei Seelze am $\frac{25.\text{ October}}{4.\text{ November}}$ 1625 durch eine Kugel den Tod. Schwer verwundet in die Kutsche des Generals Grafen Johann Jacob von Anholt getragen, sagte er zu Tilly, der heranritt, um dem sterbenden Gegner seine Achtung zu bezeugen: „In solchen Gärten pflückt man solche Rosen." Sein vermuthlich

zunächst in Seelze beigesetzter Leichnam ward später nach der Marktkir (SS. Jac. et Georgii) in Hannover überführt, wie folgender vom Pastorat die Kirche gütigst mitgetheilte Eintrag des dortigen Todes- und Begräbnißbuch unter dem 4. März 1628 beweist: „Hanß Michell v. Obentraut, Königl. Ma zu Dennemark, Generalleutenandt über die Cavallerie und Oberster, welch 1625 den 25. October vor Seelse geblieben in S. Georgenkirche uffs Cohr b graben, Uff Juncker Conradt Niclaß v. Obentraut provision den 28. Febr. Eine Gedenktafel ist nicht vorhanden. Dagegen ward ihm auf der Stelle sein Todes bei Seelze ein Obelisk aus Sandstein gesetzt; er trägt das Monogram des hannöverschen Meisters Jeremias Sutelius. Obentraut's Degen und Spore werden in der Neustädter (St. Johannis-) Kirche zu Hannover gezeigt.

Man hat geglaubt, der Name des Deutschen Michel, der ihm von de Spanischen beigelegt ward, sei die Quelle dieses bis heute fortlebenden Spit namens. Das scheint doch aber nicht richtig, sondern das schon ältere Wo nur auf ihn übertragen zu sein. O. blieb unvermählt. Mit den Nachkomme seines obengenannten jüngeren Bruders Konrad Nicolaus erlosch der männlich Stamm der Familie im Anfang des 18. Jahrhunderts. Sein Bildniß finde sich im 1. Band des Theatrum Europaeum.

Theatrum Europaeum. — Khevenhüller, Annalen. — Fürstl. Anhalt. geheimbe Cantzley. — Rehtemeier, Braunschw. Lüneb. Chronik S. 1267. — v. d. Decken, Georg v. Lüneburg. — Heinr. Gade, Gesch. der Stadt Nienburg 1862. — Ztschr. des Ver. f. Niedersachsen 1865 S. 419. — Hannov. Magaz. 1830 Nr. 1. 2. J. E. Heß.

Oberascher: Maurus O., katholischer Theologe, Benedictiner aus dem Stifte Mondsee in Oberösterreich, lehrte von 1657 an Philosophie und von 1659 bis 1667 Theologie an der Universität Salzburg, stand durch zwölf Jahre der Pfarre St. Wolfgang vor und wurde im J. 1683 zum Abte von Mondsee gewählt. Auch in dieser Stellung blieb er für die Interessen der Wissenschaft thätig. Der „akademische Bund“ der süddeutschen und österreichischen Benedictinerklöster wählte alle drei Jahre einen sechsgliedrigen Aufsichtsrath zur obersten Leitung der von ihm gestifteten und unterhaltenen Salzburger Hochschule. In diesen Ausschuß wurde Abt Maurus dreimal gewählt, 1688 und 1694 als Assistent, 1691 als Präses. Die Kirche seines Stiftes schmückte er mit neuen Altären und ließ an mehreren vom Stifte abhängigen Pfarren neue Pfarrgebäude aufführen. Im Jahre 1689 schloß er einen Vergleich mit dem Erzbischofe von Salzburg Johann Ernst, wegen der Grenzen zwischen Hüttenstein und Mondsee ab und erlangte 1690 die Aggregation seines Klosters mit der Cassinensischen Congregation. Er starb am 15. Dezember 1697. Schriften: „Rivi logici ex fonte Aristotelico deducti“, 1658. „Principia et causae corporis naturalis“, 1659. „Proprietates corporis naturalis“, 1659. „Corpus naturale, coeleste et elementare“, 1659. „Corpus naturale mixtum“, 1659. „Corp. nat. animatum“, 1659. „Disputatio de actibus humanis“ 1661. „De peccatis“ 1663. „De gratia divina,“ 1664. „De virtutibus theologicis“, 1665. „De unione Verbi incarnati cum natura humana“, 1666. „Disputatio de consequentibus unionem Verbi incarnati“, 1667. „Disputatio de iure et justitia“, 1667. „Ara coeli seu memoria mirabilium de augustissimo missae sacrificio speculative et practice concinnata“, 1669. „Tractatus duo speculativo-practici de sacramentis in genere et specie“, 1676. „De miraculis s. Wolfgangi libri duo“.

Vgl. Historia almae universitatis Salisburgensis. Bonndorf 1728. p. 206, 393 f. — Otto Schmid, Beiträge zur Gesch. des ehem. Bened.-Stiftes Mondsee, Brünn 1883, 38. (Separ.-Abdr. aus Studien und Mittheil. aus dem Bened.-Ord., IV. Jahrg. I. Bd., 330). — Hurter, Nomenclat. lit. II, 320 f. — Werner, Gesch. d. kath. Theol., 98. Stanonik.

Oberdieck: J. G. C. O., einer der bedeutendsten Pomologen, wurde am 10. August 1794 zu Wilkenburg bei Hannover geboren. Nachdem er von einem Vater, welcher dort Prediger war, den ersten Unterricht empfangen hatte, besuchte er von seinem zwölften Jahr an, das Lyceum zu Hannover, wo er sich durch besonderen Fleiß auszeichnete. Im Jahre 1812 bezog er die Universität Göttingen, um sich der Theologie zu widmen. Hier zeichnete er sich ebenfalls durch großen Fleiß aus und verdiente sich nicht nur durch Privatunterricht den größten Theil seines Unterhaltes, sondern beschäftigte sich neben seinen Fachstudien auch eingehend mit den Naturwissenschaften, was später für ihn von großer Wichtigkeit wurde. Nachdem er im Jahre 1815 sein Examen bestanden, wurde er Subconrector an der Michaelisschule in Lüneburg, und vier Jahre später Collaborator des Superintendenten Brase in Wunstorf und noch in demselben Jahre Prediger zu Bardowieck. Die Verhältnisse seiner Gemeinde waren keine erfreulichen. Die Bardowiecker trieben hauptsächlich Gartenbau. Ihr Absatzgebiet, namentlich Hamburg, litt jedoch noch unter den Nachwirkungen der Kriegsjahre, und die Bardowiecker konnten daher ihre Erzeugnisse schlecht verwerthen. Als eifriger Seelsorger, dem auch das leibliche Wohl seiner Gemeinde am Herzen lag, sann O. darüber nach, wie demselben aufgeholfen werden könnte, und beschloß den Versuch zu machen, ob nicht durch Anbau besserer Obstsorten dieses Ziel zu erreichen sei. Damit wandte er sich dem bis dahin noch wenig bebauten Felde der Pomologie zu, auf dem er so großes zu leisten berufen war. Er legte sich zunächst eine kleine Baumschule an. Aber der strenge Winter 1822/23 vernichtete dieselbe fast vollständig. Hierdurch wurde O. veranlaßt, eingehende Untersuchungen über das Erfrieren der Pflanzen anzustellen, welche er unter dem Titel: „Beobachtungen und Wahrnehmungen über den durch den kalten Winter 1822/23 angerichteten Frostschaden und das Erfrieren der Gewächse überhaupt“ in holländischer Sprache veröffentlichte. Diese Arbeit wurde von der Harlemer Societät der Wissenschaften gekrönt.

In seiner Baumschule cultivirte O. die verschiedensten Obstsorten, welche er namentlich von Diel, dem in damaliger Zeit bedeutendsten Pomologen, bezog. Bald reichte der beschränkte Raum nicht mehr aus. Durch die Beschreibung eines sogenannten Sortenbaumes, welcher 300 Apfelsorten trug, angeregt, legte er ebenfalls solche Sortenbäume an und ermöglichte es damit, in seiner kleinen Baumschule eine unbeschränkte Anzahl von Obstsorten zu cultiviren.

Bald trat O. an die Spitze der deutschen Pomologen. In der richtigen Erkenntniß, daß die Sortenkenntniß für den Fortschritt im Obstbau unumgänglich nothwendig ist, sammelte er zunächst die von seinen Vorgängern beschriebenen Obstsorten, und suchte sich alsdann jede neue Sorte, welche bekannt wurde, womöglich von dem Züchter selbst zu verschaffen und durch Prüfung und Vergleichung die Sorten festzustellen und auf ihre Zweckmäßigkeit zunächst für seine Gegend zu prüfen. So erlangte seine Sammlung für den Pomologen bald unschätzbaren Werth. Bei seiner Versetzung 1831 als Superintendent nach Sulingen und 1839 nach Nienburg nahm O. seine Pflanzung mit und veröffentlichte 1844 eine kleine Abhandlung von großem Werthe: „Die Probe- oder Sortenbäume als bestes und leichtestes Mittel, sich in kurzer Zeit umfassende pomologische Kenntnisse zu verschaffen.“ Im Jahre 1852 erschien sein bekanntes Werk: „Anleitung zur Kenntniß und Anpflanzung des besten Obstes für das nördliche Deutschland“, in welchem er seine reichen Erfahrungen über Obstbau niederlegte. Seine Sammlung von Obstbäumen wuchs allmählich auf reichlich 4000, und es kostete keine geringe Arbeit, dieselben, soweit sie verpflanzt werden konnten, bei seiner Versetzung nach Jeinsen 1853 dorthin mitzunehmen. Seit 1855 gab O. in Verbindung mit dem bekannten Pomologen Dr. E. Lucas eine „Monats-

schrift für Pomologie und practischen Obstbau" heraus, welche noch gegenwärti unter dem Titel: „Pomologische Monatshefte" fortgeführt wird. Ein ebens wichtiges Unternehmen war das „Illustrirte Handbuch der Obstkunde", desse Redaction O. in Verbindung mit Jahn und Lucas 1859 übernahm. Sein langjährigen Erfahrungen über den Werth der verschiedenen Sorten des Kern und Steinobstes faßte er zusammen in den „Pomologischen Notizen" 1869 Der strenge Winter 1870/71 gab ihm Veranlassung, seine Beobachtungen übe das Erfrieren der Bäume fortzusetzen und veröffentlichte er seine neuen Er fahrungen in dem Werke: „Beobachtungen über das Erfrieren vieler Gewächs und namentlich unserer Obstbäume in kalten Wintern, nebst Erörterung de Mittel, durch welche Frostschaden möglichst verhütet werden."

Sein hohes Alter sowie körperliche Gebrechen veranlaßten ihn 1878 in den wohlverdienten Ruhestand zu treten. Er zog zu seinem Schwiegersohne, dem Superintendenten Haccius in Herzberg. Auch hier war er unermüdlich thätig außer verschiedenen kleineren Aufsätzen begann er die Herausgabe eines für den Obstzüchter sehr wichtigen Werkes: „Deutschlands beste Obstsorten. Anleitung zur Kenntniß und Anpflanzung einer nach strenger Auswahl zusammengestellten Anzahl von Obstsorten mit besonderer Berücksichtigung derer, welche auch in trockenem Boden noch viele und gute Früchte liefern oder nur in feuchtem Boden gut gedeihen." Jedoch erlebte er nur die Herausgabe des ersten Heftes. Er starb am 24. Februar 1880. Der jetzige Standpunkt der Pomologie ist sein Werk. Er legte die Grundlage, auf welcher jetzt weiter gebaut wird. Sein Wirken hat auch allgemeine Anerkennung gefunden; so haben unter anderen fast vierzig Vereine ihn zu ihrem ordentlichen oder Ehrenmitglied ernannt.

Oberdieck, kurzer Abriß meines Lebens. Ravensburg 1870. Braunschweigische Landwirthschaftliche Zeitung Nr. 20, 1880. W. Heß.

Obereit: Jacob Hermann O., Chirurg und Mystiker, wurde am 2. December 1725 zu Arbon in der Schweiz geboren. Da sein Vater Ludwig Oberreit (so schrieb sich die ganze Familie mit Ausnahme Jacob Hermanns) ein eifriger Anhänger der Mystik im Sinne der Mad. Guyon und des Herrn von Marsay war, so wurde O. von frühester Jugend an in die Lehren des Mysticismus eingeweiht; in Folge dessen und durch eine übereifrige, aber planlos gepflegte Lectüre aller möglichen Schriftsteller erwarb er sich wol eine Masse von Kenntnissen, konnte es aber nie zu einer wirklichen Ordnung und Klarheit seiner Ideen bringen. Als sein Vater im J. 1732 nach Lindau übersiedelte, um dort die Stelle eines Rentamtsbuchhalters anzutreten, folgte ihm der Sohn dorthin, gelangte jedoch auch hier nicht dazu, die Wohlthat eines geregelten Schulunterrichtes zu genießen. Er blieb Autodidakt und studirte nach wie vor alles durcheinander, namentlich aber theologische Werke, so daß er Neigung verrieth, Geistlicher zu werden. Davon aber wollte sein mit der Kirche zerfallener Vater nichts wissen, und so entschied sich O. dafür, den Beruf eines Arztes zu ergreifen. Zu diesem Zweck begab er sich im Jahre 1740 zu einem Wundarzt in Arbon in die Lehre, bei dem er bis in den October des Jahres 1743 verweilte. Nach seiner zu St. Gallen erfolgten Freisprechung trat er eine längere Wanderschaft an, bis ihn im J. 1746 ein vom Magistrat zu Lindau bewilligtes Stipendium in den Stand setzte, die Universität Halle zu beziehen. Im Herbste des folgenden Jahres vertauschte er Halle mit Berlin, da man in Lindau wünschte, daß er die dortigen medicinischen Anstalten besuche und sich namentlich mit der Praxis der Chirurgie und der Entbindungskunst vertraut mache. Mehr wie diese beiden Fächer zogen ihn aber die von Pott gehaltenen Vorlesungen über Chemie an. Am eifrigsten jedoch lag er der Beschäftigung mit der Philosophie und den schönen Wissenschaften ob. Er las Homer, Vergil, Tasso, Milton und Klopstock und versuchte

sich selbst in der Abfassung von Oden, Elegien und didaktischen Gedichten. Viel Glück hatte er mit diesen Nachahmungen nicht, wie eine uns erhaltene Epistel an Bodmer,die in den fürchterlichsten Hexametern abgefaßt ist, nur zu deutlich beweist. Bemerkenswerth aber ist sein auch aus diesem Machwerk zu erkennendes Interesse für Bodmers Bestreben, die alte deutsche Litteratur wieder zu neuem Leben zu erwecken. Nach Vollendung seiner medicinischen Studien kehrte O. über Godelsheim bei Arolsen, wo er Herrn von Marsay einen Besuch abstattete, und von diesem mit einer Menge guter, freilich nie befolgter Lehren entlassen wurde, im Juni des Jahres 1750 nach Lindau zurück, um hier als „Operateur und Medicinae Practicus" in städtische Dienste zu treten. Aber es gelang ihm nicht, das Vertrauen seiner Collegen und der Einwohnerschaft zu gewinnen, obwol er bereits im J. 1751 mit einem Werk über chirurgische Fragen an die Oeffentlichkeit trat. Der Mangel an Praxis trieb ihn seinen Lieblingsstudien immer mehr in die Arme, welche am wenigsten geeignet waren, seine mißliche pecuniäre Lage zu verbessern. Die Neigung zur Poesie und die aus ihr hervorgehende Bekanntschaft mit Bodmer und Wieland sollte jedoch dazu führen, daß O. sich ein wirkliches Verdienst um die deutsche Litteratur erwarb. Durch den Briefwechsel mit Bodmer angeregt betheiligte sich O. an dessen Nachforschungen nach Handschriften zur alten „schwäbischen Poesie". Auf einem Ausfluge nach Hohenems gelang es ihm im Juni 1755 die Handschrift C des Nibelungenliedes aufzufinden, von welcher Entdeckung er am 29. Juni desselben Jahres Bodmer in Kenntniß setzte. Wird durch diesen unlängst festgestellten Thatbestand auch keineswegs das Verdienst Bodmer's um die Wiedererweckung unseres Nationalepos geschmälert, so wird man doch in Zukunft nicht versäumen dürfen, den Namen Obereit's neben dem Bodmer's in der Geschichte der germanischen Philologie mit Ehren zu erwähnen, zumal das aus seinen Briefen ersichtliche Interesse an der Poesie des Mittelalters in jenen Tagen noch selten zu finden ist.

Die sonstigen Bestrebungen Obereit's gehören zumeist der Geschichte der menschlichen Verirrungen an. Seine Neigung zum Mysticismus wuchs von Jahr zu Jahr, und seine unablässig fortgesetzten alchemistischen Versuche verschlangen den Rest seines geringen Vermögens. Gleichwohl gelang es O., sich durch seine Schriften, deren meist ungeheuerliche Titel der Verworrenheit und vollendeten Stillosigkeit des Inhalts vollkommen entsprechen, einen Namen zu machen und wenigstens in den Kreisen der Schwärmer und Geheimbündler seiner Zeit einen gewissen Grad von Berühmtheit zu erreichen. Infolge seiner Abhandlung „Universalis confortativa medendi methodus" (Karlsruhe 1767), ernannte ihn die königlich bayrische Akademie der Wissenschaften zu München zu ihrem Mitgliede, und der ihm befreundete Wieland verschaffte ihm als Kanzler der freien Reichsstadt Biberach und als „Comes Palatinus" den Titel eines Doctors der Philosophie. Am bekanntesten aber machten O. seine Streitigkeiten mit dem berühmten Arzte Johann Georg Zimmermann zu Hannover, dessen großes Werk über die Einsamkeit durch Obereits Schriften veranlaßt wurde. Seit dem Tode seines Vaters im J. 1776 begann O. ein Wanderleben. Er hielt sich hintereinander in Winterthur, Bern und Zürich auf, fortwährend mit seinen auf die Veredlung der Metalle und auf die Auffindung des Steines der Weisen abzielenden Arbeiten beschäftigt. Im J. 1781 verließ er die Schweiz und wandte sich zunächst zum Besuche seines Bruders Ludwig O., welcher sich durch eine Reihe werthvoller mathematischer Arbeiten hervorgethan hat, nach Dresden. Von hier aus begab er sich nach Hannover, wo er mit seinem Gegner Zimmermann einen freundschaftlichen Verkehr anknüpfte, lebte dann eine Zeit lang auf dem Gute des [illegible] Andreas Nitzsche zu Mengelsdorf in der Oberlausitz, zog 1784 nach [illegible] und wurde endlich durch Wieland nach Weimar geführt. Goethe und

Schiller erwähnen ihn wiederholt in ihrem Briefwechsel, und wir hören, daß er genöthigt war, sein Leben als Almosenempfänger zu fristen. Seit 1785 hatte er in Jena seinen Wohnsitz. Die dort aufblühenden philosophischen Studien zogen O. an, in dessen Leben das Studium der Philosophie, namentlich der damals herrschenden Kant'schen nunmehr in den Vordergrund trat. Er sollte dieser neuen Neigung wenigstens für einige Jahre ein sorgenfreies Leben verdanken. Der Herzog von Meiningen, der bei einem Besuche zu Jena Interesse an dem eigenthümlichen Mann gefunden hatte, ließ ihn 1786 nach Meiningen kommen. Hier blieb er in der Stellung eines „Hof- und Cabinetsphilosophen", bis zum Jahre 1791, wo er wieder nach Jena übersiedelte, um während der letzten Jahre seines Lebens dem Studium der Fichte'schen Philosophie obzuliegen. Er starb daselbst am 2. Februar 1798. Obereit's Schriften verzeichnet Meusel im Lexicon.

Die eingehendsten Nachrichten über O. findet man bei Friedrich Schlichtegroll, Nekrolog auf das Jahr 1798. Jahrg. IX, Bd. 2. Gotha 1803. S. 1—100. Damit ist zu vergleichen die Darstellung J. G. Zimmermanns im 3. Bande seines Werkes „Ueber die Einsamkeit", Troppau 1783. S. 26—74 und Johannes Crueger, der Entdecker der Nibelungen. Frankfurt a. M. 1883.
H. A. Lier.

Oberg: Christoph Ludwig v. O., kurfürstlich braunschweigisch-lüneburgischer General der Infanterie, wurde am 26. März 1689 auf dem gleichnamigen Gute im Bisthume Hildesheim aus einer alten und reichbegüterten Familie geboren; einer seiner Vorfahren hatte bereits Heinrich den Löwen in die Verbannung nach England begleitet; der Mannesstamm erlosch mit einem am 26. October 1861 gestorbenen, im Jahre 1803 gegraften Enkel des Generals, welcher herzoglich braunschweigischer Oberkammerherr war. O. trat in den hannoverschen Militärdienst, ward am 11. December 1707 Fähnrich und nahm am Spanischen Erbfolgekriege theil; in der Schlacht bei Malplaquet (11. Septbr. 1709) fungirte er als Ordonnanzofficier des Herzogs von Marlborough, dessen Stabe er zugetheilt blieb, bis der Herzog nach Beendigung des Feldzuges von 1711 die Armee verließ, bei welcher Gelegenheit ihm dieser eine goldene Tabaksdose verehrte. 1736 ging er, 1735 zum Oberstlieutenant befördert, nach Rußland, um als Freiwilliger unter Lacy am Türkenkriege theil zu nehmen; bei der Einnahme von Asow wurde er verwundet. Es wurden ihm damals vortheilhafte Anerbieten für den Eintritt in russische Dienste gemacht; er lehnte dieselben jedoch ab. Auch daheim bot sich ihm bald Gelegenheit genug, Kriege mitzumachen. Zuerst 1743. König Georg II. von England hatte schon 1742 einen Theil seiner hannoverschen Truppen zum Kampfe gegen Frankreich mobil gemacht, und O. war mit denselben nach den österreichischen Niederlanden marschirt, im folgenden Jahre stand die gesammte Heeresmacht des Kurfürstenthums am Main, wo O. am 27. Juni 1743 mit dem Infanterieregiment Schulenburg der Schlacht bei Dettingen beiwohnte; bald nachher trat er als Oberst an die Spitze dieses Regiments, kehrte mit demselben nach den Niederlanden zurück und nahm bis zur Beendigung des Krieges im Jahre 1748 an den Feldzügen auf dem dortigen Kriegsschauplatze theil; namentlich in der Schlacht bei Fontenoy am 11. Mai 1745, wo sein Regiment eine Standarte eroberte, wird sein Name mit Auszeichnung genannt.

Neun Jahre später entbrannte der Kampf von neuem. Kurhannover trat in den siebenjährigen Krieg ein. Schon vor Ausbruch desselben hatte O. sich bei einem Hilfscorps befunden, welches 1756 nach England überschiffte, um dort zum Küstenschutze verwendet zu werden; die Dienste desselben wurden aber nicht gebraucht und im Frühjahr 1757 kehrten die Truppen rechtzeitig heim um an

den bald beginnenden Feindseligkeiten theilnehmen zu können. O., seit 1754 Generalmajor, erhielt das Commando eines bei Hameln errichteten Lagers, 6 Bataillone, 10 Schwadronen, 6 Artilleriecompagnien umfaßend. Das Ergebniß des Feldzuges war höchst unglücklich. Die Schlacht bei Hastenbeck (26. Juli) ging verloren und am 8.—10. September machte die Uebereinkunft von Zeven dem Feldzuge ein unrühmliches Ende. Dieselbe kam indessen nicht zur Ausführung; Herzog Ferdinand von Braunschweig trat an die Spitze der Truppen und wandte das Blatt zum Besseren. „Dieu soit loué“, schrieb O. auf die Nachricht von der Ernennung in sein Tagebuch. Die Ordre de Bataille, welche der Herzog ausgab, vertraute ihm das Commando des rechten Flügels vom ersten Treffen der Armee an; als jener im Februar 1758 zu seiner Offensive gegen den Rhein aufbrach, befehligte O. die Avantgarde der rechten von den beiden Colonnen, in welche das Heer getheilt war. Er belagerte damals Minden; die Besatzung capitulirte am 14. März. Oberg's Leistungen während des Vormarsches aber wurde nur ein relatives Lob zu theil, indem Westphalen (s. u.), des Herzogs Geheimsecretär, unter dem 20. Mai 1758 in Bezug auf ihn und seinen Kameraden Spörken schrieb: „der eine ist so schlecht wie der andere; es ist indeß wahr, daß O. besser ist als Spörken“ (II, 346). Für die Schlacht bei Crefeld (25. Juli), wo O. das Centrum befehligte, hatte der Herzog ihm daher seinen Adjutanten, den Lieutenant v. Bülow, als „Einbläser“ beigegeben; O. machte seine Sachen gut, der Herzog erkannte in seinem Berichte die von ihm geleisteten Dienste mit ehrenden Worten an, und gab ihm, nachdem das verbündete Heer über den Rhein zurückgegangen war, das Commando eines gesonderten Corps. Mit diesem hatte er zunächst Lippstadt zu decken; im September aber wurde er nach Hessen entsandt, wo Soubise dem Prinzen Ysenburg gegenüber bedrohliche Fortschritte gemacht hatte. Es glückte ihm indessen nicht, Cassel zu besetzen; die Franzosen kamen ihm um einige Stunden zuvor, er getraute sich nicht, den Versuch zu ihrer Vertreibung zu machen und am 10. October wurde er in der Nähe der hessischen Hauptstadt beim Dorfe Lutternberg im Verein mit Ysenburg von Soubise, welcher dafür den Marschallsstab erhielt, geschlagen. Die große Uebermacht des Feindes, 37 000 gegen 16 000, und des französischen General Chevert geschickte Maßregeln brachten die Entscheidung. Ohne verfolgt zu werden stieß O. wieder zum Herzoge, welcher ihm von neuem Bülow gesandt hatte, „damit er nicht immer schwarz sähe“. Seiner geschwächten Gesundheit wegen erbat er nun seine Pensionirung, welche am 6. April 1759 verfügt wurde, und zog sich auf sein Gut Oberg zurück, wo er am 13. September 1778 gestorben ist, nachdem ihm kurz vor seinem Tode der Charakter als General der Infanterie verliehen worden war. Westphalen nennt ihn (II, 493) „sans contredit le meilleur de tous nos généraux“; fügt aber hinzu, daß das nicht viel sagen wolle.

Mittheilungen der Familie. — L. v. Sichart, Geschichte der königlich hannoverschen Armee, 2. und 3. Band, Hannover 1870. — v. Westphalen, Geschichte der Feldzüge des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, Berlin 1859 ff.
B. Poten.

Oberge: Eilhart v. O., aller Wahrscheinlichkeit nach identisch mit dem gleichnamigen Ministerialen Heinrichs des Löwen und Ottos IV., welcher in einer Reihe von Urkunden aus den Jahren 1189—1207 als Zeuge erscheint und noch nach 1209 in einem Güterverzeichniß des Grafen Siegfrieds II. von Blankenburg sich erwähnt findet, war der erste, soweit wir wissen, der in Deutschland die Tristansage poetisch behandelte. Leider hat ein ungünstiges Geschick über seinem Werke [illegible]ltet. Die ursprüngliche Gestalt desselben ist uns verloren, wir kennen sie [illegible] einer späten Prosaauflösung, welche vom Ende des 15.

Jahrhunderts ab bis tief in das 17. hinein oft als Volksbuch gedruckt wurde, sowie theilweise aus einer čechischen Uebersetzung. Von einer der ursprünglichen ziemlich nahe stehenden Fassung, welche indessen bereits Spuren der Bearbeitung aufweist, besitzen wir geringe Bruchstücke zweier Handschriften des 12. Jahrhunderts. Endlich liegt uns eine eher dem 13. als dem 12. Jahrhundert angehörige Umarbeitung des Gedichtes, deren Tendenz namentlich auf Beseitigung von Reimungenauigkeiten und Entfernung von dialektischen oder veralteten Worten gerichtet war, in zwei Manuscripten des 15. Jahrhunderts (der Schluß außerdem in einem dritten der gleichen Zeit) vor.

Oberge's romanische Quelle ist nicht erhalten; es läßt sich aber erkennen, daß dieselbe verschiedene mit einander nicht harmonierende Lieder von Tristrants Abenteuern, darunter einzelne, welche sich mit noch vorhandenen Resten altfranzösischer Tristangedichte ziemlich vollständig deckten, compilatorisch vereinigte. Dieser Quelle folgte O. mit ängstlicher Genauigkeit und ohne daß er es gewagt hätte, ihre zahlreichen und groben Incongruenzen welche er sehr wohl bemerkte, abzuändern. Bei aller Abhängigkeit nach inhaltlicher Seite stand er aber seiner Vorlage in formeller Hinsicht durchaus selbständig gegenüber; er war kein sklavischer Uebersetzer, sondern bemühte sich redlich den fremden Stoff in deutsches Gewand zu kleiden. Und darauf beruht seine Bedeutung für unsere Litteraturgeschichte. Denn wenn es auch nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich ist, daß schon vor O. ritterlich-höfische Erzählungen in Deutschland verfaßt worden waren, so bildet doch sein um 1170 gedichteter Tristrant für uns das erste erhaltene Erzeugniß dieser Gattung, an welchem wir den Uebergang aus dem Stile der Spielleute in den nachmals der specifisch ritterlichen Poesie eigenen deutlich wahrzunehmen vermögen. Während sich in dem nur wenig älteren niederrheinischen Floyrisfragment die Sätze noch kurz und knapp nach einander abrollen und bloß das zum Verständniß unentbehrlichste referirt wird, zeigt der Tristrant bereits entwickelten Satzbau und die Anwendung unterschiedlicher stilistischer Mittel, welche später Gemeingut wurden; er bildet daher eine wichtige Vorstufe für Veldekes Eneit. Die Sprache des Gedichtes ist nicht so stark niederdeutsch gefärbt, als man nach der Hildesheimer Heimat des Autors erwarten sollte, sondern neigt sich mehr zum mitteldeutschen hin.

Eilhart v. Oberge. Herausgegeben von F. Lichtenstein, Straßburg 1877 Zur Kritik des Prosaromans Tristrant und Isalde. Von Dr. F. Lichtenstein, Breslau 1877. K. Bartsch in der Germania 23, 345 ff.; 25, 365 ff. F. Lichtenstein in der Zeitschrift f. d. Alterthum 26, 1 ff. — J. Knieschek, der čechische Tristram und Eilhart von Oberge, in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, phil.-hist. Classe, Bd. CI, S. 319 ff.; vergl. dazu F. Lichtenstein im Anzeiger f. d. Alterthum X, 1 ff. J. Knieschek, der čechische Tristram (deutsche Uebertragung desselben) in der Zeitschrift f. d. Alterthum 28, 261 ff. — Tristrant und Isalde, Prosaroman des fünfzehnten Jahrhunderts, herausgegeben von F. Pfaff, Tübingen 1881 (Bibliothek des litterarischen Vereins Bd. CLII); vgl. dazu F. Lichtenstein im Anzeiger f. d. Alterthum IX, 159 ff. Steinmeyer.

Oberhauser: Benedict O., geb. am 25. Januar 1719 zu Waitzenkirchen in Oberösterreich, † am 20. April 1786 zu Lambach in Oberösterreich. Nachdem er in Salzburg, Ingolstadt und Wien studirt hatte, trat er als Novize 1739 in das Benedictinerstift zu Lambach ein, legte am 13. November des folgenden Jahres das Ordensgelübde ab und erhielt 1743 die Priesterweihe. Während dieser Zeit und auch in den Jahren, wo er das Amt des Forstmeisters versah, legte er sich auf das Kirchenrecht, erhielt aber zunächst im Jahre 1753 die Professur der Philosophie in Salzburg. Wiederholt lehnte er auswärtige Anträge ab, nahm jedoch im Jahre 1760, nachdem er die juristische Doctorwürde er-

halten hatte, die Professur des Kirchenrechts an dem Studium der Benediktiner zu Fulda an, mit dem Vorbehalten des Wiedereintritts in die Universität zu Salzburg; er wurde zugleich geistlicher Rath des Fürstbischofs und Abts Heinrich (VIII., von Bibra). Einige von ihm nach damaliger Sitte bei drei feierlichen akademischen Gelegenheiten im Jahre 1761, dann am 26. Januar 1763 aufgestellte und gedruckte Thesen über die Handhabung der Kirchengewalt, besonders in Deutschland, sodann seine „Praelectiones canonicae juxta titulos librorum decretalium ex monumentis, auctoribus et controversiis melioris notae" (zuerst gedruckt Salzburg 1761, dann noch öfter) erregten wegen ihrer Richtung die Aufmerksamkeit des Kölner Nuntius und wurden mit Erlaß der Inquisition vom 16. Februar 1764 verboten. Man veröffentlichte aber das Verbot nicht sofort, sandte ihm vielmehr eine Retractionsformel zu, nach deren Annahme (25. Juni 1764) die Index-Congregation am 7. Juni 1765 das Verbot mit dem Zusatze bekannt machte: „quas theses ac praelectiones juxta decretum S. Officii 16. Februar. 1764 praescriptus auctor ipse errore agnito laudabiliter et solemniter retractavit reprobavitque". Ungeachtet dieses Widerrufs änderte er seine Grundsätze nicht und sand sich schließlich bewogen, nachdem der Nuntius zu Köln ihm das Dociren untersagt hatte, nach Salzburg zurückzugehen, wo er vom Erzbischof Hieronymus (Colloredo) im Jahre 1776 zum geistlichen Rathe ernannt wurde. — O. hat eine eigentlich active Rolle in den kirchenpolitischen Vorgängen seiner Zeit nicht gehabt, steht aber mit seinen Ansichten auf entschieden anticurialem Standpunkte nach beiden Richtungen, der kirchlichen und staatlichen. In jener führt er in der Schrift „Tract. de primatu, specimen cultioris jurisprud. canonicae ad iustas ideas divini primatus in Romana ecclesia evolvendas" Salisb. 1777, aus, daß der Primat nur zur Erbauung aufgerichtet dem bischöflichen Hirtenamt keinen Eintrag thun dürfe. Ohne besonderes Gewicht darauf zu legen, weist er nach, daß durch die päpstlichen Maßregeln die Provinzialsynoden abgekommen seien, und zeigt hierdurch und durch andere Betrachtungen einen richtigen historischen Sinn. Bezüglich der Stellung von Kirche und Staat vertritt er den zu seiner Zeit nicht blos theoretisch, sondern auch praktisch angenommenen Standpunkt der staatlichen vollen Berechtigung zur Regelung aller in seinen Kreis fallender Verhältnisse. Er tritt insbesondere ein zu Gunsten des Staats in der Frage über die Berechtigung des Staats zur Aufstellung bezw. Aufhebung trennender Ehehindernisse, die er in mehreren Schriften („De impedimentis matrimonium dirimentibus", Francof. 1771; „Apologia historico-critica diversarum potestatum in legibus matrimonialibus impedimentorum dirimentium ex avitis principiis sanae theologiae et jurisprudentiae canonicae", das. 1771, Wien 1778) behandelt, insbesondere gegen Beck in Fulda. Von Rom aus erging bezüglich seiner Schriften nur das angeführte Verbot; die Schrift über den Primat durfte auf Betreiben des wiener Nuntius nur gegen Erlaubnißschein (erga schedam) verkauft werden. Die Anschauung der Zeit wird dadurch gekennzeichnet, daß seine rühmende Grabschrift zu Lambach die Worte enthält: „idemque celebratissimus canonici jurisconsultorum in Austria Coriphaeus, Ultramontanistarum validissimus malleus". — Außer den angeführten Schriften veröffentlichte er: „Compendium praelectionum canonicarum etc." Francof. 1773 f. 2 Bde., „Thomasinus abbreviatus cet." Salzburg 1775. 4. „Manuale selectiorum conciliorum et canonum aliarumque rerum memorabiliorum juxta historiam eccles. abbatis de Fleury etc." das. 1775. 4. „De dignitate utriusque cleri tam saecularis quam regularis." P. I. das. 1785. P. II. (u. d. T. Auctoritates s. patrum ad mentem Zegeri van Espen et secundum illustriora decreta reformationis regiae per Austriam concinnatae) das. 1786 nach seinem Tode erschienen mit „Memoria biographica viri celeberrimi

P. Ben. Oberh. j. u. doct. et consiliarii eccles.“, dann die philosophischen „Syntagma causarum, ex quibus nata, propagata et emendata philosophia“, das. 1745; „Sensationis natura et structura“ das. 1755.

Die angeführte Biographie. — De Luca, gel. Oesterreich I. 369. — Meusel, Lexikon X, 144 ff. — Weidlich, Biogr. Nachr. III, 227. — Neue Liter. d. kath. Teutschl. II, 451. — Zauner, Verzeichn., S. 46. — Jöcher V, 886 (Zus. von Rotermund). — Baader, Lex. II, 2. S. 222. — Ersch u. Gruber, 3. Sect., 1. Thl., S. 85. — v. Wurzbach, Lex. XX, 452. — v. Schulte, Gesch. III, 1. S. 224. — Reusch, Index II, 2. S. 945.

v. Schulte.

Oberhäuser: Georg O., geb. am 16. Juli 1798 in Alsfeld, Hessen-Darmstadt, † am 10. Januar 1868 in Paris. O. machte seine Lehrzeit als Mechaniker in Würzburg von 1812 an, ging dann 1818 zu Gambey nach Paris und richtete daselbst 1822 seine eigene Werkstätte ein. Bald wurde die Verfertigung von Mikroskopen seine Specialität. Nach einer von ihm an Poggendorff gemachten Angabe gingen von 1831 bis 1856 etwa 3000 Mikroskope aus seiner Werkstätte hervor. Sowol die optische Leistungsfähigkeit der Oberhäuser'schen Mikroskope als die zweckmäßige Form der mechanischen Ausführung gaben denselben die große Verbreitung. O. hat auch wol zuerst die bei vielen mikroskopischen Untersuchungen wichtige schiefe Beleuchtung der Objecte eingeführt. O. hat, zum Theil gemeinschaftlich mit Trécourt, eine Anzahl bemerkenswerther Abhandlungen über Mikroskope und Theile derselben in den Comptes Rendus von 1837 an veröffentlicht. (S Pogg., Biogr.-liter. Handw., Leipzig 1863, II, 305).

Karsten.

Oberkampf: Christoph Philipp O., Fabrikant, geb. am 11. Juni 1738 in dem damals ansbachischen, jetzt würtembergischen Dorfe Wiesenbach, Oberamts Gerabronn, † am 4. October 1815 zu Jouy bei Versailles, gehört zu den nicht wenigen Schwaben, welche ihrem Vaterlande auf fremdem Boden Ehre gemacht haben. Er stammte aus einer Färberfamilie von Vaihingen an der Enz, einem würtembergischen Landstädtchen. Schon seinen Vater, Philipp Jakob O., hatte sein strebsamer Sinn und erfinderischer Geist über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinausgezogen. Er errichtete, nachdem er mit seiner Familie wiederholt Aufenthalt und Geschäft gewechselt hatte, im J. 1755 eine Kattundruckerei in Aarau; später verlegte er dieselbe nach Othmarsingen bei Lenzburg, wo er mit einem Schwiegersohne, Namens Widmer, eine Geschäftsverbindung schloß. Der Sohn Christoph Philipp O. war sein Lehrling und Gehilfe, ging aber dann zu seiner weiteren Ausbildung ins Elsaß, wo die Kattunfabriken aufzublühen begannen, und von da nach Paris. Mit seinem jüngeren Bruder und Schüler Friedrich arbeitete er dort als Graveur in mehreren Kattundruckereien. Im J. 1759 veranlaßte er einen Franzosen, Namens Tavannes, in dessen Fabrik er beschäftigt war, eine kleine Kattunmanufactur in Jouy an der Bièvre zu errichten, welche er in der Folge mit einem vermöglicheren Theilhaber, Sarrazin-Demaraise, selbst übernahm. Er brachte die Firma Sarrazin-Demaraise, Oberkampf & Co. mit Unterstützung seines Bruders Friedrich und einiger schweizer Gehilfen unter fruchtbarem Geschäftsverkehr mit seinem Vater und Schwager in Othmarsingen bald zu großer Blüthe, obwol ihm, dem Fremden und Protestanten, der Geschäftsneid manche Hindernisse bereitete. Durch immer neue Erfindungen an Maschinen und Farben, welche er und seine Gehilfen theils selbst machten, theils auf Reisen nach dem Elsaß, der Schweiz und England sammelten, wußte er fortwährend die Erzeugnisse seiner Fabrik zu verbessern und ihren Absatzkreis zu erweitern. Seinen Arbeitern, für die er väterlich sorgte, gab er selbst das Beispiel eines unermüdlich thätigen, nüchternen und friedlichen Lebens. Ludwig XVI

verlieh im J. 1783 seinem Anwesen den Titel einer Manufacture royale und erhob O. im J. 1787 in den Adelstand, indem er dabei sagte, er habe nie etwas Gerechteres gethan. Nach Ablauf seines Contractes mit Sarrazin-Demaraise übernahm O. das ganze Geschäft, für welches er besonders an seinen Neffen Widmer, seinem Schwiegersohn Feray und seinem Sohne Emil O. treffliche Gehilfen und später Theilhaber fand, auf eigene Rechnung. Seinem Bruder Friedrich hatte er schon im J. 1769 eine eigene Fabrik in Corbeil gekauft. Die Revolution legte seine Unternehmungen nicht lahm, zwang ihn aber zu schweren Opfern an patriotischen Spenden u. dgl. (von 1789—1794 nicht weniger als 166 795 Francs!). Dagegen brachte sie ihm auch mancherlei Ehren; er wurde im J. 1791 zum ersten Maire von Jouy erwählt und in demselben Jahre decretirte ihm der neu errichtete Generalrath des Departements Seine-et-Oise eine Statue auf dem Hauptplatz von Jouy, ein Beschluß, dessen Ausführung O. in kluger Bescheidenheit zu hintertreiben wußte. Während der Schreckenszeit gelang es ihm und seinen Verwandten, der Habgier der Jakobiner zu entgehen und die von Anfang an mit großer Humanität behandelten Arbeiter in Treue und Ergebenheit zu erhalten. Seine Fabrikanlage zu Jouy und eine andere, welche er zu Essonnes errichtet hatte — sie wurde später durch eine Baumwollspinnerei und Weberei erweitert — dehnten sich mehr und mehr aus und das Ansehen des Besitzers stieg immer höher. Im Mai 1800 wurde O. vom ersten Consul zum Mitglied des Generalrathes des Seine-et-Oise-Departements bestellt, nachdem er nur mit Mühe die Ernennung zum Senator von sich abgelenkt hatte. Napoleon mit seiner bekannten Vorliebe für self-made-men ehrte ihn als Kaiser im J. 1806 durch einen Besuch mit Josephine, wobei er ihm sein eigenes Officierskreuz der Ehrenlegion anheftete. Die Kaiserin ließ durch Isabey eine getuschte Zeichnung dieses Besuches anfertigen, auf welcher neben dem kaiserlichen Gefolge O. mit seiner ganzen Familie und seinen hervorragenden Gehilfen und Arbeitern dargestellt ist; dieselbe befindet sich jetzt in einem Saale des Versailler Schlosses. Einen zweiten Besuch machte der Kaiser in Jouy mit Marie Louise im J. 1810. Da er zufällig O. nicht antraf, lud er ihn zu einem Frühstück nach St. Cloud ein, wobei er mit ihm eine Stunde lang eine für seine handelspolitischen Ansichten denkwürdige Unterredung pflog. Allein die fortwährenden Kriege waren Oberkampf's Geschäften doch sehr nachtheilig und die beiden Invasionen des Jahres 1814 und 1815 brachten, wenn auch Jouy durch seinen Einfluß von Brand und Plünderung bei den Kämpfen um Paris verschont blieb, schweren Schaden. Die Aufregungen jener Tage beschleunigten das Lebensende des Greises. Durch eigene Heirathen — er war zweimal vermählt — und durch die seines Sohnes, seiner Töchter und Enkelinnen sah O. sein Haus mit den angesehensten Familien Frankreichs verbunden, aber auch seine schwäbischen Verwandten fanden bei ihm stets freundliche Aufnahme und reichliche Unterstützung. Seine Fabriken, von dem Sohne und den Verwandten noch eine Zeit lang fortgeführt, gingen 1821 durch Kauf in fremde Hand über. Im J. 1843 wurde die Fabrikation in Jouy aufgegeben und die Gebäude dem Verfall überliefert, aber noch lebt in der französischen Industrie das Gedächtniß des „Patriarchen von Jouy".

Vgl. A. Labouchère, Oberkampf. Paris 1866, mit dem dort in Note H gegebenen Nachweis weiterer Litteratur u. P. Hochstetter, Chr. Ph. Oberkampf, Fabrikant zu Jouy. Vaihingen 1859. Wintterlin.

Oberleitner: Andreas O. ward 1789 zu Wien geboren. Schon als Kind von zehn Jahren ward er wegen seiner hübschen Stimme in den k. k. Hofchor aufgenommen. Nach Vollendung seiner gymnasialen und akademischen Studien ward er 1812 Priester und Studienaufseher am Benedictinerstifte zu den

Schotten in Wien; 1813 erhielt er am Gymnasium desselben die Professur der Poesie, 1816 ward er Professor der orientalischen Sprachen und der biblischen Exegese an der Universität zu Wien, 1817 Dr. theol. Er starb am 10. Juli 1832. (Acten der Bibliothek des Benedictinerstiftes zu den Schotten in Wien).

Oberleitner's Arbeiten auf orientalistischem Gebiet beziehen sich sämmtlich auf den akademischen Elementarunterricht in diesen Fächern, für welchen seine Lehrbücher ihrer Zeit wegen ihrer zweckmäßigen Einrichtung sehr beliebte Hilfsmittel waren. Er begann mit einer Neubearbeitung der zuerst 1793 von Johannes Jahn verfaßten „Aramäischen oder chaldäischen oder syrischen Sprachlehre für Anfänger", welche zu Wien 1820 ins Lateinische übersetzt und mit Zusätzen bereichert erschien („Elementa aramaicae seu chaldaeo-syriacae linguae . . .", s. die vollständigen Titel bei Nestle, Brevis linguae Syriacae grammatica . . . 1881, S. 9, Nr. 122 und 129). Hierauf folgten die „Fundamenta linguae Arabicae", ibid. 1822; die „Chrestomathia arabica una cum glossario", 2 Partes 1823, 1824 und die „Chrestomathia Syriaca cum glossario Syriaco-Latino . . .", P. I. 1826, worin die Texte (aus Kirsch, Chrestomathie, aus Assemani's Bibliothek, aus Erpenius-Dathe's Psalter, aus Gutbier's syrischem Neuen Testament u. a. entlehnt) abgedruckt sind, während in P. II 1827 das sorgfältig gearbeitete Glossar enthalten ist. C. Siegfried.

Oberlin: Jeremias Jacob O., elsässischer Philolog. Er war geboren am 7. August 1735 zu Straßburg, als Sohn eines Lehrers am Gymnasium; sein jüngerer Bruder Fritz war der berühmte Pfarrer im Steinthal. Auf dem Straßburger Gymnasium bis 1750 vorgebildet, hierauf mit dem Französischen während eines längeren Aufenthaltes in Montbéliard vertraut geworden, studirte er auf der Universität seiner Vaterstadt Philosophie und Theologie und ward 1758 Magister der Philosophie mit der im vorhergehenden Jahre erschienenen Dissertation „De Ἐνταφιασμῷ sive veterum ritu condiendi mortuos". Schon 1755 war er als Collaborator seines Vaters am Gymnasium eingetreten; nach dessen Tode 1770 ward er Ordinarius der siebenten Classe, 2 Jahre später der fünften. Frühzeitig hatte er sein Einkommen dadurch verbessert daß er, von seinem Lehrer Schöpflin empfohlen, vornehmen Jünglingen, besonders Schweden, Polen, Russen, welche in Straßburg theils die Universität besuchten, theils die Gelegenheit Französisch zu lernen benutzten, Unterricht in historischen Wissenschaften ertheilte. Aus diesem Unterricht entwickelten sich Vorlesungen an der Universität, welche O. seit 1763 zur Erklärung römischer Schriftsteller und zur Uebung im lateinischen Stil abhielt. 1770 ward er Adjunct der philosophischen Facultät, als welcher er allgemeine Litteraturgeschichte, Denkmälerkunde, Heraldik und Diplomatik vortrug. 1778 gab er, zum außerordentlichen Professor ernannt, die Thätigkeit als Lehrer am Gymnasium auf, dessen Oberaufsicht als Gymnasiarch ihm 1787 übertragen wurde. 1782 erhielt er als Ordinarius die Professur für Logik und Metaphysik, welches Fach freilich seinen eigenen Studien nicht am nächsten lag, aber doch mit Gewissenhaftigkeit von ihm versehen wurde. Auch als Schriftsteller betrat er jetzt dieses Gebiet mit der Dissertation „De vitio subreptionis in omni vita humana obvio (defendet J. D. Weiss)" 1786, worin er eine Reihe, theilweise interessanter Fälle von Sinnestäuschungen und Fehlschlüssen zusammen stellte. Ein weiteres Feld für seine Thätigkeit gewährte ihm die akademische Bibliothek, an welcher er seit 1763 als Custos angestellt war. Als nach Schöpflins Tod 1771 dessen Sammlungen an die Stadt Straßburg übergingen, besorgte O. deren Verwaltung, obschon dem Namen nach Prof. Koch die Oberaufsicht führte. Unterbrochen wurde diese vielseitige Amtsthätigkeit, abgesehen von kürzeren Besuchen besonders der überrheinischen Städte Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg, Frankfurt, auch der Klöster S. Blasien und S. Märgen im Schwarzwald sowie der transvogesischen, Senones

u. a., durch eine längere Reise nach Marseille, Bordeaux, Paris 1776, zu welcher die städtischen Behörden ihm die Mittel gewährt hatten. Er berichtete darüber in der Zeitschrift „Der Bürgerfreund“ 1776 und in seiner Inauguralrede 1782. Ein besonderes Augenmerk richtete er dabei auf die großen Canalbauten Südfrankreichs, im Anschluß an eine Preisarbeit „Jungendorum marium fluviorumque omnis aevi molimina“, welche 1770–1775 und im letzteren Jahre zusammengefaßt erschien. Wie jener Bericht im „Bürgerfreund“ ist für die weiteren Kreise der Mitbürger bestimmt der „Almanach de Strasbourg“ 1780 und 1781, der „Almanach d'Alsace“ 1783—1789 und der „Almanach du département du Bas-Rhin“ für 1792. Statistische Zusammenstellungen sind hier mit historischen Nachrichten über einzelne Institute verbunden. Historischen Inhaltes sind theilweise auch die Programme des Gymnasiums, welche O. als Gymnasiarch von 1787 ab anfänglich lateinisch, 1793 deutsch, von 1795 an französisch verfaßte.

Im Wechsel dieser Bezeichnungen und Sprachen machen sich bereits die Wirkungen der großen Revolution fühlbar, welche O. selbst sehr wesentlich berühren sollten. Als Gelehrter wie als Bürger hochgeschätzt, konnte er sich der Wahl seiner Mitbürger nicht entziehen, welche ihm eine Reihe von Vertrauensstellen übertrug. Auch war er mit den ersten Schritten der Revolution von Herzen einverstanden; bezeichnend ist, daß er mit dem Hauptvertreter des constitutionellen Clerus, dem späteren Bischof Gregoire in freundlichem Briefwechsel stand. Für die Erhaltung der protestantischen Anstalten Straßburgs trat er mit einem Mémoire 1790 ein, worin er die von seinem Collegen Koch in der Nationalversammlung zu demselben Zwecke gehaltenen Reden unterstützte. Erst das Jahr 1792 brachte ihn in Gegensatz zu den Jacobinern, welche alle Protestanten als Feuillants und Aristokraten verschrieen, insbesondere zu Eulogius Schneider. Noch ward in diesem Jahre O. als Deputirter nach Mülhausen geschickt, wo sich damals die Unterwerfung der Stadt unter Frankreich vorbereitete (Strobel, Vaterländ. Gesch. 6, 144). Gegen Ende 1793, als der Volksrepräsentant Saint Just nach dem Elsaß kam um auch hier das Schreckensregiment durchzuführen, und auf Betreiben Monets, des Maire von Straßburg, die Mitglieder der bisherigen Verwaltung des Departements wie die des Districts und der Stadt abgesetzt, und wegen Landesverraths angeklagt wurden, traf auch O. dies Loos. In der Nacht vom 2. November ward er verhaftet und mit den übrigen Verdächtigen nach Metz abgeführt. Umsonst verlangten sie vorher wenigstens gegen die Anklage protestiren zu dürfen, die sich nur auf einen gefälschten Brief stützte. Unterwegs sahen sie sich dem Hohne des Pöbels ausgesetzt; in Metz wurden sie in den Kerker geworfen, anfangs nicht einmal gegen die Kälte geschützt. Nach 3 Monaten durfte O. in das Haus eines Wundarztes Mathias ziehn, welchen die edle Standhaftigkeit des Gefangenen zu einer wahren Bewunderung des patriarche Jérémie, wie er ihn nannte, hinriß. Zu Oberlin's eigenen Sorgen kam auch die um seinen Sohn, der im Heere der Republik kämpfend in österreichische Gefangenschaft gerieth und erst nach vielem Bemühen in Ungarn ausfindig gemacht werden konnte. Ende 1794 kehrte O. nach Straßburg zurück und ward in den nächsten Jahren von seinen Mitbürgern, später von Napoleon mehrfach dazu berufen, an den öffentlichen Geschäften, insbesondere an der Wiederherstellung der völlig aufgelösten Unterrichtsanstalten Theil zu nehmen. Indem die Stadt es übernahm ein staatliches Lyceum zu errichten und auszustatten, ward es möglich, Gymnasium und Akademie den ursprünglichen Bestimmungen gemäß als protestantische Anstalten wiederhergestellt zu sehen. Die Akademie eröffnete O. am 14. Brumaire des Jahres XI mit einem 1804 gedruckten Discours,

einer Ueberſicht der Gelehrtengeſchichte Straßburgs ſeit dem Beginn des Humanismus. Auch die Straßburger Bibliothek, welche in Folge der Aufhebung vieler Klöster manchen Zuwachs erhalten, hatte O. als ihr Vorſtand neu zu ordnen, eine Arbeit, welche durch mehrmalige Umräumung der durcheinander geworfenen Büchermaſſen bedeutend erſchwert wurde. Den zahlreichen Obliegenheiten ſeiner verſchiedenen Aemter nachzukommen, geſtattete ihm ſeine durch Mäßigkeit erhaltene Geſundheit bis zuletzt. An den Folgen eines Schlaganfalls ſtarb er am 10. October 1806. Ein Denkmal von Landolin Ohmacht, in der S. Thomaskirche 1811 errichtet, verewigt ſeine Züge.

Zweimal verheirathet hatte er beide Frauen nach kurzer Ehe verloren. Von ſeinen Söhnen überlebte ihn Georg Jeremias, Profeſſor an der Ecole de Pharmacie zu Straßburg, und zwei Töchter, von denen die eine, verwittwete Schwing, lange Zeit das Hausweſen des Vaters geführt hatte, die andere an den Arzt Berillon in Montaigu bei Clermont verheiratet war. Ein Zeugniß für Oberlins freundliches, offenes Weſen gibt ſein ausgedehnter Briefwechſel, aus welchem die an ihn gerichteten Briefe ſpäter an die Pariſer Bibliothek übergingen. Es ſind darin die Gelehrten ſeiner Zeit in großer Zahl vertreten, Männer der verſchiedenſten Richtungen und der verſchiedenſten Fächer. Die Correſpondenz erſtreckt ſich von Palermo bis Kopenhagen und Stockholm, von Madrid bis Konſtantinopel. Von Franzoſen ſtanden ihm beſonders Villoiſon und Millin nahe, von Deutſchen Ring in Karlsruhe, Bodmann in Mainz, Murr in Nürnberg, Zapf in der Nähe von Augsburg. Im Elſaß gehören Grandidier von Zabern aus, Billing, Lerſe, Luce, Pfeffel in Colmar zu den Correſpondenten Oberlin's, deſſen Anregungen vielfach nachgewirkt haben. Viele der Briefe beziehen ſich auf Oberlin's Mitgliedſchaft an gelehrten Geſellſchaften; ſchon 1775 gehörte er der Pariſer Académie des Inſcriptions, den antiquariſchen Geſellſchaften zu Rouen, Cortona, Palermo, zu London und Kaſſel an.

Oberlin's philologiſche Schriften zeigen eine große Vielſeitigkeit der Intereſſen. Manche darunter ſind mehr als Hilfsbücher für ſeine Vorleſungen und Uebungen anzuſehen, als welche ſie theilweiſe auch in Deutſchland benutzt worden ſind (ſ. Burſian, Geſch. der claſſiſchen Philologie S. 422). So „Rituum Romanorum tabulae“ 1774, 2. Aufl. 1784; „Artis diplomaticae primae lineae“, 1788, „Litterarum omnis aevi fata“, eine ſynchroniſtiſche Litteraturtabelle, 1789. Auszeichnung verdient ſein „Orbis Antiqui monimentis suis illustrati primae lineae“, 1776, 2. Aufl. 1790, wozu ein „prodromus“ ſchon 1772 erſchienen war; es iſt dies die erſte Monumentalſtatiſtik, nach geographiſcher Ordnung, wichtig wegen der Beziehung auf manches inzwiſchen verſchwundene Denkmal, manche Sammlung jener Zeit (Stark, Handbuch der Archäologie S. 219). Aus dieſem Grunde iſt auch Oberlin's „Museum Schoepflini, I.: Lapides Marmora Vasa.“ 1773, beſonders hervorzuheben. Die Fortſetzung dieſer Publication unterblieb, weil O. bei den damaligen buchhändleriſchen Verhältniſſen ſich genöthigt ſah, derartige Arbeiten auf ſeine Koſten oder doch Gefahr drucken zu laſſen. Kleinere Arbeiten zur Archäologie erſchienen in der Miscella litteraria und ſonſt. Weniger als die auf die reale Seite der Alterthumsſtudien gerichteten Arbeiten Oberlin's haben ſeine Ausgaben dauernde Anerkennung gefunden, obſchon er auch ihnen durch Heranziehung früher unbenutzter Handſchriften einen ſelbſtändigen Werth zu verleihen ſuchte: die Schulausgaben von Ovids Triſtien, ex Ponto, Ibis 1776.78, die des Horaz 1788; ſpäter die größeren des Tacitus, Leipzig bei Weidmann 1801, des Cäſar, ebd. 1805. Die Methode der claſſiſchen Philologie übertrug O. auch auf die deutſche Litteratur des Mittelalters. O. ſetzt auf dieſem Gebiet die Thätigkeit der Straßburger Gelehrten Schilter und Scherz fort. Des letzteren Glossarium germanicum gab er, durch eigene

Zusätze auf das Doppelte vermehrt in 2 Bänden heraus, 1781 und 1784. Fleißig sind die Publicationen Bodmers und G. Müllers benutzt. Manche Citate beziehen sich auf jetzt zerstörte oder verschollene Handschriften, so die aus Hartmanns Gregorius. Die meisten anderen germanistischen Arbeiten Oberlin's behandeln die Litteratur seiner elsässischen Heimath. Schöpflin hatte ihm 1763 die als Fortsetzung der Alsatia Illustrata geplante Alsatia litterata zu bearbeiten übertragen und wenigstens als Bruchstücke eines solchen Werkes erschienen eine Reihe von Einzelarbeiten, die in lateinischer Sprache z. Th. unter dem Namen und auf Kosten von Schülern Oberlin's gedruckt wurden. Hierher gehört die in die Miscella litteraria 1780 aufgenommene „Rhythmologia leonina Godefridi Hagenoënsis“, die 1782 erschienenen „Diatribe de Conrado Herbipolita“ und „Bonerii Gemma“, ferner (Joh. Frantz) „Alsatia Litterata snb Celtis Romanis Francis“, woran 1786 als Fortsetzung sich anschloß (Christian Gottfr. Frantz) „Alsatia litterata sub Germanis saec. IX et X“; 1786 (Joh. Jac. Beck), „De Joh. Tauleri dictione vernacula et mystica“, (Lud. Nicl. Bierling) „De Joh. Geileri scriptis Germanicis“, (J. H. Prox) „De poetis Alsatiae eroticis“; 1789 (Holländer) „Jac. Twinger vulgo I. de Koenigshoven“. Aus einer Handschrift Silbermanns veröffentlichte O. 1784 ein „Bihtebuoch“ des 14. Jahrhunderts mit althochdeutschen Stücken verwandten Inhalts. 1801 stellte er noch einen „Essai d'annales de la vie de J. Gutenberg“ zusammen. Während nun Oberlin's germanistische Arbeiten nicht über das Maaß dessen hervorragen, was überhaupt vor J. Grimm auf diesem Gebiete geleistet worden ist, so verdient besondere Auszeichnung eine Schrift, durch welche er als einer der ersten die romanische Philologie gepflegt hat: der „Essai sur le Patois Lorrain des environs du comté du Ban de la Roche“, Straßburg 1775. Laut und Flexionsverhältnisse eines französischen Dialects sind hier genau beobachtet, sein Wortvorrath und sein Wortgebrauch verzeichnet und durch Heranziehung anderer Mundarten und der älteren Denkmäler erläutert. Wie weit O. der gewöhnlichen Auffassung dieser Verhältnisse voraus war, zeigt sein Ausspruch (im Bürgerfreund 1776): „Die französische Bauernsprache nimmt verschiedene Schattirungen an und ist noch ungefähr die rohe Sprache des mittleren Zeitalters, von welcher die Hof- und Gelehrtensprache nach und nach abgegangen ist.“ Zugleich nahm O. mit dieser Arbeit wesentlichen Anteil an dem Bestreben seines edlen Bruders, das Steinthal der Cultur zu erschließen, indem er den Bewohnern die französische Schriftsprache näher zu bringen suchte und zu diesem Zweck zunächst ihren Dialekt studierte. Die Schrift ist übrigens dem Göttinger Schlözer gewidmet, bei dessen Besuch in Straßburg die darin niedergelegten Ideen zum Theil ihre Fassung erhalten hatten. Nur um die Weite des Interesses, welches O. für philologische Forschung besaß, noch deutlicher zu zeigen, sei auch noch des Verzeichnisses der hebräischen Bibelhandschriften in der Straßburger Bibliothek gedacht, welches er in die Miscella litteraria 1780 aufnahm, sowie des Antheils, den er an den keltischen Studien von Le Brigant hatte. s. dessen Élémens de la langue des Celtes Gomérites ou Bretons, 1779.

Autobiographie im Universitätsprogramm von 1782. — Memoriam J. J. Oberlini aeqnalibus posterisque commendat Academia Argentoratensis... scripsit Joh. Schweighaeuser. Argentorati 1806, Heitz. — Corréspondance d'Oberlin, Nationalbibliothek zu Paris, fonds Allemand 192—204.

E. Martin.

Oberlin: Johann Friedrich O., Pfarrer und Patriarch des Steinthals (im Elsaß), wurde am 31. August 1740 zu Straßburg geboren, als Sohn des Lehrers am protestantischen Gymnasium daselbst, Johann Georg Oberlin und seiner Gattin Maria Magdalena Felz. Die kernige Frömmigkeit des Elternhauses übte früh ihren Einfluß auf das aufgeschlossene Gemüth des Knaben.

Mit 15 Jahren begann O. auf der heimischen Universität Theologie zu studiren; am meisten angezogen fühlte er sich von den Predigten und Vorlesungen des damaligen Führers des Pietismus in Straßburg, des Professors Siegmund Friedrich Lorenz. 1758 absolvirte er das Baccalaureatsexamen, verblieb aber zunächst noch im elterlichen Hause, bis er 1762 eine Hauslehrerstelle annahm; diese gewährte ihm aber so viel Muße, daß er 1763 mit der These „de virium vivarum atque mortuarum mensuris“ zum Doctor der Philosophie promoviren konnte. Als ihm, der sich eben entschlossen, einer Vocation als Prediger bei einem französischen Regiment zu folgen, der Antrag gemacht wurde, die in seelsorgerischer und pecuniärer Beziehung äußerst schwierige Pfarrei Waldersbach im Steinthale zu übernehmen, war er sofort bereit, die ihm überaus sympathische Feldpredigerstelle einem anderen Bewerber abzutreten, um sich als Seelsorger zu den ärmlichen Bewohnern dieser Bergeswildniß zu begeben (1767). Durch seine herzerweckenden, gottesinnigen, naturverklärendem Predigten, durch seine anhaltende, persönliche Vermahnung, durch seine ununterbrochene Fürbitte, suchte er jedes einzelne Gemeindeglied zu einem „rechtschaffenen, wahren Christen“ zu machen und alle Gemeindeglieder unter einander „in ihrem Erlöser zu vereinigen“. Als er nun aber 1781 zu diesem Zweck eine besondere „christliche Gesellschaft“ gründete, mußte er sie nach zweijährigem Bestehen wieder auflösen, da er zu bemerken glaubte, daß sie in der Gemeinde statt einer engeren Vereinigung eine Spaltung hervorgerufen habe. Der 1792 in Frankreich proclamirten Republik hat O. eine ebenso glühende Begeisterung entgegengebracht, wie der ihm eng befreundete katholische Abbé Gregoire, er hat sie durch Feste verherrlicht, in Reden gefeiert, sie galt ihm mit ihrer Forderung, daß jeder Einzelne blos für das Allgemeine leben soll als Verkörperung des christlichen Ideals. Erklärt auch diese Identificirung christlicher und republikanischer Tugenden die anfängliche Sympathie Oberlin's mit der Republik, so doch nicht seine spätere bedingungslose Unterwerfung unter die die Kirche zerstörenden Gesetze des Schreckensregiments. Nur die Forderung, die der nunmehrige Bürgerpfarrer an sich selbst wie an alle seine Gemeindeglieder stellte, die Forderung des absoluten Gehorsams gegen jede Obrigkeit die die Gewalt hat (Römer 13, 1), macht es begreiflich, daß er den Beschlüssen des Nationalconvents gehorsamte und allen öffentlichen Gottesdienst einstellte (9. April 1794), das Ornat ablegte, sich selbst hinfort nur noch als „Bürger“ bezeichnete, beschwichtigende Glaubensbekenntnisse abfaßte; hatte er zuerst die Kirche durch einen Club, die Predigt durch eine in demselben gehaltene Ansprache des Bruder Redners, als welcher er selbst auftrat, zu ersetzen gesucht, so enthielt er sich doch später aller geistlichen Unterweisung so wie jeder Amtshandlung. O. ist eine viel zu kühne und gottvertrauende Natur, als daß man als Triebfeder dieses Benehmens Feigheit und Menschenfurcht vermuthen könnte. Wie während der Schreckensherrschaft das Pfarrhaus zu Waldersbach das Asyl vieler, vor der Wuth der Jacobiner schutzsuchender Flüchtlinge war, so bewies er auch persönlich seine religiöse Standhaftigkeit, als er in den letzten Tagen des Juli 1794 nach Schlettstadt zu einem Verhör, resp. zur weiteren Abführung in die Gefangenschaft geschleppt wurde. Der Forderung der Districtsbeamten, seine christliche Ueberzeugung zu verleugnen, trat er mit einer solchen Entschiedenheit entgegen, daß sie den Ehrfurcht gebietenden Mann sofort entließen. Als es ihm der Umschwung in dem Pariser Nationalconvent ermöglichte, am 22. März 1795 den Gottesdienst wieder aufzunehmen, da weihte er sich mit dem früheren rastlosen Eifer seiner seelsorgerischen Thätigkeit. —

Seine besondere Aufmerksamkeit widmete O. stets dem Jugendunterricht. Es gelang ihm, indem er sich an die Mildthätigkeit der Glaubensgenossen wandte, nicht nur in Waldersbach, sondern auch in den vier Filialen der Pfarrei, Schul-

gebäude aufzurichten. Die gesammte zartere Jugend seiner Gemeinde vertraute er der Obhut von „Aufseherinnen“ an, wodurch er den Grund zu den Kleinkinderschulen legte. In allen Schulen und in jedem religiösen Unterricht war es sein Bestreben, das Patois, welches im Steinthale gesprochen wurde, durch ein reines Französisch zu verdrängen.

Was aber O. besonders charakterisirt ist, daß er alles Irdische in den Dienst des Himmlischen zu stellen wußte, daß er in der Gewinnung geordneter gesellschaftlicher Zustände und eines auf landwirthschaftlichen und technischen Fortschritten basirenden Wohlstandes die Vorbedingung sah für eine gesegnete, seelsorgerische Wirksamkeit. So sorgte er unermüdlich für Anlegung von Straßen, für Erbauung von Brücken, für Anpflanzung von Fruchtbäumen, für größere Ergiebigkeit der Wiesen und Kartoffeläcker, für Verbesserung der Viehzucht u. s. w.; Mit den verschiedenen Gewerken machte er das Steinthal dadurch bekannt, daß er junge Leute auf seine Kosten als Maurer, Schlosser, Tischler &c. ausbilden ließ. Seinen Bemühungen ist es ferner zuzuschreiben, daß wohlhabende Fabrikanten im Steinthal industrielle Etablissements gründeten, die den armen Bewohnern neue Einnahmsquellen eröffneten, daß ein landwirthschaftlicher Verein, eine Sparkasse u. s. w. geschaffen wurde. Schon 1787 äußerte sich Abbé Gregoire über das Steinthal und Pfarrer O. folgendermaßen: „O. hat es in der Erziehung des Volkes sehr weit gebracht, und man erstaunt in diesem wilden Steinthal unter den Bauern einen entwickelten Verstand, edle Gefühle, liebenswürdiges Betragen und reine Sitten zu finden.“ Eine ebenso hilfsbereite wie verständige Theilnehmerin an allen seinen Plänen fand „Papa O.“ — wie er allgemein im Steinthal hieß, an seiner Gattin, Marie Salome, geb. Witter, die er am 6. Juli 1768 geehelicht hatte. Nach ihrem am 17. Jan. 1783 erfolgten Tode — sie starb einige Wochen nach der Geburt des neunten Kindes — wurde Oberlin's Magd, Luise Scheppler, die opferfreudige Gehülfin bei seiner umfassenden Liebesthätigkeit an seiner Gemeinde. Die patriarchalische Fürsorge Oberlin's für das materielle und geistige Wohlergehn der Steinthaler gelangte zu immer weiterer Anerkennung. Schon der Nationalconvent hatte ihm 1794 seine Bewunderung gezollt; später ließ ihm Kaiser Alexander von Rußland sagen, daß er „ihn liebe und verehre“, und stellte ihm bei dem Einfall der Alliirten einen Schutzbrief aus; weiterhin verlieh ihm die königliche Central-Ackerbaugesellschaft zu Paris 1818 die große goldene Medaille, ja Ludwig XVIII. erhob ihn 1819 zum Ritter der Ehrenlegion. Obwohl O. mehrfache Anerbietungen erhielt, Waldersbach mit besser gestellten Pfarreien zu vertauschen, blieb er seinem Steinthal bis zu seinem Tode getreu; er starb am 1. Juni 1826, tief betrauert nicht blos von seiner Gemeinde, sondern auch von allen Protestanten des Elsaß, ja auch von katholischen Laien und Geistlichen.

Oberlin's religiöser Standpunkt war kein engherziger, mit frommen Herrnhutern, Reformirten und Katholiken fühlte er sich im Glauben eng verbunden: er wünschte, daß sich mit der Zeit alle Protestanten Katholisch-evangelische nennen möchten. In seinem auf Wunsch des Sicherheitsausschusses 1794 verfaßten Glaubensbekenntniß sprach er das Verlangen aus, daß „jedes seichte, unfruchtbare Dogma, welches zu neuen Streitigkeiten führe, verbannt“ werde. Besonders feind war O. der Lehre von den ewigen Höllenstrafen. Seine nächsten Geistesverwandte waren Frau v. Krüdener, Lavater, Jung-Stilling. Mit den beiden Letzteren hatte er auch das Streben gemein, die Geheimnisse der Ewigkeit und des jenseitigen Lebens zu enträthseln. Vermittelst Wandkarten stellte er dar, wie es muthmaßlich in der anderen Welt aussehen werde. Mit derartigen Fragen beschäftigt sich auch Oberlin's Schrift: „Zion und Jerusalem.“ O.

glaubte an Geistererscheinungen, mit seiner verstorbenen Frau unterhielt er einen ununterbrochenen, durch Träume vermittelten Verkehr.

Lutteroth, Notice sur O., Paris 1826. — G. H. v. Schubert, Züge aus dem Leben von O., 8. Aufl. Nürnberg 1845. — Ders., Berichte eines Visionärs über den Zustand der Seelen nach dem Tode, Leipzig 1837. — W. Burckhardt, Oberlin's vollständige Lebensgeschichte und gesammelte Schriften, 4 Bde. Stuttgart 1843. — L. Spach, O., Paris 1866. — Fr. Bernard, Vie d'Oberlain, Paris 1867. — Bodemann, O. nach seinem Leben und Wirken, 3. Aufl. Stuttgart 1879. — Hackenschmidt in der Realencyclopädie für protestantische Theologie und Kirche, X. Bd., S. 675 ff. R. Zoepffel.

Obernburg: der v. O., Minnesänger, dessen Zeit und Lebensverhältnisse bei dem Mangel urkundlicher Nachweise seiner Person näher nicht bestimmt werden können. Zwar vermuthete v. d. Hagen, daß das steirische Oberburg im Sannthal die Heimath des Dichters sei, aber wenn das auch richtig sein kann, so lassen sich doch entscheidende Gründe dafür nicht geltend machen. Da die Pariser Liederhandschrift, welche allein Obernburg's Gedichte überliefert, ihm nicht das Prädicat her gibt, ist seine adliche Herkunft zweifelhaft, und aus den erhaltenen zwanzig Strophen ergibt sich nur eins mit Sicherheit: er kann nicht vor der Mitte des 13. Jahrhunderts gedichtet haben. Seine durchaus conventionellen Lieder, in denen auch nicht der Schatten einer Individualität auftaucht, setzen die Ausbildung des höfischen Minneliedes in der Gestalt voraus, die dasselbe seit dem dritten und vierten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts gewonnen hatte: die gewöhnlichen sentimentalen Liebesseufzer und Bitten, das hergebrachte Spielen mit Hoffen, Wünschen und Verzweiflung, volltönendes Lob der Frauenschönheit, Natureingang — alles ohne Originalität. Reminiscenzen an den älteren Reinmar und Walther von der Vogelweide fallen besonders auf; ein zweistrophiges Lied hat vierzeiligen Refrain und ist offenbar ein Tanzlied.

v. d. Hagen, Minnesinger II S. 225—227, dazu III S. 698, IV S. 513 f. und Kummer, Die poetischen Erzählungen des Herrand v. Wildonie, Wien 1880, S. 75. K. Burdach.

Oberndorfer: Johann Adam O., Nationalökonom, geb. am 17. Juli 1792 zu Pressath in der Oberpfalz, † zu München am 11. Februar 1871. Der Sohn eines Metzgermeisters, legte er unter vielen Entbehrungen seine ersten Studien an dem Gymnasium und dem Lyceum zu Amberg zurück, bezog 1813 die Universität Landshut und widmete sich dort vorzugsweise cameralistischen Studien unter Schrank, Holzinger und besonders G. Hufeland; unter seinem sowie später unter dem Einfluß seines Göttinger Lehrers Sartorius vollzog sich bei O. die Emancipation von der noch immer vorherrschenden cameralistischen Richtung der Nationalökonomie, womit er befähigt wurde an Smith und Say unmittelbar anzuknüpfen und die selbständige Pflege derselben in Deutschland vorbereiten zu helfen. Nach absolvirter Universitätszeit widmete sich O. kurze Zeit der rentamtlichen Praxis, wurde am 12. August 1818 zum Doctor der Rechte promovirt, bezog dann mittelst eines Reisestipendiums die Universität Göttingen, wo er seine erste Schrift „Grundlegung der Cameralwissenschaft oder über die systematische Einheit und den organischen Zusammenhang derselben", Landshut 1818, ausarbeitete. Auf Grund derselben erhielt er im November 1819 die venia legendi für Cameralwissenschaften, wurde 1821 außerordentlicher und 1822 nach Holzinger's Tode ordentlicher Professor des Faches, nachdem er kurz vorher sein Hauptwerk „System der Nationalökonomie aus der Natur des Nationallebens entwickelt", Landshut 1822, veröffentlicht hatte. 1824 vertauschte er seine lehramtliche Wirksamkeit mit der Stelle eines Rentbeamten in Neustadt an der Donau, kehrte aber in seine frühere Stellung als Professor der Cameralwissen-

schaften zurück, als die Universität im J. 1826 nach München verlegt wurde. Seine fernere wissenschaftliche Thätigkeit ist geringfügig; von einer „Theorie des inneren Regierungswesens oder der Polizei" ist nur der 2. Band: „Theorie der Wirthschaftspolizei oder die sogenannte Nationalökonomie und Staatswirthschaftspflege und Volkswirthschaftspflege genannt", Sulzbach 1840, erschienen. Auch seine Wirksamkeit als Universitätslehrer ist, nachdem ihm schon 1828 in F. B. W. Hermann ein gewichtiger Rivale an die Seite trat, bald unbedeutend geworden. In den Jahren 1831/32 und 1841/42 bekleidete er die Würde des Rector magnificus an der Universität; mit Beginn des Jahres 1858 wurde er quiescirt. Oberndorfer's wissenschaftliche Bedeutung ist nicht eben hervorragend zu nennen; immerhin gehört er zu den ersten, welche in Deutschland die Theorie der Nationalökonomie im Geiste der Smith'schen Schule pflegten, ohne ihre Consequenzen auf dem Gebiete der Wirthschaftspolitik einfach hinzunehmen. Auch ist nicht zu unterschätzen, was er zur Weiterbildung der allgemeinen Lehren der Nationalökonomik beigetragen hat; in der Lehre von der Bodenrente und der capitalistischen Natur der Grundstücke, in der nationalökonomischen Beurtheilung der „Verhältnisse", in der Definition des Credits ist er der unmittelbare Vorläufer von Hermann und auf dessen eigne Darstellung von unverkennbarem, aber wenig beachtetem Einfluß gewesen. Seine wirthschaftspolitischen Ansichten über Grundherrlichkeit, Frohnden und Reallasten, Gewerbefreiheit sind conservativ, zum Theil reactionär: wol nur deshalb stellt ihn Roscher mit den Romantikern zusammen, mit denen er sonst wenig gemein hat; auch Schelling'scher Einfluß ist bei ihm nur in sehr bescheidenem Maße erkennbar; seine Theorie der Wirthschaftspolizei ist ebenso unphilosophisch wie unsystematisch und eine größere historische Auffassung der Volkswirthschaft und des Staates fehlt gänzlich.

Chronik der Ludwigs-Maximilians-Universität, München 1871. — Prantl, Geschichte der Universität München. — Roscher, Gesch. der Nationalökonomik, S. 753.

Inama.

Obernetter: Philibert O., Minorit, war Lehrer des canonischen Rechts am kaiserlichen Lyceum zu Konstanz, wo er im J. 1783 starb. Er schrieb: „Sylloge juris ecclesiastici publici universalis et particularis Germaniae", Const. 1774 und „Institutiones juris ecclesiastici P. I." daselbst 1782. Mit der ausdrücklichen Motivirung, das Vorurtheil, welches die Minoriten als Papstdiener ansehe, zu entkräften, hebt er hervor, daß er sich nicht an die Canonisten halte, welche weniger eine jurisprudentia ecclesiastica als pontificia geben, wie Engel, Schmalzgrueber etc., sondern an van Espen, de Marca u. a. Die Institutionen sind eine geschickte Compilation aus den Schriften der Hauptvertreter der gallikanischen und josefinischen Richtung, enthalten eine sehr klare und prägnante Formulirung des Rechts der weltlichen Gewalt in kirchlichen Dingen, insbesondere des jus circa sacra und haben einen innern Werth, sind auch vielfach benutzt worden.

Weidlich, Biogr. Nachr. III, 231. — Meusel, Lex. X. 150.

v. Schulte.

Obernier: Franz O., berühmter Arzt und Universitätsprofessor, geb. zu Bonn am 16. December 1839, † ebendaselbst am 26. October 1882, Sohn des Hauptlehrers an der städtischen Elementarschule, Johann Franz O., verdankte seiner Vaterstadt sowol den ersten Jugendunterricht, als auch die höhere Bildung des Gymnasiums (1849—1858) und der Universität. Student der Medicin seit Herbst 1858 besuchte er mit gewissenhaftestem Fleiß und Eifer acht Semester die Vorlesungen seiner Facultät. Nachdem er den anfänglichen Schauder vor Leichenöffnungen und den ihn krank machenden Eindruck anatomischer Vorlesungen und Demonstrationen durch die Energie seines Willens überwunden,

hatte er sich bald durch die offenbare außerordentliche Begabung für den ärztlichen Stand die Bewunderung seiner Lehrer wie seiner Mitstrebenden erworben. Unter Professor Pflüger's Leitung arbeitete er im J. 1860 fleißig in dessen Laboratorium und löste 1861 die von der medicinischen Facultät gestellte höchst schwierige Preisfrage (Auf Experimente gestützte Untersuchungen der Nerven des Uterus, ihres Verlaufes und ihrer Thätigkeit). Auf Grund dieser als Dissertation benutzten, seinem Lehrer Pflüger gewidmeten Preisschrift: „De nervis uteri" wurde er am 16. August 1862 zum Doctor medicinae „multa cum laude" promovirt und nach „vorzüglich gut" bestandenem Staatsexamen (Winter 1862 63) als „Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer" approbirt. Vom Mai 1863 bis Ende April 1864 als Assistenzarzt an der großen Provinzial-Irrenheilanstalt zu Siegburg und zugleich als Präsident des dortigen Turnvereins thätig, erhielt er nach Ableistung seiner Militärpflicht, als Einjährig-Freiwilliger im Bonner Königshusaren-Regiment, durch königliche Cabinetsordre im August 1865 den Charakter als „Assistenzarzt" in Professor Rühle's medicinischer Klinik zu Bonn, in welcher Stellung er sieben Jahre (1865—1871) verblieb. Inzwischen hatte er sich am 20. April 1866 als Privatdocent habilitirt und war am 10. Februar 1870 zum außerordentlichen Professor ernannt worden. Die Theilnahme am Feldzug 1870 hatte ihm außer der Kriegsdenkmünze und dem Eisernen Kreuz zweiter Classe auch die Ernennung zum „Stabsarzt" eingebracht; aber die Strapazen des Lazarethdienstes, infolge deren er schwer erkrankte, haben wahrscheinlich auch den Grund gelegt zu seinem nun wiederholt auftretenden Magenleiden, das schließlich sich zum Magenkrebs verschlimmerte. Mit Anfang des Jahres 1872 übernahm er die, mit keinem Gehalt verbundene Stelle eines Hausarztes für innere Medicin (neben dem Chirurgen Professor W. Busch) am St. Johannes-Hospital in Bonn, welche Stelle er bis zu seinem Lebensende versah. Den zweimaligen Anträgen anderer Hochschulen (Göttingen und Jena), eine ordentliche Professur und die Direction der Klinik zu bekleiden, hat er nicht Folge gegeben; er blieb seiner Vaterstadt getreu und hielt unter regster Betheiligung der Studirenden und mit glänzendstem Erfolge seine Vorlesungen über klinische Propädeutik (physikalische und chemische Diagnostik), Laryngoskopie, Elektrotherapie, allgemeine Pathologie, Balneotherapie, daneben klinische Demonstrationen der Kinderkrankheiten, ununterbrochen bis zum Schlusse des Sommersemesters 1882.

Obernier's akademische Wirksamkeit muß als eine bedeutende und glänzende bezeichnet werden: sein Vortrag war ebenso anregend als gründlich und gediegen, seine Vorlesungen waren stets stark besucht, seine Schüler liebten und verehrten ihn, obwol er hohe Anforderungen an sie stellte; seine mannigfaltigen wissenschaftlichen Arbeiten (s. unten) fanden Beifall und Anerkennung bei den Fachgenossen. Seine ärztliche Praxis begann in der zweiten Hälfte der 60er Jahre. Als Assistenzarzt in der Klinik und durch seine Armenpraxis wie durch die — reichlich lohnende — Privatpraxis veranlaßt, alle Zweige der medicinischen Wissenschaft zu verfolgen, hatte er sich immermehr durch den wunderbaren und glücklichen Erfolg seiner Kuren (zumal bei Kehlkopfs- und Magenleiden) das Vertrauen vieler Tausende erworben, so daß er seit dem Jahre 1872 als der berühmteste und gesuchteste Arzt gelten konnte für ganz Rheinland und Westfalen, der sogar in ferne Gegenden zu Consultationen berufen wurde. O. besaß schon in der äußern Erscheinung etwas ungemein Einnehmendes: von mittlerer Statur, hatte er einen interessanten Kopf, dunkelblondes üppiges Lockenhaar, große, geistvolle, braune Augen und einen lebhaften Gesichtsausdruck; ein Meister in der Menschenkenntniß wie im sprachlichen Ausdruck wußte er in allen Schichten der Gesellschaft gleich den rechten Ton zu treffen. Sein Benehmen und Sprechen weckte beim Patienten Vertrauen und Offenherzigkeit. Nach genauer sorgfältiger

Untersuchung und klaren bestimmten Fragen wußte er mit genialem Scharfsinn die Natur der Krankheit zu erkennen und die wirksamsten Heilmittel und Maßregeln anzuordnen. O. würde bei dieser unausgesetzten, ja von Jahr zu Jahr sich steigernden Thätigkeit in Klinik, Praxis, Vorlesungen und Studien sich schnell verbraucht und aufgerieben haben, wenn ihm nicht als Gegengewicht sein Sinn für Geselligkeit, seine Liebe zur Kunst und ihren Genüssen, und seine Reiselust in den Ferien Ausspannung, Erholung und Neukräftigung gebracht. Seine erste Reise 1867 führte ihn zur Weltausstellung nach Paris; später bereiste er Baiern, Tirol, Oesterreich, die Schweiz, Italien (wiederholt), Südfrankreich; die letzte Reise zog ihn nach Osten: nach Athen, Constantinopel, Brussa. Auf diesen Reisen bot sich dem scharfen Beobachter ein reicher Stoff, seine Kenntnisse über Land und Leute, ihre Cultur und Civilisation zu erweitern; Natur- und Kunstgenüsse konnten ihn bis zum Enthusiasmus, zur Andacht und Schwärmerei begeistern; als ein vortrefflicher Zeichner genoß er mit den kritischen Augen eines Malers die Reize und Schönheiten oder Eigenthümlichkeiten der Gegenden, die Werke der Malerei, Sculptur und Architektur; aber neben Museen, Galerien, Kirchen, Rathhäusern, Theatern und Opern vergaß er nicht auch die Hospitäler und Heilanstalten zu besuchen, um ihre Einrichtungen kennen zu lernen. Seine größte Freude war, seine Kunstsammlungen mehren zu können: Photographien, Stiche in Kupfer, Stahl, Stein von den bedeutendsten Gemälden, Aquarelle, Oelbilder, Sculpturen, Figuren, Büsten, Statuen, Urnen, Vasen, Pokale, Denkmünzen und Antiquitäten aller Art. Er hegte eine leidenschaftliche Liebe zur Musik und zur dramatischen Kunst; er war ein eifriger Besucher des Theaters, insbesondere der Oper, und der Concerte, sowol in der Beethovenhalle zu Bonn, wie im Gürzenichsaal zu Köln. In den letzten Lebensjahren hatte er sich für seine Kunstsammlungen nach eigenen Plänen eine künstlerisch ausgestattete Villa am Rhein erbaut, mit einem wundervollen Ausblick nach dem Siebengebirge und am 11. November 1880 im Kreise lieber Freunde mit Liedern, Festspiel und Festmahl eingeweiht. Als er im Frühjahr 1882 die bedenklichen Symptome seiner Krankheit erkannte, mochte er sich nicht dazu entschließen, seine akademische Thätigkeit einzustellen, um in einem milderen Klima seiner Gesundheit zu leben. Gerade damals betrieb er, besonders durch die Erwägung geleitet, wie der Arzt im spätern Leben oft in trostlose Gegenden verschlagen wird, den Plan, durch Subscription die Erbauung eines eigenen Theaters in Bonn zu ermöglichen, damit der Student der Medicin den nachhaltigen Einfluß der Kunst auf die Phantasie und den Schönheitssinn als Geistes- und Gemüthsnahrung sich ansammle und bewahre. Die Katastrophe des Wiener Ringtheaters hatte ihn, als er schon schwer erkrankt war, noch zu einer Erfindung (vgl. bei Schulte S. 24 die abgedruckte Schrift: „Zur Hygiene der Theater, insbesondere bei Feuerausbruch") veranlaßt, welche nach seinem Tode im Juli 1883 mit der silbernen Medaille prämiirt wurde. Als er die nahende Auflösung voraussah, faßte er den Plan, „seiner lieben Vaterstadt" sowol seine Villa mit allen Kunstschätzen zu vermachen als städtisches Museum unter dem Namen „Villa Obernier", als auch die Summe von 130 000 Mark zum Unterhalt und Weitererwerb. Die Urkunde vom 20. October schließt mit der Hoffnung und Erwartung, daß Mitbürger und Kunstfreunde durch weitere Zuwendungen und Gaben sein Vermächtniß erweitern und vergrößern, und mit dem Wunsche, daß Viele unentgeltlichen Genuß an dem haben, was er durch Fleiß und Liebe zur Kunst gesammelt. Am 3. Mai 1884 war die Eröffnungsfeier im Museum, am Abend folgte eine Gedächtnißfeier in der Beethovenhalle: Professor v. Lasaulx hielt die Weiherede, in welcher nach markiger Charakteristik des Gelehrten und Menschen besonders der edle Bürgersinn des Stifters hervorgehoben wurde; hierauf wurde ein Festconcert von

den ersten musikalischen Kräften Bonns und Kölns ausgeführt. In der Mitte des Bildersaals der „Villa Obernier" steht die herrliche Marmorbüste des Stifters, ein Werk von dem (in Bonn gebornen) Bildhauer Karl Cauer, ein Geschenk von Landgerichtsrath Arthur Herstatt, dem langjährigen Reisegenossen und treuen Freunde des genialen, der Menschheit und der Wissenschaft zu früh entrissenen Mannes.

Professor Dr. Franz Obernier. Eine Lebensskizze. (M. photogr. Bildniß.) Bonn 1883. (Von Prof. Ritter v. Schulte.) Auf S. 35—36 eine Uebersicht der wissensch. Publicationen. — Bonner Zeitung vom 5. Mai 1884 (Eröffnungsfeier des Städtischen Museums. Gedächtnißrede von Prof. Dr. v. Lasaulx.) — Obernier's Gedichte, gelegentlich der Feste des ärztl. Vereins (1866—70). Auf vielseitigen Wunsch von Freunden gesammelt. Bonn 1884.

Franz Weinkauff.

Oberrauch: Herculanus O., katholischer Theologe, geb. am 5. December 1728 zu Sarnthal in Tirol, † am 22. October 1808 zu Schwaz. O. machte seine Studien zu Innsbruck, trat am 4. Mai 1750 in den Franciscanerorden, legte 1751 die Gelübde ab, hörte 1751—53 nochmals zu Bozen Philosophie, wurde am 23. October 1753 zum Priester geweiht, hörte dann nochmals bis 1756 Theologie und Kirchenrecht und wurde 1757 Repetitor der Theologie in dem Kloster zu Innsbruck. Nachdem er einige Jahre in verschiedenen tirolischen Klöstern Philosophie und Kirchenrecht gelehrt hatte, wurde er 1766 Professor der Moraltheologie an der Universität zu Innsbruck; er blieb dieses bis 1782. Wiederholt wurde er von seinen Ordensbrüdern zum Definitor gewählt. Die letzten Jahre verlebte er in dem Kloster zu Schwaz. Er war ein eifriger und viel beschäftigter Seelsorger und dabei ein fruchtbarer Schriftsteller. Sein Hauptwerk sind die „Institutiones justitiae christianae sive theologia moralis", Innsbruck 1774—75, 4 Bde. Dieses Werk wurde in Klüpfel's Nova Bibliotheca Friburgensis (1775, I, 168) ungünstig beurtheilt; O. vertheidigte sich in den „Vindiciae moralis theologiae contra recensentem Friburgensem", 1775. Zwanzig Jahre nach dem Erscheinen, 1796, wurde das Werk in Rom in den Index gesetzt. Mehrere Bischöfe gaben der allgemeinen Verwunderung über dieses Verbot in Rom Ausdruck; sie erhielten von dem Cardinal Borgia die wunderliche Antwort: das Verbot sei erfolgt in Erwägung, daß die beanstandeten Sätze nicht von allen immer im katholischen Sinne ausgelegt werden würden. Als das Verbot bekannt wurde, war gerade in Bamberg mit bischöflicher Gutheißung der Druck einer zweiten Auflage begonnen worden. O. wollte denselben einstellen lassen; der Verleger ließ aber das Werk unter dem Titel „Theologia moralis" 1797—98 in acht Bänden erscheinen. Diese Ausgabe wurde nicht verboten. Ein apologetisches Werk gab O. unter dem Titel „Theon und Amyntas oder Gespräche über Religion und Gerechtigkeit", 1776—88 in 4 Bänden heraus (3. Auflage 1804). Eine Stelle darin wurde in der Augsburger „Kritik über gewisse Kritiker" (1794, S. 89, 337) scharf angegriffen, von O. in dem Schriftchen „Vom Stande der Zernichtung an den Augsburger Kritiker", 1794, vertheidigt. Die anderen Schriften von O. sind meist ascetischen Inhalts und weniger bedeutend. Er soll 16 ungedruckte lateinische Schriften hinterlassen haben.

Theophilus Nell (d. i. P. A. A. Waibel), Des tirolischen Priesters und Professors Herculan Oberrauch Lebensbeschreibung, 2. Aufl., München 1834. — Felder-Waitzenegger, Lexikon II, 27. — Schäfler, Handlexikon III, 346. — Reusch, Index II, 999.

Reusch.

Obersulz: Franz Karl v. O., Dr. juris utriusque, Missionar der kaiserlichen und bairischen Armee, Pfarrer von Abach. Nähere Daten als diese aus dem Titel seiner Schrift: „Thesaurus theologicus, juridico-canonicus. Acervus

casuum, et collectio decisionum in praxi frequentissime occurrentium“ cet. Viennae et Ratisb. 1698, hervorgehenden fehlen. Die Schrift ist eine für den Pfarrklerus berechnete Darstellung der Sacramente, des Pfarramts (Zehnten, Messe ꝛc., Censuren, Beneficien u. a.), Antiquitäten aller Art. v. Schulte.

Oberthür: Franz O., Theologe. Geb. am 6. August 1745 zu Würzburg als der Sohn wackerer Gärtnersleute und mit tüchtigen Anlagen ausgestattet, wurde er ohne Zweifel früh für eine höhere Laufbahn bestimmt. Entscheidend für die Zukunft des Knaben war, daß er bei Zeiten die Aufmerksamkeit des Domcapitulars Adam Friedrich v. Seinsheim erweckte, der, sowie er im J. 1755 zum Fürstbischof von Würzburg erhöht war, seine Vorliebe für den jungen O. dadurch bethätigte, daß er ihn in das von dem Fürstbischof Julius Echter begründete Knabeninstitut im Juliusspital aufnahm. In diesem Asyle hat O. sieben Jahre zugebracht und von da aus unter der Leitung der Jesuiten das Gymnasium und die ersten Jahre der philosophischen Studien an der Universität absolvirt. Die classische Litteratur hat einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht; er hatte Augenblicke, in welchen er sich auf dem Gebiete der schönen Künste das Höchste erreichen zu können zutraute — emporstrebender aber gutmüthiger Ehrgeiz war eine seiner charakteristischen Eigenschaften —: zuletzt entschied er sich aber doch für das Studium der Theologie und zwar nach einigem Schwanken und unter dem Einflusse seines fürstbischöflichen Gönners, für den Weltpriesterstand. Im J. 1763 trat er in das Clericalseminar ein und wendete sich neben den philosophischen und theologischen Studien auf Wunsch des Fürstbischofs, der offenbar Größeres mit ihm vorhatte, zugleich dem Studium der Rechtswissenschaft, bez. des canonischen Rechtes zu. Im J. 1769 wurde er zum Priester geweiht, aber erst im Anfange des Jahres 1771 trat er als Kaplan im Juliusspitale in die praktische Seelsorge ein. Jedoch schon vier Monate darauf unternahm er, wieder auf Veranlassung des Fürstbischofs, zu seiner höheren Ausbildung, namentlich in der Curialpraxis, eine Reise nach Rom. Sein Aufenthalt in der Weltstadt dauerte ungefähr anderthalb Jahre und er hatte sich über den Mangel freundlicher Aufnahme und fördernder Behandlung von Seite der maßgebenden Kreise durchaus nicht zu beklagen. Nicht Alles, was er in Rom zu beobachten Gelegenheit fand, erfreute sich seines Beifalls; namentlich wollte es ihm scheinen, daß die „Volksbildung und die sorgfältige christliche Volkserziehung“ einigermaßen vernachlässigt würden. Anfangs Juli 1773 traf O. wieder in Würzburg ein, gerade in der denkwürdigen Zeit, in welcher die Aufhebung des Jesuitenordens die bekannten Umwälzungen hervorrief, die sich in einem geistlichen Staate im besonderen Grade fühlbar machen mußten. Der Gönner Oberthür's, der regierende Fürstbischof, war kein Gegner dieser Maßregel und überhaupt dem erneuerten, reformierenden Geiste der Epoche zugewandt. Von O. darf man, ohne fehl zu gehen, dasselbe behaupten. Sein enthusiastischer Geist stand für alle Eindrücke des Jahrhunderts und dessen humanitäre, aufklärende Forderungen offen. Genug, seine Zeit war jetzt gekommen. Schon bald nach seiner Heimkehr ernannte ihn Adam Friedrich zum Vicariats- und Consistorialrath, und wenige Monate darauf (November 1773) übertrug er ihm die erledigte Professur der Dogmatik an der Universität, obwohl nach dem Spruche competenter und doch milder Beurteiler O. gerade für diese Disciplin nach seiner ganzen Geistesanlage am wenigsten befähigt war. Im darauffolgenden Jahre gab ihm der Fürstbischof durch die Verleihung einer Präbende am Collegiatstift Haug zu Würzburg einen neuen Beweis seiner Gunst. Auch zu Karl Theodor von Dalberg, dem späteren Fürstprimas, der zugleich Mitglied des Würzburger Domcapitels war, trat O. schon jetzt in nähere Beziehungen; die Correspondenz beider geistesverwandten Männer beginnt mit dem Jahre 1774 und ver-

stummt erst ungefähr seit dem Jahre 1790. Dalberg dachte in diesen Jahren wenigstens ungemein hoch von O. und legte ihm (1774) in seiner Ueberschwänglichkeit das schriftliche Geständniß ab, daß ihm erst durch den Umgang mit O. das wahre Christenthum aufgegangen sei. An wissenschaftlichen Leistungen hatte O. übrigens bislang nichts hervorragendes aufzuweisen. Im J. 1776 hatte er den 1. Theil der Dogmatik und Polemik u. d. T. „Theologia revelata" erscheinen lassen, ohne aber damit bei den Fachleuten einen günstigen Eindruck hervorzurufen. Im Gegentheile: er fand schon jetzt mißgünstige und strenge Richter, die ihn überdieß in den Geruch der Neologie brachten. Ein unverkennbares Verdienst Oberthür's dagegen war es, daß er sehr frühe die Nothwendigkeit sorgfältiger Quellenstudien für ein fruchtbares Studium der Theologie theoretisch betonte und praktisch in seiner Weise dafür zu wirken suchte. Die von ihm im J. 1777 begonnene und bis 1794 fortgesetzte Handausgabe der Väter der ersten Jahrhunderte ist ein Ergebniß dieser seiner Anschauung, das strengeren wissenschaftlichen Anforderungen freilich nicht genügt. Auch seine Ausgabe des Flavius Josephus (1782—85, mit lateinischer Uebersetzung) hat sich keine bessere Censur verdient; der in Aussicht gestellte Commentar ist niemals an das Licht getreten. Es hing dieses Unterlassen eben mit einer sich immer stärker entwickelnden Neigung Oberthür's zusammen, sich zu gleicher Zeit mit den verschiedensten Unternehmungen und Arbeiten zu befassen, gern in das Weite zu wirken und, indem er stets das Beste wollte, aller Welt nützen zu wollen. So zersplitterte er häufig seine Kräfte und verlor er oft seinen nächsten Beruf aus den Augen. In dieser Richtung auf das Gemeinwohl liegt am Ende aber auch seine eigentliche Bedeutung und hat er im Verlauf der Zeit in der That Ersprießliches und Bleibendes geleistet. Schon jetzt nehmen wir zugleich seine Neigung wahr, die dann freilich zunahm, nach allen Seiten hin, mit den verschiedenartigsten Persönlichkeiten Verbindungen anzuknüpfen und zu unterhalten. Seine erhaltene Passiv-Correspondenz legt dafür oft überraschendes Zeugniß ab. Männer und Frauen aller Berufe und Stände, oft hoch hinauf reichend, sind in derselben vertreten. Und hinwiederum ist es Mittel- und Norddeutschland, wohin er seine Fäden spinnt, und Protestanten fast mehr als Katholiken; jedenfalls sind ihre Beiträge die interessantesten darunter. O. war und blieb im Grunde seines Herzens zwar ein correcter Katholik, wenn er auch dem ausschließlichen Confessionalismus abhold war und eine Vereinigung der Confessionen nicht für ein bloßes Phantom hielt. Doch haben wir mit diesen Bemerkungen der Zeit beinahe etwas vorgegriffen. Der Tod von Oberthür's Gönner, des Fürstbischofs Adam Friedrich v. Seinsheim, und die Erhebung Franz Ludwig's von Erthal (1779) hat fürs erste und nächste für die Stellung Oberthür's keine merklichen Folgen gehabt. Franz Ludwigs Ansichten von seiner Aufgabe und den brennenden Fragen der Zeit waren zwar unverkennbar um einiges strenger als die seines Vorgängers, er war von Haus aus von ernsterem und ängstlicherem Wesen, im übrigen jedoch trat auch er den Forderungen der Epoche auf Humanität und Aufklärung keineswegs ablehnend entgegen. So gestaltete sich anfangs Oberthür's Verhältniß zu ihm freundlich. Als dieser in Uebereinstimmung mit Dalberg für den von seinem Collegen hart angegriffenen Mainzer Theologen Isenbiehl lebhaft eintrat und dafür von eben dorther scharfe Anfechtungen erlitt, trug der Fürstbischof ihm dieses nicht nach, ja er trat sogar auf seine Bitte beruhigend und beschwichtigend dazwischen. Als ferneres Zeugniß der anfänglichen Zufriedenheit Franz Ludwig's mit O. darf die Thatsache dienen, daß er ihn 1780 zum Director sämmtlicher Stadtschulen und zwei Jahre darauf zum wirklich geistlichen Rath ernannte. O. hat in der That die Reform der Stadtschulen mit Nachdruck in Angriff genommen und einen Plan zu diesem Zwecke ausgearbeitet, der so manche Ein-

richtung anregte und der Ausführung entgegenführte, die wir heutzutage als ganz selbstverständlich betrachten. Allmählich haben sich aber die guten Beziehungen zwischen O. und seinem Fürsten getrübt. Die Verstimmung des letzteren bezog sich hauptsächlich auf die Wirksamkeit Oberthür's als Professor der Dogmatik. Wir haben schon angedeutet, wie es sich mit Oberthür's Befähigung in dieser Richtung verhielt. Die Gabe des streng logischen und methodischen Denkens und Entwickelns, die diese Disciplin erfordert, ging ihm eben ab; dazu kam, daß seine Lehrgabe ebenfalls nicht seine stärkste Seite war, endlich ließ er sich überall gerne gehen und machte es seinen Gegnern, den Anwälten der strengeren Schule, leicht, ihn zu verdächtigen. Man meinte wohl und behauptete in diesen Kreisen, daß seine Vorstellung von dem Wesen der Religion nicht die correcte sei und daß er sie mit Humanität verwechsele u. s. w. Beschuldigungen dieser Art verfehlten nun nicht, Eindruck auf den von Natur ängstlichen und mißtrauischen Fürsten zu machen und er beschloß, die erwachsene Schwierigkeit durch das Auskunftsmittel zu lösen, daß O. an die Spitze des zu gründenden „Armeninstitutes" als Präsident trete und dafür auf die Professur verzichte; selbst Dalberg rieth seinem Freunde, dieses Anerbieten anzunehmen. Letzterer hatte übrigens in derselben Zeit ungefähr O. zu bestimmen gesucht, durch ihren gemeinsamen Freund, den bekannten Geschichtsschreiber M. J. Schmidt, der seit dem Jahre 1777 eine angesehene Stellung in Wien einnahm, sich dorthin einen passenden Ruf zu verschaffen und so sich seiner unbequem gewordenen Lage in Würzburg zu entziehen; es scheint jedoch, daß O. diesen Vorschlag nicht weiter verfolgte, und gewiß ist, daß er jenen Wunsch Franz Ludwig's, der ihm einen ehrenvollen Rückzug anbot, ablehnend beantwortete. Er mochte es als eine Ehrensache betrachten, seinen Gegnern freiwillig das Feld nicht zu räumen, dies um so weniger, als er die Meinung der Gegner, daß die Dogmatik nicht sein wahres Fach sei, in keiner Weise theilte. So entschloß sich der Fürst, dessen Neigungen ein gewaltsames Vorgehen nicht entsprach, auf eine mildere Weise zu seinem Ziele zu kommen, d. h. er entzog O. die Vorträge über Dogmatik und beschränkte ihn auf die Dogmengeschichte; eine Maßregel, in welcher immerhin eine Minderung seiner akademischen Stellung und Wirksamkeit lag. Von dieser Zeit an hat sich das Verhältniß zwischen O. und seinem Fürsten eher noch mehr getrübt, als wiederhergestellt. Es trat das namentlich im J. 1787 zu Tage, als die Universität Würzburg die Wahl Dalbergs zum Coadjutor von Mainz mit einer öffentlichen Feier beging und O. die Festrede hielt. Franz Ludwig fühlte sich durch einige Aeußerungen in dieser Rede, welche, wie er meinte, Dalberg auf seine Kosten rühmte und jenem gleichsam die intellectuelle Urheberschaft der von dem Fürsten durchgeführten Reformen zuschrieb, schwer gekränkt und unterließ nicht sich O. gegenüber ausdrücklich dagegen zu verwahren und den schwer empfundenen Irrthum schriftlich zu berichtigen. O. ließ sich durch Vorgänge dieser Art übrigens in seinem Thun und Lassen in keiner Weise beirren. Es begreift sich, daß, seitdem er sich in der Heimath so wenig verstanden sah, er seine im nördlichen Deutschland angeknüpften Verbindungen noch sorgfältiger pflegte; Jena, Weimar, Gotha und Göttingen waren im besonderen die Orte, wohin dieselben reichten; Männer wie z. B. in erster Linie der ältere Eichhorn, weiterhin Meiners, Böttiger u. s. w., waren es mit welchen er am häufigsten correspondirte; auch die Caroline Böhmer und später sogar auch der constitutionelle Bischof Gregoire befinden sich in dieser Reihe. Aber auch zu dem münster'schen Kreise, der Fürstin Gallitzin, dem Domdechant Spiegel von Desenberg u. A. trat er bald in nähere Beziehungen. Die oben genannten Städte hat er auch wiederholt besucht. Wenn, wie man gemeint hat, hierbei Oberthür's Eitelkeit ein wenig im Spiele war und er sich in der Rolle gefiel, zwischen dem Norden und Süden,

den Katholiken und Protestanten freundliche Beziehungen herzustellen, so wäre das wohl die geringere Schwäche, die man ihm vorzuwerfen hätte, und zugleich für jene Zeit nicht der einzige Fall der Art. Auch seine litterarische Thätigkeit ruhte in diesem Jahre mit nichten. Sie war zum Theile populärer Natur, wie die Biographie des Würzburger Professors Adam Ulrichs (zuerst 1784 erschienen), die Lebensbeschreibung eines Mannes, der weniger als Gelehrter und Lehrer, als durch seine Cultur der Landwirthschaft und andere noch weniger interessante Eigenthümlichkeiten sich bemerkbar gemacht hatte. Wichtiger war Oberthür's „Idea biblica ecclesiae Dei", von welcher im J. 1790 der 1. Band, 1799 der 2. Band, der 6. und Schlußband aber erst 1821 veröffentlicht wurde. Es war dies ein Versuch zu einer neuen Grundlegung der Theologie, getragen von dem Gedanken einer biblischen Idee der Kirche, der jedoch von Seite der wissenschaftlichen Vertreter der Kirche in jenen und in späteren Jahren nur eine abfällige Beurtheilung gefunden hat. Eine Neigung zu kosmopolitischer Religionsmengerei und Mangel an Vertrautheit mit dem Geiste und Inhalte der kirchlichen Lehrtradition u. dgl. hat man noch in neuester Zeit daran getadelt. War ja doch auch schon der 2. Band von der Censur in Würzburg beanstandet worden und hatte auswärts gedruckt werden müssen. Nebenher fühlte sich Oberthür durch seinen gut fränkischen Patriotismus auch zu Streifzügen in das Gebiet der fränkischen und würzburgischen Geschichte veranlaßt. Sein „Taschenbuch für Geschichte, Topographie und Statistik Frankenlands", besonders dessen Hauptstadt Würzburg erschien in mehreren Jahrgängen 1795 bis 1797, verfolgte aber nur praktische und populäre Zwecke. Im J. 1802 ließ er die Biographie seines Freundes, des bereits erwähnten Geschichtschreibers M. J. Schmidt an das Licht treten, die zwar dessen Bedeutung als Historiker nicht feststellte, aber immerhin einen dankenswerthen Beitrag zu seiner Lebensbeschreibung und Charakteristik lieferte.

Der im J. 1795 erfolgte Tod Franz Ludwig's von Erthal und die Nachfolgerschaft Georg Karl von Fechenbach's hatte an der allgemeinen Stellung Oberthür's wenig geändert. O. war mit dem neuen Fürstbischof von früher her befreundet und unterließ es nicht, als die Stimmung in Würzburg sich dem neuen Fürsten wenig entgegenkommend erwies, öffentlich in einer Predigt ihm die Wege zu ebenen. Die Regierung G. K. v. Fechenbach's als eines weltlichen Fürsten hat bekanntlich nur bis zum J. 1803 gedauert; infolge der Säcularisation ging das Hochstift Würzburg an Kurbaiern über. Diese Umwälzung drohte nun auch noch dazu ganz unerwarteter Weise, empfindlich in das Schicksal Oberthür's einzugreifen. Die kurbaierische Regierung schritt nämlich unter anderen Reformen zu einer vollständigen Umgestaltung und Erneuerung der Würzburger Universität und zwar in einer recht gründlichen Weise, die von dem alten Bau keinen Stein mehr auf dem andern ließ. Manche der Professoren aus der fürstbischöflichen Zeit fielen dieser Reorganisation zum Opfer und darunter befand sich zur höchsten Ueberraschung auch O. Daß eine Regierung der Aufklärung einen so ausgesprochenen Mann der Aufklärung fallen ließ, mußte mit Recht befremden, und noch heutzutage bleibt jenes Vorgehen dunkel, wenn man nicht annimmt, daß die leitenden Geister der Reorganisation, wie z. B. Schelling, ihn für wissenschaftlich zu gering hielten. Dem sei jedoch wie ihm wolle, O. empfand den Schlag um so härter, je weniger er darauf gefaßt gewesen war, und die Tröstungen namentlich seiner auswärtigen, norddeutschen Freunde mochten ihm ein geringer Ersatz für die erlittene Kränkung dünken. Er war jedoch keineswegs gemeint, sich dabei zu beruhigen und richtete u. a. ein Schreiben an den Staatsrath v. Zentner in München, in welchem er sich in lebhaftem Tone und Selbstgefühl über die erfahrene Zurücksetzung beklagte. In diese Zeit fällt die E[illegible]ung seiner Schrift „die Baiern in Franken und die Franken in Baiern" [illegible]berg 1804), und

die Vermuthung legt sich nahe, daß sie von dem Wunsche ihres Verfassers auf die Stimmung in München für seine Person fördernd einzuwirken, eingegeben war. Wie dem sein mag, sein Wunsch wurde erfüllt, er wurde am 28. April 1804 wieder angestellt und der theologischen Section eingereiht, denn die Facultäten alter Ordnung waren ja aufgehoben worden und katholische und protestantische Theologen in ein und derselben Section vereinigt. An dieser Combination hat O. wohl am wenigsten Anstoß genommen; er hat dann auch als Decan im J. 1805 einem protestantischen Gelehrten das Doctorat der Theologie ertheilt. Im übrigen ist seine Wirksamkeit als Lehrer in der Dogmatik auch in diesen Jahren nicht groß gewesen. Um so eifriger lebte er seiner Vorliebe zur Förderung gemeinnütziger Interessen, und wenn man ihm auch eine gewisse Anlage zur Projectenmacherei nicht bestreiten kann, so muß man zugleich zugeben, daß sich darunter höchst zeitgemäße und lebensfähige befanden und daß er durch die Betreibung derselben zum Wohlthäter seiner Vaterstadt geworden ist. So hat er noch in der Zeit Franz Ludwigs v. Erthal den Anstoß zur Gründung einer Lesegesellschaft gegeben, als deren letzte und reifste Frucht wir die Gesellschaft „Harmonie" zu begrüßen haben, auf welche die Stadt Würzburg stolz zu sein Ursache hat. So verdankt ihm der sog. „polytechnische Verein" seine Entstehung, eine für die Bildung des Gewerbe- und Handwerkerstandes unendlich segensreiche Anstalt. Auch mit der Hebung des Theaters scheint er sich gerade in diesen Jahren (1803—1806) und zwar in höherem Auftrage abgegeben zu haben. Schon dem Fürstbischof Franz Ludwig hatte er zum Zweck der Förderung der Sittlichkeit u. a. die Gründung eines Theaters vorgeschlagen, aber bei der bekannten Aengstlichkeit des Fürsten damit keinen Anklang gefunden. Es ist möglich, daß unter G. K. v. Fechenbach in kleinen Gränzen das s. Z. von Adam Friedrich v. Seinsheim unterhaltene Hoftheater wiederhergestellt wurde und O. dabei zugezogen wurde. In der sogen. ersten bairischen Zeit aber wurde ein öffentliches Theater in Würzburg, es scheint unter staatlicher Mitwirkung, geschaffen und an der Leitung desselben nahm O. „auf höheren Befehl", wie er sagt, wenigstens eine Zeit lang Antheil. Das Ende der baierischen Herrschaft im J. 1806 und die Schöpfung des „Großherzogthums Würzburg" unter dem ehemaligen Großherzog Ferdinand von Toscana hatte in der ersten Zeit keine Aenderung in Oberthür's Stellung im Gefolge; aber als im J. 1809 eine im restaurativen Sinne gehaltene Umgestaltung der Universität und der von der baierischen Regierung getroffenen Einrichtungen beliebt wurde, traf das Loos der Beseitigung auch den Repräsentanten der theologischen Aufklärung; O. wurde in den Ruhestand versetzt, und ist seitdem, trotz der dauernden Wiederkehr der baierschen Regierung im J. 1815, als akademischer Lehrer nicht wieder reactivirt worden. In seiner Weise thätig zu sein, hörte er freilich nach wie vor nicht auf. Noch im J. 1807 hatte er ein neues theologisches Werk begonnen, die „biblische Anthropologie", die im J. 1810 in 5 Bänden abgeschlossen wurde. Sie behandelt „die gesammte biblisch-dogmatische Lehre vom Menschen in theologisch-speculativer Darstellung und will die Idee des Reiches Gottes zur Darstellung bringen". Sie gilt für Oberthür's bestes Werk, wie fachmännische Stimmen sagen, das zwar nicht frei von Mängeln ist wie sie allen seinen Schriften anhängen, aber das Verdienst hatte, in seiner Zeit anregend zu wirken und einen achtungswerthen Versuch enthielt, die kirchlich dogmatische Lehre vom Menschen dem allgemeinen Verständniß der Gebildeten näher zu rücken. In diesen Jahren nicht ganz freiwilliger Muße entstand in O. u. a. Projecten auch der Gedanke der Gründung einer „poetischen Gesellschaft" oder einer „Dichter-Akademie", die freilich nicht Gestalt gewonnen hat. Die Gründung einer Zeitschrift „Aurora", zu welcher O. den Anstoß gegeben und die Abfassung seiner Schrift „die Minne-

und Meistersänger aus Franken" ꝛc. (Würzburg 1818) verdanken jenem Plan ihren Ursprung. Die Vorrede zu dieser Schrift ist so recht bezeichnend für den nie ruhenden Geist dieses Mannes, wenn auch der darauf folgende Entwurf zu einem vaterländischen Geisterdrama keine große Vorstellung von seiner poetischen und dramatischen Anlage erweckt. Daß Heinrich Voß den von der bairischen Regierung (1804) an ihn ergangenen Ruf nach Würzburg nicht annahm, bedauert O. vor allem auch darum, weil er sich an dem Wahn ergötzt hatte, Voß würde der Mittelpunkt einer fränkischen Dichterschule geworden sein und hätte eine neue Epoche der fränkischen Litteratur- und Culturgeschichte begründet. Eine für O. erfreuliche Gestaltung seiner äußeren Lage trat im J. 1821 ein, als er durch den König Max I. von Baiern bei Gelegenheit der Reorganisation des Bisthums Würzburgs zum Mitglied des Domcapitels ernannt wurde, mit der besonderen Zugabe, daß er darum seine Pension als ehemaliger Professor aus besonderer Gnade nicht verlor. Die noch übrigen 10 Jahre seines Lebens füllte er mit der Fortsetzung seiner uns bekannten Gewohnheiten aus. Theils beschäftigte ihn die Vollendung bereits angefangener Schriften, wie z. B. „die theologische Encyclopädie", theils die zahlreiche Correspondenz, theils Reisen zu seinen Freunden, darunter eine letzte nach Thüringen, bez. nach Weimar, bei welcher Gelegenheit ein Besuch bei Goethe allerdings nicht mit der freundlichsten Aufnahme erwiedert wurde. Auch sonst versäumte Oberthür, selbstgefällig wie er war, keine Gelegenheit, öffentlich hervorzutreten. Im J. 1823 wurden es 50 Jahre, seit er zuerst den Lehrstuhl bestiegen hatte; allerdings war dieses halbe Jahrhundert insofern nicht voll, als er seit 1809 in den Ruhestand versetzt war. O. hielt es indeß gleichwohl für angezeigt, daß das Gedächtniß dieser Feier nicht unbeachtet vorüberginge und regte, da dieß sonst Niemand that, selbst die Angelegenheit bei dem akademischen Senate an und erbot sich, auch selbst die Festrede zu halten. Das Entgegenkommen des Senates war jedoch wenig ermunternd, schon weil dieser die Jahre der Quiescenz nicht mit zählen wollte, und es scheint, daß O. sich mit einer Feier im verkleinerten Maßstabe bescheiden mußte. Seine Verdienste um die Universität waren bei Licht besehen auch nicht die größten, um so größer und unverkennbarer waren sie für die Stadt, für welche er durch sein gemeinnütziges Streben sich ein unvergängliches Andenken gegründet hat, das bis auf den heutigen Tag unversehrt fortlebt. Bei manchen Schwächen vertrat O. überhaupt durch seine humane und aufopfernde Gesinnung die Sache der Menschheit, so daß man am Ende doch sagen darf, daß eine große edle Seele in dem oft verkannten Manne lebte. Seine wahrhaft menschenfreundliche Gesinnung hat er noch durch seine letztwillige Verfügung documentirt, kraft welcher er sein trotz seiner fortgesetzten Wohlthätigkeit erübrigtes nicht unbedeutendes Vermögen zu Gunsten dürftiger Handwerker und Armenstiftungen vermachte. So möge denn auch sein Angedenken in Segen bleiben!

Oberthür's litterarischer Nachlaß mit der Passivcorrespondenz und die Selbstbiographie Oberthür's in Händen der Universität Würzburg. Senatsacten der Universität W. — Gelehrten- und Schriftstellerlexikon der deutschen kath. Geistlichkeit. 2 Bde. Herausgeg. v. Waitzenegger (Landshut 1820) S. 71 bis 80 (der Art. scheint von O. selbst herzurühren). — Kirchenlexikon von Wetzer und Welte, 7. Bd. S. 680—688. — A. Ruland, Series et Vitae Professorum SS. Theologiae Wirceburgg. Wirceb. 1835 (S. 167—178). — K. Werner, Geschichte der katholischen Theologie (München 1866) S. 257. 273. 370. — J. C. Schwab, Franz Berg ꝛc. (Würzburg 1869) stellenweise, besonders aber S. 235—251. — Joh. Friedrich Schulte, Karl Friedrich Eichhorn. (Stuttgart 1884) S. 17. — Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte, III. S. 177—196.

Wegele.

Obladen: Peter O., Doctor beider Rechte, Domchorvicar zu Augsburg, soll daselbst 1717 geboren und am 18. August 1801 gestorben sein. Er war früher Mitglied des regulirten Chorherrnstiftes St. Michael zu den Wengen in Ulm, wo er um 1762 das Amt des Bibliothekars und um 1766 die Würde des Subdecans bekleidete. Bald darauf scheint er — unbekannt aus welchen Ursachen — säcularisirt worden zu sein; denn in der vom 13. Juli 1772 datirten Approbation seiner Uebersetzung von Liguori's „Vollkommener Weltpriester“ wird er ausdrücklich „sacerdos modo saecularis“ genannt und auf dem Titelblatt dieses Werkes stellt er sich selbst ohne Erwähnung des Wengenklosters als „päpstlicher Protonotar und Benefiziat an der Augsburger Kathedrale“ vor. Er war ein fruchtbarer, aber wenig origineller Schriftsteller; denn außer einigen Predigten und Erbauungsschriften sind seine Bücher nur Uebersetzungen ausländischer Autoren, wie Muratori, Carraccioli, Seniscalchi, Liguori u. a., doch insofern nicht ohne Verdienst, als er damit der damaligen theologischen Oberflächlichkeit und seichten oder ungläubigen Aufklärung einige der besseren Widerlegungen des Auslandes entgegenstellte und überhaupt einige bedeutendere theologische Autoren dem katholischen Deutschland zugänglich machte.

Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften mit wenigen biographischen Notizen bei Clem. Al. Baader, Lexikon verstorbener baierischer Schriftsteller des 18. und 19. Jahrh., I. 2. S. 95, hauptsächlich nach Rotermund V, S. 897. Neuere Litterarhistoriker nennen ihn irrthümlich Beda Obladen.

Ant. Weis.

Obmaus: Franz Karl O. (auch Obenaus und ähnlich geschrieben), königlich polnischer und kurfürstlich sächsischer Generallieutenant, oberster Haus- und Landzeugmeister, Herkunft unbekannt, erscheint, „nachdem er die Ingenieur- und Feuerwerkskunst aus dem Grunde erlernt hat“, in der Geschichte zuerst im J. 1703, wo er als k. k. Stückhauptmann bei der Armee des Generals Heister, als diese Kufstein belagerte, in der Nacht zum 29. October „mit absonderlicher Geschicklichkeit und Stille“ auf Schiffen einen 276 Schritt langen Laufsteg um den Schloßfelsen über den Inn schlug und dadurch wesentlich zur Eroberung der Stadt beitrug, welche freilich bald nachher, als Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern zum Entsatz nahte, wieder aufgegeben werden mußte, weil es nicht gelungen war das Schloß zu nehmen. 1704 focht O. bei Höchstädt; in den folgenden Feldzügen des spanischen Erbfolgekrieges befand er sich bei der Armee am Rhein. Von seinen Erfindungen im Gebiete der Waffenlehre durfte er 1711 vor Kaiser Josef I. eine Probe ablegen, wobei er „mit 28 Schüssen aus einer Kanone in vier Minuten und mit 14 Schüssen aus einer Flinte auf 70 Schritt durch ein gedoppeltes Brett schoß“. Nach des Kaisers Tode trat er als Oberst und Commandeur der Artillerie in den Dienst König August des Starken und commandirte diese 1713 vor Stettin, sowie 1715 vor Stralsund. Als hier der preußische General Kühle am 9. December gefallen war, übernahm O. die Oberleitung des artilleristischen Angriffs. Seine vortrefflichen Leistungen veranlaßten König Friedrich Wilhelm I. ihn „mit vielem Empressement“ zum Uebertritt in preußische Dienste aufzufordern; 6000 Thaler Gehalt und der Rang eines Generalmajors wurden ihm angeboten; O. lehnte indessen ab. Als er dem König August die den Sachsen aus der Kriegsbeute zugefallenen Trophäen überbrachte, ernannte ihn dieser am 14. März 1716 zum Generalmajor von der Infanterie. Er entwickelte nun in seinem artilleristischen Dienstverhältnisse große Thätigkeit; 1730 war er im Lager von Mühlberg; als 1734, nach König August III. Thronbesteigung, der polnische Erbfolgekrieg ausbrach, commandirte er bei des Herzog Joh[illegible]lf von Sachsen-Weißenfels Armeecorps die Artillerie vor Danzig,

ward in demselben Jahre Generallieutenant, starb am 19. October 1735 zu Dresden und ward im Kloster Graupen beerdigt. Bei den sächsischen Bataillonsgeschützen versah er die Laffeten mit einer von ihm erfundenen Richtmaschine, mittelst deren man zugleich das Geschütz auf die Achse der Laffete herunterfallen lassen konnte, so daß ein Ansetzen der Ladung nicht erforderlich war, man nannte die Geschütze daher „Geschwindstücke". Die Schnelligkeit im Kartätschfeuer, welche hierdurch ermöglicht war, kam den sächsischen Truppen bald nachher im Türkenkriege von 1737 am Timok sehr zu statten.

Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen, Kriegsjahr 1703, Wien 1878. — v. Hoyer, Geschichte der Kriegskunst, Göttingen 1799. — Der General-Archivarius auf das Jahr 1735 von M. R.(anft), Leipzig 1735.

B. Poten.

Obrecht: Georg O., Rechtslehrer und juristischer Schriftsteller, geb. zu Straßburg am 25. März 1547, † daselbst am 7. Juni 1612. Als der flüchtige Glanz Wittenbergs zu erbleichen begann, übernahm Straßburg die geistige Führung des protestantischen Deutschlands. Hier war es neben Giffen und Gothofredus hauptsächlich O., welcher den Ruhm der Straßburger Akademie begründete, der sich unter deren Schülern und Nachfolgern J. Meier, Bitsch, Lokamer, Tabor u. a. bis etwa zum Tode Böcler's († 1711) erhielt. — Thomas O., aus einer rathsfähigen Familie Schlettstadt's hervorgegangen, war Syndikus der Reichsstadt Straßburg und hatte vier Söhne, von welchen zwei Medicin, zwei, Heinrich, nachmaliger Consulent Straßburgs, und unser Georg die Rechte studirten. Letzterer empfing seinen ersten Unterricht in seiner Vaterstadt und besuchte dann 1565 die Tübinger Hochschule. Dort hörte er nach Vollendung eines dreijährigen philosophischen Cursus juristische Vorträge und wandte sich dann (1570) nach Frankreich, um in Besançon, Dole und Orleans — hier unter Molinäus. (s. A. D. B. XXII, 96) — die begonnenen Studien fortzusetzen. Durch die Verfolgungen, von welchen die Protestanten unmittelbar nach der Bartholomäusnacht (vom 23. auf 24. August 1572) in ganz Frankreich bedroht waren, gerieth O. zu Orleans in dringende Lebensgefahr und mußte mit Zurücklassung seiner werthvollen Büchersammlung nach der Heimath flüchten. Niedergeschlagen dort angelangt, trug er sich mit dem Gedanken die kriegerische Laufbahn einzuschlagen. Allein seine Vorliebe zu den Wissenschaften behielt die Oberhand. Nach Anschaffung einer zweiten Büchersammlung bezog er 1574 Basel, promovirte dort am 13. Mai desselben Jahres mit mehreren Candidaten als Doctor beider Rechte und wurde im August des folgenden Jahres in Straßburg Professor der Rechte, welches Amt er bis an sein Lebensende (1612) volle 37 Jahre ehrenvoll bekleidete. Am 12. Mai 1577 wurde er außerdem Canonicus, am 11. März 1589 Propst bei St. Thomas, 1595 Rector der Akademie, 1598 städtischer Advocat und Consulent, am 7. September 1604 erfolgte durch Kaiser Rudolph II. dessen Erhebung in den erblichen Adelstand des Reiches, endlich am 19. November 1609 die Verleihung der Pfalzgrafenwürde. Obrecht's erste Gattin Barbara war eine Tochter des Straßburger Theologen Marbach, wodurch er mit Giphanius (Hubrecht v. Giffen) verschwägert wurde, welcher 1573 Barbara's Schwester Margaretha geheirathet hatte; in zweiter Ehe nahm O. Ursula, eine Tochter des Arztes Ulrich Gesius, eine verwittwete Winter, zur Frau. Während Obrecht's Lehrthätigkeit nahm der Besuch Straßburgs in erfreulicher Weise zu und fanden sich insbesondere häufig junge Leute aus vornehmen Ständen des nördlichen Deutschlands ein, um unbeirrt vom Kriegslärme die Wissenschaften zu pflegen. Einfluß auf die erhöhte Frequenz mag auch die neue Lehrart, welche sich dort Bahn brach, geäußert haben, nach welcher statt der bisherigen, rein exegetisch-dogmatischen Behandlung des Stoffes die Schüler zu selbstthätiger

systematischer Quellenbearbeitung angehalten wurden, woran sich erläuternde Prüfungen reihten. — In Folge seiner umfassenden Gelehrsamkeit stand O. bei mehreren Reichsfürsten, bei Herzog Julius von Braunschweig, bei den Herzögen von Sachsen-Weimar, Würtemberg und Meklenburg, wie auch dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz in hohem Ansehen. Letzterer trug ihm deshalb eine Assessorstelle am Reichsgerichte zu Speyer an, welche O. jedoch gleich früheren Anerbietungen nach Heidelberg und Helmstädt dankend ablehnte.

O. hat seine vieljährige Lehrthätigkeit auch zu schriftlichen Arbeiten benutzt und durch zahlreiche gediegene Abhandlungen über Gegenstände des Civilrechts, der römischen Rechtsgeschichte und des Lehenrechtes in der juristischen Litteratur einen Namen von gutem Klange erworben, zugleich durch seine volkswirthschaftlichen Arbeiten das Interesse der Nationalökonomen auf sich gezogen. Zu seinen frühesten Arbeiten gehört die „Oeconomia tit. C et D de transactionibus" (Argent. 1579 4°), eine aus sieben Capiteln bestehende, systematische Abhandlung über den Vergleich; dann die „Methodica tractatio tit. C. et D de acquir. poss. etc." (Argent. 1580), welche Savigny in seinem Rechte des Besitzes (7. Aufl. S. 11) sowohl wegen der natürlichen Anordnung als wegen der richtigen Ansichten eine sehr brauchbare Schrift nennt. Indeß hat O. zu Lebzeiten nur einige kleinere Arbeiten veröffentlicht, Disputationen und Tractate. Einiges wurde wider seinen Willen nach seinen Dictaten herausgegeben, so z. B. „Disputationes", Ursellis 1604 4° und „Tractatus feudalis", Francof. 1606; indessen soll letzterer nach Erklärung des Sohnes, Joh. Thomas O., gar nicht von seinem Vater verfaßt sein. — 1579 gab der Jurist Stephan Berchthold mit Obrecht's Genehmigung „Exercitium juris practicum etc." (Argent. 1585. 4°), ein eigenthümliches Schriftstück heraus, weil in demselben zum besseren Verständnisse der Studirenden die actio commodati mit dem betreffenden Theile des römischen Processes in dramatischer Form verhandelt wird. In dem vorgedruckten Programme ladet der Universitäts-Rector unter genauer Aufzählung der Mitwirkenden die Studirenden zur Vorstellung des processualen Exercitium am Tage nach Georgi Morgens 8 Uhr (also am 25. April 1585) feierlich ein. Um dieselbe Zeit schrieb O. ein zweites exercitium unter dem Titel „exercitium juris antiqui ad intellectum l. un. C. de pedaneis judicibus", worin das altrömische Proceßverfahren genau nach den Quellen dramatisirt ist. Aus der Vorrede der Weber'schen Ausgabe entnehmen wir, daß dieses exercitium unter Obrecht's Leitung von 10 meist adeligen Studenten in auditorio juridico gegeben wurde. Gelegentlich einer Neuauflage des exerc. juris pract. im Jahre 1597 fügte O. ein weiteres hinzu: „de poena militis qui exubias in castro parum diligenter egit", das am Johannistage 1597 Morgens 8 Uhr im „neuen Auditorio" von 21 Studenten gespielt wurde, deren Namen angegeben sind. Diese exerc. waren ihrer Zeit beliebt, und wurden öfters gedruckt. So veranstaltete Imm. Weber (Gissae et Francof. 1722) eine neue mit Erläuterungen versehene Ausgabe des exerc. jur. antiqui und Dr. J. de Wal erwähnt in seinen „Beiträgen" S. 77 bezüglich des exerc. jur. pract. eine Ausgabe des hamburger Advocaten Joh. Heinr. Rassor (1726), welche wegen ihrer gründlichen Noten im vorigen Jahrhundert sehr geschätzt gewesen. Die exercitia gelangten an mehreren Hochschulen zu wiederholter Aufführung; so wissen wir, daß noch am 19. Jan. 1737 zu Rostock im Hause des Prof. Mantzel eine solche Aufführung stattfand, wobei der nachmalige Prof. D. Nettelblatt (s. A. D. B. XXIII, 461) die Beklagtenrolle spielte. Nach Obrecht's Tode gab dessen Sohn, Johann Thomas, (Rechtsgelehrter und kaiserl. Pfalzgraf zu Straßburg,) mit Druckerprivileg und Dedicationen dortselbst 1617 in Quart vier Tractate seines Vaters heraus: „Tractatus feudalis; de jurisdictione; de juramento calumniae; de litis contestatione". Beide [illegible] sind ausführlichere Bearbeitungen von Abhandlungen,

welche schon früher theilweise gegen den Willen Obrecht's veröffentlicht worden waren. Obgleich nun Joh. Thomas O. sofort nach dem Ableben seines Vaters sich ein kaiserliches Privilegium für dessen Druckschriften erwirkt hatte, so erschien trotzdem ohne seine Genehmigung: „Oeconomia Institutionum Obrechtiana“ Rostock 1617 4°, welches Werk der Sohn ausdrücklich für incorrect erklärte.

Auch Obrecht's volkswirthschaftliche Hauptarbeiten wurden sub secreto, von seinem Sohne gesammelt, 1617 zu Straßburg in Druck gegeben: „Fünff underschiedliche secreta politica von Anstellung, Erhaltung und Vermehrung guter Policey und von billicher, rechtmäßiger und nothwendiger Erhöhung eines jeden Regenten jährlichen Gefällen und Einkommen. Allen hohen und niederen Obrigkeiten besonders des Heyligen Römischen Reichs Ständen in diesen letzten und hochbetrengten Zeiten zum besten gestellt.“ Die Sammlung zerfällt in fünf, zu verschiedenen Zeiten verfaßte Schriften, die jedoch in ihrem Inhalte wesentlich zusammenhängen und läßt der häufige Hinweis auf das corpus juris einen römischen Civilisten als Verfasser erkennen. Von älteren Fachmännern wird hauptsächlich der geistreiche Johannes Bodinus citirt. Die Sprache ist breit, schwülstig und werden in die langen Perioden ohne Grund lateinische Sätze eingeflochten. Die erste Abhandlung: „Discursus bellico-politicus etc.“ ist ein vom Kaiser in Folge einer 1590 gehaltenen akademischen Disputation, 1604 verlangtes Gutachten. Prof. Roscher hat in einem längeren Aufsatze in den historisch-philologischen Abhandlungen der königlich sächsischen Gesellschaft IV. 1865. S. 277 u. f. (welcher Aufsatz im Wesentlichen in dessen „Geschichte der National-Oekonomik in Deutschland“ überging, S. 152 u. f.) Oberg's Arbeiten unter kurzer Inhaltsangabe einer genauen kritischen Beleuchtung unterworfen, und gelangt bezüglich der wissenschaftlichen Bedeutung dieser Schriften (S. 157 u. 58) zu dem Ergebnisse, daß O. zu jenen geschichtlich bedeutenden Männern gehörte, „in denen die Eigenthümlichkeit ihrer Zeit mit besonderer Schärfe entwickelt, gleichsam personificirt ist. Und haben namentlich zwei Hauptrichtungen jener Zeit in ihm Gestalt gewonnen; die Anlehnung des westlichen — zumal reformirten Deutschlands an Frankreich und England, sowie damit zusammenhängend der wälsche Regalismus und Realismus in der Staatshaushaltung.“ Ein reiches, allerdings nicht vollständiges Schriften-Verzeichniß bei Lipen und Adam. J. Brunn hat Oberg's Brustbild (8°) in Kupfer gestochen; auch bei Freher findet sich pag. 979 ein solches. —

Marcus Florus, oratio parentalis, welchen alle späteren, Adamus, Sincerus, Jöcher, Leipz. allg. Lex. ꝛc. benützten. — Stintzing, Gesch. d. deutsch. Rechtswissensch. I. 672—76. — Roscher a. a. O. S. 152—158.

Eisenhart.

Obrecht: Jacob O. (Obret, Obrech, Obreth, Hobrecht), einer der bedeutendsten älteren nord-niederländischen Componisten, über dessen Leben erst in der jüngsten Zeit Documente aufgefunden sind, die einiges Licht auf dessen wunderbare Wechselfälle werfen. Als sein Geburtsort wird von den Einen Utrecht, von Anderen Brügge angegeben, doch besitzen wir bis jetzt noch keine entscheidenden Beweise für die eine oder die andere dieser Städte. Ebenso beruht das Jahr 1430 seiner Geburt nur auf Muthmaßung und ist nach den in neuerer Zeit gefundenen Documenten jedenfalls zu früh angesetzt. Die erstere sichere Nachricht über seinen Aufenthalt und seine Stellung erhalten wir durch Erasmus von Rotterdam, der einst dem Glarean erzählte, daß er als achtjähriger Knabe im Jahre 1475 unter Obrecht's Leitung Sängerknabe an der Kathedrale in Utrecht gewesen sei, wie Glarean in seinem „Dodecachordon“ p. 256 mittheilt. Durch Houdoy's Forschungen in den Archiven der Kathedrale zu Cambray (Paris 1880), erfahren wir, daß sich O. von 1483—1485 als Singschuldirector

daselbst aufgehalten hat. Straeten im 3. Bde. seiner Musique aux Pays-Bas, p. 181—190, widmet ihm eine ganz besondere Aufmerksamkeit, und wenn auch manche seiner Schlüsse in Folge seiner bekannten sanguinischen Art unhaltbar sind, so sind doch die wortgetreu mitgetheilten Documente von großem Werth. Nach diesen wird O. von 1489—1490 als Priester und „Cantor" an der Kirche St. Donatien zu Brügge angeführt. Unter Cantor verstand man damals stets einen Sänger, man kann sich nicht verhehlen, daß es als ein befremdlicher Rückschritt erscheint, wenn O., der schon an zwei so bedeutenden Kirchen Capellmeister gewesen war, nun wieder zum Sänger herabsteigt, der unter eines anderen Leitung steht! Er rückt zwar am 22. November 1490 bereits zum Succentor, d. i. zum Sängermeister an derselben Kirche herauf, und es ließe sich also die erstere Stellung etwa als ein Warteposten auffassen. Am 8. August 1491 starb der Sängermeister Jacques Barbireau an der Kathedrale zu Antwerpen, und O. bewarb sich um die Stelle. Nachdem er bis zum Jahre 1492 den Posten probeweise neben einigen anderen Bewerbern bekleidet hatte, wurde er 1492 definitiv ernannt. Hier erst scheint er auf der Glanzstufe seines Lebens angelangt zu sein, denn die alten Rechnungsbücher der Kathedrale erzählen in ihren trockenen und dennoch lehrreichen Zahlen von Festlichkeiten mit fremden Gästen, die zu Ehren des Meisters veranstaltet wurden und zu denen von nah und fern die Verehrer herbeikamen. Bald nach 1492 übernahm er noch an der Capelle „de la Vierge" die Leitung des Sängerchores und erhielt von derselben Kirche 1494 die Pfründe „Sancti Judoci prima", die ihm sein Einkommen um ein Bedeutendes erhöhte. Die Rechnungsbücher berichten auch von öfterer Dienstbehinderung Obrecht's, sodaß sogar mehreremale ein Vertreter ernannt werden mußte; theils hielt ihn Krankheit von den Amtspflichten ab, theils aber auch größere Reisen. Am 31. December des Jahres 1498 befindet er sich wieder in Brügge und wird dort vom Domcapitel zum Capellmeister an der Kathedrale feierlichst ernannt. Wie sich dies mit seiner Stellung in Antwerpen vertrug oder ob er dieselbe zeitweise niederlegte, ist noch in Dunkel gehüllt. Wir wissen nur so viel, daß er bis zum September 1500 sich in Brügge aufhielt und 1501, sowie 1504 wieder in Antwerpen seines Amtes waltete. Ueber die letzten Jahre seines Lebens, sowie über einen Aufenthalt in Italien, der, obwohl von Zeitgenossen bezeugt, sich doch bisher in keiner Weise nachweisen ließ, sind wir jetzt durch Straeten's Forschertalent auch ins Klare gesetzt. Trotz der Kränklichkeit Obrecht's, oder vielleicht grade wegen seiner Kränklichkeit, um Heilung zu suchen, ging er 1504 nach Italien und ließ sich am Hofe zu Ferrara nieder, wird sogar in dem hierauf bezüglichen Actenstück „Sänger des Herzogs" genannt. Hier ereilte ihn ganz plötzlich der Tod, indem er ein Opfer der im Jahre 1505 auftauchenden Pest wurde. Sein Besitzthum fiel dem Krankenhause zu, und die Eintragung darüber in die Register desselben hat uns allein Kunde von seinem Aufenthalte in Italien und von seinem Tode daselbst gegeben. — Wir wollen uns nicht verhehlen, daß in die bis jetzt aufgefundenen Documente noch wenig Zusammenhang zu bringen ist und es sogar fast den Anschein hat, als wenn man es mit zwei Personen zu thun hat, die den gleichen Namen trugen. So führt z. B. Lausens in seiner „Geschiedenis van Thourout" an, daß 1514 ein Jacob O. zum Propst daselbst ernannt wurde. Straeten will von solchem Actenstück nichts wissen und hält die Nachricht geradezu für einen Irrthum von Lausens, ohne zu bedenken, daß damit doch möglicherweise ein anderer O. gemeint sein könnte, der mit der Musik wahrscheinlich gar nichts zu thun hat. Weit mehr Zweifel erregen dagegen wie schon bemerkt jene Documente, die O. als Singschuldirector in Cambray und Priester und Sänger in Brügge erwähnen und dann nicht minder das zweite Auftauchen Obrecht's in Brügge als Capellmeister. Die

letzten zehn Jahre haben so viel neues Urkundenmaterial ans Tageslicht gefördert, daß wir wohl hoffen dürfen, durch einen glücklichen Fund auch über dieses Meisters Lebensgang noch einmal besser belehrt zu werden. Ueber Obrecht's Tod besitzen wir übrigens noch eine zweite Beglaubigung, welche die oben mitgetheilte soweit unterstützt, daß das Jahr 1505 unumstößlich feststeht und zugleich die Identität des Antwerpener mit dem zu Ferrara gestorbenen O. so gut wie erwiesen ist. Denn die Pfründe Sancti Judoci wurde nach den Acten aus den Jahren 1506—1507 einem Gerard Gysels zuertheilt, „vacantis per obitum magistri Jacobi Obrecht", wie es am Schluß derselben heißt.

O. wird zuerst von Gafor in seiner „Practica Musica" von 1496 als bedeutender Componist erwähnt; spätere Theoretiker des 16. Jahrhunderts schließen sich dem an und feiern ihn als einen der größten Meister, so Sebald Heyden, Glarean, Herm. Finck u. a. O. ist wohl nur zwanzig Jahre jünger anzusetzen als Okeghem, der Altvater der niederländischen Schule. Was Okeghem begann, setzte O. in genialer Weise fort und entwickelte es bis zu hoher Vollendung. Trotz der Herbigkeit die noch in seinem Ausdrucke vorherrscht und die dem Okeghem'schen kaum etwas nachgiebt, ist seine Harmonie doch schon entwickelter und streift manchmal an die Süßigkeit späterer Zeit. Seine Motive sind oft so melodiös und charaktervoll, so kraftvoll und sich mächtig emporschwingend, daß man wohl begreift, warum ihn seine Zeitgenossen so hoch stellten. Die Spitzfindigkeiten der sich entwickelnden niederländischen Schule finden an ihm einen hochbegabten musikalischen Rechenkünstler, der seinen Zeitgenossen durch eine räthselhafte Art die Stimmen zu notiren, indem er einer einzigen Stimme 2, 3 ja 4 verschiedene Taktzeichen vorsetzte oder durch darübergeschriebene räthselhafte Sprüche anzeigte, wie die Stimme zu singen sei, manche harte Nuß zu knacken gab. Um nur einige Beispiele anzuführen, so schreibt O. beim „Patrem" der „Missa super L'omme armé" über den Tenor die Verse:

Ne sonites lycanosypaton
Sume in proslambanomenos.

d. h. man muß von einer anderen Note anfangen, als bei dem vorhernotirten Tenor und von dieser Note aus alle Intervallschritte der ersten Notirung gemäß ausführen. In der „Missa super Graecorum" heißt es beim zweiten „Agnus Dei": „in parypate hypaton aries vertatur in pisces", d. h. man singe auch verkehrt, also von rückwärts nach vorn. Beim „Patrem" derselben Messe: „Digniora sunt priora", das heißt: vor allem ist die in der Notirung vorkommende Longa zu singen, obschon sie der Reihe nach die 53. Note ist, dann die ihr nachfolgende Pausa longa, dann die Breves, deren drei Stück sind, dann die 23 Semibreves und zuletzt die Minima und dazu kommt noch das veränderte Taktzeichen ₵ statt des früheren C. Wenn uns nicht die Theoretiker des 16. Jahrhunderts diese Spitzfindigkeiten erklärt und einen Theil der Sätze aufgelöst hätten, so stände es wahrscheinlich heute schlimm mit unserer Kenntniß dieser Tonsätze! Ambros beschäftigt sich in seiner Geschichte der Musik, Bd. 3, S. 61 u. ff. sehr ausführlich mit diesen Ueberschriften und gibt vortreffliche Erklärungen. — O. erlebte noch die Erfindung des Notendruckes mit beweglichen Typen und hatte die Freude eine Anzahl seiner Werke in den ersten prächtigen Drucken Petrucci's zu sehen. Anfänglich in den Sammelwerken Petrucci's, die 1501, 1503 und 1505 erschienen und dann in einer selbstständigen Sammlung von fünf Messen, die Petrucci 1503 herausgab. Davon finden sich noch 3 Exemplare: zu Berlin und München vollständige Exemplare in 4 Stimmbüchern und in der wiener Hofbibliothek ohne Baßstimme. Die dritte Messe dieser Sammlung über das weltliche Lied „Fortuna desperata" hat die Gesellschaft für niederländische Musikgeschichte in Amsterdam 1880 in Partitur herausgegeben. Leider ist dabei die

vom Verfasser dieser Biographie hergestellte Partitur in moderne Schlüssel umgeschrieben, die in keiner Weise dem alten Stimmumfang entsprechen. Die Messe bietet viele Schönheiten und ist einfacher und klarer gehalten als viele seiner anderen Werke. Es finden sich melodische Motive darin (die Vorrede obiger Partitur-Ausgabe theilt sie in Noten mit), die so schön und innig sind, daß man die vielfachen Längen und wenig ansprechenden Stellen gern mit in den Kauf nimmt. Außerdem hat neuerdings Otto Kade im 5. Bd. von Ambros' Musikgeschichte auf S. 20—46 sechs Tonsätze theils aus Drucken, theils aus Manuscripten herausgegeben, die von wunderbarer Klarheit und Weichheit sind, und man ist erstaunt, O. hier auf einem Felde zu finden, von dem man meint, es sei sonst erst in späterer Zeit angebaut, nämlich dem der Lieblichkeit und des melodischen Wohlklanges. Er ist hier ein völlig anderer als in seinen Messen. In letzteren ganz Niederländer, nähert er sich in den kleineren Compositionen, in den Liedern und geistlichen Gesängen, weit mehr dem Charakter der Italiener. Rob. Eitner.

Obrecht: Ulrich O., Historiker und Jurist, geb. am 23. Juli 1646 zu Straßburg, † am 16. Aug. 1701. Die Familie O. stammt aus Schlettstadt im Oberelsaß und siedelte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts nach Straßburg über, wo verschiedene Mitglieder derselben es bald zu angesehenen Stellungen brachten. Thomas O., Ulrichs Urgroßvater, war Syndicus des Raths, Georg, sein Großvater, Professor der Jurisprudenz an der Universität und Verfasser einer größern Anzahl mehr oder minder bedeutender, heute indeß vergessener juristischer Abhandlungen. Ein Sohn des letzteren, gleichfalls Georg geheißen, war Doctor juris, Advocat und Procurator des kleineren Raths, aber ein übelberüchtigter Mann, der aus Gründen privater Feindschaft gegen den Ammeister Dominicus Dietrich (s. A. D. B. V, 193) denselben durch eine Anzahl böswilliger Pasquille, die er überall in der Stadt ausstreuen ließ, des Verraths der freien Reichsstadt beschuldigte, und nachdem seine Autorschaft durch einen Zufall an den Tag gekommen war, im Februar 1673 enthauptet wurde. Ulrich, das älteste seiner elf Kinder, hatte in Mümpelgard (Montbéliard) das Gymnasium besucht, wo er sich die volle Kenntniß der französischen Sprache angeeignet hatte, die ihm später sehr zu statten kam, und demnächst auf den Universitäten Straßburg, Altdorf und Basel Philologie, Geschichte und Jurisprudenz studirt. Nachdem er — um von verschiedenen Disputationen an diesen Universitäten abzusehen — im Jahre 1666 eine philologische Abhandlung („In M. Tullii Ciceronis somnium Scipionis schediasma“, Argent. 1666) veröffentlicht und im December 1667 seine Inaugural-Dissertation („De restitutione fideicommissorum et imputatione praelegatorum in quartam Trebellianicam“, ebendas. 1667), eine Abhandlung civilrechtlichen Inhalts, in Straßburg vertheidigt hatte, begleitete er als Praeceptor den Sohn eines vornehmen russischen Diplomaten auf einer Reise nach Wien und Venedig, und erhielt, nach seiner Heimath zurückgekehrt und nachdem er sich mit einer Tochter Joh. Heinrich Böclers vermählt hatte, 1676 die von diesem früher bekleidete Professur der Eloquenz und der Geschichte an der Universität, deren Rectorat ihm schon im Wintersemester dieses Jahres anvertraut wurde. Seine zahlreichen kleineren Abhandlungen aus den Jahren 1675 ff. sind zumeist historischen und staatsrechtlichen Inhalts; sie beschäftigen sich mit Vorliebe mit Thematen aus der römischen und deutschen Verfassungsgeschichte und zeichnen sich durch große Formgewandtheit aus; eine oder die andere, so die Abhandlung „De imperii Germanici ejusque statuum foederibus“ (1676) hat durch die Benutzung und Publication ungedruckter Actenstücke aus den reichen Schätzen des Straßburger Archivs einen mehr als vorübergehenden Werth erhalten. Daneben gingen philologische Arbeiten, darunter eine Abhandlung über eine Münze Domitians

(1675) und eine neue Ausgabe der „Scriptores hist. Augustae" (1677) nebenher. Aber erst 1681 trat O. mit einem größeren und umfassenderen Werke auf den Plan: er beabsichtigte eine „Historia rerum Alsaticarum" zu publicieren, welche in vier Bänden die Geschichte und Geographie des Elsaß von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart darstellen sollte; der Plan, wie er ihn darlegte, ist im wesentlichen, wie schon Spach bemerkt hat, derselbe, den später Schöpflin zur Ausführung brachte. Als Einleitung zu diesem großen Werke erschien 1681 „Ulrici Obrechti Alsaticarum rerum prodromus", bestimmt eine Reihe von Einzelfragen in kritischer Erörterung zu lösen und sich mit den Ansichten älterer Schriftsteller auseinanderzusetzen. Die Schrift hatte zugleich ein actuelles Interesse, indem sie einerseits den Umfang der durch den Frieden von Münster begründeten französischen Herrschaftsrechte im Elsaß untersuchte und jede Erweiterung derselben über die einst von Oesterreich ausgeübten Befugnisse bekämpfte, andererseits (und hier nicht ohne eine, schon von Grandidier hervorgehobene fälschende Entstellung einer entscheidenden Urkunde Otto's II. von 982) die völlige und von altersher bestehende Unabhängigkeit der Stadt von bischöflicher Herrschaft behauptete und damit den Ansprüchen, die Frankreich eben wegen jener angeblichen bischöflichen Rechte auch auf die Stadt erhob, entgegentrat. Schon diese Tendenz der Schrift, welche bald nach der Occupation Straßburgs durch die französischen Truppen ihre Confiscation herbeiführte, sollte O. vor dem übrigens durch keine mir bekannt gewordene Thatsache zu begründenden Verdacht schützen, als ob er bei der Auslieferung seiner Vaterstadt an die Franzosen in verrätherischer Weise die Hand im Spiel gehabt hätte. Aber das nachfolgende Verhalten des Mannes war allerdings nur zu geeignet, einen derartigen Verdacht entstehen zu lassen. Wie sein Freund, der Kanzler und Syndicus Christoph Güntzer (s. A. D. B. X, 180) begann auch O. sich alsbald dem neuen Machthaber eng anzuschließen und den Bekehrungsversuchen, mit denen man an ihn herantrat, widerstand er nicht lange Im April 1682 wurde er zum Doctor juris promovirt und erhielt zu seiner historischen noch die Professur des Reichs- und Staatsrechts an der Universität; im August desselben Jahres stattete er Ludwig XIV. aus Veranlassung der Geburt eines Sohnes des Dauphins, durch einen begeisterten Panegyricus seinen Dank ab. Sein großes historisches Werk ließ er liegen und suchte unter der französischen Regierung auf anderem Wege schnell Carriere zu machen. Durch eine Denkschrift schlug er derselben vor, in Straßburg einen königlichen Prätor einzusetzen, welcher den neuen Souverän beim Rathe vertreten und den Verkehr zwischen den städtischen Behörden und dem Hofe von Versailles vermitteln sollte. Man nahm den Vorschlag beifällig auf, gab aber seinem Urheber zu verstehen, daß die Regierung nur einem Katholiken das wichtige Amt anvertrauen könne. Diese Lockung wirkte: O. reiste nach Paris, legte 1684 sein Glaubensbekenntniß in die Hände Bossuets ab und wurde im April 1685 zum Prätor ernannt. So wenig wie dieser Schritt, gereicht O. die Art zur Ehre, wie er den gewonnenen Einfluß dazu benutzte, an dem Ammeister Dietrich für das seinem Vater einst von diesem bereitete Schicksal Rache zu nehmen. Und auch seine Feder stand von da ab durchaus im Dienste der französischen Politik. Wissenschaftlich hat er wenig bedeutendes mehr geleistet: außer ein paar kleineren juristischen Abhandlungen sind etwa seine zu akademischen Vorlesungen bestimmte Ausgabe des Severinus von Monzambano Pufendorf's mit einem Commentar zu den ersten Capiteln(1684) und seine Ausgabe der Acten über die Absetzung Wenzels und die Wahl Ruprechts von der Pfalz (1696) zu nennen. Dafür übersetzte er eine Abhandlung des Jesuiten P. Dez über die Nothwendigkeit der Rückkehr der Straßburger Protestanten in den Schooß der römischen Kirche in's Deutsche (1688) und schrieb politische Broschüren, um die französische Politik, insbesondere

in der spanischen Successionsfrage zu rechtfertigen. 1698 ging er als königlicher Commissar nach Frankfurt, um bei der Auseinandersetzung in der pfälzischen Erbschaftssache die Rechte der Herzogin von Orleans zu vertreten; nicht lange nach seiner Rückkehr starb er. — O. war ein gewandter Mann, von feiner Bildung und umfassendstem Wissen; wie Bossuet ihn als die „Epitome omnium scientiarum" bezeichnete, so haben andere gesagt, er verstehe über alle historischen Persönlichkeiten zu reden als wenn er ihr Zeitgenosse gewesen sei, über alle Länder, als wenn er sie bereist und über alle Gesetze, als wenn er sie gegeben habe. Aber er theilt mit anderen Polyhistoren seiner Zeit die Schwäche des Charakters und gehört zu der großen Zahl deutscher Professoren des 17. Jahrhunderts, deren Gesinnungstüchtigkeit ebenso schwach war, wie ihre Gelehrsamkeit erstaunlich.

Verzeichniß seiner Schriften bei Rotermund V, 901. — Ausgabe der kleineren Abhandlungen, Reden, Programme u. s. w. von Joh. Casp. Khunius, Ulrici Obrechti opuscula rariora academica in unum volumen collecta, Argentor. 1729. — Vgl. Niceron XXI, 239 ff. — Haag, La France protestante VIII, 36 ff. — Spach, Dominique Dietrich (Paris u. Straßburg 1857) S. 36 ff. H. Breßlau.

Obsopoeus: s. Opsopoeus.

Obwexer: Joseph O., Historienmaler, geb. am 25. Januar 1828 zu Bozen als der Sohn eines Zuckerbäckers, war anfänglich zum väterlichen Handwerk erlesen, dann zum Studium und zum Geistlichen bestimmt, durchlief mit rühmlichem Erfolg die Schulen und das Gymnasium, beschäftigte sich mit Exegese, Kirchenrecht und Dogmatik, um plötzlich, obwohl arm und aussichtslos, aus Lust und Liebe zur Poesie und Kunst ganz zur Malerei überzuspringen. In München, wohin er sich vertrauensvoll wendete, erging es ihm anfangs ebenso übel wie seinerzeit dem wackeren Pietro Perugino bei seiner ersten Ankunft in Florenz: er litt Hunger und Noth, fühlte sich aber doch glücklich und vergnügt in dem was er als seinen heiligsten Beruf erkannte, vorwärts zu kommen. Mit brennendem Eifer zeichnete er bei Philipp Peter Teutsch, malte bei dem feinen Joh. Bapt. Berdellé, um dann zu Joh. Schraudolph und schließlich (1852) zu Moriz v. Schwind überzugehen, wo er, gerade nicht unter dem directen Einfluß seines verehrten Meisters, Kirchenbilder malte und für allerlei Verleger, für kargen Lohn, eine Menge kleiner Compositionen zeichnete, welche, von Kräutle, Barfus, Raab, T. Bauer und anderen Schülern Thäters gestochen, in Tausenden von Exemplaren durch die Welt gingen. Das beste dieser Art sind die großen Bilder für ein Regensburger Missale, welche in ihrer innig frommen Empfindung und fleißigen Durchbildung dem Namen Obwexer's immer zur Zierde gereichen werden. Des leichteren Verkehrs mit seinen Verlegern wegen, ging O. für längere Zeit nach Regensburg und Nürnberg, wo er die auch bei „Jung-München" geübte poetische Ader cultivirte und ganz im frischesten Styl der Münchener Künstlerfeste auch einen Maitag auf dem Schmausenbuck inscenirte und durch ein dramatisches Märchen („Die Waldfee", Andenken an das Künstler-Maifest. Nürnberg 1862 bei Fr. Campe und Sohn) verherrlichte, welches ihm einen wohlverdienten Lorbeerkranz eintrug. Auch sonst wußte O. nicht übel die Feder zu führen; immer aber zogen andere als er den Nutzen davon. Deßungeachtet hörte man selten eine Klage, er fühlte sich ja schon befriedigt, wenn es ihm gelang, die ihm verliehenen Gaben, wenn auch nur für Andere nutzreich, verwenden zu können. Deshalb geschah es auch nur zu oft, daß die Auftraggeber die Anspruchslosigkeit des weltunerfahrenen Künstlers hinreichend ausbeuteten. Endlich wurde O. zu einem österreichischen Staatsstipendium vorgeschlagen, welches jedoch ein Anderer bekam, und der edle neidlose O. freute sich darüber, daß einer anderen

guten Kraft Gelegenheit wurde, sich gehörig auszubilden. Schließlich hatte ma zu Innsbruck ein Einsehen und verlieh ihm eine Reisesubvention, welche b seiner Genügsamkeit für eine Fahrt nach Italien und einen längeren Aufentha in Rom ausreichte. Als reifste Frucht seiner Kunst ist ein durch Photograph und Stich verbreitetes Madonnenbild zu betrachten (Adalbert Waagen mal hiezu den idyllisch-gestimmten, landschaftlichen Theil des Hintergrundes), welch leider in keinen festen Besitz gerieth. — In Italien, beim Betrachten der selig Bilder jenes Fra Angelico da Fiesole war unserem Maler die Sehnsucht na einem stillen Heim und Sorgenfrei aufgestiegen, wo er, fern von der Ungunst d Welt, einzig und allein nur seiner Kunst zu leben vermöchte. Dieses As glaubte O. zu Gries bei Bozen gefunden zu haben. Im J. 1868 meldete sich im dortigen Benedictinerkloster, trat daselbst ein, nahm seine theologisch Studien wieder auf und erhielt als Pater Paul 1870 das Priesteramt, um da in ungetrübtem Frieden ganz seiner Kunst zu leben, deren sorgenlose Ausübu ihm eine unvergleichliche Freude bereitete. Gleich einem der alten Mönche woll er nichts für sich und verzichtete auf Ruhm und Lohn; nur das Bewußtse sein Bestes zu leisten und den vielen Aufträgen in möglichst vollendeter We zu genügen, war sein ganzes Bestreben. Vor den traurigen Folgen einer kün lerischen Vereinsamung und des damit unvermeidlichen Stillstehens und Rü ganges bewahrte ihn ein frühes Ende. Ein gichtartiges Leiden zwang ihn den heißen Quellen im hochgelegenen Brennerbade Hilfe zu suchen; eine E kältung schlug auf die Lunge, dazu kam das Unglück, daß er sich im Ba heillos verbrühte; schwer krank kehrte er nach Gries zurück, wo er schon a 13. Juli 1875 aus dem Leben schied. — O. arbeitete mühsam und plagte si oft mit den kleinsten Dingen. Hätten ihn die Sterne, statt in das Kloster, Meister Piloty geleitet, er wäre — ebenso wie sein Landsmann Matthias Schm in seinem Genre — zumal bei Obwexer's entschieden coloristischer Begabun ein Name erster Größe am deutschen Malerhimmel geworden. So blieb er ze lebens bescheiden in seiner Sphäre verborgen. Obwohl arm und in der Schu des Ungemachs aufgewachsen, wäre es ihm unmöglich gewesen, fremde Mil für sich zu heischen. Und trotzdem gelang es ihm, Samariterdienste zu erweis und mit seinem Scherflein anderen Beistand zu leisten. — Ungelenk in sein Erscheinung, rauh und schwerfällig in seiner Sprache, blieb er stets doch ei edle Seele und ein ächter Sohn seiner Berge, ein wahrer Edelstein, dessen Wer unter feinerem Schliff und richtiger Fassung erst recht zur Geltung g kommen wäre.

Vgl. Nekrolog in Beil. 269 Allgem. Ztg. vom 26. Sept. 1875 und kleine Schrift: „P. Paul Obwexer, Conventual des Benedictinerstiftes Mu Gries bei Bozen.“ Bozen 1875. Hyac. Holland.

Occam: Wilhelm v. O. (oder wie die ältesten Handschriften meiste schreiben Ocham), ist zwar Engländer von Geburt, aber durch seine Verbindu mit Ludwig dem Baiern und seinen langjährigen Aufenthalt in Deutschlan sowie durch seine publicistische Thätigkeit in ein nahes Verhältniß zur deutsch Geschichte getreten. Sein Geburtsort ist jedenfalls Occam, der Ueberlieferu zufolge dasjenige in der Grafschaft Surrey (südlich von London). Sein Geburt jahr wird gewöhnlich auf etwa 1280 angegeben, gewiß aber um vielleicht e Jahrzehnt zu spät. Denn im Jahr 1302 ist er bereits Magister und anerkann wissenschaftliche Kraft, seiner äußeren Stellung nach Kleriker und Commensa des Bischofs von Durham und Inhaber der Pfarrei Langton (Diöcese York Am 30. Juli 1302 erhält er von Bonifaz VIII. auf seine Bitte und die Ve wendung seines Bischofs von Durham Dispens, um eventuell das Archidiakon Stow (Diöcese Lincoln) zu seiner bisherigen Pfründe hinzu übernehmen zu könn

O. lebte also damals sicher noch in England und zwar als Weltgeistlicher. Durch diese erst neuerdings bekannt gewordene Thatsache ist auch die letzte Möglichkeit weggefallen, die Legende von seinem Antheil am Kampf Philipps des Schönen gegen Bonifaz VIII. und seine Autorschaft an der Disputatio inter militem et clericum aufrecht zu erhalten — eine Annahme, der freilich schon die zuvor bekannten Thatsachen unbedingt widersprachen. Daß die Hauptmasse der philosophischen und theologischen Arbeiten Occam's in diesen und in den folgenden zwanzig Jahren entstanden ist, wird man annehmen dürfen, aber gänzlich ungewiß ist bis jetzt, wann und zum Theil auch an welcher Universität er gelehrt hat. Oxford und Paris werden genannt. Ist das erstere richtig, so war er damals entweder noch nicht Magister der Theologie oder noch nicht Mitglied des Minoritenordens. Wann er das letztere geworden ist, ist ebenfalls bisher ungewiß. Sicher ist nur, daß er es im J. 1322 schon war. Die allgemein verbreitete Meinung aber, er sei Provincial dieses Ordens für England gewesen, ist irrig. Der Mag. theol. Wilhelm, der im J. 1322 dieses Amt bekleidet, ist nicht unser W., sondern W. v. Nottingham (1321 bezw. 1322—1336). In dieser ersten Hälfte seines Lebens hat O. jedenfalls schon jene Richtung des Nominalismus ausgebildet, die er zwar nicht zum ersten Mal, wol aber in so durchschlagender Weise vertreten hat, daß er später, da der Nominalismus die herrschende Zeitphilosophie geworden war, den Namen des venerabilis inceptor bekommen hat. Es ist jene Philosophie, welche an dem seit 250 Jahren herrschenden Realismus eine vernichtende Kritik übend, lediglich in den Einzeldingen reale Existenzen, in den Allgemeinbegriffen bloße Abstractionen des beobachtenden Verstands sieht und so die Vorläuferin des modernen Kriticismus und Empirismus geworden ist. Diese erkenntnißtheoretischen Voraussetzungen haben ihn dann dazu geführt, das übersinnliche Gebiet von demjenigen der Welt scharf zu sondern, und die Erkenntniß des ersteren dem natürlichen, an die Grenzen der Erfahrung gebundenen Wissen zu entziehen und lediglich auf die göttliche Offenbarung in der heiligen Schrift und der Autorität der Kirche zu stellen und darum der Theologie den wissenschaftlichen Charakter überhaupt abzusprechen. Denn alle Kategorieen unseres Denkens finden auf die übersinnliche Welt keine Anwendung. In dieser gilt vielmehr nur das eine Gesetz der göttlichen Freiheit im Sinn der mit Ausnahme des Gesetzes des Widerspruchs unbeschränkten Willkür — ein Grundsatz, den O. von Duns Scotus übernommen und wie dieser durch sein ganzes theologisches System durchgeführt hat. Politische Doctrinen haben O. damals gänzlich fern gelegen. Nur auf Umwegen und in langsamer Entwickelung sind ihm dieselben nahe gebracht worden. Erst der Streit seines Ordens mit Johann XXII. und die Antastung des Ordenskleinods, der evangelischen Armuth durch diesen Papst (seit 1322) hat ihn in die polemische und publicistische Arbeit geführt. Er agitirte in der Romagna, speciell in Bologna für den vom Papst verworfenen Standpunkt, wurde daher Dec. 1323 an die Curie citirt und leistete dem Befehl Folge. Allein der Papst wagte es zunächst nur, eine Untersuchung wegen seiner früheren theologischen und philosophischen Lehren anzuordnen. Eine Commission unter dem Vorsitz eines Kardinals hob 51 Sätze aus seinen Schriften heraus. Allein zu einer Verurtheilung reichten sie nicht aus. Und die Bemühungen Johanns, eine Verwerfung durch die Pariser Universität durchzusetzen, sind bei der theologischen Facultät mißlungen und haben später 1339 auch bei der Artistenfacultät nur einen theilweisen Erfolg gehabt. Die vier Jahre, die O. in Avignon zubringen mußte, haben zuletzt über seine innere Stellung zum Papstthum entschieden. Ein Befehl seiner Oberen, wohl Cesenas, veranlaßte ihn, die Bullen Johanns XXII. in Sachen der Armuth zu studiren, was er bisher absichtlich unterlassen hatte, um nicht in inneren Conflict mit der päpstlichen Autorität zu gerathen. Von jetzt an hat er aber

auch unermüdlich und unerbittlich den Papst, der solche Ketzereien definiren kon und seine Nachfolger, die sie nicht zurücknahmen, bekämpft und ihnen alles Re abgesprochen, die Kirche zu leiten. Der Streit um die Armuth ist ihm d Mittelpunkt der ganzen Zeitgeschichte; Johann XXII. die große wahrheitsfein liche Macht, welche die Kirche vergiftet. Als die äußeren Verhältnisse es de Papst erlaubten, schärfer gegen die widerstrebenden Häupter des Ordens vor gehen, und das bisher freundliche Verhalten gegen sie plötzlich umschlug, er zogen sich diese — auch O. — der drohenden Verurtheilung durch die Flu aus Avignon (25. Mai 1328) und wandten sich nach Pisa, wo sie im Septemb mit Ludwig d. Baiern zusammentrafen (das Nähere s. d. Art. Ludwig IV. d. Bd. 19, 466). Wenige Tage darauf folgte ihnen der päpstliche Bann, im 1329 derjenige des Ordens, und 1331 die Ausstoßung aus dem letzteren. aber blieb von nun an mit seinen Freunden in der Umgebung des Kaisers u nahm seit der Rückkehr nach Deutschland seine Wohnung im Minoritenkloster München. Hier hat er zunächst seine Polemik gegen Johann XXII., dess Stellung zur Armuthsfrage, sowie später zur Schauung Gottes durch die Selig in umfangreichen Schriften aufgenommen („Opus XC dierum" wol noch 133 „De dogmatibus Johannis XXII" 1333 oder 1334; Schreiben an seinen Ord Frühjahr 1334; dann im J. 1335 eine Schrift gegen den eben verstorben Papst in Ms. lat. 3387, Fol. 175—214 der Pariser Nationalbibliothek; „Compendium errorum Johannis XXII. papae" frühestens 1338). Der schroffe Gege satz gegen Johann XXII. und der Schutz, den O. mit andern Häuptern d conservativen Partei unter den Minoriten und deren ganze Angelegenheit b dem Kaiser gefunden, führte auch O. fast von selbst dazu, die Ansprüche, d Johann dem Reich gegenüber mit besonderer Schroffheit formulirt hatte, un somit die Universalgewalt des Papstes überhaupt in Staat und Kirche imme umfassender anzufechten. Zum erstenmal finden sich bei ihm die staats- un kirchenrechtlichen Fragen der Zeit in einem Tractat behandelt, der gegen Benedict XI gerichtet, unter dem Einfluß des neuen Aufschwungs steht, welchen Ludwigs d. B Politik seit der Annäherung an England genommen hatte (vgl. Müller, Kamp Ludwigs d. B. II, 88, wo aber die Abfassungszeit zu spät angesetzt ist: diese i wol Herbst 1337 bis Frühjahr 1338). Die bald darauf folgenden Tage vo Rense und Frankfurt im Sommer 1338 und die publicistischen Erörterunge insbesondere Lupolds von Bebenburg, die sich daran schlossen, führten O. tiefe hinein in die großen zeitbewegenden Fragen nach der Unabhängigkeit der welt lichen Gewalt vom Papstthum, nach dem Verhältniß von Königthum und Kaise thum, den Rechten des erwählten Königs, dem Wesen und der Bedeutung de päpstlichen Bestätigung und Krönung. So sind, wahrscheinlich auf Ludwig Anregung selbst seine VIII quaestiones entstanden (c. 1339), welche in alle jenen Fragen den Standpunkt der Fürsten im Weistum von Rense und de Gesetzen von Frankfurt vertreten und die gesunde Unterscheidung Lupolds vo Bebenburg zwischen dem deutschen Königthum und dem römischen Kaiserthun verlassen, zu der alten Verquickung von beiden zurückkehren und die factische Verhältnisse des deutschen Staatsrechts durch naturrechtliche dem realen Boder gänzlich ferngerückte Aufstellungen modificiren und bereichern wollen. Noch einmal ist O. mit einer wol im Auftrag des Kaisers verfaßten Schrift hervorgetreten, als es galt die Ehe des Brandenburgers Ludwig, mit der Erbin von Tirol und das Verhalten des Kaisers in dieser Sache zu rechtfertigen („Tractatus de jurisdictione imperatoris in causis matrimonialibus" vom J. 1342, s. d. Art. Ludwig IV. v. B.). Kurz darauf folgt der Dialogus: der erste Theil dieses seines umfassendsten Werks führt in unermeßlicher Weitschweifigkeit aus, daß ein Papst Häretiker sein könne und was gegen einen solchen zu thun sei; der zweite

Theil ist eine Wiederholung der älteren Schrift „De dogmatibus Joh. XXII."; der dritte Theil endlich handelt zunächst in zwei Tractaten über die Gewalt des Papstes und Klerus und die des Kaisers und aller weltlichen Fürsten. Dann sollte die Geschichte aller am Streit um die Armuth betheiligten Personen folgen. Aber schon der zweite Tractat ist nicht mehr vollständig und alle weiteren fehlen völlig. Man hat gemeint, sie seien von den ersten Herausgebern als zu radical unterdrückt worden. Aber zahlreiche Handschriften, die ich untersucht, gehen entweder genau so weit oder nicht einmal so weit als unsre Drucke. Und schon Peter von Ailli, der sich einen Auszug aus dem Dialog gefertigt hat, welcher genau so weit reicht als unsere Ausgaben (Ms. lat. 14579 der Pariser Nat.-Bibl.; Nr. 517 der Arsenalbibl.), hat wie er selbst sagt, nicht mehr von diesem Werk finden können. So wird also das werthvollste, was O. über die Zeitgeschichte schreiben wollte, ungeschrieben geblieben sein. Trotzdem sind auch die erhaltenen Partieen von großem Werth. Niemals vorher ist die Infallibilität des Papstes und der ökumenischen Concilien, die Geltung von Majoritäten in Glaubensfragen so umfassend bestritten; niemals vorher — Marsilius etwa ausgenommen — ist das Recht der Laien und der weltlichen Obrigkeit, in der Kirche und auch in Glaubensfragen mitzureden und in der Verfassung der Kirche mit vertreten zu sein, so energisch verfochten worden. Niemand endlich hat vorher so bestimmt das Recht der Kirche ausgesprochen, unter Umständen und im Fall eines Bedürfnisses die reguläre monarchische Verfassung zu ändern und in Landes- oder Provinzialkirchen auseinanderzugehen, die nur noch in religiöser Einheit verbunden wären. Und doch sind das alles nur Möglichkeiten, die er lediglich für den Fall in Aussicht nimmt, daß der Papst, wie er es selbst erlebt hat, Ketzer wird. Für gesunde und geordnete Verhältnisse wird man wenig Punkte namhaft machen können, in welchen er die innerkirchliche Stellung des Papstes nach mittelalterlicher Anschauung bestreiten würde. Trotzdem haben gerade diese Gedanken später im Zeitalter der Concilien erheblich nachgewirkt, da die anfänglichen Leiter der kirchlichen Reformpartei Ailli und Gerson Schüler Occams waren.

Occam's litterarische Thätigkeit in München ist in dieser Publicistik nicht aufgegangen. Sein theologisches Hauptwerk „Super IV libros sententiarum" ist, wie sein Schluß zeigt, nicht bloß nach der Schrift „De dogmatibus Johannis XXII.", sondern auch nach andern Schriften über die Schauung Gottes, also frühestens 1335 geschrieben oder wenigstens vollendet, bezw. überarbeitet worden. Nachdem der General Cesena i. J. 1341 gestorben war, übernahm O. nach dessen Willen das Siegel und damit auch das Vicariat des Ordens. Allein bald stand er am Ende seiner öffentlichen Thätigkeit. Nach Ludwigs Tod ist er zum letztenmal — etwa zu Anfang 1348 — mit einer Schrift hervorgetreten. Er greift darin die Formel, deren Beschwörung die Vorbedingung für die Lösung von Bann und Interdict bildete, an, und giebt dem neuen „Pfaffenkönig" vor allem den Rath, wenigstens die Zurücknahme der beiden Bullen Clemens' V. Romani principes und Pastoralis cura zu veranlassen, weil er, so lange diese beständen, nach canonischem Recht schon als Enkel Heinrichs VII. zum Königthum und Kaiserthum unfähig sein müßte. Karl IV. hat in der That später diese Forderung gestellt und ihre Erfüllung erreicht (11. Febr. 1361). Um dieselbe Zeit, jedenfalls nach dem Tod Ludwigs, ist O. abermals vor das päpstliche Gericht geladen worden, hat aber dem Befehl diesmal keine Folge geleistet. Auch die Unterwerfung durch Beschwörung jener Formel hat er verweigert, weil Ludwig für ihn weder Häretiker noch Schismatiker sei. Möglicherweise hängt die Abfassung seiner letzten Schrift damit zusammen. Doch nicht lange darauf hat er das Ordenssiegel an den General zurückgeschickt und wie dieser versichert, seinem Wunsch nach Absolution Ausdruck gegeben. Auf Verwendung des Ordens wurde ihm dann seitens Clemens' VI. das persönliche Erscheinen in Avignon erlassen und nur die Beschwörung einer

etwas abgekürzten Formel auferlegt. Allein, ehe es dazu kam, muß er gestorbe sein, unversöhnt mit der Papstkirche. Wann sein Tod eingetreten ist, ist nic gewiß; ziemlich sicher aber darf man die erste Hälfte des Jahres 1349 annehmei Im Minoritenkloster zu München wurde er begraben. Occam's Tod hat d Kämpfe um die von ihm vertretene Richtung in der Theologie und Philosoph nicht zum Abschluß gebracht. Aber allen Anfechtungen zum Trotz ist der ne Nominalismus rasch emporgedrungen und ist, seitdem Ailli und Gerson ihm ve traten, im letzten Drittel des 14. Jahrhunderts die herrschende Richtung i der Wissenschaft geworden. Erst am Schluß des Mittelalters hat sich der vo ihm verdrängte Realismus wieder stärker erhoben. Aber auch auf Luther h Occams Theologie noch erheblich eingewirkt: seine Gotteslehre zeigt deren Ei flüsse, und in der theologischen Vertheidigung von seiner Lehre vom Abend mahl und dem Wesen des Leibes Christi hat Luther in einer Art Verlegenhe zu Ausführungen gegriffen, die O. in der phantastischen Speculation der fi auflösenden Scholastik nur für gewisse abenteuerliche Möglichkeiten vorgetrage hatte. Dagegen ist es mehr als zweifelhaft, ob Occam's kirchenpolitische Schrifte Luther auch nur bekannt geworden sind.

Quellen und Litteratur. Ein Verzeichniß der philosophischen und theo logischen Schriften Occam's s. z. B. in Herzogs Realencyklopädie, 2. Auf s. v.; auch bei Hauréau (s. u.). Die polemischen und kirchenpolitischen fin gedruckt, z. B. bei Goldast, Monarchia S. R. Imperii t. I u II. Den Bri von 1334 habe ich herausg. in Zeitschr. f. Kirchengeschichte VI, 108 ff. — Biographisches und Litterarisches bei Riezler, literar. Widers. 70 ff. 240 ff. — Höfler, aus Avignon 13. 20. 29. — Müller, Kampf Ludwigs d. B. bes. I 207 ff. II, 88. 250 ff. — Ders. in Zeitschr. f. K.G. VI, 63—112. — Mélanges d'archéologie et d'histoire II, 446. — Wagenmann in Herzog Realencykl.² Bd. X., wo reiche Litteraturangabe. — Außerdem einiges hand schriftl. Material, das ich noch nicht veröffentlicht habe. — Für seine Philo sophie und Theologie vgl. bes. Ritter, Gesch. d. Phil. 8, 574—604. — Prantl, Gesch. d. Logik III, 327—420. — Hauréau, hist. de la philos scolast. II, 356—430. — Ritschl in Jahrb. f. d. Theol. 1865. S. 315 ff. — Steitz in Herzogs Realencykl. 1. Aufl. Transsubstantiation. S. 335 ff. sowi die dogmengeschichtlichen Monographieen von Dorner, Entwicklungsgesch. d Lehre v. d. Person Christi II². 447 ff. — Baur, Dreieinigkeit und Mensch werdung II, 866 ff. u. a. Für seine kirchenpolitischen Anschauungen außer de obigen z. B. A. Dorner, das Verhältniß von Kirche und Staat nach O. (in Theol. Stud. u. Krit. 1885, S. 672 ff). K. Müller.

Occo: Drei Aerzte dieses Namens, welche alle drei den Vornamen: Adol führten, haben sich im 15. und 16. Jahrhundert zu Augsburg hervorgethan.

Adolf O. I. war 1447 zu Osterhausen in Friesland geboren, wo sein Familie reich begütert war. Er wählte das Studium der Medicin und trat im J. 1488 als Leibarzt in die Dienste des Pfalzgrafen Philipp, von dem e schon im J. 1485 einen Förderungsbrief erhalten hatte. Dadurch kam e mit Joh. v. Dalburg, dessen Neigung für humanistische Studien er theilte, in Berührung. Aus einem Briefe Reuchlin's an Dalburg vom Jahre 1489 können wir schließen, daß er mit diesem zusammen das Studium des Griechischen betrieb. Im J. 1491 finden wir O. als Arzt des Erzherzogs Sigismund von Tirol zu Innsbruck. Aus den Protocollen des medicinischen Collegiums zu Augsburg erfahren wir, daß O. um das Jahr 1494 nach Augsburg übersiedelte und sich dort als Arzt niederließ. Seine Wirksamkeit daselbst scheint reich an Erfolgen gewesen zu sein. Noch völlig rüstig wurde er am 24. Juli 1503 vom Tode überrascht. O. hat sich nicht nur als Arzt hervorgethan, sondern stand auch bei den Zeitgenossen in dem Rufe eines humanistisch gebildeten Mannes.

der die Kenntniß des Griechischen mit der des Lateinischen verband. Celtis rühmt ihn als Dichter neben Rudolph Agricola und Theodor Ulsenius. Wie er zu ersterem in freundschaftlichen Beziehungen stand, so gehörte er auch zu den Anhängern Reuchlin's, in dessen Briefwechsel sich zwei von O. verfaßte Schreiben erhalten haben. Seine nicht unbedeutende Bibliothek pflegte er allen Freunden der Wissenschaft offen zu halten. Da er unvermählt blieb, vererbte er sie an seinen Neffen Pompejus Occo, durch den sie nach Amsterdam gelangte.

Vgl. Jacob Brucker, Historia vitae Adolphorum Occorum. Lipsiae 1734. S. 27—33, J. Reuchlin's Briefwechsel ges. u. hsgg. von L. Geiger. Tübingen 1885. (Bibliothek des litt. Vereins in Stuttgart, Bd. CXXVI) S. 24. 31. 42, Zeitschrift f. d. Geschichte d. Oberrheins. Bd. II. Karlsruhe 1851. S. 273 bis 275 und Vierteljahrsschrift f. Kultur u. Litteratur der Renaissance. Jahrg. I. Leipzig 1886. S. 500—501.

Adolf O. II., der Adoptivsohn des eben genannten O., war 1494 zu Brixen geboren. Er studirte in Bologna Medicin und errang sich dort im J. 1519 die Würde eines Doctors der Medicin. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland ließ er sich in Augsburg als Arzt nieder und wirkte hier bis zu seinem Tode im J. 1572 mehr als fünfzig Jahre mit Glück.

Vgl. Brucker a. a. O. S. 34—41 und Biograph. Lexicon der hervorrag. Aerzte aller Zeiten u. Völker, hrsg. von A. Hirsch. Wien 1886. IV. S. 400.

Adolf O. III., der Sohn Occo's II., genießt unter den drei Männern dieses Namens den größten Ruf. Geboren am 17. October 1524 zu Augsburg ergriff auch er das Studium der Medicin, das er mit dem der Philosophie verband. Nachdem er im J. 1549 zu Ferrara die Doctorwürde erworben, war er zunächst als Gehülfe seines Vaters als Arzt in Augsburg thätig. Seine Tüchtigkeit brachte ihm Anerkennungen mancherlei Art, deren größte die Wahl zum Decan des im J. 1582 errichteten medicinischen Collegs war. Zur Zeit der Streitigkeiten über die Annahme des Gregorianischen Kalenders gehörte O. zu den Gegnern des dem neuen Kalender günstigen Rathes. Da er seinen Widerstand nicht aufgab, wurde er seiner städtischen Functionen enthoben. Er starb am 28. October 1606. Unter seinen medicinischen Schriften wird seine „Pharmacopoeia seu Medicamentarium pro Republica Augustana", 1564, fol. (über die große Reihe von Ausgaben vgl. „Dictionnaire des sciences médicales. Biographie médicale". Tome VI. Paris 1824. 8°. pag. 333) mit Auszeichnung genannt. Noch berühmter aber machte ihn seine umfassende Gelehrsamkeit in der Alterthumskunde und seine Gewandtheit in der Handhabung der griechischen und lateinischen Sprache. Besondere Verdienste erwarb sich O. um die wissenschaftliche Bearbeitung des Münzwesens der römischen Kaiserzeit. Sein Werk: „Imperatorum Romanorum numismata a Pompejo Magno ad Heraclium", Antverpiae 1579. 4°, welches er Herzog Albrecht von Baiern widmete, gilt als die Grundlage aller späteren Werke über diesen Gegenstand. Kaiser Maximilian II. ehrte die Verdienste Occo's durch die Erhebung in den Adelstand (1573).

Vgl. Brucker a. a. O. S. 41—98, Rotermund zu Jöcher, Bd. V. Bremen 1816. Sp. 910 fg. und G. Rathgeber bei Ersch u. Gruber, Allg. Encyclopädie, 3. Sect. Thl. 1. Leipzig 1830. S. 260—261. H. A. Lier.

Ochon: König der Heruler, Mitte des VI. Jahrhunderts n. Chr., wahrscheinlich Nachfolger jenes Königs dieses Volkes, der — unter Justinian ? — nach Byzanz kam und sich taufen ließ: Gretes wird er genannt. (So liest nun Droysen, Eutropius Berol. 1879, historia miscella Pauli XVI. Landulfi XVIII. § 369: früher las man Getes, Gretis.) O. ward (nach Procopius, Bellum Gothicum ed. Dindorf, Bonn 1833. II. 15) „plötzlich" erschlagen, aus keinem andern Grund, als weil das Volk es nun einmal mit einer Verfassung ohne König versuchen wollte; er war König gewesen derjenigen herulischen Gaue, welche die

alten Sitze des Volkes auf den dänischen Inseln und der diesen gegenüber liegenden Südküste der Ostsee um 150 n. Chr. aufgegeben und, wie andere Völker der gothischen Gruppe, sich an der unteren Donau niedergelassen hatten. Gleich darauf bereute das Volk die That und berief abermals einen König aus dem alten Königshause der im Norden „auf Thule" zurückgebliebenen Volkstheile.

Aschbach, Geschichte der Heruler und Gepiden. 1835. — Bolze, Geschichte der Heruler. — Dahn, Könige der Germanen. II. München 1862. S. 1—14.

Dahn.

Ochs: Adam Ludwig v. O., kurfürstlich hessischer Generalmajor, wurde als der Sohn ehrsamer Bürgersleute am 24. Mai 1759 im Städtchen Rosenthal in Oberhessen geboren und für den Beruf eines Rentbeamten ausgebildet. als aber Landgraf Friedrich II. England 12 000 Mann zum Kampfe gegen die Nordamerikaner überließ, meldete er sich „angelockt durch Kriegslust und träumend von den goldenen Bergen in der neuen Welt" — wie viele seiner, nach der landläufigen Auffassung zu diesem Zweck „verkauften" Landsleute — zum Eintritt bei dem Feldjägercorps und wurde sofort (11. April 1777) als Fourier angestellt. Bis zu der im Frühjahr 1784 erfolgten Rückkehr der hessischen Truppen hat er nun an allen den zahlreichen Unternehmungen und Kriegsthaten Theil genommen, bei welchen die Jäger zugegen waren; seiner Tüchtigkeit und seinen Leistungen allein hatte er zu danken, daß er am 7. September 1781 zum Officier befördert wurde; daneben war er unablässig bemüht an seiner geistigen Ausbildung fortzuarbeiten. Eine Anerkennung seines Verhaltens wurde O. zu Theil, als nach der Heimkehr die hessischen Truppen erheblich reducirt wurden; er war der einzige Secondlieutenant, welcher bei der Leibjägercompagnie, zu welcher das Jägercorps zusammenschmolz, Anstellung fand. Waldau bei Cassel ward seine Garnison; neben seinen Dienstgeschäften hat er damals die Vermessung eines Theiles der hessischen Staatsforsten vorgenommen; den Uebertritt in den Forstdienst versagte ihm der Landgraf, weil er ihn als Officier nicht entbehren wollte; ebensowenig bewilligte er O. den Abschied, welchen dieser erbat um in dänische Dienste zu treten; der spätere General Ewald, welcher dorthin ging, hatte veranlaßt, daß ihm das Commando einer Compagnie angeboten wurde. Als Entschädigung beförderte Landgraf Wilhelm IX. ihn auf eine besonders schmeichelhafte Art zum Stabscapitän (11. October 1788). — Der Ausbruch des Krieges gegen die französische Republik im J. 1792 brachte den hessischen Truppen erneute kriegerische Verwendung; der Landgraf führte sie selbst in die Champagne. O. nahm an dem unglücklichen Zuge, an der Einnahme von Frankfurt und den übrigen Ereignissen in jener Charge an der Spitze einer Jägercompagnie thätigen Antheil, bis er im Mai 1793 zum Compagniechef in einem neuerrichteten Jägerbataillon ernannt wurde und mit diesem bald nachher auf den flandrischen Kriegsschauplatz abging. Die hervorragenden Dienste, welche die hessischen Truppen dort geleistet haben, sind bekannt; M. v. Ditfurth hat ihren glänzenden Thaten in seiner Schrift: „Die Hessen in den Feldzügen 1793, 1794 und 1795" (Cassel 1839—40) ein würdiges Denkmal gesetzt; für die Dienste, welche O. persönlich geleistet hat, zeugen der Dank, welchen der hannoversche Feldmarschall v. Freytag ihm „für sein ausgezeichnetes Benehmen" vor Ypern am 21. August 1793 in einem Tagesbefehle abstattete, und die Verleihung des hessischen Ordens pour la vertu militaire aus derselben Veranlassung, ferner die Zufriedenheit, welche der hannoversche commandierende General Graf Wallmoden mit Ochs' „klugem Verhalten und der Entschlossenheit seiner Truppen" gelegentlich des Rückzuges aus Holland im Januar 1795 aussprach, und in deren Ausdruck Ochs' eigener Befehlshaber, der General v. Dalwigk, einstimmte, sowie überhaupt die Anerkennung, welche seine Fähigkeiten und Leistungen bei Hoch und Niedrig fanden. Auch für seine ausgezeichnete Haltung im Treffen bei

Boxtel am 14. September 1794 war er öffentlich belobt worden; ein Tagesbefehl Wallmodens, welcher nach der Heimkehr auf deutschen Boden erging, nennt ihn „den so oft ausgezeichneten Capitän O.“ Er war freilich nur Commandeur einer Jägercompagnie, führte aber meist das Bataillon und ward häufig an der Spitze größerer Abtheilungen verwendet. Im Herbst 1793 hatte eine gefährliche Verwundung, ein Schuß in den Unterleib, ihn eine Zeitlang den Feindseligkeiten ferngehalten. — Mit dem Weiterkommen aber haperte es, nach Friedensschluß wurde wieder reducirt; eine Stellung als Major in englischen Diensten, welche durch den Herzog von York ihm angeboten wurde, schlug er indessen aus. Nachdem er durch seine 1798 erfolgte Ernennung zum Generalquartiermeister-Lieutenant in nähere Beziehung zum Landgrafen getreten war, wurde er 1799 Major und Commandeur des Jägerbataillons. Einen Ruf in preußische Dienste zu treten mußte er ebenfalls zurückweisen, weil sein Landesherr ihm den Abschied verweigerte. Dieser benutzte ihn fortgesetzt zu allerlei Geschäften, auch solchen, welche nicht zu seinen eigentlichen Dienstverrichtungen gehörten, so mußte er in militärischen Zeitschriften die hessischen Einrichtungen gegen die Angriffe seines in badische Dienste getretenen Kameraden v. Porbeck (s. d.) vertheidigen. Mit dem Flügeladjutanten v. Thümmel bearbeitete er unter Leitung seines Kriegsherrn ein Dienstreglement und ein Exercirreglement für die Infanterie. Durch kaiserliches Diplom vom Jahre 1802 wurde er in den Adelstand erhoben. Mit großem Geschick ordnete er die Verhältnisse für den vom nunmehrigen Kurfürsten gestatteten Durchmarsch des Bernadotte'schen Corps durch Hessen zum Kriege von 1805 gegen Oesterreich; als bald darauf die hessischen Truppen mobil gemacht wurden, ward er zum Oberstlieutenant und Brigadier der leichten Truppen ernannt. Es kam aber nicht zum Kriege, in welchem Hessen und Preußen zusammengehen wollten, und im folgenden Jahre, als letzteres losschlug, ließen der Kurfürst und seine Rathgeber, zu denen auch O. gehörte, sich durch die Hoffnung täuschen, neutral bleiben zu können. Letzterer erkannte die Fruchtlosigkeit freilich früher als sein Kriegsherr, aber ebenfalls zu spät. Das Kurfürstenthum wurde von den Franzosen besetzt und die hessischen Truppen entwaffnet, O. blieb zunächst, als Mitglied des Kriegscollegiums, bei der Verpflegung der Franzosen thätig, mußte aber bald, weil er die Unterschleife ihrer Beamten nicht gut hieß, den übrigen Officieren folgen, welche außer Landes gebracht waren, und ward in Luxemburg internirt. — Ende 1807 stellte er sich, um leben zu können, der neueingerichteten westfälischen Regierung zur Verfügung; da er aber für verdächtig galt, so wurde er zunächst nicht im Truppendienste, sondern als Revuen-Inspecteur verwendet. Im Frühjahr 1809 aber ward sein Wunsch, ein Commando zu erhalten, erfüllt und zwar bei den zur Theilnahme am Kriege in Spanien bestimmten Truppen, bei denen er den Befehl der 2. Infanterie-Brigade übernahm; bald darauf wurde er General. Die westfälischen Truppen wurden bei der Belagerung des vom Spanier Alvarez bis zum December hartnäckigst vertheidigten Gerona verwendet; O. bewährte auch hier seine frühere Tüchtigkeit und Thätigkeit, bis letztere durch seine schwere Erkrankung am Fieber, welches die Reihen der Westfalen decimirte, unterbrochen ward; im folgenden Jahre mußte er, um sein Leben zu erhalten, nach Deutschland zurückkehren. Hier führte er zuerst das Commando über eine an der Nordseeküste zum Schutz gegen eine etwaige Landung der Engländer und behufs Durchführung der Continentalsperre aufgestellte Truppenabtheilung und befehligte darauf im Herbst ein größeres Uebungslager in der Nähe von Kassel. Bei letzterer Gelegenheit erhielt er das Diplom als westfälischer Baron und wurde zum Divisionsgeneral, bald nachher auch zum Generalcapitän der Garden ernannt. In letzterer Eigenschaft trat er in nahe Beziehungen zum König Jerôme, welcher ihn vielfach zur Inspicirung

und bei der Ausbildung der westfälischen Truppen gebrauchte. Ein besonderes Verdienst erwarb O. sich um die Stadt Braunschweig, als er im J. 1811 aus Anlaß von Streitigkeiten zwischen französischen und westfälischen Soldaten, an denen auch Bürger betheiligt waren, dorthin gesandt war. — In die russische Campagne von 1812 zog er als Commandeur einer Division; die Tage von Valutina und Borodino wurden seine und seiner Westfalen Hauptruhmestage; die französischen Generale, unter denen sie gestanden hatten, erkannten ihre Dienste rückhaltslos als vorzügliche an; nur das Verhältniß zu dem unfähigen Junot dem Befehlshaber des 8. Armeecorps, zu welchem sie gehörten, verleidete O. den Feldzug. Die Schrecken des Rückzuges lernte er in vollem Maße kennen; am 15. November eröffnete er für sich und für Napoleon mit den Garden, bei Krasnoi den Weg durch die feindlichen Schaaren noch mit gewaffneter Hand, dann lösten auch seine Truppen sich auf, nur zuweilen konnte er Einige derselben zur Abwehr der Kasaken zusammenraffen und als „isolé“ kam er selbst auf deutschem Boden wieder an. Doch glückte es ihm seinen ältesten Sohn, welchen er, verwundet und todkrank, unterwegs in Orsza getroffen hatte, mit sich dorthin zurückzubringen. In Thorn erkrankte er selbst schwer; sein Sohn vergalt ihm damals jenen Liebesdienst, indem er ihn, als schon die Russen dort erschienen, nach Posen rettete. Da in der Heimath bei seiner Rückkehr augenblicklich keine seinem Range angemessene Stellung verfügbar war, so übernahm er vorläufig das Commando einer territorialen Militärdivision in Halberstadt, dort aber wurde er schon am 30. Mai 1813 von Tschernyschew überfallen und verwundet gefangen genommen. Dieser Unfall beraubte ihn der Gelegenheit am Kriege ferneren Antheil zu nehmen, denn zunächst lehnte er, mit Rücksicht auf seinen dem Könige von Westfalen geleisteten Eid, ab, in den Dienst der Feinde desselben zu treten, und später schlug der Kurfürst seine Bitten um Wiederanstellung ab. Ebenso wenig gelang es ihm anderswo Unterkommen zu finden. Er füllte damals seine Muße durch schriftstellerische Thätigkeit aus und schrieb „Betrachtungen über die neuere Kriegskunst“, Kassel 1817, in welchen er eine geschichtlich-strategische Darstellung der Kriege seiner Zeit, vom nordamerikanischen bis zum Ende der napoleonischen, mit besonderer Berücksichtigung der Feldzüge, an denen er selbst Theil genommen hatte, gab, und an die er Betrachtungen über die Veränderungen knüpfte, zu denen jene Kriege in Zukunft Veranlassung bieten würden. Der erste Beweis für die Wiederkehr der Gnade des Kurfürsten war der im J. 1817 ihm ertheilte Auftrag, eine hessische Militärgeschichte zu schreiben, eine Arbeit, welche, bis zum Feldzuge von 1743 gediehen, Manuscript geblieben ist; ein Jahr später wurde er wieder angestellt, zunächst nur als Oberst; aber anderweite Beförderungen, Auszeichnungen und Verwendungen militärischer und diplomatischer Natur folgten rasch, unter letzteren die Uebertragung der Functionen eines hessischen Gesandten in Petersburg, wo er jedoch nur kürzeren Aufenthalt nahm, da zu Hause mehr für ihn zu thun war. In voller Gunst und Gnade bei seinem Kriegsherrn starb er am 21. October 1823 zu Kassel.

Biographie des General v. Ochs von L. Freiherrn v. Hohenhausen (seinem Schwiegersohne), Kassel 1827. — O. Gerland, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- &c. Geschichte, 1. Bd., Kassel 1863. B. Poten.

Ochs: Karl Philipp Wilhelm v. O., kurfürstlich hessischer General, des Vorigen Sohn, im J. 1794 zu Waldau bei Kassel geboren, in den Pagenhäusern zu Saint-Cloud und zu Kassel erzogen, ward 1811 Officier im westfälischen Garde-Chevauxlegers-Regiment und machte in diesem den Zug nach Rußland mit. Die Aufopferung seines Vaters, welcher ihn, der verwundet und schwer krank darniederlag, durch eine glückliche Fügung auf dem Rückzuge in Orsza fand und auf einem Wägelchen mit sich nahm, entzog ihn dem allgemeinen

Verderben. Von Kowno an zu Pferde, hatte er die Freude seinerseits den in Thorn am Typhus erkrankten Vater nach Posen bringen und so vor der Gefangennahme durch die Russen bewahren zu können. Schon am 1. April 1813 rückte er von neuem in das Feld; mit 12 Officieren und 40 Mann des Regiments traf er nach der Leipziger Schlacht in Kassel wieder ein, nahm im folgenden Jahre noch an einigen kriegerischen Ereignissen im nördlichen Frankreich theil und focht 1815 auf demselben Kriegsschauplatze. Dann kam er in den Generalstab; neben eigener Tüchtigkeit ebnete ihm die Stellung seines Vaters die Wege; 1829 ward er als Bevollmächtigter für das IX. Armeecorps in die Bundes-Militärcommission nach Frankfurt gesandt, 1843 wurde er Chef des Generalstabes; auch ward er zu mancherlei militärisch-diplomatischen Sendungen und als Vertreter der Regierung in der Ständeversammlung gebraucht. Das Archiv des Generalstabes bereicherte er durch mehrere die hessische Militärgeschichte betreffende Arbeiten. Er starb am 9. December 1846 zu Kassel.

Neuer Nekrolog der Deutschen für 1846, 2. Theil. Herausgegeben von F. A. Schmidt. Weimar 1848. B. Poten.

Ochs: Peter O. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts blühte in Hamburg das Handelshaus Peter His u. Söhne; die Familie gehörte zur Colonie der französischen Refugianten. In dieses Haus war als Handelsbeflissener ein junger Mann eingetreten, Albert O. aus Basel, der Sohn eines angesehenen aristokratischen Geschlechts. Bald hatte derselbe durch Fleiß und Geschick das Zutrauen des Principals und die Hand der Tochter gewonnen und nun stand er als noch junger Mann nach dem Tode des Schwiegervaters mit an der Spitze des großen Geschäftes, bekleidet mit dem Charakter des dänischen Hofagenten. Sein Haus war der Mittelpunkt eines weiten Kreises von Gebildeten, Gelehrten und Künstlern und mit feinem Verständniß förderte der Hausherr die geistreiche Unterhaltung wie die Behandlung ernster Fragen der Wissenschaft, mit freigebiger Hand bahnte er nach allen Seiten hin geistigem Streben den Weg. Der Ruf des Hauses war weithin bekannt, reisende Künstler, Gelehrte und Schöngeister rühmten dessen gastliche Thüre und besonders die Schweizer wußten, daß sie bei ihrem Landsmann nicht als Fremdlinge erschienen. Dankbar nannten sie ihn auch den Genius der Schweizer im Norden. Friedrich der Große, der die geschäftliche Tüchtigkeit des Mannes wie seine gesellschaftliche Bedeutung zu schätzen wußte, suchte denselben in seine Lande zu ziehen und stellte ihm die Erhebung in den Grafenstand in Aussicht. Ochs aber fühlte sich als Republikaner und blieb. Unter solchen glänzenden Verhältnissen verlebten seine Kinder, ein Sohn und eine Tochter, ihre erste Jugend. Peter war ihm auf einer Geschäftsreise, die er mit seiner Gattin in Frankreich machte, zu Nantes am 20. August 1752 geboren worden. Das schwächliche Kind mußte unter der Obhut einer bekannten und vertrauten Dame zurückgelassen und erst später nach Basel gebracht werden. Erst nach drei Jahren wurde es von seiner Großmutter nach Hamburg abgeholt. Es war ein bildschöner Knabe; mehr zierlich als stark gebaut zeigte er schon frühe ganz ungewöhnliche Anlagen und bald entwickelte er sich unter der sorgsamen Leitung des Vaters aufs beste. Auch die zarteren Regungen des Gefühls belebten ihn und machten ihn zum Liebling Aller, die ihn kennen lernten. Als einst sein Vater den Sohn einem nach Schweden durchreisenden Gesandten vorstellte, wies dieser auf die weiten Geschäftsräume hin und sagte zum Knaben: voilà, mon petit, c'est ici que se décident les intérêts des cours de l'Europe. Ein mit Klopstock und Lessing befreundeter Hauslehrer, der durch die Uebersetzung Corneille'scher Dramen bekannt geworden war, kam als Hauslehrer und führte den Zögling mit solchem Erfolg in die Wissenschaft, in die französische wie deutsche Litteratur ein, daß dieser leidenschaftlich die Logik, Metaphysik und Geo-

metrie betrieb und sich selbständig in der Aufstellung französischer Dramen übte. Ein idealer freiheitlicher Drang beseelte ihn und aus den Werken der Dichter und Denker, aus den geschäftlichen und persönlichen Beziehungen seines Vaterhauses zu fernen Ländern und Menschen erhielt solcher Drang immer neue Nahrung. Der Jüngling kam auf einige Jahre nach Frankreich, wo er sich die Landessprache als eine zweite Muttersprache aneignete, mit geistreichen und hochgestellten Männern in Verbindung kam und Freundschaften schloß, die später für ihn und sein Geschick von verhängnißvoller Bedeutung werden sollten.

Sein Vater hatte indessen in seiner Vaterstadt ein schönes Haus gekauft und prächtig eingerichtet. Bald darauf kam die Familie nach Basel und der Sohn bezog die Universität, wo staats- und rechtswissenschaftliche Vorlesungen ihn besonders anzogen. Als seine Schwester mit dem Großindustriellen Dietrich sich verheirathete, der durch seine land- und forstwirthschaftlichen großartigen Anlagen wie durch seine Eisenwerke im unteren Elsaß weithin bekannt war, da ging O. auf einige Zeit nach Straßburg und genoß als gewandter und geistreicher Gesellschafter in den höchstgestellten Kreisen des Lobes und der Schmeichelei die Fülle. Dasselbe wiederholte sich, als er noch einen längeren Aufenthalt in Paris machte und im Hause seiner nahen Verwandten, der Gräfin d'Espagnac, die großstädtischen Gesellschaftskreise kennen lernte. Während der Sohn mit vollen Zügen die Elemente französischer Weltbildung in sich aufnahm, bestimmte ihn der Vater zur Fortführung des Hamburger Handelshauses und besonders zur Besorgung dänischer Interessen. Zwei Jahre lang folgte jener dem väterlichen Willen, ohne jegliche Neigung, gehorsam seiner Sohnespflicht. Dann aber ward ihm der Zwang einer geschäftlichen Thätigkeit immer mehr zum unerträglichen Druck und er sehnte sich hinaus auf das Gebiet philosophischer Speculation. Umsonst suchte ihm sein Freund Dumouriez, der spätere Obergeneral der französischen Republik, den Werth praktischer Thätigkeit vorzustellen, „il faut à l'homme un métier, des liens avec la société, des devoirs réciproques; il lui reste assez de temps pour l'étude, quand il sait bien l'employer. La philosophie exclusive est une lâcheté. Remplis ton état, mon cher petit, porte ton génie dans le commerce, porte y surtout un coeur pur et de la noblesse. Cet état a de beaux momens et l'ennui du détail ne fatigue que les apprentifs". Sein väterlicher Freund aber, Isaak Iselin zu Basel, der weltbürgerliche Philosoph, empfahl ihm als Lebensaufgabe die Pflege der Wissenschaften. Auf eine von O. ihm zugesandte Abhandlung über die Vaterlandsliebe erwiderte er „je regardai votre ouvrage comme un gage de la vertu la plus pure et la plus sublime, dont son auteur donnera un jour l'exemple à ma patrie". Er rieth ihm das Studium der philosophischen Schriften von Wolf und des neuen Organon von Lambert. Endlich gab der Vater, unter dem bitteren Eindruck der Katastrophe Struensee's und Brandt's stehend, den vielseitigen Vorstellungen nach und der Sohn bezog im August 1774 die Universität Basel, um sich ganz den Wissenschaften zu widmen. Nach zwei Jahren erlangte er den Doctorgrad auf Grund einer Abhandlung „De famae laesione". Dann ging er zur Universität nach Leyden ab und auf Reisen, besonders in Holland.

In diesen Jahren war O. auch bekannt und bald innig befreundet geworden mit Johannes Müller, der in unstätem Suchen in der Schweiz und in Deutschland seinen bleibenden Aufenthalt und eine bestimmte Lebensaufgabe zu finden hoffte. Nach dem ersten persönlichen Besuch bei „dem liebenswürdigen und geistreichen jungen Herrn" unterhielt Müller von allen Stationen seines Lebensganges aus einen lebhaften Briefwechsel mit O., er vertraute demselben seine Erfahrungen und seine Hoffnungen und nahm seinerseits an den Freuden und Sorgen des gleichaltrigen Freundes innigen Antheil. Noch einmal reiste O. nach Hamburg

dann kam er nach Basel zurück zu bleibendem Aufenthalt. Er verheirathete sich 1779 mit der feingebildeten Salomea Bischer. Im nächsten Jahre starb sein Vater und nun stand der junge Mann an der Spitze eines glänzenden glücklichen Hauswesens. Zum völligen Glück aber fehlte ihm noch eines, ein ordentlicher Lebensberuf mit geregelter Arbeit. Er empfand solchen Mangel bitter und klagte den Freunden, sich als ein inutile pondus terrae betrachten zu müssen. Da wies ihn Müller, der schon seit längerer Zeit seinem Freunde seine begeisterten Ausblicke auf die Darstellung der Schweizergeschichte, als seiner immer klarer sich gestaltenden Lebensaufgabe, mitgetheilt hatte, auf die Herrlichkeit der Geschichtschreibung hin, und da O. zu dieser Zeit zwei größere Privatsammlungen gedruckter und handschriftlicher Werke zur Geschichte Basels erwerben konnte, erkannte er in der Darstellung der Geschichte seiner Vaterstadt immer mehr seinen nächsten Beruf. Zu diesem wurde er bald noch bestimmter hingezogen: Isaak Iselin, der Rathschreiber, starb und O. wurde sein Nachfolger, damit auch Vorsteher des Staatsarchivs. Vier Jahre später, 1786, erschien der erste Band der „Geschichte der Stadt und Landschaft Basel". Es war ein großartig angelegter Versuch einer pragmatischen Geschichte, bisher unbekannte und grundlegende Urkunden kamen zur öffentlichen Kenntniß und eröffneten das Verständniß für das Aufkommen der Stadt im frühen Mittelalter. Etwas seltsam contrastirt mit der objectiven Geschichtsdarstellung die lange Vorrede, in welcher der Verfasser sein politisches Glaubensbekenntniß, seine freisinnigen Ansichten über Kirche und Staat, über Verfassung und Regiment, über Autorität und Freiheit, über Souveränität und allgemeines Wohl darlegt.

Sieben Jahre arbeitete so O. in der Rathsstube, zumeist mit seiner Geschichte beschäftigt. Er hatte reichliche Zeit hierzu, denn seine Mitwirkung beim Regimente ward nicht sonderlich gesucht. Der geniale und nicht gerade anspruchslose Mann, der seinem Urtheile keinen Zwang anthat, wie er auch in Tracht und gesellschaftlichen Lebensformen sich nicht an die hergebrachten Formen band, der die so wichtig gemachten Kleinigkeiten nicht hoch anschlug, der wol ein feines Schriftdeutsch und gewandtes Französisch sprach, aber den alten ehrwürdigen Basler Dialect nicht zu sprechen verstand: O. erschien den im Regiment ergrauten Häuptern seiner Vaterstadt immer als ein halber Fremdling. Doch anerkannten sie seine geschäftliche Tüchtigkeit und diplomatische Gewandtheit und öfters wurde er bestimmt, die Gesandtschaft zur Tagsatzung zu begleiten und zu berathen. Das ging so, bis eine welthistorische Thatsache die Fundamente, auch Basels, aufs tiefste erschütterte. Der Ausbruch der französischen Revolution erfüllte wol manche der Gebildeten mit reiner Freude, die meisten aber, und vorab die Regierenden, mit heftigem Abscheu, und das um so mehr, je mehr die Revolution die Wendung nahm zu roher Unthat und thierischem Blutvergießen. Auch O. jubelte beim Anbruch der Morgenröthe dem kommenden Tage der Freiheit und Aufklärung zu, in regem Briefwechsel theilte er mit seinen Pariser Freunden, von denen mancher in den vordersten Reihen stand, die Befürchtungen und Hoffnungen des Tages. Und auch später noch, als der der Freiheit erschlossene Pfad durch das Blut der Parteien und durch unsäglichen Jammer des ganzen Landes hindurchführte, O. hielt fest an der Hoffnung eines glücklichen Endes. Mehrere seiner Freunde fielen als Girondins unter der Guillotine, Dumouriez irrte als Geächteter durch England, Hérault de Seychelles, der O. in Basel besucht, fiel vier Monate nachher mit Danton; sein Schwager Dietrich, der als Maire von Straßburg der Revolution die Thore geöffnet, ward um seiner Mäßigung willen vom herzlosen St. Just vor das Tribunal und in den Tod geschickt. In den großartigen Unternehmungen seines Schwagers hatte O. auch den größeren Theil seines Vermögens angelegt. Er beklagte, er beweinte die

Opfer, das Ideal der Freiheit aber war ein Heiligthum schon seiner Jugend gewesen und gab seinem Leben den besten Werth.

In seiner Vaterstadt stieg nun sein Einfluß von Tag zu Tag. Basel, auf einem kleinen Fleck Erde seit Jahrhunderten als Markstein gestellt dreier Länder, hatte mit kleiner Kraft und großem Muth sich zu großer Bedeutung hinaufgearbeitet. Durch das spätere Mittelalter hindurch führte es zwei Jahrhunderte lang mit der einen Hand das Schwert, baute es mit der anderen geschickt die Wege des Handels und die Stätten des Gewerbfleißes. Auch als Bundesglied der Schweizer wußte es als vorgeschobener Posten und in täglicher Berührung mit fremdem Leben und Streben sich ein Eigenleben zu erhalten, das selbständig sich entwickelte. Bis auf eine halbe Stunde vor seinen Thoren näherten sich die Grenzen Frankreichs und Deutschlands und die Festung Hüningen beherrschte mit ihren Kanonen die nahe Stadt. Gleich beim Ausbruche der Revolution füllten sich die Herbergen und die Gassen Basels mit den fliehenden Emigranten, viele zogen weiter, andere blieben. Dann folgten elsässische Familien zu Hunderten, denen das aufgestandene Landvolk bisher genossenen Wohlstand grimmig in Armuth verkehrte. Diese Volksaufstände in der Nachbarschaft und mehr noch die Beschlüsse der Nationalversammlung legten die Axt an einen Theil des Wohlstandes der Stadt, denn diese hatte nicht nur eine alte Ansprache für gegebene Darlehen an die Krone Frankreichs im Betrage von mehr als sieben Millionen, sondern ihren Verwaltungen gehörten auch in weiten Kreisen des Elsasses Bodenzinse und Zehnten, ihren Bürgern eine Menge von hypothekarischen und gewerblichen Geldanlagen. Auch der Handel erlitt mannigfache Störungen oder wurde durch verderbliche Zollmaßregeln Frankreichs völlig unmöglich gemacht. Da sandte der Rath seinen Stadtschreiber nach Paris und bald hatte dieser erreicht, was überhaupt zu erreichen war: Bezeugungen des Wohlwollens und bestimmte Verheißungen. Aber bei der raschen Folge der Umstürze in Paris war alles das bald wieder vergessen. Als im nächsten Jahre O. sich an den damals gewaltigen Dumouriez wandte, erhielt er neue Zusicherungen, aber wieder trat der ausgebrochene Krieg dazwischen. Nach dem Kriege ward der Friede von Basel geschlossen zwischen Frankreich und Preußen. O. wurde als Zeuge zugezogen zu den ersten mündlichen Verhandlungen zwischen den beiderseitigen Bevollmächtigten; den neu eintreffenden Gesandten Barthelemy hatte er im Namen der Regierung zu begrüßen und er that es in glänzender Weise. Auch nahm Barthelemy Wohnung in seinem Hause und die Verhandlungen wurden meistentheils hier geführt. Darum erhielt nach dem Abschlusse des Friedens O. vom König von Preußen ein Dankschreiben und fünf kostbare Vasen mit dem Bildnisse des Königs. Auch der spanische Gesandte schloß hier den Separatfrieden mit Frankreich ab; Nachts 12 Uhr stieg Don Domingo d'Iriarte, in weiten Mantel gehüllt, mit einer Blendlaterne und gezogenem Degen über die Gartenmauer in den Garten und in das Haus, wo Barthelemy und seine Secretäre mit O. ihn feierlich empfingen und seine unter Ceremonien gegebene Unterschrift entgegennahmen. Im folgenden Jahre erhielt O. einen vertraulichen Wink, in nicht auffälliger Weise auch den Frieden zwischen Oesterreich und Frankreich einzuleiten; er that es beflissen und zu seiner Freude ward die Auswechslung der französischen Königstochter zu Basel vollzogen.

Im J. 1796 war die Verwaltung Frankreichs in geordnete Bahnen gebracht, ein Directorium stand an der Spitze und in demselben führte Reubell, der alte Bekannte von O., ein gewichtiges Wort. Während früher die politische Propaganda der Republik mehr einen gewaltthätigen Charakter trug, so nahm sie von nun an, mehr und mehr, einen heimtückischen an. Mehrere Agenten wirkten in der Schweiz und namentlich auch in Basel, um den Samen der

Zwietracht auszustreuen. Sie wirkten hinter dem Rücken der Gesandtschaft und ohne Wissen derselben, ihre Ausweise stammten direct von höchster Stelle. Grund zur Verstimmung war allerdings vorhanden, die schweizerischen Regierungen waren der jungen Schwesterrepublik nicht geneigt und hatten es noch nicht über sich gebracht, dieselbe anzuerkennen. Auf die Berichte der Agenten gestützt, erließ das Directorium nun an Basel zu Händen der Eidgenossenschaft eine Drohnote und O. ward mit der Beantwortung derselben beauftragt. Er that es in solcher Festigkeit, daß die sämmtlichen Regierungen der Kantone dafür ihren Dank aussprachen. Als aber die Reibungen und die Drohungen der officiösen Blätter nicht aufhörten, schickte Basel seinen Vertrauensmann, der gerade zur zweiten Stelle im Staate, zum Amte des Oberstzunftmeisters, erhoben worden war, nach Paris um persönlich für eine bessere Stimmung zu wirken Am 4. Juni 1796 kam O. in Paris an; er wurde von den Mitgliedern des Directoriums aufs angenehmste empfangen; am 19. war er schon wieder zurück mit einem Schreiben, das unter anderen Freundlichkeiten auch die Worte enthielt: „das Directorium theilt aufrichtig Euren Wunsch zur Pflege einer guten Nachbarschaft, der Freundschaft und der Herzlichkeit, die Euch schon so lange an Frankreich knüpft. Es hat mit großem Vergnügen Eure Zuschrift gelesen und mit nicht minderem durch Herrn Peter Ochs, Euren Kanzler, die Erklärungen vernommen. Die Wahl eines solchen Bürgers, empfohlen durch seine Stellung wie seine Grundsätze, ist für uns eine genügende Bürgschaft Eurer Aufrichtigkeit." Ein dem Gesandten geschenktes Theeservice von Porzellan sollte das „Verlangen, das beste Vernehmen zwischen beiden Staaten zu unterhalten", bezeugen. Die folgende kurze Zeit der Ruhe wurde dazu benutzt, eine Reorganisation des Schulwesens in die Hand zu nehmen. O. wurde Präsident der Commission und von hier ab bis zu seinem Lebensende finden wir ihn, bei jedem gegebenen Anlaß, mit klarem Blick und fester Hand seine Kraft einsetzen zur Hebung des Unterrichts von der Primarschule bis zur Universität. Diese Ruhe ward aber bald unterbrochen. Nach Moreau's Rückzug erfolgte die mörderische Belagerung von Hüningen; aus ihren Fenstern sahen die Bürger die hohen Bogen der Bahn der Bomben und ein furchtbarer Donner erschütterte die Häuser und die Gemüther. Und kaum hatte der Kampf vor den Thoren sich gelegt, als die Botschaft der Siege Bonaparte's in Italien, die Wegnahme des Veltlin und die Sicherstellung einer französischen Heerstraße durch das Wallis über den Simplon alle Schweizer beunruhigten. Bald kamen wieder Agenten in geheimer Mission, Kundgebungen zu bewirken für Frankreich, für Oesterreich; auch Johannes v. Müller kam im Auftrage des Wiener Hofes, bekannte aber seinem Freunde O, daß der Eidgenossenschaft alles Fundament vergangen sei. Hier sah man, daß Regierungsmitglieder ohne Wissen ihrer Collegen sich an das österreichische Ministerium wandten und zwar im Namen ihrer Stände, dort wurden die Flugschriften des schweizerischen Revolutionscomité's in Paris, meistens verfaßt von Laharpe, empfangen und verbreitet. Als der intriganteste solcher Agenten, Mengaud, mit einem einfachen Passe des Directoriums versehen, seine geheimen Maulwurfsgänge trieb und wieder in höhnischer Herausforderung zum Widerspruch reizte, wandte sich O. von ihm und zog sich damit die Feindschaft des unermüdlichen Wühlers zu. Er strebte mit ganzer Seele nach den reinen und hohen Errungenschaften der Revolution, die er eben seinem Vaterlande auf möglichst friedlichem Wege zuwenden wollte. Darum ging er vor allem darauf aus, durch Belehrung und Ueberzeugung den neuen Ideen Bahn zu brechen und, wo er auf beharrlichen Widerwillen stieß, durch Erregung der Furcht ein freiwilliges Nachgeben zu erzwingen

Basel hatte, zur Zeit seines höchsten Kraftgefühls, für seinen Handel in Verbindung mit den rheinischen Städten, oft mit bewehrter Hand, sich die Straße

nach Norden gesichert; bei gegebenem Anlaß hatte es auch nach Süden die beiden Pässe der Hauensteine sich erworben dadurch, daß es mit peinlicher Sorgfalt die Landesherren, die bis an die Thore der Stadt geboten, auskaufte. Es hatte dieses für ausreichend gehalten und die weitern Gelegenheiten, auch die Straße des Frickthals und durch das Münsterthal sicher zu stellen, nicht benutzt. So besaß auch Basel, wie seine schweizerischen Schwesterstädte, ein Land, das es in hergebrachter Unterthänigkeit erhielt. Die Landbevölkerung war mit derjenigen der Stadt durch täglichen Verkehr in Verbindung, die Städter hatten ihre Sommerwohnungen im Lande zerstreut. Alle geistlichen und weltlichen Stellen im Lande von irgend welcher Bedeutung standen aber in der Hand von Städtern wie aller Handel über die Grenze; eifersüchtig wurde das Gewerbe überwacht, daß es nicht das städtische beeinträchtigte. Nur mit Zögerung war nach Ausbruch der Revolution die Leibeigenschaft aufgehoben worden. Seit Jahren waren nun schon die Funken des französischen Revolutionsbrandes über die Grenze geflogen und hatten hier Boden gefaßt und nach und nach die Gemüther entzündet und erhitzt. Aus der Stadt hatten erst einzelne, dann eine Gesellschaft bedeutender Männer es sich zur Pflicht gemacht, in ihren Unterthanen Mitbürger zu sehen und ihnen zur Erlangung der Menschenrechte die Hand zu bieten. In O. sah diese Gesellschaft ihr geistiges Haupt, das Landvolk seinen beredtesten Fürsprecher. Und ganz gleich wie hier stand es in den Unterthanenländern der anderen Schweizerstädte. Das Waadtland, grenzend an Frankreich und von gleicher Sprache, ward von seinen Mitbürgern, die vor dem regierenden Bern nach Paris geflüchtet waren und sich dort gesammelt hatten, besonders durch Laharpe's grimme Feder in tiefe Bewegung versetzt. Es war darum einem ins Pulver fallenden Funken zu vergleichen die Reise, die der sieggekrönte Bonaparte aus dem überwundenen Italien durch die Schweiz nach dem Congreßorte Rastadt machte. Wie ein Heroldsruf lief ihm das Wort, das er den Bündnern entgegengehalten hatte, voran: „ein Volk kann nicht Unterthan eines anderen Volkes sein, ohne die Grundsätze des öffentlichen Rechts wie des natürlichen zu verletzen." Ein überschwenglicher Jubel begleitete ihn durch das Waadtland; stille Freude, gutgemeinte Ansprachen, Siegespforten mit Inschriften empfingen ihn in der Landschaft Basel, aber von der Stadt selber ward er am 23. November 1797 mit kriegerischem Gepräng und Kanonendonner, unter festlicher Theilnahme fast aller Bürger empfangen. In scheinbarer Offenheit, aber mit scharf berechneter Absicht unterhielt sich Bonaparte mit den Standeshäuptern am feierlichen Gastmahl; er zeigte als Lockspeise die leichte Erwerbung des nahen Frickthals, das aus den Händen Oesterreichs in die Verfügung der Franzosen gefallen war. Gleichzeitig hatte auch der Agent Mengaud eine Andeutung gegeben dahin, daß ein geeigneter Gesandter in Paris wol die Erwerbung des Frickthals bewirken könnte. Wer der geeignete Gesandte war, wußten alle, die Franzosen wie die Basler, und so reiste O. am 28. November nach Paris, um gegen alle die alten und hohen Anforderungen Basels an Frankreich das Frickthal zu erlangen. Bald aber mußte er die Erfahrung machen, daß das Frickthal nur der Vorwand war und ganz andere Dinge zur Besprechung kommen sollten. Er wußte, daß die Schweiz erfüllt war vom Gerüchte, es beabsichtige Frankreich die Einverleibung der Stadt Basel, wie es bereits das Bisthum weggenommen hatte, ferner daß unbefangene Beobachter die Schweiz für eine revolutionäre Erhebung reif hielten. Da kam er bei einem Gastmahle im Hause Reubell's auch mit Bonaparte zusammen und zum Schlusse wurde er von den beiden zur intimen Besprechung bei Seite genommen. Hier war es, wo Bonaparte mit aller Bestimmtheit die revolutionäre Sprengung der bisherigen aristokratischen Regierungsform der Schweiz zur Sprache brachte und, als O. bedenklich und befangen seine Einwendungen machte, erklärte,

daß solches nun einmal geschehen müsse und zwar bald. Da versprach O., dem vor Volkserhebungen, wie die in Frankreich verlaufenen, graute, er wolle durch die Seinigen versuchen lassen, ob nicht zunächst in Basel durch die Regierung die Gleichheit der Rechte ausgesprochen und durchgeführt werden könnte. Sein Schwager Rathsherr Peter Vischer übernahm die Aufgabe, am 18. December einen Antrag zu stellen auf politische Gleichstellung des Landbürgers mit dem Stadtbürger, aber ein förmlicher Sturm empfing ihn und trostlos eilte er aus der Sitzung des Großen Raths nach seiner Wohnung. Während jedoch die Herren den Anlauf als zurückgeworfen erachteten, kam das Landvolk in Bewegung. Es fand Berather in der Stadt und Führer auf dem Lande. In einer von Dorf zu Dorf getroffenen Abrede setzte es fest, daß es bei der Schweiz bleiben wolle, aber gleiche politische Rechte mit den Städtern verlange. Eidlich gelobten sich die Führer gegenseitig das Festhalten an dieser Forderung. Alles gährte und schon wurde gesprochen vom Einmarsch der Berner und Solothurner, um zunächst die hohen Burgen des Landes zu besetzen. Da wurden diese Festen vom Volke sorgfältig geräumt, das Eigenthum der Beamten wie des Staates in Sicherheit gebracht und in den Nächten vom 17., 21. und 23. Januar 1798 flammten nacheinander die Schlösser von Waldenburg, Farnsburg und Homburg auf. Indessen hatte die Regierung beharrlich geglaubt, durch friedliche Deputationen die Ruhe herzustellen; sie hatte auch ihre Gesandten nach Aarau geschickt, um mit denen der anderen Kantone den Fortbestand des alten Bundes zu beschwören, aber die Bewegung wuchs ihr zu rasch und zu hoch und sie mußte jene Gesandten zurückrufen. Als die Herren bei der Heimkehr durch das Land nach der Stadt fuhren, wurden sie vom jubelnden Landvolk mit Kränzen empfangen und am Freiheitsbaume begrüßt, denn an diesem Tage hatte die Bürgerschaft Basels „die ehevorigen Verhältnisse zwischen Stadt und Land durchaus und also zernichtet, daß in ewigen Zeiten dieselben nie mehr zum Vorscheine kommen sollen". Am 22. Januar wurde die Urkunde der Gleichheit den Landesausschüssen übergeben; die Gemeinde Liestal schenkte der Stadt einen gewaltigen Freiheitsbaum, der dann auf dem Münsterplatze aufgerichtet und mit Gesängen und Tanz gefeiert wurde. Mit peinlicher Wahrung jedweder Gleichheit zwischen Stadt- und Landbürgern wurde hierauf die gemeinsame Arbeit zur Neugestaltung des Staatswesens angeordnet und solche in die Hand genommen.

Diese Revolution mit ihren Festen, ihren naiven Freudenbezeugungen, ihren Tänzen im schönsten Bürgerhause der Stadt wie auf dem gefrorenen Rasen beim Schloß Wildenstein auf dem Lande, war eine Idylle. Sie kostete keine Thräne als Freudenthränen. Das war eine Revolution nach dem Sinne des O., die Botschaft über ihr Gelingen war die froheste, die er in seinem Leben erhielt. Sein Name war aber auch in aller Munde und Jedermann freute sich auf seine baldige Rückkehr. An solche war aber für ihn noch nicht zu denken. Der General Bonaparte hatte ihm, wenn die Schweiz vor gewaltsamer Durchführung politischer Rechtsgleichheit bewahrt werden soll, den Auftrag gegeben, für dieselbe, und zwar als einen Einheitsstaat, eine Verfassung zu entwerfen. Mit Widerstreben ging O. an solche Arbeit, denn die Zumuthung der Annahme einer solchen mußte nach seiner Ueberzeugung in der Schweiz einen ganz anderen Verlauf der Dinge erwarten lassen als derjenige in seinem Heimathkantone war. Nach und nach vernahm er freilich auch das politische Motiv des Directoriums, das deshalb nicht mehr den Staatenbund der Kantone gestatten wollte, um seinen Einfluß desto rascher und intensiver zur Geltung zu bringen. Aber kein Wort ward ihm gesagt von einem anderen, am meisten treibenden Motiv, das der Nothlage Frankreichs entsprang. Die wirthschaftliche Lage dieses so schönen, an Hilfsquellen so reichen Landes war bereits eine ver-

zweifelte geworden. Die furchtbare Aufregung der langen Jahre voll inneren und äußeren Krieges, die Furcht und Unsicherheit des Erwerbes hatten keine Arbeit recht aufkommen lassen. Die Besitzverhältnisse waren durch eine beispiellose Wirthschaft mit Papiergeld zerrüttet, der Mangel unter dem Volk und in der Staatskasse war erdrückend. Dabei konnte das Directorium sich nicht auf das Volk, sondern nur auf das Heer stützen und zum Unterhalt des Heeres fehlten die Mittel. Schon hatte man gelernt, wie der Krieg das Heer ernähre, und Holland, Belgien, wie die linksrheinischen deutschen Staaten und Länder waren aufs gründlichste ausgesogen worden. Dieses System hatte der junge General Bonaparte zur Befriedigung des Directoriums nun noch weiter dahin ausgebildet, daß er diesem aus dem eroberten Italien Millionen als Beute einlieferte. Bonaparte, so sehr er sonst die Regierung verachtete, stimmte doch aus persönlichen Gründen mit ihr darin überein, daß er ein tüchtiges Heer für nothwendig hielt. Zum Unterhalt eines solchen sah er die Mittel im Reichthum der Schweizerstädte, die im Jahrhunderte langen Frieden Schätze angehäuft hatten und die Gläubiger von Königen und Fürsten waren. Besonders war es das stolze Bern, das seine Gewölbe gefüllt hatte mit geprägtem und ungeprägtem Gold und Silber und mit Werthtiteln. Nach diesen Schätzen schielte Napoleon Bonaparte, sie sollten zunächst die Mittel abgeben für seinen heroischen Zug nach dem Orient. O. traf in Paris zusammen mit Laharpe, der für die Revolutionirung der Schweiz schwärmte und die französischen Machthaber bearbeitete. Rachsüchtig und leidenschaftlich wirkte der Waadtländer besonders gegen das seine Heimat beherrschende Bern, während O. die Mittel der Gewalt vermeiden und diejenigen der Ueberredung und selbst der Schlauheit aufbieten wollte. Nach dem glänzenden Erfolg in seiner Vaterstadt Basel hielt er immer noch eine friedliche Lösung der von Frankreich über die Schweiz geworfenen Schlingen für möglich. In persönlichem Verkehr mit den Mitgliedern des Directoriums entwarf er die Verfassung für die einheitliche Republik Helvetien. Dieser Entwurf wurde von Bonaparte corrigirt, dann der Oeffentlichkeit übergeben und in Paris wie in der Schweiz verbreitet.

Am 4. März kam O. nach Basel zurück; er brachte mit sich eine schmeichelhafte Anerkennung seines Wirkens von Talleyrand im Namen des Directoriums und von diesem einen ebenso schmeichelhaften Glückwunsch an die Baseler Nationalversammlung. Beim Eintritt in die letztere wurde er mit wahrer Begeisterung empfangen und sofort zum Präsidenten bestellt. Schreiber dieses hat vor sich das Tagebuch eines landschaftlichen Mitgliedes der Versammlung, in welchem der Eindruck des Auftretens des Heimgekehrten niedergelegt ist. Mit fast religiöser Bewunderung wird da gesprochen von der edeln Erscheinung, von der wunderbar ergreifenden Sprache, von der reichen Einsicht und der herrlichen Gesinnung des Gefeierten. Es wird ihm von der Versammlung „derjenige Dank vorbereitet, den ihm einst das ganze helvetische Vaterland bringen wird, wenn durch die Zerstörung aller Aristokratien in der Schweiz, für welche sich nun ein biederes aber irregeführtes Volk als Schlachtopfer hingiebt, die gesammte, in einem einzigen Staatskörper vereinigte Eidgenossenschaft zu dem Genusse einer auf höheren Grundsätzen gegründeten Freiheit erhoben sein wird". Indessen hatte Frankreich den Krieg eröffnet: ein Schwarm ausgesendeter Agenten hatte das Landvolk mit Mißtrauen gegen die Regierungen erfüllt, trügerische Verhandlungen und die Gewalt der Waffen hatten Freiburg, Solothurn und Bern unter Blutvergießen überwältigt und ein schamloses Plünderungssystem war durchgeführt worden. Als dann durch die Annahme der Ochs'schen Verfassung die Mehrzahl der Kantone sich zusammenfand, um den Einheitsstaat zu constituiren, war O. der Erste, der von Basel aus als Mitglied des helvetischen

Senats bezeichnet wurde. Am 12. April 1798 erklärte er als Präsident dieser Behörde in Aarau der vor dem Hause versammelten, jubelnden Volksmenge den soeben gefaßten Beschluß über die Unabhängigkeit der schweizerischen Nation und ihre Umbildung zu der Einen und untheilbaren, demokratischen und repräsentativen Republik. O., der von Kindheit an die Anerkennung seiner persönlichen Vorzüge und seines Wirkens genossen hatte und dadurch solcher Anerkennung geradezu bedürftig geworden war, durfte erwarten, daß er ins helvetische Directorium berufen würde, um die angebahnten freiheitlichen Bestrebungen ins Leben einführen zu helfen. Er hatte mehr als ein Anderer für die neue Entwicklung gethan; er fühlte sich gehoben durch ein auf politische Gesinnung wie auch persönliche Freundschaft gegründetes Zutrauen der französischen Regierung: er wußte sich als den eigentlichen Vertrauensmann jener Regierung, von welcher das Schicksal der Schweiz abhing. Aber er wurde nicht gewählt; der treffliche Legrand von Basel wurde in die oberste Vollziehungsbehörde berufen. O. hatte sich darin getäuscht, daß er beim Anbrechen der neuen Zeit nur zwei Parteien erkannte: die der Freunde derselben und die der Anhänger des Alten. Es trat aber sofort eine dritte auf den Plan und diese umfaßte gerade die besten der Eidgenossen. Diese Mittelpartei wollte die innere Freiheit nicht erkaufen um den Preis der äußeren Selbständigkeit; ihr schweizerisches Unabhängigkeits- und Ehrgefühl sträubte sich gegen die oft plumpen und gewaltthätigen, oft verschlagenen Eingriffe Frankreichs. Schon sahen sie durch schamlose Plünderungen der fränkischen Freiheitsboten die Freiheit und das Recht und die Sitte unterdrückt und verletzt und sie strebten darnach, durch eigene Kraft und Vaterlandsliebe die auch ihnen theuren Güter der Freiheit sicher zu stellen. O. erschien ihnen mehr als ein Agent Frankreichs; je mehr er in der Gunst des Directoriums sich sonnte und in fröhlicher Gesellschaft, die er wie kein Anderer beim Gastmahl und Gesang zu gestalten und zu beleben wußte, sich der freundschaftlichen Beziehungen zu den fränkischen Machthabern rühmte, desto mehr that sich die Kluft zwischen ihnen und ihm auf. Bald erkannte er in ihnen nur zweideutige Freunde der Freiheit und seine persönlichen Feinde. Die Gesetzgebung begann ihre Arbeit und betrieb solche ohne Rast; fieberhaft wurden neben einander hohe grundsätzliche und wieder kleinliche Fragen der Etiquette, immer mit Ernst und Pathos, behandelt; das Directorium suchte zur Anbahnung einer durchgreifenden Verwaltung bald schüchtern die Hülfslinien zu ziehen, bald theilte es hohen Tones, aber ohne Kraft, seine Befehle aus. Ein Theil der Schweiz fügte sich nur mit Widerwillen in den neuen Gang der Dinge, im Kantone Schwyz mußte ein mit altschweizerischer Tapferkeit geleisteter Widerstand durch das französische Heer blutig unterdrückt werden. Daneben war dieses Heer auf Kosten des Landes zu unterhalten und die Commissäre und Agenten und Lieferanten vermehrten diese Last des Unterhaltes durch gewaltthätige Erpressungen und Räubereien. Die öffentliche Stimmung ging über in Erbitterung, in Verzweiflung; Klagen und Anklagen erhoben sich gegen die Armee, von dieser gegen die helvetischen Behörden, als ob sie nicht guten Willen hätten für ordentlichen Unterhalt zu sorgen. Da griff der Obercommissär Rapinat, der Schwager des Direktors Reubell nach seiner Weise ein, er erklärte alle Beschlüsse der helvetischen Behörden, welche den Weisungen der Heerführung widersprächen, für ungültig, er verlangte zur Erzielung eines besseren Einverständnisses zwischen Frankreich und Helvetien eine Säuberung des Beamtenstandes und die Entfernung zweier der Oligarchie ergebener Directoren. An die Stellen der letzteren ernannte er die Vertrauensmänner O. und Dolder. Ein Schrei der Entrüstung ging durch die Rathssäle und die französische Regierung hob die Maßregel, als auf einem Mißverständniß beruhend, wieder auf. Die beiden Verdächtigten aber

traten freiwillig zurück und an ihre Stellen wählten nun die Räthe selber O. und Laharpe, die beiden Vorarbeiter der Revolution. O. nahm dankbar diese Ehre an, aber er wußte und sprach es aus, daß er sie nicht den helvetischen Räthen, sondern Frankreich zu verdanken hatte (28. Juni); Laharpe behielt sich ausdrücklich die Zustimmung der französischen Regierung vor. Was O. sich gewünscht, das hatte er nun erreicht; an höchster Stelle sollten ihm aber keine Rosen blühen. Der Zustand der Schweiz war bereits ein jammervoller, der fernere Unterhalt des französischen Heeres ward Sache der Unmöglichkeit. Und doch konnte es nicht entbehrt werden, denn je mehr die Gesetzgebung glücklich oder unglücklich in altgewohnte Verhältnisse eingriff, desto mehr wuchs die Abneigung des Volkes. Nidwalden erhob sich, die wenigen Gemeinden des Landes widerstanden dem sieggewohnten Heere, und unter unsäglichen Wuth- und Schandthaten löschte dieses den Grimm über den gefundenen verzweifelten Widerstand. Die der Regierung feindseligen Elemente fingen an sich zu sammeln und die früheren Machthaber organisirten offen und geheim den Widerstand, selbst eine im Solde Englands stehende bewaffnete Legion ward an der Grenze errichtet, um im rechten Augenblick allen freiheitlichen Aufschwung zu erdrücken und den alten Zustand wieder herzustellen.

In dieser schweren Zeit, da die Früchte des Feldes aufgezehrt waren und Frankreich alle Hilfsrufe der helvetischen Behörden ablehnte, verbot dasselbe Frankreich sogar die Ausfuhr und den Handel von Brotfrüchten nach der Schweiz und belegte es die Ein- und Durchfuhr gewerblicher Erzeugnisse mit schweren Zöllen. Mit Eifer betrieb darum O. die Aufstellung eines Handelsvertrags zwischen den zwei Republiken, aber Frankreich zeigte nun seine wahren Absichten auf die Unabhängigkeit der Schweiz; es verlangte den gleichzeitigen Abschluß eines Schutz- und Trutzbündnisses mit völliger Aufgebung der von Alters her wie ein Kleinod bewahrten Neutralität der Schweiz. Laharpe stimmte bei und O. betrieb den verhängnißvollen Tractat und brachte solchen zur Annahme (19. Aug.). Dieser Schritt sollte bald seine bitteren Früchte bringen. Als im September die Nachricht der Zerstörung der französischen Flotte bei Abukir durch Nelson sich verbreitete, war es Jedermann klar, daß ein neuer allgemeiner Krieg im Anzuge war. Es bewegte sich auch sofort Oesterreich heran und besetzte die Thäler und Pässe von Graubünden. Die Truppen sammelten sich allerorten, Erzherzog Karl zog ein Heer zusammen zwischen der Donau und dem Lech, der Kaiser von Rußland schickte ein anderes den Oesterreichern zu Hülfe nach Oberitalien; dagegen stellte Frankreich die Donauarmee auf unter Jourdan, die Centrumsarmee in der Schweiz unter Massena, die italienische unter Scherer.

Bis auf die entlegensten Bergspitzen und in die Schluchten der Schweiz widerhallte der Waffenlärm, Verwüstung und Noth kamen über die einsamsten Gehöfte, Lieferungen wurden von allen Seiten herbeigetrieben und Lazarethe in Dörfern und Städten errichtet. Wo immer die Oesterreicher vordrangen, da wurden die Neuerungen abgethan und die alte Staatsordnung soviel als möglich hergestellt. Das Directorium fühlte sich auf einem Vulkan und immer ängstlicher klammerte sich O. an die französischen Machthaber an. Laharpe drang auf die gewaltthätigsten Maßregeln, auf eine summarische Herbeischaffung der Geldmittel durch Brandschatzung der einst regierenden Familien, auf die Deportation der gefährlichen, vornehmen wie gemeinen Persönlichkeiten. Die letztere Maßregel wurde schonungslos durchgeführt, in schweizerischen und französischen Festungen häuften sich die schweizerischen Geiseln an, alte und schwache Personen wurden wol auch einfach internirt und unter Aufsicht gestellt. O. stand in regem brieflichem Verkehr mit der Pariser Regierung, er sprach es aus, daß nicht nur die Oligarchen, sondern auch die Häupter der gemäßigten republi-

kanischen Partei als österreichisch Gesinnte für einige Zeit in französische Festen gebracht werden müßten, wenn den Patrioten freie Hand zur Durchführung der Verfassung geschaffen werden sollte. Er war immer mehr in seiner Ueberzeugung gefestigt worden, daß nur im engsten Verbande mit Frankreich die freiheitliche Gestaltung der Schweiz möglich wäre und so stand er im vertrautichsten Verhältnisse auch mit dem ehrenwerthen französischen Gesandten Perrochet. Diesem vertraute er einen von einem Schweizer in Paris an den helvetischen Minister des Auswärtigen mitgetheilten Wink über baldige Veränderungen in der französischen Regierung. Als der Präsident, Laharpe, hiervon Kenntniß erhielt, rief er die Mitglieder des Directoriums zusammen und legte, als O. kein Hehl aus jener Mittheilung machte, den Vorgang in ein versiegeltes geheimes Protokoll nieder. Laharpe drang immer auf kühnere Maßregeln, die Preßfreiheit wurde aufgehoben, verdächtige Briefe wurden erbrochen, ganz Helvetien sollte ein Feldlager werden und mit dem Tode wurde bedroht, wer sich weigerte für den Einheitsstaat die Waffen zu führen. Aber die feindliche Bewegung wuchs und die helvetische Residenz mußte von Luzern nach Bern verlegt werden. Nach der ersten Schlacht bei Zürich und nach dem Siege der Oesterreicher trat ein fast vierteljähriger Waffenstillstand ein. Im Innern aber gährte es fort und fort, die fremden Heere blieben im Lande stehen, Aufstände und Verschwörungen, selbst in nächster Nähe der Residenz hielten die Regierung beständig in Athem. Nur durch französische Soldaten konnte sie geschützt werden und diese Soldaten wurden als die Verderber des Volkes empfunden. Die Lage war völlig unhaltbar geworden. Da kam die Kunde von dem am 18. Juni 1799 zu Paris eingetretenen Sturz des Directoriums. Reubell und La Reveillère, die Männer der That, wenn auch frivoler That, waren entfernt und durch Denker wie Siéyès ersetzt worden. Jene wurden beschuldigt der Unterdrückung des helvetischen Volks und der Unfähigkeit die Bonaparteschen Eroberungen in Italien festzuhalten. Lucian Bonaparte hatte der Anklage seine beredte Stimme geliehen, um seinem in Aegypten auf die Rückkehr sinnenden Bruder Napoleon den Weg zu bereiten. — Das Haupt der neuen Regierung, Siéyès, gab der helvetischen Republik in schmeichelnden Worten die Versicherung der Freundschaft und einer bessern Unterstützung als die bisherige war und zugleich den Wink, O. möchte zurücktreten. O. war wirklich auf die Kunde von dem Fall seiner beiden Freunde im französischen Directorium darauf bedacht, heim nach Basel zu gehen und sich aller Beschäftigung mit helvetischen Dingen zu entschlagen, als er um Mitternacht des 25. Juni aufgeweckt wurde und die Botschaft des Directoriums erhielt, er hätte eine halbe Stunde Zeit um das vorgelegte Entlassungsbegehren aus Gesundheitsrücksichten zu unterzeichnen und darauf sofort in einem bereitgestellten Wagen die Fahrt nach seinem beliebigen Reiseziel anzutreten, sonst würde er am folgenden Tage bei den gesetzgebenden Behörden als Verräther angeklagt werden. Fieberhaft ergriff er das Papier; er kam nicht gleich zum Entschluß. Mit dem Gedanken des Rücktritts war er schon vertraut, aber unter solcher Anklage wollte er nicht zurücktreten. Allein er erkannte die gewaltthätige Hand Laharpe's und kannte dessen rücksichtslose Hartnäckigkeit; er wußte, daß das neue Directorium in Frankreich einen Theil der geführten Correspondenzen Laharpe mitgetheilt hatte und darunter auch seine Aeußerungen und Pläne gegen die Häupter der republikanischen Partei: er glaubte, von diesen einen Act der Rache erwarten zu müssen und unterschrieb. Vor Tagesanbruch ließ er sich mit seinem Sohne im bereitgestellten Wagen nach Rolle führen. Jubel und Klatschen erfüllte die Bänke der Gesetzgeber, als ihnen das Entlassungsgesuch des Directors und seine Abreise mitgetheilt wurde. Einige Besonnene aber ahnten hinter dieser lakonischen Anzeige eine der Gewaltthaten Laharpe's und verlangten

Aufschluß. Es erfolgte kein solcher. Als nun Andere in Schmähungen über den Gestürzten sich ergossen, bemerkte Secretan, daß er es für unpassend erachte, wie solche, welche früher kein Wort des Tadels hatten und noch gestern sich am Tische des Directors gütlich gethan hätten, heute dem gefallenen Löwen noch Fußtritte versetzen. Secretan wurde zu seinem Nachfolger gewählt.

O. kam nach wenigen Tagen nach Basel zurück. Er mußte sofort sich mit seinen eigenen häuslichen Angelegenheiten beschäftigen und fand es schlimmer als er erwartet hatte, der größte Theil seines Vermögens war in den elsässischen Unternehmungen zu Grunde gegangen. Er zog sich zu seinen historischen Arbeiten zurück. Wie ein Meteor war am helvetischen Himmel der Name von O. aufgestiegen und nach kurzem Glanz nicht nur ins Dunkel verschwunden, sondern in der Erinnerung der leidenschaftsvollen Zeit mit dem Makel des Verraths belastet worden. O. war kein Verräther, er liebte sein Vaterland so gut wie Einer, er wollte dessen Wiedergeburt zur Freiheit um jeden Preis. Er versah sich aber in diesem Preise: sein Ehrgeiz, der Mangel an festem Charakter und seine persönliche Stellung zu französischem Wesen und französischen Führern wurden ihm zur Schlinge, so daß er leichter als Andere von der heimtückischen Arglist der Franzosen gefangen und mißbraucht werden konnte. Das verbrauchte Opfer stießen sie dann nach ihrer Weise selber von sich. Die neuesten Versprechungen der französischen Regierung erwiesen sich auch wie alle früheren als Schein und Trug. Die großen Heere auf Schweizerboden warteten auf den Tag der Entscheidung, aber während das österreichische seine Hülfsmittel reichlich aus dem Kaiserstaate bezog, zehrte das französische im Lande den Rest der Nahrung auf. „Alles hat seine Grenzen. Ein Theil von Helvetien ist vom Feinde besetzt, ein anderer in eine Wüste verwandelt, das Uebrige durch Truppenmärsche und Plünderungen aller Art erdrückt." Mit dieser Eröffnung begann der Hülferuf, den ein Eilbote am 25. Juli 1799 nach Paris trug. Es kam die Hungersnoth ins Land, in Wallis wurden 15 verhungerte Soldaten gefunden. Dazu die neue Bewegung der Heere bis zur Schlacht bei Zürich, bis zum beispiellosen Alpenübergang Suwaroffs. Auf den entlegensten Pfaden mußte das Material der Artillerie getragen, in Felsklüften gefochten werden. Als der Sieger Massena die feindlichen Städte St. Gallen, Zürich und Basel mit ungeheuern Contributionen belegte, erklärte das helvetische Directorium Jeden als Hochverräther, der bezahle. Perrochel wurde von seiner Regierung zurückgerufen, weil er die Noth Helvetiens in allzu grellen Farben geschildert hatte. Dazu kam der Kampf der sich bestimmter ausscheidenden Parteien, besonders Laharpe's gegen die gemäßigten Republikaner; der Vorwurf des Verrathes wurde offen erhoben von beiden Seiten. Als Verräther bezeichnet ward Laharpe abgesetzt und bald darauf floh er, von der Polizei verfolgt, auf den Boden Frankreichs. Das Alles, wie die weiteren, rasch sich folgenden Episoden bis zur Auflösung des Einheitsstaates sah O. von ferne, er selber arbeitete an seiner Geschichte Basels und lebte in größter Zurückgezogenheit. Diese seine Ruhe sollte aber nicht von Dauer sein. Der Umschlag der öffentlichen Meinung in der Schweiz vollzog sich am schnellsten und gründlichsten in den Städten und so war auch Basel, das er vor einem Jahre als ein schwärmerisch demokratisches gleichsam im Triumph verlassen hatte, ihm, dem nunmehrigen Flüchtling, als ein halb umgewandeltes vorgekommen. Und diese Umwandlung vollzog sich um so rascher, als auch die an der Grenze der Schweiz liegende Stadt in die grauenhafte Noth der Innerschweiz verflochten wurde. Alles Unheil wurde mit Recht der herzlosen Unterdrückung durch Frankreich zugeschrieben, die Basel auferlegte Contribution des Generals Massena wurde besonders tief empfunden und O., der französisch gebildete Franzosenfreund, wurde für Alles das verantwortlich

gemacht. Ihm, der bisher in seiner Vaterstadt nur an Lob und selbst Schmeichelei gewöhnt war, wurden nun persönliche Beleidigungen angethan und Spottverse, offene und anonyme Schandschriften wie Carricaturen ergossen sich über ihn. Er litt dabei sehr, aber er schwieg und arbeitete fort. Als die Schweiz den Becher der Leiden bis auf den Grund geleert hatte und der Consul Bonaparte als Retter auftrat, verlangte das Landvolk, daß O. als sein Vertreter nach Paris zur Consulta gesendet würde, aber herbe ward solches vereitelt und zugleich auch das Land massenhaft mit neuen Carricaturen und Pamphleten gegen O. überschwemmt. Doch gelang es darauf dem festen Zusammenhalten der Landabgeordneten bei der Neubestellung der Behörden, ihren Vertrauensmann noch als das letzte der 25 Mitglieder der Regierung zur Geltung zu bringen. Er erhielt die Verwaltung des Kirchen-, Schul- und Landarmenguts und widmete der Pflege dieses Zweiges der Administration mit sichtbarer Vorliebe seine Kraft. Er führte das von ihm entworfene Gesetz über Loskäuflichkeit der Zehnten und Bodenzinse ein und in vielen Gemeinden durch; das Gesetz zur Hebung des Landschulwesens wurde von ihm verfaßt, die Errichtung eines zweiten Landarmenhauses ist sein Werk. Er schrieb ein Lesebuch für die Landschulen und malte mit eigener Hand Wandfiebeln für ärmliche Dorfschulen. Vor Kurzem noch wurde in abgelegenen Dörfern von den ältesten Leuten erzählt von der fröhlichen Aufregung in der Kinderwelt und der ganzen Gemeinde, wenn der Herr Deputat in die Schule trat, freundlich und zutraulich; mehrere silberne Schulprämien sind dem Schreiber dieses vorgewiesen worden mit dem tiefgefühlten Worte: der Herr Deputat hat mir's selber in die Hand gegeben mit einem freundlichen Zuspruch. Fünfundsechzig Jahre nach der Einweihung des Landarmenhauses zu Liestal erzählten drei alte Männer dem Schreiber dieses von der ergreifenden Rede, die Deputat O. an die versammelten Schulkinder und an die Armen und Gebrechlichen gehalten hatte, sie wiederholten und ergänzten solche in die Wette und waren sehr erfreut, als jene Rede gedruckt ihnen vorgewiesen und vorgelesen wurde. Alle Hauptgedanken hatten sie im Gedächtniß behalten. Das Landvolk hing mit Liebe an ihm bis zu seinem Tod.

In der Stadt hörten mit der Rückkehr ruhigerer Zeiten die offenen Verfolgungen des einstigen Revolutionärs auf; der Adel seines Wesens wie die Kraft und das Geschick seines Wirkens erwarben ihm wieder die allgemeine Achtung in den weiteren Kreisen, besonders ward seine Thätigkeit als Präsident des Erziehungsraths und sein Eifer für eine würdige Herstellung der Universität anerkannt. Auch Laharpe trat seinem einstigen Collegen näher und besuchte ihn. Noch immer waren die Beiden erfüllt und begeistert vom Ideal einer einheitlichen Schweiz. Von dem persönlichen Zusammenstoß war keine Rede mehr und Laharpe vermittelte den Verkauf der Ochs'schen Sammlungen und Bibliothek nach Petersburg um hohen Preis. Aber ein unversöhnlicher Groll und Haß ward ihm entgegengebracht von den Regierenden des restaurirten Basel, welche nicht nur die alten Zustände herstellten, soweit solches immer möglich war, sondern auch die Erinnerungen an das Jahr 1798 und an die damalige Begeisterung auszulöschen sich bestrebten. Hart ward er angefahren und zurückgewiesen, als er (1814) seine Stimme erhob gegen den Gewaltact der Aufstellung einer Verfassung bloß durch den Rath und ohne jegliche Mitwirkung des Volkes, als ob in den letzten 18 Jahren kein öffentliches Recht sich gebildet hätte. Er kannte den Groll und dessen Grund und rieth selber seinen beiden Söhnen, den gehaßten Namen abzulegen und denjenigen ihres Hamburger Stammvaters anzunehmen. Er hatte die Freude, die Beiden in die Familie ihrer Mutter verheirathet und wieder in die angestammten glücklichern gesellschaftlichen Verhältnisse versetzt zu sehen. Er erlebte es nicht mehr, selber

Zeuge zu sein der tiefgehenden Wirksamkeit seiner Enkel für die Kunst und die Wissenschaft. „Bedauern Sie mich nicht", schrieb er einem Freunde, „wegen des Wechsels meiner Schicksale. In Beziehung auf meine öffentliche Laufbahn ließ ich mich von dem Gange der Ereignisse leiten, weil ich nicht gern müssig war und ein brennendes Verlangen fühlte, Gutes zu fördern oder Uebel abzuwenden. Meine Absichten waren rein, die Mittel den Umständen angemessen und mein Eifer unermüdet. Hundertmal entdeckte ich, daß ich meine eigenen Angelegenheiten hintansetzte, um das öffentliche Wohl zu fördern." „Selten bat ich Gott um etwas Anderes, als daß er mich würdigen möchte, meine Seele so zu stimmen, wie ich mich in alle Umstände schicken könnte. Es ist Thorheit zu verlangen, daß die Ereignisse unsren Wünschen entsprechen. Das Glück besteht in der Art zu denken, und diese kann von Gott in einem jeden Menschen eine liebliche Richtung erhalten, ohne daß einem Andern dadurch ein Schaden zuwächst." In der Nähe des einst ihm gehörenden Hauses, in einem kleinen Häuschen lebte der stille Greis. Am Morgen hörte man ihn regelmäßig mit immer noch schöner Stimme den Choral singen und denselben begleiten mit der Physharmonika. Darauf ging er seinen Amtsgeschäften nach oder schrieb er an seiner Geschichte Basels. Von seinen ihn verehrenden Söhnen umgeben, aber sonst vereinsamt, starb er am 19. Juni 1821. In der Stadt fühlten wohl Viele, daß ein Großer geschieden war und in der Folge, bis auf den heutigen Tag, erhellte sich dieses Gefühl zur klaren Erkenntniß. Damals aber wurden ihm, der einst in den Kreisen der großen Weltstädte das höhere Gesellschaftsleben mit vollen Zügen genossen hatte, die reinsten Thränen nachgeweint in den stillen Thälern der Landschaft. Birmann.

Ochsenheimer: Ferdinand O., Schauspieler, geb. am 17. März 1767 zu Mainz, studirte, erwarb sich den Doctorhut, wurde dann Hofmeister in Mannheim und schließlich Schauspieler bei der Quandt'schen Truppe in Ansbach. Von da kam er zur Bosann'schen, dann zur Seconda'schen Gesellschaft und endlich 1807 an das Hofburgtheater in Wien, wo er am 1. November 1822 starb. O. war ein vorzüglicher Charakterdarsteller, der in seinem Mienenspiel und der Art seiner Betonung mit Iffland verglichen wurde. Von geradezu erschütternder Wirkung war er in Rollen von Bösewichtern, trefflich auch in komischen Alten und Pedanten. Seine Auffassung war groß und tief. Zu seinen Glanzleistungen zählten Gottl. Koke (Parteiwuth), Wurm (Kabale und Liebe), Marinelli (Emilia Galotti) rc. Nebenbei bethätigte sich O. auch als Naturforscher und hat u. a. das Werk „Naturgeschichte der in Sachsen einheimischen noch nicht abgebildeten Schmetterlinge" mit der Fortsetzung „Die Schmetterlinge Europas" herausgegeben. Auch ist O. als Verfasser dramatischer Schriften aufgetreten, die zum Theil unter dem Pseudonym Theobald Unklar erschienen. (Vgl. Brümmer, D. Dichterlex. s. v.) J. Kürschner.

Ochsenkhun: Sebastian O. (Ochsenkum), ein Lautenist des 16. Jahrhunderts, der nach den Daten auf seinem Portrait am 6. Februar 1521 geboren und am 20. August 1574 zu Heidelberg gestorben ist. Walther theilt in seinem Lexikon mit, daß auf dem St. Peterskirchhofe zu Heidelberg damals noch sein Leichenstein zu finden war, nebst der darauf befindlichen Inschrift mit dem Datum seines Sterbetages, sowie der von seiner Ehefrau: Sibylla Sebastiani Ochenkuntz (sic?), die im September 1571 gestorben ist. Die einzige Hinterlassenschaft seiner Thätigkeit besteht in einem „Tabulaturbuch auff die Lauten, von Moteten, Frantzösischen-Welschen vnd Teutschen, Geystlichen vnd Weltlichen Liedern, sampt etlichen jren Texten, mit Vieren, Fünffen, vnd Sechs stimmen ... zusamen ordinirt vnd gelesen." Heidelberg (1558) bei Joh. Kholen. Exemplare sind auf der Kgl. Bibliothek zu Berlin und der Stadtbibliothek zu Breslau zu

inden. Das Werk ist dem Pfalzgrafen Otto Heinrich bei Rhein gewidmet, bei dem er auch als Lautenist in Diensten stand. Das Druckwerk ist für die heutige Zeit besonders werthvoll durch die mitgetheilten deutschen Liedertexte und durch Tonsätze die anderweitig noch nicht bekannt sind, obgleich die Wiedergabe im Lautensatze nur einen unvollkommenen Begriff von der Arbeit des ursprünglichen Tonsatzes giebt. Die Notirung ist der von Newsidler gleich, nämlich auf ein Notensystem von 6 Linien sind Buchstaben und Zahlen mit darüberstehenden Werthzeichen geschrieben. Rob. Eitner.

Oechsle: Ferdinand Friedrich O., geb. am 27. November 1797, 1818 bis 1835 Gymnasiallehrer, fand in seiner Stellung zu Oehringen, wo ihm zugleich die Verwaltung der Stiftsbibliothek übertragen war, reiche Gelegenheit, die hohenlohischen Archive zu benützen. Als Frucht seiner Studien erschienen 1830 die auch die Acten des Stuttgarter Staatsarchivs verwerthenden „Beiträge zur Geschichte des Bauernkrieges in den schwäbisch-fränkischen Grenzlanden". Im J. 1834 veröffentlichte er nach der von ihm eigentlich erst entdeckten Oehringer Handschrift des 15. Jahrhunderts „Hugdietrichs Brautfahrt und Hochzeit". Daneben trat er, namentlich im Interesse der hohenlohischen Standesherrn, als Politiker auf in der 1832 anonym erschienenen Schrift über die Grundlasten in Würtemberg und deren Ablösung; er vertrat in sachlich eingehender Darstellung den Standpunkt, daß jene Lasten zwar abzulösen seien, aber unter Wahrung der wohlerworbenen Rechte der seitherigen Besitzer. 1835 wurde er am königl. würtembergischen Staatsarchiv angestellt, 1843 zum Archivrath ernannt. An die Oeffentlichkeit trat er außer mit kleineren Aufsätzen nur noch mit einem Verzeichniß der von Würtemberg mit auswärtigen Regierungen abgeschlossenen Verträge, Uebereinkünfte ꝛc. von 1800—1840 (Würt. Jahrbücher 1840). Er starb in Stuttgart am 3. November 1845.

Eugen Schneider.

Oechsle: Johann Georg, s. Oexle.

Oedhe (Otheblad): s. Höck, Theobald. Bd. XII. S. 533.

Oecolampadius s. **Oekolampadius**.

Odeleben: Ernst Otto Innocenz Freiherr v. O., königlich sächsischer Oberst und Generaladjutant, am 13. März 1777 zu Riesa geboren, zuerst Officier in der Garde du Corps, machte im Generalstabe den Feldzug von 1806 mit, nahm dann den Abschied, trat durch äußere Verhältnisse genöthigt, 1812 von neuem in den Militärdienst, kam wiederum in den Generalstab und zeichnete sich während des russischen Feldzuges mehrfach aus. Als Napoleon für den in Deutschland im J. 1813 bevorstehenden Krieg einen des Landes kundigen und der französischen Sprache mächtigen sächsischen Officier als Führer verlangte, ward ihm O. beigegeben, welcher vom Beginn der Feindseligkeiten an sein steter Begleiter blieb, bis der Kaiser ihn nach der Schlacht bei Leipzig in Erfurt entließ. Eine Darstellung des von ihm in diesem Verhältnisse Erlebten und seiner Beobachtungen hat er in einer Schrift „Feldzug Napoleons in Sachsen im J. 1813" gegeben, welche (in 2. Auflage 1816) zu Dresden mit einem „Ergänzungsbande" erschienen ist, dessen Inhalt die Kriegsereignisse in Dresden bilden. Die Schrift, welche auch in das Französische übersetzt wurde, erregte weithin großes Aufsehen, da sie in einfacher sachlicher Weise Wahrnehmungen eines hochgebildeten Soldaten und unparteiischen Beobachters wiedergibt; sie enthält werthvolle Beiträge zur Kriegsgeschichte und zur Charakteristik des Kaisers. Da dieser nicht immer als derjenige große, über alles Menschliche erhabene Mann geschildert ist, als welchen ihn damals seine Partei in Frankreich ansah und angesehen haben

wollte, so wurde der Verfasser dort vielfach angegriffen, aber nicht widerlegt. O. blieb bis zu seinem am 2. November 1833 zu Dresden erfolgten Tode Soldat; seine Thätigkeit aber war meist wissenschaftlichen Bestrebungen zugewendet. Als geschickter Geodät nahm er einen großen Theil der Sächsischen Schweiz auf, stellte vom Winterberge aus ein Cyclorama her und gab einen Plan der Gegend von Bautzen nebst einem Kommentar über die Schlacht vom 21.—22. Mai 1813 heraus, Dresden 1820; eine Frucht der erwähnten Aufnahmen war eine „Topographische Karte der besuchtesten Theile der sächsischen Schweiz mit einem Kommentar", Dresden 1830. 1813 hatte er einen großen Theil des ihm anvertrauten reichen Kartenmaterials zu retten vermocht.

Neuer Nekrolog der Deutschen für 1833, herausgegeben von F. A. Schmidt, XI. Bd. B. Poten.

Odendorp oder **Oldendorp**, Heinrich v., war gebürtig aus der Diöcese Köln, worauf der in Handschriften vorkommende Beisatz de Colonia deutet. Er wird als licentiatus utriusque juris bezeichnet, kam wahrscheinlich im J. 1383 an die Universität Wien als doctor decretorum, bekleidete 1385 die Würde des Rector, wirkte 1388 bei der Abfassung der Universitätsstatuten mit, war auch magister artium und eins der ersten Mitglieder des Collegium ducale. Seit dem Jahre 1399 erscheint sein Name nicht mehr, er ist wohl 1399 oder 1400 von der Pest ergriffen worden. Seine Schrift „Lectura super cap. Omnis utriusque" (C. 12. X. de poenit. et remiss. V. 38), in Handschriften verschiedener Bibliotheken und Drucken (Memmingen 1490. 4, Lyptzk 1493. 4.) erhalten, liefert eine eingehende Erörterung dieser die Beichtpflicht einführenden Satzung des 4. lateranensischen Concils von 1216. Andere Tractate sind ungedruckt und werden angeführt als de confessione, poenitentia et eucharistia handelnd.

Aschbach, Gesch. der Wiener Univ. I. 508. — v. Schulte, Gesch. II. 434. v. Schulte.

Odenwald, König vom, Dichter am Anfang des 14. Jahrhunderts aus dem Kreise der Fahrenden; der Name „König" bezeichnet nicht einen Wappenkönig, sondern einen Pfeifer- oder Spielmannskönig, wie solche seit dem 13. Jahrhundert in Frankreich, seit dem 14. Jahrhundert in Deutschland nachzuweisen sind. Er war also der oberste der Spielleute im Odenwald und führte daher seinen Beinamen. Seiner Sprache nach ist er wol auch im Odenwald heimisch gewesen, seine Wanderungen erstrecken sich auf die dem Odenwald nächst gelegenen Gebiete. Er nennt die Herren v. Seckendorf und v. Ehnheim, zwei Geschlechter in der bairischen Provinz Mittelfranken, ferner die von Neuenstein, worunter wol Neuenstein im würtembergischen Jaxtkreise östlich von Oehringen zu verstehen ist, und ebendahin weisen die von Ocinan, nordöstlich von Hall; endlich nennt er auch die Herren v. Sachsenflur, im badischen Unterrheinkreis, nordöstlich von Boxberg. Die Richtung seiner Poesie schließt sich an jene realistische des Minnegesanges an, die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts Steinmar u. a. eingeschlagen, an die Herbst- und Eßlieder, und er singt demgemäß das Lob der Gans, des Huhnes, der Kuh, des Schafes, des Schweines: alle diese Gedichte sind reich an Zügen aus dem Leben der Zeit. In noch höherem Grade gilt das von einigen andern, die ganz der Schilderung damaliger Sitten und Gebräuche gewidmet sind, so das Gedicht von den Bärten, das vom Baden. Eins gibt eine Schilderung eines bösen Weibes, ein anderes handelt vom Wideräffen, und eines, vom Unglimpf, schildert das wüste Leben und Treiben der damaligen Ritterschaft. Auch ein paar Fabeln hat er gedichtet, „der Mäuse Rath" und „Thierbeichte", die zu seinen besten Sachen gehören. Der dichterische Werth seiner einzelnen Gedichte ist nicht hoch anzuschlagen, doch

muß eine humoristische Ader ihm zugesprochen werden; für die Culturgeschichte jener Zeit haben sie ein nicht unerhebliches Interesse.

K. v. Bahder in der Germania 23, 193—222. 292—314. — Bartsch in den Beiträgen zur Quellenkunde der altd. Literatur S. 263—269.

K. Bartsch.

Oeder: Georg Ludwig O., geb. am 28. Januar 1694 zu Schopfloch bei Dinkelsbühl, studirte in Jena, wo er sich 1714 habilitirte. Später ward er Gymnasiallehrer zu Heilbronn, 1724 zu Ansbach, 1730 Rector daselbst, 1737 Prediger in Feuchtwangen im Ansbachischen, 1743 Dr. theol., † am 24. April 1760. (Meusel, Lexikon Bd. 10. S. 156.)

Neben den zahlreichen Schriften verschiedenen Inhalts, welche bei Meusel a. a. O. S. 156—160 aufgeführt sind, machte zu ihrer Zeit ein gewisses Aufsehen seine dort weggelassene „freie Untersuchung über einige Bücher des Alten Testaments“ 1756 verfaßt, vgl. Michaelis, orientalische und exegetische Bibl., Band 2 S. 44), welche nach seinem Tode 1771 von G. J. L. Vogel herausgegeben wurde. Sie gehörte zu den ersten Regungen einer Kritik, welche obwol von dem Inspirationsdogma noch gebunden, der wissenschaftlichen Wahrheit etwas Luft zu machen suchte durch Lockerung der Schranken des Canons. Der Verfasser fand in den Büchern Esther, Chronik, Esra, Nehemia und in den letzten (bei Diestel, Geschichte des Alten Testaments S. 604 steht fälschlich: „ersten“) 9 Capiteln des Ezechiel Ungereimtheiten, Widersprüche und allerlei Anstöße, aus denen er schloß, daß diese Bücher dem Canon, einer Sammlung von göttlich beglaubigtem Gehalt, nicht könnten angehört haben. Und nachdem ihm diese Ueberzeugung aus inneren Gründen feststand, suchte er auch die äußeren Zeugnisse auf seine Seite zu bringen und die Zulänglichkeit der Belege für die Canonicität dieser Schriften zu entkräften. Bei Ezechiel zweifelt er nur die Echtheit der letzten 9 Capitel an, die Capitel 1—39 hält er für ezechielisch und canonisch. Bei dieser Verwirrung der Fragen der historischen Kritik mit denen der Canonicität konnte unmöglich viel Vernünftiges herauskommen und so wurde es denn schon den damaligen Beurtheilern nicht schwer, das Unzureichende dieser Ausführungen aufzudecken. Wenig von Belang war zwar die zelotische Gegenschrift von P. A. Müller (Belehrung vom Canon des Alten Testaments 1774) und das flache Geschwätz von Johann David Michaelis (oriental. und exegetische Bibliothek Bd. 2. S. 1—58 vgl. dazu Bd. 6. S. 124—154). Treffender hat aber Eichhorn in seiner Einleitung in das Alte Testament Bd. 3 S. 619. 649. Bd. 4. S. 250—253 Oeder's unhaltbare Aufstellungen widerlegt, besonders die abenteuerliche Annahme, die Capitel 40—48 des Ezechiel seien ein Machwerk eines Samaritaners, der unter der Maske des Propheten den Juden die Meinung beibringen wollte, ihr nachexilischer Tempel sei falsch gebaut, um sie dadurch zu veranlassen, denselben wieder niederzureißen. Nützlich waren in Oeder's Buche die Zusammenstellungen der kritischen Zweifel, welche die Kirchenväter über die genannten Bücher geäußert haben.

Sonst s. auch Rosenmüller, Hdb. f. d. Lit. der bibl. Krit. Bd. 1. S. 109 bis 111. — Ueber Oeder's Kritik der Apokalypse s. Meyer, Gesch. der Schrifterklärung Bd. 5. S. 614.

C. Siegfried.

Oeder: Georg Christian v. O. wurde am 3. Februar 1728 zu Ansbach geboren, wo sein Vater Georg Ludwig O. (s. o.) die Conrectorstelle am Gymnasium bekleidete. Nachdem er von seinem neunten bis zu seinem zwölften Jahre die lateinische Schule zu Feuchtwangen, wohin der Vater als Dechant übergesiedelt war, besucht hatte, erhielt er seine fernere Ausbildung allein durch den Vater und bezog um Ostern 1746 die Universität Göttingen, um sich dem Studium der Medicin zu widmen. Sein vorzüglichster Lehrer war Haller, der

ihn zugleich in die schönen Wissenschaften und besonders in die englische Litteratur einführte. Im Herbst 1749 zum Doctor promovirt, ließ er sich in Schleswig als praktischer Arzt nieder. Jedoch schon im J. 1752 wurde er durch den dänischen Minister Grafen Bernstorf nach Kopenhagen berufen, um bei Anlage eines botanischen Instituts mitzuwirken, und erhielt im J. 1754 eine Professur der Botanik an der dortigen Universität. Nachdem er zum Zweck botanischer Sammlungen in den Jahren 1755 bis 1759 Norwegen bereist hatte, erschien vom Jahre 1762 an seine mit zahlreichen Kupfertafeln geschmückte „Flora Danica", ein Werk, welches als „eine wahre Zierde unseres Jahrhunderts" bezeichnet wurde; derselben folgten als Einleitung die „Elementa Botanicae" (2 Bände 1764 und 1766) und als Ergänzung der „Nomenclator botanicus" (1769) und die „Enumeratio plantarum Florae Danicae" (1770). Seine Reise hatte er aber zugleich dazu benutzt, über die Zustände des Landes die genauesten Kenntnisse sich zu verschaffen und in ausführlichen Berichten politisch-ökonomische Beobachtungen niederzulegen, welche den Minister Grafen Moltke veranlaßten, O. zu einem Gutachten über das damals eifrig erörterte Problem einer Verbesserung der Lage des Bauernstandes aufzufordern. Sein „Bedenken über die Frage, wie dem Bauernstande Freiheit und Eigenthum in den Ländern, wo ihm beides fehlet, verschafft werden kann" (1769), hat Epoche gemacht; die Einwände, welche von Seiten der Gutsbesitzer gegen die auf Aufhebung der Leibeigenschaft und Beseitigung der Frohndienste abzielenden Vorschläge erhoben wurden, suchte er durch „Zusätze zu dem Bedenken" (1771) zu widerlegen. Gleichzeitig unterzog er die Listen der im August 1769 in Dänemark ausgeführten allgemeinen Volkszählung einer eingehenden Bearbeitung, deren Resultate später auch in Deutschland veröffentlicht sind (Heinze's Sammlung zur Geschichte und Staatswissenschaft, 1780, Bd. 1). Die im J. 1770 erfolgte Aufhebung des botanischen Instituts entzog endlich O. gänzlich seinem früheren Beruf. Er erhielt zunächst den Auftrag, die mit der Einimpfung der Hornviehseuche auf der Insel Aunöe anzustellenden Versuche zu beaufsichtigen, wurde dann (1771) durch Struensee als Finanzrath in die Generallandwesenscommission und später in das Finanzcollegium berufen. Aber der Sturz Struensee's gab seinen Gegnern und Neidern schon im folgenden Jahre (1772) die erwünschte Gelegenheit, seine Ernennung zum Stiftsamtmann in Drontheim und dann, noch bevor er dieses Amt antrat, seine Versetzung als Landvogt in die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, deren Austausch bevorstand, herbeizuführen (1773). Der Landvogt zu Oldenburg war Einzelrichter erster Instanz in Civilsachen und Instruent in Criminalsachen. O., unbekannt mit den Verhältnissen, erkundigte sich bei einem Freunde, was es mit der Stelle auf sich habe, und ob er bei der Verwaltung derselben mit dem Lichte der Vernunft werde auslangen können. Der Freund mußte gestehen, „daß das Lämpchen des positiven Rechts doch daneben kaum entbehrlich sein werde". Allein es blieb O. keine Wahl. In Oldenburg fand er gleich nach seiner Ankunft eine treue Stütze an dem jungen Gerhard Anton v. Halem (Bd. X. S. 407), der ihm im J. 1775 als Assessor beigeordnet wurde, und bald auch Gelegenheit, seine staatswissenschaftlichen Kenntnisse bei der Einrichtung einer Wittwen- und Waisencasse (1779) und bei der Leitung einer trigonometrischen Landesvermessung des Herzogthums Oldenburg (1782—85) zu verwerthen. Mit lebhaftem Interesse verfolgte er die Vorgänge in seinem früheren Heimathlande; er erlebte noch die Freude, die Grundsätze, wegen welcher er ehemals angefeindet war, die Oberhand gewinnen zu sehen, und die Genugthuung, einen Ruf zur Rückkehr nach Dänemark zu erhalten, dem er freilich bei vorgerücktem Alter nicht mehr folgen zu sollen glaubte (1788). Eine Beurtheilung der Münz- und Bankoperationen in Holstein (Allgem. lit. Zeitung v. 1791) und eine durch dieselben hervorgerufene Ab-

handlung über Papiergeld (Schlözers St. Anz. Bd. 11, 12, 15) waren die letzten Aufsätze, die er dem Publicum darbot. Er starb am 28. Januar 1791. Die verschiedenen Richtungen seiner umfassenden Thätigkeit und der freie, feste Sinn, mit welchem er dem, was er als recht erkannt hatte, entgegenstrebte, sind angedeutet in der Inschrift seines Grabsteines: „Daniens Blumen und Kräuter sammelt' und flocht er zum dauernden Kranz. Sichre Pflege danken die Wittwen ihm. Ihn segnet der dänische Landmann, welchem sein kühner Ruf erster Bote der Freiheit ward“. Einige Jahre vor seinem Tode hatte er mit Rücksicht auf seine Kinder vom deutschen Kaiser ein Adelspatent sich erworben; mit seinen zwei Söhnen erlosch sein Geschlecht.

Halem, Andenken an Oeder, Altona 1793. Mutzenbecher.

Oeder: Mathias O., Geodät. Leider ist über die Lebensumstände dieses um die Ausbildung der niederen Geodäsie hochverdienten Mannes fast gar nichts bekannt, wie denn der Name O. erst seit wenigen Jahren durch die archivalischen Forschungen Sophus Ruge's ans Licht gezogen worden ist. Dieser Name taucht zuerst um 1590 auf. Die sächsischen Kurfürsten interessirten sich im Gegensatze zu den meisten anderen deutschen Fürsten jener Zeit lebhaft für eine genaue Mappirung und Katastrirung ihres Landes, und so legte denn Christian I. (1586—1591) dieses Geschäft in die Hände des Freiberger Markscheiders O., welcher sich gleich als so brauchbar erwies, daß der nächste Kurfürst Christian II. (1591—1611) das großartige Unternehmen in erweitertem Maßstabe durch ebendenselben durchführen ließ. O. hat ganz Kursachsen — gegen das für jene Zeit allerdings nicht unbeträchtliche Tageshonorar von einem Gulden — mit dem Quadranten, mit der Meßschnur und Bussole vermessen und auf Grund dieser Messung eine Reihe von Specialkarten angefertigt, wie sie damals kein anderes Territorium auch nur annähernd besaß. 96 Blätter von je 76 cm. Breite und 52 cm. Höhe besitzt das Dresdener Archiv von diesem Kartenwerke. Um 1607 war dasselbe vollendet und sehr bald nachher scheint O. verstorben zu sein.

Ruge, Geschichte der sächsischen Kartographie im 16. Jahrhundert, Zeitschr. f. wissenschaftl. Geographie, 2. Jahrgang. Günther.

Oederborn: Paul O., aus Pommern, studirte zu Rostock, wo er am 18. October 1579 Magister ward, und war seit 1587 Prediger in Riga, zuletzt Hofprediger und Superintendent. Im J. 1599 hielt er mit dem Jesuiten Becano in Mitau ein Colloquium. Er starb im J. 1604. O. ist Dichter des Abendliedes „Der Tag hat sich geneiget, die Sonn' mit ihrem Schein“, welches, seitdem Joh. Crüger es in seine Psalmodia sacra aufgenommen hat, eine weitere Verbreitung gefunden hat. Ueber seine Schriften zur russischen Geschichte u. s. f. vgl. Rotermund a. a. O.

Wetzel, Hymnopoeographia II, 250. — Rotermund zum Jöcher V, Sp. 927 f. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 1. Hälfte, S. 115. l. u.

Odilia, die heilige, soll nach der Legende die Tochter des elsässischen Herzogs Eticho und seiner Gemahlin Berswinde gewesen sein. Blindgeboren wurde sie durch die Mutter von den mörderischen Plänen ihres Vaters, dem ihr Unglück als seine Schmach erschien, gerettet, in verborgener Stille im Kloster Palma auferzogen und durch den bairischen Bischof, den heiligen Erhard, in der Taufe von ihrer Blindheit befreit. Durch die Vermittlung ihres Bruders, der dabei unter den Streichen Etichos sein Leben verlor, heimgeführt überwand sie in ihrer gottseligen, bescheidenen Haltung den feindlichen Sinn des Vaters, der ihr die Hohenburg, auf dem Hochrande der Mittelvogesen gelegen, zur Einrichtung ein[illegible]sters übergab. Hier hat sie inmitten einer großen Schaar frommer Ge[illegible], nachdem sie auf halber Höhe des Berges noch das bequemer lieg[illegible] Niedermünster gegründet hatte, im wunderthätigen

Wandel den Rest ihrer Tage verbracht und ist eines seligen Todes entsch
Derselbe wird auf den 13. December verlegt, der im Mittelalter, vorzug
in der Straßburger Diöcese, als der Festtag der heiligen Odilie gefeiert
Die in der Legende erzählten Begebenheiten würden in die spätere Mero
zeit, um das Jahr 700 etwa zu setzen sein, die Legende selbst ist schwer
dem 12. Jahrhundert entstanden. Urkundlich sicher beglaubigt ersch
heilige Odilia zum ersten Male in dem Privileg des Papstes Leo I
17. December 1050 für das Kloster Hohenburg „ubi requiescit corpus
virginis Odiliae", ein Altar ist ihr geweiht und wenigstens andeutu
wird Odilia als die Stifterin des Klosters schon hier bezeichnet. Die
sehr dürftigen Nachrichten über die Geschichte desselben, die bis in
Karls des Großen zurückreichen, erwähnen sie nicht. Ein Legendenfragm
den Anspruch erhebt, gleichzeitige Quelle zu sein und bis vor Kurzem
gemein als glaubwürdig anerkannt wurde, auch von Forschern wie Rett
Hegel, ist durch die jüngsten Untersuchungen eines französischen Gelehrte
Havet, mit sehr großer Wahrscheinlichkeit als eine Fälschung des
hunderts nachgewiesen worden. Vom 12. Jahrhundert ab tritt uns
die Tradition über das Leben der heiligen Odilia völlig ausgebilde
der Hohenburg localisirt entgegen. In diese Zeit ist auch ihr gefälschtes
zu setzen und fällt die Entstehung der merkwürdigen Sandsteinreliefs
gange des Klosters, die uns u. a. Odilia in der Tracht der Stif
zeigen, wie sie vom Herzog Eticho ein Buch empfängt d. h. belehnt
diese Reliefs nach ältern verlorenen Sculpturen des 8. Jahrhundert
sind, wird sich wohl ebenso wenig erweisen lassen, wie die Annah
Odilienlegende von jenseits der Vogesen, vom lothringischen Kloster M
entlehnt und durch die Mönche von Ebersheimmünster ins Elsaß verpf

Die beste ältere Litteraturübersicht bei J. Gyß, der Odilienb
Geschichte und Denkmäler, Rixheim 1874. — Kraus, Kunst und
in Elsaß-Lothringen I, 219 ff. Zur Kritik vergl. den Aufsatz v
in der Alsatia 1856—57, S. 65 ff. und Bibliothèque de l'école
1885 S. 205 ff. W. L

Odilo, Baiernherzog, s. Oatilo.

Oeding: Philipp Wilhelm O., Maler, geb. in Benziger
bei Blankenburg, 1697, † 1781 in Braunschweig. Seinen ersten
Zeichnen erhielt er in Halberstadt und kam dann zu Busch, einem
Künstler in Braunschweig in die Lehre. Hier gewann er an dem H
einen Förderer, der ihn 1722 zur weiteren Ausbildung nach Nü
Die Kunst lag damals in Deutschland darnieder und so konnte O.
Malern jener Zeit eben nicht viel lernen. Was er aber lernen ko
er redlich. Seine Lehrer waren Joh. Dan. Preißler, Desmarées
Letzterer scheint auf seine Malerei einen besonderen Einfluß ge
In Nürnberg ehelichte er seines Lehrers Preißler kunstsinnige
Barbara Julia, welche malte, in Kupfer stach, in Wachs bossir
schnitzte. O. malte ihr Bildniß, deren Bruder Valentin Daniel
Schabkunst ausführte. O. hatte sich vornehmlich dem Portra
und hatte während seines Nürnberger Aufenthaltes (bis 1741
gemalt, darunter sein eigenes, das sich jetzt im Museum zu L
findet. Sitzend, als Kniestück abgebildet, hält er mit der Lin
mappe, mit der Rechten den Zeichenstift. Im Schatten des Hint
steht auf der Staffelei das unvollendete Bild seiner Gemahlin,
wie Malerei erinnert lebhaft an Kupetzki. In Nürnberg cop

Bild Sandrarts vom J. 1648, welches das Friedensmahl auf dem Rathhause darstellt. Im J. 1741 berief ihn der dänische Hof nach Altona, wo er zwei Altarbilder (Anbetung der Weisen und Einsetzung des Abendmahls) für die lutherische Kirche daselbst, und außerdem verschiedene Bildnisse malte und darauf als Zeichenlehrer am Gymnasium daselbst angestellt wurde. Später — 1746 — berief ihn der Herzog von Braunschweig, und ernannte ihn zum Zeichenlehrer am Collegium Carolinum. Außerdem ertheilte er den Prinzen Unterricht im Zeichnen. Bei dieser Thätigkeit blieb ihm wenig Zeit zum Oelmalen. In Braunschweig ging ihm seine Gattin im Tode voran (1761 oder 1764). O. hatte auch verschiedene Antiquitäten der herzoglichen Sammlungen, namentlich die Darstellungen auf dem Onyxgefäße gezeichnet, die A. A. Beck gestochen hat. Die Platten besitzt das Braunschweiger Museum, wo sich auch zwei Platten von Val. Dan. Preißler befinden: die oben erwähnte mit dem Bildniß von Oeding's Gattin und die mit dem Bildniß des Daniel Superville, ebenfalls nach einem Bilde von O.

S. Hamburger Künstlerlex. Wessely.

O'Donel: Carl Claudius Graf O. (auch O'Donell), k. k. General der Cavallerie, 1756—1771 Inhaber eines k. k. Kürassierregiments, jetzt Dragonerregiment Nr. 5, seit der Schlacht bei Torgau am 30. November 1760 Großkreuz des Militär-Maria-Theresienordens, wurde im J. 1715 (nach Victorin, Geschichte des Dragonerregiments Nr. 7, in welcher Truppe er bis zum Obersten diente, im J. 1718) in Irland geboren und ist am 26. März 1771 zu Wien gestorben. Schon im 11. Jahrhundert lassen sich Ahnen desselben in Irland nachweisen; dort erwarb sich auch das von den Schloßherren v. Dunegall und Dynasten im früheren Tyrconell abstammende Geschlecht der O'Donel's am 10. April 1604 den Grafentitel von Tyrconell, welcher den etwa um das Jahr 1720 nach Oesterreich übersiedelten, dem neuen Vaterlande treu und verdienstvoll dienenden, directen Nachkommen Hugh's Graf v. O. am 11. November 1763 neuerlich zuerkannt wurde. Von diesen erkämpften sich nebst Carl Claudius noch Johann und Heinrich die höchste militärische Auszeichnung, mehrere andere, worunter Hugo, Carl, sowie einen zweiten Carl ereilte der Tod auf dem Schlachtfelde, Josef wirkte verdienstlich als Präsident der allgemeinen Hofkammer, Maximilian vereitelte am 18. Februar 1853 einen auf Kaiser Franz Josef unternommenen meuchlerischen Ueberfall. Fast für alle die hier Genannten fehlen aber leider umständliche und sichere biographische Daten und scheinen namentlich bezüglich Carl Claudius vor seiner Ernennung zum Generale und rücksichtlich der Schlacht bei Leuthen am 5. December 1757 mehrfache Verwechslungen mit dem Lebenslaufe seiner Verwandten zu bestehen. Glaublich dürfte jedoch sein, daß Carl Claudius im J. 1736 als Cornet im Kürassierregiment Graf Andreas Hamilton, jetzt Dragonerregiment Nr. 7, Aufnahme fand, in dessen Verbande im Türkenkriege am 23. Juli 1739 verwundet wurde, noch in demselben Jahre zum Major vorrückte, im oesterreichischen Erbfolgekriege bei Hohenfriedberg am 4. Juni 1745 eine zweite Blessur erlitt, 1748 zum Oberstlieutenant avancirte, 1752 als Oberst zum Dragonerregiment Johann August Herzog von Sachsen-Gotha, jetzt Ulanenregiment Nr. 8 kam, kurz hierauf das Commando des Regiments zugewiesen erhielt und spätestens im J. 1756 in die Charge eines Generalmajors trat. Denn als solcher befehligte er am 31. September 1756 den aus allen Grenadier- und Carabiniercompagnien zu Fuß und zu Pferd und allen leichten Truppen der Generale Hadik und Draskowics zusammengesetzten Vortrab des Heeres, worauf er am 1. October 1756 in der unentschiedenen Schlacht bei Lobositz nach Verwundung des Generali Radicati das Commando der Reiterei übernahm und ungeachtet des äußerst mörderischen feindlichen Ge-

wehrfeuers unerschütterlich seine Stellung behauptete. Mit gleicher Umsicht und Ausdauer führte O. auch bei Prag am 6. Mai 1757 die ihm untergeordnete Reiterei; ganz besonders hat er sich aber in dieser Schlacht dadurch hervorgethan, daß er vom linken Flügel aus der hart bedrängten Infanterie des rechten Flügels mit mehreren Regimentern zu Hilfe eilte, deren geordneten Rückzug nach Wolschan durch eine kühne, trotz großer Verluste nachdrückliche Attaque deckte und dann vor dem genannten Orte sich wieder festsetzte. An der Schlacht bei Kollin am 18. Juni 1757 nahm O., damals schon Feldmarschalllieutenant, gleichfalls einen nennenswerthen Antheil; er führte den Angriff in General Hülsen's Rücken, lockte hierbei den Gegner durch einen vorbedachten freiwilligen Rückzug in ein heftiges Gewehr- und Geschützfeuer, und nachdem er dasselbe Manöver nochmals mit gleichem Erfolge wiederholt hatte, zersprengte er endlich gemeinsam mit der übrigen Cavallerie die gesammte Infanterie Hülsen's und des Prinzen Moritz. Vollste Anerkennung brachte ihm ferner der Ueberfall von Hochkirch vom 13. bis 14. October 1758, bei welcher Gelegenheit er sich bereits in der Charge eines Generals der Cavallerie befand und anfänglich die Verbindung zwischen Daun und Loudon zu halten hatte; sein Hauptverdienst bestand aber darin, daß er nach dem Verluste eines Theiles des schon erobert gewesenen Hochkirch mit der Cavallerie des linken Flügels entschieden in die Action trat, wiederholt mit Gewinn in Flanke und Rücken Zieten's fiel, diesen dauernd aus dem Orte trieb, die in großer Gefahr gestandene Infanterie aus solcher befreite und endlich den Rückzug des Gegners ernstlich bedrohte. Auch bei Sackwitz (Düben) am 29. October und Maxen am 20. November 1759 fand O' Donel's Thätigkeit und Truppenführung die gebührende Zustimmung Zu seiner verdienstvollsten Leistung gab ihm aber der preußischerseits schwer errungene Sieg bei Torgau am 3. November 1760 den Anlaß, denn O. wußte sich an diesem Tage den wechselnden Anforderungen des Kampfes rasch anzuschmiegen und vornehmlich dadurch nutzbringend zu wirken, daß er selbständig dem Gegner in die Flanke fiel und auf eigene Verantwortung durch eine rechtzeitige kräftige Unterstützung des Generals Buccow diesem es möglich machte, der überlegenen feindlichen Reiterei Stand zu halten und auf des Gegners Infanterie einzuhauen. Noch während der Schlacht hatte O. an Stelle des verwundeten Feldmarschalls Daun das Obercommando des Heeres übernommen, welches er nach Dresden führte und während der Abwesenheit Dauns befehligte. Seine letzte Verwendung im siebenjährigen Kriege fand er in dem Gefechte bei Reichenbach (Mittel-Bielau) am 16. August 1762, wo sich nach einer Zuschrift Daun's an Pergen vom 19. August 1762 die preußische Cavallerie unter Bevern „also zwar auf die Reiterei des Centrums unter O. warf, daß hierdurch ein sehr hartnäckiges Cavalleriegefecht, dergleichen nicht so bald gesehen worden, erfolget und nach mehreren sich ergebenden choques die feindliche Cavallerie viermahlen gänzlich repoussiret worden ist". Hierauf wurde O. im December 1762 als commandirender General nach den Niederlanden entsendet, im J. 1765 übernahm er das Generalinspectorat der Cavallerie, vom Jahre 1768 bis Ende 1770 befand er sich als Gouverneur zu Siebenbürgen, im J. 1771 hatte er den ehrenvollen Auftrag erhalten, Kaiser Josef nach Ungarn zu geleiten, doch schon während der Vorbereitungen zu dieser Reise endete sein Leben. Daß dasselbe reich an gemeinnützlicher Wirksamkeit gewesen sein mußte, läßt sich aus den einstweilen bekannten, hier erwähnten Hauptzügen erkennen und wären wohl weitere Aufhellungen über O'Donel's Lebenslauf und Charaktereigenthümlichkeiten sehr erwünscht. Schon deshalb, weil O. die erreichten hohen Würden und Auszeichnungen ausschließlich seiner Regententreue, Tapferkeit und erfolgreichen Bethätigung bedeutender Fähigkeiten zu danken hatte; ferner aber auch aus dem Grunde, weil ihn als Reiterführer die für alle Zeiten

lehrreichen Eigenschaften kennzeichnen, wie: stete Geistesgegenwart, selbstständige Entschlossenheit, rechtzeitig rasches Handeln, dann der Muth der Selbstverantwortung, sowie die Gewandtheit, sich in allen Lagen bestmöglichst zurecht zu finden.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterreich 21. Th. Wien 1870. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresienorden ꝛc. Wien 1857. — Victorin, Gesch. d. 7. Drag.-Rgts. Wien 1879. Sch.

Odontius: Johann O., Astronom, geb. am 9. December 1580 in Altdorf, † ebenda 7. Juli 1626. Als Sohn des Gymnasiallehrers Zahn vollendete O., wie er sich dem Zeitgeschmack entsprechend gewöhnlich nannte, seine Schulstudien unter väterlicher Leitung und studirte sodann an der in seiner Vaterstadt befindlichen nürnbergischen Akademie, welche die vollen Rechte einer Universität in jener Zeit allerdings noch nicht erlangt hatte. Der treffliche Praetorius, damals Professor der Mathematik, weckte auch in O. den Sinn für diese Wissenschaft und veranlaßte ihn, nachdem er sich 1600 das Baccalariat, 1603 die Magisterwürde der Theologie erworben hatte, im J. 1605 nach Prag zu Kepler zu gehen, und in der That scheint er sich einige Zeit bei diesem trefflichsten aller damaligen Lehrer aufgehalten zu haben. Lange kann der Aufenthalt freilich nicht gewährt haben, denn schon 1612 begegnen wir dem O. wieder in der nämlichen Stellung eines Präceptors am Gymnasium, welche vorher sein Vater bekleidet hatte, und hierin verblieb er zwölf Jahre. Seine schwache Gesundheit nöthigte ihn, den Schuldienst zu verlassen, doch bewogen seine Verdienste die Väter der Republik, die bisher von Praetorius verwaltete Lehrstelle zu zerlegen und unseren O. nach Wittenberger Vorbild zum Professor der niederen, den Saxonius dagegen zum Professor der höheren Mathematik zu ernennen. Ein rascher Tod setzte jedoch der Wirksamkeit des Erstgenannten frühe Grenzen; ob dafür, wie ein weit verbreitetes Gerücht wollte, Odontius' Hinneigung zu dem alten Nationallaster der Deutschen verantwortlich zu machen war, bleibe dahingestellt. — O. setzte den von Praetorius begonnenen Kalender der Reichsstadt Nürnberg fort und erhielt deswegen 1619 den Titel „Nürnbergischer Astronomus“. Im gleichen Jahr erschien von ihm „Eigentliche und gründtliche Beschreibung des im November und Dezember erschienenen Cometen im 1618. Jahr Christi“. Erhalten ist uns auch sein Briefwechsel mit Kepler, doch ist derselbe interessanter für die Lebensgeschichte des letzteren als für die des ersteren. So schreibt Kepler 1606, nachdem ihm O. einige Bedenken seines Meisters Praetorius über die epicyklische Bewegung vorgetragen hatte, man möge nur keine ausführlichen Gutachten von ihm erwarten, denn Prag sei keine stille hohe Schule, „sed perpetua anxietas et inquietudo“. Recht bemerkenswerth ist aber ein Schreiben des O. vom Jahre 1611, dessen Inhalt auch von dessen richtigem Verständniß für die wahren Bedürfnisse der Astronomie Zeugniß ablegt. Ein gewisser Kreslin, so theilt er darin mit, habe dem Nürnberger Rathe gegen hohes Honorar neue und angeblich vortreffliche astronomische Tafeln angeboten; darauf sei er nebst seinen Collegen Saxonius und Schwenter zur gutachtlichen Aeußerung über das Anerbieten aufgefordert worden, und ihr gemeinsamer Entscheid sei dahin ausgefallen, daß man dem Kreslin'schen Unternehmen nicht das nothwendige Vertrauen entgegenbringen könne, daß aber der Rath sich ein wirklich großes Verdienst um die Wissenschaft erwerben werde, wenn er durch eine Geldhilfe das Erscheinen von Keplers „Tabulae Rudolphinae“ beschleunigen wolle. Eine praktische Folge hat dieser vernünftige Rathschlag leider nicht gehabt.

Doppelmayr, Historische Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern, Nürnberg 1730. S. 92 ff. — Epistolae ad Joannem Keplerum Math. Caes. scriptae, ed. Hantsch, 1729. S. 293. 296. 299. 303. 305. Günther.

Ein Matthäus O. erscheint als Verfasser einer Liedersammlung „Musika lisches Rosengärtlein newer teutscher weltlicher Liedlein auf vier Stimmen" Frankfurt am Main 1605 4°, ohne daß sich sonst etwas über ihn findet. (Gerber N. Lex. 3, 604. Becker 242.) v. L.

Odothaeus, vielleicht (s. jedoch Maskou, Geschichte der Teutschen, S. 307. Leipzig 1727; Bessel, „Gothen" in der Encyclopädie von Ersch und Gruber) identisch mit Alatheus (vgl. über diesen Namen J. Grimm in Haupt's Zeitschrift VII), ein Führer von Greuthungen (d. h. Ostgothen), der im Jahre 386 auf Schiffen über die Donau in römisches Gebiet dringen wollte, aber von dem Befehlshaber in Thrakien, Promotus (nicht vom Kaiser Theodosius selbst), zurückgeschlagen und getödtet wurde, er war nicht König, obwohl ihn Claudian (ed. Jeep, Lipsiae 1876 ed. IV. consulatu Honorii V. 632) so nennt, der ihm auch, wohl in poetischer Uebertreibung, 3000 Kähne (V. 624 dux Odothaeus erat V. 626) zutheilt. Aus Zosimus (ed. Bonn. 1837. IV. 35—39 p. 214) erhellt, daß seine Haufen aus sehr verschiedenen Völkerschaften, wohl auch Hunnen und Alanen, zusammengeströmt waren. Die Ostgothen standen damals unter hunnischer Oberhoheit, ihr Königthum ruhte, da Thorismund, Ermanarich's (s. den Artikel) Enkel vermuthlich schon gestorben war und (40 Jahre lang) kein Nachfolger gewählt wurde. O. sammelte, sei es mit sei es ohne Genehmigung der hunnischen Oberherrn, ein kleines Heer, dem Abenteurer ringsher zu eilten. An der Donau, auf deren linkem, hunnischem Ufer lagernd, raffte er Schiffe an sich, baute neue und verlangte von Promotus Verstattung freien Uebergangs. Dieser schlug die Forderung ab und plante die Vernichtung des Feindes. Gewandte, sprachkundige Sendlinge mußten sich für Ueberläufer ausgeben und gegen hohen Lohn den Barbaren die Stunde verrathen, da sie die Römer in tiefem Schlaf würden überraschen können. Zur verabredeten Nachtzeit nahen sich die Kähne dem römischen (rechten) Ufer, werden aber nun von der kaiserlichen Flotte mit der ganzen Ueberlegenheit besserer Ausrüstung, Bewaffnung und Kriegskunst angegriffen, während gleichzeitig schwere Schiffe den Strom hinab treibend, die leichten Nachen der Feinde übersegeln und versenken. Diejenigen Haufen der Bemannung, welche sich an das römische Ufer retten, werden von den dort aufgestellten Truppen niedergehauen. Wasser und Land ist von den Leichen und Waffen der Gefallenen bedeckt, auch O. fällt.

Dahn, die Könige der Germanen. II. München 1862. S. 96. V. Würzburg 1870. S. 15. — v. Wietersheim-Dahn, Geschichte der Völkerwanderung. II. Ausgabe. II. Leipzig 1881. S. 74. Dahn.

Odovakar, König von Italien 476—493. O. war vermuthlich der der gothischen Völkergruppe angehörigen Völkerschaft der Skiren entstammt, welche mit den Rugiern, neben welchen sie gewöhnlich genannt werden, von der Ostsee an die Donau gewandert, hier wie alle Nachbarvölker den Hunnen dienstbar geworden waren, in Attilas Heeren mitgefochten und nach dem Zerfall seines Reiches sich in Unter-Mösien niedergelassen hatten. In diesen Gegenden wurden nun die Ostgothen übermächtig unter ihren Königen aus dem Geschlecht der Amaler. Vergeblich versuchten auch die Skiren, gleich ihren Verbündeten und Nachbarn, den Rugiern, Gepiden und andern germanischen wie nicht germanischen Völkerschaften, dies Uebergewicht zu brechen: in zwei Feldzügen erlagen die Skiren, in dem zweiten unter Führung ihrer Edelinge Edika und Wulfo; zwar fiel in diesem letzten Kampfe der amalische Oberkönig Walamer (s. den Artikel), aber der Sieg blieb den Gothen, deren König nun Walamer's Bruder, Theodemer (s. den Artikel) wurde, der Vater Theoderich's des Großen (s. den Artikel). Da nun die über O. am besten unterrichtete Quelle, der sogenannte Anonymus des Valesius, jenen mit der Völkerschaft der Skiren nach Italien kommen läßt,

ja ihn geradezu einen Sohn des Aediko nennt, so wird O. eben der Sohn jenes skirischen Edelings, vielleicht des gleichen „Skythen" Edeko, der am Hof Attila's vor andern Vornehmen (λογάδες) sich durch Treue auszeichnet (Priscus, de legationibus ed. Dindorf. Bonn. 1834. p. 146 seq. bis 175), gewesen sein: die Zeitangaben würden sich dazu fügen. Es war dies hervorzuheben, da sich daraus eine alte, vererbte Feindschaft zwischen O. und den Skiren einerseits, den Ostgothen und dem Hause der Amaler im Besonderen andrerseits ergiebt. Auch abgesehen hievon aber hat O. — wir wissen nichts Näheres darüber — Gesippen Theoderich's des Großen getödtet (s. unten). Wenn andere Quellen O. einen Rugier oder einen König der Turkilingen, der Heruler nennen, so erklärt sich dies sehr einfach daraus, daß diese Völkerschaften einander nahe verwandt und nahe benachbart, daß die Söldner Odovakar's wie aus Skiren (so Procopii, Bellum Gothicum ed. Dindorf. Bonn. 1833. I. 1.) so aus Angehörigen dieser andern Völkerschaften bestanden; und wenn ihn ein paar Chroniken (Chron. Br. ed. Roncallius p. 261; Marcellinus comes p. 298) als einen „König der Gothen" bezeichnen, so ist auch dies insofern richtig, als alle diese Völkerschaften, wie bemerkt, zur gothischen Gruppe zählen. Die Vorgeschichte Odovakar's, seine Stellung in der Heimath und in Italien bis 476 wird außer Zweifel gestellt durch eine andere höchst werthvolle Quelle, die Lebensbeschreibung des heiligen Severinus, († 482), welche dessen Schüler Eugippius wenige Jahre nach Odovakar's Tod (c. 511) verfaßt hat (ed. Sauppe, Berol. 1877. Monum. Germ. histor. Auctores antiquissimi I. 2.). Hienach war O. keineswegs, wie schlecht unterrichtete Gewährsmänner angeben und auch heute noch manchmal wiederholt wird, König (oder auch nur Königssohn) einer jener Völkerschaften, der erobernd in Italien eingedrungen wäre. Vielmehr trat er, wie so viele Tausende von Germanen, einfach als Söldner in den Dienst des Kaisers: in dem Einsiedlerhause des Heiligen, der in jenen Donaulanden lediglich durch seine großartige Persönlichkeit eine bedeutende Stellung einnahm, erschienen eines Tages mehrere Barbaren, seinen Segen vor dem Abschied, dem Ausbruch nach Italien zu erbitten: „unter denen war auch O., der später in Italien als König herrschte, ein stattlicher Jüngling in sehr unscheinbarem Gewand", l. c. c. 12: das ist offenbar nicht ein König. Wie sich der hochgewachsene Germane bei dem Eintritt in die niedrige Hütte des Heiligen neiget, erfährt er von diesem, daß ihm hoher Ruhm bevorstehe, vielleicht unter Anwendung des bekannten Bibelwortes von der Erhöhung derer, die sich selbst erniedrigen. Und beim Abschied erhält er die zweite Weissagung: „gehe hin nach Italien! Jetzt mit schlichten Fellen bedeckt, wirst du bald an vieles Volk reiche Gaben vertheilen." (l. c.) Beide ziemlich unbestimmte Vorhersagungen deutete O. später nach seiner Erhebung zum König als Vorverkündungen der Krone und dankbar und obwohl Arianer, ehrfurchtsvoll gesinnt auch gegenüber dem katholischen Einsiedler, ließ er diesen auffordern, sich eine Gnade auszubitten, worauf Severin Verzeihung für einen Verbannten fordert (l. c. 1.) — In Italien trat nun O. in die Leibwache des Kaisers, Prokop theilt ihm nicht einmal Officiersrang zu,, welchen wir aber doch wegen der führenden Stellung, die O. bei dem Söldneraufstand von 476 einnimmt, voraussetzen müssen. Um die Bedeutung der Forderungen richtig zu würdigen, welche die im kaiserlichen Dienst in Italien stehenden germanischen Garden (δορυφόροι nach Prokop, protectores, Haustruppen, vgl. Manso, Geschichte des ostgothischen Reiches in Italien, Breslau 1824, S. 32) stellen, ist kurz daran zu erinnern, daß diese jetzt erhobenen Ansprüche nur der folgerichtige Abschluß der von Jahrhundert zu Jahrhundert gesteigerten Forderungen dieser wie der übrigen barbarischen Soldtruppen gegenüber dem sinkenden Kaiserreich waren. Seit sehr alter Zeit waren römische Krieger — keineswegs nur Barbaren — in den Provinzen,

zu deren Schutz sie entsendet worden, bei den Grundeignern (possessores) in der Weise, wie wir uns modern ausdrücken würden, „einquartirt" worden, daß sie, ohne oder mit Aufnahme in die Häuser, einen Theil — meist ein Drittel — des Rohertrags der Früchte je eines possessor erhielten: hospitalitas hieß dies Verhältniß, Wirth und Soldat des andern hospes; gleiches geschah natürlich auch mit germanischen und andern barbarischen Söldnern. Allmählich erhöhten nun aber diese ihre Ansprüche: die „Grenzer" (s. Dahn in v. Wietersheim, Völkerwanderung I. Leipzig 1880) zumal, welche dauernd zum Schutz einer bedrohten Außenprovinz angesiedelt wurden, begnügten sich nicht mehr mit dem Anspruch auf einen Theil der Früchte, sie verlangten und erhielten Eigenthum an dem entsprechenden Theil, also ein Drittel — daher „tertia" sc. pars von Grund und Boden, dieser Theil hieß sors, im Latein jener Zeit = pars, ohne daß eine Verlosung dabei stattfand. Alsbald waren aber diese hospites nicht mehr abzufinden mit einem Stück von Dacien oder Mösien, mit rauhem, armem Boden, in stets von Feinden bedrohten Außenlanden —, sie begehrten Vertheilung des besseren fruchtbareren Landes der Provinzen milderer Sonnen: so der agri decumates am Rhein oder in Gallien. Andrerseits ergab sich diese Vertheilung ganz von selbst: denn die östlichen Außenprovinzen waren bereits verloren gegangen, es handelte sich bereits um die Deckung von Gallien, Spanien, ja von Italien. So war es durchaus nicht ein unvermittelt und plötzlich auftauchender Anspruch, sondern die folgenothwendige Steigerung der bisherigen, daß damals die germanischen Söldner in Italien eben die Ueberlassung des dritten Theiles aller italischen fundi verlangten, an Stelle der annonae, der Früchte, der tertiae fructuum. Orestes, der Vater und Minister des jugendlichen Kaisers Romulus Augustulus meinte diese Forderung abschlagen zu sollen — und abschlagen zu können. In letzterem Punkte irrte er verhängnißvoll: er hatte nicht mehr die Macht, den Söldnern mit Gewalt diesen Wunsch auszutreiben: die Weigerung war vielleicht aus schönem Römergefühl erwachsen, aber ein Anachronismus. Recht scharfsinnig hat Prokop die Gefährlichkeit des Systems erkannt, durch Jahrgelder, Sold, Geschenke, Früchte- und Landanweisung die Barbaren zu vielen Zehntausenden in das Reich aufzunehmen: was zu Zeiten der Julier eine Kräftigung, zu Zeiten der Flavier bereits eine Bedrohung, in den Tagen der Antonine bereits eine Schädigung, in den Generationen der Constantier eine Unterwühlung, das war seit dem V. Jahrhundert geradezu eine Preisgebung des Reiches an die Barbaren geworden. Als Orestes die Forderung abwies, meuterten die Söldner und erschlugen ihn. „Einer aus ihrer Mitte aber, O., verhieß, ihr Verlangen zu erfüllen, wenn sie ihn zur Herrschaft erheben wollten und so die Herrschaft gewinnend, ließ er den entthronten jungen Kaiser Romulus Augustulus auf der Villa des Lucullus mit einem Jahrgehalt von 6000 solidi als Privatmann fortleben, den Barbaren aber gab er ein Drittel des italischen Bodens und hiedurch in ihrer Gunst auf das Stärkste befestigt, übte er zehn Jahre lang seine Herrschaft. (Prokop a. a. O.) Man pflegt von diesem Ereigniß von 476 eine neue Epoche der Weltgeschichte zu datiren: das Erlöschen des weströmischen Kaiserthums, insofern nicht unrichtig, als in der That ein besonderer Kaiser des Westreichs von da ab bis zur Kaiserkrönung Karl's des Großen (800) nicht mehr herrschte. Allein die Zeitgenossen, die handelnden und nächst betheiligten Personen, zumal O. selbst, sahen den Vorgang nicht in solchem Lichte. O. war so zu sagen in Verlegenheit, nachdem der Streich gelungen, was er nun weiter beginnen, was er mit der erlangten Macht anfangen solle. Sich selbst als Kaiser des Westreichs ausrufen zu lassen, das fiel ihm damals nicht und auch später nicht ein: so tiefe Kluft trennte in der Anschauung der Menschen, auch der siegreichen Germanen, selbst

das römische Imperatorenthum von jeder Art germanischer Gewalt der Könige oder Herzöge oder Gefolgsherrn: in der That, es ist auffallend, aber aus dem Bewußtsein dieser Verschiedenheit zu erklären, daß in zwei Jahrhunderten fast keiner der zahlreichen Germanen, welche als Feldherrn, als Staatsmänner das Westreich thatsächlich beherrschten, von Arbogast bis auf Stilicho, Alarich, Aëtius, Rikimer, O. und Theoderich, sich selbst zum römischen Kaiser ausrufen ließ, obwohl nichts und Niemand sie daran hätte hindern mögen: so durchaus unrichtig ist jene Theorie, welche alles germanische Königthum erst erwachsen läßt aus „Dienstverträgen" von Söldnerführern mit dem Kaiser! Sie setzten Römer oder Gallier als Kaiser ein und wieder ab, beherrschten durch diese Puppen das römische Reich wie später die Hausmeier durch die Merovingischen Scheinkönige das Frankenreich: aber auf den Kaiserthron stieg keiner dieser Könige oder Feldherrn. — O. trachtete vor Allem nach „Sanierung" seiner revolutionären Erhebung, nach Anerkennung seiner angemaßten Gewalt von Seite der rechtmäßigen Regierung. Nach römischer Staatsrechtslehre war der Kaiser des einen der beiden Halbreiche von Rechts wegen zugleich Kaiser des andern, falls der Sonderthron desselben erledigt war. In diesem Sinne wandte sich O. an Kaiser Zeno in Byzanz, welcher sich selbst soeben erst wieder des Thrones bemächtigt, den Anmaßer Basiliskus von demselben verdrängt hatte: O. ließ den entthronten Kaiser Romulus Augustulus und den Senat von Rom Gesandte nach Byzanz schicken und gab diesen eigene Gesandte mit: diese vereinigte Gesandtschaft erklärte nun schriftlich und mündlich, indem sie zugleich die ornamenta palatii, die Abzeichen der Würde des westlichen Kaiserthums, Zeno übergaben, das Abendland bedürfe eines eignen Kaisers nicht, ein Kaiser, eben der byzantinische, Zeno, genüge für beide: der Senat habe O. erkoren, der, als Staatsmann wie als Krieger tüchtig, das Abendland schützen könne: ihm möge Kaiser Zeno die Würde des Patriciats und die Verwaltung Italiens übertragen. Allein noch lebte, vertrieben, in Dalmatien Julius Nepos, 24. Juni 474 — welchen Byzanz früher vor der Erhebung des Romulus Augustulus durch Orestes (28. August 475), ähnlich wie schon vordem Authemius (467—472), zum Kaiser des Westreichs bestellt hatte. Gleichzeitig mit Odovakar's trafen Gesandte dieses Julius Nepos in Byzanz ein, welche Zeno aufforderten, wie er selbst den Anmaßer Basiliskus bezwungen und die rechtmäßige Herrschaft hergestellt habe, so möge er nun auch Julius Nepos wieder zu seinem Recht und auf seinen Thron verhelfen. Die Antwort des Kaisers fiel echt byzantinisch aus: sie wahrte vor allem formell die strenge Legitimitätstheorie, dem Rechte des Nepos volle Rechnung tragend, enthielt sich jedoch der Uebernahme irgendwelcher Verpflichtung zu thatsächlicher Hilfeleistung durch Geld oder Mannschaften und sicherte sich zugleich für alle Fälle ein glimpfliches Vernehmen mit dem rex de facto, dem Innehaber der Gewalt in Italien. Zeno erwiderte der römischen Gesandtschaft: zwei Kaiser hätten die Römer aus Byzanz erhalten, den einen (Authemius) getödtet, den zweiten (Nepos) vertrieben. Der weströmische Thron sei keineswegs leer, so daß Zeno auch im Abendland zu herrschen habe: vielmehr gezieme, so lang der rechtmäßige Kaiser (d. h. Nepos) noch lebe, nur Eines, nämlich ihn auf den Thron zurückkehren zu lassen. — Den Boten Odovakar's insbesondere antwortete der Kaiser, O. möge sich den Patriciat von Nepos geben lassen, doch wolle auch er, Zeno, ihm denselben verleihen, „falls ihm Nepos hierin nicht zuvorkomme!" Er lobe O., daß er hiemit, d. h. mit dem Ansuchen um das Patriciat und der Unterordnung unter das Kaiserthum, einen Anfang gemacht habe, in der den Römern zukömmlichen Weise zu handeln. Zeno erwarte, O. werde, wenn er in Wahrheit dem Rechte gemäß zu handeln beschlossen habe, Nepos, sobald er ihm jene Würde werde verliehen haben, in Balde als Kaiser aufnehmen. (Malchus, ed. Bonnensis

p. 735. Candidus ebenda p. 476.) Auch redete Zeno in dem an O. gerichteter Schreiben dieses Inhalts ihn bereits als „Patricius" an: das war ein echt byzan tinisches Auskunftsmittelchen: eine zweideutige zweiselige Anerkennung aller Rechte unter Wahrung der Möglichkeit, günstigen Falles Alles anzufechten. Zwar nur Nepos ist rechtmäßiger Herr des Abendlands, weder O. noch Romulus Augustulus noch Zeno selbst: aber einstweilen wird doch der Wunsch Odovakar's halb er füllt, wird ihm zwar nicht die Würde des Patriciats selbst mit den Insignien ertheilt, allein doch der Titel Patricius amtlich gegeben. So hatte man freie Hand, den Barbaren je nach den Umständen zu dulden oder zu stürzen. Man konnte diese Erklärung ebenso gut als Abweisung wie als Anerkennung deuten. Freilich manchmal verfehlte diese allzuschlaue Politik jedes Zieles, weil sie zu viele Ziele zugleich erreichen wollte: so ging es demselben Kaiser Zeno später, als er Theoderich den Großen auf O. hetzte, oder doch los ließ, so ging es jetzt mit O. Sich einen in Ravenna oder Rom selbst residirenden Herrn auf den Nacken zu setzen, einen Mann als Kaiser des Abendlandes statt jenes Kaiser knaben, einen Herrscher, der dann die Landtheilung, die Grundlage von Odovakar's Macht, anfechten, O. lediglich als einen Diener behandeln und nach befestigter Macht mit Hilfe des Senats, der rechtgläubigen Kirche — O. war Arianer — der den Barbaren feindlichen Partei, ähnlich wie weiland Stilicho auch wohl beseitigen mochte — dazu hatte der tapfere Germane keine Neigung. Nachdem von Byzanz volle Anerkennung nicht zu erlangen war, brach er die Verbindung mit dem Kaiser ab, gab die Hoffnung, seine revolutionäre Macht durch den letzteren anerkannt zu sehn, auf und ließ sich von seinen Söldnern ausrufen — auch jetzt nicht zum Kaiser des Abendlandes, auch nicht zum König eines germanischen Volkes — denn seine Schaaren gehören nicht Einem Volk an — sondern zum „König von Italien" — ein seltsamer Titel, der damals zuerst an das Ohr der Menschen schlug, um nach dreizehnjährigem Bestand wieder zu verstummen auf dreizehn Jahrhunderte. Herr Italiens war er, Kaiser wollte er nicht werden, König Eines Germanenvolkes war er nicht: so ließ er sich zu der thatsächlichen Herrschaft den Königstitel geben. — Uebrigens verdarb er es doch nicht ganz mit Byzanz: als Nepos zu Dalmatien von einem comes Ovida ermordet ward, griff er den Mörder an und tödtete ihn (Chronicon Cassiodorii ed. Mommsen). Andererseits versagte Byzanz den Galliern, welche sich gegen O. wenden wollten jede Hilfe. Die Stellung Odovakar's im Innern war, gerade weil er nicht, wie etwa Eurich der Westgothe in Gallien, wie Theoderich der Ostgothe in Italien auf echtes germanisches Volkskönigthum sich stützen konnte, so unsicher, daß er nach Außen wider mächtige Gegner nichts unternahm. Die Abtretungen südgallischen Gebiets durch Nepos an die Westgothen wurden bestätigt, vielleicht erweitert (Procop. b. g. I. 12), den Vandalen kaufte er die hergebrachte Heimsuchung Siciliens durch Jahrgelder ab, wofür er freilich einen Theil der Insel vom König Genserich abgetreten erhielt (Victor Vitensis ed. der Monum. Germ. hist. I. 4). Nur gegen die schwachen nordöstlichen Nachbarn, die Rugier, trat O. kräftig auf. Eine Blutthat in der Königsfamilie — des Königs Fava Bruder Friedrich, ward von des Königs Fava Sohn Friedrich ermordet — gab, wie es scheint, den Vorwand zur Einmischung Odovakar's: er bekriegte König Fava, führte ihn und seine Königin Gisa gefangen nach Italien, vertrieb den Königsohn Friedrich und nach dessen Rückkehr ein zweites Mal aus dem Lande. Odavakar's Bruder Aonulf verrichtete dies und führte dann auf Odovakar's Befehl die letzten Römer, d. h. die römischen Besatzungen aus den Burgen und festen Städten jener Donaulande (Noricum, Rätien) nach Italien ab: alle römischen Einwohner, welche sich den abziehenden Soldaten anschließen wollten, ward dieser Auszug verstattet, was sie nun als die von Sanct Severin oft ge-

verissagte Befreiung von dem Joche und den Gewaltthaten der Barbaren begrüßten (vita S. Severini XI. XII.) Jener Friedrich floh nun zu dem Ostgothenkönig Theoderich, mit welchem er gegen O. in Italien eindrang, um übrigens auch von diesem abzufallen. Von den Einrichtungen, welche O. in dem Innern eines Reiches traf, sind wir nur sehr dürftig unterrichtet. Eine Landtheilung mag die wichtigste grundbauende Maßregel gewesen sein: doch wurde sie schwerlich in dem Sinne durchgeführt, daß nun wirklich jeder Söldner auf ein Drittel einer italischen possessio vom Brenner bis nach Sicilien, von den Seealpen bis nach Venetien wäre angesiedelt worden. Spätere Vorgänge lassen vermuthen, daß O. einen großen Theil seiner Krieger in Ravenna und im Nordosten der Halbinsel versammelt hielt (s. Theoderich der Große): vielleicht ward diesen nur der Fruchtbezug von dem ihnen dem Rechte nach gehörigen Eigen zugewiesen. Im Uebrigen bestanden alle römischen Einrichtungen, die Geltung des römischen Rechts für die Römer (nach welchem Recht die Söldner lebten, wissen wir nicht: nach dem Princip des angebornen Stammesrechts?), die sämmtlichen römischen Aemter, die Stadtverfassung fort. O. ernannte diese Beamten, zumal seit 480 auch den Jahresconsul, prägte Münzen; er griff, obwohl Arianer, kraftvoll in die Papstwahl ein: er suchte sich zwar möglichst gut mit der Kirche zu stellen: wie Severin hielt er auch S. Epiphanius von Pavia in hohen Ehren, aber er erließ eine Verordnung, daß der Nachfolger des Pabstes Simplicius (467—482) nicht ohne des Königs Zustimmung solle gewählt werden: es wurde denn auch Pabst Felix III. (482—492) demgemäß unter Odovakar's Zustimmung gewählt: als Felix starb (25. Febr. 492), war O. schon nicht mehr in der Lage, Zustimmung oder Verweigerung auszusprechen: er war in Ravenna eingeschlossen von den Ostgothen. Eine Hauptpflicht und Hauptklugheit germanischer Könige jener Zeit (wie noch im späten Mittelalter) war die Vergabung reicher Geschenke von Land und Leuten, von Gerechtsamen jeder Art, von Gold und Silber in Münzen, Geräthe, Schmuck und von Waffen an seine Getreuen: der Königshort war ein wichtigstes Regierungs- und Machtmittel, Treue zu belohnen und in der Treue zu befestigen; solche Milde ist des Königs Ruhm wie Sicherheit. Der Söldnerkönig mag ganz besonders hierauf angewiesen gewesen sein: Stimmen aus der Folgezeit machen ihm das zum Vorwurf, er konnte wohl nicht anders. Der Zufall ließ uns die Urkunde über eine dieser Schenkungen erhalten: Marini, papiri diplomatici N. 82, 83. Der comes domesticorum (und wahrscheinlich magister militum) Pierius erhielt am 18. März 489 vom König 690 solidi (= 6515 M.) angewiesen, auf den Ertrag von Landgütern; diese Schenkung wenigstens ward einem Würdigen zu Theil; der Beschenkte ließ sein Leben für den Schenker siebzehn Monate später in der heißen Schlacht an der Adda (11. August 490). — Beliebt konnte die Herrschaft des Anmaßers, des Barbaren, des Ketzers bei den Italiern nicht werden; doch muß man sich hüten, seine Regierung zu beurtheilen nach den Anklagen, welche die Lobredner seines großen Ueberwinders Theoderich wider sie erheben. Ohne Finanzdruck ging es wohl nicht ab; aber auch Theoderich, der drei Jahrzehnte getrachtet hatte, Italien zu beglücken durch väterlich mildes Regiment, ward bald nach seinem Tode von dem Danke der Italier, zumal der Geistlichen, in den Höllenpfuhl unter den liparischen Inseln verwünscht. Die Geschichte des fast sechsjährigen, zähen, heldenmüthigen Kampfes Odovakar's wider den Ostgothen Theoderich wird besser in dem diesem gewidmeten Artikel dargestellt (s. denselben). Hier mögen nur einige Odovakar's Person und Familie betreffende Angaben beigefügt werden, welche wir den von Theodor Mommsen im Hermes 1872 S. 1472 herausgegebenen neu gefundenen Bruchstücken von Johannes Antiochenus verdanken (s. Dahn, Bausteine II S. 120). Nach den verlorenen Schlachten am Isonzo, der damaligen Grenze Italiens (August 489), und an der Etsch bei

Verona (30. Septbr. 489) sperrte ihm Rom schon 489 die Thore; jedoch gin O., nachdem sein zu Theoderich übergetretener Feldherr Tufa wieder zu O zurückgekehrt war und ihm die Heerführer Theoderichs bei Faënza gefangen aus geliefert hatte, mit solchem Erfolg zum Wiederangriff über, daß er Cremon und Mailand wieder gewann, die Ostgothen auf Pavia zurückwarf, hier ein schloß und in äußerste Bedrängniß brachte, aus welcher sie nur durch den Zuzu westgothischer Vettern aus Gallien unter einem andern Amaler befreit wurden Jetzt aber, also verstärkt, gewann Theoderich eine dritte Schlacht um eine Fluß linie, die der Adda, am 11. August 490. O. warf sich in das feste Ravenna das von der damaligen Belagerungskunst durch den Gewaltangriff nicht zu be zwingen war. Heldenmüthig wie der Bär im Bau wehrte sich O. noch dre Jahre, in zahlreichen Ausfällen die Linien der Belagerer bedrohend: ein nächt licher Ueberfall der festen Stellung bei Pineta wäre nahezu gelungen. Allei seitdem Theoderich Ariminum (Rimini) genommen und daselbst eine Flott erbeutet hatte, sperrte er Ravenna die Zufuhr vom Meere her (vom Hafe Classis) und nun ward O. durch Aushungerung zur Uebergabe genöthig Bischof Johannes von Ravenna vermittelte den Vertrag (27. Februar 493) am 5. März 493 zog Theoderich in Ravenna ein. So erstaunlich es ist — zumal in Erwägung der hoffnungslosen Lage der Ausgehungerten — es schein in der That eine Art gemeinschaftlicher oder getheilter Herrschaft Odovakar's und Theoderich's in dem Vertrag vorgesehen worden zu sein, wenn nicht etwa doch nur „gleiche königliche Ehren“ d. h. äußere Ehrenzeichen in Ravenna den Besiegten zugesichert wurden. Aber wenige Tage darauf ward die unmöglich Uebereinkunft blutig zerrissen: Theoderich lud O. zum Mahle in seinen Palast (in Laureto) ein, und stieß den Patricius hier mit eigner Hand nieder, nach dem zwei Männer unter dem Schein dringender Bitten beide Hände Odovakar's erfaßt hatten, und festhielten. Das Schwert fuhr beim Halse hinein und bei der Hüfte heraus, (nicht einmal einen Knochen hatte das Scheusal im Leibe, sagte Theoderich später), er rief dabei: „so hast du weiland meinen Gesippen gethan“, was damit gemeint ist, bleibt unklar (ob. S. 155); die Pflicht der Blut rache mindert einigermaßen die Schwere von Theoderich's Schuld; er glaubte sich aber offenbar erst sicher, wenn sein Gegner, der großartigen Widerstand hatte leisten können, unter der Erde lag. Später ward von dem Sieger vor gegeben, — und vielleicht auch geglaubt — man habe so einem Mordplan Odovakar's zuvorkommen müssen. Odovakar's Wittwe S k u n i g i l d i s ward in den Kerker geworfen, wo sie Hungers starb, sein Sohn T h e l a, den O. früher zum „Cäsar“ d. h. wol Mitregenten, aber nicht zum Kaiser ernannt, dann als Geisel gegeben hatte, nach Gallien verbannt und als er, unter Bruch dieses Bannes, wieder in Italien erschien, hingerichtet. Eine Art von sicilianischer Vesper beseitigte an dem für die Ermordung Odovakar's vorbestimmten Tage auch alle dessen, über ganz Italien verstreuten ehemaligen Waffengenossen und An hänger. — Dieser byzantinische Bericht, den Gothen allerdings sehr feindselig, wird gleichwohl im Wesentlichen aufrecht zu halten sein, gegenüber den von den gothischen Staatsrednern und Staatsmännern ausgehenden oder beeinflußten.

Quellen und Litteratur (außer den bereits Angegebenen): Jordanis, Romana et Getica ed. Mommsen. Monum. Germ. hist. Auctor. antiquiss. V. 1. Berolini 1852. — Anonymus Valesii ed. Wagner 1808. — Cassiodorii libri variarum XII ed. Lugdun. 1595, III. 12, IV. 38, V. 14, 41, VIII. 17. —

*) Nicht „Thelanes“, die Lateiner bilden die gothischen Namen auf a mit Vorliebe nicht nach der ersten, sondern nach der dritten lateinischen Beugung, indem sie den zweiten Fall auf — anis bilden, wodurch man sich nicht verleiten lassen darf, den ersten Fall statt auf a auf anes zu bilden.

Paulus Diaconus, hist. Langobard. ed. Waitz, Monum. Germ. hist. Auctor. antiquiss. Hannoverae 1878. — Mansi, collectio Conciliorum, Florentiae 1764, VIII, p. 265. — Usener, Anecdoton Holderi, ein Beitrag zur Geschichte Roms im ostgothischen Zeitalter, Leipzig 1877. — Eutropius, ed. Droysen, Monum. Germ. histor. Auctor. antiquiss. II. Berol 1879. — Gibbon, history of the decline and fall of the Roman empire, VI, Leipsic 1829. — Tillmont, histoire des empereurs etc. Paris 1739. VI. p. 435. — Manso, Geschichte des ostgothischen Reichs in Italien, Hamburg 1824. — Gaupp, germanische Ansiedlungen und Landtheilungen, Breslau 1844. — Köpke, deutsche Forschungen, Berlin 1859. — du Roure, Théoderic le Grand, Paris 1846. — Olivieri, il senato Romano, I, Roma 1840. — Pallmann, Geschichte der Völkerwanderung I, Gotha 1863, II, Weimar 1864. — Garollo, Teoderico re dei Goti e degl' Italiani, Firenze 1879. — v. Sybel, Entstehung des deutschen Königthums, 2. Aufl., Frankfurt a. M. 1881. — v. Ranke, Weltgeschichte, IV, Leipzig 1883. — Hodgkins, Italy and her Invaders III, Oxford 1885. — Dahn, die Könige der Germanen II. München 1862. — v. Wietersheim-Dahn, Geschichte der Völkerwanderung, 2. Auflage II, Leipzig 1881. (16. Capitel).

Dahn.

Odulfus: ausgezeichneter Priester am Anfange des 9. Jahrhunderts und treuer Gehülfe des Utrechter Bischofes Friedrich I. (A. D. B. VIII, 42), war vielleicht im nordbrabantischen Dorfe Best als Sohn fränkischer Eltern geboren. Ihrer Bitte folgend verzichtete er auf seinen schon in früher Jugend gehegten Wunsch, in ein Kloster einzutreten, ließ sich statt dessen 806 als Priester nach Virscht in Nordbrabant senden. Nach mehren Jahren aber ging er nach Utrecht, wo er vom Bischofe Friedrich um 820 zum Canoniker ernannt ward und durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit großes Ansehen und bedeutenden Einfluß gewann. Zwischen 828 und 838 tauchten unter den Friesen ketzerische Ansichten von der Trinitätslehre in den Formen des Sabellianismus und Arianismus auf. Umsonst versuchte der Bischof, welcher sich alsbald dorthin begab, das Volk zur katholischen Lehre zurückzuführen; seine Predigt scheiterte ganz und gar an ihrem Starrsinn. Daher entbot er nun den O. aus Utrecht zur Bekämpfung der Haeresien, und es gelang ihren vereinten Predigten, der unbeugsamen Gemüther Herr zu werden und die Haeresien zu überwinden. O. blieb gleichwohl in Friesland zurück, als der Bischof nach seiner Diöcese heimkehrte, zur weiteren Festigung seines Glaubenswerkes und stiftete zu Stavoren ein Capitel von Canonikern. Mehrere Jahre hielt er sich dort auf, kehrte aber in hohem Alter noch wieder nach Utrecht zurück. Als, nach Friedrichs gewaltthätigem Tode um 838, die Bischofswahl mehrfache Streitigkeiten veranlaßte, trat er noch einmal als Friedensstifter auf und wußte den Streit durch die Wahl Alfriks, muthmaßlich eines Bruders des ermordeten Friedrich zu beendigen. Bald nachher muß er gestorben sein und ward zu Utrecht in der St. Victorkapelle bei der Salvatorskirche bestattet. Die Biographen, welche seinen reinen Lebenswandel, große Frömmigkeit und sanftmüthige Liebe preisen, erzählen, er sei auch mit prophetischer Gabe ausgerüstet gewesen. Auch soll er ein Schriftchen: „Antidotum sive Amuletum adversus striges, incubas et similes daemonum praestigios“ abgefaßt haben. Sein Jahresfest wird am 12. Juni gefeiert und mehrere Kirchen verehren ihn als ihren Schutzpatron. Seine Biographie findet sich bei Surius ad d. 12. Junii p. 181 s.; bei den Bollandisten ad d. 12. Junii p. 592 s. s.; Batavia Sacra I bl. 532 s. s.

Vergl. ferner Moll, Kerkgesch. v. Nederl, I bl. 259/261, 318, 373/374. — Weiten, Zaanl. Jaarb. 1843 bl. 90 v. (de vierdag van St. Odulfus), 1845 bl. 101 (St. Odulf en de Zeemann) und van der Aa, Biogr. Woordenb

van Slee.

Oefele: Andreas Felix v. O. (Oeffele) wurde am 17. Mai 17.. zu München bürgerlichen Eltern geboren; erst 1772 erwirkte er auf Grund eines königlichen Diploms vom Jahre 1498 die Nobilitirung. Nach dem frühen Verluste seines Vaters Franz Christoph O. (1715) heirathete seine Mutter (171.) den aus Breslau gebürtigen Revisionsrath und Cabinetssecretär des Kurprinzen von Baiern, Ferdinand Ehrenfried v. Scholberg, welcher vormals Director der Ritterakademie in Wien, dann Instructor der baierischen Prinzen im Exile zu Klagenfurt und Graz war und ein satirisches Zeitgedicht: „Die europäische Astraea welche den gegenwärtigen Zustand der vornehmsten Höfe in Europa entdecket. . . Klostergabe 1706" anonym herausgab. Auf einer Reise mit demselben nach Prag und Wien im Sommer 1719 empfing O. die ersten größeren Eindrücke. Doch auch sein Stiefvater wurde ihm schon bald, am 5. December 1720, durch den Tod entrissen. Am Jesuitengymnasium seiner Vaterstadt 1718—1724 zu einem guten Lateiner gebildet, kam O. im November letzteren Jahres auf die Universität zu Ingolstadt, um Philosophie zu hören, im November 1725 auf jene zu Löwen; hier hatte ihm nämlich in dem Convict, welches der Luxemburger de Myle gestiftet, und worüber die Fugger das Patronat besaßen — Collegium Mylianum, auch Luxemburgisches und Fugger'sches Colleg genannt — der Obersthofmeister Graf Max v. Fugger einen Freiplatz verschafft. O. sollte da Jura studiren, doch weit mehr fesselten ihn Philologie und Geschichte. Die Commilitonen der „deutschen Nation" wählten ihn (1727) zu ihrem Bibliothekar; von den Professoren aber nahm sich seiner am meisten Gerhard Kerckherdere an. Eine Reise durch Flandern bis Ostende im Sommer 1726 erweiterte den Gesichtskreis. Wissenschaftliches Vorbild ward ihm Justus Lipsius, der zu den stolzen Erinnerungen jener Musenstätte zählt. Durch dessen „Vesta" wurde O. (1728) zu einem mythologisch-historischen Werkchen „De Minerva sapientiae olim praeside" angeregt, welches er Ende 1730 zu Löwen erscheinen ließ und seinem Landesherrn widmete. Er hat sich hierin Evelius genannt, damit vlämische Leser, denen ja oe wie u lautet, seinen Namen nicht so unrichtig aussprächen. Die Erstlingsarbeit wurde beifällig aufgenommen, und der nach München zurückgekehrte Verfasser erhielt durch kurfürstliches Decret vom 2. Mai 1731, bis er „auf eine oder andere Weise mit der Zeit accommodirt" sein würde, eine jährliche Pension. Zugleich ward ihm bewilligt, „daß er den Acceß zur kurfürstlichen Bibliothek haben und sich nach Disposition des geheimen Kanzlers in Verrichtungen gebrauchen lassen solle", womit namentlich die „Ausfertigung der lateinischen und französischen Briefschaften" gemeint war. Allein der Kanzler v. Unertl unter dessen Respicienz ein alter Hofrathssecretär die Hofbibliothek besorgte verwandte den ihm unbequemen O. in keiner Weise und ließ denselben auch nicht in die Hofbibliothek hinein, so daß O. froh sein mußte, wenn seinen litterärgeschichtlichen Studien die Augustiner und Jesuiten ihre Bibliotheken öffneten. Da bot sich ihm ein angenehmer Weg zu weiterer Ausbildung dar: er übernahm die Begleitung eines jungen Freiherrn v. Lerchenfeld während eines Aufenthaltes zu Paris, der vom 18. Mai 1733 bis zum 15. März des folgenden Jahres währte. O. war mit Empfehlungen ausgerüstet, so an den bekannten Comte de Bavière, der in hohem militärischen Range damals zu Paris lebte; dieser stellte ihn dem Cardinale Fleury vor, welcher ihm alle litterarischen Schätze der französischen Krone zu eröffnen versprach. So wurde denn jene glückliche Zeit zum großen Theile in Museen und Bibliotheken, im Umgange mit Gelehrten und Künstlern, wie Fontenelle, Montfaucon, Souchay, Tournemine, Vivien, zugebracht. Daran schloß sich eine längere Reise durch Belgien und Holland. Heimgekehrt erhielt O. mit Decret vom 8. November 1734 die Stelle eines Instructors bei den Prinzen Max und Clemens, Söhnen des Herzoges Ferdinand

ines Bruders des Kurfürsten Karl Albrecht von Bayern. Der Unterricht erstreckte sich auf Geographie, Geschichte und Moralphilosophie, später auf Staatsrecht und Politik. Während aber der ältere Prinz im J. 1738 starb, ging Oefele's Thätigkeit bei dem Herzoge Clemens († 1770) allgemach in die eines berathenden Secretärs über, bis er endlich (1745) auch officiell „geheimer Sekretär" oder „Kabinetssekretär" hieß; mittlerweile hatte er schon 1737 einen kurkölnischen Hofrathstitel erlangt. In solcher Stellung war O. längere Zeit der Heimath fern. So lebte er vom 24. Juli 1741 bis 21. Februar 1743 am kurpfälzischen Hofe zu Schwetzingen und Mannheim, wo sich sein Herzog 17. Januar 1742) mit der pfalzsulzbachischen Prinzessin Maria Anna vermählte — ein Aufenthalt, der durch mehrere Reisen nach Frankfurt, namentlich zur Krönung des Kaisers und der Kaiserin (12. Februar, 8. März 1742) unterbrochen wurde — dann von Ende Juni bis in den November 1743 zu Augsburg. Im J. 1751 ernannte ihn die später so berühmt gewordene Herzogin Maria Anna ebenfalls zu ihrem Secretär. Nachdem O. am 24. November 1743 eine Münchener Bürgerstochter geheirathet (aus welcher Ehe ihn nur ein Sohn überlebte) strebte er auch nach einem vor Wechselfällen mehr gesicherten Amte, das zugleich seiner wissenschaftlichen Neigung entspräche. Die Möglichkeit, ein solches zu erhalten, fand sich im J. 1746, als der bald darauf emeritirte Kanzler von Unertl die Hofbibliothek und das geheime Archiv abgeben mußte. O. wurde vermöge Decretes vom 6. Mai dieses Jahres „kurfürstlicher Rath, Bibliothecarius und Antiquarius", wozu er nach seiner philologischen Bildung und vielseitigen Litteraturkenntniß sicherlich geeigneter war als zum Archivar, für dessen Posten ihn Kaiser Karl VII. ausersehen haben soll. Bei Errichtung einer Büchercensurcommission im J. 1769 wurde auch O. in dieselbe berufen und ihm das historische Fach zugetheilt. O. hat sich um die damals freilich noch kleine Hofbibliothek, deren Verwaltung er am 7. August 1746 antrat (das Antiquarium scheint ihm nicht übergeben worden zu sein), durch Neuordnung der verwahrlosten Bestände, durch Inangriffnahme eines Classenkataloges, welchen er auf 24 Bände brachte, ein technisches Verdienst erworben; noch nutzbarer für die Wissenschaft sollten sie „Rezensionen" ihrer Handschriften machen. Das Manuscript wuchs hoch an, blieb indeß ungedruckt. Ueberhaupt hat O. seit jener Universitätsschrift lange Jahre nichts mehr publicirt. An Entwürfen fehlte es allerdings nicht, und zu ihrer Ausführung brachte er manchmal ein sehr umfangreiches Material zusammen, so für ein bairisches Gelehrten- und Künstlerlexikon, eine Monographie über König Ruprecht, eine Geschichte der deutschen Kaiserinnen und Königinnen; doch über das Excerptenstadium kam nur Weniges hinaus, sei es, weil die Kräfte versagten, oder die Scheu vor der Oeffentlichkeit ihn abhielt. Als 1733 eine Probelieferung seiner „Bavaria docta" fertig war, vereitelte nicht so sehr die Mühe, einen Verleger zu finden, als Oefele's Bedenklichkeit das Erscheinen. Zum Glücke hat er doch einen wichtigen Plan, die Edirung ungedruckter bairischer Geschichtsquellen, aller Hemmnisse ungeachtet ausgeführt. Der Augustiner Agnellus Gandler († 1745), Verfasser einer Schrift über Herzog Arnulf von Bayern, hatte sich erst selbst mit dem Unternehmen getragen, dann aber O. dazu ermuntert; bald nachdem sich ihm die Schätze der Hofbibliothek erschlossen, ging dieser ans Werk. Als er den Stoff zu einem ersten Bande gesammelt, trat er mit dem Buchhändler Veith zu Augsburg in Verbindung, und im Jahr 1754 begann der Druck. Während desselben hoffte O. immer wieder neue Quellenstücke copiren und mit dem nöthigen Commentare versehen zu können. Aber die gebieterischen Berufsgeschäfte traten so störend dazwischen, daß er einmal anderthalb Jahre lang, 1756 auf 1757, als Herzog

Clemens schwer krank darniederlag, kein Manuscript absenden konnte. Endl im November 1762 (auf den Titelblättern steht 1763) waren die beiden stark Foliobände der „Rerum Boicarum scriptores nusquam antehac editi etc." i Drucke vollendet, und am 3. des folgenden Monates überreichte sie O. seine Kurfürsten. Das Werk, dessen Inhalt im Allgemeinen über den Landshut Erbfolgekrieg (1505) nicht herabreicht, ist noch immer von erheblicher Brau barkeit, wenn schon die Art der Herausgabe heutige Anforderungen nic befriedigen kann, Chronikalisches und Urkundliches, Altes und Neues, wie es eb dem Herausgeber in die Hand kam, bunt durcheinander läuft, für manches ab nur schlechte Handschriften zu Gebote standen, das späterhin nach besseren Vo lagen neu edirt ward. Für einen dritten Band der „Scriptores" hatte O. sch einiges vorbereitet, doch hielten ihn seine Gesundheitsverhältnisse wieder ab, u dann wurde das Bedeutendere anderwärts herausgegeben. O. hat, wie bemer zu lange gesäumt, mit Leistungen, die seinem Genius angemessen, in die Oeffen lichkeit zu treten; er hat auch das so förderliche Vereins- und Zeitschriftenwe unterschätzt. Den Vorschlag Amort's (1732), mit ihm und Anderen e baierisches Litteraturblatt zu gründen, dem jeden Monat die Biographie ein baierischen Gelehrten aus Oefele's Feder eingerückt werden sollte, lehnte er a Als er hinwiederum sein Vorhaben, eine baierische Künstlergeschichte der letzt drei Jahrhunderte stückweise herauszugeben, im „Neu-fortgesetzten Parnass Boicus" (1736, 2. Versammlung, S. 79—80) angekündigt, ohne die gewünsch Theilnahme zu finden, da schien ihm das Streben der Parnassus-Gesellscha auf mittlere Kreise belehrend zu wirken, ein verfehltes. Im J. 1751 schl ihn Legipont, damals Secretär der vom Freiherrn v. Petrasch zu Olmütz g stifteten „Societas incognitorum litterariorum", zum Mitgliede derselben vo O. erhielt auch ein vom 30. April dieses Jahres datirtes Aufnahmediplom u faßte seine Verpflichtungen ernst. Freilich dem Ansinnen Legipont's, er mö mit Ickstatt zu Rathe gehen, ob sich nicht zu München oder Ingolstadt ei ähnliche Gesellschaft gründen lasse, gab O. keine Folge. Er glaubte nicht me daran, daß so etwas in Baiern möglich sei. Das baldige Ende jener Olmütz Gesellschaft konnte ihn darin nur bestärken. Ueberdies mit Lori's Charakter wo bekannt, hatte er auch zu dessen Plan, eine baierische Akademie der Wisse schaften ins Leben zu rufen, kein Vertrauen. O. nahm zwar aus Lori's Ha das Diplom eines akademischen Mitgliedes dd. 22. Mai 1759 entgegen, ab an der Thätigkeit der Akademie hat er sich nur wenig betheiligt. Gerne hi gegen, wie sein umfangreicher Briefwechsel zeigt, förderte er die Arbeiten Andere ohne Zeit- und Müheopfer zu scheuen. Manche haben dieß öffentlich anerkann so J. J. Reiske in seiner „Epistola ad Oefelinm de consilio suo nova Demosthenis editionem adornandi" (1766). Oefele's intimster gelehrter Freu war ein etwas jüngerer Münchener, Franz Töpsl, Propst des Chorstiftes Pollin Eine Fülle zeitgenössischer Nachrichten — Selbsterlebtes, Beobachtetes und ih Erzähltes — hat O. seit dem 16. Lebensjahre meist in Tagebüchern und Memoire bruchstücken niedergelegt. Lateinisch, französisch, deutsch geschrieben, haben j natürlich verschiedenen Werth, stellen auch nur zum kleineren Theile, so für d Aufenthalt in der Pfalz und Frankfurt 1741—1743, etwas Zusammenhängend vor, aber sie sind doch keineswegs nur witzige Anekdoten, sondern au echthistorischer Stoff, für die Cultur- und äußere Geschichte Baierns im vorig Jahrhunderte interessant genug, um eine Publicirung zu verdienen. Nachde O. Anfangs 1777 vom Schlage berührt worden, infolge dessen zuerst ein Adjuncten (Revisionsrath von Lippert) erhalten, 1778 aber sein Bibliothekar völlig niedergelegt hatte, zog er sich auf sein Haus und seine Sammlungen a Büchern, Gemälden, Kupferstichen, Münzen, Antiken und Naturalien zurü

Am 24. Februar 1780 erlag er in seiner Vaterstadt einem wiederholten Schlagflusse.

Handschriftlicher Nachlaß Oefele's. — Westenrieder, Zum Andenken des Andreas Felix v. O., in W.'s baierischen Beiträgen zur schönen und nützlichen Litteratur II. Jahrg., I. Bd., 4. Stück, April 1780, S. 293—348 und (mit dem Porträtkopfe Oefele's nach Scheufel's Medaille vom Jahre 1777) separat gedruckt, München 1780. — K. A. v. Vacchiery, Rede zum Andenken des . . . Andre Felix v. O. den 10. Hornung auf dem akademischen Saale öffentlich abgelesen. München 1781 (mit Oefele's Porträt). — Beilage zur Augsburger Postzeitung Nr. 16 vom 21. Februar 1880. v. Oefele.

Oefele: Franz Ignaz O., Maler, geb. 1721 zu Posen in Polen, erlernte zu Landsberg in Baiern unter Simon Mayer die Anfangsgründe der Kunst und kam dann nach Augsburg zu Bernhard Göz. Später bildete er sich zu München bei dem kurfürstlichen Hofmaler Balt. Aug. Albrecht. Nachdem er noch einige Zeit bei verschiedenen bairischen Künstlern gearbeitet hatte, ging er nach Venedig, wo ihn Giuseppe Nogari aufnahm und J. 1758 porträtirte (F. X. Jungwierth stach dieses Bild im J. 1765). Hier blieb er 6 Jahre und studirte dann noch in Rom bei einem englischen Maler „Johann Barca", wie er genannt wird. (Einen Künstler dieses Namens finde ich in S. Redgrave, Dictionary of Artists of the English School, London 1874, nicht, dagegen einen Historienmaler John Parker, der um 1762 aus Rom nach England zurückkehrte; Redgrave erwähnt eines Altarblattes, das er für die Kirche S. Gregorio auf dem Monte Celio gemalt hatte.) Nach achtjährigem Aufenthalt in Italien kehrte O. nach München zurück, wo ihn Kurfürst Maximilian III. zum Cabinetsmaler und nach Gründung der Akademie der bildenden Künste zum Professor an derselben ernannte. Der Künstler starb den 18. September 1797 zu München und hinterließ seine Familie in bedrängten Verhältnissen.

O. war ein tüchtiger Maler, sein Colorit ist recht kräftig, seine Zeichnung etwas süß aber doch solide; im Allgemeinen war er noch ein Ausläufer der alten italienischen Schule, wie sie sich von den Carraccisten her allmählich entwickelt hatte, doch hatte ihn auch der Classicismus, der zu seiner Zeit eindrang, nicht unberührt gelassen; er stellt so eine Art Uebergangskünstler dar, mit größerer Zuneigung jedoch zur früheren Manier. Seine Züge auf dem erwähnten Nogari'schen Porträt sind offen, einnehmend. O. malte Altargemälde, Staffeleibilder und Porträts; u. a. fertigte er 1780 für die Propstei Mattikofen das Chorblatt, das Andreas Seidel radirt hat, ferner für das Kloster Polling einen Eccehomo und einen Christus, der für die Geißelung entkleidet wird, einen Christus mit der Samariterin am Brunnen für die Kirche zu Winhöring u. s. w. In der Sacristei der Theatinerkirche zu München zeigt man das lebensgroße Kniestück der Kurfürstin Adelheid, in der Galerie zu Schleißheim das Selbstbildniß des Künstlers (vom Jahre 1791). Seine Porträts von B. A. Albrecht, seinem Lehrer, (gemalt 1765), Matthias Ettenhueber (1770), J. B. Straub, Bildhauer, (1779) brachte Jungwierth in Kupfer, das des Akademikers Ferd. Sterzinger (1775) Söckler. Auch einige Radirungen kennt man von O., so ließ er die genannten Pollinger Bilder in Kupfer ausgehn, ferner ein Blatt „die Tochter des Dibutades zu Korinth zeichnet den Schatten ihres Geliebten an die Wand" u. s. w. W. Schmidt.

Offelsmeyer: Friedrich Wilhelm O., evangelischer Feldpropst der preußischen Armee, geb. zu Herford in Westfalen, † 1834 in Potsdam. In jungen Jahren hatte er als Feldprediger in Wesel die holländische Campagne mitgemacht; nach seiner Rückkehr war er [illegible]er der lutherischen Gemeinde in Cleve, dann in Münster geworden, wo er [illegible] Stelle eines Consistorial- und Schulraths bei

der Regierung bekleidete. Er wurde 1810 zum Hof- und Garnisonprediger in Potsdam und bald darauf zum Feldpropste der Armee ernannt. In dieser Stellung begleitete er 1813 das Gardecorps in den Krieg, wobei er sich, auch durch persönlichen Muth, so auszeichnete, daß ihm das eiserne Kreuz für Combattanten verliehen wurde. „Ein braver rechtschaffener Mann, hat im Kriege seine Schuldigkeit gethan", äußerte sich Friedrich Wilhelm III. über ihn; „schade aber" setzte er leise hinzu „daß er ein wenig heftig ist." Bischof Eylert sagt von ihm: „Er liebte Sturm und Ungewitter und war gern in ihm, eingehüllt in seinen Prophetenmantel." — Schon bei Gelegenheit der Confirmation des Kronprinzen am 20. Januar 1813 hatte der König zu den am Altar versammelten lutherischen und reformirten Geistlichen Sack, Ribbeck, O. und Eylert gesagt: „Da stehen Sie nun als Brüder zusammen, verkündigen ein Evangelium des Friedens und sind doch von einander getrennt durch die Confession; die Einen nennen sich lutherisch, die Andern reformirt; bilden zwei verschiedene Kirchen; sind von einander geschieden; miserabel, sollten miteinander verbunden sein." Oberhofprediger Sack hatte geantwortet: „Der Wunsch der Union beschäftigte schon Ew. Majestät erlauchte Vorfahren, den großen Kurfürsten und den König Friedrich Wilhelm I; aber so löblich er war, sie mußten ihn doch aufgeben, es wollte nicht gelingen." „Weiß wohl", erwiderte der König „aber daraus folgt nicht, daß es auch jetzt mißlingen werde: es kommt nur darauf an, daß man von allen Seiten eine gute ernste Sache ernstlich will, dann geht's auch, doch daran zu denken ist jetzt nicht Zeit; es liegen wichtigere Staatsdinge vor. Gott wird mit uns sein, wir wollen dann sehen, was weiter zu thun ist." Nachdem sich der König entfernt hatte, sagte Sack leise: „Der gute Herr denkt sich nach seiner schönen Seele die kirchliche Union leichter als sie ist; ja wenn die Theologen mit ihren dogmatischen Spitzfindigkeiten nicht wären". Ribbeck zuckte bedenklich schweigend die Achseln. Der Feldpropst O. aber sagte: „Ei was, Kampf muß sein; der Sieg ist dann um so herrlicher. Sind wir erst mit den hoffärtigen Franzosen fertig, dann wollen wir auch schon fertig werden mit den renitenten Theologen". Und als Sack erwiderte: „mit diesen wird man nicht fertig", rief O. in der ihm eigenen energischen Art: „freilich nicht, wenn man immer auf Socken geht, man muß aber große Stiefeln mit Nägeln beschlagen anziehen". — Als die 300jährige Jubelfeier der Reformation heran nahte, ernannte der König zur Berathung der Einführung einer Union eine Commission von fünf Geistlichen, theils reformirter, theils lutherischer Confession, welcher auch O. angehörte. Am Jubelfest der Reformation, das am 31. October 1817 in der Hof- und Garnisonkirche in Potsdam zum erstenmal mit gemeinsamer Feier des heiligen Abendmahles für Reformirte und Lutheraner unter Theilnahme des Königs, der Prinzen und des ganzen Hofes gefeiert wurde, hielt O. die Predigt über das Wort: „Gedenket an eure Lehrer, die Euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach." Er starb im August 1834.

Vergl. Rogge, Die kgl. Hof- und Garnisonkirche in Potsdam; Berlin 1882 S. 67 u. S. 92 und Eylert, Charakterzüge III. S. 3.

Carl Alf. v. Hase.

Offenbach: Jakob (Jacques) O., geb. am 21. Juni 1819 zu Köln, † am 5. October 1880 in Paris, Sohn des Juda O. (eigentlich Eberscht), Vorsänger der Judengemeinde in Köln*), zählt zu den vielgenanntesten, aber auch am raschesten wieder vergessenen Componisten der letztvergangenen Musikperiode

*) Von ihm erschien 1838: „Hagadah oder Erzählung von Israels Auszug aus Egypten". 1839: „Allgemeines Gebetbuch für die israelitische Jugend".

Obwol aus Deutschland stammend, fand er den dankbaren Boden für sein eigenartiges Talent und seine musikalische Wirksamkeit allein in Paris, wo er um die Mitte der 30er Jahre anlangte und das er fortan hie und da nur noch für kurze Zeit verließ *). Ein bildsamer, sich leicht accommodirender, regsamer und nach Erfolgen und Geld geizender junger Mann, traf O. gerade zu der Zeit in der Weltstadt ein, als Berlioz dort heiße Kämpfe gegen den verrotteten Musikgeschmack der Pariser und für die erhabenen Werke Glucks, Mozarts und Beethovens u. a. zu bestehen hatte oder, wie die damaligen Franzosen meinten, als er sich gegen die Melodie erklärt hatte. Vorläufig besuchte der musikalisch sehr beanlagte Knabe die Celloclasse Vaslins im Conservatoire (1835—37) und erreichte es verhältnißmäßig frühe, eine Anstellung (mit 63 Frs. Monatseinkommen) im Orchester der Opéra comique zu erlangen. Seine Fortschritte, sein Talent und — des hochangesehenen Halévy's einflußreiche Empfehlung hatten ihm den Sieg über zahlreiche Mitbewerber verschafft. Von 1841 an trat er als Solocellist auf, doch vermochte er grade keine Sensation durch seine Concertvorträge zu erregen. In's eigentliche Fahrwasser gelangte er erst, als er nach Barbereau's Abgang, an dessen Stelle Capellmeister im Théâtre français wurde. Er besaß viel natürliches Geschick zur theatralischen Direction und es gelang ihm auch, das an sich unbedeutende Orchester dieser Bühne in kurzer Zeit emporzubringen. Vorher schon hatte er sich mit Glück in Compositionen verschiedener Art versucht. Er hatte für sein Instrument dankbare Solostücke und für das Vaudeville-Theater und den Komiker Grassot zahlreiche kleine Lieder geschrieben. Seine damals noch deutschgefühlsseligen Weisen waren sangbar, lieblich und fanden allgemeinen Anklang, so besonders seine Melodien zu Lafontaine'schen Fabeln **). Aber bescheidene Erfolge konnten O. nicht genügen; seine Seele dürstete nach Sensations-Erfolgen; durch jedes Mittel, um jeden Preis wollte er emporkommen und einen Namen gewinnen. Er hatte bereits eine Anzahl lustiger Einacter geschrieben, die er vergebens den Pariser Theaterdirectoren anbot. Keiner wollte mit dem unscheinbaren Judenjüngling einen ersten Versuch wagen. Da machte er Aufsehen durch den „Chanson de Fortunio", eine Einlage in A. de Mussets „Chandelier". Plötzlich schien es auch, als sollte er sein heißersehntes Ziel erreichen; die Posse „Pepito" (1853) wurde in den Variétés gegeben. Doch auch das ging vorüber, ohne daß seine Hoffnungen sich erfüllt hätten. Mittlerweile hatte sich O. 1850 um die große Naturalisation beworben und sich in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche aufnehmen lassen, also alles gethan, sich bei den Parisern auch sonst ins günstigste Licht zu setzen. Da es trotzdem mit seinen Bestrebungen am Theater anzukommen, gar nicht vorwärtsgehen wollte, legte er den Dirigentenstab des Théâtre français nieder, erwarb 1855 die Concession zu einem neuen Sommertheater und gründete daraufhin im Juni d. J. mit fremdem Gelde, gerade zur Zeit der Weltausstellung, in der salle Lacazes (Herz [?], Champs-Elysées) seine besondere, Bouffes Parisiens, genannte Bühne. Der Name Bouffes sollte an die italienischen Singspiele früherer Zeiten erinnern, denen die Bouffons des vorigen Jahrhunderts und die Opéra comique entstammten. Dem veränderten Geschmack der Gegenwart klug Rechnung tragend, reducirte er den scenischen Apparat und die Anzahl der handelnden

*) Eine nothgedrungene, ziemlich mißrathene Reise, die er 1876 durch Nordamerika machte, beschrieb er selbst in seinem Buche: „Notes d'un musicien en voyage". Paris, Lévy, 1877, in 12°. O. galt für einen gewandten Theatercapellmeister, war aber nur ein mittelmäßiger Orchesterdirigent, dem namentlich das Verständniß für unsere Classiker ganz abging.

**) Die in den Salons am liebsten gesungenen waren: „Das Heimchen und die Ameise"; „Der Rabe"; „Der Schuhflicker"; „Die Ratte"; „Der Wolf und das Lamm" zc.

Personen in seinen Singspielen auf ein Minimum; Chöre benützte er gar nicht Das musikalische Element mußte demgemäß sehr beschränkt werden; aber dafü gelangte nun das einfache, discret begleitete Lied (la Chanson) wieder zu seinen Rechte. O. arbeitete mit eisernem Fleiß. Vielfach brachte er in einem Jahr 6—8 neue Pièces auf seine Bühne. Allerdings bestanden seine Singspiele meis nur aus Vaudeville-Gesängen, kurzen einstimmigen, in eine musikalisch und textliche Pointe auslaufenden Liedern. In seiner Art stellte er sich als eine glänzende Specialität, eine der originellsten Künstlerindividualitäten dar seine Fantasie erschien unerschöpflich, sein Talent bethätigte sich in überzeugendste Weise. Sohn seines Jahrhunderts, ein wirklich moderner Mensch, war er zugleich Geschäftsmann und Philosoph. Trotzdem er mit erstaunlicher Leichtigkeit producirte arbeitete er nicht flüchtig, sondern jedes Detail berücksichtigend. Er vermochte unter allen erdenklichen Störungen, von schmerzhaften Krankheiten gepeinigt, an jedem Orte, zu jeder Zeit unermüdlich weiterzuschaffen. Seine Partituren sind mit peinlichster Sorgfalt abgefaßt. Nie hielt er eine für ganz abgeschlossen. Noch während der Proben änderte und besserte er, schied er unbedenklich hübscheste Nummern aus, wenn sie die Handlung aufhielten, und schrieb neue, sofern er es geboten glaubte. Seiner künstlerischen Gewissenhaftigkeit ward keine Beruhigung, solange er nicht jedes seiner Werke vollendet und bühnenwirksam wußte. Auch an seinen ihm so leicht zufließenden Melodien änderte er unausgesetzt, bis namentlich der Rhythmus ihm packend und originell erschien. Er glich hierin H. Heine, der auch an seinen leichtesten und flüchtigsten Versen rastlos änderte und feilte. O. bedurfte der einfachsten Begleitung weniger Accorde, um eine Unzahl ansprechender und charakteristischer Weisen darüber zu schreiben. Sein harmonisches und contrapunctisches Können stand überhaupt weit unter seinem melodischen und rhythmischen Talent, dennoch besitzt seine Musik eine komische Kraft eminenter Art, und bei aller Zurückhaltung besaß er für charakteristische Instrumentirung ein sehr feines Verständniß. — O. siedelte aus den Champs-Elysées *) nach wenigen Monaten schon in ein in der passage Choiseul gelegenes Theater über, in dem früher der Escamoteur Comte ein vielbesuchtes Kindertheater gehabt hatte. Die beiden Eröffnungsopern „Une Nuit blanche“, und „Les deux Aveugles“, hatten wünschenswerthen Erfolg. Nichts aber ward auch von jetzt ab von dem Unternehmer versäumt, um das Publikum anzuziehen. Er eröffnete Concurse, schrieb Preise aus und componirte in diesem von fabelhafter Thätigkeit erfüllten Jahre noch fünf einactige Operetten **). 1857 und 1858 machte er sogar mit seiner Truppe Reisen nach Deutschland und England. — O. feierte in seinem kleinen Theater die größten Triumphe, besonders seit er 1858 mit seinem 300 mal aufgeführten „Orphée aux enfers“ hervorgetreten war. Dem unermüdlich vorwärts strebenden wurden aber allmählich die Grenzen, in denen er sich bisher bewegen mußte, zu enge Er legte 1866 die Direction der Bouffes Parisiens nieder und führte seine folgenden Compositionen, allerdings mit wechselndem Glücke, in den Variétés, Menus-Plaisirs, Folies-Nouvelles, Folies-Dramatiques, im Gaîté und Palais-Royal, in der

*) Dort wurden gegeben: „Entrez, Messieurs! Entrez, Medames!“ „Oy ay aye“; „Luc et Lucette“.

**) Außer den beiden angeführten: „Le Rêve d'une nuit d'été“; „Le Violoneux“; „Mad. Papillon“; „Périnette“; „Ba-Ta-Clan“. In den nächsten Jahren folgten 1856: „Un Postillon en gage“; „Tromb-Al-Ca-Zar“; „La Rose de Saint-Flour“; „Les Dragées du Baptême“; „Le Financier et le Savetier“; „Le Soixante-Six“; „La Bonne d'enfants“. 1857: „Les trois Baisers du Diable“; „Croquefer ou le dernier des Paladins“; „Dragonette“; „Vent du soir ou l'horrible Festin“; „Une Demoiselle en loterie“; „Le Mariage aux lanternes“; „Les deux Pêcheurs“; „Les petits Prodiges“. 1858: „Mesdames de la Halle“; „La Chatte métamorphosée en femme“.

Opéra comique u. a. O. auf*). Das Jahr 1870 vertrieb ihn zeitweise aus Paris. Unter den wieder dahin zurückgekehrten Deutschen war er einer der ersten. Aber das für Frankreich so unglückliche Kriegsjahr brachte auch in seiner Carrière eine jähe, ungeahnte Wendung. Die Gunst des Publikums hatte sich von ihm abgekehrt, er wurde in stille Acht gethan. Man wehrte sich mit Händen und Füßen gegen den verhaßten Germanen, der in Paris so reich geworden und geflohen war, als Gefahr nahte. In Deutschland ward er nicht minder geschmäht, weil er seine Lieblingsstadt wieder aufgesucht, um die dortigen corrumpirten Genußmenschen durch seine raffinirten Melodien noch mehr zu corrumpiren. „Paris schämte sich momentan seiner in der Kaiserzeit verübten Leichtfertigkeiten. Es half O. nichts, daß er sein Band der Ehrenlegion in Foliogröße trug, den Kopf so hoch wie möglich hielt, rastlos arbeitete, in einem durch die Blätter die Runde machenden Brief, das deutsche Bier verleugnete, deutsches Sauerkraut verunglimpfte, jede Zusammengehörigkeit mit den barbarischen têtes-carrées jenseits des Rheines energisch abwies. Man wollte ihm fortan nun einmal seine Herkunft, die er weder durch seine Nase, noch durch seine Aussprache verleugnen konnte, nicht mehr verzeihen". Das war aber nicht das Einzige, was ihm schwere Sorgen verursachte. Neben sich sah er Sterne emporsteigen, die den seinen erbleichen machten. Lecocq, der durch seine „La Fille de Mad. Angot", in der er Offenbach so geschickt alle seine Finten abgeguckt hatte, plötzlich der Held des Tages geworden war, drohte „La belle Hélène" zu verdrängen. Die undankbaren Pariser jubelten nur ihm jetzt noch zu. Es erhob sich ein wilder Zeitungssturm, wie er nur in Paris möglich ist, gegen den „Prussien", von dem man sich nun einmal nicht mehr amüsiren lassen wollte, und um sein Unglück voll zu machen, verfolgte ihn den leidenschaftlichsten Spieler, der in guten Tagen oft in einer Nacht 50,000 Frs. gewonnen oder auch verloren hatte, das hartnäckigste Pech im Spiel. Partituren und Karten, Freunde und Glück verriethen ihn gleicherweise. Es half ihm nichts, daß er mit fieberhafter Hast componirte; alle seine Stücke hatten entweder keinen, oder nur geringen Erfolg. Da verfiel er auf den unglückseligen Gedanken, die Direction des Gaîté-Theaters zu übernehmen (Sept. 1873), um sich dadurch wieder auch financiell zu arrangiren. Er führte Novitäten mit einem selbst in Paris unerhörten Luxus auf, schrieb Oper auf Oper**), um nach kurzer Zeit das Directionscabinet, das er mit einem Vermögen von einer Million betreten hatte, als Besitzer einer Baarschaft von 300 Frs. wieder zu verlassen. Nach seiner Rückkehr aus Amerika (auch während der Reise hatte seine Feder nicht geruht) finden wir ihn aufs neue am Schreibtisch, um einige 100,000 Frs., die er mitgebracht, wieder zur Million hinaufzutreiben. Obwohl nun 58 Jahre alt und von Krankheit schwer heimgesucht, schien er weder den Muth, noch die Spannkraft der Jugend verloren zu haben. Eine Operette nach der anderen vollendete er, aber fast alle fielen durch***). Endlich errang seine hundertste, „La Fille du

*) Staunenswerthen Erfolg hatten: „Geneviève de Brabant" (1859); „La belle Hélène" (1864); „Barbe-Bleue" (1866); „La Vie Parisienne"; „La Grande-Duchesse de Gerolstein" (1867) u. a.

**) In den Jahren 1871—1875 schuf O. folgende Werke: „Boule de neige", 1871; „Le Roi Carotte", 1872, die einzige Composition dieser Zeit (eine Verhöhnung des kleinstaatlichen deutschen Hoflebens), die ungeheuren Erfolg hatte und 100 Aufführungen nacheinander erlebte; „Fleurette"; „Fantasio"; „Les Braconniers", 1873. „Pomme d'api"; „La jolie Parfumeuse"; „Bagatelle", 1874. „Mad. l'Archiduc"; „Wittington et son Chat" (in London); „Les Hannetons"; „La Boulangère a des écus"; „Le Voyage dans la Lune"; „La Créole", 1875. Die meisten dieser Werke sind nicht flüchtige Einacter, sondern Piecen von drei und vier Acten.

***) In diese letzte Zeit fallen: „Pierrette et Jacquot", 1876. „La Boite au lait"; „Le Docteur Ox", 1877. „La Foire Saint-Laurent"; „Maitre Peronilla", 1878. „La Marocaine"; „Mad. Favart"; „La belle Lurette", 1879 u. a.

tambour-major", wieder glänzenden Erfolg. Darauf hin kam sogar der Director Koning vom Renaissance-Theater, der Beschützer Lecocq's, zu ihm und erbat sich wie einst in guten Tagen, wieder ein Stück von ihm. In dem selbstbewußten Ausruf voll Stolz und Bitterkeit: „Endlich wird man auf Ihrer Bühne wieder Musik hören"! machte sich der Groll, der 10 Jahre Offenbach's Seele gepreßt hielt, Luft. Er schrieb noch ein großes Ballet: „Les Papillons" (? „La belle Lurette") und eine große Oper: „Les contes d'Hoffmann", deren Aufführung er aber nicht mehr erlebte. Ein Gichtanfall, der das Herz ergriff, machte nach 12stündiger Agonie seinem thätigen Leben ein Ende. Er starb mit den Tröstungen der Religion versehen, nach schmerzlichem Todeskampf, am 5. Oct. 1880 morgens gegen 4 Uhr und ward, von der Madeleinekirche aus, auf dem Montmartre begraben.

Neben 16 Heften Cellocompositionen und mehreren Liederwerken hatte O. in 27 Jahren, seit seinem „Pepito" 102 Bühnenstücke geschrieben. — Mit ihm verschwand eine überaus originelle und charakteristische Figur aus der Komödie des Pariser Lebens, in der er durch anderthalb Jahrzehnte eine allererste Rolle gespielt und auf das er einen wohl fascinirenden, aber nichts weniger als veredelnden Einfluß geübt hatte. Er war nicht der erste Deutsche und nicht der einzige deutsche Jacob (Giacomo Meyerbeer), der den Parisern und von Paris aus, der ganzen Welt zu Dank sang, und, indem er den unverwüstlichen Schwächen der Menschen, deren Erforschung und Befriedigung ebensoviel Geist, Gewandtheit und Arbeit erfordern als die edelsten und höchsten Darbringungen echter Kunst, unausgesetzt schmeichelte, das Kunstleben verliederlichte. Er vermochte sich bis zum Aufgeben seines eigenen Ichs, bis zum letzten Funken von Gewissenhaftigkeit, bis zur Schamlosigkeit einer frivolen Zeitströmung anzupassen. Aber man wird ihn, den stets originellen, vielleicht weniger strenge beurtheilen, wenn man sieht, wie seine Nachahmer in Deutschland (Suppé, Strauß, Deiringer u. a.) mit allen Kräften darnach jagen, ihn noch zu überbieten und „à la O. zu rhythmisiren, zu cancanisiren, zu frivolisiren, zu chantiren und zu charmiren". O. hatte das Glück, wenn man es so nennen will, am Beginn seiner Laufbahn den feinsten Faiseurs des dramatischen Handwerkes: Meilhac und Halévy, bekannt zu werden. Schöne Seelen ziehen sich an. Die beiden Poeten waren Meister in der musikalisch-dramatischen Parodie. Das Erhabene zu persifliren, es für ihre Bühnenspiele ungenirt auszubeuten, war ihre Lust; sie waren es, die Offenbach's Carriere bestimmten und Mons. Jacques hinwiederum besaß ein eminentes Talent gerade für die musikalische Parodie*). Er war so recht der Musiker des verlotterten zweiten Kaiserreichs und das „genre canaille", das er mit so glänzendem Geschicke cultivirte, die „Offenbachiade", die er ganz allein schuf und der er seinen Namen gab, das unübersetzbare Wort „musiquette" (Miniatur- und Caricaturmusik), womit man in Frankreich seine Stücke sehr treffend bezeichnete, das alles kennzeichnet sein Schaffen. Seine Musik war dabei nichts weniger als französisch. Was man an ihr französische Leichtigkeit nannte, war kosmopolitische Lustigkeit, sein sogenannter französischer Esprit uralter Judenwitz, seine französische Grazie weltmännische Liebenswürdigkeit. Aber können wir ihn auch als einen Künstler in des Wortes edelster

*) Für O. arbeiteten alle gleichzeitigen Librettisten (stets in Compagnie), von den obengenannten sind allerdings seine besten Texte. Nur um den jedenfalls interessanten Beweis zu geben, wie zahlreich das Genre der Operndichter in Paris vertreten ist, führen wir hier die Dichter der Offenbachiaden an: Léon Battu, Hector Crémieux, E. Blum Eug. Grangé, J. Noriac, Chivot, Duru, Alb. Millaud, Et. Tréfeu, Mélesville, Carmouche, Ph. Gille, Leterrier, Vanloo, Mortier, Nuitter, Ascher, Forges, Riche, Prével. Vict. Sardou, Elie Frébault, Scribe, Boisseaux, Jul. Servières, Jaime, Clairville, M. Delaporte, Laurencin, Lussan, Jul. Adenis, Mestepés, Chevalet, Siraudin, M. Carré, Bourget, Dupenty, Jul. Moineaux, Méry, P. Dubois, Arm. Lapointe, Saint-Rémy u. a.

Bedeutung nicht anerkennen, er war als Musiker eine völlig ausgeprägte Persönlichkeit. „Sein Melodiensinn, seine Kunst das Orchester zu führen, seine geniale Präcisirung knapper Rhythmen, seine feine klare Zeichnung musikalischer Situationen, die charakteristischen Wendungen, wodurch er wichtige Schlagwörter hervorzuheben wußte, sind keinem seiner Nachahmer in gleichem Grade verfügbar. Zudem war er ein witziger Componist. Bisher wähnte man, der im Verstande wurzelnde Witz sei durch Töne, die man nur dem Gefühle und den Seelenstimmungen dienstbar glaubte, in der Musik nicht auszudrücken, aber Offenbach's Witz in Tönen vervollkommnete den Witz seiner Librettisten, denen überhaupt der Witz eher ausging, als dem Musiker. Als sie über keinen mehr zu verfügen hatten, kehrte auch ihm der Erfolg den Rücken.“ In seiner Thätigkeit lassen sich recht wol drei Perioden unterscheiden, die so ziemlich mit den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren zusammenfallen. Die erste Periode ist die der kleinen einactigen Singspiele, in denen sich Offenbach's Talent von der liebenswürdigsten und anspruchslosesten Seite zeigt. Diese Piecen machten seinen Namen mit einem Schlage bekannt, der Reiz ihrer heitergraziösen und doch charakteristischen Weisen lockte und fesselte das schaarenweise zuströmende Publicum. Sein Stil scheint noch von Mozart und Weber, von Auber und Adam entfernt beeinflußt. Offenbach's Ehrgeiz mußte bald über die engen Formen der ersten Versuche hinausstreben; aber auch seine Kunst wuchs. Seine Erfindung wurde üppiger, seine Technik sicherer und raffinirter. Uebertreffen die bessern Partituren der zweiten Periode an musikalischem Reichthum und Witz die der ersten, so finden wir dafür in ihnen auch die frühere Einfachheit und Natürlichkeit geopfert, um frivol grotesken oder prunkhaft luxuriösen Handlungen gerecht zu werden. Diese Periode bedenklicher und ausgelassener Parodien und Travestien beginnt mit „Orphée aux enfers“ *). — Nachdem er, bevor er in seiner dritten Periode, in der er das Feld der Travestie wieder verließ und nach „la Grande-Duchesse de Gérolstein“, 1867, sich aufs neue der eigentlichen Komödie zuwandte, noch einige allerliebste Piècen geschrieben hatte**), schuf er mit immer erstaunlicher, aber doch allmählich ermattender Fruchtbarkeit noch eine Reihe von Operetten, in denen sein Talent zwar nur zeitweise noch in alter Frische aufleuchtet, die aber, seiner und maßvoller als die der zweiten Periode, sich von deren grotesken Uebertreibungen frei halten. Daß er übrigens fähig war, Hervorragendes auch im Genre der großen Oper zu leisten, bewies er durch sein letztes Werk, das im Wiener Ringtheater am 7. December 1881, am Abend vor der schauerlichen, dasselbe heimsuchenden Katastrophe seine Première in Deutschland erlebte. „Es finden sich darin Nummern von verwegener Originalität und satanisch angefachter Lustigkeit. Der Text, ein Potpourri aus Hoffmann's sämmtlichen Erzählungen bietend, in sprunghafter Weise bizarr und spannend fortschreitend, läßt z. B. den ersten Act mit einem in der ganzen Theaterlitteratur nur dies eine Mal

*) Hierher zählen, außer schon genannten Operetten, noch: „Un Mari à la porte“; „Les Vivandières de la grande armée“, 1859. „Le Carnaval des revues“; „Daphnis et Chloé“; „Barkouf“; „Le Papillon“, 1860. „La Chanson de Fortunio“; „Le Pont des soupirs“; „M. Choufleury restera chez lui le ...“; „Apothicaire et Perruquier“; „Le Roman comique“, 1861; „Monsieur et Madame Denis“; „Le Voyage de M. M. Dunanan père et fils“, 1862. „Les Bavards“, 1863. „Lischen et Fritzchen“; „L'Amour chanteur“; „Il Signor Fagotto“; „Les Géorgiennes“; „Le Fifre enchanté ou Le Soldat magicien“; „Jeanne qui pleure et Jean qui rit“, 1864. „Coscolotto“; „Les Bergers“, 1865.

**) 1869: „La Princesse de Trébizonde“; „Vert-Vert“; „La Diva“; „Les Brigands“; „La Romance de la rose“. Unmittelbar vorausgegangen waren diesen Piecen: 1867: „La Permission de dix heures“; „La Leçon de chant“. 1868: „L'Ile de Tulipatan“; „Le Château à Toto“; „La Périchole“.

erscheinenden Effecte schließen. Hoffmann verspricht einem großen Zuhörerkreis die Geschichte seiner drei unglücklichen Liebschaften zu erzählen und beginnt mit den Worten: „Meine erste Geliebte hieß Olympia". In diesem Moment fällt der Vorhang. Die nun folgende Handlung tritt an die Stelle der Erzählung. Die Musik ist in den nächsten Acten voll Originalität, bald anziehend durch Grazie und überraschende Charakteristik, bald eine Gänsehaut hervorrufend durch phantastische Aufgeregtheit und dämonische Gewalt; sie erreicht ganz das wilde berückende Traumgetümmel der Hoffmann'schen Phantasiestücke; kaum vermögen wir noch zu unterscheiden, was Hexenspuk und Wirklichkeit ist. Alle diejenigen welche O. nur nach seinen früheren Werken beurtheilten, erkannten hier, daß sie sich über sein Talent doch sehr getäuscht hatten. Er wollte werthvolleres und bedeutenderes als das bisher von ihm gegebene schaffen und schloß seine Laufbahn mit dieser „Opéra fantastique", die nicht wie seine bekannten Werke eine Fülle leicht hinströmender Melodien, unwiderstehliche Heiterkeit und Komik, und jene Züge Offenbach'schen Witzes, dagegen ernstere Vorzüge besitzt: geistvolle Charakteristik, gewinnende Zartheit, dramatische Verve und eine originelle Erfindung mit einem Stich ins Bizarre." Die Instrumentirung, von Offenbach's Freund Guiraud vollendet, ist bei großer Einfachheit von bezauberndem Wohlklang. Sein energisches Streben und Können hat hier ein Werk geboten, das in seinem Ausdruck als ebenso wahr und stark, wie in seiner Art als merkwürdig und einzig dastehend bezeichnet werden muß. — Zwei größeren, für die Opéra-Comique geschriebenen Werken: „Le Roi Barkouf", 1860 und „Robinson Crusoé", 1867, sowie fünf ähnlichen, für Wien gelieferten: „La jeune Fille d'Elisondo", 1859, „La Fée du Rhin", 1864, „Coscoletto", 1866, „Le Corsaire noir" und „Fleurette", 1872, blieb Erfolg versagt. Seine leichtbewegliche, contrapunctischer Hülfsmittel entbehrende Schreibweise reichte für ernste dramatische Stoffe nicht aus. O. selbst empfand, daß seine Stücke den vorhandenen Bühnenformen sich nicht immer einreihen ließen. Sie gehörten weder der festgestellten Gattung der Oper oder Operette oder komischen Oper, noch der der Posse an. Er nennt sie daher „bouffes", „pièces" u. s. w. Es ist nicht zu leugnen, daß wie alle Werke der französischen Opernlitteratur, auch die Offenbachs durch meist unglaublich schandvolle Uebersetzungen und grobkörnige, geist- und anmuthslose, durch plumpe Uebertreibungen abstoßende Aufführungen sehr an Wirkung eingebüßt haben, aber dennoch — und wir haben gewiß nicht zurückgehalten, die guten Seiten seiner Thätigkeit und seine Vorzüge anzuerkennen, muß man im Großen und Ganzen seine Weisen meist als jeden edlen Ausdrucks entbehrend und dem Gebiet des Gassenhauers angehörig, bezeichnen. Gerade seine verbreitetsten Lieder tragen bedenklich den Stempel der Gemeinheit an der Stirn. Es ist daher nicht zu beklagen, wenn sie mit jedem Jahre mehr und mehr verklingen. Es war sein Verhängniß für ein Publicum schreiben zu müssen, das nach des Tages Mühen sich gedankenlos an dem üppigsten Blödsinn und dem banalsten Klingklang amüsiren wollte. Je toller das Unwesen auf der Bühne wurde, je unverhüllter sich die lüsterne Ausgelassenheit dort gab, um so lauter jubelte das Parterre. Mit Riesenschritten ging es nun aber auch abwärts, bis jede Spur wahrer Kunst getilgt war. — O. war der Held des Tages, seine Stücke machten die Reise um die Welt, Goldströme flossen in des Componisten Tasche. Es ist bezeichnend, daß er von Deutschland aus nur von Wien, Baden-Baden und Ems Aufträge erhielt. O., der als guter, wohlwollender Mensch geschildert wird, war für Freundschaft sehr empfänglich und schwach, er war naiv, weichmüthig und arglos wie ein Kind. Er lächelte gerne über die Schwächen Anderer und liebte es mit einem gewissen Aplomb Witzblitze zu schleudern. „Seine spindeldürre Gedankenstrichgestalt, auf der die messerschneidenscharfe Maske eines outrirenden Satyrs

ß, war klein, verwittert, energielos und zerfallen, der Rücken leicht erhöht; die eine zappelten beständig. Er erschien stets, immer auffallend pariserisch gekleidet, ls ein echter Boulevardier vom Monocle bis zu den Tuchgamaschen. Nicht ein nziger bedeutender Zug kennzeichnete seine Physiognomie. Die Nase wies auf hneidig kleinliche Findigkeit hin, die Augen schimmerten klüglich, zuweilen etwas hadenfroh, um den Mund lag es beständig wie eine verächtliche Kritik des anzen Welttreibens; der lang ausgezogene Seitenbart zuckte mit dem zuckenden Munde und den eingefallenen gelblichen Wangen unaufhörlich. Sein Augenglas uhte nie; es fiel regelmäßig immer wieder von der Nase über das länglich pitze Kinn und wurde dann in demselben großen Bogen von dem magern rechten Arme, gewöhnlich mit einer dazu gemachten geistreich sein sollenden Bemerkung wieder an seine Stelle gesetzt." Sein Leben, äußerlich so glänzend, scheinbar so eneidenswerth, thatsächlich so reich an berauschenden Erfolgen, war keineswegs vom Sonnenschein dauernden Glückes erhellt. Am Beginn seiner Laufbahn stand die Noth, am Ende derselben die Sorge an seiner Seite. Abgesehen von vielen inanziellen Unfällen, quälte es ihn unaufhörlich, den Abstand seiner letzten, chwachen Werke, mit denen früherer Perioden sich zugestehen zu müssen. Das berauschende Prickeln, das diese belebte, war in jenen zu öder Langeweile erstarrt. Sehr schätzbare Essays über O. besitzen wir von H. Dorn, M. Goldstein, Ed. Hanslick, M. Nordau u. a.

Jules O. war ein älterer Bruder von Jacques und kam mit diesem zugleich nach Paris. Auch er wurde dort für seine ganze Lebensdauer gefesselt. Er starb drei Tage nach seinem berühmten Bruder und ward an dessen Seite zur ewigen Ruhe gebettet. Er war Violinspieler und dirigirte lange den deutschen Männergesangverein „Teutonia". Der energielose, träumerische, bequeme, in seinen Ansprüchen an das Leben höchst bescheidene Mensch, mußte zuletzt von seinem Bruder unterstützt werden, um nicht Hungers zu sterben. (Ueber ihn J. Widmann in e. Feuilleton der N. Fr. Presse). Schletterer.

Ofterdingen: Heinrich v. O. Einen Dichter des Namens von Ofterdingen beklagt neben anderen verstorbenen Minnesängern der bürgerliche fahrende Sänger Herman der Damen als todt, zu Lebzeiten Konrads v. Würzburg, der 1287 starb: v. der Hagen, Minnesinger 3, S. 163 b; Bartsch, Deutsche Liederdichter, 2. Auflage, Nr. 78, V. 18 ff. Gleichzeitig nennt er aber auch Wolfram und Klinsor, genant von Ungerlant und zeigt hiedurch, daß er sein Wissen von dem angeblichen H. v. O. nicht aus ihm bekannten, wirklichen Dichtungen eines Poeten dieses Namens, sondern aus einer sagenhaften Ueberlieferung hat, in der Wolfram v. Eschenbach in Verbindung gebracht war mit dem fabelhaften, aus dem Parcival bekannten, zauberkundigen Clinschor. Diese Tradition liegt uns vor in den Gedichtfragmenten, die man unter dem Namen des Wartburgkrieges zusammenzufassen pflegt und die in ihrer jetzigen Gestalt um 1260 zu setzen sind. In dem gegenwärtig ersten Theil, dem sogenannten Fürstenlob, für das neuerdings eine ältere, in den dreißiger Jahren oder noch früher verfaßte Dichtung als Vorlage vermuthet worden ist (Strack, Zur Geschichte des Wartburgkrieges, Berlin. Dissertat. 1883, S. 55), fordert H. v. O. (in der Pariser Handschrift Oftertingen) alle Sänger zum Wettkampf auf Tod und Leben gegen sein Lob des Herzogs von Oesterreich. Es treten nun wider ihn auf Walther von der Vogelweide, der tugendhafte Schreiber, Biterolf, Reimar, Wolfram v. Eschenbach, die alle den Landgrafen von Thüringen höher preisen. Heinrich unterliegt durch eine List Walthers und beruft sich auf Klingsor von Ungerland, den Meister aller Singer. Die Hauptmasse des zweiten Theils füllt ein Wettstreit in Räthseln zwischen dem herbeigeholten Klingsor, der für H. v. O. eintritt, und Wolfram: H. v. O. verschwindet hier fast ganz und ist in der ersten

Fassung dieses ursprünglich wol selbständigen Räthselspiels, die Strack (a. a. O. S. 49. 58) in den Anfang der dreißiger Jahre des 13. Jahrhunderts hinau zurücken sucht, wahrscheinlich gar nicht vorgekommen. Aus dem Wartburgkri oder seinen Vorlagen ist ein ganz knapper Auszug des märchenhaften Bericht von diesem Sängerkampfe in die 1289 begonnene Vita Ludovici des Erfurt Dominicaners Dietrich von Apolda übergegangen, von hier aus eine breite Darstellung, die auf stärkerer, theilweise mißverständlicher Benutzung des Gedicht beruht, in die Compilation der Reinhardsbrunner Historien, welche nach de neuesten Untersuchungen (Litteraturangaben bei Wattenbach, Deutschlands G schichtsquellen. 5. Auflage. 2, S. 335 ff.), zwischen 1315 und 1349 (134 durch zweimalige Ueberarbeitung zu Stande gekommen ist, und aus dieser wied in eine Menge lateinischer und deutscher thüringischer Geschichtswerke des 1 und 15. Jahrhunderts unter immer zunehmenden Erweiterungen und allerlei Um bildungen. Noch die Namensform des Wartburgkrieges (Ofterdingen) haben da deutsche Leben der heiligen Elisabeth (V. 197 ff., Ausgabe von Rieger, Biblioth des Stuttgarter litterarischen Vereins Bd. 90) und die sogenannten Annal Reinhardsbrunnenses (Ausgabe von Wegele, Thüringische Geschichtsquellen 1 S. 109, 14 ff.), die späteren Berichte entstellen sie: zuerst das deutsche Lebe des heiligen Ludwig von Friedrich Ködiz von Salfeld aus der ersten Hälf des 14. Jahrhunderts (Ausgabe von H. Rückert, Leipzig 1851, S. 9 ff.), welch den Sänger Heinrich Aftirding nennt. Die jüngeren Quellen schwanken dan zwischen Aftirding, Aftirdingen, Affirdingen, Efterdingen u. s. w. (vgl. v. d. Hagen Minnesinger 4, 876 ff., 878 b, Anm. 9). Diesem angeblichen Dichter sind nu ziemlich früh bestimmte Werke beigelegt: in der großen Jenaischen Liederhand schrift der erste Theil des Wartburgkriegs (vgl. Simrock, Wartburgkrieg, Stutt gart 1858, S. 239. 273; Bartsch, Meisterlieder der Kolmarer Handschri [Bibliothek des Stuttgarter litterarischen Vereins 68], S. 77, Nr. 823—830. 158 und in der jüngsten Bearbeitung des Laurin, die in Alemannien noch während de 14. Jahrhunderts entstanden ist (Müllenhoff, Deutsches Heldenbuch, Berlin 1866, 1 S. XXXVIII f.), bekennt sich am Schluß als Verfasser H. v. O., sicherlich die Fiction eines Spielmanns und vielleicht dadurch veranlaßt, daß eine dem Räthselspiel des Wartburgkriegs eingefügte Strophenreihe (Str. 170—173 bei Simrock) im Thüringer Herrenton die Bergentrückung Dietrich's von Bern durch Laurin erzählt Auch in den Kreisen der Meistersänger des 15. und 16. Jahrhunderts lebte Ofterdingen's Namen fort und er wurde sogar in die Reihe der 12 alten Meister, der Gründer der Singekunst aufgenommen: ein Meistergesang aus dem 15. Jahrhundert führt ihn als den 12. auf (v. d. Hagen 4, S. 888 a; Holtzmann, Germania Bd. 5, S. 218) und bei Valentin Voigt (16. Jahrhundert) ist er gar zum ersten avancirt (v. d. Hagen 4, 892 a). Außerdem erwähnen ihn als alten Dichter: das Meisterverzeichniß „im unbekannten Ton Hans Volzen" V. 50 (Schnorr v. Carolsfeld, Zur Geschichte des deutschen Meistergesangs S. 38), das Sängerregister des Kunz Nachtigal (Ph. Wackernagel, Deutsches Kirchenlied 2, S. 1078), mehrere Lieder der von Valentin Wildenauer seit 1551 geschriebenen Dresdener Handschrift (Schnorr a. a. O. S. 14), die von Gottsched benutzte „Singschule" (um 1630). Die Straßburger Tabulatur schreibt ihm die „lange Morgenröthe", einen Ton, zu (Lachmann, Kleine Schriften Bd. 1, 317). Die späteren thüringischen Chroniken machten ihn zu einem Bürger aus Eisenach und stellten ihn den übrigen adlichen Mitkämpfern des Wartburgkrieges entgegen.

Steckt nun in dieser sagenhaften Gestalt eine historische Person? Es könnte an sich ja recht wol ein Fahrender des 13. Jahrhunderts H. v. O. geheißen und es aus irgend einem Grunde bei seinen Kunstgenossen zu so großer Berühmtheit gebracht haben, daß ihn das „meistersingerische Volkslied" (Lachmann, Kleine

Schriften 1, 143) mit den bekannten Meistern kämpfen ließ. Aber nachzuweisen ist ein Dichter des Namens nicht und Werke haben sich von ihm keine erhalten, so viel man darnach gesucht hat. In der Wiegenzeit der deutschen Philologie glaubten freilich selbst noch J. Grimm (Ueber den altdeutschen Meistergesang. Göttingen 1811, S. 76) und Lachmann (Kleine Schriften 1, S. 317. 319) an die Realität Osterdingen's und die Echtheit seiner Gesänge im Wartburgkrieg. Man leitete ihn gewöhnlich von dem schwäbischen Osterdingen im württembergischen Schwarzwaldkreis (Oberamt Rottenburg) her (so z. B. v. d. Hagen Bd. 4, S. 746), aber man hätte ebenso gut auf das zweite Osterdingen im württembergischen Oberamt Tübingen rathen können, das gleichfalls schon seit dem 11. Jahrhundert nachweisbar ist (Oesterley, historisch-geographisches Wörterbuch des deutschen Mittelalters, Gotha 1883, S. 498). A. W. Schlegel erklärte 1812 O. sogar für den Dichter des Nibelungenliedes, apostrophirte ihn begeistert als den deutschen Homer (Deutsches Museum, Bd. 2, S. 19 ff.) und fand anfangs die Zustimmung v. d. Hagen's (Gräters Iduna und Hermode 1812, S. 133 ff.), der aber auf das österreichische Everdingen des Nibelungenlieds verfiel. Andere brachten O. in Zusammenhang mit einem höchst fragwürdigen Mainzer Patriciergeschlecht der Afterdinge oder Afteringe (vgl. darüber Zeune in v. d. Hagen's Germania 4, S. 141; Simrock, Wartburgkrieg S. 275 f.). Später machte Anton Ritter v. Spaun in seinem abenteuerlichen Buche „Heinrich v. Osterdingen und das Nibelungenlied" (Linz 1840) O. zu einem Angehörigen des traungauischen Geschlechts der Freien von Oftheringen am westlichen Abhang des Waldgebirges Kürenberg, zu einem Sohn des 1161 urkundlich bezeugten Adelram von Oftheringen und schrieb ihm gleich Schlegel das Nibelungenlied, außerdem aber noch den Laurin, Biterolf und die Klage zu. Spaun's phantastische Combinationen nahm neuerdings wieder auf F. X. Wöber (Die Reichersberger Fehde und das Nibelungenlied, Meran 1885); ihm gilt ein Heinrich von Traun-Stein († nach 1218) zugleich als Herr von Kürenberg, Heinrich v. Osterdingen und Dichter des Nibelungenlieds. Wunderbarer als diese Träumereien zweier Dilettanten ist es, daß noch 1858 Simrock H. v. O. für den Verfasser des zweiten Theils des Wartburgskriegs hielt und dies durch eine unmögliche Interpretation der Worte Hermanns des Damen und durch das Zeugniß der Jenaischen Handschrift, die ihm den ersten Theil beilegt, zu begründen suchte (a. a. O. S. 273). Beachtenswerther erscheint der Nachweis eines Ministerialen der Gräfin Mechtildis von Sayn, der Enkelin des Landgrafen Ludwig III. von Thüringen, Henricus dictus de Oftindinch filius Henrici de Rospe aus einer Urkunde des Jahres 1257 durch Hermes (Die Neuer-Burg an der Wied und ihre ersten Besitzer, Neuwied und Leipzig 1879, S. 20). Aber in diesem Ministerialen oder in seinem Vater, der sich möglicherweise auch schon de Oftindinch genannt hat, nun gerade das Urbild des Osterdingen im Wartburgkrieg zu sehen, ist, wiewol nicht unmöglich keineswegs geboten, alle weiter daran geknüpften Hypothesen sind vollends hinfällig. O. bleibt uns immer noch, wie Lachmann schon 1836 (Zu den Nibelungen, S. 1) sagte, „ein durchaus mythischer und seinem Leben wie seiner Poesie nach unbekannter Dichter". Seine Gestalt, wie sie uns aus der vorhandenen Ueberlieferung entgegentritt, ist die Schöpfung einer im Kreise der fahrenden Meister entstandenen und gehegten Sängersage, ein Niederschlag von häuslichen Traditionen, die in der Poetenzunft des 13. Jahrhunderts umliefen. Vielleicht haben sich auch gerade deshalb die modernen Dichter immer wieder von ihm angezogen gefühlt. An der Schwelle unseres Jahrhunderts begann Novalis als Gegenstück zu Goethes Wilhelm Meister seinen tiefsinnigen Roman Heinrich von Osterdingen, worin sein Held ihm nichts geringeres als der

Repräsentant der Poesie ist und sein Leben ihre Apotheose b...
1819 erschien in der Urania E. T. A. Hoffmann's Erzählung „...
Sänger", die später in die Serapionsbrüder aufgenommen ...
weniger metaphysisch, enger an den aus Spangenberg entno...
Wagenseil's (De civitate Noriberg., Altdorf 1697, S. 509 ff.) ...
der in ihr gegebenen Charakteristik Ofterdingen's, die ihn zu ein...
im Innersten zerrissenen Menschen macht, war offenbar Rich. W...
als er in seinem Tannhäuser (1842—45) H. v. O. mit dem ...
tificirte, wie vor ihm übrigens auch schon Lucas („Ueber den ...
burg", Abhandlungen der königlich. deutschen Gesellschaft zu König...
lung, 2 [1838], S. 270 ff.). Seitdem ist der Stoff weltbekan...
die Poeten wiederholt gereizt, in seiner Behandlung mit dem D...
zu wetteifern: 1863 brachte Scheffel in seiner Frau Aventiure
und charakteristische Lieder aus H. v. Ofterdingen's Zeit, von d...
Namen vorgetragenen den Gegensatz eines volksthümlichen Dicht...
des Schöpfers des Nibelungenliedes, gegen die französirende Poesie
offenbaren, und in neuester Zeit (1880) verschmolz Julius ...
schwächlichen Epos Tannhäuser gar Heinrich v. Ofterdingen,
und Tannhäuser zu einer Person, dem Dichter des Nibelungen...

Oegg: Joseph Anton O., geb. am 11. März 1762 ...
markgräflich badischen Residenz Rastadt, war der Sohn d...
Schlossermeisters Johann Oegg dortselbst. Nach Vollendun...
finden wir ihn um das Jahr 1786 als freiherrlich von Greifen...
in Würzburg. Am 5. Februar 1792 erhielt er die Stelle
(Archivars) am dortigen Domcapitel. Verhängnißvoll war ...
tarisation: er fand trotz wiederholter dringendster Vorstellunge...
als Beamter der neuen Regierung. Seine finanziellen Verhä...
in der letzten Zeit seiner Wirksamkeit am Domcapitel vollstä...
dies ließ ihn wohl in erster Linie für eine Vertrauensstel...
Archivars oder für den von ihm so sehr begehrten Posten
professors als nicht geeignet erscheinen. Am 17. Septembe...
nachdem er am 8. Mai vorher noch einem Sohne in das G...
trostlose Wittwe und fünf unversorgte Kinder hinterließ er in...

O. war litterarisch sehr fruchtbar. Seine Hauptarbeiten ...
biete der Geschichte, Topographie und Statistik Würzburgs und ...
fassendes Wissen, großer Scharfsinn, das Streben, soweit a...
urkundlichen Quellen zu schöpfen, spricht aus jeder seiner S...
und so viel Fragen ist die Forschung selbst heute noch nicht ...
als O. sie gefördert hat. In den Jahren 1792—1802 ...
etwa 2000 Foliobogen umfassende „Urkundliche Chronik de...
burg von 704—1788". In derselben Zeit entstand sein „...
logico-diplomaticum omnium stirpis Franciae imperatorum
von 752—814, fasc. II. von 814—911. In den Jahre...
arbeitete er seine „Regesta chronologico-diplomatica historia...
illustrantia" von 741—1299. Diese drei, für die damalige...
vollen Arbeiten sind noch ungedruckt und werden in der Bibl...
Vereins von Unterfranken aufbewahrt. Im J. 1804 gab O...
in Gotha „Ideen einer Theorie der Archivwissenschaft" hera...
erschien das vortreffliche Werk, das seinen Namen in weite...
„Versuch einer Korographie der Erz- und Großherzogl. H...
stadt Würzburg, oder Historische Entwicklung ihrer Erb...

nittels einer rationellen Topographie, dann ihrer merkwürdigsten Ereignisse, in ragmatischen Annalen. Zum Behufe des Studiums der vaterländischen Geschichte und Diplomatik in zwoen Hauptabtheilungen bearbeitet und herausgegeben". Auf Oegg's Kosten wurde dieser erste Band gedruckt; eine Fortsetzung onnte „aus Mangel aller Unterstützung" nicht erscheinen. Außer diesem Werke at er noch eine urkundliche Stadtbaugeschichte Würzburgs vom Jahre 741 bis u Ende des dreißigjährigen Krieges geschrieben. Dieselbe wurde unter dem Titel: „Entwickelungsgeschichte der Stadt Würzburg von Josef Anton Oe." von em Unterzeichneten herausgegeben und mit einer Einleitung und Anmerkungen ersehen (Würzburg 1880). In den Jahren 1809—1812 stellte Oe. eine jetzt erlorene „Geschichte der milden Stiftungen im Großherzogthum Würzburg" neistens aus den Originalstiftungsbriefen und anderen zuverlässigen Documenten er und besorgte in den Jahren 1810 und 1811 die Herausgabe der „Neuen Fränkischen Chronik", welche Prof. Dr. Bonaventura Andres im J. 1806 gegründet hatte. Die letzte Arbeit Oegg's, welche ihn das ganze Jahr 1813 und is August 1814 beschäftigt hatte, war eine „verbesserte topophysiographische Karte des Großherzogthums Würzburg" und ein dazu gehöriges erläuterndes Topographisch-statistisches Handlexikon". Die Handschriften beider Arbeiten iegen im k. Kreisarchive zu Würzburg.

Quellen: Acten des kgl. Kreisarchives Würzburg. A. Schäffler.

Ogilvy: Georg Benedict Freiherr v. O., irischen Ursprungs, geb. 648, begann seine militärische Laufbahn in der russischen Armee, in der er 702 zum General befördert ward. Am 3. December 1706 trat er als Feldmarschall und Präsident des geheimen Kriegsraths-Collegiums in chursächsische Dienste über. Er starb am 8. October 1710 in Danzig. Winckler.

Oeglin: Erhard Oe. (Ocellus), ein namhafter Buchdrucker in Augsburg m Anfang des 16. Jahrhunderts. Ueber seine persönlichen Verhältnisse hat nan bis jetzt nicht viel weiter gewußt, als daß er aus Reutlingen gewesen, wie r selbst in einem seiner Drucke sagt, und daß er von 1505 bis 1518 in Augsurg gedruckt hat. Auch über die Bedeutung seiner Thätigkeit findet man . Th. falsche z. Th. verschieden lautende Angaben, so daß wir nothgedrungen twas ausführlicher sein müssen. Zunächst ist darauf hinzuweisen, daß unter en Buchdruckern, welche Ochs, Geschichte der Stadt und Landschaft Basel V, 5. 129 aus den Basler Listen neuangenommener Bürger verzeichnet hat, sich in „Erhard Eglin von Rüttlingen" befindet, der im Jahr 1491 das Bürgerrecht rhielt. Dies ist natürlich der spätere Augsburger Drucker. Derselbe scheint übrigens in Basel nur in fremden Werkstätten thätig gewesen zu sein, da sein Name auf keinem der bekannten Basler Drucke vorkommt. Sodann ist in der Allgemeinen Matrikel der Universität Tübingen unter dem 2. December 1498 in Erhardus Oeglin de Thuwingen, zugleich mit Symon Oeglin de Thuwingen, ingetragen und trotz der abweichenden Bezeichnung der Heimath, die sich recht wohl erklären läßt, ist es außer Zweifel, daß wir auch hier eine Spur unseres Meisters vor uns haben; es sei hiefür nur angeführt, daß auch Symon Oe. später n Augsburg, als Buchhändler, vorkommt. Oeglin's Aufenthalt in Tübingen hängt vielleicht mit der eben im Jahr 1498 durch seinen Landsmann Johann Otmar erfolgten Errichtung der ersten Presse in genannter Stadt zusammen; und da r seinen ersten Augsburger Druck im Verein mit diesem Otmar herausgegeben hat, so ist wohl auch sein Auftreten in der Reichsstadt am Lech durch des Letzteren im Jahr 1501 geschehene Uebersiedlung dorthin veranlaßt worden. Als Genosse [illegible] erscheint Oe. übrigens nur in jenem einen Druck; dagegen war er wäh[illegible] Jahrs 1508 mit dem minder bedeutenden Buchdrucker Georg Nadl[illegible] und es ist eine Reihe von Werken aus dieser gemein-

samen Presse hervorgegangen. Die ganze übrige Zeit hat er für sich druckt; er hat sich dabei als Druckerzeichens eines Signets bedient schwarzem Grund eine Lilie (nicht einen Anker) und links und re unten die Buchstaben E und O zeigt. Was nun die Bedeutung sei keit betrifft, so ist dieselbe in verschiedenem Betracht eine hervor nennen. Nicht sowohl hinsichtlich der Zahl der von ihm gedruck Denn so wie man dieselben bei Panzer, Annal. typogr. VI, p. (170) und Zapf, Augsburgs Buchdruckergeschichte II, S. 17—96 außerdem aber in Weller's Repert. typogr. (s. Register) und dess lement, ferner im Serapeum XXIII, 1862, S. 115 Nr. 13, Manuel du libraire, 5. éd., V, col. 961 und bei Gisi, In Kantonsbibliothek Solothurn I, 1886, S. 48 verzeichnet findet Gesammtzahl der Oeglin's Namen tragenden Drucke 36; es sind nach Volksschriften, dann namentlich auch humanistische un Werke. Aber schon was die technische Ausführung anbelangt, f ungen höchst bedeutend. Butsch, dem jedenfalls eine seltene Z burger Drucken jener Zeit zur Vergleichung vorlag, sagt dar Bücherornamentik der Renaissance (I.) S. 22: „Oe. lieferte n Nadler) zusammen die technisch vollendetsten Erzeugnisse unter alle Augsburger Buchdruckern" und „Kein Augsburger Buchdrucker hunderts hatte Typen, welche an Schönheit den Oeglin'schen gle Typen aber hatte Oe., der nebenbei auch Schriftgießer war, selbst auch von dieser hübschen Ausführung abgesehen sind einzelne se besonders bemerkenswerth. Wir meinen nicht das „Elemental in hebraeas literas" von 1514; denn wenn von demselben beh in Werken über die Geschichte des Buchdrucks, daß es der erst in Deutschland gewesen sei, so ist dies durchaus falsch. Nic natürlich nichts besagen will, daß es der älteste Augsburge ist; innerhalb Deutschlands aber waren vorher schon in Erf in Straßburg (1504) und in Tübingen (1512) hebräische Te Mehr verdient die aus Oeglin's Presse hervorgegangene Flug Newen zeytung auß Presilg Landt" (um 1505 erschienen denn es ist, wenn man so will, die allererste Zeitung d. h. lichung im Druck, welche den Namen Zeitung führt. Vo aber die musikalischen Druckwerke: „Melopoiae s. harmoni Petrum Tritonium et alios compositae". 1507, „Stella Mu von Vitus Bild, 1508 und das Liederbuch von 1512. bei letzterem stehen, das unter dem Namen „Oeglin's Li so hat dasselbe für sich besonders darum hohes Interess gedruckte Sammlung deutscher Lieder ist, die wir kennen älteste deutsche Liedersammlung mit durchgängig vierstim hält 49 Lieder meist weltlichen Inhalts, die hier alle zum und verräth, was die Melodien betrifft, nach dem Urthei in der Auswahl guten Geschmack, ist auch durch künstl Holzschnitte von der Hand H. Burckmair's ausgezeichnet in der „Publication älterer Musikwerke", Band IX 188 J. J. Maier neu herausgegeben zu werden. Was c drucken Oeglin's in gleicher Weise Bedeutung verleiht, das sie (und zwar nicht bloß das Liederbuch, wie R. stellt sind. Denn während früher die Noten zum B tafeln geschnitten wurden, ist hier zum ersten Mal in Erfindung auch auf den Musikdruck ausgedehnt d. h

gossenen beweglichen Typen gedruckt worden. Wohl war das Verfahren noch weit umständlicher als das heutige, indem erst die Linien und dann auf diese die Noten gedruckt wurden; aber doch bezeichnete dasselbe gegenüber der früheren Art einen bedeutenden Fortschritt und fand darum schnell in weiten Kreisen Aufnahme. Man streitet darüber, nicht, ob Oe. der erste Erfinder gewesen ist — denn diese Ehre kommt unzweifelhaft dem Italiener Ottaviano dei Petrucci zu, der schon 1498 in Venedig ein Privilegium dafür erhalten hat — wohl aber, ob Oe. von sich aus auf den Gedanken gekommen ist und im einzelnen ein etwas anderes Verfahren als Petrucci angewandt hat oder nicht. Letzteres wird sich vielleicht nicht mehr ausmachen lassen. Was aber die Frage nach der Selbständigkeit der Erfindung betrifft, so ist es wohl von Bedeutung, daß in einem den Melopoiae angehängten Carmen ausdrücklich gesagt wird, er sei „inter Germanos“ der erste gewesen, welcher mit metallenen Notentypen gedruckt habe. Darnach scheint es doch, daß man damals in Augsburg von der Erfindung des Italieners Kenntniß gehabt hat und daß Oe. durch dieselben erst angeregt worden ist. Wenn aber andererseits in demselben Werke die Ausführung des Drucks in bemerkenswerther Weise seinem „ingenium“ zugeschrieben wird, so wird er das Nähere des Verfahrens nicht durch Vermittlung Dritter kennen gelernt, sondern in selbständiger Weise ausgedacht haben. Seien es nun diese Leistungen Oeglin's im Musikdruck, sei es die Schönheit der von ihm gegossenen Typen, wodurch er sich bemerklich machte: er hatte jedenfalls schnell die Aufmerksamkeit von Männern wie Peutinger auf sich gezogen und ward, wohl durch des Letzteren Vermittlung, bald sogar mit Aufträgen für den Kaiser Maximilian I. betraut; u. a. hatte er für denselben einen „wälische Schrift“ (Antiqua?) zu fertigen. Aus diesen Aufträgen ist es wohl zu erklären, daß er sich in der von ihm gedruckten Beschreibung des Reichstags zu Augsburg von 1510 „K(aiserlicher) M(ajestät) Buchtrucker“ nannte. Wir möchten auch vermuthen, daß er jener geschickte Schriftgießer war, den Peutinger an der Hand hatte und von dem selbst ein Aldus in Venedig Typen bezogen haben soll. Von alledem hatte freilich unser Meister wenig Gewinn für sich; er war und blieb, wie ihn Peutinger einmal nennt, „ein armer Geselle“ und kam aus den Schulden, wie es scheint, nie heraus. Mit der Zeit scheint es auch in seinem Geschäft mehr rückwärts als vorwärts gegangen zu sein (einmal, 1513 erhielt er aus unbekanntem Anlaß vom Magistrat sogar einen Ausweisungsbefehl, der übrigens nicht aufrecht erhalten wurde) und da aus dem Jahr 1517 gar kein Druck mehr von ihm bekannt ist, aus dem Jahr 1518 nur noch einer, so ist nicht einmal gewiß, ob Krankheit und Tod und nicht vielmehr finanzielle Bedrängniß das Ende seiner Thätigkeit herbeigeführt hat.

Vgl. außer den erwähnten Quellen besonders: Th. Herberger, Conrad Peutinger in seinem Verhältniß zum Kaiser Maximilian I., 1850, S. 13, Anm. 39 und S. 26. Das Facsimile von Oeglin's Druckerzeichen sowie eine Probe seines Notendruckes findet man in der erwähnten neuen Ausgabe des Liederbuchs von 1512. Steiff.

Oehem: Gallus, geb. wahrscheinlich zu Radolfzell wohl im zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts, † wahrscheinlich zu Constanz nicht lange nach 1511, Chronist des Klosters Reichenau. Nach der von dem späteren würtembergischen Kanzler Nikolaus v. Wyle, in dessen Eigenschaft als Comes Palatinus, 1464 vollzogenen Legitimation ein uneheliches Kind eines Priesters, studirte Oe., laut seiner Immatriculation, 6. Mai 1461, an der Hochschule zu Freiburg. 1464 heißt er — „alias Martin cognomine“ — Baccalaureus der freien Künste und Kleriker der Diöcese Constanz. 1481 ist er Priester und Caplan in Radolf-

zell, der Stadt, nach der er sich in der Freiburger Matrikel schrieb
Ratolfi), und 1488 und 1489 hat er da die sogenannte Abtspfründe inne
nicht lange nach 1491, wo Abt Martin, Freiherr v. Weißenburg, die R
von Reichenau antrat, verfaßte Oe. seine „Widmung" der Chronik des Got
Reichenau an diesen Abt, aus welcher hervorgeht, daß er als Capl
Klosters bei seinem höheren Alter und eingetretener Krankheit durch eben d
des Amtes der Predigt und des geistlichen Hofgerichts entbunden w
Zu dieser Zeit — 1496 war er an der chronikalischen Arbeit — w
wohl auf der Insel; doch ist er kaum, wie nach einem Bilde auf
Blatte der besten (Freiburger-) Handschrift der Chronik (doch nicht de
handschrift) geschlossen werden könnte, der Tonsur nach, selbst Bene
wesen. Denn schon ehe Oehem's Gönner, Abt Martin, starb
tember 1508), war er nach Constanz übergesiedelt. Nicht als
St. Stephansstiftes daselbst, wie Graf Wilhelm Wernher v. Zi
Schreiber der dem Range nach zweiten Donaueschinger-Handschrift
sondern als Caplan des St. Andreas- und St. Sebastians-Altars
dazu als Besitzer eines Hauses, lebte Oe. in der dem Kloster benacht
stadt des Bisthums. 1511 wird er ein letztes Mal genannt. Ob
seine Arbeit an der Chronik fortsetzte, ob der Tod ihn hinderte,
zuschließen, wissen wir nicht. — In der „Widmung" seiner Chr
Oe., daß seine Vorderen — 1447 ist als Caplan des Abtes Fried
Oheim genannt — und er selbst von dem Kloster viele Gnade
Gutes genossen hätten; er wolle nun nicht ein dürres Glied sein
von Gott verliehenen Pfennig nicht vergraben: so habe er f
da Berufenere das leider nicht gethan, aus Liebe zum Gotteshause,
zu schreiben. Dergestalt wurde noch ganz am Ende des Mittel
für das in früheren Jahrhunderten geistig höchst wirksame Klost
Strabo und des Hermannus Contractus nachgeholt, was vorher
die Abfassung von Casus, um von dem auf dem Boden der
hervorragend bethätigten Nachbarkloster St. Gallen die Bezeich
nehmen. Die deutsch, und zwar in ausgeprägt schwäbischem Di
Chronik, erst 1866, durch Barack, als 84. Band der „Bibliothe
Vereins in Stuttgart" im Druck herausgegeben, ist eine für
merkenswerthe historiographische Leistung. Formell hat das
in den ungewandt aus dem Lateinischen übertragenen Stücken, nich
doch ist es von sittlichem Ernste erfüllt, von dem Wunsche ge
des eingetretenen Verfalles durch die Vorführung der frühe
hältnisse den Mitlebenden ein Beispiel vor die Augen zu rück
erkennen ist der auf die Sammlung und Verarbeitung eines
teriales angewandte Fleiß. Oe. zog theils alle im Reichen
den Urkunden heran; theils kannte er eine Anzahl von ge
die er citirt — so die Vita Pirminii, die Translatio Sanguin
Chronik, Burchart's Gesta abbatis Witigowonis, Herman
Bertholds Fortsetzung, u. A. m. — oder mittelbar herau
fehlte es ihm an historischen Vorkenntnissen und an kriti
in der Hauptsache ist sein Arbeiten ein compilatorisches. J
er seine Aufgabe zu bewältigen. Der erste Theil soll na
den Stiftern handeln, bringt aber nach der Gründungsgeschich
der Reichenau zugetheilten Besitzungen und Ortschaften
und eine Beschreibung der Insel mit allen ihren Heili
weit der umfangreichste, führt den Aebten nach die Ge
in das 15. Jahrhundert, bricht aber unvollendet ab

Wartenberg, welcher 1428 die Abtei antrat, ab. Der dritte Theil, wieder viel kürzer, das „Schiltbuoch“, ist im Texte sehr dürftig, und enthält 507 zwar nicht durchgängig ausgefüllte Wappenschilde der Aebte und Conventherrn, von Fürsten, Grafen, Edeln, Lehensleuten, und anderer Personen. In erster Linie ist Oehem's Chronik selbstverständlich Klostergeschichte, und da bringt er für die älteste Zeit, bis auf Walafrid Strabo, und weiter von der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts an doch manche einzelne wichtige Nachrichten, die ohne ihn nicht erhalten wären. Daneben aber tritt er zeitweise auch auf die allgemeine Geschichte ein, und hier ist es sehr erwünscht, daß er im längsten dieser eingeschalteten Stücke eine sonst nur noch in der Continuatio Casuum s. Galli, vom dritten Fortsetzer, herangezogene verlorene Quelle, St. Galler Annalen, über die Jahre 1077 bis 1093, ausgebeutet hat, so daß aus der Continuatio und aus Oeder Versuch einer Reconstruction dieser Jahrbücher gemacht werden konnte (durch den Verf. d. Art. in „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit“, Zehntes Jahrhundert, Bd. XI, S. 252—266).

Vgl. neben Barack's „Schlußwort“ zur Ausgabe (S. 182—194) besonders Osk. Breitenbach: Die Quellen der Reichenauer Chronik des Gallus Oehem und der historische Werth dieses Werkes (im Neuen Archiv d. Gesellsch. f. ältere deutsche Geschichtskunde, Bd. II. 1877, S. 159—203), ferner Notizen von Barack und von M. Gmelin in den „Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung“, Heft I, 1869, S. 125—129, u. Heft IX, 1879, S. 115—120. Meyer v. Knonau.

Oehler: Gustav Friedrich O., geb. am 10. Juni 1812 zu Ebingen, Oberamt Balingen (Würtemberg), † am 19. Februar 1872 als Ephorus des theologischen Seminars und ordentlicher Professor der evangelischen Theologie zu Tübingen, einer wenig bemittelten, aber kinderreichen Familie entsprossen, brachte seine Schülerjahre in dem kleinen würtembergischen Landstädtchen zu, wo sein Vater Präceptor war. Eine ziemlich harte, vielgeprüfte Jugend war ihm beschieden; mit neun Jahren verlor er seine Mutter, geb. Gaßpar, welcher er innig nahe stand, die zweite Frau seines Vaters starb nach kurzer Ehe, die dritte Frau Friederike geb. Winter dagegen überlebte Mann und Stiefsohn und der einzige Sproß dieser Ehe Victor Friedrich stand im trautesten geschwisterlichen Verhältniß zu dem älteren Bruder. Eine Arbeitsbiene ersten Ranges, welcher das Lernen nur Freude und Genuß war, reich begabt, mit hervorragendem Gedächtniß ausgerüstet, mit besonderer Anlage und Vorliebe für sprachliche Studien, war er im Stande, leicht die verschiedenen Examen, welche die Laufbahn des würtembergischen Theologie-Studirenden umgrenzen, mit Auszeichnung zu bestehen; im niederen Seminar Blaubeuren, wo er die Jahre 1825—1829 zubrachte, gewann Baur entschiedenen Einfluß auf ihn, allerdings nicht in religiöser Hinsicht, aber durch den ganzen Ernst seiner Wissenschaftlichkeit und durch die feine Art, mit welcher er seine Zöglinge in Geist und Wesen des classischen Alterthums einführte. In Tübingen (1829—1833) traf er wieder Baur als Lehrer, daneben Kern, Steudel und Christian Friedrich Schmid; der letztere übte durch seine einfache evangelische Frömmigkeit, noch mehr durch die tiefe und anregende Behandlung seines wissenschaftlichen Materials, besonders in der neutestamentlichen Theologie, den nachhaltigsten Einfluß auf ihn aus. Ein stilles, zurückgezogenes Leben hatte der ernste Student geführt, Mittellosigkeit und eigene Neigung schon von der Knabenzeit her, ein Gehörleiden, das sich während des Blaubeurer Aufenthalts gebildet hatte und leider nie mehr wich, hatten ebensoviel Theil an dieser Stilleinsamkeit als sein brennender Eifer zu lernen; mit den reichsten Kenntnissen ausgestattet, die sich nicht blos auf Theologie und Philosophie erstreckten, son-

dern besonders auch in orientalischen Sprachen ganz beträchtlich waren, verli[illegible] er die Hochschule, seiner inneren religiösen Entwickelung nach dem würtemberg[illegible] schen Pietismus zugehörend, an welchen er sich in der letzten Zeit seines Tübing[illegible] Aufenthalts angeschlossen hatte. Er war eine zu klare und wissenschaftlich [illegible] tief gegründete Natur, um kritiklos einer bestimmten Richtung anzugehören, [illegible] allem auch ein zu selbständiger Charakter, um sich blindlings und durchaus ein[illegible] Partei hinzugeben; die negativen Resultate der kritischen Schule Baur's befri[illegible] digten sein aufs Positive gerichtetes Streben so wenig, wie Hegel's specula[illegible] Philosophie sein frommes Gemüth, dem von früher Jugend an eine tief gewurzel[illegible] Achtung vor dem Worte Gottes und dessen Inhalt innewohnte. Den posi[illegible] biblischen Standpunkt, wie er in der älteren würtembergischen Theologie besond[illegible] durch Bengel vertreten war, hielt er sein Leben hindurch fest, seine wissensch[illegible] liche Tüchtigkeit bewahrte ihn aber vor Einseitigkeit und Schroffheit.

Vom April 1834 bis April 1837 war er theologischer Lehrer am Missionsha[illegible] in Basel; ein ausgesprochenes Lehrtalent machte ihm diesen Beruf leicht und [illegible] derselbe bildete zugleich eine treffliche Vorschule für die spätere akademische Thät[illegible] keit; die warme Theilnahme für die Mission und ihre Zwecke behielt er [illegible] dort an, stets begleitete er die Erfolge der Basler Mission mit dem lebhafteste[illegible] Interesse und wenn er auch bei Missionsfesten &c. nicht redend auftrat, so ha[illegible] die Mission doch stets einen beredten Vertreter und Vertheidiger an ihm. [illegible] 6. Juni 1837 erwarb er sich in Tübingen den philosophischen Doctorgrad, da[illegible] trat er, schwäbischer Sitte gemäß, eine wissenschaftliche Reise an, die ihn [illegible] München und Erlangen nach Berlin führte, wo er bei Bopp, Petermann u[illegible] Schott seine sprachlichen Studien fortsetzte. Im Herbst desselben Jahres wa[illegible] er Repetent am theologischen Seminar zu Tübingen; seine Bedeutung und [illegible] gabung für ein akademisches Amt war damals schon so anerkannt, daß bei je[illegible] Besetzung des dogmatischen oder alttestamentlichen Lehrstuhls seine Person [illegible] Frage kam, so nach Steudel's Tode († am 24. October 1837), ebenso im J. 18[illegible] nach Ewald's Weggang von Tübingen, beidemal scheiterte die Sache besond[illegible] an dem Widerspruche Baur's. Mannhaft mit christlichem Muthe ertrug [illegible] diese herbe Prüfung, einigermaßen entschädigt durch den Beifall, welchen [illegible] Vorlesung über die Theologie des Alten Testaments bei den Studenten [illegible] Im Frühling 1840 wurde er Stadtvicar in Stuttgart, im August erstand [illegible] die philologische Professoratsprüfung, im Herbst d. J. wurde er zum Profe[illegible] am niederen Seminar in Schönthal ernannt. In die neue Heimath führte seine Frau Luise geb. Steudel, Tochter des verstorbenen Professors Steudel [illegible] Tübingen, mit welcher er sich am 3. November vermählt hatte. Vier Ja[illegible] brachte er in dem ehemaligen abgelegenen Cistercienserkloster zu, ein höchst [illegible] regender Lehrer, der vortrefflich verstand die Schätze seines Wissens in edler [illegible] pularität und Klarheit vor den ihm anvertrauten Zöglingen auszubreiten, [illegible] dem man anfühlte, daß er treu und gewissenhaft das Beste ihnen zu geben su[illegible] genoß er bei Schülern und Collegen (Roth, Klaiber, Eyth) großes Anse[illegible] Seine litterarischen Arbeiten machten ihn auch außerhalb seines schwäbisch[illegible] Vaterlandes bekannt; er war Mitarbeiter an verschiedenen gelehrten Zeitschrift[illegible] im Auftrag der Familie hatte er 1840 „Steudel's Vorlesungen über die Th[illegible] logie des Alten Testaments“ herausgegeben, Anfang 1845 erschien sein Erstling[illegible] werk „Prolegomena zur Theologie des Alten Testaments“, Stuttgart. Unmit[illegible] bar vorher (30. December 1844) hatte ein Ruf nach Breslau als ordentlic[illegible] Professor der Theologie ihm die längst ersehnte, seiner Bedeutung angeme[illegible] Stellung gegeben. Zunächst fand er allerdings in Schlesien nicht die Anerkenn[illegible] welche er von Würtemberg aus erwarten durfte; [illegible] weitverbreiteten lichtfre[illegible] lichen Bestrebungen [illegible] positiv gerichteten [illegible]ologen nicht günstig. [illegible]

Vorlesungen (sie erstreckten sich auf Dogmatik, biblische Theologie des Alten und Neuen Testaments, Exegese alter und neutestamentlicher Schriften ꝛc.) waren anfangs sehr schwach besucht, die Ungunst der Zeitverhältnisse, das Revolutionsjahr 1848, die Choleraepidemien von 1848 und 1849, welche letztere ihm ein liebliches Kind raubte, trugen nicht dazu bei, seine Stellung angenehmer zu machen. Dem conservativen ordnungsliebenden Manne waren die Ausschreitungen von 1848—1849 ein Gräuel, als frommer Christ litt er schwer unter der Verachtung des göttlichen Wortes, umsomehr war sein Bemühen darauf gerichtet, mit Gleichgesinnten die positiven Kräfte zu sammeln und zu stärken. Er trat in die Redaction des evangelischen Kirchen- und Schulblattes für Schlesien ein, nahm regen Antheil an den Bestrebungen der inneren und äußeren Mission, wurde Mitglied des Kirchentags ꝛc. In seiner eigenen religiösen Anschauung vollzog sich ein gewisser Umschwung, er neigte sich immer mehr der lutherischen Richtung zu, ohne daß er indessen die schroffe exclusive Haltung der strengen Altlutheraner theilte, wie er auch seine Beziehungen zu den würtembergischen Pietisten nicht abbrach, sondern im regsten Verkehr mit ihnen blieb. Auch mit den Mitgliedern der herrnhutischen Gemeinde Gnadenfrei stand er in freundlicher Verbindung. Allmählich errang sein Eifer und seine Tüchtigkeit das, was ihm gebührte, im J. 1845 wurde er Vorstandsmitglied des praktisch theologischen (homiletischen) Seminars, in demselben Jahr Mitglied der theologischen Prüfungscommission, zwei Jahre später der Prüfungscommission der Provinz, so daß freilich der Examen kein Ende war; auch theologische Ehren häufte er sich auf sein Haupt. Am 9. November 1845 erhielt er das theologische Doctordiplom hon. causa von Bonn, am 4. November 1846 wurde er Mitglied der deutschen morgenländischen Gesellschaft, am 18. October 1851 Mitglied der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig. Da kam im Juni 1852 an ihn der Ruf, nach dem Rücktritt W. Hoffmann's das Ephorat des höheren evangelischen Seminars (Stiftes) und zugleich die Lehrstelle des ordentlichen Professors für alttestamentliche Theologie in Tübingen zu übernehmen. Mit Freuden sagte er zu und im Spätsommer 1852 zog er in die Heimath, an welcher sein Herz stets gehangen hatte.

In Tübingen in der genannten Stellung brachte Oe. die letzten 20 Jahre seines Lebens zu, Jahre fleißigster angestrengtester Arbeit, aber auch reichen Segens und wachsender Anerkennung. Mit musterhafter Pünktlichkeit und Treue verwaltete er das ihm übertragene Doppelamt; seine natürliche Reizbarkeit, ein durch sein Gehörleiden gesteigertes Mißtrauen, eine mannigfach hervortretende Heftigkeit seines Temperaments, erschwerten ihm seine verantwortungsvolle Stellung; seine persönliche Einfachheit und Genügsamkeit, die selbst erlebte harte Jugend raubten ihm manchmal den Maßstab für die Beurtheilung des studentischen Lebens mit seinen entschuldbaren und strafbaren Auswüchsen, seine Entschiedenheit konnte sich zur Härte und Schroffheit steigern, aber diese Mängel verschwanden neben der Gewissenhaftigkeit, mit welcher er über seine Zöglinge wachte, neben der pädagogischen Weisheit, mit welcher er der Individualität Spielraum im Lernen und Studiren gestattete, den Theologen nicht auf sein besonderes Fach beschränken wollte, neben der Liebe, welcher er seiner Anstalt entgegenbrachte und die sich in einer Reihe von Zügen größter Freundlichkeit und Humanität kund that, neben dem Wohlwollen, mit welchem er billige Verlangen bereitwillig erfüllte. Seine Strenge hatte ihren Grund in der hohen Anschauung von der Würde und den Pflichten eines evangelischen Geistlichen und Lehrers, die ihm anvertraute Anstalt sah er an als Pflanzstätte wahrer christlicher Gesinnung und echter Wissenschaftlichkeit, womit freilich der factische Zustand vielfach contrastirte. Trotz der vielen Dornen, welche das Amt auch im Verkehr mit der vorgesetzten Behörde ihm trug, trotz der zahllosen Plackereien und Widerwärtig-

Stadt scheint frühzeitig einen besonderen Eindruck auf den aufgeweckten Knab[en]
gemacht zu haben. Er besuchte 1809—1811 die Ingenieur- und Zeichnungs-
schule daselbst und hörte auf dem Lyceum die Vorträge über Mathemat[ik,]
Chemie und Naturwissenschaft, bis er auf Joseph von Reider's Zusprache den Ent-
schluß faßte, sich allein und ausschließlich dem Bauwesen zu widmen. Demgemä[ß]
ging O. 1811 nach München, um sich an der Akademie unter Karl v. Fischer, de[m]
Erbauer des königlichen Hoftheaters, weiter zu bilden. Aus dieser Zeit sein[er]
akademischen Studien stammt ein großer Plan zu einer Militärakademie. Im
J. 1815 trat O. eine längere Reise nach Italien an und sammelte in Flor[enz,]
Rom und Neapel einen Schatz von selbstgefertigten Ansichten, Grund- und A[uf-]
riß-, Durchschnitt- und Detailzeichnungen der ältesten Tempel und Kirch[en,]
insbesondere zu Pozzuoli und Paestum; ebenso umfassende Studien widmete e[r]
den Kunstdenkmälern Siciliens in Syrakus und Girgenti, Palermo, Messin[a,]
Segeste, Selinunt und Taormina. Endlich rief ihn Leo v. Klenze zurück u[nd]
übertrug ihm 1819 die Stelle eines Inspectors beim Bau der Glyptothek, welc[he]
O. bis zu deren Vollendung im Jahre 1830 leitete. Unterdessen zum Kr[eis-]
bauinspector und Mitglied des Baukunstausschusses in München ernannt, fa[nd]
er zugleich die vielfältigste und willkommenste Gelegenheit auf die Verbesseru[ng]
des Landbauwesens, namentlich aber zur Verschönerung der Hauptstadt förder[lich]
einzuwirken und durch mehrere, nach seinen Plänen im Lande ausgeführte Sch[ul-]
häuser, Forst-, Oekonomie- und Zollgebäude, Pfarrhöfe und Dorfkirchen sich au[ch]
als ausübender Architekt in seiner Tüchtigkeit zu bewähren. Dabei bewies [er]
eine Vorliebe für Constructionen im Rundbogenstil, welchen er mit feinem, zu[gleich]
lichen Geschmack zur Durchführung brachte. Von ihm sind die Entwürfe z[u]
dem Badehause in Steben bei Würzburg und das Salinenamtsgebäude i[n]
Reichenhall, welches im Erdgeschoß und dem darüber sich erhebenden Stockw[erk]
rundbogige, im oberen aber Fenster mit gedrückten und sogenannten Stichbög[en]
zeigt. Auch veröffentlichte O. drei Hefte in Steindruck, „Grabdenkmäler i[m]
griechischen Stil", wozu ähnliche für den Friedhof der jüdischen Gemeinde kam[en].
Unausgeführt blieb seine vielfach bearbeitete Idee, zu Ehren König Max I. e[in]
Brunnendenkmal in Bamberg zu errichten, ebenso sein für Dresden gemach[ter]
höchst origineller Entwurf zu einem Panoptikon (zur Aufnahme öffentlicher Sch[au-]
gegenstände aller Art). Inzwischen hatte sich O. namentlich durch das Vorb[ild]
seines Freundes Friedrich Hoffstadt, mit den Principien des Spitzbogenstiles ve[r-]
traut gemacht und entwarf den Plan zu einer deutschen Ruhmeshalle, wel[che]
an Größe, Pracht und Schönheit Klenze's Walhalla weit überboten hätte, a[ber]
bei einem Kostenvoranschlag von dritthalb Millionen Gulden doch den kön[ig-]
lichen Maecen erschreckte. Dagegen wurde ihm von König Ludwig I. der Au[f-]
trag, in der Vorstadt Au eine Kirche im Spitzbogenstile zu errichten, wozu d[er]
Grundstein am 28. November 1831 gelegt wurde. O. löste seine ehrenvol[le]
Aufgabe in genialster Weise und schuf mit systematischer Durchführung e[in]
wahres Juwel, welches der Stadt München zur steten Zierde und Ohlmüller's
Namen zur bleibenden Ehre gereicht. Leider erlebte der Architekt nicht mehr die
Freude, sein Werk völlig vollendet zu sehen, da derselbe schon am 22. Apr[il]
1839 aus dem Leben scheiden mußte. Gleichfalls in sogenannter „altdeutsch[er]
Bauart" errichtete O. das zu Ehren der Wittelsbacher Dynastie zu Oberwittel-
bach 1835 gegründete Nationaldenkmal in der Form eines schlanken freiau[f-]
strebenden Thurmes. Ferner das Schulhaus zu Oberwittelsbach, die There[sien-]
kirche zu Hallbergmoos (im italienischen Stile) und im Spitzbogenstile die „O[el-]
kapelle" bei Kiefersfelden (nächst Kufstein). Desgleichen ward ihm nach Dom[enico]
Quaglio's Ableben 1837 die Weiterführung und Vollendung der Burg Ho[hen-]
schwangau für den Kronprinzen Maximilian übertragen. O. war, ganz wie e[r]

lter Meister, ein überaus schlichter Mann von biederer Gesinnung, seiner Kunst nd seinen Genossen mit aufrichtiger Herzlichkeit zugethan, das Geräusch der Welt fliehend und in friedlicher, stiller Zurückgezogenheit nur seinen Studien nd Berufsarbeiten lebend. Sein Grabmal (die Zeichnung dazu entwarf Matthias Berger, die Figuren modellirte Kreling und Sickinger, die Bronzetafel t von Miller in Erz gegossen) befindet sich im Innern der von O. erbauten Mariahilfkirche (Au).

Vgl. Kunstvereinsbericht für 1839. S. 88. — Marggraff's Nekr. im II. Jahresbericht des Hist. Vereins für Oberbaiern. 1840. S. 97 und dessen Jahrbücher für bildende Kunst 1840. III. Heft S. 290—305, woselbst auch die ausführliche Baugeschichte der Auerkirche. Eine Abbildung derselben in „Denkmäler der Kunst" Atlas zu Kugler's Kunstgeschichte. Taf. 102 und 109. — Raczynski II, 130. — Nagler, Lexikon 1841. X, 325 ff. — Rudhart im Histor. Taschenbuch für 1855 S. 325 ff. Hyac. Holland.

Ohm: Georg Simon O., 1789—1854, stammt aus einer alten Bürgeramilie, die, soweit ihre Erinnerung zurückreichte, von Vater zu Sohn das Schlossergewerbe vererbte. Sein Urgroßvater Wilhelm O. war Schlossermeister u Westerholt bei Münster in Westfalen, sein Großvater Johann Vicentius kam ls wandernder Schlossergeselle nach Franken, machte sich zunächst in Kadolzburg nsässig und erlangte 1764 infolge seiner Ernennung zum Universitätsschlosser as Bürgerrecht in Erlangen. Er hatte zwei Söhne, welche beide das Handwerk des Vaters erlernten, von denen jedoch der jüngere frühzeitig starb; der ältere, Johann Wolfgang, trat 1776 als Geselle die Wanderschaft an, arbeitete in den größten Städten Deutschlands und kehrte erst nach zehnjährigem Aufenthalte in der Fremde in seine Vaterstadt zurück. Hier erlangte er 1785 das Meisterrecht und verheirathete sich zu Anfang des folgenden Jahrs mit einer geborenen Beck. Erstes Kind dieser Ehe war unser Georg Simon O., geb. am 16. März 1789; ein zweiter Sohn, der im J. 1872 zu Berlin als Mathematikprofessor verstorbene Martin O., folgte drei Jahre später.

Meister Johann Wolfgang O. hatte erst nach der Rückkehr von seiner Wanderschaft in den vierziger Lebensjahren, als körperliche Leiden ihm die volle Ausübung seines anstrengenden Geschäfts erschwerten, sich nebenbei zum Studium gewendet und in Mathematik wie in Kant'scher Philosophie gründliche Umschau gehalten. Wäre es auch nicht durch das Zeugniß des 1804 von Erlangen nach Heidelberg berufenen Mathematikprofessors und Hofraths K. Ch. Langsdorff beglaubigt, die noch vorhandenen Auszüge und Uebungen würden bestätigen, wie weit die mathematischen Kenntnisse des Vaters O. über die Elemente hinausreichten. Er war also wohl im Stande, seinen beiden das Erlanger Gymnasium besuchenden Söhnen den mathematischen Unterricht selbst zu ertheilen und in den jugendlichen Köpfen den Drang zur Klarheit des Lichts wachzurufen, der ihn selbst noch in späteren Jahren zum Studium getrieben hatte. Den Unterrichtserfolg bestätigt das bereits erwähnte Zeugniß Langsdorff's, der nach fünfstündiger strenger Prüfung des fünfzehnjährigen Georg die Hoffnung aussprach, es werde ein neues Bernoulli-Brüderpaar aus der Familie des Schlossermeisters erstehen.

Eine so schmeichelhafte Aeußerung bewog den Vater, seine beiden Söhne für die Universität vorbereiten zu lassen, jedoch unter der fürsorglichen Bedingung, daß zur leichteren Beschaffung des Familienunterhalts und für ihre eigene Deckung im Falle der Noth beide das Schlosserhandwerk bei ihm fortbetreiben müßten. Ein Jahr noch besuchte Georg O. als Primaner das Gymnasium seiner Vaterstadt, das ihn an Ostern 1805 als reif zur Universität entließ. Am 3. Mai des nämlichen Jahres erhielt er die große Matrikel der philosophischen

Facultät zu Erlangen, da er sich für Mathematik, Physik und Philosophie entschieden hatte. „Die hohe Liebe zu diesen Lehren, schreibt er bei einer späteren Gelegenheit, und die durch immer weiteres Vordringen in denselben erlangte Ueberzeugung von ihrem wichtigen Einflusse auf absolute Menschenbildung, so wie die leise Ahnung einer höheren Stimme waren Ursache, daß ich mich ausschließend ihrer Ausbreitung und Erweiterung widmete." Er konnte jedoch die Universitätsstudien wegen Mangels an Mitteln nur auf drei Semester erstrecken. Der Ruf eines flotten Tänzers, ausgezeichneten Billardspielers und unübertrefflichen Schlittschuhläufers gehörte nicht zu den Vorzügen, die des Vaters Wohlgefallen erregten; es kam daher beiden sehr erwünscht, als Georg Simon Ende September 1806 durch Vermittlung des Buchhändlers Walther eine Lehrstelle für Mathematik am Erziehungsinstitute des Pfarrers Zehnder zu Gottstadt im Kanton Bern erhielt. Kurz, nachdem er diese Stelle angetreten, schrieb der Institutsvorstand an Walther: er habe beim ersten Anblicke des achtzehnjährigen kleinen und schmächtigen Jünglings nicht glauben können, daß dieser der empfohlene Lehrer sei, aber sich bald von dessen Tüchtigkeit und Brauchbarkeit überzeugt.

Als O. nach drittehalb Jahren Gottstadt verließ, um in Neuenburg unabhängig von einem Institut oder einer Herrschaft privatim Mathematik zu lehren und weiter zu studiren, namentlich aber französische Conversation zu pflegen, wurden ihm von verschiedenen sehr achtungswerthen Seiten her Anerbietungen gemacht, als Lehrer einzutreten, er wies sie aber alle zurück. Erst an Ostern 1811 kehrte er nach Erlangen zurück, um an der Universität, die ihn am 25. October desselben Jahres zum Doctor der Philosophie promovirt hatte, als Privatdocent aufzutreten. Er las jedoch nur drei Semester hindurch mit vielem Beifall über Mathematik, weil seine ökonomischen Verhältnisse ihn zwangen, im Januar 1813 eine Lehrstelle an der königlichen Realstudienanstalt in Bamberg anzunehmen, nachdem er vergeblich um die durch Schweigger's Tod am Bayreuther Gymnasium erledigte Mathematikprofessur nachgesucht hatte.

Das Erwachen des nationalen Geistes gegen die Napoleonische Zwingherrschaft, nachdem des Korsen Glück zum ersten Mal auf Rußlands Schneefeldern sich von ihm gewendet, ließ unseren kerndeutschen O. nicht unberührt: Der Aufruf, der im Norden erging, wirkte mächtig auf sein braves Herz, aber die Rücksicht auf den bejahrten Vater, dessen Stütze mit dem Soldaten fiel, vielleicht auch die Ueberlegung, daß Thaten auf einem anderen Felde als dem der Ehre, nicht nur dem Vaterlande sondern der ganzen Menschheit zu gute kommen, vermochten es über ihn, daß er vorläufig an der Realschule blieb. Freilich bewog ihn die dort herrschende mechanische Drillung bei Schülern, die anderwärts nicht fortgekommen waren, schon am 16. August 1814 um Aenderung seines Dienstverhältnisses in Bamberg zu bitten. Statt Gewährung erhielt er drei Monate später, „in Erwägung, daß eine Realschule einem Progymnasium als der wichtigsten Vorbereitungsschule bei weitem nachsteht", den Auftrag, an dem Bamberger Progymnasium so lange lateinischen Unterricht zu ertheilen, bis der eigentliche Lehrer eintreten werde. Als ihm vollends mittelst Ministerialentschließung vom 17. Februar 1816, welche die Realstudienanstalt zu Bamberg aufhob, gegen den Fortbezug seines Reallehrergehalts der Unterricht in einer Abtheilung der dortigen Oberprimärschule übertragen wurde — da machte er in einer an die Studiensection des königlichen Ministeriums des Innern eingesandten Vorstellung seinem gepreßten Herzen Luft und sprach, seinen Bildungsgang darlegend, mit aller Entschiedenheit aus, daß die in Bamberg ihm gestellten Lehraufgaben seinen Kenntnissen und Neigungen geradezu widerstritten. „Der vorzüglichste Beweggrund, heißt es darin, warum ich zu dem Berufe eines Lehrers mich hinneigte, war die Aussicht auf eine freie, nicht durch Erstickung aller Individualität ge-

ıwächte Ausbildung und Ausübung meiner Kräfte. Das letztere konnte leider ̈sher noch nicht geschehen, und nun soll ich vollends aus einer Wirkungssphäre rausgerissen werden, in der ich mit Besonnenheit und Absicht auf einen er- nnten Gegenstand loszusteuern fähig bin und in ein meiner innersten Natur iderstrebendes Element, worin ich nur zagend und zweckwidrig mich bewegen ürde, versetzt bleiben?" Mit seiner Vorstellung erreichte jedoch O. nichts eiter als die beruhigende Versicherung, er werde sobald als möglich wieder im hrfache der Mathematik angestellt werden.

Unterdessen war er eifrig mit der Ausarbeitung seines Erstlingswerkes be- ıäftigt: „Grundlinien zu einer zweckmäßigen Behandlung der Geometrie als heren Bildungsmittels". Diese im Frühjahre 1817 bei Enke in Erlangen er- ıienene, fünfzehn Druckbogen starke und nur mit hundert Freiexemplaren ho- ›rirte Schrift ist schon durch die Vorrede bedeutend, welche einen tiefen Blick Geist und Gemüth ihres Verfassers thun läßt. Am Schlusse derselben gibt nehmlich eine kurze Charakteristik seines Vaters, nicht, wie es heißt, um dessen erson eitlen Weihrauch zu streuen oder in dem Wahne, ihm durch öffentliche nerkennung einen Theil der unermeßlichen Schuld für die dem Glücke des ohnes alle Annehmlichkeiten des Lebens opfernde Vaterliebe abtragen zu können, ndern um den überwiegenden Einfluß dieses Vaters auf die Eigenthümlichkeit r wissenschaftlichen Bildung des Sohnes anzudeuten und alles Verdienstliche s eben ins Leben tretenden Buchs den wirkungsvollen väterlichen Unterweisungen ıd Rathschlägen zuzuschreiben.

Verdient hier die Dankbarkeit und Bescheidenheit des Sohnes unsere An- kennung, so erfüllen uns die an anderen Stellen der Vorrede dargelegten An- ɟauungen über höhere Geistesbildung und ihre Vermittlung mit Hochachtung r den tiefblickenden Geometer. Er sieht den letzten Zweck aller höheren Geistes- ldung darin, die Verstandeskräfte des Menschen durch alle Zwischenstufen ihrer ntwicklung bis auf den Punkt der Reife zu bringen, von wo aus sie fähig sind, ırch Zerlegung und Verbindung erhaltener Begriffe Vernunfterkenntnisse in und ırch sich selbst nach Absicht und mit Bestimmtheit hervorzubringen. Wessen Denk- ait bis auf diese Höhe gekommen sei, in dessen Innerem habe sich eine neue elt gestaltet, die mit der Außenwelt in beständiger Wechselwirkung steht, um ne vollendete Harmonie zwischen innerer und äußerer Natur herzustellen. Um er im Kampfe nach diesem Ziele der erforderlichen Kraft und des glücklichen rfolgs sicher zu sein, müsse vor Allem die eigenthümliche Wirkungsweise eines den Unterrichtsmittels auf das Denkvermögen, sowie die nothwendige Ver- ndung aller Lehrzweige unter einander zu einem geschlossenen Systeme der nterrichtskunst dargethan und gewissenhaft beobachtet werden. So lange bei m Unterrichte noch das Wort des Wortes willen, der Stoff des Stoffes halber geben werde, gehe die rohe Masse todt in das zarte Gemüth und ersticke dort, att zu beleben, den Keim des höheren Seins.

Unter den Bildungsmitteln verdiene die rationelle Geometrie eine ehrenvolle telle: ihr rein geistiger und doch mit der Sinnlichkeit so nahe verwandter egenstand erleichtere den Uebergang vom Anschauen zum Denken, und ihr höchst nfacher und doch so vernunftgemäßer Bau eigne sie im hohen Grade zur eitung des Menschen aus dem Gebiete des imitativen Verstehens in das des roductiven Forschens. Die Geometrie, fährt O. fort, nachdem er das gewöhn- che fruchtlose Verfahren sie zu lehren gezeichnet hat, die Geometrie muß, wenn e sich den Vorrang vor anderen Zweigen des Unterrichts sichern will, den Samm, welcher das bloße Begreifen vom eigenen Forschen unterscheidet, durch- chen: sie muß den Menschen, dessen Denken bisher nur der Widerhall eines edachten war, zwingen, mit der in seinem Inneren lodernden Flamme alle

von dieser erreichbaren Gegenstände schlechthin durch sich selbst zu läutern zu beleuchten. Die zwar immer in gleicher Weise wirkende Denkkraft muß Selbständigkeit und Unabhängigkeit kennen gelernt haben, wenn sie sich zaghaft hinter die Bollwerke des Gedächtnisses zurückziehen soll; ihre schöpfe Kraft muß sich entwickelt haben, damit sie nicht knechtisch von den Vorurtl einer geistigen Despotie sich beherrschen lasse; sie muß sich ihrer unüberwind Stärke bewußt geworden sein, um nicht kleinmüthig bei einem unerwa Widerstande die Flucht zu ergreifen.

Es ist die heuristische Methode, die O. in seinem Buche lehrt und sowohl beim Unterrichte als beim wissenschaftlichen Forschen sein ganzes hindurch festgehalten hat. Wer es nicht, wie der Verfasser dieser Biogr aus dem Munde des Lehrers erfuhr, kann heutzutage noch an allen Ohn Schriften sein sorgfältiges Bestreben erkennen, den strengen Zusammenhang Glieder seiner Schlußfolgerungen mit geometrischer Genauigkeit herzustellen

Die Urtheile der Presse über Ohm's Grundlinien der Geometrie la nicht alle anerkennend, und sehr begreiflicher Weise, da sich nur wenige K auf den idealen Standpunkt des Verfassers zu stellen vermochten, der str mathematischer Schlußfolgerung genügen und den Geist nach Formen, ein consequentes System fordert, in der Selbstthätigkeit üben wollte. wohl trug die Schrift, welche auch der König von Preußen Friedrich helm III. mit Wohlgefallen entgegennahm, viel dazu bei, daß O. unt 11. September 1817 vom königlichen Consistorium zu Köln a. Rh. ebenso ehrenvollen als vortheilhaften Ruf als Oberlehrer der Mathema Physik an das dortige Gymnasium erhielt, den er auch ohne Weiteres a

Im November jenes Jahres trat O. seine neue Stellung an, vorderhand einen entsprechenden Wirkungskreis gewährte. Neun Jahr konnte er nun die Grundsätze, die ihm so sehr am Herzen lagen, zur Aus bringen, und seine eigenthümliche erfolgreiche Lehrweise erlangte bald größere Anerkennung, je tiefer das mathematische Studium am Kölner Gym bis dahin gestanden hatte. Denn von nun an gingen, im Gegensatze zu nicht nur fast alle Preisbewerber und Preisträger der mathematisch-physik Aufgaben der philosophischen Facultät zu Bonn, sondern auch die tü Lehramtscandidaten für Mathematik und Physik aus dem Ohm'schen Un hervor. Zu seinen besten Schülern aus jener Zeit gehörten der gefeierte matiker Lejeune-Dirichlet, (s. A. D. B. VIII, 251), welcher in Berlin mit Ja Steiner und in Göttingen als Gauß' Nachfolger lehrte, und der verdi Astronom Heis, dem eine bescheidenere Stellung an der Akademie in zufiel. Aber nicht blos diejenigen Schüler, welche sich später dem Stud exacten Wissenschaften zuwandten, hingen mit größter Verehrung an ihren O., die gleiche Anhänglichkeit theilten auch jene, die sich nicht sonder Mathematik erwärmt fühlten. So spricht sich der bekannte Publicis Venedey, ein geborener Kölner, bei Uebersendung seiner in der Verbannt faßten Schrift „Der Dom zu Köln“ in einem aus Havre de Gr 28. September 1842 datirten Briefe in folgender Weise aus: „Es w vielleicht wundern, geehrter Herr, wenn ein Schüler, der so wenig vo und ihren Collegen gelernt hat, daß er jetzt durch Schreiben sein Brod muß, das lebendigste Andenken an Sie aufbewahrt hat. Die Mathe daran nicht Schuld, denn von der ist mir nur eine dunkle Ahnung g aber die Person meines Lehrers, seine Art und Weise, sein frisches Wesen steht mir lebendig vor der Seele, und es gehen selten Woch Monate vorüber, ohne daß ich an Sie denken muß. Es ist das kein Com denn ich kenne Sie hinlänglich, um zu wissen, daß ein solches Ihrer

wäre, und bin leider meinerseits auch gerade nicht zu dergleichen geboren. Ich habe oft gewünscht Ihnen einmal zu begegnen und habe hundertmal geglaubt Sie zu sehen, wenn in der Ferne ein Mann auch nur einige Aehnlichkeit mit Ihnen hatte. Sie haben mir etwas angethan: soviel ist gewiß, daß ich nur mit der höchsten Verehrung, fast mit Liebe an Sie denke, und daß es ein glücklicher Tag für mich sein würde, an dem ich Ihnen eine frohe Stunde zu bereiten im Stande wäre".

So eifrig O. seinem Unterrichte in den beiden oberen Classen des Gymnasiums oblag — nie verlor er das höhere Ziel aus den Augen, das Grübeln und Forschen, wozu ihn sein Genius trieb. Seine Wahl schwankte lange Zeit zwischen Mathematik und Physik, aber die Erfahrung, „daß dort die Autorität manchmal ein gar arges wunderliches Spiel zu treiben pflegt", hieß ihn zur Physik greifen, die ja ohnehin der Mathematik nicht entbehren kann. Er wollte nach dem Vorworte seines Hauptwerks zu seiner Proberolle ein Stück wählen, wobei Concurrenz am wenigsten zu scheuen wäre, und fand es an den räthselhaften Erscheinungen des galvanischen Stroms.

So entstanden zunächst auf der Grundlage experimenteller Untersuchungen mit dem physikalischen Apparate des Kölner Gymnasiums, den er vermöge seiner von Jugend auf erworbenen mechanischen Fertigkeit geschickt zu behandeln und nach Bedürfnis zu ändern verstand, jene Mittheitungen über die Natur des elektrischen Stroms, welche er zeitweise in dem Jahrbuch für Chemie und Physik von Schweigger veröffentlichte und nach ihrem Hauptinhalt in dem zweiten Hefte des Jahrgangs 1826 zusammenfaßte. Erst nach dem Abschlusse dieser rein experimentellen Arbeiten ging O. daran, das Gebiet der Elektricität, der Wärme und des Lichts in der mathematischen Richtung zu durchstreifen, um etwa zu ergänzen, was in der Physik der Imponderabilien den Bemühungen eines Laplace, Fourier, Poisson, Fresnel und andrer Forscher noch entgangen sein mochte, und so auf einem Gebiete festen Fuß zu fassen, das bisher die Franzosen als ihre Domäne anzusehen gewohnt waren. Dem ersten deutschen Analysten, welcher mit seinem Instrumente die wunderbaren Aeußerungen der Elektricität prüfte, unserem O. ist es gelungen, den bereits durch Versuch von ihm aufgefundenen Gesetzen der galvanischen Erscheinungen eine auf die einfachsten und bekanntesten Thatsachen gestützte mathematische Theorie hinzuzufügen und damit einen tieferen Einblick in die Natur des Galvanismus zu gewinnen. Er durfte sich schmeicheln eine ähnliche Theorie auch für das Licht schaffen zu können, obwohl sie ihm viel schwieriger erschien, weil hierzu noch der Ausbau einiger an den Grenzen der Wissenschaft gelegenen Zweige der Mathematik erforderlich war.

Zur Vollendung der einen und zur Weiterführung der anderen Theorie bedurfte O. nicht blos größerer Muße als sie sein Amt verlieh, sondern auch umfassenderer litterarischer Hilfsmittel als er in der Gymnasialbibliothek fand. Er suchte daher am 1. April 1826 um einen über das ganze Schuljahr 1826 27 sich erstreckenden Urlaub nach, unter dem Hinweis auf die bereits erwähnten gedruckten Mittheilungen und auf eine im Manuscript beigelegte für Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie bestimmte Abhandlung über die Theorie der galvanischen Kräfte. Nachdem das Provinzialschulcollegium über die Zulässigkeit des Ohm'schen Verlangens vom pädagogischen Standpunkte aus und der Akademiker Professor Paul Ermann zu Berlin, der trotz der damals zügellos herrschenden naturphilosophischen Speculation einer rationellen Forschung ihr Recht wahrte, über den wissenschaftlichen Werth der vorgelegten Abhandlung einvernommen worden — bewilligte das Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten am 10. August 1826 den nachgesuchten einjährigen Urlaub in einer den Bittsteller ehrenden und zum

Danke verpflichtenden Weise; denn es wurde ihm „zur Förderung seiner wissen schaftlichen Bestrebungen“ der halbe Jahresgehalt belassen und im Falle des Be darfs ein weiterer Zuschuß aus Staatsmitteln in Aussicht gestellt.

Schon im Mai 1827 erschien Ohm's mathematische Bearbeitung de galvanischen Kette, eine wissenschaftliche Leistung ersten Ranges, welche d Mannigfaltigkeit der durch Berührung zweier oder mehrerer verschiedenartig Körper entstehenden galvanischen Erscheinungen unter einem einheitlichen G sichtspunkt zusammenfaßte, indem sie zunächst für die Fälle, wo die erreg Elektricität blos nach einer Dimension sich bewegt, die von O. bereits empiris gefundenen Gesetze aus der feststehenden Thatsache der elektrischen Spannun zwischen verschiedenartigen sich berührenden Körpern und aus einer nach sor samster Prüfung mit Hilfe der Rechnung begründeten Ansicht über die For pflanzung der Elektricität in solchen Körpern herleitete. Gleichwohl fand b ihrem Erscheinen die später so epochemachende Arbeit weder bei den maßgebe den Gelehrten des Tages noch bei der höchsten wissenschaftlichen Behörde d verdiente Beachtung. Man kann nicht sagen, daß sie überhaupt nicht beacht worden sei, im Gegentheile, sie wurde nach kurzer Zeit von Fechner in Leipzi von Pfaff in Erlangen und von Poggendorff in Berlin in ihrer vollen Trag weite gewürdigt; auch Kämtz in Halle brachte in der Allgemeinen Litteratu zeitung eine Beurtheilung, zwar ohne allen Tadel, aber zurückhaltender als d deutsche Gelehrte sonst zu sein pflegen. Nur in den Berliner Jahrbüchern fü wissenschaftliche Kritik äußerte sich Professor Pohl ohne jede Einschränkung weg werfend.

Vermochten auch die heftigen Tadelsworte des den Philosophen Hegel ve herrlichenden Blattes im mathematisch gebildeten Publikum eben so wenig ein zuschlagen als Salmoneusische Theaterblitze, so läßt sich doch kaum bezweifeln daß eine solche Kritik und das bedenkliche Schweigen der Berliner Akademie auf den mit Hegel eng befreundeten Cultusminister Freiherrn v. Altenstein un seinen bei der Gründung und Herausgabe der fraglichen Jahrbücher betheiligte Referenten in Schulsachen, den Geheimrath Johannes Schulze, ungünstig ein wirkten. Von dem Gutachten dieses einflußreichen Hegelianers hing es ab, o Ohm's sehnlicher Wunsch, gelegentlich in die akademische Laufbahn überzutreten erfüllt werden sollte oder nicht; auf Gewogenheit aber konnte der Bewerber tro aller gerechten Ansprüche nur zählen, wenn er sich mit Leib und Seele zu neuen Philosophie bekannte, an welche O. am allerwenigsten glauben mochte da sie nicht einmal Newton's Principia mathematica gelten ließ, die freilich ein langsameres Aufbauen vorschrieben als die lustigen Pläne der jungen Natur philosophen.

Bald nach dem Erscheinen der galvanischen Kette und der Pohl'schen Kriti kam es auf Ohm's Veranlassung zu einer Unterredung zwischen ihm und den Ministerialreferenten, welche unmittelbar zum Bruche führte und O. bestimmte sofort mündlich und bald darauf schriftlich zu erklären, daß ihm unter solcher Verhältnissen nur übrig bleibe, seine Stellung in Köln aufzugeben und um sein Entlassung zu bitten. Weder eine vermittelnde Zuschrift des Ministers v. Alten stein aus Kissingen vom 17. August 1827, noch eine die Rückkehr nach Köln bei Strafe der Entlassung fordernde Ministerialentschließung vom 3. März 1828 auch nicht eine Abordnung von Gymnasialschülern, welche ihren verehrten Lehrer dringend um Wiederaufnahme seines Unterrichts bat, konnte den wenig welt läufigen aber willensfesten Mann bewegen, sein einmal ausgesprochenes Wor zurückzunehmen.

Durch Verfügung des Staatsministers vom 29. März 1828 erfolgte die erbetene Entlassung mit dem Ausdrucke der ganz besonderen Zufriedenheit über

den Fleiß, die Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, womit O. seinen Obliegenheiten in der Stellung eines Oberlehrers auf eine ausgezeichnete Weise genügt habe, und mit dem Bedauern, daß das Ministerium, trotz der aufrichtigen Achtung, welche es für Ohm's wissenschaftliches Streben hege, außer Stande sei, ihm einen anderweitigen Wirkungskreis außerhalb des Gymnasiallehrfachs anzuweisen.

Mißmuthig über das Fehlschlagen aller Hoffnungen, mit denen er vor Jahresfrist nach Berlin gekommen war, und nur auf einen jährlichen Bezug von 300 Thalern angewiesen, welchen er auf Vermittlung des Generals v. Radowitz für drei Wochenstunden mathematischen Unterrichts an der Allgemeinen Kriegsschule zu Berlin bezog, trat O. in das Privatleben zurück, um sechs Jahre (1827 bis 1833) des kräftigsten Mannesalters für sich und die Wissenschaft nicht zu verlieren. Seine gedrückte Lage hob ein Decret Königs Ludwig I. von Baiern vom 3. Juli 1833, welches ihn zum Professor der Physik, nicht wie er gewünscht und gehofft hatte, für die polytechnische Schule in München, sondern für die in Nürnberg ernannte, welche auf Grund allerhöchster Verordnung vom 16. Februar 1833 als königliches Institut mit dem Range eines humanistischen Lyceums ins Leben getreten war. Anderthalb Jahre später, nach der Berufung v. Staudt's an die Universität Erlangen, wurde ihm auch der Lehrstuhl der höheren Mathematik zugleich mit dem Inspectorat des wissenschaftlichen Unterrichts und 1839, als Johannes Scharrer von der Leitung der technischen Lehranstalten zurücktrat, das Rectorat der polytechnischen Schule zu Nürnberg übertragen, das er zehn Jahre lang mit größter Gewissenhaftigkeit und Treue verwaltete.

Sein Hauptverdienst um diese technische Bildungsanstalt bestand jedoch weniger in der Verwaltung, so sehr sie auch den Schulorganismus frisch zu beleben und kräftig zu erhalten wußte: im Gedächtnisse seiner Schüler lebt O. nur als unübertroffener Lehrer fort, weil von seinem Geiste jeder eine innerliche Anregung spürte. Vorträge allein hätten diesen Erfolg nicht zuwege gebracht: Ohm's ganz eigenthümliche Lehrweise bestand in dem ununterbrochenen lebendigen Verkehr mit den Schülern; Prüfungen und Uebungen an der Tafel nahmen stets die erste Hälfte jeder Doppelstunde des Unterrichts in Anspruch, und die andere Hälfte allein wurde auf die Fortsetzung der Vorträge verwendet. Nur so konnte O. auf jeden einzelnen Schüler nach dessen Begabung einwirken und den übrigen Lehrern ein Muster ihres Standes werden.

Mit dem der Jugend eigenen feinen Gefühle unterschieden auch die Zöglinge in Nürnberg so gut wie in Köln und an der Kriegsschule zu Berlin den wahren Förderer der Wissenschaft von dem Vulgarisator, der nur die Frucht fremder geistiger Arbeit zugänglich und mundgerecht macht. Wer praktische Beweise für die Vorzüglichkeit der Ohm'schen Methode haben wollte, fände sie nicht blos in den Protokollen der königlichen Commissionen, welche die an den drei polytechnischen Schulen des Landes von 1835 bis 1850 vorgebildeten Ingenieur- und Lehramtscandidaten der Mathematik und Physik zu prüfen hatten, sondern auch in den Leistungen der Ingenieure aus jener Zeit beim Bau und Betrieb der Staatseisenbahnen und anderen Unternehmungen, sowie in dem Unterrichtserfolg an solchen technischen Schulen, denen Schüler Ohm's als Lehrer beschieden waren.

Während Ohm's Thätigkeit fast ganz in der Schule aufging und nur gelegentlich auf Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Forschungen sich erstrecken konnte, hielten sich mehrere namhafte Physiker, wie Poggendorff und namentlich Fechner in Deutschland, Jakobi und Lenz in Rußland, Henry in England,

Rosenskölb in Schweden und de Heer in Holland für verpflichtet, die Ohm'sch
Untersuchungen über die Bewegung der Elektricität auf Grund ihrer eigen
Arbeiten als richtig anzuerkennen. Weniger aber diese Anerkennung als der U
stand, daß der französische Physiker und Akademiker Pouillet im J. 1837 (zv
Jahre nach dem durch O. vermittelten Empfang eines Exemplars der galvanisch
Kette) zwei Abhandlungen über thermo- und hydroelektrische Ketten vorlegte,
denen ein Theil der Ohm'schen Theorie (sogar mit den dort eingeführ
technischen Ausdrücken) enthalten war, veranlaßte betreffs der Contactelektrici
eine allgemeine Bewegung unter den Physikern des In- und Auslandes,
daß Ohm's Werk in einer Uebersetzung auch zur Kenntniß der britisch
Physiker kam.

Bei ihnen fand dasselbe sammt allen sich daranschließenden in den Jahr
1825 bis 1833 ausgeführten und veröffentlichten Ohm'schen Experimentalunt
suchungen bereitwillige volle Anerkennung, und die Royal Society sah sich v
anlaßt, den Verfasser mit der goldenen Preismedaille zu ehren, welche Cop
zur Belohnung der wichtigsten Entdeckungen im Gebiete exacter Forschung
stiftet hatte, eine Auszeichnung, die vor O. nur Einem deutschen Gelehrt
Karl Friedrich Gauß in Göttingen, zutheil geworden war. Ihren in der Jahr
sitzung vom 30. November 1841 vollzogenen Act hat die königliche Gesellsch
zu London in nicht minder ehrenvollen Worten begründet. „In den genann
Werken, heißt es nämlich in dem Sitzungsprotokolle, hat Dr. O. zuerst die G
setze der elektrischen Kette aufgestellt, ein ebenso weittragend wichtiger als bis
in unsicheres Dunkel gehüllter Gegenstand. Er hat gezeigt, daß die gewöhnlich
verworrenen Unterscheidungen von Intensität und Quantität unbegründet u
alle aus diesen Betrachtungen abgeleiteten Erklärungen gänzlich falsch sind.
hat theoretisch und experimentell nachgewiesen, daß die Wirkung einer Kette gle
ist der Summe der elektromotorischen Kräfte getheilt durch die Summe der Wid
stände, und daß, wenn dieser Quotient für irgend zwei Ströme, ob voltaisch
oder thermoelektrischer, gleich ist, ihre Wirkung die gleiche bleibt. Er hat au
die Mittel angegeben, um die einzelnen Widerstände und elektromotorischen Krä
in der Kette mit Genauigkeit zu bestimmen. Diese Untersuchungen haben a
die Theorie der strömenden Elektricität bedeutendes Licht geworfen, und obgle
Ohm's Arbeiten (von Fechner abgesehen), über zehn Jahre unbeachtet geblieb
sind, so haben doch in den letzten fünf Jahren (1837 mit 1841) Gauß, Le
Jakobi, Poggendorff, Henry und viele andere ausgezeichnete Physiker den groß
Werth seiner Untersuchungen und die Dankesschuld an den Führer bei ihr
eigenen Forschungen anerkannt. Wäre das Werk von O. und sein Werth früh
bekannt und erkannt worden, so hätte sich der Fleiß der Experimentatoren bes
gelohnt. Die erfahrensten Galvaniker Englands haben für die Hilfe, welche
aus dieser Quelle zogen, und für die Genauigkeit, mit welcher die beobachte
Erscheinungen beständig der Ohm'schen Theorie entsprechen, das kräftigste Zeugn
abgelegt."

Als die Royal Society der Auszeichnung Ohm's durch Verleihung
Copleymedaille am 5. Mai 1842 auch noch die weitere beifügte, ihn weg
seiner „eminenten mathematischen und physikalischen Untersuchungen" einstimm
zu ihrem auswärtigen Mitgliede zu ernennen, da gingen die beiden der wiss
schaftlichen Welt in der galvanischen Kette seit fünfzehn Jahren vorliegend
„Ohm'schen Gesetze", namentlich das erste, in die Lehrbücher der Physik ül
und deutsche wie fremde Akademien beeilten sich, ihren Entdecker als Physi
ersten Ranges anzuerkennen. Von den beiden Gesetzen bezieht sich das er
(elektromotorische) auf die Größe des Stroms in jeder galvanischen Kette, d.
auf die Menge der Elektricität, welche durch eine Verbindung von Leitern

gegebener Zeit strömt, und dieses erste Gesetz ist bald nach dem Erscheinen der Ohm'schen Schrift auf dem Wege des Versuchs von dem schon mehrmals erwähnten ausgezeichneten Physiker Fechner in Leipzig und später, als der eben so tüchtige englische Physiker J. F. Daniell das Experimentiren mit der voltaischen Säule durch seine Erfindung constanter galvanischer Apparate wesentlich erleichtert hatte, von vielen anderen Gelehrten experimentell bestätigt worden. Wenn Physiker von „dem Ohm'schen Gesetz" schlechtweg sprechen, so meinen sie immer das erste (elektromotorische), das einfacher gestaltet und leichter nachweisbar ist als das zweite (elektroskopische), welches die Stärke der Elektricität in jedem Querschnitte der galvanischen Verbindung als Function der elektrischen Zustände und der Abmessungen der Kettenglieder ausdrückt. Selbst Fechner und die englischen Physiker der Royal Society haben das zweite Gesetz nicht infolge der eigens dafür angestellten Versuche als richtig anerkannt, sondern weil es theoretisch aus derselben Hypothese abgeleitet ist, welche sich bei dem ersten Gesetze so auffallend bewährt hatte.

Der Grund, warum die experimentelle Begründung des zweiten Gesetzes seit seiner Entdeckung durch O. keinem anderen Physiker glücken wollte, lag im Mangel eines Elektrometers, womit man die geringsten elektrischen Spannungen an verschiedenen Punkten der einfachen geschlossenen Kette messen konnte. Als endlich F. Dellmann ein annähernd entsprechendes Elektrometer erfunden und Professor R. Kohlrausch in Marburg dessen Genauigkeit in sinnreicher Weise gesteigert hatte, konnte der letztere im J. 1848 das zweite Ohm'sche Gesetz gegen alle Einwendungen der Empiriker ebenso sicher stellen als Fechner zwanzig Jahre vorher das erste Gesetz.

Schlägt man in den Verzeichnissen der Mitarbeiter an den von Schweigger, Poggendorff und Kastner herausgegebenen Zeitschriften für Physik und Chemie den Namen G. S. O. auf, so findet man ihn in den Jahrgängen von 1829 bis 1839 fast nicht mehr oder nur in Verbindung mit einigen thatsächlichen Nachweisen der Gültigkeit seiner galvanischen Gesetze angeführt. Es war die wissenschaftliche Ruhepause in Ohm's Leben, hervorgerufen durch das Schicksal der „galvanischen Kette", worüber er sich gleich anfangs in einem Briefe an Professor Schweigger in Halle entschieden aussprach. Erst in Nürnberg regte sich Ohm's Forschungsgeist wieder, nachdem er sich mehrere Jahre ausschließlich dem Unterrichte gewidmet hatte: Ende 1839 fallen nämlich seine Versuche, den dichten Schleier zu lüften, der damals noch über ein seinem bisherigen Arbeitsfelde fernes Gebiet, der musikalischen Akustik, ausgebreitet lag. Ein solches Unternehmen war gerade bei O. auffallend, einem Physiker ohne alles musikalische Gehör. Aber der Reiz, eine dunkle Frage an der Hand mechanisch-physikalischer Principien und eines fein ausgebildeten Calculs aufzuklären, und die Hoffnung, daß für den praktischen Theil auch ein musikalischer Freund nicht fehlen werde, thaten offenbar ihre Wirkung.

Mathematisch gefaßt handelte es sich hier darum, die Anzahl der Schwingungen eines irgendwie in Bewegung gesetzten tönenden Körpers während einer gegebenen Zeit, aus der Gesammtheit seiner physischen Eigenschaften zu bestimmen. Seit zwei Jahrhunderten hatten sich die größten Mathematiker mit dieser Aufgabe beschäftigt, nachdem Brook Taylor zuerst mit einer Arbeit über schwingende Saiten und mit der Behauptung hervorgetreten war, eine solche Saite könne nur dann isochron schwingen, wenn sie, wie es der Fall sei, die Gestalt einer Kykloide annehme. Auch Johann Bernoulli verfocht diese Ansicht, bis d'Alembert den Irrthum nachwies und seinerseits behauptete, daß unendlich viele Curven den Saiten isochrone Schwingungen gestatten. Ein Jahr später zeigte Leonhard Euler, daß die Gestalt einer isochron schwingenden Saite nicht

einmal in algebraischer Form ausdrückbar zu sein brauche. d'Alembert, und nun mischte sich auch Daniel Bernoulli in beiden Gegnern eine zu abstracte Behandlung der Sache vor stalt der schwingenden Seite als Trochoide oder aus Trochoide erklärte. Endlich fand Lagrange, daß unter der Annahme, aus einer endlichen Anzahl von Theilchen, Daniel Bernoulli's einer unendlichen Zahl von Theilchen aber Leonhard Euler's 9

All' dieser Aufwand von Scharfsinn führte jedoch bei Ziel. Da nämlich eine Saite unter sonst gleichen Umständen Ton gibt, in welcher Weise sie auch aus ihrer Ruhelage gel mag, so mußte die Willkürlichkeit des letzteren Umstandes in geführt werden — ein Schritt, der erst nach den analytisch Fourier's über die Wärme gelingen konnte. Es blieben al und noch weitere dreißig Jahre die Vorstellungen der Physik man einen Ton nennt, sehr mangelhaft: sie konnten nicht er verschiedene Charakter (die Klangfarbe) einer und derselben N dem sie von dem einen oder anderen Instrumente oder vo Stimme angegeben wird; ebensowenig vermochten sie die Na und Dissonanz, des Wohlgefallens und Mißfallens am Zusamm richtig zu deuten oder anzugeben, wie in den verschiedenen strumenten und in dem menschlichen Stimmorgan die Töne e das Ohr zu unserem Bewußtsein gelangen.

Ueber alle diese Punkte gab das mit Unterstützung Kö Baiern vor zwanzig Jahren in erster Auflage erschienene 2 großten deutschen Naturforscher, des Professors Helmholtz, „Ueber als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik" geni und damit freilich zugleich auch den Beleg für die Unbrauchba physikalischen Grundlage der Musikwissenschaft. Nahezu die starken Octavband füllenden Werkes ist der Erörterung, der experimentellen Nachweises und der Anwendung des Ohm'schen setzes gewidmet, das der geniale Entdecker zwei Jahrzehnte vo unter dem Titel „Ueber die Definition des Tones und die und ähnlicher tonbildender Vorrichtungen" in Poggendorffs 2 veröffentlicht hatte.

Nach diesem Gesetze erzeugt ein tönender Körper außer Grundtone gleichzeitig verschiedene höhere oder Obertöne, deren Luft zahl zwei, drei und mehrmal so groß ist als die des Grundt also, was wir gewöhnlich Ton nennen, ist nicht eine einfa wegung der Klangmasse gegen das Ohr, sondern eine Zusa Bewegungen, ein Zusammenklang harmonischer Töne. Gen Analyse des physikalischen Vorganges der Tonerzeugung, wi hat, empfindet das menschliche Ohr nur diejenige Luftbewe und einfachen Ton, bei welcher die bewegten Lufttheilchen senkr selle periodisch und pendelartig hin und her schwingen, un wellen verschiedener Art bestehende Klangmasse nimmt nur de und als zusammengesetzter Ton sich kundgebende Bewegung mischenden Klänge ganze Vielfache der Schwingungszahl Schwingungszahlen haben. Demnach läßt sich auch nach den kalischen Gesetze jede zu einem solchen Tone gehörige periol in eine Reihe pendelartiger Schwingungen zerlegen, von d empfunden wird, dessen Höhe genau der Schwingungsdauer entspricht.

O. hat sein akustisches Gesetz ebenso wie die beiden elektrischen auf doppeltem Wege bewiesen: durch mathematische Ableitung aus einem Princip und durch physikalische Experimente. Bei Feststellung der Theorie des Galvanismus gingen die empirischen Beweise den mathematischen Entwicklungen voraus, bei dem akustischen Gesetze folgten sie ihnen. Der mathematischen Begründung des letzteren Gesetzes lag das schon erwähnte, durch vielfache wichtige Anwendungen berühmt gewordene Theorem zu Grunde, das Fourier in seiner Théorie analytique de la chaleur aufgestellt hatte. Es war ein eben so glücklicher als scharfsinniger Gedanke Ohm's, nach diesem Mittel zu greifen, um die willkürlichen Umstände, die bei schwingenden Körpern berücksichtigt werden müssen, in die Rechnung einzuführen. Die Ergebnisse derselben experimentell zu prüfen, lieh ihm ein ehemaliger Zuhörer (Dr. Kellermann) sein feingebildetes Ohr.

Wie Ohm's elektrische Gesetze wurde auch sein akustisches anfangs nur wenig beachtet und von Experimentalphysikern sogar angegriffen, obgleich bekannt war, daß schon vor langer Zeit einige besonders feinhörige Musiker die den Grundton begleitenden Obertöne bemerkt hatten. Erst als Helmholtz durch mehrfache Mittel die Obertöne zur sinnlichen Wahrnehmung gebracht und nachgewiesen hatte, daß sie fast in jedem Tone unserer Instrumente zu erkennen sind, gelangte das neue Gesetz bei denjenigen Physikern zur Geltung, welche das Helmholtz'sche Werk gründlich studirt hatten und zur offenen und ehrlichen Anerkennung fremden Verdienstes ebenso geneigt waren als sein berühmter Verfasser. Ihre Zahl ist jedoch noch immer klein gegenüber jenen, welche in ihren Lehrbüchern das Ohm'sche akustische Gesetz entweder gar nicht oder unter Helmholtz' Namen mittheilen, trotz der wiederholten und deutlichen Erklärung des letzteren, daß es das Ohm'sche Gesetz sei, welches er durch Thatsachen erhärtet oder bei der Zusammensetzung und Zerlegung der Töne angewendet habe.

Zu der Zeit, wo O. den Anhang zu der 1827 herausgegebenen „galvanischen Kette" schrieb, trat ihm nach seinen eigenen Worten der Gedanke mächtig entgegen, es müsse sich für den Bau des physischen Körpers eine Auffassungsweise finden lassen, welche aus den vorzugsweise als immanent geltenden Eigenschaften der Materie auch in die Natur ihrer geheimnißvollen Erregerinnen, Licht, Wärme und Elektricität, einen Einblick gestatte. An die Stelle der künstlichen Auskunftsmittel, die sich der Verstand schafft, um Erscheinungen zu begreifen, das Wesen der Körper selbst als Ausgangspunkt zu setzen und so der Erkenntniß des Zusammenhangs und der Abhängigkeit der unendlich mannigfaltigen Aeußerungen der materiellen Welt sich zu nähern: Das war es, was O. durch eine Molecularphysik erreichen wollte. Aber die abschreckenden Erfahrungen, die er bei seinem ersten Versuche, frei vom Gängelbande der Schule Selbstgeschaffenes zu liefern, an Ephoren der Wissenschaft machen mußte, dann die wenige Jahre nachher eingetretene Veränderung seiner Stellung ließen ihn nicht zur unmittelbaren Ausführung schreiten, wenn er auch das ferne Ziel nie ganz aus den Augen verlor. Erst der Beifallsruf der Royal Society und ihre Ermunterung zu Ausdauer und Beharrlichkeit gaben ihm neuen Muth zur Verfolgung des alten Gedankens.

Er ging nun ans Werk und entwarf zunächst ein System der Molecularphysik, das sich auf bestimmte Annahmen über Beschaffenheit, Form, Größe und Wirkungsweise der Atome stützte. Dem Atome selbst, als einem weder durch künstliche noch durch ihm eigene Kräfte weiter zerlegbaren oder irgendwie veränderbaren allerkleinsten Theil eines Körpers, gab er eine bestimmte Gestalt und unterschied die Atome nach Größe und Natur: nach der Größe, indem er das wirkliche Atom in blos gedachte Theilchen, in „Differentialatome" zerlegte, deren

Dimensionen gegen die des wirklichen Atoms verschwinde tungen die gleichen Eigenschaften besitzen; nach der N gleichartigen und ungleichartigen Differentialatomen unte als Theilchen zweier verschiedenen wirklichen Atome a aufeinander wirken.

Durch die mathematische Zerlegung der Atome in O. es möglich, daß wir jene in unser Vorstellungsver können wie Körper mit endlichen Dimensionen: die Ri Differentialatomen eintretenden Wechselwirkung geht du eine völlig bestimmte, da die Dimensionen dieser Di Entfernungen unendlich klein sind; dagegen ändert wirkung mit der Entfernung und der Beschaffen Hierbei ist Wirkung und Gegenwirkung stets gleich wirkung zwischen zwei ganzen Atomen participiren tialatomen eingeleiteten Theilwirkungen in der Wei nach den gewöhnlichen Regeln der analytischen Me

O. unterschied auch homogene und heterogen erstere Bezeichnung für dasjenige Atom, dessen Di abstoßend oder alle anziehend einwirken, die letztere tialatome abstoßend und ein anderer anziehend gelegenes Differentialatom einwirkt. Mit diesen neuen Unterschiede der Atome: er nennt nämlich wenn seine beiden Bestandtheile getrennte Mittelp wenn die Mittelpunkte der Bestandtheile zusam homogene Atom ein polares, dessen einer Bestandt

Nach den Regeln der analytischen Mechanik denen Atome gegenüber äußeren Einwirkungen zu be von Ohm's System bilden, aus dem er auf rein m setze in ihrem Zusammenhange zu entwickeln gedach des Lichts, der Wärme, der Elektricität, des Magn sation unterworfen sind. Aber hier begegnete er glei einer Schwierigkeit, die schon vor ihm mancher Forsche pfunden hatte, daß nämlich die bis dahin bekannten E Mathematik seinen Vorstellungen nicht die Einfachheit zu geben vermochten, die er für nothwendig oder minde hielt. Die Schwierigkeit zu heben war seine „Analyti winkligen Koordinatensystem" bestimmt, welche 1849 in als erster Band seiner „Beiträge zur Molekularphysik" d weil sie nach der Vorrede „im Grübeln über den innere Körpers ihre Veranlassung fand und sonach mit dem ph Glieder Eines Leibes ausmacht". Mit dem ersten Ban stand der die „Dynamik der Körpergebilde" enthaltende einzelne Abschnitte bei dem Erscheinen des ersten bereits du der aber doch nicht früher vollendet und in die Presse g bis die in einem dritten und vierten Bande darzustellende kalischen Untersuchungen die Probe auf die Vollständigkeit hätten. Den ersten Band seines leider unvollendet geblieben O. der Royal Society zu London „aus Dankbarkeit, weil sie ausgegangene abschreckende Begegnung erweichten Muth vo und weil sie großen Antheil hat an dem was seine Forschun mögen".

Während er mit unermüdlichem Fleiße das Unternehmen

ür die Bewegungen der kleinsten Theilchen eines physischen Körpers zu werden verſprach, was Newton's Principia für die Bewegungen der Himmelskörper im Weltenraume geworden sind, erging zu Ende des Jahres 1849 ohne jede Veranlaſſung von ſeiner Seite an ihn der Ruf, die durch Eintritt Steinheils in den öſterreichiſchen Staatsdienſt erledigten Stellen eines Conſervators der mathematiſch-phyſikaliſchen Sammlungen bei der Münchener königl. Akademie der Wiſſenſchaften und eines Referenten für die Telegraphenverwaltung in deren phyſikotechniſchen Beziehungen bei dem Staatsminiſterium des Handels und der öffentlichen Arbeiten zu übernehmen, mit der weiteren Verpflichtung, für die Univerſität in der Eigenſchaft eines ordentlichen Profeſſors Vorleſungen über Phyſik und Mathematik zu halten.

Wie O. von der ebenſo unerwartet als reichlich über ihn ausgegoſſenen königlichen Huld wohlthätig berührt wurde, welche ihm endlich den ſeiner Neigung ganz entſprechenden akademiſchen Wirkungskreis anwies, ſo freuten ſich auch des an ihn ergangenen Rufes ſeine Schüler und Verehrer. Fraglich aber bleibt es, ob die Wiſſenſchaft der Phyſik nicht einen größeren Gewinn aus der Nichtberufung gezogen hätte. Denn infolge der Ueberſiedlung nach München blieb die Molecularphyſik unvollendet: die zahlreichen amtlichen Geſchäfte des Conſervators und Referenten, dann die Ausarbeitung von Specialvorleſungen die der Akademiker zu halten berufen war und gerne hielt, endlich ſeit dem Jahre 1852, wo er ſeine in drei Jahren ihm liebgewordenen Aemter an deren früheren Inhaber zurückzugeben und dafür die Profeſſur der Experimentalphyſik an der Univerſität zu übernehmen hatte, die Verabfaſſung eines für die neuen Vorleſungen nothwendigen und in kürzeſter Friſt zu vollendenden Lehrbuchs der Phyſik, legten ihm ungewöhnliche Anſtrengungen auf und verurſachten eine weitere Schwächung ſeiner im Dienſte der Wiſſenſchaft ohnehin ſchon ſehr abgenützten Körperkräfte.

Wäre es bei der Berufung Ohm's an die Akademie verblieben, ſo würden die amtlichen Geſchäfte der erſten drei Jahre wohl nur einen zeitweiſen Aufſchub der Arbeiten für die Molecularphyſik bedeutet haben, den man umſomehr verſchmerzen konnte, als ſchon das Jahr 1852 der wiſſenſchaftlichen Welt die gewichtige mathematiſche Abhandlung „über die in einaxigen Kryſtallplatten zwiſchen geradlinig polariſirtem Lichte wahrnehmbaren Interferenzerſcheinungen" brachte, eine Denkſchrift, welche den Entſtehungsgrund dieſer Erſcheinungen rechneriſch aufdeckte und hieran Betrachtungen von ungemeiner Wichtigkeit für die Lichtwellentheorie knüpfte, indem ſie der eigentlichen Erklärung des einzelnen Falls eine allgemeine Analyſe des Ganges des Lichtes durch einaxige Kryſtallplatten vorausſchickte, durch welche es möglich wurde, ein ebenſo intereſſantes als dunkles Capitel der Phyſik, das bis dahin nur fragmentariſch bearbeitet worden war, in den Compendien klarer, vollſtändiger und kürzer darzuſtellen.

Auch dieſe Abhandlung Ohm's hatte ein eigenes Schickſal. Als nämlich ihr Verfaſſer den für ſeine im Sommer 1851 gehaltene Specialvorleſung über Optik nöthigen phyſikaliſchen Apparat ordnete und vervollſtändigte, beobachtete er, daß wenn man zwei Kryſtallplatten aus Doppelſpath oder Bergkryſtall, wie ſie zu gewöhnlichen Polariſationsverſuchen angewendet werden, in gewiſſer Weiſe übereinanderlegt, unzählige prismatiſch gefärbte concentriſche Ellipſen ſichtbar werden, deren Mittelpunkte in der Mitte des Geſichtsfeldes liegen. Dieſe Erſcheinung hatte O. früher niemals geſehen, und da er ſie auch in keiner der nachgeſchlagenen Schriften über Optik erwähnt fand, ſo hielt er ſich für berechtigt, ſie als Novität zu veröffentlichen. Ehe er jedoch ſeine Abhandlung der Münchener Akademie zur Aufnahme unter ihre Denkſchriften vorlegte, erkundigte er ſich noch perſönlich auf der 1852 in Gotha abgehaltenen Naturforſcherver-

sammlung bei den dort anwesenden Physikern und Mineralogen, ob sie die ihnen vorgezeigte Erscheinung schon kennen oder vielleicht wüßten, daß Andere sie wahrgenommen haben. Alle erklärten die Erscheinung für neu, aber kaum war der erste Theil der Abhandlung im Drucke erschienen, so stellte sich heraus, daß die fragliche Entdeckung Professor Langberg in Christiania bereits zehn Jahre früher gemacht und in dem norwegischen „Magazin for Naturvidenskaberne" (1841, Bd. II) veröffentlicht hatte, wovon 1842 im Ergänzungsbande zu Poggendorff's Annalen ein sehr magerer Auszug gegeben wurde. Zu Anfang des zweiten Theils der Abhandlung bereitwilligst die Priorität der Beobachtung des norwegischen Forschers anerkennend, spricht sich O. über dieses Vorkommniß weiter wie folgt aus: „Ich weiß nicht, soll ich es Glück oder Unglück nennen, daß mir die höchst beachtenswerthe Schrift von Langberg so ganz und gar entgangen ist. Allerdings wären, hätte ich früher von ihr Kenntniß erhalten, meine gegenwärtigen Untersuchungen, welche gerade durch jenes Ellipsensystem veranlaßt wurden, nicht gemacht und mir eine große Mühe erspart worden; dann aber wären auch andere kaum minder wichtige Dinge im Schooß der Zeit verborgen geblieben. Es hat sich mir bei dieser Gelegenheit der tiefe Sinn des Sprichwortes „Der Mensch denkt und Gott lenkt" aufs Neue bewährt. Was meine Thätigkeit anfänglich in Bewegung setzte, ist in Nebel zerronnen, und woran ich von vorne herein auf keine Weise denken konnte, hat Stand gehalten".

Zu den wichtigeren Ergebnissen seiner durch Scharfsinn und Eleganz der Darstellung ausgezeichneten mathematischen Untersuchung der Interferenzerscheinungen in Krystallplatten rechnet O. erstens die fast vollkommene Bewegungsfähigkeit, welche er optischen Rechnungen dieser Art durch Aufstellung zweier ebenso genauen als allgemeinen Gleichungen über den Gang des Lichts durch Krystallplatten gegeben habe, zweitens die völlig genaue Bestimmung der Intensität des Lichts an den verschiedenen Stellen eines Bildes, und drittens den Nachweis von der überaus großen Abweichung der gewöhnlichen Intensitätsgleichungen von den erfahrungsmäßigen Erscheinungen innerhalb bestimmter Krystallplatten. O. ließ die zweite Hälfte seiner Abhandlung bis auf den Anfang in der ursprünglichen Fassung, nachdem er sich überzeugt hatte, daß sie, im Ganzen wesentlich verschieden von der des Professors Langberg, nur in sehr wenig Punkten mit ihr zusammentraf und auch jetzt noch ganz den Titel ausfüllte, unter dem er sie ursprünglich schrieb.

Wir haben vorhin zu den Ursachen, aus welchen die Vollendung der Molecularphysik unterblieb, auch den Kraft- und Zeitaufwand gerechnet, den O. der Verabfassung eines „Grundzüge der Physik" betitelten Compendiums für die seit 1852 an der Münchener Universität zu haltenden Vorlesungen über Experimentalphysik widmete. Man kann fragen, wie ein so bedeutender Forscher dazu kam, ein Lehrbuch zu schreiben, da dergleichen Geschäfte in der Regel von Kräften zweiten und dritten Ranges besorgt werden und O. selbst von jeher einen Widerwillen gegen die Ausarbeitung eines Leitfadens zu seinen Vorlesungen empfand. Diesen Widerwillen, der ihn noch in Nürnberg völlig beherrschte, mußte er in München infolge der ungewöhnlichen Einrichtung des physikalischen Hörsaales der Universität und der großen Verschiedenheit seiner alten und neuen Zuhörer überwinden. Der Hörsaal enthielt nämlich nur Sitze zum Hören aber keine Tische zum Schreiben, und der qualitative Unterschied der Schüler von sonst und jetzt bestand darin, daß jene die erforderlichen mathematischen Vorkenntnisse besaßen, diese aber nicht. Ein Feind jener Oberflächlichkeit, wie sie nicht minder das bloße Anhören als das gedankenlose Nachschreiben exact-wissenschaftlicher Vorträge erzeugt, beschaffte O. den Studirenden eine schriftliche Beihülfe dadurch, daß er im ersten Jahre seiner Wirksamkeit an der Universität

(1852—1853) die Grundzüge seiner Vorlesungen in dem Maße als er sie hielt, lithographiren und unter die Zuhörer vertheilen, im zweiten aber mit geringen Abänderungen und Zusätzen auch für weitere Kreise (bei Schrag in Nürnberg) drucken ließ.

So entstand das Lehrbuch der Physik, das trotz seines unvortheilhaften Ursprungs doch durchaus des Verfassers würdig ist; denn jeder Abschnitt gibt Zeugniß von der auf eigener Prüfung und Forschung beruhenden tiefen Einsicht des Autors in den einzelnen Gegenstand, und die systematische Anordnung sowohl als die bündige Darstellung aller Theile bekunden den erfahrenen Lehrer, der die an ein Compendium zu stellenden Anforderungen nie aus den Augen verliert: „mit steter Hinweisung auf die Lücken, die von dem Lehrer noch auszufüllen bleiben, einen klaren und in sich zusammenhängenden Ueberblick der Hauptpunkte der Wissenschaft zu geben". Das Ohm'sche Lehrbuch gehört zu den wenigen, welche im Gegensatze zu den mit Recht in Mißcredit stehenden zahllosen Compilationen den Beweis liefern, daß ein gutes Lehrbuch zu schreiben eine wahrhaft wissenschaftliche Aufgabe für einen gereiften Forscher und Lehrer ist, und daher auch nur von einem solchen besorgt werden sollte.

Als O. an Ostern 1854 die Vorrede und noch einige Anmerkungen zu seinem Compendium niederschrieb, fühlte er wohl, daß dieses seine letzten Worte sein würden; denn zu Anfang jenes Jahres hatte ihn ein Schlaganfall betroffen, von dem er sich zwar soweit erholte, daß er seine Sommervorlesungen wieder aufnehmen konnte, aber eine bedenkliche Abnahme seiner Kräfte bemerkten sowohl er selbst als seine Freunde nur zu deutlich. Wehmüthig sahen sie den in Kurzem drohenden Verlust eines so seltenen Mannes voraus, und ihn überkam dasselbe Gefühl bei dem Gedanken, daß er nicht mehr im Stande sei, seine die Molecularphysik betreffenden Untersuchungen auszuführen. Er sprach sich hierüber nicht blos mündlich gegen Näherstehende, sondern auch schriftlich in seinem Compendium aus. Gelegentlich der Erörterung der Wirkung nämlich, welche galvanisch durchströmte Elektricitätsleiter aufeinander ausüben, und bei der Beschreibung der von Ampère aufgefundenen Thatsachen über die Anziehung und Abstoßung galvanischer Ströme äußerte er sich auch über ein nach seiner Ansicht in der Betrachtung galvanisch-magnetischer Vorgänge noch immer fehlendes, von ihm aber schon in der „galvanischen Kette" angedeutetes Verbindungsglied, und zwar „um so lieber, je zweifelhafter es ihm werde, daß er je wieder auf jene früheren Untersuchungen zurückkommen könne". Indem er dann den eigenthümlichen Zustand darlegt, den nach seinem Ideengange ein Leiter infolge eines ihn durchziehenden elektrischen Stroms annehmen müsse, und die Bemerkung beifügt, daß die von ihm auf diesen hypothetischen Zustand gegründeten vorläufigen Rechnungen zu seinem höchsten Erstaunen die Sätze von Ampère bis auf eine geringe in der Nichtbeachtung des elektrischen Zustandes der galvanischen Kette gelegene Modification erkennen ließen, fährt er fort: „Ich unterbrach meine hierauf bezüglichen Arbeiten mit dem Vorsatze, sie bei größerer Muße wieder aufzunehmen, ohne zu ahnen, daß eine dämonische Verkettung von Umständen mich für immer davon abhalten werde". Er gibt nun denjenigen, welche diese mühevolle aber sicher lohnende Arbeit nach ihm durchführen wollen, verschiedene Rathschläge, darunter diesen: die Anziehungen und Abstoßungen des Magnets nicht in besonderen positiv und negativ magnetischen, sondern in unveränderlich in die einzelnen Körperatome gelegten positiv und negativ elektrischen Kräften zu suchen, und schließt dann mit dem Beisatze: daß die Gedanken welche er hier niedergelegt, wohl Manchem als Träume erscheinen könnten, aber Niemand, der Beruf und Kraft genug dazu besitzt, abhalten sollten, die ausführlichen Nach-

weise des von ihm nur theilweise erprobten Sachverhältnisses zu übernehmen man werde, wenn das Werk gethan sei, seinen Träumen Dank zollen.

Am Donnerstag, den 6. Juli 1854, Nachts zehn Uhr, bis zu welchem Tage O. trotz körperlicher Schwäche seine Vorlesungen hielt, erlosch infolge eine wiederholten Schlaganfalles plötzlich sein Leben. Eine halbe Stunde zuvor hatt er noch einigen Freunden ganz munter von seinen Erlebnissen in Köln un Trier erzählt. Am darauffolgenden Sonntag wurde er unter zahlreicher Be theiligung von Freunden, Collegen und Studirenden auf dem Münchener alte Kirchhofe, wo zur Zeit (1886) noch immer nur ein einfacher Denkstein das Gra bezeichnet, zur Ruhe gebettet.

O. hat es jederzeit abgelehnt, einem Maler oder Bildhauer zu sitzen un der Nachwelt sein Porträt ad vivum zu hinterlassen. Nur als die Photograph aufkam, saß er einem Anfänger dieser Kunst, sei es aus physikalischem Interes oder in der Absicht, den jungen Mann zu unterstützen, zu einem Lichtbil Dasselbe mißlang zwar, theils wegen des ungenügenden optischen Apparate theils durch die ungeschickten Anordnungen des Photographen, wurde aber do unter Mitbenützung einer gelegentlich der Naturforscherversammlung zu Nürnber (1845) von Carl Heideloff gefertigten Profilzeichnung maßgebend für das Oelbil welches die k. Akademie der Wissenschaften zu München für ihren Sitzungssaa bestimmte, und für die Marmorbüste, welche König Ludwig I. in der baierische Ruhmeshalle aufzustellen befahl. So ist es begreiflich, daß beide Bildnisse di jenigen nicht befriedigen, welche O. jahrelang nahe standen. Georg Simon O erreichte ein Alter von 65 Jahren. Er war von fast klein zu nennender unter setzter Statur, aber der ausdrucksvolle Kopf mit der hohen etwas gefurchte Stirne, einem Paar geistvoller Augen und scharfgeschnittenem Munde verriet auf den ersten Blick den ernsten Denker und zugleich wohlwollenden Menschen freund. Stets ruhig und besonnen, sprach er nur wenig, seine Rede aber wa immer gehaltreich und oft voll munterer Laune. Von dem ihm eigenen Wi und Humor machte er auch bei seinem Unterrichte Gebrauch, um an den Schüler Fehler zu rügen, deren Verbesserung nur des Wollens bedurfte, und er hat dur sein von natürlicher Wärme getragenes, jede Verletzung vermeidendes Verfahre ohne Zweifel die Wirksamkeit seiner ausgezeichneten Lehrmethode noch verstärkt Ohm's Lebensgewohnheiten waren von Hause aus einfach und sind es bis z seinem Tode geblieben. Die bei dem Eintritte in das öffentliche Lehram und lange hernach noch ungünstigen äußeren Verhältnisse seiner Stellung ware nach seinem eigenen Geständnisse schuld daran, daß er es nie versuchte, „der Mangel an befreundetem Umgange abzuhelfen und aus dem bescheidenen Genuß eines stillen Familienglückes Muth und Stärke für die kleineren und größere Leiden des Lebens zu schöpfen". Erst mit seinem Umzuge nach München erga er sich in die sorgsame Pflege einer nahen Verwandten.

O. war im Grunde nur seinen Schülern, Freunden und Collegen näh bekannt; in weiteren und namentlich hohen Kreisen wußte man wenig von ihm Auch hat weder die glänzende Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verdienst von Seite der Akademien zu London, Turin, Berlin und München, welche ih zum Mitgliede ernannt hatten; noch die hohe Ehrung seiner im Lehr- un Rectoramte bewiesenen Tugenden von Seite der städtischen Collegien zu Nür berg durch Verleihung des Ehrenbürgerrechts, noch endlich die seltene Auszeichnu durch seinen König, der ihn gleich bei der Stiftung des Maximilianordens f Kunst und Wissenschaft zum Mitgliede desselben berief, die öffentliche Aufm samkeit in nennenswerthem Grade auf den trefflichen Mann gelenkt. Der G hiervon liegt wol nicht minder in der Gemüthsanlage Ohm's als in den ge schaftlichen Verhältnissen der Gelehrtenwelt, wie sie sich nach und nach an

[...]ersitäten ausgebildet haben. Erziehung und Unterricht hatten glücklicherweise ein natürliches kindliches Wesen nicht verwischt: im Verkehr mit der Welt zeigte [...]r sich wie in allen Verhältnissen wahr, offen und anspruchslos; bei der Bewerbung um eine die Existenz sichernde und die Möglichkeit freier wissenschaftlicher Thätigkeit gewährende Stelle setzte er dem Vordrängen Anderer keinen Widerstand entgegen; selbst das nach Vollendung seiner „galvanischen Kette“ zu Berlin über ihn hereingebrochene Mißgeschick, sechs Jahre des schönsten Mannesalters als Privatgelehrter verleben zu müssen, erfüllte ihn nicht lange mit Bitterkeit und menschenfeindlicher Stimmung, sowie seine im letzten Lebensabschnitte erfolgte Erhebung unter die wissenschaftlichen Größen ersten Ranges keine Aenderung der gewohnten Einfachheit und Bescheidenheit seines Benehmens bewirkte. Die Verdienste Anderer beurtheilte er ohne Ansehen der Person stets gerecht und billig, und die Berichte und Gutachten, welche er als Beamter, Gelehrter und Akademiker zu erstatten hatte, zeichnen sich alle durch Objectivität, Gründlichkeit und Klarheit aus.

Vorherrschend Autodidakt bewegte sich O. stets auf eigenen Fährten und mannhaft seine Ueberzeugung vertretend, vermied er jeden Anschluß an eine Partei in der Wissenschaft wie im Leben. Gerade dadurch aber hat er die frühzeitige Anerkennung seiner wissenschaftlichen Erfolge, wenn nicht verhindert, doch verzögert. Denn die Erfahrung zeigt, daß nicht selten Gelehrte von mäßigen Leistungen aber großer gesellschaftlicher Gewandtheit eher zu ausgebreitetem Rufe und hohen Ehren gelangen als jene unweltläufigen Forscher, welche sich zwar aufs Entdecken, aber nicht auf die Mittel und Mittelchen verstehen, welche zu vortheilhafter äußerer Anerkennung führen. Ist es auch mißlich und im Allgemeinen nutzlos, Vermuthungen darüber aufzustellen, wie sich eine bereits abgeschlossene Laufbahn unter anderen Verhältnissen wohl hätte gestalten können: in Beziehung auf O. läßt sich mit größter Wahrscheinlichkeit behaupten, daß er, wenn ihm bald nach Vollendung seiner „galvanischen Kette“ Stellung und Mittel eines akademischen Lehrers zugefallen wären, seine Forschungen über den dunkelsten und schwierigsten Theil der Naturwissenschaft, die Molecularphysik, zum Abschluß gebracht und damit der wissenschaftlichen Welt ein Geschenk gemacht hätte, das ihr vielleicht erst das nächste Jahrhundert bringt.

Aber auch ohne diesen Abschluß gehören Ohm's wissenschaftliche Thaten der Geschichte an, und seine Entdeckungen greifen so wesentlich in den Bestand der Physik ein, daß sie gar nie vergessen werden können. Darin liegt aber ein wesentlicher Unterschied und zugleich Vorzug gegenüber jenen von den Zeitgenossen oft überschätzten wissenschaftlichen Verdiensten, die entweder nur in der Aufstellung neuer für die Forschung nützlicher Ideen, oder in wirksamer Anregung Anderer zu wissenschaftlicher Thätigkeit, oder endlich in erfolgreicher Anwendung theoretischer Ergebnisse auf Befriedigung von Bedürfnissen des praktischen Lebens bestehen. Von der Ueberzeugung durchdrungen, Ohm's Name werde bis in die fernsten Zeiten in der Reihe tiefsinniger Forscher fortglänzen, können seine Freunde nur noch das Eine wünschen, daß die Zukunft neben den wissenschaftlichen Leistungen auch des edlen Charakters eingedenk bleibe, der den Lebenden zierte und den Gelehrten zur Höhe des ganzen Mannes emporhob.

Vgl. des unterzeichneten Verfassers „Gedächtnisrede auf Georg Simon O., den Physiker“. München 1882. Bauernfeind.

Ohm: Martin O., Mathematiker, geb. am 6. Mai 1792 zu Erlangen, † am 1. April 1872 zu Berlin. Jüngerer Bruder des Physikers Georg Simon O. (s. o.) wetteiferte er mit diesem an Berühmtheit, nur freilich mit dem erheblichen Unterschiede, daß während das Ohm'sche Gesetz das Andenken des Einen für die ferne Zukunft sicher stellt, der Andere das Schwinden seines Ruhmes selbst erlebte.

Die anfangs stetig ansteigende Laufbahn, welche O. durchlief, der 181.. als Privatdocent der Mathematik in Erlangen sich habilitirte, 1817 als Ob.. lehrer an das Gymnasium zu Thorn berufen wurde, 1821 neuerdings den Leh.. stuhl einer Hochschule und zwar in Berlin als Privatdocent bestieg, um 1.. ebenda zum außerordentlichen, 1839 zum ordentlichen Universitätsprofessor be.. fördert zu werden, womit er Professuren an der Bauschule, an der Artiller.. und Ingenieurschule, an der allgemeinen Kriegsschule vereinigte, hat etwa .. Ende der vierziger Jahre ihren Höhepunkt erreicht. Damals war O. so .. der allgemeine Lehrer, so bekannt und geschätzt in weitesten der Wissensch.. fremden Kreisen, daß er 1849 von einem berliner Wahlkreise ins preußische A.. geordnetenhaus entsandt wurde, dem er 3 Jahre lang als Mitglied der rech.. Seite angehörte. Die Männer der Wissenschaft hatten damals bereits üb.. seine mathematischen Leistungen den Uebergang zur Tagesordnung vollzoge.. während die letzten Theile seines 9bändigen Werkes: „Versuch eines vollkom.. consequenten Systems der Mathematik“ (Nürnberg 1822—52, Bd. 1—3 .. 2. Auflage ebenda 1853—54) noch im Erscheinen begriffen waren. Es w.. ungerecht zu leugnen, daß O. in diesem Werke und in zahlreichen ander.. Büchern eine an sich lobenswerthe Folgerichtigkeit anstrebte. Leider war .. Auffassung der Analysis als eines rein formalen Rechnens, ein absichtl.. Zurückweisen aller der wichtigen Untersuchungen über Reihenconvergenz, le.. es um allgemeine Ergebnisse und nicht um Sonderfälle sich handelte, eine v.. nehme Geringschätzung der bahnbrechenden Leistungen seiner Fachgenossen Jac.. Abel, Dirichlet u. s. w. die Grundlage, auf welche O. sein System aufbau.. und sobald man die Unbeständigkeit dieser Grundlage erkannte, mußte das .. ihr hergestellte Gebäude zusammenbrechen.

Die Schriften Ohm's vergl. bei Poggendorff, Biogr.-literar. Handwörter.. zur Geschichte der exacten Wissenschaften, Bd. II, S. 318. Cantor.

Ohmacht: Landolin O., Bildhauer, wurde geboren am 6. Novemb.. 1760 in dem Schwarzwalddorf Dunningen bei Rottweil, als Sohn eines klein.. Bauern, des Nikolaus O. und der Mutter Agathe Stern. Der Sohn wurde z.. Viehhüten verwendet, und es ist aus dieser Jugendzeit eine Anekdote verbürg.. welche an die Erzählung Vasaris über die Art wie Giotto Maler wurde, erinner.. Zu dem Bügermeister von Rottweil, Gaßner, bei dessen Klugheit und Wo.. wollen die ganze Gegend sich guten Rath zu holen gewohnt war, kam 17.. Nikolaus O. und klagte: „Ich habe einen Sohn, der ist das Herzl.. meiner Familie. Meine zwei Töchter sind meine Freude, aber meinen Bub.. Landolin hat mir meine Frau geboren, der Sünden abzubüßen“. Damit e.. zählte er, wie Landolin anstatt auf die Kühe Acht zu geben, aus Holz al.. möglichen Figuren schnitze. Gaßner erkannte in den mitgebrachten Mustern d.. Talent des Knaben, und rieth, ihn bei einem der Holzschnitzer und Schrein.. des Schwarzwaldes in die Lehre zu geben. O. kam nach Triberg, verli.. aber das Haus seines Lehrherrn bald wieder, da er erkannte, daß er von ih.. nichts mehr lernen könne, und ging nach Freiburg, wo er in einer Werkstät.. arbeitete. Auf der damals für Handwerksgesellen vorgeschriebenen Wanderscha.. kam er durch eine Verwendung des Magistrats von Rottweil nach Frankentha.. zu dem Bildhauer und Schnitzer Melchior, dem ein tüchtiges Können, und selb.. gründliche theoretische Kenntnisse in der Materie der Kunst nachgerühmt werde.. Im Jahre 1780 zog es ihn wieder in seine Heimath, und dort erhielt er d.. ersten Auftrag auf „vier Stücke in halberhabener Arbeit, Christus, Petrus, un.. auf zwei Tafeln das Opfer Melchisedecks“. — Diese Jugendarbeit ist im Ch.. der Heilig-Kreuz-Kirche in Rottweil noch erhalten. Von Rottweil kehrte .. für einige Zeit zu seinem Lehrer Melchior zurück und führte dann mehre..

Porträtbestellungen in Mannheim und Basel aus. 1788 trifft er mit Lavater zusammen und fertigt dessen Büste. Der Seelenkünder von Zürich fand großes Gefallen an dem aufstrebenden jungen Manne und schrieb für ihn eigens ein Werkchen, betitelt „Andenken an liebe Reisende", zweihundert Denksprüche enthaltend, denen eine innige Widmung vorausgeht, in denen Lavater O. als „einen Geweihten vom Geiste", als „feinfühlenden Künstler voll Geistessanftmuth und Stärke" preist. Anfang der neunziger Jahre ging ihm endlich der Wunsch in Erfüllung, Italien und seine Kunstschätze besuchen zu dürfen. Zwei Jahre verweilte er auf dem classischen Boden, den größeren Theil derselben in Rom verbringend. Er arbeitete in mehreren vorzüglichen Werkstätten, kam mit Canova in Berührung, bewegte sich in den Kreisen der französischen Schule in der Villa Medici und wurde mit den Schriften Winkelmanns vertraut. Der Einfluß dieses römischen Aufenthalts und der Autoritäten Canova's und Winkelmann's auf das ganze spätere Schaffen des Künstlers ist unverkennbar. Auf seiner Rückreise besuchte er Wien, München und Dresden, und kam auch nach Hamburg, welche Stadt, wie er oft versicherte, seiner „Gemüthlichkeit sehr zusagte". Hier erhielt er einen Auftrag, durch dessen Ausführung er zuerst weiteren Kreisen als tüchtiger Künstler bekannt wurde. Er fertigte das Denkmal des Bürgermeisters Rhode von Lübeck, das in der Hauptkirche dieser Stadt aufgestellt wurde. Es besteht „aus einer Gruppe in Marmor, eine weibliche Figur, die ein Kind auf den Armen hält". Zu Klopstock trat O. in nähere Beziehungen, und fertigte mehrere Büsten des großen Barden, welche allgemeinen Beifall fanden. Ende 1796 finden wir den Künstler wieder in seiner Heimath, wo er als ein Zeichen seiner Pietät das Porträt des Mannes verfertigte, der ihm durch seinen Rath den Weg zur Kunst eröffnet hatte. Im Januar 1797 heirathete er eine Enkelin Gaßners. Als kurz darnach Rottweil, das durch die Truppendurchmärsche verarmt war, sich in finanzieller Verlegenheit befand, schoß ihr der arme Hirtenjunge von ehedem eine Summe von fünftausend Gulden vor, wofür ihm die Stadt das Bürgerrecht verlieh. Während der Krönung Kaiser Leopolds befand sich O. in Frankfurt, um mehrere Porträts zu fertigen, als er einen Auftrag erhielt, die Büste Napoleons, der eben damals beim Rastatter Congreß verweilte, zu meißeln. Er stand an einem Wendepunkte seines Lebens. Würde der General, der in raschen Schritten der Kaiserkrone entgegeneilte, Gefallen an dem Künstler gefunden haben, wie das wahrscheinlich ist, so würde sich wohl auch für ihn, wie etwa für den Elsässer Johann Urban Guerin eine glänzende Laufbahn in der Nähe des Hofes eröffnet haben. Es war anders bestimmt. Als O. nach Rastatt kam, hatte der Rastlose den Congreß bereits verlassen, und dem Künstler blieb ein stillerer, vielleicht aber glücklicherer Lebensgang vorbehalten. An der Wende der Jahre 1800 und 1801 wurde O. nach Straßburg berufen, um ein Denkmal in Arbeit zu nehmen, das Frankreich dem bei Marengo gefallenen General Desaix bestimmt hatte, und das auf der Rheininsel zwischen Straßburg und der Brücke von Kehl, welche mehrere Heldenthaten des Gefallenen gesehen hatte, errichtet werden sollte. Der Gesammtentwurf des noch vorhandenen Denkmals, ein großer Gedenkstein in der Form eines Sarkophags überragt von einem griechischen Helm, kommt mit seinen etwas schwerfälligen Verhältnissen auf die Rechnung des Baudirectors Weinbrenner aus Karlsruhe: O. hat die vier Basreliefs, welche den oberen Theil des Denkmals umgeben, und die kämpfenden Centauren am Helm geschaffen. Von wirklicher Schönheit sind die vier Victorien an den Ecken, die mit Recht für eine der vorzüglichsten Arbeiten des Künstlers gehalten werden. Nach einem Aufenthalt von 18 Monaten verließ O. Straßburg, um im Jahre 1803 zurückzukehren und seinen dauernden Aufenthalt daselbst zu nehmen. — Es begann eine Zeit reichster mannigfaltigster

Thätigkeit, deren Ergebnisse in alle Welt zerstreut sind. Das erste Werk d[es] Meisters, welches er in dem neugeschaffenen Atelier ausführte, war das Urth[eil] des Paris (Sandstein) aus den Jahren 1804—1807, für den Hofgarten in Münch[en] bestimmt. Zwei Kolossalbüsten in Marmor, Hans Holbein und Erwin v[on] Steinbach, jene von 1805, diese von 1810, gingen in die Sammlung des damalig[en] Kronprinzen Ludwig von Baiern. Als künstlerischen Schmuck für Gärten der Umgegend von Straßburg fertigte er einen Neptun und einen Faun, wel[cher] letzterer später nach Paris ging, nachdem er von dem Künstler wiederholt worden w[ar]. Für die Thomaskirche, den Camposanto der alten Universität und des Thoma[s]stifts, schuf er von 1809 an die Denkmale des Professors Jeremias Jakob Oberli[n], des Staatsrechtslehrers Wilhelm Koch, des Pfarrers Emmerich und des Medicine[rs] Reisseissen, für die „neue Kirche" das Denkmal des Predigers Blessig und d[es] Consistorial-Präsidenten von Türkheim. Das hervorragendste dieser Denkmale [ist] das von Koch, welches 1814—1815 entstand. Auf einer Art von Altar befind[et] sich in Ueberlebensgröße die Büste. Am Fuße des Sockels sitzt auf einem Fel[s]blocke das trauernde Straßburg, eine weibliche Gestalt, welche eine Eichenkro[ne] hält. Zur rechten steht der Genius der Wissenschaft mit den Rollen, welche [die] Werke des Verstorbenen bedeuten. Der Sandstein ist mit einer ungemeinen So[rg]falt behandelt, und die beiden Figuren sind mit einem trefflichen Verständniß f[ür] die Formen des menschlichen Körpers ausgeführt. Die Composition selbst, mit ihr[er] frostigen Allegorie ist allerdings ganz aus dem Styl des „Empire" gebore[n] und vermag uns heute nicht mehr zu befriedigen. Besonders gerühmt und a[ls] sein Hauptwerk bezeichnet, wird eine Arbeit der Jahre 1810 und 1811, ei[ne] Venus in Marmor, in aufrechter Stellung und in Lebensgröße. Der er[ste] Biograph Ohnmachts, G. L. Münz bezeichnet sie als „ein Werk der höchsten Kunst u[nd] des Künstlers eigene Apotheose". — „Die Göttin der Grazien ist dem Bade en[t]stiegen, sie hält mit beiden Händen ihr langes feuchtes Haar und erschei[nt] unverhüllt, in sich selbst geschmiegt, in holder Verschämtheit mit solchem Liebre[iz], daß uns das Wieland'sche: „Sie weckt und schreckt zugleich die lüsterne Begie[r]" unwillkührlich einfällt. Nie vielleicht hat der Meißel ein schönres Antlitz a[us] dem todten Stein in's Leben gerufen." Thatsache ist, daß der Künstler selb[st] eine besondere Vorliebe für dieses Werk hatte und nicht glaubte „soviel Seel[e], Leben und Liebe zum zweitenmale in einem Antlitz ausdrücken zu können". Diese „Venus" ging nach Paris, und soll von einem Portugiesen, der sie na[ch] Lissabon brachte, für 30 000 Francs erkauft worden sein. — Ein dem bish[er] behandelten ganz entgegengesetztes Stoffgebiet betrat er wieder, indem er — e[in] in mildem Sinn jener Zeit gläubiger Katholik — für die protestantische Kirc[he] in Karlsruhe eine Gruppe fertigte, den Crucifixus in der Mitte unter der Kanz[el] und hinter dem Altar, und zu beiden Seiten die Frauengestalten der Carit[as] und der Pietas. Die Arbeit wurde 1816 vollendet. Für das litterarische Casi[no] in Straßburg hatte er in derselben Zeit die Colossalbüste des populären Präfect[en] Lezai-Marnesia übernommen. Von seiner Hand sind zwei Gestalten der „Hebe" aus Marmor unbekannten Aufenthalts. In Rheims befindet sich eine marmorne Flora, als Denkmal des Naturforschers Castel, in der Domkirche zu Speyer das Denkmal für den römischen König Adolf. Die sechs Musen über dem Eingangsthor d[es] Straßburgers Theaters (ungefähr 2 Meter hoch) sind aus Ohmacht's Werkstat[t]. Neben den größeren Arbeiten fertigte er mit Vorliebe eine Menge kleinerer a[us] Alabaster, so lange es seine Zeit und der Zustand seiner Augen gestattet[e]. Davon sind zu nennen ein Büste des vaticanischen Apoll, das Basrelief d[es] Antonius, ein Hermaphrodit, eine junge Römerin, die auf einem Sessel sitzt un[d] einen Knaben hält. — Aus dem Gesagten geht hervor, daß es das Portrait un[d] der Stoffkreis der Antike waren, die ihn vorzugsweise beschäftigten. Sein[e]

Portraits haben alle einen vorrevolutionären, verallgemeinernden Zug, der den Härten der Physiognomie aus dem Wege geht, das Nackte ist mit feinem Geschmack in weicher Eleganz gebildet. Münz selbst bemerkt, daß O. vielfach nach den antiken Mustern, nur ausnahmsweise nach dem lebenden Modell gearbeitet habe. Er besaß das bei anderen „akademisch" geschulten Bildhauern seltene technische Vermögen, ohne großes Thonmodell und ohne die sogenannte „Punktirung" die Figuren nach einem etwa fünfzehn Zoll hohen Thonmodell aus dem Stein zu hauen. O. bildete Schule, und als die bedeutendsten seiner Schüler sind zu nennen, Graß, Dombildhauer in Straßburg, der Schöpfer des Kleberdenkmals in Straßburg, des „Ikarus", und der „kleinen Bretagnerin", ferner der jüngere Kirstein, der Ciseleur, sodann Bildhauer Friedrich und Professor Alric in Kairo. Ueber die Trefflichkeit seines Charakters, über die Einfachheit, Aufrichtigkeit und Milde seines Wesens sind alle Stimmen einig. Den geistigen Ausdruck seines Antlitzes zeichnet Lavater in der schon citirten Widmung, „den Blick" preisend, „in dem von der ewigen Welt, was Milde, schimmert"; über Aeußeres unterrichten die Worte eines Zeitgenossen: „der Fremde, der in die Werkstätte dieses großen Künstlers getreten ist, hat immer ein Erstaunen herausgetragen, wie aus einem so einfachen, fast vernachlässigten, äußeren Wesen heraus ein Kunstgeist und ein Menschenherz sich kund geben können, vor dem Kaiser und Könige zu erscheinen, es nicht unter ihrer Würde hielten, und wer den Mann sah in seiner baumwollenen Mütze, die Tabakspfeife im Munde, den Meißel in der Linken, den Hammer in der rechten Hand, hätte nicht geglaubt, in ihm den suchen zu sollen, der mit Fürsten und Gelehrten in mündlichem und schriftlichem Verkehr stand, und an den aus den verschiedensten Ländern von den Großen der Zeit die Anfrage gelangte, er möchte auch ihre Museen, Kirchen und Denkmäler mit den Werken seiner Hand ausschmücken". O. starb, nachdem ihn in den letzten Jahren mehrere Schlaganfälle betroffen und seine Hand gelähmt hatten, am 31. März 1834. Zwanzig Jahre später fand in Straßburg eine Lotterie statt, in welcher die im Besitz der Familie noch vorhandenen Werke zu Gunsten eines Enkels des Künstlers abgesetzt wurden.

G. L. Münz, Der Bildhauer Ohmacht und seine Werke. Hadamar u. Coblenz 1818. 54 Seiten. — J. T. Hermann, Notices historiques sur la ville de Strasbourg (von 1817 an). II. S. 359. — Ehrenfried Stöber, Sämmtliche Schriften und kleine prosaische Schriften. III. Bd. Straßburg 1836. S. 115 ff. — L. Schneegans, l'église de Saint Thomas à Strasbourg et ses Monuments. Strasbourg 1842. S. 188 ff. — Pfarrer Blind, im „Straßburger Wochenblatt. 25. Febr. 1854. Nr. 16. — Alexandre Dumas, causeries d'un Voyageur. Feuilletons du „Pays", 7. 8. 9. Juillet 1854. — Schneegans, Alsatia 1855: Fünf Briefe des Bildhauers Melchior an seinen Schüler Ohmacht. — P. E. Tuefferd, L'Alsace artistique. Mulhouse 1885. p. 271. — Echo artistique d'Alsace, Mulhouse, 2. Année 1885. No. 37. 38.

A. Schricker.

Oehms: Anton Oe., Theologe, geboren auf der Brantenmühle bei dem Kloster Himmerode in der Eifel, um 1735, ward 1756 Stiftsherr in St. Paulin bei Trier, 1764 Professor der Theologie an der Trierischen Universität, wo er die h. Schrift erklärte und morgenländische Sprachen lehrte. Er gab in der Folge das Lehramt ab, als er Kellner, d. i. Verwalter des Paulinusstifts wurde, und starb als Ehrenmitglied des Domstifts zu Trier 1809, im 74. Jahre seines Lebens, von seinem Mitbürger hochgeachtet. Als Schriftsteller hat er außer einer dogmatisch-exegetischen Arbeit „de Deo uno et trino", welche ihm Verdrießlichkeiten mit Rom zuzog, hauptsächlich auf dem Gebiete der Trierischen Geschichte gearbeitet, welche er durch mehrere Untersuchungen über das Stift St. Paulin bereicherte.

Man rühmte auch seine künstlerische Fertigkeit in der Behandlung des Elfenbein und Metalls. Seine Bibliothek und die von ihm hinterlassenen Papiere gehöre dem Priesterseminar in Trier, welchem er dieselben durch Testament hinterließ.

Vergl. Trierische Kronik 1823, VIII, 61 f. — Marx, Erzstift, II, 2, 73
F. X. Kraus.

Oehme: Ernst Ferdinand Oe., Landschaftsmaler, war am 23. April 1797 zu Dresden-Friedrichstadt geboren. Bis in sein zwanzigstes Jahr gezwungen, sich als Schreiber und Expedient eines Thoreinnehmers sein Brod zu verdienen, fand Oe. wenig Zeit, seiner Neigung zur Landschaftsmalerei nachzugehen; doch genügten die geringen Proben seines durch keinerlei Unterricht geleiteten Privatfleißes, um den kunstsinnigen Herrn von Quandt auf das junge Talent aufmerksam zu machen. Seiner Empfehlung verdankte es Oe., daß ihm der Prinz Friedrich August von Sachsen, der spätere König, die Mittel gewährte eine Reihe von Jahren in Dresden dem Studium der Malerei obzuliegen. Er schloß sich, wie viele jüngere Dresdner Künstler, dem originellen Landschaftsmaler Caspar David Friedrich an, welcher die Darstellung abstracter Gedanken durch symbolisirende Naturbilder als die höchste Aufgabe der Landschaftsmalerei ansah. Im Sommer 1821 trat Oe. auf der Ausstellung der königl. sächsischen Akademie der Künste mit seinem Erstlingswerke hervor, einem „Klosterhof“ in winterlicher Abendstimmung. „Aus einer gothischen Halle, so beschreibt Ludwig Richter das Bild, sah man auf einen beschneiten Kirchhof, wo ein Zug Mönche einen Sarg nach der erleuchteten Pforte einer alten Kirche trug.“ Die Ausstellung des nächsten Jahres enthielt zwei weitere Oelgemälde des jungen Künstlers, einen „Felsengrund mit Buchen“ und eine Darstellung des Schlosses Maxen, welches Oe. für den ihm befreundeten Besitzer, den Major v. Serre, gemalt hatte. Der Erfolg dieser Bilder war so bedeutend, daß der fürstliche Gönner sich entschloß, ihm ein Reisestipendium nach Italien für mehrere Jahre zu bewilligen, und überhaupt die Sorge für seine weitere Ausbildung übernahm. Wahrscheinlich schon im J. 1822 siedelte Oe. nach Rom über. Denn als Ludwig Richter im folgenden Jahre gleichfalls nach Rom kam, fand er Oe. bereits daselbst vor. Seit früher Jugend mit einander bekannt, schlossen sich die beiden Männer in der Fremde auf das engste an einander an. Ihre Freundschaft dauerte das ganze Leben hindurch und ging auch auf die beiderseitigen Familienglieder über. Der Dritte in diesem Bunde wurde der erst einige Zeit später in Rom eintreffende Historienmaler Karl Gottlieb Peschel. — Mit Richter unternahm Oe. im Mai 1824 eine Studienreise in das Albanergebirge; während der Sommermonate zogen sie nach Tivoli, wo Oe. bis Anfang September eifrig nach der Natur arbeitend, verweilte. Zu Weihnachten erkrankte er heftig, genas aber unter der treuen Pflege der Freunde bald wieder. Ende Juni 1825 kehrte er nach Dresden zurück, da ihm Prinz Friedrich August ein, wenn auch sehr geringfügiges, Jahresgehalt zugesichert hatte. — Daß der römische Aufenthalt von wesentlichem Einfluß auf die Entwickelung von Oehme's Kunst gewesen, muß nach den Bemerkungen Richter's geleugnet werden. An dem Anschluß an die in Rom herrschende classische Richtung hinderte Oe. seine zum Sentimentalen und Düstern hinneigende Natur, welche einem Manne wie Koch unverständlich bleiben mußte. Daher machte auch dieser gar kein Hehl daraus, daß ihm die Landschaften Oehme's nicht genügten. Ebenbenso verwarf Julius Schnorr von Carolsfeld, obwol schonender als Koch, bei Gelegenheit der von den Freunden eingerichteten Compositionsabende Oehme's Neigung zum sogenannten Stimmungsbild. So weit es ihm möglich war, fügte sich daher Oe. in Rom der herrschenden Ansicht und versuchte gleichfalls einige heitere italienische Landschaften zu malen. Es gelang ihm aber nicht, in denselben über die bloße Vedute hinauszukommen. In

resden hingegen entledigte er sich der seiner Natur Zwang anthuenden Auffassungsweise der römischen Freunde; er kehrte wieder zum Stimmungsbilde zurück und wußte dasselbe zwar eigenthümlich, aber meist hochpoetisch zu gestalten. Seine in Italien entstandenen Bilder gingen größten Theils in den Besitz des Prinzen Friedrich August über, welcher sie als eine Art von Ausgleich für die Kosten der Reise empfing. Da die Beziehungen noch in späteren Jahren, als Friedrich August zur Regierung gelangt war, fortbestanden, so war dies auch bei der Mehrzahl der von Oe. in Dresden geschaffenen Werke der Fall. Nach dem Tode Friedrich Augusts erbte sie dessen Wittwe und von dieser wieder der Prinz Georg, Herzog zu Sachsen, in dessen Schlössern daher gegenwärtig die größte Zahl Oehme'scher Oelgemälde zu finden sein dürfte. Aus der langen Reihe derselben nennen wir in chronologischer Ordnung folgende: 1826: 1) „Klostergarten der Capuziner in Sorrent"; 2) „Mondnacht aus dem Golf von Salerno"; 3) „Der Vesuv in Morgenbeleuchtung"; 4) „Bergleute betend vor der Einfahrt zum Schacht, Morgendämmerung" (diese vier Bilder waren nach Ludwig Richter die besten der Ausstellung des Jahres 1827). 1827: „Der Abend in den Tiroler Alpen, ohnweit Niederndorf" (einst im Besitz des Herrn v. Quandt, in dessen Sammlung das Bild als das Alpenglühen bezeichnet wird). 1828: „Das Schloß zu Colditz, aus dem Thiergarten gesehen", Herbsttag. 1830: 1) „Finstermünz" (früher Eigenthum des Herrn v. Quandt); 2) „Das große Gehege bei Dresden", Herbstabend (Dresdner Galerie). 1837: „Der Kirchhof an einem Sommerabend". 1841: „Mondscheinlandschaft". 1848: „Das Glühen der Gletscher in der Schweiz". 1852: „Frühlingslaube". 1853: „Verödetes Schloß im Eichenwalde, Vollmondnacht". 1854: „Abendlandschaft mit Ruine". Für die Verlosung des sächsischen Kunstvereins wurden fast alle Jahre ein oder mehrere Bilder Oehme's angekauft. Wiederholt wird in den Berichten dieses Vereins auf die von Oe. ausgestellten Landschaften als auf besonders erfreuliche Leistungen hingewiesen. Auch das Leipziger Museum besitzt ein Bild von Oe. Von Reproductionen seiner Werke sind die folgenden bekannt: 1) „Herbstabend". Radirt von L. Richter, 2) „Der Christtagmorgen". Gest. von H. Busse, 3) „Partie bei der Friedrichsbrücke in Friedrichstadt-Dresden". Gest. von Veith. (Diese drei Blätter aus der Bilderchronik des Dresdner Kunstvereins.) 4) „Bergcapelle" (Ausgeführte Radirungen nach Originalgemälden von Wilh. Witthöft, Leipzig. Fol. o. J.). Aus Oehme's Leben in Dresden sind nur wenig Ereignisse erwähnenswerth. Um sich und seine Familie zu erhalten, mußte er neben seiner künstlerischen Thätigkeit noch Unterricht ertheilen und sich „sein Stücklein Brot im Schweiße des Angesichts" verdienen. Vom Jahre 1842 an bis zum Schluß seines Lebens war er Zeichenlehrer am Blochmann'schen Institut; 1846 erhielt er den Titel Hofmaler, womit eine Aufbesserung seines Gehaltes verbunden war, und gleichzeitig wurde er zum Ehrenmitgliede der Akademie ernannt. O. starb am 10. Septbr. 1855 zu Dresden. Er war nach dem Urtheile seines Freundes Richter „eine feine, poetische Natur, schlicht und herzlich und bei aller Behaglichkeit seines Wesens voll des köstlichsten Humors und Mutterwitzes". Besonders beliebt machte ihn seine komische Begabung, vermöge deren er „fast ohne alle Hülfsmittel eine Persönlichkeit vollständig in Mienen, Bewegung und Sprache darzustellen vermochte". Er wußte oft in heiteren Stunden durch dieses Talent geradezu „kleine Kunstwerke hervorzuzaubern, welche in heiterster Laune, ja zum Jubel fortrissen".

Nach einer Mittheilung des Herrn Professors Erwin Oehme in Blasewitz, den Ausstellungsverzeichnissen d. k. s. Akademie der Künste und den Jahresberichten des Kunstvereins zu Dresden, namentlich aber nach Ludwig Richter, Lebenserinnerungen eines deutschen Malers, Frankfurt a. M. 1885. S. 137,

147, 195 ff., 409 ff. und an vielen anderen Stellen. — Vgl. das Ver zeichniß der von Herrn v. Quandt hinterlassenen Gemäldesammlung, Dresde o. J. (1868) S. 15, 28, 30. — Die wenigen Angaben in G. K. Nagler' Künstlerlexikon sind sehr unzuverlässig; sogar der Vorname ist falsch ange geben. H. A. Lier.

Oischinger: Johann Nepomuk Paul O., katholischer Theologe un Philosoph, geb. am 13. Mai 1817 zu Wittmannsberg in Baiern, † a 11. December 1876 zu München. O. lebte, nachdem er zu München Phil sophie und Theologie studirt hatte, Doctor der Philosophie und am 14. Ju 1841 zu Regensburg Priester geworden war, ohne Anstellung, vielfach kränkel in München, mit Studien und Schriftstellern beschäftigt, in den ersten Jahr in anregendem Verkehr mit strebsamen jungen Leuten, später mehr und me vereinsamt. Das Ziel seiner schriftstellerischen Thätigkeit war die Begründu einer neuen christlichen Philosophie und eine wissenschaftliche Darstellung d katholischen Lehrbegriffs mit Ausscheidung der von ihm für irrig gehalten mittelalterlich-scholastischen Elemente. Schon 1843 gab er einen „Grundriß einem neuen System der Philosophie" heraus, 1849 eine Abhandlung „Phil sophie und Religion", mit einer Vorrede von F. A. Staudenmaier, 18 „System der christlichen Philosophie", eine erweiterte Umarbeitung der ers Schrift, dazu 1854 „Apologie der christlichen Philosophie gegen Dr. Denzinge (Professor der Dogmatik in Würzburg). Von dem 1858 begonnenen, auf 10 Bän berechneten „System der christlichen Glaubenslehre" sind nur zwei Bände schienen. In den meisten seiner Schriften, die eine große Belesenheit in d philosophischen und theologischen Litteratur bekunden, aber in weiteren Kreis wenig Beachtung gefunden haben, polemisirt O. einerseits gegen andere Phil sophen, auch gegen den katholischen Philosophen Anton Günther: „D Günther'sche Philosophie", 1852 (vgl. P. Knoodt, A. Günther, 2. Bd., S. 1 204, 285, 445), — andererseits gegen die scholastische Theologie des Mittelalte „Die christliche Trinitätslehre", 1850; „Die speculative Theologie des h. Thom von Aquin, des englischen Lehrers, in den Grundsätzen systematisch entwickel 1858 (diese Schrift, keine andere von O., wurde in Rom in den Index geset „Commentarii theologici, quibus quaestiones de theologia scholastica exp nantur", 1860; „Die Einheitslehre der göttlichen Trinität", 1862; „Die chr liche und scholastische Theologie, oder die christlichen Grunddogmen n den Symbolen, Concilien und Vätern der Kirche entwickelt, sowie gegen die weichenden Lehren der Scholastiker vertheidigt. Der Gesammtkirche, insbeson dem ökumenischen Concil vorgelegt und gewidmet", 1869. Verhältnißmäßig günstigsten wurde aufgenommen: „Speculative Entwickelung der Hauptsyst der neueren Philosophie von Descartes bis Hegel", 1853—54, zwei Bän O. übersetzte auch, wahrscheinlich hauptsächlich um sich seinen Lebensunterh zu sichern, eine Reihe von Schriften aus dem Lateinischen (Thomas von Aqui Goldene Kette zu den Evangelien, 7 Bände, desselben Predigten, Beda's milieen, 3 Bände), Französischen (Gousset's Moraltheologie, Schriften von doire und Prat) und Italienischen (Leben des h. Paul vom Kreuze).

Schäfler, Handlexikon III, 366. — Deutscher Merkur 1876, 433.

Reusch

Okeghem: Johannes O. (Ockegen, Okgekhem, Okegam, Oghegh Ocheghen, Ockeghem, Ockenheim, Okenheim, Okreghem, O ghem, Octinghem, Ochinghem [Haberl S. 524], Oqueghem, Okeghem [Fétis, Biogr. VI, 358] Okeeghem, Okekem, Okhenhem i [Eitner, Bibliogr. 757], Orreguen [van der Straeten VII, 474]), einer bedeutendsten niederländischen Tonsetzer des 15. Jahrhunderts, wurde, wie F

u. A. combiniren, um das Jahr 1430 geboren. Der Geburtsort ist mit Sicherheit nicht festzustellen; indessen hat M. de Burbure aus den Rechnungen der Stadt Termonde in Flandern nachgewiesen, daß dort in den Jahren 1381 bis 1430 eine Familie „van Okeghem“ ansässig war, und schließt daraus, daß der große Componist dieser Familie entstamme. Da der Name „de Okeghem“ auch in den Ueberschriften zu den Compositionen dieses Meisters vorkommt, so ist seine Vermuthung aller Wahrscheinlichkeit nach zutreffend (vgl. Fétis VI, 357). In den Rechnungen der Kathedrale von Antwerpen aus den Jahren 1443 bis 1444 figurirt der Name O. unter den Chorsängern. Daraus läßt sich wohl der Schluß ziehen, daß unser Meister als Knabe in die Singschule der Kathedrale, welche schon seit dem 13. Jahrhundert existirte (van der Straeten VI, 72) eintrat und später, als seine Stimme brach, unter die Zahl der besoldeten Sänger aufgenommen wurde. Vom Jahre 1444 an verschwindet sein Name aus den Listen. Fétis glaubt nun, daß O. im J. 1445 nach Bruges gegangen sei und dort unter Binchois in der Capelle Philipps des Guten weiteren Studien in der Composition obgelegen habe, im J. 1450 möge er dann als einfacher Sänger in die Capelle des Königs von Frankreich eingetreten sein. Im J. 1461 ist O. wie urkundlich nachgewiesen werden kann, erster Sänger (proto-capellanus) in der Capelle des französischen Königs Karl VII. Auch unter dessen Nachfolger Ludwig XI. bekleidete unser Meister dieses Amt, denn im J. 1476 dedicirte Tinctoris sein Buch: „De natura et proprietate tonorum“, den „praestantissimis ac celeberrimis artis musicae professoribus Joanni Okeghem, christianissimi Ludovici XI. regis Francorum protho-Capellano ac magistro Antonio Busnois illustr. Burgundorum regis cantori“. Auffallend ist daß, wie Fétis sagt, in den Rechnungen der Hofcapelle vom J. 1461 an der Name O. nicht mehr vorkommt, dagegen ein gewisser Gourdin als Protocapellanus angeführt wird. Ludwig XI. hatte unterdessen seinen ersten Sänger zum Schatzmeister an der Capitelkirche des h. Martin in Tours ernannt und ihm damit ein Ehrenamt wie auch eine einträgliche Präbende zugewiesen. Wir erfahren dieses aus den Urkunden der Städte Damme und Bruges, welche O. im J. 1484 mit seinen Sängern (cum suis) besuchte: „Item, den VIII^en dach vander zelver maendt (oust), ghepresenteirt mijnen heere de provost van Tours, eerste capellaen vanden Conine van Vanckerijcke, hier commende met zijnen gheselcepe, IIII kannen wijns van VI grots den stoop; comt II liv. VIII. s. paris“ (van der Straeten I, 100). Unter dem 15. August desselben Jahres berichten die Acta cap. S. Donati in Bruges: „Sex cannae vini, pro subsidio sociorum de musica, in coena facta domino thesaurario Turonensi, domino Johanni Okeghem, primo capellano regis Franciae, musico excellentissimo cum suis“ (das. S. 101). Im J. 1491 wird in den Acten (Bibl. in Paris) ein gewisser Erars als Sänger und Orgelspieler der königlichen Capelle angeführt, der im J. 1499 auch das Amt eines thesaurarius S. Martini in Tours bekleidet. Daraus läßt sich wohl schließen, daß O. während dieser Zeit unter Beibehaltung seiner Titel in den Ruhestand trat. Er starb in Tours; in welchem Jahre ist unbekannt. Nach einer Aeußerung Jean Lemaire's lebte er noch im J. 1512. Kiesewetter u. A. nehmen deshalb 1513 als das Todesjahr an (Fétis VI, 360).

O. wird von seiner Zeit und seinen Kunstgenossen als bedeutender Tonsetzer gepriesen. Die aus Anlaß seines Todes erschienenen Déplorations oder Complaintes sind des Lobes voll. Josquin de Près componirte ein solches Gedicht zu 5 Stimmen:

„Nymphes des bois, déesses des fontaines,
Chantres experts de toutes nations

Changez vos voix fort claires et hautaines
En cris tranchants et lamentations" etc.,

worin der Cantus firmus im Tenor, die Melodie des kirchlichen „Requiem aeternam dona eis Domine" etc. singt. — Joh. Lupi componirte Naenia in Johannem Okegi Musicorum Principem mit den Anfangsworten: „Ergo ne conticuit vox" zu 4 Stimmen. Am meisten citirt wird das 420 Verse lange Gedicht von W. Crétin, welches im J. 1864 von J. Thoinan aufs neue veröffentlicht wurde (Paris, A. Claudin). Vers 107 heißt es:

„C'est Okergan quon doibt plorer et plaindre,
C'est luy qui bien sceut choisir et attaindre
Tous les secretz de la subtilité
Du nouveau chants par son habileté.
Sans un seul poinct des ses regles en fraindre,
Trente-six voix noter, escriper et paindre
En ung motel; est ce pas pour complaindre
Celluy trouvant telle novalité?
C'est Okergan."

A. Fröhlich hat in den Monatsschriften für Musikgeschichte XI, 3 eine ausführliche Beschreibung und Uebersetzung dieses altfranzösischen Gedichtes geliefert. Burney und Ambros führen noch einen Trauergesang von Guilleaume Crespel an:

„Agricola, Verbonnet, Prioris,
Josquin Desprez, Gaspas, Brumel, Compère,
Ne parlez plus de joyeux chantz ne ris,
Mais composez ung „Ne recorderis"
Pour lamenter nostre maistre et bon père.
Prevost, Ver-Just, tant que Piscis Prospère."

Den Text bilden die Verse 397—411 des Cretin'schen Gedichtes. Van der Straeten theilt (I, 101) ein Lobgedicht des Erasmus mit:

Joanni Okego, Musico summo.
„Ergo ne conticuit
Vox illa quondam nobilis
Aurea vox Okegi?" etc.

(Delitiae poetarum belgicorum . . . collectore Ranutio Gero. Francofurti 1614 p. 276.)

O. hat viele Messen, Motetten und Lieder componirt, von denen aber nur eine kleine Anzahl später gedruckt wurde; auch das bis heute entdeckte handschriftliche Material ist nicht bedeutend. Ich habe den Versuch gemacht, in dem folgenden Verzeichniß die Compositionen Okeghem's zusammenzustellen, weil bis heute noch keiner sich der Mühe unterzogen hat, das zerstreute Material zu sammeln.

I. Messen. 1. „Au travail suis". 1490 (die Zahl 1490 bezeichnet, daß die Composition auf einem Pergamentblatte aus dieser Zeit notirt ist. Van der Straeten VI, 33, 36), von Crétin Vers 218 erwähnt, Ambros III, 179. 2. „Cujusvis toni". 4 voc. (von Glarean ad omnem tonum genannt), 1490; erwähnt von Crétin Vers 218. Handschrift der Proske'schen Bibliothek in Regensburg (Kornmüller, Lexikon der kirchl. Tonkunst 1870, S. 334). Gedruckt 1539 in Nürnberg. Petrejus (Eitner, Bibliogr. 758). Proben daraus in Glarean's Dodekachordon, in den Musikgeschichten von Forkel, Kiesewetter und Ambros V. Band. 3. „De plus en plus", 4 voc. (motto enigmatico) 1490. Index Salvati. (Indice dei libri di musica manoscritti e stampati esistente nell' antico Archivio dei Cappellani Cantori pontificii, compilato per ordine del sommo pontifice-re Pio Papa IX, felicemente regnante, cura del maestro pro tempore Vincenzo avv°. Salvati di Anagni e della commissione, nell' anno 1863. Salvator Fondi Arcis, Papae scriptor fecit an. Dn. 1863.) (Van der

Straeten VI, 465). Päpstliches Sängerarchiv (Haberl 470; Ambros III, 179). 4. „Ecce ancilla Domini", 4 voc. 1490. Hdschr. 5557 der k. Bibl. in Brüssel (Fétis, Biogr. VI, 364; Ambros III, 179). 5. „Fors (seulement)", 1490. 6. „Gaudeamus". 4 voc. Hdschr. 11778 der Hofbibl. in Wien (Fétis, Biogr. VI, 364). Von Ambros wird diese Messe dem Josquin de Près zugeschrieben (III, 179). Proben daraus nach Stadler in den Werken Kiesewetter's. 7. „La belle se siet", von Tinctoris angeführt (Ambros III, 179). 8. „Le serviteur", cod. 88 in Trient (Haberl 486). 9. „L'omme armé", 1490; von Aaron im Toscanello angeführt (Ambros III, 179). 10. „Maistresse". 1490. 11. „Mi-Mi", 1490. Von Crétin erwähnt Vers 217 (vgl. Ambros III, 179). 12. „Missa 4 toni". Index Salvati (van der Straeten VI, 473). 13. „Missa 5 toni", 1490. 14. „Missa prolationum", 4 voc. 1490. Bruchstück in S. Heyden's Ars canendi, S. 70 (Ambros III, 179) und in Praecepta Musicae practicae. Inspruck 1544 (Fétis VI, 364). Daraus bei Bellermann, die Mensuralnoten und Tactzeichen des 15. und 16. Jahrh., 1858. S. 84 ff. 15. Missa ohne nähere Bezeichnung, 1490. 16. Dito 1490. 17. Dito. Index Salvati (van der Straeten VI, 471). 18, 19. 20. Drei Messen ohne Titel. Collection Chigi (van der Straeten VI, 49). 21. Messa, ohne Titel. Index Salvati (van der Straeten VI, 476). 22. Messa a 4. Daselbst. 23. Messe, 1472 (Haberl 440). 24. Messe, cod. 88 in Trient (Haberl 486). 25. „Nuntiavit suis". Index Salvati (van der Straeten VI, 473). 26. „Patrem". Index Salvati (van der Straeten VI, 470). 27. „Pour quelque peine", 4 voc. Hdschr. 5557 der königl. Bibliothek in Brüssel (Fétis VI, 364). 28 „Requiem", 1490. Von Crétin erwähnt Vers 220 (Ambros III, 179). 29. „Village". Handschrift der Collegiatkirche S. Donatian in Bruges (Fétis VI, 364).

II. Motetten. 1. „Atma redemptoris", 4 voc. Hdschr. 2794 der Riccardiana in Florenz (Ambros III, 180). 2. „Ave Maria", 1490. 3. „Erubescat Judaeus". V voc. Proske'sche Bibl. (Kornmüller, Lexikon 334). 4. „Gabrietem Archangelum", V voc. Daselbst. 5. „Gaude Maria virgo", V voc. Daselbst. 6. „Intemerata Dei mater", 1490. 7. „Mites mirae probitatis". Ambros III, 175, 179. 8. Motette zu 36 Stimmen von Crétin erwähnt Vers 112, von Ornithoparchus Micrologus 1517. IV, 1 bestätigt. Vgl. auch Glarean's Dodekachordon lib. III. p. 454. Vielleicht ist dies die Motette Deo gratia, welche 1542 in Nürnberg bei Petrejus gedruckt wurde (Eitner 758). 9. 10. Zwei Motetten ohne Titel. Collection Chigi (van der Straeten VI, 49). 11. „Salve regina". Index Salvati (van der Straeten VI, 474). 12. „Ut heremita sotus". Von Crétin Vers 222 genannt (Ambros III, 72, 177, 179). 13. „Uterum tuum", V voc. Proske'sche Bibliothek (Kornmüller's Lexikon 334). 14. „Vivit dominus", gedruckt 1549 (Eitner 758).

III. Lieder. 1. „Aultre Venus". Hdschr. 2794 der Riccardiana in Florenz (Ambros III, 180). 2. „Baisiez moy". Hdschr. Basevi in Florenz (Ambros III, 175, 180). 3. „Dun aultre amer mon coeur. Hdschr. 295 der Bibl. in Dijon (Fétis VI, 365), Hdschr. 2794 der Riccardiana in Florenz (Ambros III, 180), Hdschr. O. v. 208 der Casanatensis in Rom (Ambros III, 180). 4. „Fors seutement", 3 voc. und 4 voc. Hdschr. der Bibl. in Dijon (Fétis VI, 365. van der Straeten VI, 36), Hdschr. Basevi in Florenz (Ambros III, 175, 180). Abgedruckt in Ambros V. Band. 5. Je n'ay deul", 4 voc. Hdschr. Basevi in Florenz (Ambros III, 175, 180). Gedruckt 1503. Petrucci (Eitner 758). Abgedruckt im V. Bd. von Ambros. 6. „L'autre dantan l'autrier", 3 voc. Hdschr. 295 der Bibliothek in Dijon (Fétis VI, 365), Hdschr. C. v. 208 der Bibl. Casanatensis in Rom (Ambros III, 180). Abgedruckt im V. Bd. zu Ambros. 7. „Le desteaulx ont la raison". Hdschr. 295 der Bibl. in

Dijon (Fétis VI, 365). 8. „Ma bouche rit", 3 voc. Hdschr. 295 der Bibl. in Dijon. Mus. Mr. 3232 der königl. Bibl. in München; Hdschr. O. v. 208 der Bibl. Casanatensis in Rom. Gedruckt 1501. Petrucci (Eitner 758). Abgedruckt in den Monatsheften für Musikgeschichte VI, S. 16 (Ambros III, 175, 180). 9. „Malheur me bat", 3 voc. Gedruckt 1501. Petrucci (Eitner 758, Ambros III, 175, 180). 10. „Ma maistresse". Von Tinctoris angeführt (Ambros III, 180). 11. „Petite camusette", 4 voc. Hdschr. Basevi in Florenz (Ambros III, 180), gedruckt 1501. Petrucci (Eitner 758). 12. „Prenner sur moy fuga". 3 voc., gedruckt 1503. Petrucci (Eitner 758), in Glarean's Dodekachordon S. 454 in Seb. Heyden's De arte canendi S. 34, in Faber's Erotemata S. 152, in Wilphingseder Erotemata S. 57, in den Musikgeschichten von Hawkins, Burney, Forkel, Kiesewetter falsch reproducirt. Richtig bei Fétis VI, 363 und im V. Bande zu Ambros S. 18. 13. „Presque transi". Hdschr. 295 in Dijon (Fétis VI, 365). 14. „Quant de vous seul je pers la veue". Da selbst. 15. „Rondo royal". Hdschr. 2794 der Riccardiana in Florenz (Ambros III, 175, 180). 16. „Se ne pas jeulx", 3 voc. Hdschr. O. v. 208 der Bibl. Casanatensis in Rom (Ambros III, 180). Abgedruckt im V. Bande zu Ambros S. 14. 17. „Se vostre coeur", 3 voc. Hdschr. O. v. 208 der Bibl. Casanatensis in Rom (Ambros III, 180). Abgedruckt im V. Bande zu Ambros S. 16.

Mehrere Bände mit Messen von O. finden sich verzeichnet im Inventair des livres de la Reine douarière Marie de Hongrie (1565?), van der Straeten VII, 474, 480 ff.

Gedruckte Chansons in Le septiesme livre contenant vingt et quatre Chansons a cincq et a six parties etc. Imprimé en Anvers par Tylman Susato 1545.

Wie aus dieser Zusammenstellung zu ersehen ist, componirte O. eine ganze Anzahl Messen, Motetten und weltliche Lieder (Chansons). Die Melodien zu seinen Messen entnahm er dem lateinischen Chorgesang, oder seiner eigenen Phantasie oder auch weltlichen Liedern. An eine beabsichtigte Profanation darf man hier bei nicht denken. „Mochten auch die Namen der Messen zuweilen noch so wunderlich klingen, das Alltagleben hatte einen poetischen Zug, darum büßte das ideale Leben der Kunst und Frömmigkeit nichts ein, wenn es jenes andere abspiegelte und zugleich verklärte; das Heilige wurde dadurch dem Niederländer nicht entweiht, wol aber umgekehrt das Alltägliche geheiligt" (Ambros III, 25).

O. war ein Meister des künstlichen Contrapunktes, der alle seinen Kunstgriffe (secrets) und Spitzfindigkeiten der neuen Art (mehrstimmig) zu singen geschickt anzuwenden wußte. Dieses Zeugniß gibt ihm Crétin in den oben angeführten Versen. Die neue Art mehrstimmig zu singen, welche er auch an der Vorgänger unseres Meisters Dufay rühmte, war die contrapunktische, ein besonderer Kunstgriff dabei war die Nachahmung d. h. die Wiederholung der Hauptmelodie (cantus firmus) in den andern Stimmen im Umfange einer Octav, Quint, Quart &c. Aus dem cantus firmus ließ sich durch die verschiedenen Nachahmunsformen ein ganzer mehrstimmiger Tonsatz entwickeln. Daher kamen die Tonsetzer auf den Gedanken, diese Einheit in der Mannigfaltigkeit auch äußerlich darzustellen, indem sie die Nachahmungen mit ihren Veränderungen nicht in Noten niederschrieben, sondern in eine Notenreihe (cantus firmus) den ganzen mehrstimmigen Satz einschlossen und durch daneben stehende Zeichen und Sprüche angaben, in welcher Weise sich die zweite, dritte &c. Stimme der ersten anzuschließen habe. Solche Sprüche hießen „Canones", d. i. Regeln. Diese waren nicht immer klar und deutlich ausgesprochen, sondern vielfach in ein Art Rebus gefaßt, welchen der Sänger erst entziffern mußte, um die Regel her

auszufinden (Räthselcanones). Zu diesen gehört jedenfalls die Messe „De plus en plus". In der vierstimmigen sog. Prolationsmesse ergeben sich aus zwei geschriebenen Stimmen, blos durch den Unterschied des Tempus und der Prolation die beiden anderen Stimmen. Auch die Missa cuiusvis toni gehört zu den künstlichen. Hier sind gar keine Schlüssel vorgezeichnet. Sie kann mit den nothwendigen Aenderungen in jedem Kirchenton gesungen werden.

Die Stellung Okeghem's in der Musikgeschichte läßt sich namentlich seinen Vorgängern gegenüber nicht fixiren, weil von Dufay noch zu wenig bekannt ist. „So lange die Detailforschung ihre Arbeit nicht vollendet hat, kann die Musikgeschichte über Dufay noch kein Generalurtheil abgeben" sagt Haberl (Bausteine 430). Gewöhnlich beginnt man mit O. die zweite Periode der niederländischen Musik. Haberl meint, man solle das nicht thun, da die sog. erste Periode Dunstable, Binchois, Dufay, Duffart, Busnois, Caron ganz nahe bei O. und seinen Schülern liege. Diese Meister der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts haben Dufay gekannt, seine Lehren und Compositionen studirt, ihn als „Stammvater" verehrt (daselbst 474).

Fétis sagt über O.: „Wenn man die Compositionen, welche uns erhalten geblieben sind, mit den Arbeiten seiner unmittelbaren Vorgänger, besonders Dufay's vergleicht, so ersieht man daraus, daß O. besser als jener es verstand, die einzelnen Stimmen in ihren natürlichen Grenzen zu halten, Kreuzungen derselben zu vermeiden und die Harmonie reicher zu gestalten". Glarean schreibt ihm nächst Josquin eine besondere Fertigkeit in der canonischen Satzweise zu, deren erste Anfänge man bei den Componisten aus der letzten Zeit des 14. Jahrhunderts findet (VI, 362).

Ambros (III, 174) gibt folgendes Urtheil ab: „O. wurzelt im Boden seiner Zeit, er hat die Ueberlieferungen seiner Vorgänger übernommen und sie eifrig und treulich weiter ausgebildet. Aber eben das, was er hierin geleistet hat, wendete ihm die Bewunderung der Zeitgenossen zu und dieser Ruf führte ihm die besten Talente als Schüler zu, unter ihnen Josquin und Pierre de la Rue rc."

Was nun aber O. über seine Vorgänger erhebt, ist nicht die in der That erstaunliche Zuspitzung der canonischen und anderweitigen Satzkünste, der wir bei ihm begegnen. Kraft des ihm innewohnenden musikalischen Geistes haucht O. seiner Musik die singende Seele ein, er formt ihr einen tüchtig harmonisch gegliederten Leib und kleidet diesen in das seine Kunstgewebe sinnreicher thematischer Führungen, engerer und weiterer Nachahmungen rc." — Eine ästhetische Würdigung einzelner Compositionen findet man bei Ambros III, S. 174 ff.

Aug. Wilh. Ambros, Geschichte der Musik, 4 Bde. Leipzig. 2. Aufl. 1880 ff. Beispielband von Kade. 1882. Das. — K. F. Becker, Die Tonwerke des 16. und 17. Jahrhunderts. Leipzig 1847. — Heinr. Bellermann, Die Mensuralnoten und Tactzeichen im 15. und 16. Jahrhundert, Berlin 1858. — Rob. Eitner, Monatshefte für Musikgeschichte. 17 Jahrgänge, Berlin 1869 ff. und Leipzig 1884—1886. — Derselbe, Bibliographie der Musik-Sammelwerke des 16. und 17. Jahrhunderts, Berlin 1877. — F. J. Fétis, Biographie universelle des Musiciens. 2ème Edit. Paris 1873—1875 und Suppl. p. A. Pougin. 2 Vols. 1878, 1880. — Derselbe, Mémoire sur cette question: Quels ont été les mérites des Néerlandais dans la musique, principalement aux 14. 15. et 16. siècles etc., Amsterdam 1829. — J. N. Forkel, Allg. Gesch. d. Musik, 2 Bde., 1788 u. 1801. — F. X. Haberl, Wilhelm du Fay. Monographische Studie über dessen Leben und Werke in der Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft, Leipzig 1885. — R. G. Kiesewetter, Geschichte der europäisch-abendländischen oder unserer heutigen Musik, 1834. 2. Aufl. 1846.

— Derselbe, Die Verdienste der Niederländer um die Tonkunst, Amsterdam, 1829. — Edmond van der Straeten, La Musique aux Pays-bas avant le XIX siècle. Bruxelles. 7 Vols. 1867—1885.

Wilh. Bäumker.

Oken: Lorenz O. (eigentlich Okenfuß) wurde am 1. August 1779 als Sohn eines Bauern in Bohlsbach bei Offenburg (Baden) geboren, erhielt seinen ersten Unterricht beim Lehrer und beim Pfarrer seines Dorfes und ging 1793 nach dem Tode seiner Eltern an das Franciskaner Gymnasium zu Offenburg, wo er bis 1798 blieb. 1799 trat er in die Stiftsschule der Stadt Baden ein und im Herbst 1800 bezog er die Universität Freiburg i. Br., wo er Medicin studirte und wo es ihm vergönnt war, mit bedeutenden Männern Umgang zu haben. Im Sommer 1804 bestand er sein medicinisches Doctorexamen. Während seiner Studienzeit beschäftigte sich O. mit Vorliebe mit Philosophie und Naturwissenschaften. Nur wider Willen befliß er sich der Medicin, die seinen Neigungen wenig entsprach. Schon 1802 hatte der junge Student einen fertigen „Grundriß des Systems der Naturphilosophie“, den er unter dem Schriftstellernamen Oken publicirte. Unter diesem Namen, den er von nun an beibehielt, „um den Spöttereien über den ganzen auszuweichen“, ließ er sich im November 1804 in Würzburg immatriculiren, wo er u. a. bei Döllinger hörte. In Würzburg entstand seine Schrift über „die Zeugung“. 1805 habilitirte sich O. in Göttingen, wo er kümmerlich und in bedrängter Lage lebte. Den Winter 1806/7 brachte er auf der ostfriesischen Insel Wangerooge zu. Die wenigen selbständigen Untersuchungen, die O. anstellte, fallen auf den Göttinger Aufenthalt. Hier entstanden seine Arbeiten über die Bildung des Darmcanals im Embryo der Säugethiere, die wesentlich zur Begründung seines wissenschaftlichen Rufes beitrugen. O. sah sich schon vor die Nothwendigkeit gestellt, in Ermangelung von Subsistenzmitteln der akademischen Laufbahn zu entsagen, als er im Juli 1807 als außerordentlicher Professor der Medicin nach Jena berufen wurde. Die Programmschrift, die er beim Antritt der Professur veröffentlichte, behandelte die Bedeutung der Schädelknochen und enthält seine bekannte Wirbeltheorie des Schädels. O. blieb in Jena bis 1819. Während dieser Jenenser Zeit entstanden die hauptsächlichen naturphilosophischen und naturgeschichtlichen Arbeiten Oken's, auf diese Zeit fällt überhaupt die regste, eifrigste Thätigkeit desselben. In Jena entwickelte er sein außergewöhnliches Lehrtalent. „O. war ein glänzender und ungemein geistig anregender Docent; er erregte in Jena für Naturgeschichte einen solchen Eifer, daß seine Vorlesungen bald die besuchtesten an der Universität wurden“ — sagt Ecker, Oken's sorgfältigster Biograph. In Jena veröffentlichte O. sein Lehrbuch des Systems der Naturphilosophie, seine Grundzeichnung des natürlichen Systems der Erze und sein erstes umfassendes Lehrbuch der Naturgeschichte. Für Geschichte und insbesondere für Politik hatte O. das regste und wärmste Interesse. Die schlimmen politischen Verhältnisse Deutschlands gingen ihm sehr zu Herzen und nicht weniger als die Besten seiner Zeit empörte er sich gegen den fremden Druck, der auf Deutschland lastete, dessen Größe und Einigkeit er träumte. Er gab sogar im J. 1814 eine kleine politisch-militärische Schrift „Neue Bewaffnung, neues Frankreich, neues Deutschland“ heraus, die in vielfacher Beziehung höchst merkwürdig war. Im ersten Theile dieser Schrift macht er mehrfache Vorschläge zur Förderung der Wehrkunst, für die er sich begeistert. In ihr seien „alle Künste vereinigt, in dieser Wissenschaft alle Wissenschaften, in dem, der sie zu üben versteht, alle Talente“. Neben vielen baroken Vorschlägen sollen nach dem Urtheil eines sachverständigen Officiers, den Ecker befragte, manche treffliche Gedanken in der Schrift enthalten sein, so z. B. die Einführung eines gezogenen

Gewehres und die Verwendung von Luftballons bei Belagerungen betreffend. Im zweiten Theile der Schrift tritt O. für die Neugestaltung des deutschen Reiches mit einem österreichischen Kaiser an der Spitze ein. — Im J. 1816 wurde O. von der Universität Gießen zum Doctor der Philosophie honoris causa ernannt. Im nämlichen Jahre begann derselbe die Herausgabe der Isis, einer großen encyklopädischen Zeitschrift, welche bis zum Jahre 1848 erschien. Die Herausgabe und die Redaction dieser unschätzbar wichtigen Zeitschrift ist eines der größten, vielleicht das größte Verdienst, das sich O. um die Entwickelung der Naturwissenschaften erworben hat. Das Programm war ein sehr weitherziges. Alle Wissenschaften, mit Ausnahme der Jurisprudenz und Theologie sollten in der Isis Aufnahme finden, sei es durch besondere Abhandlungen oder durch Berichte. Jedem sollte die Zeitschrift offen stehen und die wissenschaftlichen Leistungen des Auslandes sollten gebührende Berücksichtigung finden. O. hat denn auch in bewundernswürdiger Weise alles gethan, um dieses Programm durchzuführen, und wie sehr er dabei in der uneigennützigsten Weise zu Werke ging, zeigt die Thatsache, daß er in der Isis Preisfragen stellte, deren Kosten er aus dem Ertrage der Zeitschrift selbst bestritt. Die Isis war in der That Jahre lang ein Centralorgan für viele Zweige der Naturwissenschaften, wie es seither keine Zeitschrift mehr gewesen ist. Als solches übte sie einen außerordentlichen Einfluß auf die Entwickelung der Naturwissenschaften, hauptsächlich auch dadurch, daß entlegenere Untersuchungen zugänglich gemacht wurden, daß ein großer Theil der zerstreuten deutschen Forschungen sich darin ansammelte und von der keimenden und wachsenden deutschen Wissenschaft das beredteste, unmittelbarste, wirksamste Zeugniß ablegte. Dabei hatte O. von Anfang an bei der Herausgabe der Isis mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, mit Hindernissen, die heute ganz undenkbar wären. Es stellte sich heraus, daß Eichstädt in Jena ein geheimes Privilegium der weimarischen Regierung zur ausschließlichen Herausgabe einer kritischen Litteraturzeitung hatte. Dieses Privilegium wurde gegen die Isis geltend gemacht, während O. energisch remonstrirte, indem er sich auf die durch die weimarische Staatsverfassung garantirte Preßfreiheit berief. Man hinderte ihn schließlich nicht an der Publication der Zeitschrift, in der O. in für die damalige Zeiten unvorsichtiger Weise und mit der ihm eigenen Offenheit und Unabhängigkeit auch seine politischen Ueberzeugungen hie und da vertrat. Er kritisirte die weimarische Landesverfassung und trat energisch gegen die geplante Aufhebung der Universität Freiburg auf. O. war 1811 für eine Professur in Rostock in Frage gekommen. Die medicinische Facultät war aber gegen seine Berufung gewesen, weil sie keinen Naturphilosophen wollte; dafür rächte er sich — was für seine Art und Weise charakteristisch ist — in der Isis, in der er die Namen der Rostocker Professoren mit Abbildungen von Eselsköpfen begleitete. Alle diese Dinge machten O. viele Feinde und wenig Freunde; die weimarische Regierung war mit O. und seiner Isis höchst unzufrieden und machte ihm Vorstellungen, die wohl zum großen Theile durch den Berliner Polizeidirector Kamptz, dem O. ein Dorn im Auge war, veranlaßt worden waren. Schon früher hatte Goethe in einem längern Gutachten an den Großherzog die einfache Unterdrückung der Isis empfohlen. Das Verhältniß zwischen O. und Goethe scheint überhaupt von Anfang an kein freundliches gewesen zu sein. Oken's selbständiger, fast rücksichtsloser Charakter, der sich nie und vor Niemandem beugte, konnte ihm Goethe nicht befreunden. Und es trug nicht zu einem bessern Verhältniß zwischen ihnen bei, daß O. die Wirbeltheorie des Schädels in Jena aufstellte, zweifellos ganz unabhängig von Goethe, der schon früher auf eine ähnliche Theorie gekommen war, sie aber erst viel später veröffentlichte. Gewiß sind übereifrige Vertreter Goethe's, die O. des Plagiates beschuldigten und zu

einer sich lange hinziehenden Prioritätscontroverse Veranlassung gaben, im Un
recht. Von Goethe sagt O. in einem 1809 an Schelling gerichteten Brief
„Sie wissen, daß Goethe ein eitler Mensch ist, besser als ich. Er verlangt, da
man sich ihm mo(d)le, auch wohl, daß man sein Tagelöhner sei." — Infolg
der erwähnten Verhältnisse, durch den Einfluß der Personen und nicht zu
mindesten durch eigene Unvorsichtigkeit war also die Stellung Oken's und sein
Zeitschrift eine außerordentlich unsichere geworden, als am 18. und 19. Octob
1817 das bekannte Burschenfest auf der Wartburg abgehalten wurde. O. nah
mit zwei anderen Jenenser Professoren an dem Feste theil, an dem 500 deutsc
Studenten in jugendlicher, edler Begeisterung die Befreiung Deutschlands vo
fremder Unterdrückung feierten und für Deutschlands Größe, Einheit und Una
hängigkeit schwärmten. O. berichtete in der Isis ausführlich über das Fe
das von eifrigen und mächtigen Particularisten rasch zu einer Verschwörung au
gebauscht wurde. Die betreffende Nummer der Isis wurde confiscirt. O. un
seine beiden Collegen, welche das Fest besucht hatten, wurden zur Rede gestel
und gerichtlich verhört. Von einem besonderen Gericht verurtheilt, wurde
vom Oberappellationsgericht freigesprochen. Schließlich aber, im Mai 181
stellte ihn die Regierung vor die Alternative, entweder die Isis aufzugeben, od
seine Professur niederzulegen. O. demissionirte. Der Senat der Universität, d
für ihn gewesen, drückte ihm in einer Zuschrift sein Bedauern aus. Trotz d
Demission Oken's verbot die Regierung die Herausgabe der Isis in Jena, dere
Druck darauf nach Leipzig verlegt wurde. O. machte sodann eine Reise na
München und Paris, wo er die reichen naturhistorischen Sammlungen studir
und vielleicht das Hauptmaterial für seine große Naturgeschichte sammelte. I
Winter 1821/22 hielt er an der Universität Basel Vorlesungen, siedelte ab
dann im Frühjahr, als der Erziehungsrath nicht darauf einging, ihm ei
Professur zu übertragen, wieder nach Jena über. Vorher aber nahm er noch a
der Jahresversammlung der schweizerischen Naturforscher in Bern Theil, um dere
Organisation zu studiren. Schon mehrere Jahre hatte O. in der Isis war
das Beispiel der Schweizer Naturforscher empfohlen, die schon seit 1815 ein
allgemeine naturforschende Gesellschaft gegründet und wandernde Jahres
versammlungen abgehalten hatten, deren Organisation den spätern Versammlunge
der Naturforscher und auch anderer Gelehrter verschiedener Länder zum Vorbil
diente. O. ist der Gründer der Jahresversammlungen der deutschen Natu
forscher und Aerzte, deren erste unter sehr schwacher Betheiligung im J. 182
in Leipzig abgehalten wurde. Hierin liegt ein weiteres großes Verdienst d
thätigen fruchtbaren Initiative Oken's, das sich dem Nutzen der Isi
zur Seite gesellt. Die Bedeutung der Naturforscherversammlungen wird vielfac
unterschätzt. Sie haben in der That auch heutzutage, wo das Reisen so leich
bequem und billig ist, wo das Gefühl der Zusammengehörigkeit bei allen deu
schen Forschern entwickelt ist, wo die wissenschaftlichen Errungenschaften so schne
und leicht in der ganzen Welt zugänglich werden, nicht mehr denselben Wert
den sie früher hatten. An den Naturforscherversammlungen wurden die deutsche
Gelehrten mit einander persönlich bekannt, regten sich gegenseitig an; die
directe Bekanntschaft und Anregung stärkte den Patriotismus in der Wissenscha
und dadurch in nicht geringem Maße den Patriotismus in Deutschland übe
haupt. Der Antheil dieser Versammlungen an der Entwicklung des deutsche
Einheitsgefühls darf nicht zu niedrig angeschlagen werden.

Von 1822 bis zum Frühjahr 1827 lebte O. wieder als Privatmann, mi
der Herausgabe der Isis beschäftigt, in Jena. Der unwiderstehliche Dran
nach akademischer Lehrthätigkeit, in der er die größte Befriedigung fand und in
der er sich stark fühlte, führte ihn dann nach München, wo er zunächst ohn

[...]lmt Vorlesungen hielt, aber schon am Ende des Jahres (1827) zum ordent[...]ichen Professor der Physiologie an der Universität ernannt wurde. Aber auch [...] München kam es bald zu Mißhelligkeiten zwischen ihm und der Regierung [...]egen Versetzungsangelegenheiten, zu Zwistigkeiten wegen der Einrichtung und [...]enutzung der Sammlungen, zu erbitterten Zeitungsfehden z. Th. den Werth [...]es Unterrichtes der Naturwissenschaften in den Schulen, für den O. eintrat, [...]etreffend. Wenn auch zugestanden werden muß, daß O. in allen diesen An[...]elegenheiten nur seinen Ueberzeugungen folgte, daß ihn nie der Makel niedriger [...]esinnung befleckte, so ist es doch vor allem seinem schroffen, unversöhnlichen, [...]u wenig rücksichtsvollen Auftreten zuzuschreiben, daß er schon Ende 1832 [...]wieder seine Entlassung geben mußte. Glücklicherweise erhielt er schon in den [...]rsten Tagen des folgenden Jahres einen Ruf als Professor der Naturgeschichte [...]n die neugegründete Universität Zürich, deren erster Rector er wurde und an [...]er er, geachtet, geliebt und anerkannt, bis zu seinem Tode, 11. August 1851 [...]n der fruchtbarsten Weise wirkte. Viele der Zöglinge der Universität aus jenen [...]Jahren hört man noch in beredter Weise von der Lehrthätigkeit Oken's sprechen, [...]on der Begeisterung für Naturwissenschaften, die er bei allen zu erwecken wußte. [...]In Zürich schrieb er seine große, berühmte Naturgeschichte für alle Stände in [...]13 Bänden, in welcher er fast all sein Wissen niederlegte und fast alle seine [...]naturphilosophischen Ansichten zusammenfaßte, so daß eine Analyse dieses Werkes [...]zugleich eine Analyse der gesammten naturwissenschaftlichen Leistungen und Thätigkeit Oken's ist.

O. hatte sich 1814 mit Louise Stark vermählt. Seine Frau überlebte [...]hn. Er hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. Ersterer starb vor O.

Alexander Ecker, der O. noch persönlich gekannt hat, sagt von seiner äußeren Erscheinung: „Die kleine hagere Gestalt, der auffallend dunkle, südliche Teint, das glänzend schwarze lockige Haar, das große, braune, blitzende Auge machten ganz den Eindruck eines Südländers." „Einen semitischen Eindruck machte er nicht." Oken's Bild findet sich in Ecker's Biographie und im 4. Band seiner großen Naturgeschichte. Ecker rühmt seinen unbeugsamen Willen, seine eiserne Festigkeit, hebt hervor „seine oft bis zur Derbheit sich steigernde Geradheit und Offenheit, seine Menschenliebe, Treue, Anhänglichkeit und Dankbarkeit." „Er war eine offene, aller Verstellung abholde und gegen jede Willkür sich aufbäumende Natur."

Wenn wir nun in Kürze die wissenschaftlichen Arbeiten Oken's besprechen wollen, so müssen wir vor allem hervorheben, daß O. in erster Linie Philosoph, Naturphilosoph war. Seine erste Schrift enthielt ein fertiges System der Naturphilosophie, das so zu sagen fertig aus seinem Kopfe entsprang. Von seinen obersten philosophischen Principien aus betrachtete er die Erscheinungswelt; so zwar, daß man sehr häufig, ja meist die zwingende Logik in den Deductionen vermißt und auch nicht weiß, wie er zu seinen obersten Principien kommt. O. galt deshalb den Philosophen nie als zünftig. Er hat die willkürliche, jeder streng wissenschaftlichen Begründung entbehrende Reconstruction der Erscheinungen aus allgemeinen wie ein deus ex machina entstandenen Principien unter Anwendung des leeren Gedankenspieles des Setzens auf die Spitze getrieben. Er war ein deductiver Naturphilosoph, zumal ein unlogischer und nur sehr wenig Naturforscher. Die einzige Untersuchung die er angestellt hat, betrifft die Entstehung des Darmes bei Säugethieren außerhalb des Embryo. Die Beobachtungen sind größtentheils richtig, die Deutung derselben vielfach falsch. Er schätzte die Detailuntersuchungen nur, wenn sie in sein System paßten und bestritt rundweg deren Richtigkeit, wenn sie es nicht thaten. „Das kann nicht richtig sein, das

versteht kein Mensch", sagte er bei Besprechung bahnbrechender Untersuchungen wie der von C. F. Wolff, d'Alton, Döllinger, Pander, Chamisso, auch wenn ihn z. B. d'Alton einlud, sich selbst von der Richtigkeit seiner Beobachtungen zu überzeugen.

In der Philosophie gilt O. als oberstes Princip, als Absolutes das „Nichts". Durch Selbstponiren, Setzen, Verlangen und andere Operationen leitet er aus diesem Nichts alles ab. Die Mannigfaltigkeit der Dinge ist entstanden durch die Einwirkung auf die Erde von Wasser, Luft und Aether oder Feuer. Dem entsprechend gibt es und kann es nur drei Naturreiche geben. „Entweder tritt nur ein einziges Element an das Erd-Element heran, wie Wasser, Luft oder Feuer, und der Körper besteht aus einer blos zweyfachen Verbindung" — Mineralien. „Oder es tritt Wasser und Luft zugleich an das Erdige, wodurch eine dreyfache Verbindung entsteht" — Pflanzen. „Oder endlich es tritt Wasser, Luft und Aether daran und es bildet sich ein Körper von vierfacher Verbindung" — Thiere. Diese drei Reiche bilden zugleich drei verschiedene Stufen der Entwickelung. O. hat alle drei Reiche bearbeitet und über dieselben philosophirt. Seine große Naturgeschichte ist wohl das letzte Werk, in welchem ein und derselbe Verfasser die ganze Naturgeschichte erschöpfend behandelt. Sie ist eine weitere große Leistung Oken's; denn wenn man auch zweifelhaft sein kann, ob das darin enthaltene Naturphilosophische anregend und befruchtend gewirkt hat, so ist doch der specielle Theil so reichhaltig und dabei so klar und faßlich behandelt, daß das vielverbreitete Werk oft und gern zu Rathe gezogen, „viel mehr benutzt als citirt wurde". Von der Naturgeschichte des Mineralreichs stammt nur die allgemeine Einleitung aus Oken's Feder. O. hatte schon 1809 eine eigene Classification der Mineralien aufgestellt, von der wenigstens die obersten Eintheilungen vielfach angenommen wurden. Die Botanik und Zoologie ist ganz Oken's eigene Arbeit. Bei beiden geht dem speciellen, ausführlichen Theile eine allgemeine Einleitung voraus, welche vergleichende und descriptive Anatomie, Physiologie, Principien der Classification, geographische Verbreitung, Geschichte u. s. w. enthält. In der Einleitung zur Zoologie findet sich eine überaus klar und verständlich geschriebene, populäre Anatomie des Menschen. Als ein wirkliches Verdienst Oken's gilt es, daß er vornehmlich in der Classification neben Fremdwörtern deutsche Termini nicht nur für Arten und Gattungen, sondern auch für die höheren Abtheilungen einführte.

Wenden wir uns nun zu Oken's Naturgeschichte, so können wir dieselbe nicht ausführlich und in allen ihren Theilen besprechen, müssen uns vielmehr darauf beschränken, das Allgemeine, und von diesem das Wichtigste und am meisten Charakteristische hervorzuheben.

O. erörtert das Verhältniß der Thierwelt zur Pflanzenwelt und hebt hervor, wie schwer es sei, zwischen den niedersten Thieren und den niedersten Pflanzen eine scharfe Grenze zu ziehen. Pflanzen und Thiere besitzen Leben. Leben „ist wiederholte Bewegung durch wechselseitige Einwirkung aller Elemente in einem individuellen Körper, Organismus, der somit eine Welt im Kleinen ist". Es gibt keine besondere Lebenskraft. Der pflanzliche Organismus, welcher sich zuerst bildete, „muß überall da entstehen, wo die Atome der drei Elemente sich zu einem galvanischen Proceß innig mit einander mischen". „Thier ist derjenige abgeschlossene Körper, welcher sich selbst bewegt. Die Pflanze ist daher nur ein halbes Thier, welches in seiner Entwickelung stehen geblieben ist, als die Fortpflanzungstheile fertig waren und die Empfindungs- und Bewegungstheile anfangen wollten, sich zu bilden." Diese letztern, welche den „animalen" Organsystemen angehören, kommen deshalb bei den Thieren noch zu den vegetativen hinzu.

Ueber die Zusammensetzung des thierischen und pflanzlichen Körpers hatte O. Ansichten, die nicht mit Unrecht als erste Anfänge einer Zellentheorie betrachtet werden. Durch mechanische Theilung, durch Aussieden oder durch Fäulniß zerfällt nach ihm jeder organische Theil in unendlich kleine Kügelchen oder Bläschen. „Betrachtet man frische Pflanzentheile durch das Microscop, so zeigen sie sich durch und durch aus sechseckigen Bläschen zusammengesetzt, die man Zellen nennt. Betrachtet man dünne Blättchen von thierischen Häuten, Muskelfasern, Nervenmark, so sieht man ebenfalls nichts als Kügelchen, die dicht aneinander liegen, dort unregelmäßig, hier in Linien geordnet, nur durch die Substanz und Gestalt von den Pflanzenzellen verschieden. Aber auch die Pflanzenzellen waren ursprünglich rund, so lange sie nämlich jung, sehr saftreich waren und nur locker aneinander lagen. Die sechseckige Gestalt bekommen sie erst durch wechselseitigen Druck." O. spricht ferner davon, daß die thierischen Substanzen bei ihrer Fäulniß in ihre Formelemente, „Infusorien", zerfallen. Dies sind die Beobachtungsgrundlagen, auf die sich O. stützt; sie sind spärlich und nur zum Theil richtig. Andere Forscher vor und während seiner Zeit haben selbstständig mehr und besser beobachtet. O. aber hat die Idee der Individualität der Zellen „Bläschen oder Infusorien", aus denen sich die Organismen zusammensetzen, ausgesprochen und behauptet, daß die Thiere und Pflanzen nur Aggregate, gewissermaßen Colonien solcher Zellen sein. Dies ist der Grundgedanke der heutigen Zellenlehre; wir müssen also O. als Vorläufer derselben anerkennen. Folgender Passus läßt uns darüber nicht im Unklaren: „Die Grundmasse aller Pflanzen und Thiersubstanzen besteht aus weichen Bläschen, dort schleimig, hier mehr gallert- oder eyweißartig. Die niedersten Pflanzen, wie die Pilze, die man Rost nennt, sowie die Wasserfäden oder vielmehr Wassergallerten (Nostoc) sind nichts anders als solche Bläschen, welche bald einzeln bald zusammengewachsen vorkommen. Das Zellgewebe der Pflanzen ist daher nichts anderes, als ein Haufen von Urpflanzen. Dieselbe Bedeutung hat das Zellgewebe des Thieres. Wir finden nämlich, daß die niedersten Infusorien nichts anderes als Gallert- oder Eyweißbläschen sind, von den Pflanzenzellen nur durch einen Mund unterschieden. Das thierische Zellgewebe ist mithin nur ein Haufen Infusorien und die Bedeutung der thierischen Grundmasse ist mithin keine andere, als die Verwachsung von Millionen Infusionsthierchen."

O. unterscheidet sogar schon verschiedene Arten von Geweben, entsprechend den Modificationen, welche Form und Inhalt der Zellen erleiden, verirrt sich aber dabei immer mehr in phantastische unbegründete Unterscheidungen und einmal von der Wichtigkeit der bläschenförmigen Urform überzeugt, findet er sie überall wieder. „Die ursprüngliche Bläschenbildung kehrt nun bei allen Entwicklungen der thierischen Organe wieder und es gibt keinen ganzen Theil des Körpers oder kein vollständiges System und Organ, welches nicht im großen wieder eine Blase darstellte; so die Haut, der Darm, die Gefäße, die Knochen, selbst das Muskel- und Nervensystem."

Ueber die Zeugung hat O. seine eigenen Ansichten. Die Einschachtelungstheorie verwirft er. Seine eigene Theorie sei eine Art Epigenesis — oder Nachbildungstheorie. Ihr zu Folge entwickelt sich das Nervensystem aus dem Milch (Samenflüssigkeit) und das fruchtbare Ei ist eine Vereinigung von Ei und Milch, wovon jenes die Grundlage zum ganzen vegetativen Leib, dieses zum ganzen animalen in sich trägt. Er ist ein Anhänger der Urzeugung: „Ursprünglich müssen die Thiere oder wenigstens die thierische Masse entstanden sein ohne Eier und zwar nothwendig aus unorganischen Substanzen." Die Urzeugung geschehe möglicherweise noch heutzutage.

O. war ein eifriger Bekämpfer der künstlichen, ein warmer Vertheidige der natürlichen Systeme der Organismen und er rechnet es sich als großes Ve dienst an, das natürliche System von Jussieu in der Botanik eingebürgert z haben. Die künstlichen Systeme vergleicht er Wörterbüchern, die natürlichen de Grammatiken und er sagt dann: „es gibt aber noch eine höhere Grammati welche man die philosophische nennt und die den eigentlichen Sinn der Wörte ihre Abstammung und demnach ihren inneren Zusammenhang, ihren Rang un ihre Gliederung zu bestimmen sucht. Diese ist das Entwickelungs- oder das g netische System, welches auch in der Naturgeschichte befolgt werden muß." W O. unter dieser Methode versteht, werden wir nachher sehen. Wenn er von A stammung spricht, so versteht er damit unter keinen Umständen eine wirklic Abstammung der Arten im heutigen Sinne. O. hält im Gegentheil starr der Constanz der Art fest und es ist leicht möglich, daß er Lamarck kannte u an ihn dachte, als er die entgegengesetzte Ansicht bekämpfte. Im Anschluß seine Theorie von der Zusammensetzung der Organismen aus Bläschen, sagt e „Man muß diese Sache jedoch nicht so maschinenmäßig nehmen, als wenn Pflanzen vorher wirklich Rost oder Wasserfäden und die Thiere wahre, für f herumschwimmende Infusionsthiere gewesen wären, die sich später aneinand gesetzt hätten, um einen gemeinschaftlichen Leib zu bilden. Die Urblä chen des Zellgewebes sind sogleich in ihrem Keime verbunden gewesen o vielmehr aus der Flüssigkeit, in der sie chemisch aufgelöst waren, als Pun angeschossen . . . . Ebenso sind z. B. Blutgefäße nicht vorher wirkliches Zellgewebe oder eine Haut gewesen, mit einer schon eigenthümlich Verrichtung, sondern die körnige Masse hat sich sogleich in Gefäße verwande Auf dieselbe Weise kann man sagen, der Mensch sei nur ein höher ausgebilde Affe und dennoch wird niemand es so nehmen, als wenn er vorher ein a gewachsener Affe gewesen wäre und sich dann erst durch günstige Umstände in ein Menschen verwandelt hätte, etwa wie ein Schmetterling aus der Puppe gebil wird. Wer solche grobe Ansichten oder vielmehr solche Mißverständnisse in Lehre von der Bedeutung der Theile mitbringt, mit demselben kann keine V ständigung stattfinden." Und anderswo: „Was einmal zu einer besonde Pflanzen- und Thiergattung sich verbunden hat, ändert sich nicht mehr in e andere um, sofern sich die Stoffe nicht wieder auflösen und nach anderen V wandtschaften und Richtungen sich verbinden". „Als gewiß muß man a annehmen, daß keine Gattung von selbst durch den Verlauf der Zeit sich eine andere umbildet und daß die ganze Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt aus wenig ursprünglich erschaffenen Gattungen entwickelt habe durch Wechsel Ortes, der Feuchtigkeit, des Lichtes, der Wärme u. desgl. oder auch durch wech seitige Bestäubung". O. weist darauf hin, daß die Pflanzen aus den ägyp schen Gräbern ganz den gegenwärtigen gleichen. Er glaubt, daß jede Art sich entstanden sei oder noch entstehe, durch Zusammentritt der Elemente un günstigen Verhältnissen. Wenn O. die genetische Methode als einzig sichere die Erkenntniß des natürlichen Systems darstellt, so geht er dabei von ein Lieblingsgedanken aus, der sich durch seine ganze Naturgeschichte hindurchzie von der Idee, daß jeder Organismus in seiner Entwicklung die tieferstehend Classen stufenweise durchläuft. Wir haben hiermit den Grundgedanken des v Fritz Müller und Haeckel auf Grund der Descendenz- und Selectionstheorie neu gründeten, in der Zoologie fast allgemein anerkannten „biogenetischen Grur gesetzes". Ob O. selbständig darauf gekommen, läßt sich schwer entscheid jedenfalls haben andere, so z. B. Tiedemann, schon vor ihm den Gedanken a gesprochen und Tiedemann hat sogar schon im J. 1808 an O. selbst geschriebe „Vor einigen Wochen habe ich die Metamorphose der Frösche beobachtet u

eine Menge dieser Frösche zergliedert, wobei ich auf folgenden Satz gestoßen bin: die Frösche durchlaufen während ihrer Metamorphose die Organisation der Anneliden, der Mollusken, der Fische und erst zuletzt werden sie Amphibien". Niemand aber hat diese Idee mehr gepflegt und weiter ausgedehnt als O. Er sagt: „Ich bin durch meine physiologischen Studien schon vor einer Reihe von Jahren auf die Ansicht gekommen, daß die Entwickelungszustände des Küchelchens im Ei Aehnlichkeit haben mit den verschiedenen Thierclassen, so daß es anfangs gleichsam nur die Organe der Infusorien besitze, dann allmählich die der Polypen, Quallen, Muscheln, Schnecken u. s. w. erhalte. Umgekehrt mußte ich dann auch die Thierclassen als Entwickelungsstufen betrachten, welche denen der Küchelchen parallel gingen". O. findet besonders auch in der Entwickelung der Insecten seine Ansicht bestätigt. Die Raupen der Insecten entsprechen den Würmern (— O. findet sogar einen auffallenden Parallelismus zwischen den verschiedenen Gattungen und Familien der Würmer und Insectenclassen —) die Puppen entsprechen den Krebsen, die jungen Frösche besitzen Kiemen, wie erwachsene Kiemenlurche, ja sogar die Vogelembryone haben Kiemenspalten. Nach dem Gesagten wird sofort klar, weshalb O. der genetischen Methode eine so hohe Bedeutung für die Erkenntniß des natürlichen Systems beilegt. In ganz ähnlicher Weise erkennen die heutigen Zoologen, gestützt auf das „biogenetische Grundgesetz" in der Erforschung der individuellen Entwickelungsgeschichte (Ontogenie) eines der wichtigsten Mittel zur Erkenntniß der Stammesgeschichte (Phylogenie). Da O. aber keine wahre Stammesgeschichte anerkennt, so frägt es sich, welche Bedeutung er dem Durchlaufen der Thierclassen in der Entwickelung eines Thieres beilegt. Darüber drückt er sich in sehr bestimmter Weise aus: „Wir müssen demnach das gesammte Thierreich betrachten als einen auseinandergelegten thierischen Leib, dessen Organe bald mehr, bald weniger vollständig, ein eigenes Leben führen und für sich herumschwimmen oder herumkriechen, herumlaufen, herumfliegen u. s. w., so daß das eine Thier z. B. nichts anderes wäre als ein Darm, wie die Polypen, ein anderes noch die Leber hinzubrächte, wie die Muscheln, ein anderes noch die Speicheldrüsen, wie die Schnecken, ein anderes gegliederte Füße, wie die Krebse, ein anderes Knochen, wie die Fische u. s. w. Auf der höchsten Stufe der Vervollkommnung und Complicirtheit steht der Mensch und das Thierreich ist O. deshalb der auseinandergelegte Mensch. Die ganze organische Welt bildet eine einzige zusammenhängende Stufenleiter. Bei der Entstehung des Menschen mußten die Bedingungen, unter denen sich überhaupt Organismen bilden, in der vollkommensten Weise vorhanden sein, fehlten wichtige Elemente, so entstanden tiefer stehende Thiere oder sogar nur Pflanzen. Die Bildung eines jeglichen Organismus ist deshalb nach O. gewissermaßen die beginnende Bildung eines Menschen, die je nach den Verhältnissen weiter oder weniger weit gedieh, immer aber und nothwendig nach derselben Richtung erfolgte. Der erste Zustand sind die Pflanzen, innerhalb deren selbst wieder eine continuirliche Stufenfolge von den einfachsten zu den höchsten herrscht. Auf dem niedrigsten Zustand der Thiere befinden sich die Infusorien. Eine zweite Stufe bilden die Thiere, die weiter nichts sind als ein aus Bläschen (Infusorien) zusammengesetzter Darm. „Nach und nach aber verhärtet die äußere Oberfläche durch die Oxydation, während die innere, blos von Wasser umspült und wärmer gehalten, weich bleibt". Auf diesem Zustand besteht das Thier aus zwei ineinandergeschachtelten Blasen, Haut und Darm. — (Man könnte hierin beinahe die Anfänge der Gasträatheorie erkennen, doch nur in gezwungener Weise.) Dann treten successive neue Organe zu den schon bestehenden hinzu. Die Sinnesorgane sind unter allen Organen die höchsten; nach ihnen müssen die Hauptstufen des Thierreichs bestimmt werden. Die Sinnesorgane stehen selbst

aber wieder verschieden hoch; zu oberst das Auge, dann kommt das Ohr, der Geruch, der Geschmack und zuletzt das allgemeine, allen Thieren zukommende Gefühl. O. unterscheidet dem entsprechend fünf Hauptstufen: 1. die Gefühlsthiere (alle niederen Thiere, wie Polypen, Schnecken und Insecten); 2. Zungenthiere (Fische); 3. Nasenthiere (Amphibien); 4. Ohrenthiere (Vögel); 5. Augenthiere (Säugethiere oder Haarthiere). In jeder Abtheilung sei das betreffende Organ am höchsten entwickelt. Bei den Säugethieren kommen die Sinnesorgane vereinigt in hoher Ausbildung vor, man kann sie deshalb auch als Sinnenthiere den Zungen-, Nasen- und Ohrenthieren als Fleischthieren gegenüberstellen. — Der Gefühlssinn gehört dem ganzen Körper an, die vier höheren Sinne dem Kopf; daraus ergibt sich eine neue Eintheilung der Thiere in Rumpfthiere (= Gefühlsthiere, fleischlose, wirbellose oder auch einhöhlige) und Kopfthiere (Wirbelthiere, zweihöhlige). Die Rumpfthiere kann man eintheilen in Gallertthiere, Schalthiere und Ringelthiere. O. findet überall und immer in den Abtheilungen der höheren Thiere einen Parallelismus mit den Abtheilungen der niederen, dies führt ihn zu der anderen Lieblingsidee vom Parallelismus in der ganzen Natur, die ihn zu den größten Absurditäten verleitet. In den vier hohen Classen wiederholt sich die ganze Stufenfolge im Thierreich, die Fische entsprechen den Gallertthieren, die Amphibien den Schalthieren, die Vögel den Ringelthieren, die Säugethiere den Fleischthieren. Derselbe Parallelismus wiederholt sich überall in allen Ordnungen, Familien, Gattungen. Unter den Insekten gibt es gallertthierartige (Mücken, Immen, Schmetterlinge), schalthierartige (Wanzen, Heuschrecken, Wasserjungfern), ringelthierartige (Käfer). Bei den Säugethieren wiederholen sich alle Stufen aller niederen Thiere, so gibt es polypenartige, schneckenartige, insectenartige Säugethiere. Ja die Abtheilungen des Pflanzenreichs sind den Abtheilungen des Thierreichs bis in die kleinsten Kategorien parallel und O. verfertigt eine große Tabelle des Parallelismus der Pflanzenclassen unter sich und mit den Thieren. Zu welchen Ungeheuerlichkeiten ihn dieser Schematismus führt, zeigen folgende Sätze: „Auf diesem Parallelismus der Pflanzen mit den thierischen Organen und den Thierclassen beruht die materia medica, indem die entsprechenden Pflanzen oder ihre Stoffe, specifisch darauf wirken werden. So die Pilze auf den Dotter, die Moose oder Tange auf das Eiweiß, die Farren etwa auf die Hüllen u. s. w.". „In geistiger Hinsicht scheinen bei den Säugethieren alle Arten von Charakteren und Leidenschaften vorzukommen; die Vögel aber sind fröhlich, leichtsinnig, neugierig, frech und furchtsam; die Amphibien träg und falsch; die Fische sind gleichgültig oder phlegmatisch; die Insecten wiederholen auch in ihrem Thun und Handeln die Vögel; die Schnecken und Muscheln in der Trägheit und Falschheit die Amphibien; die Quallen, Polypen und Infusorien endlich die Fische, nur alle auf einer tieferen Stufe". So wird schließlich bei O. die ganze Natur zu einem Schrank, in welchem die Naturobjecte nach einer Idee gruppirt sind, die sich für jeden Schubkasten, jede Schachtel und jedes Schächtelchen wiederholt. Das Schächtelchen Nr. 3 der Schachtel Nr. 5 des Schubkasten 9 entspricht dem Schächtelchen Nr. 3 ꝛc. ꝛc., nur ist die darin enthaltene Waare etwa von geringerer Qualität. So ließe sich eigentlich nach der genauen Kenntniß einer kleinen Abtheilung die ganze Natur construiren, denn es gibt nach O. auch bestimmte Zahlengesetze, die überall dieselben sind. Es macht O. keine allzugroßen Schwierigkeiten, die Zahl der Thier- und Pflanzengattungen, ja der Individuen zu bestimmen. Hören wir ihn: „Da in meinem System jede Classe aus 16 Organen, mithin so viel Zünften besteht, so gibt es deren für das ganze Reich $16 \times 16 = 256$. Es ist höchst wahrscheinlich, daß jede Zunft wieder aus 16 Geschlechtern besteht, wodurch die wissenschaftliche Zahl auf 16×256

= 4096 käme. Nimmt man nun an, daß jedes Geschlecht wieder in 16 Gattungen (Arten im neuen Sinne) zerfalle, so bestände das ganze Pflanzenreich aus 16 × 4096 = 65536." Wie O. die Zahl der Thiergattungen, die Zahl der Menschen u. s. w. zu bestimmen sucht, dies zu erörtern, wollen wir unterlassen. Die Zahl 5 scheint ihm von der höchsten Bedeutung zu sein. Für die Kiemen sei diese Zahl sehr charakteristisch. Man könne aber den Grund der Fünfzahl schon in den Blumen suchen; noch weiter zurück führe die Bedeutung der Blumen zur Entwickelung aus den gefiederten Blättern, welche wegen der unpaaren Endblätter nichts anderes als eine ungerade Zahl, 3 oder 5 geben können. Den eigentlichen Grund aber könne man erst höher finden. Er scheine in den fünf Sinnesorganen zu liegen, zu welchen also schon in den Kiemen, in den Blumen und selbst in den Blättern die Anstalten getroffen seien. Es gebe 5 Finger und es gebe 5 Zahnarten, welche den 5 Fingern parallel gehen. Der Eckzahn entspreche dem Daumen, die 2—3 Stock- oder Lückenzähne dem Zeigefinger ꝛc. Es erscheint wahrscheinlich, daß O. durch ähnliche Spielereien auf seine berühmte Wirbeltheorie des Schädels gekommen ist, welche folgendermaßen lautet: Die Wirbelsäule besteht aus 7 Sätzen zu 5 Wirbeln. „Die Gesetzmäßigkeit geht mithin durch die ganze Wirbelsäule und es schwebt hier eine Harmonie über der andern, welche das menschliche Skelet als das schönste und bewunderungswürdigste Gebäude in der Natur darstellen". Auch der Kopf ist nach O. nichts anderes als eine Wirbelsäule; er besteht aus 4 Wirbeln, weil er 4 Sinnesorgane enthält oder nichts anderes als diese Sinnesorgane ist. Diese 4 Wirbel sind 1. Nasenwirbel (alle Nasenbeine); 2. Augenwirbel (erstes Keilbein und Stirnbeine); 3. Zungenwirbel (zweites Keilbein und Scheitelbeine); 4. Ohrwirbel (Hinterhauptbeine). Daran schließt sich an die übrige Wirbelsäule als 5. Hautwirbel; sie zerfällt in Serien von 5 Kiemen-, Arm-, Lungen-, Darm-, Fuß-, Geschlechts- und Afterwirbeln.

Wir haben nun O. in mehreren seiner Hauptdoctrinen von gesunden, fruchtbaren Gedanken aus bis zu ganz haltlosen, zuweilen höchstens geistreich klingenden Gedankenspielen in möglichst objectiver Weise verfolgt. Es fällt nicht schwer, zu erkennen, daß eine unbeschränkte Phantasie und der vollständige Mangel an objectiver Kritik seine Naturphilosophie auszeichnen und es ist nicht zu verwundern, daß viele, ja die meisten Naturforscher durch sie von einer philosophischen Naturbetrachtung abgeschreckt wurden. Und wie unvortheilhaft sticht nicht Oken's Naturphilosophie von der viel tiefern und gesündern Naturphilosophie eines Lamarck, eines Geoffroy St. Hilaire ab, die sich doch auch keine allgemeinere Anerkennung zu schaffen vermochten!

Die speciellen Theile der Oken'schen Naturgeschichte enthalten zwar wenig oder kein neues Material und wenig neue Gedanken; doch sind sie in klarer Sprache geschrieben und enthalten eine fleißige Sammlung der damals bekannten Beobachtungen. Wir glauben nicht weit fehl zu gehen, wenn wir uns so zusammenfassen, daß Oken's Thätigkeit als Lehrer, als Gründer der deutschen Naturforscherversammlungen, als Herausgeber der Isis und Verfasser seiner großen Naturgeschichte ganz besonders dadurch, daß er die Liebe zu den Naturwissenschaften verbreitete, eine eminent fruchtbare gewesen ist. Die Zügellosigkeit seines Naturphilosophirens aber trug zum großen Theile dazu bei, daß allgemeinere Betrachtungsweisen in Mißcredit kamen, und sich die Botaniker und Zoologen bis in die fünfziger Jahre hinein fast ausschließlich sogenannten exacten Detailuntersuchungen widmeten.

Die Hauptwerke Oken's sind: „Lehrbuch des Systems der Naturphilosophie". 1. Aufl. Jena 1809—1811, 3 Bde. 2. Aufl. Jena 1831. 3. Aufl. u. d. T. „Lehrbuch der Naturphilosophie" Zürich 1843, 1 Bd. — „Lehrbuch der Natur-

geschichte". 1. Bd.: Mineralogie. Leipzig 1812. 2. Bd. (in 2 Theilen): Naturgeschichte der Pflanzen. Jena 1825—1826. 3. Bd. (in 2 Theilen): Lehrbuch der Zoologie. Jena 1816. — „Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände." 13 Bde. Stuttgart 1833—1841. Dazu ein Atlas.

Ein vollständiges Verzeichniß der Schriften Oken's und seine ausführliche Lebensbeschreibung findet sich in: Lorenz Oken. Eine biographische Skizze. Gedächtnißrede zu dessen hundertjähriger Geburtstagfeier von Alexander Ecker. Durch erläuternde Zusätze und Mittheilungen aus Oken's Briefwechsel vermehrt. Stuttgart 1880. Arnold Lang.

Oekolampadius: Johannes Oe., Humanist und Theolog des 16. Jahrhunderts, Reformator von Basel, ist geboren 1482 in dem Städtchen Weinsberg, das damals zur Pfalz, seit 1504 zum Herzogthum Würtemberg gehörte, † den 24. November 1531 zu Basel. Wie sein Familienname ursprünglich gelautet, ist ungewiß: jedenfalls nicht „Hausschein", wie man die gräcisirte Namensform Oeco- oder Icolampadius später zurückübersetzt hat, sondern entweder (wie er in Heidelberger Urkunden heißt, vgl. Ullmann in den theol. Stud. u. Krit. 1845, S. 154) „Hußgen" oder „Heußgen", oder nach anderer Vermuthung Hausch oder Huschke, was dann seine humanistischen Freunde zum Zweck der Gräcisirung in Hußschin oder Hausschein umformten. Sein Vater war bürgerlichen Standes und ziemlich wohlhabend, wahrscheinlich Kaufmann, wie er denn auch seinen Sohn, das einzige Kind seiner Ehe, das am Leben blieb, anfangs zum Kaufmannsstande bestimmte. Die Mutter aber, eine geborene Pfister, aus einem alten Basler Geschlecht, eine fromme, kluge und wohlthätige Frau, setzte es durch, daß der zarte, aber geistig begabte Knabe einer wissenschaftlichen Laufbahn sich widmen durfte. Seinen ersten Unterricht erhielt er in der Schule seiner Vaterstadt, später auf der Stadtschule der benachbarten kaiserlichen Reichsstadt Heilbronn. Dann sandte ihn der Vater zum Studium der Rechte nach Bologna. Da er aber das italienische Klima nicht vertragen konnte, an der Jurisprudenz keinen Geschmack fand und durch den Betrug eines Bologneser Kaufmanns in Geldverlegenheiten kam, vertauschte er 1499 die italienische Universität mit Heidelberg, das Studium der Rechte mit dem der Humaniora und Theologie. (Die Chronologie ist nicht ganz sicher: nach Capito kam er schon als zwölfjähriger Knabe nach Heidelberg, von da nach Bologna, dann wieder nach Heidelberg zurück, wo er im October 1499 als Joannes Hussgen de Wynsberg, Herbip. dioec., immatriculirt ist, s. Ullmann a. a. O. S. 155). Es war die Zeit des ersten Aufblühens der humanistischen Richtung in Heidelberg, insbesondere der allerdings nur kurz dauernden (1498—1500) Wirksamkeit des christlichen Humanisten Jakob Wimpheling, der großen Einfluß auf Oe. gehabt zu haben scheint. Sonst ist uns vom Gang seiner Studien wenig bekannt: er studirte den Thomas von Aquin, an dem er mehr Gefallen fand als an Duns Scotus; noch mehr aber fühlte er sich hingezogen theils zu den mittelalterlichen Mystikern Gerson und Richard von St. Victor, theils zu den, gerade auch von Wimpheling empfohlenen Kirchenvätern. An den sonst üblichen akademischen Disputationen betheiligte er sich wenig (wohl in Uebereinstimmung mit dem damaligen Heidelberger Theologen Jost Hahn, der seinen Schülern empfahl, über Glaubenssachen nie zu disputiren), liebte es vielmehr nur im engeren Freundeskreis die Gedanken auszutauschen oder einsamen Betrachtungen sich hinzugeben: er wollte lieber, wie sein Biograph sagt, „ein Zögling der heiligen Wahrheit selber sein als ein Schüler thörichter Meister". Nachdem er im October 1503 unter dem Decanat des M. Johann Hartlieb magister artium geworden, erhielt er von dem Kurfürsten Philipp von der Pfalz den Auftrag, die Studien seiner jüngeren Söhne zu leiten. Da ihm aber das Hof-

leben wenig zusagte, so gab er diese Stelle bald wieder auf und kehrte, nachdem er die Priesterweihe empfangen, nach seiner Vaterstadt Weinsberg zurück, wo seine Eltern aus eigenen Mitteln eine Pfründe für ihn stifteten. Er hielt damals Predigten über die sieben Worte Christi am Kreuz, die Ulrich Zasius zu Freiburg 1512 herausgab u. d. T. „Declamationes oder Reden Icolampads über das Leiden und die letzte Predigt unseres Herrn Jesu Christi am Kreuz, unter dem Bild eines wegziehenden Predigers"; sie sind gewidmet dem Dr. Lamparter, Kanzler des Herzogs von Würtemberg, den O. seinen Mäcenas nennt (s. A. D. B. XVII, 579). Proben daraus, die für die damalige buntallegorisirende Predigtmanier ebenso charakteristisch sind wie für den religiösen Standpunkt des Verfassers siehe bei Herzog I, 109.

Nicht lange aber duldete es ihn in der Stille seiner geistlichen Amtsthätigkeit. Sein Wissenseifer trieb ihn hin zu den beiden ersten Autoritäten der damaligen humanistischen Wissenschaft, zu Reuchlin und Erasmus. Zur Fortsetzung seiner philologischen und theologischen Studien, insbesondere zu gründlicher Erlernung der beiden Grundsprachen der h. Schrift, begab er sich zunächst nach Stuttgart zu Joh. Reuchlin, der ihn freundlich aufnahm, dann nach Tübingen, wo er den 9. April 1513, obwol schon dreißigjährig, als M. Joh. Icolumbadius de Winsperg, immatriculirt wurde (s. Urkunden zur Gesch. der U. Tübingen S. 593). Hier befreundete er sich mit dem kaum sechzehnjährigen Ph. Melanchthon und trieb mit ihm humanistische Studien z. B. die Lectüre Hesiod's. Von Tübingen scheint er dann noch einmal nach Heidelberg gegangen zu sein, um bei dem getauften spanischen Juden M. Adriani sich im Hebräischen zu vervollkommnen; auch trat er jetzt in Verbindung mit dem damals (1512 ff.) in Heidelberg studirenden jungen Schwaben Johann Brenz, den er im Griechischen unterrichtete, sowie mit dem damaligen Stiftsprediger zu Bruchsal, Wolfgang Capito, mit welchen beiden ihn sein späterer Lebensgang wiederholt zusammenführte (vgl. A. D. B. III, 314 u. 772 ff.).

Bereichert mit Kenntnissen und Erfahrungen kehrt Oe. in seine Vaterstadt und zu seinem geistlichen Amt zurück, aber auch jetzt wieder nur für kurze Zeit. Schon 1515 folgt er einem Ruf des frommen und gelehrten Bischofs von Basel, Christoph v. Utenheim (1502—26), der damals einen Kreis von Gelehrten in seiner Bischofsstadt sammelte, und dem er durch seinen seit 1513 gleichfalls dort weilenden Freund Capito empfohlen war. Oe. predigte im Dom, trat aber zugleich in Verbindung mit dem damals vorübergehend in Basel weilenden Erasmus, an welchen er durch Sapidus in Schlettstadt aufs wärmste empfohlen war und den er bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten, besonders bei Herausgabe seiner Anmerkungen zum Neuen Testament mit seinen hebräischen Sprachkenntnissen unterstützte. Zugleich bewarb sich Oe. bei der Universität Basel um die theologischen Grade: 1515 wurde er Baccalaureus der Theologie unter dem Rectorat von Peter Wenk, 9. October 1516 Licentiat der Theologie, und endlich, nachdem er über den Propheten Obadja, über den paulinischen Epheserbrief und über das erste Buch der Sentenzen des Lombardus Vorlesungen gehalten, am 9. September 1518 Dr. theol. In der Zwischenzeit war er, wie es scheint, nach Weinsberg zurückgekehrt, wo er seinen geistlichen Functionen als Priester und Prediger oblag, aber auch mit wissenschaftlichen Arbeiten sich beschäftigte z. B. mit einer Vergleichung der hieronymianischen Bibelübersetzung mit dem Grundtext, mit einem Index zu den Werken des Hieronymus, wobei sein Freund Brenz mit half, sowie mit Abfassung einer Schrift De risu paschali d. h. über die Sitte damaliger Prediger, am Osterfest ihre Zuhörer mit allerlei Späßen zu belustigen (gedruckt 1518 bei Froben in Basel mit einer Vorrede von Capito).

Von Erasmus (Löwen, 13. März 1518) dringend eingeladen, wieder nach

Basel zu kommen und ihm bei der zweiten Ausgabe seines Neuen Testamentes behülflich zu sein, verweilte er wieder längere Zeit daselbst und benutzte diese Zeit zugleich zur Herausgabe seiner schon in Heidelberg entworfenen griechischen Grammatik unter dem Titel: „Graecae literaturae dragmata“ d. h. Aehrenbündel der griechischen Litteratur. Eine Berufung nach Wittenberg, die Reuchlin gewünscht hatte (Mai 1518), unterblieb, weil Oe. selbst sich in Basel gebunden glaubte. Aber schon im December 1518, kurz nachdem er die theologische Doctorwürde erlangt, verließ er Basel und folgte einem Ruf als Domprediger nach Augsburg. War Oe. schon bisher, im unsteten Schwanken zwischen litterarischen und clerikaler Thätigkeit, zwischen Erasmischem Humanismus und „monachischer Superstition“ (nach einer brieflichen Aeußerung von Erasmus war er damals plane monachus et superstitione submolestus), zu keiner inneren Klarheit und keiner befriedigenden Lebensstellung gelangt: so sah er sich jetzt vollends in Augsburg, wo seit Luthers persönlicher Anwesenheit im October 1518 Anhänger der alten Kirche und Freunde Luther's (ein Langenmantel, Frosch, Bernhart und Konrad Adelmann u. s. w.) einander gegenüberstanden, mitten hineingestellt in den die Geister und bald die ganze christliche Welt bewegenden Kampf. Freimüthig rügte Oe. in einer öffentlichen Rede die Gebrechen des Clerus (Mai 1519) ja er schloß bald immer entschiedener den Freunden Luther's sich an, auf welchen er zuerst durch seine Predigten über die zehn Gebote, dann durch seine Ablaßthesen aufmerksam geworden war. Als damals Dr. Eck aus Ingolstadt in einem Brief an den Bischof von Meißen die geringschätzige Aeußerung hingeworfen hatte, daß in Augsburg nur einige „ungelehrte Kanoniker“ den lutherischen Irrthümern ergeben seien, fühlte Oe. sich bewogen, in Gemeinschaft mit B. Adelmann in einer 1519 herausgegebenen anonymen Schrift unter dem Titel „Responsio indoctorum canonicorum“ Luther's aufs wärmste sich anzunehmen und dem anmaßenden Ingolstädter Professor zu bedeuten, daß seine eigenen Bücher wimmeln von Irrthümern und Barbarei (vgl. die Erlanger Ausgabe der Opp. Lutheri varii arg. 4, 59 ff.). Mit seinem alten Universitätsfreund Melanchthon, dem jetzigen Wittenberger Collegen Luther's, unterhielt Oe. damals von Augsburg aus einen sehr regen brieflichen Verkehr: mit besonderem Interesse empfing er im Juli 1519 Melanchthon's ausführlichen Bericht über die Leipziger Disputation zwischen Eck und Luther (d. d. 21. Juli s. Corp. Ref. I, 87). Um dieselbe Zeit aber, wo er immer offener als Parteigenosse des Wittenberger Mönchs hervortrat, beschäftigte sich Oe. auch wieder mit Uebersetzung griechischer Kirchenväter, so einer Rede Gregor's von Nazianz, die voll ist vom Lob des asketischen Lebens und die er der Tochter seines Freundes Peutinger widmete, um sie in ihrer Neigung zum Klosterleben zu bestärken, sowie einiger Predigten desselben Kirchenvaters, die er als Muster christlicher Beredtsamkeit dem Bischof Konrad von Würzburg dedicirte. Seine Dompredigerstelle gewährte ihm wenig Befriedigung: er verzweifelte an seiner eigenen Befähigung zum Predigtamt wegen seiner schwachen Stimme und seines Mangels an Erfahrung und Menschenkenntniß. Plötzlich reift in ihm der Entschluß, den er freilich schon länger mit sich herumgetragen hatte, in das nahe bei Augsburg in der Diöcese Freising gelegene Brigittenkloster Altenmünster einzutreten, um hier Muße zu finden zum Studiren und zum Gebet, unter der ihm willig zugestandenen Bedingung, daß es ihm gestattet sei, im Kloster selbst „nach der Regel des göttlichen Worts“ zu leben und wieder auszutreten, wenn er einmal in anderer Weise im Dienste des göttlichen Wortes nützlich werden könnte. Am 23. April 1520 wurde er von dem ihm persönlich befreundeten Fürstbischof Philipp von Freising, einem Bruder des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz, als Mönch der heiligen Birgitta eingekleidet. Erst jetzt gab er seinen Freunden Nachricht von seinem Schritt

und dessen Beweggründen: sie staunten und bedauerten ihn (so Capito an Luther und Melanchthon C. Ref. I, 163; Hedio in einem Brief an Zwingli; Erasmus an Oe. vom 4. November 1520). Oe. ließ sich dadurch nicht irre machen: er hatte sich vorgenommen, „sich selbst zu leben und um die Meinungen der Menschen sich nicht weiter zu kümmern". Aber nicht volle zwei Jahre dauerte sein Aufenthalt im Kloster (April 1520 bis Februar 1522). Der Sturm, der in die Zeit gefahren und vor dem er hinter den Klostermauern Schutz gesucht, ließ ihn auch hier keine Ruhe finden, sondern trieb ihn wieder hinaus in die Reihen der Kämpfenden. In den ersten paar Monaten zwar fühlte er sich glücklich in seinem klösterlichen Stillleben, predigte fleißig und gab patristische Schriften heraus (z. B. eine Rede des Johannes von Damask, des Gregor von Nazianz, einen Brief des h. Basilius, eine christliche Spruchsammlung eines griechischen Mönches u. s. w.). Nachdem aber im September 1520 Dr. Eck mit der päpstlichen Bannbulle gegen Luther in Deutschland erschienen, erbat sich der von dem Bann mitbedrohte Domherr Bernhard Adelmann in Augsburg von Oe. ein Gutachten über Luther und „die lutherische Ketzerei". Er gab es, wie er selbst sagt, nicht vorsichtig, aber getreulich und freimüthig, indem er erklärte: Luther stehe der evangelischen Wahrheit näher als seine Gegner. Adelmann hatte nichts eiligeres zu thun, als das Gutachten an Capito mitzutheilen, der es drucken ließ. Eck war wüthend über Oe. und verlangte vom Augsburger Rath die Unterdrückung der auch in deutscher Uebersetzung verbreiteten Schrift. Oe. bedauerte die ohne seinen Willen erfolgte Veröffentlichung, weniger um seiner selbst als um seiner Klosterbrüder willen, die dadurch in üblen Ruf zu kommen fürchteten. Einige kleine Schriften Oekolampadius' und einige seiner im Kloster gehaltenen Predigten über Marienverehrung, Abendmahl u. s. w., insbesondere aber seine 1521 zu Basel gedruckte Schrift über die Beichte (Quod non sit onerosa Christianis confessio), die auch Luther's Beifall fand, erregten immer größeren Anstoß. Auch konnte Oe. bei seiner schwachen Gesundheit die klösterlichen Uebungen des Fastens, Nachtwachens u. dergl. nicht vertragen, sondern fiel in eine lebensgefährliche Krankheit, von der er sich nur langsam erholte. Um drohenden Conflicten auszuweichen, verließ Oe. das Kloster „mit Einwilligung der Seinigen" im Februar 1522. „Er hörte auf Mönch zu sein, um wieder Christ zu werden."

Nach seinem Austritt aus dem Kloster wußte er anfangs nicht, wohin er sich wenden sollte. Er begab sich nach Mainz, wo er eine Zeitlang bei seinem Freund Capito, dem damaligen Domprediger und geistlichen Rath des Kurfürsten Albrecht, sich aufhielt; dann nach Weinsberg, wo er seine Eltern noch am Leben fand, und von da, noch vor Ende Februar 1522, nach Heidelberg, wo er an der Universität anzukommen hoffte. Da man aber hier als Vorbedingung seiner Anstellung „Abschwörung der lutherischen Ketzerei" von ihm verlangte, wozu er sich nicht verstehen wollte (vgl. Ullmann a. a. O. S. 160), und da aus demselben Grund auch eine Berufung nach Ingolstadt sich zerschlug, so ging er zu Anfang April 1522 zu Franz von Sickingen nach der Ebernburg, wo damals soviele reformatorisch gesinnte Männer eine Herberge und Zufluchtsstätte fanden. Hier übernahm er das Amt eines Burgcaplans und benutzte die ihm von seinem Schloßherrn eingeräumte Freiheit, um verschiedene Neuerungen beim Gottesdienst einzuführen, z. B. deutsche Bibellectionen bei der Messe, tägliche Schriftvorlesungen, Weglassung einzelner Ceremonien u. s. w., Aenderungen, die er dann auch theils in Predigten vor der Gemeinde (z. B. einer Predigt über das Lesen des Wortes Gottes in der Landessprache, abgedruckt bei Hagenbach S. 191 ff.) und in Briefen an auswärtige Freunde (z. B. Hedio in Mainz) rechtfertigte. Daneben beschäftigte er sich auch wieder, theils auf der Ebernburg, theils während

eines kurzen Aufenthalts in Frankfurt, mit patristischen Arbeiten, z. B. Uebersetzung von 20 Predigten des Chrysostomus. Noch vor Ausgang des Jahres aber verließ er die Ebernburg wieder, wo er zwar gastfreundliche Herberge, aber doch nur ein „steinigtes Erdreich für seine evangelische Aussaat" gefunden hatte, und reiste, wie es scheint in Begleitung der beiden Ritter Ulrich v. Hutten und Hartmuth v. Cronberg nach Basel (Strauß, Hutten S. 478; vgl. auch S. 465), wo er am 16. 17. November eintraf und im Hause seines Freundes, des Buchhändlers Kratander, abstieg.

Frei, wie er selbst bekennt, von der früheren Kleinmüthigkeit und Verzagtheit trat er in den neuen Wirkungskreis ein, der sich ihm hier an der altbekannten Stätte eröffnete, die er in gewissem Sinne seine Heimat nennen konnte (Basilea mihi ab avo patria sagt er in der Vorrede zu seinem Jesaias-Commentar). Zunächst freilich war seine Stellung eine sehr bescheidene und unsichere, zumal da der Rath damals fest an der päpstlichen Kirche hielt und da die eidgenössische Tagsatzung darauf drang, daß in Basel keine lutherischen Bücher gedruckt würden. Oe. wohnte als gelehrter Flüchtling im Hause Kratander's und arbeitete für dessen Officin kleinere Schriften aus, besonders Uebersetzungen aus Chrysostomus. Dann übernahm er Vicarsdienste für einen kranken Pfarrer zu St. Martin, jedoch ohne Gehalt und ohne Sacramentsverwaltung. Sein früheres Verhältniß zu Erasmus, der seit 1521 seinen dauernden Aufenthalt in Basel genommen, hatte sich gelöst, seit Oe. mit Luther und vollends, seit er mit Hutten in Verbindung getreten war. Dagegen suchte er jetzt, seit seinem Eintritt in das Gebiet der schweizerischen Reformation, mit dem Führer derselben, Ulrich Zwingli in Zürich, Beziehungen anzuknüpfen, die sich bald zu einem innigen Freundschaftsbund gestalteten (s. den ersten Brief Oekolampadius' an Zwingli vom 10. December 1522 und Zwingli's Antwort vom 14. Januar 1523 in den Opp. Zwingl. VII, 251 und 261).

Bald eröffnete sich ihm eine Lehrthätigkeit an der Universität, indem er 1523 vom Rath, wenngleich anfangs im Widerspruch mit der Universität, zum Lector der heiligen Schrift ernannt wurde und unter steigendem Beifall über alttestamentliche Propheten und paulinische Briefe Vorlesungen hielt, die auch von Geistlichen und Bürgern besucht wurden. Die Kunde von diesen Vorlesungen und deren Erfolg drang sogar nach Wittenberg, von wo aus Luther und Bugenhagen ihn in mehreren Briefen beglückwünschten. Bald ging er einen Schritt weiter. Veranlaßt durch Angriffe katholischer Gegner auf die Männer der neuen evangelischen Richtung schlug Oe. im August 1523 Thesen am schwarzen Brett an und lud zu einer öffentlichen Disputation ein, indem er sich erbot, „nicht in Schimpf oder Schulrecht, auch nicht in häderischer Weise, sondern in friedlicher Berichtung und Zusammenvergleichung heiliger Schrift von der wahren evangelischen Lehre Bericht zu geben, in der Hoffnung, daß solches Mittel, Zwietracht hinzunehmen und christliche Liebe zu befestigen, fruchtbar sein werde." Die Universität protestirte und verbot durch ein ausdrückliches Mandat allen ihren Angehörigen die Theilnahme. Das Gespräch fand dennoch statt in den letzten Augusttagen vor vielen Zuhörern in deutscher Sprache und mit so glücklichem Erfolg, daß Erasmus, obwol mit dem Auftreten seines ehemaligen Freundes nicht einverstanden, darüber nach Zürich schrieb: „Oecolampadius apud nos triumphat" (31. Aug. 1823 s. Opp. VII, 308). Im nächsten Jahr (15. 16. Februar 1524) folgte, von einem Prediger Stör aus Liestal veranlaßt, eine neue Disputation über den Cölibat der Geistlichen, wobei Oe., obwol damals noch dem ehelosen Leben den Vorzug gebend, doch für Freigebung der Priesterehe sich aussprach. Weit stürmischer verlief eine dritte Disputation, die von dem Franzosen Wilhelm Farel, der damals als Flüchtling in Basel weilte,

angekündigt, von der Universität verboten, von dem Rath erlaubt, am 28. Februar vor einem zahlreichen Auditorium stattfand und wobei Oe. als Dolmetscher sich betheiligte. Farel wurde wegen seines stürmischen Vorgehens und besonders wegen beleidigender Aeußerungen gegen Erasmus aus der Stadt verwiesen (Pfingsten 1524). Der vorsichtigere Oe. aber in Verbindung mit seinem Collegen Konrad Pellikan und einigen jüngeren Männern setzte seine reformatorische Wirksamkeit auf Kanzel und Katheder nicht blos fort, sondern wurde auch vom Rath gegenüber allen Anfechtungen katholischer Gegner geschützt und bald darauf zum ordentlichen Pfarrer oder Leutpriester bei St. Martin ernannt (15. Februar 1525). Dabei wurde ihm ausdrücklich gestattet, „das heilige Evangelium und Lehre Gottes frei öffentlich und unverborgen“ zu verkündigen; nur sollte ohne vorhergehende Genehmigung des Rathes keine Neuerung im Gottesdienst vorgenommen werden. Der Rath seinerseits erbat sich über die von einem Theil der Prediger und der Gemeinden immer offener begehrten Cultusänderungen ein Gutachten von Erasmus. Dieses fiel sehr zurückhaltend aus: er wollte es mit den Freunden des Neuen ebensowenig als mit denen des Alten verderben, warnte vor Ueberstürzung, vertröstete auf ein zukünftiges Concil, rieth zu einer zuwartenden Haltung.

Da brach der Sacramentsstreit aus 1524—1525 und fand in Basel einen Hauptschauplatz. Allerlei Schwärmer und Wiedertäufer: Denk, Münzer, Hubmaier, Karlstadt u. s. w., kamen nach Basel und suchten von hier aus ihre Lehren in der Schweiz und Süddeutschland zu verbreiten. Mehrere von ihnen suchten sich auch Oe. zu nähern, ihn für sich zu gewinnen oder wenigstens nach auswärts das Gerücht zu verbreiten, daß er ihr Meinungsgenosse sei. Die Stellung des milden und friedlichen, in seinen dogmatischen Anschauungen noch vielfach unbefestigten, aber redlich nach Wahrheit und Klarheit ringenden Mannes wurde eine schwierige. Zwar den Lehren der Wiedertäufer trat er bei all seiner persönlichen Milde doch von Anfang an entschieden entgegen und suchte, im Einverständniß mit Zwingli, das Recht der Kindertaufe aus Schrift und Geschichte zu erweisen. In dem Abendmahlsstreit aber, der jetzt von dem aus Wittenberg nach Basel geflüchteten Andreas Karlstadt entzündet wurde, wandte er sich, obwol er des Letzteren leidenschaftliches Auftreten mißbilligte und obwol er von Melanchthon gewarnt wurde, sich von der Wahrheit nicht abwendig machen zu lassen, doch mehr und mehr auf die Seite Karlstadt's: er will dessen Ansicht nicht in allen Punkten unterschreiben, glaubt aber in der Hauptsache ihm zustimmen zu müssen (quamvis non subscribamus illi per omnia, summam tamen rei non improbandam esse censeo). In Basel selbst wurden Karlstadt's Schriften vom Rath verboten; eine beabsichtigte Disputation oder Collation über die Abendmahlslehre kam nicht zu Stande. Umsomehr fühlte sich Oe. getrieben, seine Ansicht in einer ausführlichen Schrift der Prüfung der Gelehrten vorzulegen. Er that dies in einer im September 1525 (nicht in Basel, sondern wahrscheinlich in Straßburg) gedruckten Schrift: „De genuina verborum Domini interpretatione: Hoc est corpus meum etc. juxta vetustissimos auctores expositio“, worin er, in wesentlicher Uebereinstimmung mit Zwingli und anderen oberdeutschen Theologen, sehr entschieden für die figürliche Deutung der Einsetzungsworte (corpus = figura corporis) und für die Lehre von einer „geistlichen Genießung des Fleisches Christi“ sich ausspricht.

Die Schrift erregte in Basel selbst einen gewaltigen Sturm gegen ihren Verfasser. Der Rath, von Oekolampad's Gegnern zum Einschreiten aufgefordert, setzte eine Commission nieder zur Begutachtung der Schrift, zu welcher Erasmus, Bonifacius Amerbach u. A. gehörten; alle Urtheile fielen ungünstig aus, so behutsam auch einige der Votanten sich ausdrückten. Die Schrift wurde con-

fiscirt und den Basler Buchdruckern verboten, irgend etwas von Oe. zu drucken (Februar 1526), ja ihm selbst drohte die Ausweisung oder Verhaftung. Di Freunde riethen ihm Basel zu verlassen, Capito bot ihm ein Asyl in Straßburg die Züricher eine Lehrstelle in ihrer Stadt an. Oe. beschloß, ruhig in Basel zu bleiben, bis man ihn ausweisen würde; ja er wagte es um dieselbe Zeit, i seiner Gemeinde einen einfacheren Abendmahlsritus einzuführen, ohne jedoch den selben anderen Gemeinden aufdringen zu wollen.

Neue Gefahren drohten der Sache der Reformation in Basel wie in de ganzen Schweiz durch das Religionsgespräch zu Baden im Aargau (Mai 1526 So wenig Oe. Anfangs Lust hatte sich an demselben zu betheiligen, so fiel ih doch bei dem Ausbleiben Zwingli's die doppelt unangenehme Rolle zu, bei diese Gespräch die reformirte Partei in erster Linie, ja fast allein vertreten zu müsse Bei seiner principiellen Abneigung gegen alles öffentliche Disputiren über religiö Fragen und bei der bekannten Streitsucht und Schlagfertigkeit seiner beiden Haup gegner Faber und Eck hatte Oe. in Baden in der That einen schweren Stand. Ab troß aller Gehässigkeit der Gegner disputirte Oe. mit solcher Tapferkeit, Geschic lichkeit und Geduld, daß auch die Widersacher seinem Auftreten ihre Bewund rung nicht versagen konnten. Freilich hatten die Gegner die Majorität zu Voraus so sehr auf ihrer Seite, daß das Resultat der Abstimmung nicht zweife haft sein konnte. Oe. und Zwingli wurden lauter denn je als Ketzer verschriee die strengsten Maßregeln sollten gegen das Umsichgreifen der Irrlehren in d Schweiz von seiten der Tagsatzung wie der Bischöfe ergriffen werden. Denne war der moralische Eindruck und der schließliche Erfolg gerade der entgege gesetzte: in Zürich befestigte sich die Reformation, in Basel und Bern wur ihr Sieg vorbereitet.

In Basel fuhr Oe. unter dem Schutz des Rathes fort mit seinen biblisch Vorlesungen und Predigten, ließ seine neue Gottesdienstordnung drucken (un dem Titel „Form und Gestalt" u. s. w.), führte deutschen Gemeindegesang ei der Rath selbst öffnete die Klöster und schaffte unnöthige Feiertage ab. I Mai 1527 wurden die Geistlichen beider Parteien vorgefordert und beauftra binnen Monatsfrist Schriften über die Messe einzureichen. Die der katholisch Partei war verfaßt von Augustin Maier (Marius), Weihbischof und Münst prediger; die der evangelischen war von Oe. verfaßt, von sechs anderen Geistlich unterschrieben. Beide wurden gedruckt, der Rath aber hielt mit seiner E scheidung zurück: sintemal der Handel schwer sei, müsse man die Sache vor e allgemeines Concil bringen. Endlich kam der Bescheid: die Messe solle ni abgeschafft, aber dem Gewissen des Einzelnen überlassen werden; auf der Kan solle sie weder gelobt noch getadelt werden. Bald darauf kam es, infolge d Berner Religionsgesprächs (Januar 1528), an welchem Oe. aus Basel wie Zwin aus Zürich theilnahmen, zur Durchführung der Reformation in Stadt und Ka ton Bern. Dieser Vorgang des mächtigsten Kantons übte auch einen Rückschl auf Basel. Die reformatorische Partei wurde immer kühner. In der Bürge schaft gährte es. Die Zünfte rotteten sich zusammen, Volksversammlung wurden gehalten. Der Rath hielt sich immer noch in der Schwebe. Um Oste drohte ein Bildersturm auszubrechen. Einige Eiferer drangen ohne Oekola padius' Wissen und Willen in die Martinskirche und warfen sämmtliche Bild hinaus. Aehnliches wiederholte sich in anderen Kirchen. Die Anstifter wurd verhaftet, aber wegen drohenden Aufstandes bald wieder freigelassen. Die ga Stadt theilte sich in zwei Lager — ein für die Dauer unerträglicher Zusta Da veranlaßte Oe. die evangelisch Gesinnten zu einer Petition an den Rath weg Abschaffung der Messe (December 1528). Unter Beihülfe eidgenössischer Ve mittler kam ein Vergleich zu Stande, wonach vorläufig bis Pfingsten nur ne

in drei Kirchen Messe gelesen, dann aber eine öffentliche Disputation gehalten werden sollte, um über die definitive Gestaltung des Gottesdienstes zu entscheiden. Bald nach Abreise der Vermittler wurde der mühsam geschlossene Vergleich wieder verletzt. Darum drangen jetzt die Evangelischen auf Säuberung des Raths von katholischen Elementen und Neubesetzung desselben nicht mehr durch Cooptation, sondern durch Wahl des Großraths. Es kam zu einem bewaffneten Auflauf; der Rath wurde solange gefangen gehalten, bis er in die Forderungen der Bürgerschaft willigte (9. Februar 1529). Die Gegner der Reformation verließen die Stadt. Am 14. Februar verpflichtete sich der vermehrte große Rath durch einen theuerlichen Eid, getreulich und ernstlich zu verhandeln, was zur Aufrichtung göttlicher Lehre, zum Nutzen und Wohlfahrt gemeiner Bürgerschaft dienen möge. Damit war der Reformation freie Bahn gemacht; Basel trat ein in das Burgrecht, d. h. das Schutz- und Trutzbündniß der reformirten Kantone.

Oe., der den Gegnern als Anstifter aller dieser Bewegungen galt, obwol er sich alle Mühe gegeben, dieselben in friedlichen Bahnen zu halten, wurde jetzt, unter Beibehaltung seiner Professur, zum ersten Münsterpfarrer und Oberpfarrer (Antistes) der gesammten Geistlichkeit in Stadt und Land ernannt; schon einige Zeit vorher (im März 1528) war er, nach dem Tode seiner Mutter, in die Ehe getreten mit einer jungen Wittwe, Wibrandis Keller geb. Rosenblatt, der Tochter eines Ritters und kaiserlichen Feldobersten. Er entwarf jetzt eine Reformationsordnung (enthaltend die Grundzüge des Bekenntnisses, aber auch Verordnungen über die öffentliche Sittlichkeit, Ehe, christliche Hausordnung 2c.), die der Rath am 1. April 1529 publicirte. Kirchen- und Schulwesen wurde visitirt und neu organisirt, an die Geistlichen ein Ausschreiben gerichtet, das von Oe. verfaßt war und eine Mahnung zur reinen Lehre, reinem Leben und reinem Gottesdienst enthielt (Epistola paraenetica. ut vitae doctrinaeque ac cerimoniarum puritatem in omnibus sectentur). Sofort schritt man auch zur Wiederherstellung der Universität, deren Mitglieder großentheils geflohen waren: Simon Grynäus aus Vöhringen in Schwaben, Paul Phrygio aus Schlettstadt, Sebastian Münster aus Ingelheim 2c. wurden berufen; Oe. selbst nahm seine seit 1529 unterbrochenen Vorlesungen erst 1531 wieder auf. Zur Leitung der kirchlichen Angelegenheiten beantragte Oe., der von Anfang an mehr als Zwingli auf Auseinanderhaltung der staatlichen und kirchlichen Angelegenheiten und auf selbständige Repräsentation der Kirche bedacht war (hierin ein Vorläufer Calvin's), bei dem Rath in einer „Oratio de reducenda excommunicatione apostolica“ die Einsetzung eines Collegiums von 12 Männern, den vier Hauptpredigern der Stadt, vier Rathsmitgliedern und vier achtbaren Männern aus der Gemeinde, also eines Presbyteriums oder Consistoriums. Der Rath fürchtete durch Einsetzung einer solchen kirchlichen Centralbehörde zuviel von seinem Einfluß auf die kirchlichen Dinge zu verlieren und ging deshalb nicht auf alle Vorschläge Oekolampadius' ein, bewilligte aber durch eine „Verordnung wegen der Bänne“ (am 14. December 1530) die Einrichtung eines sogenannten Bannes (bestehend aus drei Männern vom Rath, einem von der Gemeinde) für jede einzelne Gemeinde der Stadt sowol als der Landschaft. Zur Handhabung einer guten Zucht unter den Geistlichen und zu deren wissenschaftlicher Fortbildung dienten regelmäßige Pfarrsynoden, die, solange Oe. lebte, wiederholt unter seinem Vorsitz zusammentraten (die letzte im September 1531, die Oe. mit einer Synodalrede begrüßte).

Während so die Neuorganisation des Basler Kirchenwesens in den Jahren 1528—1530 sich vollzog, wurde Oekolampad's Mitwirkung auch für auswärtige kirchliche Angelegenheiten wiederholt in Anspruch genommen. Der zuerst von Karlstadt entzündete Abendmahlsstreit mit den Wittenberger Reformatoren hatte durch Zwingli's und Oekolampads' Eingreifen seit 1525 immer weitere

Dimensionen angenommen. Die Schrift des Letzteren („De genuina interpretatione etc.", s. o.) war von Seiten der schwäbischen Prediger, an die sie zunächst gerichtet war (dilectis in Christo fratribus per Sueviam Christum annunciantibus, wie sie in der vorgesetzten Dedication heißen), nicht ohne Erwiderung geblieben. Im Namen von 14 schwäbischen und fränkischen Predigern, meist Landsleuten und alten Freunden Oekolampads', hatte der ihm von Heidelberg her nahe verbundene Johann Brenz sie beantwortet durch das sogenannte Syngramma Suevicum vom 21. October 1525; Oe. ließ dieses drucken zugleich mit seiner Replik unter dem Titel „Antisyngramma ad ecclesiastes Suevos una cum horum syngrammate", 1526. Dann schrieb er über dieselbe Frage noch eine Schrift gegen den Nördlinger Prediger Theodor Billikan und zwei Sendschreiben an seinen alten Freund Wilibald Pirkheimer in Nürnberg (1526 und 1527). Gegen Luther, der zu dem schwäbischen Syngramma eine Vorrede geschrieben, richtete Oe. seine „Billige Antwort des Sakramentes halber" (1526); Luther's gegen ihn und Zwingli gerichtete Schrift: „Daß die Worte das ist mein Leib noch fest stehen gegen die Schwarmgeister" beantwortet er 1527 durch seine „Ander billige Antwort, daß der Mißverstand Luther's auf die ewig beständigen Worte &c. nicht bestehen mag"; und als Luther nun wiederum 1528 in seinem „Großen Bekenntniß vom Abendmahl" noch eingehender als früher seine eigene Ansicht zu begründen, aber auch noch schroffer als früher seine Gegner abzufertigen sucht, so bedauert Oe. zwar aufs lebhafteste die leidenschaftliche Sprache des Mannes, den er bisher „als einen wohlverdienten und theuren Knecht des Evangeliums" so hoch geachtet, wird aber nicht müde, auch diese Schrift wieder — gemeinsam mit Zwingli — in ebenso ruhigem als freimüthigem Ton zu beantworten („Zwo Antworten auf Dr. Martin Luthers Buch", 1528), und auch an Melanchthon als Antwort auf ein aus Speier an ihn gerichtetes Schreiben, eine kleine dogmenhistorische Untersuchung zu richten: „Dialogus, quid de eucharistia veteres Graeci et Latini senserint", 1529.

Der Worte waren jetzt genug gewechselt. Im Interesse beider Parteien lag es, den unheilvollen Streit zu beenden und zu gemeinsamer Gegenwehr gegen die von Seiten der katholischen Majorität in Deutschland und der Schweiz drohende Vergewaltigung sich aneinander zu schließen. Dies war es, was Landgraf Philipp von Hessen bezweckte durch die Einladung zu dem Marburger Religionsgespräch (s. das Schreiben an Oe. und Zwingli in den Opp. Zwinglii 8, 312), an welchem Oe. gemeinsam mit seinem Freunde Zwingli in den Octobertagen 1529 sich betheiligte. Die gewünschte Einigung konnte freilich Oe. mit all seiner Milde und Feinheit ebensowenig zu Stande bringen, als der schroffere Zwingli oder der vielgewandte Unionsmann Martin Butzer (vgl. die Artikel Luther A. D. B. XIX, 682 f., Melanchthon A. D. B. XXI, 272 und die umfassende Litteratur über das Marburger Colloquium von Schmitt, Christoffel, Schirrmacher &c. und besonders Köstlin, Luther II, 127 ff.). Oe. selbst berichtet über den Hergang in einem Brief an seinen Freund B. Haller in Bern Epp. Oecol. Fol. 24. — Auch sonst war Oe. in diesen Jahren 1529—1531 vielfach durch auswärtige Angelegenheiten in Anspruch genommen: so hatte er 1529 Theil an der Einführung der Reformation in dem benachbarten Mülhausen; 1530 Verhandlungen mit den Waldensern, die sich zuerst brieflich, dann durch Abgeordnete an ihn wandten und über eine Reihe von Fragen sich sein Gutachten erbaten (s. Oecol. Epp. Fol. 2; Herzog, Waldenser S. 334); 1531 hilft er mit bei der Reformation mehrerer schwäbischer Reichsstädte, Biberach, Memmingen und besonders Ulm, wo er auf Einladung des Predigers Konrad Sam und des Bürgermeisters Besserer mehrere Wochen weilte (s. Keim, Reformation der Reichsstadt Ulm, 1851, S. 228 ff.). Auch mit den Freunden der Reformation in

Frankreich und England stand er in Verbindung und unterhielt mit ihnen u. a. einen ausgedehnten Briefwechsel.

Bald aber wurden Oekolampadius' Sorgen und Arbeiten wieder ganz und gar durch die schweizerischen Angelegenheiten in Anspruch genommen, als die confessionelle Spannung zwischen den reformirten und katholischen Kantonen sich steigerte, als die letzteren 1529 mit Ferdinand von Oesterreich sich verbündeten, als alle Mahnungen zum Frieden und zur Mäßigung überhört wurden, als endlich der unheilvolle Kappeler Krieg zum Ausbruch kam, als die Schreckenskunde von der Niederlage der Züricher und Zwingli's Tod im Januar 1531 nach Basel gelangte. Auf Oe. wandten sich jetzt die Blicke der evangelischen Partei in der Schweiz; ihn begehrten die Züricher als Zwingli's allein ebenbürtigen Nachfolger. Nach reiflicher Ueberlegung lehnte O. den Ruf ab (1. November, s. Epp. Fol. 212 b), da er glaubte, aus guten Gründen Basel nicht verlassen zu dürfen. Aber er selbst sollte seinen schmerzlich betrauerten Freund nur noch um wenige Wochen überleben. Schon länger kränklich, vom Schmerz über Zwingli's Tod und die bedrohliche Lage seiner Glaubensgenossen niedergebeugt, erlag er plötzlich einem an sich unbedeutenden Krankheitsanfall (anthrax am os sacrum), erst 49 Jahre alt, mit Hinterlassung einer Wittwe und dreier Kinder, denen er die Namen Eusebius, Aletheia, Irene gegeben hatte, damit sie, wie er sterbend wünscht, ihrem Namen Ehre machend, gottesfürchtig bleiben möchten, friedsam und der Wahrheit treu. Die Wittwe verheirathete sich später wieder mit Oekolampadius' Freund Wolfgang Capito, † 1541, und nach dessen Tod mit Martin Bucer, † 1552; sie selbst starb als Wittwe dreier Reformatoren 1564. Oe. wurde im Kreuzgang des Basler Münsters bestattet; seine Grabschrift nennt ihn einen theologus trium linguarum peritissimus, verus episcopus, ut doctrina sic vitae sanctimonia pollentissimus; später wurden ihm in Basel und in Weinsberg Denkmäler errichtet.

Als Theolog ist Oe. weniger originell als Luther, weniger volksthümlich als Zwingli, weniger gelehrt als Melanchthon, weniger consequent und energisch als Calvin, aber er nimmt zwischen diesen allen gewissermaßen eine Mittelstellung ein und steht insbesondere zu Zwingli in einem ähnlichen Verhältniß der Abhängigkeit, aber auch der Ergänzung wie Melanchthon zu Luther. Neben Zwingli, mit dem er in den letzten Jahren seines Lebens aufs engste verbunden war, hat er doch auch wieder eine gewisse Selbständigkeit bewahrt in der Lehre vom Abendmahl, die er tiefer, in der Lehre von der Gnadenwahl, die er milder faßt, wie er denn auch mit seinen kirchenpolitischen Anschauungen in der Mitte steht zwischen Zwingli und Calvin. Eine gewisse „natürliche Güte" haben Freunde wie Gegner an ihm anerkannt. Erasmus schätzte ihn hoch, besonders wegen seiner hebräischen Sprachkenntnisse, hat sich aber später von ihm abgewandt, als sich Oe. erst Luther, dann Zwingli zuwandte. Auch Luther pries ihn früher als einen guten frommen Mann, beklagte sich aber später, daß er solche Lästerworte gegen ihn ausgespieen, obwol Oe. weit mehr Grund hatte, über Luther's leidenschaftliche Sprache und ungerechte Anathematismen sich zu beklagen. Capito sagt von Oe.: „seine ganze Seele athmete Christum"; der St. Galler Keßler (Sabbata I, 171 ff.) nennt ihn einen „theologus pientissimus et vir doctissimus, einen ernsthaften Prediger und Bischof nach der Beschreibung St. Pauli; also daß er auch von seinen allermißgünstigsten Widersachern in keinerlei Laster kann angetastet, sondern muß gepriesen werden." Eine gewisse natürliche Weichheit und Schüchternheit, ein gewisses Schwanken zwischen einer mystischen Gefühls- und einer rationalisirenden Verstandesrichtung hat er nie ganz überwunden; aber eben darin liegt auch wieder seine Eigenthümlichkeit und seine geschichtliche Be[illegible]ng: in dieser wohlthuenden Verbindung eines warmen,

frommen Herzens mit einem hellen, klaren, milden Geist. „Schon in diesem Leben" — schreibt er einmal an Capito — „ist alles golden für die, welche an Christus glauben"; und als am Morgen seines Sterbetages, am 24. November 1531, ein heller Sonnenstrahl sein Sterbebett beleuchtete, sprach er, die Hand aufs Herz legend: „Hier ist des Lichtes genug!"

Eine Gesammtausgabe der Schriften Oekolampad's gibt es nicht; die wichtigsten sind oben angeführt; ein Verzeichniß derselben gibt Grynäus; vervollständigt ist dasselbe von Herzog und Hagenbach; Briefe von ihm und an ihn stehen in den Briefsammlungen von Erasmus, Zwingli, Melanchthon, bei Füßli epp. Zürich 1742, sowie bei Herminjard, Correspondance des reformateurs, Bd. I u. II, bei Herzog II, 265 ff. und an anderen Orten. — Biographien Oe.'s haben geschrieben W. Capito 1536, Heß 1791, Tischer 1804, Escher in der Allg. Enc. III, 2, 8 ff., Herzog 1843 in 2 Bänden, Hagenbach 1859 in dem Sammelwerk: Väter und Begründer der ref. Kirche, Bd. II. Außerdem sind zu vergleichen die Schriften zur deutschen, schwäbischen und schweizerischen Reformationsgeschichte, bes. Wurstisens Basler Chronik; Ochs Gesch. der Stadt Basel; Basler Chroniken, herausgeg. von W. Vischer und A. Stern, Bd. I; Archiv für schweiz. Reformationsgeschichte, S. 460 ff. 491 ff. Wagenmann.

Olbers: Heinrich Wilhelm Mathias O., Astronom und Arzt, geb zu Arbergen am 11. October 1758, † zu Bremen am 2. März 1840. O war der Sohn eines Geistlichen, das achte unter sechzehn Geschwistern. Vom Vater erhielt er den ersten Unterricht, nachher besuchte er Athenäum und Gymnasium illustre in dem benachbarten Bremen und erwarb sich daselbst ausgedehnt Kenntnisse aller Art. Als Autodidakt in der Sternkunde versuchte er sich bereits mit der Berechnung der Sonnenfinsterniß von 1774; ebenso fallen in sein Gymnasialzeit mehrfache dichterische Versuche. Im J. 1777 bezog er die Universität Göttingen als Studiosus der Medicin, und dieser Wissenschaft widmet er sich unter Blumenbach's und Baldinger's Leitung mit solchem Eifer, daß ihr der letztere „einen seiner besten Zuhörer" nennen konnte. Daneben wurden be Lichtenberg und Kästner physikalische und mathematische Vorlesungen gehört Olbers' Dissertation „De oculi mutationibus internis", die 1780 gedruckt ward läßt bereits recht deutlich seine Doppelneigung hervortreten, insofern darin ei Problem der physiologischen Optik mit mathematischen Hilfsmitteln angegriffe und bewältigt wird. Eine 1781 angetretene und vollendete Studienreise führt den jungen Gelehrten nach Wien, wo er den Tag über die Spitäler und Hörsäle besuchte, des Abends in den feinen Zirkeln der Kaiserstadt jene Lebensar sich aneignete, die ihn noch in den späteren Jahren ausgezeichnet haben soll und die Nächte den astronomischen Beobachtungen widmete. So verfolgte er an der Wiener Sternwarte den Lauf des soeben erst von W. Herschel entdeckte Planeten Uranus. Gegen Ende des genannten Jahres ließ sich O. in Breme als praktischer Arzt nieder, um diese Stadt niemals wieder für längere Zeit zu verlassen. Seine Praxis wurde bald eine sehr ausgedehnte, und lange Jahr hindurch zeichnete er sich durch glückliche Kuren aus, insbesondere auch be mehreren Cholera-Epidemien. Seit 1789 glücklich verheirathet, verlor er sein Gattin im J. 1820 durch den Tod, und von da an begann er auch mehr und mehr von der eigentlich praktischen Thätigkeit sich zurückzuziehen, ward aber noc nach wie vor als Consiliarius von seinen Amtsgenossen zum Krankenbett gerufen. Größere Reisen unternahm er nur selten, so während der Zeit der Fremdherrschaft zweimal im Auftrage seiner Heimathsstadt nach Paris, wo ihm der Umgang mit den berühmten Vertretern seines Lieblingsfaches über manche amtlich Unannehmlichkeiten hinweghalf. Auch ihm selbst wurden von Seiten astrono

mischer Freunde vielfach Besuche in Bremen zu Theil. Man wußte dort sehr wohl, welch trefflichen Bürger man an ihm hatte; noch bei Lebzeiten ward sein Brustbild in Marmor aufgestellt. O. erfreute sich einer trefflichen Gesundheit, welche es ihm ermöglichte, sich Jahrzehnte hindurch mit vier Stunden Schlaf zu begnügen und nach der ermüdenden Arbeit des Tages unabänderlich einen Theil der Nacht am Fernrohr hinzubringen; nur katarrhalische Beschwerden befielen ihn häufig und verließen ihn nicht bis zu seinem Tode, dessen unmittelbare Ursache die Wassersucht war. Ahnend hatte er schon früher ausgesprochen, sein Ende werde im Monat März erfolgen, der sich ihm stets für die Beobachtung des gestirnten Himmels besonders günstig erwiesen habe.

Da O. mit Leib und Seele an seinem Berufe hing, so bezog sich auch seine wissenschaftliche Thätigkeit theilweise auf Fragen, welche mit jenem in Beziehung standen. Er suchte eifrig hinter die Geheimnisse des damals viel besprochnen thierischen Magnetismus zu kommen und verfaßte eine Abhandlung „Erklärung über die in Bremen durch Magnetismus vorgenommenen Kuren“, in welcher er die Realität solcher Heilungen zugab, jedoch zugleich seiner Ueberzeugung Ausdruck gab, daß eine fortgeschrittene Physiologie dereinst die Erscheinungen ohne die Annahme einer besonderen Geheimkraft werde erklären können. Die Impfung ward großentheils durch Olbers' Bemühung in Bremen eingeführt. In der physikalischen Gesellschaft hielt er zum öftern Vorträge über Fragen der Heilkunde, und unter seinen Papieren fanden sich ungedruckte Arbeiten über Croup und Wasserscheu. Dagegen ist die in einigen Büchern enthaltene Angabe, daß O. eine Pariser Preisfrage über die Behandlung der Halsbräune gelöst habe, unrichtig; derjenige, dem der Preis zuerkannt ward, war der bremische Arzt Albers. Die letzte im Druck erschienene Arbeit von O. führt den Titel: „Tycho Brahe als Homöopath.“ — Die Witterungskunde beschäftigte unsern O. sowohl unter dem medicinischen als auch unter dem allgemein naturwissenschaftlichen Gesichtspunkte. Ein noch der Göttinger Periode angehöriger Versuch über die Vorausbestimmung des Wetters ist auf uns gekommen, und in einer späteren Studie wird die allfallsige meteorologische Bedeutung des Mondes eingehend gewürdigt. Der Autor entscheidet sich mit Recht dahin, daß ein gewisser, wenn auch schwacher lunarer Einfluß nicht zu verkennen sei.

Ungleich hervorragender ist O. als Astronom. Daß er sich schon als Student tüchtig in der Sternkunde ausgebildet hatte, ist uns bekannt, und später leistete dem jungen Arzte die Freundschaft mächtigen Vorschub, welche ihn mit dem Oberamtmann Schröter im benachbarten Lilienthal verband, denn dieser besaß damals die besten Spiegelteleskope auf dem Continent. O. errichtete sich auf dem Dache seiner Wohnung ein niedliches und äußerst zweckmäßig eingerichtetes Observatorium, welches die volle Bewunderung des trefflichen v. Zach gefunden hat. Mit demselben war eine ausgewählte Fachbibliothek verbunden, in der namentlich die Kometenliteratur in einer nicht leicht anderswo anzutreffenden Vollständigkeit vertreten war. Mit den Kometen beschäftigte sich O. besonders gerne; von ihnen handelt die große Mehrzahl unter den 42 selbständigen Abhandlungen, welche er geschrieben hat. Als er 1797 seinem Freund v. Zach im Manuscript eine neue Lösung der seit Halley auf der wissenschaftlichen Tagesordnung stehenden Aufgabe vorlegte, aus drei geocentrischen Beobachtungen die parabolische Bahncurve eines Schweifsterns zu berechnen, entzückte diese originelle Methode den gewiegten Praktiker so, daß er sie sofort, ohne nur erst die Einwilligung des Autors einzuholen, zu Weimar in Druck gab. Später hat dann Encke eine neue Auflage dieses trefflichen Werkchens besorgt, und man kann sagen, daß das „Olbers'sche Verfahren“ auch heute noch jeder kometarischen Bahnbestimmung zu Grunde liegt. Als Beobachter erwarb sich O. großen Ruf durch

die Entdeckung zweier Planetoiden, der Pallas (28. März 1802) und der Vesta (29. März 1807). Mit Glück griff er auch ein in den Streit über die Entstehung der Meteorite, indem er durch Rechnung nachwies, daß dieselben ihrer ungeheuren Geschwindigkeit halber nimmermehr als Auswürflinge der — an sich sehr unwahrscheinlichen — Mondvulkane betrachtet werden könnten. Reges Interesse nahm O. an allen auf die Geschichte der Astronomie bezüglichen Fragen, und sein feiner Takt befähigte ihn, ein entscheidendes Wort mitzusprechen bei den damals lebhaft betriebenen Erörterungen über die Ehrenrettung des Pesther Astronomen Pasquich gegen Kmeth und über die angebliche Kometenentdeckung des Malteserritters D'Angos. Mag man aber Olbers' Wirken noch so hoch schätzen und noch so bereit sein, J. J. v. Littrows Urtheil zu unterschreiben („Aus Olbers' Sternwarte, d. h. aus seinem Wohnzimmer, sind Beobachtungen und Entdeckungen hervorgegangen, deren jede einzelne auch das größte Observatorium für immer unsterblich machen würde"), so wird man doch nicht in Abrede stellen können, daß ein noch größeres Verdienst für O. es war, das Talent entdeckt zu haben, durch welches die moderne Astronomie erst ihre wirkliche Grundlage erhielt. Es ist bekannt, und im Artikel Bessel nachzulesen, daß O. als Arzt zufällig in das Kulenkamp'sche Handelshaus kam, daselbst auf die schüchternen astronomischen Versuche des jungen Comptoiristen aufmerksam wurde und nun nicht eher ruhte und rastete, bis das Genie in die richtige Bahn gebracht war. Innige Freundschaft hielt denn auch stets die beiden ausgezeichneten Männer verbunden, und O. erkannte neidlos in Bessel sein „trefflichstes Werk" an.

Barkhausen, Bruchstücke aus dem Leben von Dr. H. W. M. Olbers in den Biograph. Skizzen verstorbener Bremischer Aerzte und Naturforscher, Bremen 1844, S. 591 ff. — R. Wolf, Geschichte der Astronomie, München 1877. Günther.

Oelckers: Hermann Theodor Oe. wurde am 21. Juni 1816 zu Leipzig geboren und empfing daselbst seine Schul- und Universitätsbildung. Er hatte das Studium der Medicin betrieben, gab dasselbe jedoch wieder auf und bethätigte sich seit 1839 ausschließlich als Schriftsteller. Seine erste Publication waren „Thomas Moore's poetische Werke, deutsch" (V, 1839—40); auch in der Folge verwandte er einen großen Theil seiner Kraft und Zeit auf das Uebertragen der Werke gefeierter französischer und englischer Schriftsteller, so daß seine Uebersetzungen gegen 70 Bände füllen. Daneben war er als Leiter oder als Mitarbeiter für eine große Zahl von Zeitschriften thätig. An Originalarbeiten lieferte er theils politisch-historische Schriften, wie „Geschichte des Bauernkrieges" (1842), „Die Bewegung des Socialismus und Kommunismus" (1844), „Staat, Kirche, Gesellschaft" (1845), „Geschichte der christlichen Religionskriege" (1846), „Humoristisch-satyrische Geschichte Deutschlands vom Wiener Congreß bis zur Gegenwart" (1848), „Politisches Rundgemälde der Jahre 1842 – 1847", in denen er energisch den liberalen Standpunkt vertritt, theils Romane und novellistische Arbeiten, wie „Der Freigeist" (II, 1840), „Tolle Welt" (II, 1843), „Goethe's Studienjahre" (1844), „Der ewige Jude" (III, 1845), „Fürst und Proletarier" (II, 1846), „Jean Paul. Novellistische Schilderungen aus der Jugend des Dichters" (II, 1846), „Humoristisch-satyrisch-sentimentale Novellen" (1848). Auch zwei Trauerspiele „Der Hanseate" (1848) und „Julie" (1850) entstanden in dieser Zeit. Doch fanden alle diese schönwissenschaftlichen Schriften Oelckers' wenig Beachtung. Mehr Erfolg hatten seine „Gedichte" (1847), die einen tiefen poetischen Gehalt offenbaren und durch eine feine Ausdrucksweise der Gedanken erfreuen. Bei der politischen Bewegung des Jahres 1848 nahm Oe. an dem Vereinsleben in seiner Vaterstadt regen Antheil, und bei seinem ausgeprägten Gefühl für Recht und Wahrheit konnte es nicht ausbleiben, daß

er im Festhalten an der neuen Reichsverfassung auch in den Dresdener Maiaufstand (1849) verwickelt ward. Als Hochverräther zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe in Eisen verurtheilt, büßte er dieselbe seit 1851 in Waldheim. Was er dort durchlebt und beobachtet hat, das hat er in einem Buche, „Aus dem Gefängnißleben" (Leipzig 1860), niedergelegt, welches durch den in mildester Form gebotenen reichen Stoff von dauerndem Werthe nicht nur für Beurtheilung der einschlagenden politischen Verhältnisse und der Gefängnißverwaltung ist, sondern auch dem späteren unbefangenen Geschichtschreiber grelle Streiflichter in Bezug auf den Stand der Humanität in den Jahren der Reaction bieten wird. Das Auftreten Oelckers' im öffentlichen wie im Privatleben trug stets und überall das Gepräge des männlich Bewußten, einfach Würdigen, Selbstlosen, Ehrenhaften. So hat er auch die Züchtlingsjacke getragen, so auch seine Beobachtungen aufgezeichnet. Körperlich fast erliegend im Gefängnisse, blieb sein Sinn doch ungebeugt, ja er verschmähte es sogar, um seine Begnadigung zu bitten, als von oben her ein solches Ansinnen an ihn gestellt wurde. Am Abend vor Pfingsten des Jahres 1859 wurde Oe. endlich, weil man den kranken Mann nicht im Zuchthause sterben lassen wollte, der Freiheit wiedergegeben. Unmittelbar darauf veröffentlichte er seine im Gefängnisse entstandenen „Sieben Märchen" (1860) und Gedichte „Meine Mitgefangenen" (1860). Letztere sind vorwiegend politischen Inhalts; in allen spricht sich eine tiefe Empfindung und schwärmerische Vaterlandsliebe aus; die Liebeslieder athmen poetischen Duft und sind voll Wärme und Innigkeit. Im J. 1861 begab sich Oe. nach Porto Alegre in Brasilien, wo ihm ein Comité der dortigen Deutschen auf Gerstäcker's Vorschlag die Leitung der „Deutschen Zeitung" übertragen hatte. Auch hier setzte er den Kampf gegen die Finsterniß und Tyrannei, namentlich gegen die dortigen Jesuiten fort; er gelangte indes bald zu der Ueberzeugung, daß der Erfolg bei den dortigen Verhältnissen nicht der aufgewendeten Kraft entspräche, und kehrte 1862 nach Europa zurück. Hier wirkte er in der Stille, soweit seine Kräfte reichten, litterarisch weiter und schrieb noch seine „Humoristischen Geschichten" (IV, 1864—65), die gut erfunden und lebhaft erzählt sind, und seinen Roman „Der Allerletzte" (IV, 1865). Am 20. Januar 1869 starb er in Leipzig.

Gartenlaube, Jahrg. 1869, S. 175. — Kurz, Geschichte der deutschen Nationallitteratur, Bd. IV, S. 28 ff. Brümmer.

Olbach: Julius O., Historienmaler, geb. 1804 zu Hamburg, erhielt den ersten Unterricht in der Historienmalerei bei Professor Christoph Suhr daselbst, studirte gleichzeitig mit Julius Thäter und Ernst Rietschel auf der Akademie zu Dresden, ging dann nach München zu Cornelius, dessen besondere Zufriedenheit er durch eine Composition aus dem Nibelungenliede erwarb, erlag aber schon, eben im Begriff eine Reise nach Italien anzutreten, am 19. Februar 1830 zu München einer Lungenentzündung. O. malte neben streng historischen Stoffen auch Porträts, Thierstücke und Genrescenen; sein letztes Werk behandelte die Heimkehr von „Hermann und Dorothea". Außer seiner Begabung zur bildenden Kunst besaß O. ein schönes Talent zur Poesie, womit er seine ganz an Nikolaus Lenau erinnernde Schwermuth in vollendeter Form zum Ausdruck brachte. Leider kamen seine Gedichte nicht zum Druck und scheinen verschollen.

Vgl. Kunstvereins-Bericht f. 1830, S. 43. — Nagler 1841, X, 333. Hyac. Holland.

Oldekop: Johannes O. war 1493 als Sohn des städtischen Baumeisters zu Hildesheim geboren, wurde am 16. April 1514 in Wittenberg als Student immatriculirt, wurde Zuhörer Luthers, der auch sein Beichtvater war, doch ist er auch später beim alten Glauben geblieben. Von 1519—1524 war er in

Italien, 1528, gerade als von Franz I. der Krieg erklärt wurde, in Burgos am Kaiserhofe, wie er selbst erzählt, um die Wahl des Propstes und Vicekanzlers Baltasar Merklin zum Bischof von Hildesheim mit zu betreiben. 1528 wurde er in seiner Vaterstadt Canonicus zum h. Kreuz und 1549 Dechant. Er war auch Capellan des Bischofs Baltasar und starb 1574. Er hat anscheinend früh angefangen seine „Annales", anfänglich in niederdeutscher Sprache, später in einem sehr gemischten Dialekte zu schreiben; die Nachrichten aus dem 15. Jahrhundert sind culturhistorisch nicht ohne Interesse, die eigentliche Chronistik beginnt aber erst 1501 und ist bis 1573 fortgeführt, von großer Wichtigkeit ist die auf genauester Kunde beruhende Darstellung der Hildesheimer Stiftsfehde. Die Urschrift der Annalen, früher im Besitze des Gymnasium Josephinum, scheint verschollen, doch giebt es Abschriften davon. Einzelne ältere Daten daraus brachte als „Denkwürdigkeiten und Anekdoten" Spiel's Neues vaterländisches Archiv 1827, I, S. 270 ff. (wo seine Herkunft nach Halberstadt verlegt wird), die Reformations- und Stiftsfehdengeschichte 1513—1523, Herm. Lüntzel, Ztschr. des Museums zu Hildesheim, Bd. I (1846). Des letzteren Darstellung der Stiftsfehde und überhaupt die Erhaltung der dahin zielenden historischen Volkslieder (Schlacht auf der Soltauer Heide) beruht auf diesen Annalen. — Aus derselben Familie stammt der 1597 in Hildesheim geborene Jurist Justus O. (s. u.).

(Einzelne Daten nach einem Vortrage Professor Wieckers in Hildesheim.)

Krause.

Oldekop: Justus O., Criminalist, wurde 1597 zu Hildesheim geboren, nach Studien an verschiedenen Universitäten 1627 zu Marburg zum Doctor der Rechte promovirt und widmete sich hierauf der Advocatur, welche er sein ganzes Leben hindurch, hauptsächlich im Interesse bedrängter Angeklagter, häufig mit Erfolg, ausgeübt und deren Wichtigkeit für eine gesunde Rechtspflege er denn auch litterarisch gegenüber sowol dem im Volke herrschenden Vorurtheil wie den von den Strafrichtern ausgehenden Beschränkungen lebhaft vertheidigt hat. Er prakticirte zuerst in seiner Vaterstadt, übernahm später die Stelle eines Beisitzers am fürstlichen Consistorium zu Hannover, sodann diejenige des Syndicus der Landstände in Halberstadt, zog sich jedoch 1660 wieder nach Braunschweig zurück behufs ausschließlicher Beschäftigung mit seinem advocatorischen Beruf. In Ausübung desselben verwickelte ihn die nachdrückliche Vertheidigung eines des Kindesmordes angeklagten 14jährigen Bauernmädchens in einen Conflict mit dem Rath, welcher ihn der Stadt verweisen und über ihn die Schandglocke läuten ließ. Von Wolfenbüttel aus verfolgte O. die Sache seiner Clientin im litterarischen Wege, seiner Flugschrift setzte man von Braunschweig aus eine Replik entgegen, einer Duplik seinerseits (Zeitz 1665) schloß sich wiederum eine Antwort der Stadt (1666) an, welche abermals zu bekämpfen ihn nur sein am 19. Februar 1667 eingetretener Tod verhindert hat. Wie hier, so finden wir überall den eifrigen und gewissenhaften Mann, ohne Scheu Anstoß zu erregen oder sich selbst zu schädigen, bereit, für die Sache der Gerechtigkeit gegen die zahllosen Mißbräuche und Greuel damaliger Strafrechtsübung aufzutreten; dieses lebhafte menschliche Gefühl ist es denn auch mehr, als juristischer Scharfsinn oder außerordentliche Gelehrsamkeit, welches den Werth seiner beiden umfangreicheren Werke, „Observationes practicae", Bremen 1654, und „Contra Dn. Bened. Carpzovium tractatus duo", Bremen 1659, ausmacht. Speciell die Polemik gegen Carpzov setzt überall da ein, wo dieser die Sache des Angeklagten durch seine neuen Theorien und Unterscheidungen schädigt und erscheint wenigstens insofern, wennschon Uebertreibungen mit unterlaufen mögen, wohl begründet. Ohne über die Vorurtheile seiner Zeitgenossen ganz erhaben zu sein, hegt O. wenigstens schwere Zweifel an der Existenz der Hexerei und der Zuverlässigkeit der Folter; fortwährend ver-

nahnt er unter Zuständen, in welchen „luditur capitibus tanquam pilis“ zu Vor-
.cht und Menschlichkeit; die in seine Schriften zahlreich eingearbeiteten Erzäh-
ungen praktischer Fälle mit ihrer lebhaften Schilderung der damaligen Praxis
nd der stets vernünftigen Beurtheilung der Thatumstände bieten noch heute
ine anziehende Lectüre; und wenn seine Klagen und Vorwürfe auch bei Zeit-
enossen und unmittelbarer Nachwelt ungehört verhallt sind, ja ihm selbst der
Vorwurf der Zanksucht und „Unklugheit“ nicht erspart geblieben ist: so sollte
ıan ihm doch heute volle Anerkennung nicht versagen als einem Vorläufer der
Aufklärung im Strafrecht, welcher für seine gute Sache nicht nur mit Zunge und
Feder gekämpft, sondern auch gelebt und gelitten hat.

Jugler, Beiträge zur juristischen Biographie, 4, 117. — v. Stintzing, Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft, II, 1, 220. — J. S. F. Böhmer, Observationes ad Carpzovii Practicam, Praefatio V. E. Landsberg.

Oldenbarnevelt: Johann v. O., niederländischer Staatsmann, wurde in
Amersfoort, der zweiten Stadt der Provinz Utrecht, wahrscheinlich am 25. Sep-
tember 1547 geboren. Einem ansehnlichen Geschlecht der Stadt entsprossen, er-
hielt er die seinem Stande entsprechende Erziehung, studirte und reiste im Aus-
lande und ließ sich 1570 als Rechtsanwalt bei dem Provinziellen Rath von
Holland im Haag nieder. Zwei Jahre später begann mit dem Aufstand von
Holland und Seeland der Kampf der Niederländer gegen die spanische Regierung.
Vor den Geusen flohen die holländischen Behörden nach Utrecht, nur wenige
ei meistens sehr conservativ und königlich gesinnten Juristen und Beamten blieben,
unter ihnen O., der damals für immer seine Partei wählte, die des Kampfes mit
Spanien auf Leben und Tod. Freilich schon mehrere seiner Verwandten waren
in die Religionswirren der vorigen Jahre verwickelt, wohl auch sein Vater,
Gerhard von O., der, eines Todschlags halber, in jenen Zeiten verbannt wurde:
dies hat später Oldenbarnevelt's Feinden zu den giftigsten Schmähungen reichen
Stoff geboten, nicht weniger als seine Heirath mit der unehelichen aber legitimirten
Tochter einer vornehmen Patricierfamilie, Maria von Utrecht. Durch letztere
legte er den Grund zu jenem colossalen Vermögen, das zu vermehren er auch in
den wichtigsten politischen Zeiten keinen Augenblick versäumte, wenn er demselben
auch nie die Interessen des Staats opferte. Eben das machte es seinen Gegnern
so leicht, ihn zu verleumden, ihn der Bestechlichkeit, ja des Landesverraths an-
zuklagen, er gab sich dadurch Blößen, die auf's Eifrigste benutzt wurden und
gab Veranlassung zu Anschuldigungen, die, wie grundlos auch und wie oft auch
siegreich abgewiesen, immer auf's Neue noch lange nach seinem Tode Glauben
gefunden haben. In jenen Jahren wohnte er in Delft, wo er seine Praxis bei
dem von Wilhelm von Oranien reorganisirten Gerichtshof fortsetzte und auch den
holländischen Staaten, als deren Rechtsanwalt er fungirte, in manchen nicht
immer gefahrlosen Geschäften seinen Dienst leistete; zugleich nahm er zweimal
persönlich als Freiwilliger am Kriege Theil und betheiligte sich bei dem letzten
Versuch zum Entsatz Haarlems und später bei der Befreiung von Leiden. Ein
paar Jahre später, 1577, ernannte die Regierung von Rotterdam den fähigen
Juristen, der schon damals die Aufmerksamkeit auf sich zog, zu ihrem Rath und
Pensionär, und ward er als solcher in die Regierungsgeschäfte und namentlich
in die Versammlung der Staaten von Holland eingeführt. Es war eben die
Zeit, wo dieser eine gewaltige Machtvermehrung zufiel, weil der Prinz von
Oranien Holland verließ, um sich im Süden des Landes an die Spitze der
Gegner Spaniens zu stellen. Er konnte sich von jetzt an nur in geringem Maße
an den holländischen Dingen betheiligen und mußte einen beträchtlichen Theil
seiner Autorität als höchste Obrigkeit, wie er titulirt wurde, den Staaten und
ihrem Executivausschuß, den Committirten Räthen überlassen. So sehr waren

aber damals die holländischen Regenten mit ihm eines Geistes, daß nur seh selten Schwierigkeiten aus einer so unbequemen Lage erwuchsen, wie wichtig politische Ereignisse auch in Holland und überhaupt im Norden des Landes i jenen Jahren seiner fast fortwährenden Abwesenheit stattfanden.

Wohl nicht allein weil er der ständige Vertreter einer großen Handelsstal war, aber gewiß namentlich seiner bald überall anerkannten Fähigkeiten wege hat sich O. fast an allen jenen Ereignissen mehr als die meisten seiner College betheiligt. Kaum ein Jahr hatte er Sitz in den Staaten, als er schon eine hervorragenden Antheil hatte an der Stiftung der Utrechter Union (1578—79 und ebenso finden wir seinen Namen fortwährend unter den Mitgliedern d Ausschüsse der Staaten, welche die großen politischen Aenderungen jener Jah zur Reife brachten, bevor dieselben der endgültigen Abstimmung unte lagen. Das war die neue Verfassung Hollands, oder, wie es bescheid hieß, die neue Ordnung der Staatenversammlung und ihre spätere Umänderun (1581 und 1586), durch welche die Machtbefugnisse der Staaten und ihr Executivausschusses gesetzmäßig geregelt wurden und namentlich den Mitgliede der städtischen Regierungen allein mit Ausschluß der übrigen Bürger Anthe an den Staatsgeschäften vorbehalten wurde; die Erklärung, daß der König sei Gewalt verwirkt habe (1581); die Erhebung Wilhelms von Oranien zum Graf von Holland und Seeland (1582—84), und die engere Union jener beid Länder mit dem angrenzenden Utrecht (1583—84). Doch die Art und Weis wie die damaligen Geschäfte behandelt wurden, gestattet nicht, abzumessen, in w weit der persönliche Antheil jedes Staatsmannes sich erstreckte. Immer sind Collegien und Ausschüsse, die handelnd auftreten, nie vernimmt man, welches d Ansicht der Personen war. Und es fehlt allzusehr an Briefen und sonstig persönlichen Documenten aus jenen Jahren, um diesem Mangel abzuhelfe Namentlich gilt dies von Oldenbarnevelt's Papieren aus jener ersten Zeit sein politischen Wirkens, von denen nur ein sehr geringer Theil bewahrt geblieben i Doch begegnen wir seinem Namen fortwährend bei allen einigermaßen wichtig Verhandlungen, auch gibt es doch einige wichtige Aktenstücke von seiner ebenso leid erkennbaren als schwer leserlichen Hand, welche von seiner persönlichen Thäti keit zeugen. Das ist gewiß, daß er bald nach seinem Eintritt eines der mächti sten und einflußreichsten Mitglieder der Staaten war, in allen Verhandlung ebenso behend als fest auftrat, seine Politik im großen Ganzen der des Oranie anpaßte und zu dessen festesten Stützen in Holland gehörte. Denn O. war we entfernt ein Republikaner nach unseren heutigen Begriffen zu sein; nichts w ihm mehr zuwider als ein Eingreifen der seiner Ansicht nach unberechtigt Bürger in die Leitung der Geschäfte: wenn er auch Alles für das Volk th wollte, Nichts sollte durch dasselbe geschehen. Dagegen wünschte er eine fe Autorität im Staat, im Ganzen so gut wie in den Theilen, und er stand nic an, diese Autorität einem eminenten Haupte, am liebsten einem erblichen, z zuwenden, nur beschränkt von den gesetzlichen Befugnissen der Staaten, welc den Landeskörper, wie man es damals in Holland hieß, gesetzmäßig vertrate Diesen Grundsätzen ist O. immer treu geblieben, er war nie gemeint, wie spät Johann de Witt und die antioranischen Regenten, im Staatencolleg, ja w so viele unter jenen, de Witt freilich durchaus nicht, in den städtisch Oligarchieen, die Staatsgewalt zu verkörpern. Im Gegentheil, er hat nicht alle den Willen der Mehrheit in den Staaten gegen den Einspruch der Einstimmi keit fordernden Minorität immer aufrecht zu erhalten versucht, sondern au öfter die Würde und die Autorität, welche Wilhelm von Oranien besessen hatt selbst mit dem Grafentitel, dessen Sohne zuzuwenden sich bemüht. Ein Sta freilich war wohl Holland, im Anfang vielleicht noch das durch die Union d

J. 1576 verbundene Holland und Seeland, nicht aber die Union der vereinten Niederlande. Ihm galten die Vläminger, Brabanter, Friesen und wie sie alle hießen, nur als Bundesgenossen, mit denen man zwar auf Leben und Tod verbunden war, denen gegenüber man jedoch nur bestimmte Verpflichtungen zu erfüllen hatte, aber nicht die Interessen des eigenen Landes zu opfern brauchte. Allerdings schienen ihm die Interessen Hollands identisch mit denen der Gesammtheit, war es doch, wenigstens nach Oraniens Tod (1583) und der Eroberung Brabants und Flanderns die einzige Provinz, welche den übrigen den Widerstand gegen die Spanier ermöglichte; die anderen waren entweder zu klein oder zu arm, um auch nur ihre eigenen finanziellen Verpflichtungen zur Vertheidigung der Union, ja des eigenen Gebiets zu erfüllen. Doch war er damals keineswegs ein engherziger Particularist: wenn es Noth that, wollte er auch einer kräftigen Centralregierung der Union, wenn sie sich in ihren gesetzmäßigen Schranken hielt und nicht die Interessen Hollands schädigte, sehr weite Befugnisse ertheilt wissen. Mit einer Consequenz die fast zur Starrheit wurde, hat O. bis ans Ende an seinen Grundsätzen festgehalten. Es ist nicht zu bestimmen, ob O. in jenen Zeiten die Niederlande so fest an Frankreich verbunden wünschte, wie es immer die Absicht Wilhelms von Oranien gewesen war, der in Frankreich, dem Erbfeinde Spaniens, die einzige Schutzmacht der Niederlande erblickte. Als nach dessen Tode in den Provinzen heftiger Streit entstand zwischen der französischen und englischen Partei, in welchem erstere siegte, was den Rücktritt des Advocaten von Holland Buys (A. D. B. III, 676) zu Folge hatte, geschah nichts was einen Schluß auf seine Gesinnung gestattet. Jener Sieg der französischen Partei, welche auch jetzt noch ihre Rechnung auf den gehofften Anschluß des Hofes an die Hugenotten gründete, war ein unfruchtbarer; König Heinrich III wies die ihm angetragene Souveränität über die vereinten Niederlande ab. Da blieb nichts übrig als sich an England zu wenden, denn in jenen Tagen, als Antwerpen vom Prinzen von Parma mit jedem Tag enger eingeschlossen wurde und somit die letzte Vormauer von Holland und Seeland zu fallen drohte, konnten auch diese beiden Provinzen sich nicht mehr so ablehnend gegen fremde Einmischung verhalten, wie vorhin dem Herzog von Anjou und selbst noch Heinrich III. gegenüber. Im Gegentheil die holländischen Mitglieder waren in der an die Königin Elisabeth abgeordneten Gesandtschaft die Führer. O. war unter ihnen und zeigte bei den Verhandlungen, die, nachdem die angetragene Herrschaft von der Königin abgeschlagen war, (es war freilich nur eine Formalität gewesen, man war jener Antwort im Voraus gewiß) über die Bestimmungen eines engen Bündnisses geführt wurden, schon jene diplomatische Gewandtheit, die ihm bald einen hervorragenden Rang unter den Staatsmännern der Zeit sichern sollte. Es gab keine geringen Schwierigkeiten zu überwinden, weil die Königin sich die freie Hand Spanien gegenüber zu erhalten versuchte und doch die Niederländer nicht ihrem Schicksal überlassen mochte, damit die Nordseeküste nicht wieder ganz und gar spanisch würde. Am Ende kam der Tractat von Westminster (Herbst 1585) zu Stande, welcher den Niederländern eine nach damaligen Begriffen beträchtliche Hilfsmacht und einen obersten Anführer sicherte, dessen sie fast noch mehr zu bedürfen meinten als der englischen Waffen. Dagegen hatten sie der Königin zwei Pfandstädte, Vliessingen und den Briel und ihren Beamten eine gewisse Ueberwachung ihrer Politik, ja ihrer Verwaltung einzuräumen. Die Bestimmung, „der englische Generalgouverneur“ sollte das Recht haben in den Provinzen, wo es keinen Gouverneur gab, selber einen zu stellen, veranlaßte bald nachher die Wahl des jungen Moritz von Oranien (A. D. B. XXII, 283) zum Statthalter und Generalcapitän und Admiral von Holland und Seeland, da die Holländer mit Recht fürchteten, sonst unter eine Creatur der Engländer zu

gerathen. Es war bekannt, wie es namentlich O. gewesen war, der jene Ernennung des Oraniers bewirkt hatte, ja es galt allgemein dafür, derselbe hätte demselben am liebsten die Würden seines Vaters aufgetragen, wenn er nicht noch gar zu jung zu einer solchen Stelle gewesen wäre. Im Ganzen gab es damals keinen unter den holländischen Staatsmännern, der sich des Hauses Nassau so annahm, wie er denn auch mit Wilhelms Wittwe, Louise de Coligny (s. A. D. B. XIX, 625) immer im besten Einverständnisse lebte. Die Wahl von Moritz war indessen keineswegs in der Absicht geschehen, um die Macht des englischen Generalgouverneurs, des Grafen von Leicester, zu beschränken: im Gegentheil, die holländischen Staaten waren nicht weniger bereit als die der anderen Provinzen, denselben mit allen Befugnissen auszustatten, welche er ihrer Ansicht nach beanspruchen konnte, und O. war mit unter den Abgeordneten der Generalstaaten, welche dem Grafen, als er von jenen einstimmig zu der Würde eines Generalgouverneurs der Niederlande, wie es der Erzherzog Matthias von Oesterreich gewesen war (sein englischer gleichlautender Titel war militärischer Natur) erhoben wurde, jene Stelle anbot, und er hat mitgearbeitet, ihm dabei eine Fülle von Befugnissen anzutragen, welche die des Erzherzogs nicht allein sondern auch des erwählten Fürsten, des Herzogs von Anjou, und die welche Wilhelm von Oranien je, entweder in Holland oder sonst irgendwo, besessen hatte, weit überragte. So gewiß achtete O. damals eine kräftige allgemeine Regierung nicht unverträglich mit seinen Ansichten der Sonderrechte der Provinz. Leicester war leider vielleicht der am wenigsten zu einer solchen Stellung befähigte Mann, den man überhaupt hätte auffinden können. Kaum hatte er die Macht, so wähnte er sich berufen dieselbe zu benutzen zur Bekämpfung aller holländischen Interessen und speciell der des holländischen Handels, und umgab er sich bloß mit den Gegnern der Holländer und der Staatenregierung, unter welchen bald die verrufensten bei ihm am meisten galten. Es begann der erste Kampf der beiden Parteien, welche zusammen die niederländische Revolution gemacht hatten, der calvinistisch-demokratischen oder vielleicht besser theokratischen und der Regentenpartei, oder wie ihre Gegner sie nannten, der Libertiner. Jene stellten die ausschließliche Herrschaft der reformirten Religion als erste Bedingung des Staats, während diese die Autorität der Staaten auch über die Religion vertheidigten und darum gewissermaßen die religiöse Toleranz vertraten. Leicester warf sich unbedingt der ersteren, der sich alle alten und neuen Gegner der Präponderanz Hollands anschlossen, in die Arme, und war von jetzt an der entschiedene Feind der einzigen Provinz, welche im Stande war, den Kampf ums Dasein gegen Spanien auszuhalten. Er eröffnete den Angriff, indem er eben die Säulen der holländischen Macht zu zerstören suchte, die Interessen des Handels und die Autorität des Regenten.

Die Holländer setzten sich gleich entschlossen zur Wehr, und O. trat von jetzt an an ihre Spitze, fest entschlossen zu siegen oder unterzugehen. Kaum waren die ersten Maßregeln Leicester's bekannt, so beschlossen die holländischen Staaten, die durch Buys' Rücktritt erledigte Stelle eines Landesadvocaten aufs neue zu besetzen und boten sie O. an, als dem anerkannt fähigsten und rüstigsten unter ihren Mitgliedern. Nach langem Zaudern und unter heftigem Sträuben der Rotterdamer Regierung, welche ihren Pensionär nicht verlieren wollte, nahm O. sie an. Und weil Moritz, auch seitdem er Statthalter war, nicht aus dem Dunkel hervortrat und sich in allem Oldenbarnevelt's Weisungen fügte, ward dieser ohne Widerreden das Haupt der Provinz und so factisch, sobald er den Gegner aus dem Felde geschlagen hatte, des ganzen Landes, das von jetzt an jene eigenthümliche Staatsform besaß, die die Republik der Vereinigten Niederlande zu einem Unicum in der Geschichte machte.

Als Landesadvocat hatte O. die Leitung der Berathungen in der Staatenversammlung, deren Minister er hieß, und zwar mit sehr ausgedehnten Befugnissen in Betreff der Fassung des Beschlüsse; denn er war ständiges Mitglied ihres Executivausschusses, der Committirten Räthe und ihr ständiger Abgeordneter und meistens auch ihr Redner in den Generalstaaten; er mußte alle Briefe an die Staaten eröffnen und beantworten, und hatte ihnen in allen Geschäften mit seinem Rath zu dienen. So blieb ihm in der ganzen Verwaltung nichts unbekannt, und es liefen alle allgemeinen Geschäfte des Landes und namentlich alle die, welche sich auf die Verbindung mit den anderen Provinzen und der allgemeinen Regierung, ja auch alle die, welche sich auf die Beziehungen der verschiedenen Theile der Provinz untereinander bezogen, durch seine Hände, während die sonstigen Deputirten meistens nur abwechselnd in den Staaten und den Ausschüssen saßen und die Meinung ihrer Committenten zu vertreten hatten, während der Advocat sein persönliches Urtheil geltend machen konnte. Es hing aber sehr von der Bedeutung des Inhabers jener Stelle ab, ob das Amt wirklich solch ein einflußreiches war, und erst durch O. ist es das mächtigste der Republik geworden, und zwar durch die Umstände fast gleich mit dessen Eintritt, weil eben eine Krisis das Land bedrohte, gefährlicher als irgend welcher Angriff von Seiten Spaniens. Es würde zu weit führen, hier den Verlauf des Kampfes der Staaten mit Leicester und dessen Verbündeten, den Calvinisten, zu erzählen, um so mehr, da O. im Anfang desselben nicht hervortrat. Erst als Leicester am Ende des Jahres 1586 auf einige Zeit nach England zurückkehrte, fand ein Zusammenstoß zwischen beiden statt, da O. in einer Conferenz zwischen dem Generalgouverneur und den Abgeordneten der Generalstaaten, in welchen die holländische Partei noch immer die Oberhand hatte, jenem in langer Reihe alle Punkte, über welche die Staaten unzufrieden waren, vorhielt. Es kam aber damals noch zu keinem offenen Bruche. Erst als während Leicester's Abwesenheit bekannt wurde, wie er dem ihn vertretenden Staatsrath durch geheime Befehle verboten hatte, irgend einen wichtigen Entschluß zu fassen und darum keiner der englischen Officiere, deren Verrath man fürchtete, von seinem Posten abgerufen werden konnte, was denn auch bald genug die übelsten Folgen hatte, da jene Offiziere sich mit sammt ihren Truppen und den ihnen anvertrauten Plätzen, namentlich Deventer und den Schanzen bei Zutphen, den beherrschenden Plätzen der Yffelinie, welche bis jetzt Utrecht und Holland gedeckt hatten, überlieferten, erst da griffen die Staaten zu, in einer Weise, welche zeigte, daß ein einziger kräftiger Wille ihre Entschlüsse beherrschte. Es war nicht viel weniger als eine Revolution, wie in jenen Beschlüssen im Monat Februar des Jahres 1587 die Staaten von Holland die Autorität des Generalgouverneurs, insoweit dieselbe in ihrer Provinz galt, an sich nahmen oder ihrem Statthalter zuwandten, sich also der alleinigen und unbeschränkten Souveränität über ihr Gebiet bemächtigten, aber es war eine durchaus nothwendige Revolution. Zu Anfang wagten auch die Gegner sich nicht zu widersetzen, aber als sie bald von England aus zur Gegenwehr aufgestachelt wurden, begann ein schonungsloser politischer Kampf, in welchem von keiner Aussöhnung der Parteien die Rede sein konnte. Doch so heiß der Kampf auch war, O. und seine Gesinnungsgenossen waren ihren Gegnern bei weitem überlegen. Nur Deventer (s. A. D. B. V, 94), der Brabanter, der jetzt als Bürgermeister von Utrecht der Führer der calvinistischen Demokratie war, zeigte sich ihnen gewachsen. Leicester selber und seine übrigen Parteigenossen häuften Fehler auf Fehler und erreichten meistens mit ihrer übereilten und unberathenen Thätigkeit das Gegentheil ihrer Zwecke. Aber namentlich war es die rücksichtslose Entschlossenheit des Regenten, die den Gegnern imponirte und wenigstens in Holland ein Aufkommen ihrer Partei

unmöglich machte. Nur in einem entlegenen Winkel Nord-Hollands wagte der alte Wassergeuse Sonoy den Staaten Trotz zu bieten, sonst war die ganze Provinz und ebenso Seeland ihnen gehorsam, und nicht allein die Regenten, sondern auch die Bürger, welche sich nicht von den Calvinistenpredigern verführen ließen zu glauben, die Religion sei in Gefahr. Und letztere bekamen die Hand der Regierung schwer zu fühlen. Als eine Deputation derselben, unter Führung des Leydener Professors Saravia, den Staaten ihre Beschwerden vorlegte, wurden sie von O. in unerhörter Weise angefahren: „Die Herren (d. h. die Staaten) wissen Alles, was Ihr zu sagen habt, und noch Vieles dazu, sie kümmern sich ebensoviel wie Ihr um das allgemeine Interesse. Geht also nach Hause und laßt die Herren die Staatsgeschäfte führen", soll er ihnen als Antwort zugerufen haben. Das waren die öfters gefürchteten und damals von den Behörden nicht selten verhätschelten geistlichen Herren nicht gewohnt, und Saravia nahm in seiner Erbitterung bald Theil an einer Verschwörung, um seinen Wohnort dem Grafen von Leicester in die Hände zu liefern, was mehreren seiner Genossen den Kopf und ihm, dem es zu entkommen gelang, natürlich seine Stelle kostete. Und so fuhren die Staaten fort, ohne Rücksicht auf Gesetzmäßigkeit oder auf persönliches Ansehen zu handeln gegen Jedermann, der sich ihnen entgegenstellte. Als Leicester Truppen in einige holländische Städte legte und dann eine Rundreise durch die Provinz versuchte, ließ sich O. eine Indemnitätsacte von den Staaten ausstellen und verließ den Haag, da er in dem offenen Ort sich nicht sicher achtete. Freilich er war gewarnt, der Graf wolle ihn mit samt dem Statthalter aufheben lassen, oder gar ermorden. Aber zu Rücknahme irgendwelchen Entschlusses war die Staatenpartei nicht zu bewegen. Als auch Amsterdam sich fest entschlossen zeigte, sich gegen jeden Staatsstreich zur Wehr zu setzen, gab Leicester den Kampf auf, der völlig aussichtslos geworden war, seitdem das Volk wußte, daß England Frieden mit Spanien wollte, und daß Leicester beauftragt war, auch die Niederländer dazu zu zwingen. Denn eben das ermöglichte O. und seinen Genossen so schroff aufzutreten, sie fühlten, daß Alle, welche ausharren wollten im Kampfe gegen Spanien, am Ende zu ihnen, nicht zu den Engländern stehen würden, daß am Abscheu des Volkes gegen das spanische Joch auch das Toben der Calvinisten scheitern würde, da nicht diese, sondern sie, die Genossen Wilhelms von Oranien und die durch den Krieg groß gewordenen Kaufleute das Princip jenes Kampfes auf Leben und Tod verkörperten. Wie war das Volk bald enttäuscht und wendeten sich auch die eifrigsten Reformirten von ihren Führern ab, als sie die bittere, ihnen so lange wie möglich verhüllte Wahrheit vernommen hatten: die Königin von England wolle Frieden mit Spanien. Nichts hat wol O. und seine Freunde mehr in ihrer entschlossenen Politik bestärkt, als die von ihnen schon recht bald durch Mittheilungen aus England erhaltene Gewißheit dieser Friedensabsichten der Königin. Und dazu war der Kampf von Niederländern gegen Hollands Interesse, damals, als nur Holland den übrigen Provinzen die Möglichkeit bot den Kampf ums Dasein fortzusetzen, ein geradezu widersinniges Unternehmen, das auch nur Beifall fand bei den um die Herrschaft der Kirche kämpfenden Predigern, den thörichter Weise vom Bürgerrecht in ihrer neuen Heimath ausgeschlossenen und darüber unzufriedenen Emigranten und den vielen unruhigen und ehrgeizigen Köpfen, die im Trüben zu fischen meinten. Selbst das Heer, insoweit es nicht aus Engländern bestand, und selbst diese theilweise, stand zu den Staaten und mit wenigen Ausnahmen thaten dies gleicherweise alle alten Genossen Oraniens und, ohne Rücksicht auf ihre religiöse Meinung, die Masse der Bürger in den Städten. Darum gelang es O. eine so rücksichtslose Politik zu führen, die sonst gewiß zu seinem eigenen Verderben hätte ausschlagen müssen. Als Leicester Anfang 1588 aufs Neue

en niederländischen Boden verlassen hatte, war bald die Staatenpartei und durch e ihr Führer unbestrittener Meister im Staat. Doch denselben von unten auf u reorganisiren, aus den verschiedenen Provinzen eine politische Einheit auf-ubauen, dazu fehlte ihm wahrscheinlich sowol die Gelegenheit als auch der Bille. Zu versuchen, die Ursachen jener Widersprüche zu entfernen, die den Rampf veranlaßt hatten und nur allzu leicht aufs Neue veranlassen konnten, st ihm wol nie in den Sinn gekommen. Die Gegenwart nahm ihn zu sehr n Anspruch, eine solche weitreichende Maßregel, die dazu kaum richtig beurtheilt verden konnte, anzuregen. Es blieb eigentlich alles beim Alten. Er war von etzt an zwar der Leiter der niederländischen Politik, doch er blieb bloß der Minister von Holland und meinte als solcher die Union zu lenken. Das hat ich schwer gerächt; er selber sollte noch die bitteren Früchte ernten. Obgleich die calvinistisch-demokratische Partei vollständig geschlagen war und im Jahre 1588 in ihrem Hauptquartier, der Stadt Utrecht, angegriffen, mit ihrer letzten Festung auch für lange Jahre allen Einfluß verlor, und dazu die Armada auch den verbittertsten Gegnern der Staaten bewies, wie vollkommen dieselbe in ihrer Politik Recht gehabt hatten, so war doch der jetzige niederländische Freistaat so innerlich von jenen Kämpfen zerrüttet und so von allen Seiten bedroht, daß eine Erholung fast ein Wunder schien. Glücklicherweise hatte der König von Spanien in seiner Verblendung es seinem genialen Vertreter in den Niederlanden, Alexander von Parma, unmöglich gemacht, den elenden Zustand der niederländischen Streitkräfte zu benutzen und O. konnte Zeit gewinnen, zusammen mit Moritz und Wilhelm Ludwig von Nassau dieselben aufs Neue zu ordnen. Wenn man seine Papiere, oder was davon übrig ist, aus jenen Jahren einsieht, so möchte man glauben die eines Generals oder Kriegsministers vor sich zu haben, so vieles findet sich darin über die Armeeverwaltung, die Organisation, Verpflegung u. s. w. Freilich in jenen Jahren als außer Holland und Seeland nur Utrecht und Friesland an die Generalitätskasse contribuirten und Gelderland und Overyssel (die siebente Provinz, die Stadt Gröningen und ihre „Ommelanden", war noch spanisch) kaum einige Garnisonen zu bezahlen verpflichtet waren, hatte Holland fast die Gesammtkosten der Vertheidigung zu bezahlen. Und da der Advocat in Allem seine Hand hatte, war auch das Heerwesen ihm gewissermaßen untergestellt, wenn es auch bei der Reorganisation des Staatsraths, welche, als endlich Leicester officiell abgedankt hatte, fast die erste Sorge der Staaten war, dieser Centralbehörde fast als einzige Befugniß verblieb. Dazu war es eben das Heer, welches damals der Regierung die schwerste Sorge bereitete; in jenen Jahren, 1588 und 1589, waren Soldatenmeutereien an der Tagesordnung, und es kostete schwere Mühe dieselben ohne bleibenden Schaden zu dämpfen. Die wichtige Festung Geertruidenberg gerieth dadurch den Spaniern in die Hände. Doch endlich sahen O. und Moritz, die in jenen Jahren enger als je verbunden waren, ihre Arbeit belohnt; nach drei Jahren war das niederländische Heer eine, wenn auch kleine, so doch ausgezeichnete Armee, welche alle anderen, auch die spanische, übertraf und bald allgemein als eine Mustertruppe galt. Wenn das auch gewiß im großen Ganzen das Werk von Moritz und Wilhelm Ludwig von Nassau war, ohne den Beistand Oldenbarnevelt's wäre es ihnen wol nie gelungen und hätten diese namentlich auch keine Gelegenheit gehabt, die Truppe so unausgesetzt im Felde zu verwenden, wie dies in den neunziger Jahren der Fall war. Wie sehr O. und Moritz damals zusammenhielten, zeigte sich auch noch in den nächsten Jahren, als O. es vornehmlich war, der die Wahl des letzteren zum Statthalter der drei früher dem Grafen von Neuenahr unterstellten Provinzen veranlaßte, und dadurch einen so engen Anschluß der Provinzen erzielte, wie nur bei dem unbesiegbaren Sonderungstrieb der Provinzen möglich war. Denn

dem, was von jetzt an als Hauptfehler des niederländischen Freistaates gelten konnte, dem Mangel an Autorität der Centralbehörde, war nicht abzuhelfen, solange die Bestimmungen des Tractates des Jahres 1585 in Kraft blieben, welche den Staatsrath theilweise von England abhängig machten. Dazu kam noch eine Schwierigkeit: die Union bestand aus einer großen und mächtigen Provinz, welche immer mehr als die Hälfte, damals selbst zwei Drittel aller Gesammtlasten trug und sechs schwachen und armen, welche gleichwohl jener keinen Augenblick irgend ein gesetzliches Uebergewicht einzuräumen gesonnen waren und dies auch nicht konnten, wenn sie ihre Interessen nicht denen der Holländer preisgeben wollten. Denn das ist gewiß, die Holländer waren eben so particularistisch als die anderen Bundesgenossen und fühlten sich wie diese immer zuerst als Holländer, nicht als Niederländer, ein Gefühl, das immer wieder verstärkt wurde durch die Opposition der anderen Provinzen und dann wieder diese aufstachelte. So drehte man sich in einem vitiösen Cirkel, ohne irgendwelche Hoffnung, dem Zustand ein Ende zu machen.

O. war am wenigsten der Mann, zu versuchen, wie dieser gordische Knoten wol gelöst werden könnte, er hatte ja viel zu viel zu thun mit den Forderungen der Politik des Tages, den Sorgen für die Vertheidigung, den Finanzen und bald auch mit den auswärtigen Angelegenheiten. Hier hatte glücklicherweise seit den Leicester'schen Wirren der ganze Staat ein und dasselbe Interesse. Die Zeiten waren für lange Jahre vorbei, da die Holländer ihres Handels oder auch wol ihrer eigenthümlichen Lage wegen andere Verbindungen wünschten, als die übrigen Niederlande.

Es währte nicht lange, so trat jene diplomatische Wirksamkeit des Advokaten dermaßen in den Vordergrund, daß seine Geschichte identisch ist mit der der niederländischen Politik, so daß in der leider nicht vollständigen Quellensammlung des Herrn van Deventer, welche bestimmt ist die Wirksamkeit Oldenbarnevelt's so bloßzulegen, wie die Arbeiten Groen's und Gachard's es für die von Wilhelm von Oranien gethan haben, nach den Leicester'schen Zeiten die auswärtigen Angelegenheiten fast den einzigen Inhalt des Buches ausmachen. Lange Jahre, bis zum Anfang der Unterhandlungen über den zwölfjährigen Stillstand, ist das so geblieben, und wenn sich auch von da an andere Einflüsse geltend machten und die inneren Angelegenheiten sich mit den auswärtigen verwickelten, so blieb doch bis ans Ende Oldenbarnevelt's Politik im großen Ganzen die des Staates und blieb er dem Auslande der Führer der Union. Doch war die auswärtige Politik nur ein Theil, wenn auch der wichtigste Theil seines Wirkens. Jede irgendwie wichtige militärische Unternehmung wurde zwischen ihm und Moritz, dann und wann mit Hinzuziehung von anderen Staatsmännern, namentlich auch des friesischen Statthalters, Graf Wilhelm Ludwig von Nassau, vereinbart. Oft erschien er in jenen glorreichen neunziger Jahren persönlich im Kriegslager (er rühmte sich zu fünfundzwanzig verschiedenen Malen als Deputirter der Staaten im Felde gewesen zu sein) und er sorgte selber für die Herbeischaffung von Truppen, Lebens- und Transportmitteln und Kriegsmaterial. Und ebenso hielt er die Finanzen unter seiner Aufsicht, was in einer Zeit, wo Holland bald nicht allein von den anderen Provinzen, sondern auch vom Auslande um Geld und immer wieder Geld angegangen wurde, sehr nothwendig war. Einem so ausgezeichneten Finanzmann durfte diese Sorge vollständig anvertraut werden. Am meisten vielleicht sorgte er aber mit unermüdlichem Fleiß für die Handelsinteressen. Da wußte er, lag der Nerv des Staates, aus den „Commerzien" zog derselbe jene merkwürdige Kraft, welche ihm nicht allein den Kampf mit Spanien zu führen gestattete, sondern ihn auch nach wenigen Jahren in ganz Europa als eine Schutzmacht des Protestantismus erkennen ließ. Unermüdlich war er beschäftigt, dem

Handel alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu schieben, oder gar demselben mit Hilfe des Staates neue Wege zu eröffnen. Wie lebhaft betheiligte er sich bei den Unternehmungen zur Auffindung eines neuen Weges nach Indien, auch die damaligen Polarfahrten fanden an ihm einen Gönner; wie sorgsam überwachte er nicht alle Pläne, dem niederländischen Handel im fernen Orient die Herrschaft zu gewinnen. Nirgends hat er vielleicht die Klarheit seines Geistes so erwiesen als hier. Er ersah deutlich wie das Monopolsystem der Spanier und Portugiesen den indischen Handel bei weitem nicht die Früchte abwerfen ließ, welche die freie Concurrenz erzielen konnte, doch er kam dabei auch bald zur Einsicht, da wo die Niederländer mit anderen Nationen in öffentlicher oder geheimer Feindschaft zusammenstießen, seien die Freihandelsprincipien noch nicht recht am Platze. Denn nicht allein, daß die vielen kleinen Handelsgesellschaften einander eine drückende Concurrenz machten und sich dadurch oft um allen Vortheil brachten, sondern sie vergeudeten durch Zersplitterung auch ansehnliche Kräfte, die, richtig angewandt, ausreichten, um dem niederländischen Handel den ersten Platz zu sichern. Daher hat O. hier nach wenigen Jahren der Versuche von seinen freihändlerischen Ideen, die er sonst überall hochhielt, abgesehen, und er bewirkte im J. 1602 die Errichtung der Vereinten Ostindischen Compagnie, der großartigsten Handelsgesellschaft jener Zeit. Er erreichte damit die doppelte Absicht, dem holländischen Handel das Uebergewicht in Indien zu sichern, dem Staate im fernen Osten eine dem Feinde überlegene und doch ihn nichts kostende Kriegs- und Seemacht zu schaffen und die niederländischen Kaufleute gegen die Concurrenz der Landsleute zu sichern. Wenn man bedenkt, wie ein so mächtiges Haus, wie das der Moucherons (s. A. D. B. XXII, 410) durch jene Concurrenz seinem Untergange zueilte, da es zur Ueberanstrengung seiner Kräfte in verwegenen, aussichtslosen Unternehmungen aufgestachelt wurde, so kann man Oldenbarnevelt's verständiges Einlenken in einen sonst von ihm gemiedenen Weg nicht anders als gut heißen. Daß die Compagnie später der Sitz eines schädlichen Monopolgeistes wurde, das ist nicht seine Schuld gewesen; und wie überhaupt unter jenen Umständen, als der indische Handel zugleich ein Krieg, und keineswegs einer mit friedlichen Waffen, gegen die Concurrenz des Auslandes war, die Holländer sich ohne monopolisirende Compagnien hätten behaupten können, läßt sich kaum absehen.

Indessen so gewiß O. auch den Handel so viel als möglich aller Fesseln entledigte und selbst dann und wann demselben von Staatswegen Vorschub zu leisten nicht anstand, ohne doch dabei denselben einer Beaufsichtigung zu unterwerfen, so soll man doch nicht denken, er habe ein System des Freihandels fix und fertig im Kopfe gehabt und dasselbe zur Ausführung zu bringen gesucht. Im Gegentheil, O. war durch und durch ein praktischer Staatsmann, der seine Politik nach den Bedürfnissen des Augenblickes änderte und dadurch vielleicht wol einmal in Widersprüche gerieth. Er griff im Kampfe nach jeder Waffe, die ihm am besten für den Moment paßte, wenn er dabei nur meinte, den Vortheil des Staates und in erster Reihe der Provinz Holland zu erreichen und namentlich die Autorität der Herren Staaten von Holland unerschüttert zu erhalten. So galt bald seine Politik als eine unzuverlässige, eigennützige (als ob es je eine uneigennützige Politik geben könnte!) und klagten In- und Ausländer über den herrischen, schlauen und unberechenbaren Barnevelt, wie er gewöhnlich hieß, wenn alle auch zugeben mußten, daß er eine Fähigkeit entwickelte, welche die Hilfsquellen des kleinen, wenn auch durch den Handel immer reicher werdenden Staates, so verwerthete, daß dieselben unendlich größer schienen als wirklich der Fall war. Freilich die Umstände blieben ihm lange Zeit außerordentlich günstig. Spanien war erschöpft und König Philipp zwang seine Feldherren, die letzten

ihm zu Gebote stehenden Kräfte in Frankreich zu vergeuden. Und Frankreich konnte die anwachsende Republik nicht als Bundesgenossen entbehren. Wenn auch der Uebertritt Heinrich's IV. zum Katholicismus die protestantischen Niederländer empfindlich verletzte, so blieben die Beziehungen zu ihm doch immer, auch nach dem Frieden von Vervins, entschieden bequemer und freundschaftlicher als die zu England. Da war es nicht allein die Schaukelpolitik Elisabeth's, die jeden Augenblick ihren Frieden mit Spanien abzuschließen auf dem Punkt schien, sondern namentlich die Concurrenz der Handelsinteressen, welche die größten Schwierigkeiten bereiteten. Ein paar Mal hat sich denn auch O. dazu bequemen müssen, persönlich in England zu erscheinen, wenn es schien, daß die beiderseitigen Gesandten allein nicht mehr die Schwierigkeiten bewältigen konnten. Wenn es ihm auch im J. 1603 dabei so wenig den Frieden zwischen Spanien und England zu verhindern gelang als 1598 den von Frankreich und Spanien, so brachte er doch jedesmal einen neuen Tractat, mit für die Staaten günstigen Bedingungen zu Stande, so daß es dem Volke schien, als ob die Mächte die niederländische Sache noch nicht aufgegeben hätten. In jenen Jahren, als der gewaltige Entscheidungskampf in Deutschland sich vorzubereiten anfing, begannen die deutschen Protestanten auch in nähere Verbindungen mit den Staaten zu treten. Es waren nicht allein die Fürsten und Reichsstände am Niederrhein und Westfalen, die in den Niederländern ihre natürlichen Freunde und Beschützer erblickten, und es waren auch nicht allein diejenigen, welche in der Jülicher Erbfolge interessirt waren, welche damals die Freundschaft der Staaten suchten. Auch in den Unionsbestrebungen jener Zeit spielten dieselben schon eine Rolle, wenn auch eine untergeordnete. Es geschah eben in jenen Jahren vor dem Stillstand, was man so gerne zwanzig Jahre zuvor hätte geschehen sehen; die deutschen protestantischen Fürsten opferten Geld, um den Staaten den Krieg führen zu helfen, der ja auch ein Krieg in ihrem Interesse war. Es war überhaupt der Staatskunst Oldenbarnevelt's gelungen, die Alliirten, auch nachdem sie ihren Frieden mit Spanien gemacht hatten, zu veranlassen, die Republik, die so zu sagen zum allgemeinen besten den Krieg führte, so lange zu unterstützen, bis Spanien endlich einem Frieden, sei es auch nur einem auf kurze Zeit geschlossenen, zustimmte, der der Republik eine factische Anerkennung ihres Besitzes und ihrer Unabhängigkeit brachte. Denn ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich als Ziel der Oldenbarnevelt'schen Politik, wenigstens nach dem Frieden von Vervins ein Abkommen mit Spanien auf ehren- und vortheilhafte Bedingungen nenne. Darauf blieben unter allen Umständen in den Jahren 1598—1609 alle seine Bestrebungen gerichtet. Freilich durchaus nicht jedes Abkommen; so sehr er den Frieden nothwendig erachtete, so sehr wollte er auch bloß einen auf Bedingungen, die er selber dictirt hatte. Eben das charakterisirt seine Wirksamkeit in den bangen Jahren 1607—1609, als über den Stillstand gehandelt wurde. Schon eine bloße Skizze dieser Wirksamkeit würde zu großen Platz einnehmen und muß also unterlassen bleiben; es sei nur bemerkt, daß eben in jenen Jahren sein persönliches Wirken viel mehr ins Auge fällt, weil er dabei nicht mehr auf die Unterstützung aller politischen Führer zählen konnte und namentlich, weil er hier nicht mehr eine Linie mit dem Prinzen Moritz inne hielt. Wenn er auch bis jetzt vielleicht weit öfter als erwiesen mit anderen Regenten in Conflicte gerathen war, dieselben waren immer in aller Stille wieder verglichen und der mächtige Advocat hatte fast immer, im großen Ganzen wenigstens, Recht behalten. Jetzt wurde es anders. Namentlich gab dazu die Einmischung der beiden verbündeten Mächte, Frankreich und England, Veranlassung. So behend die französischen Unterhändler und namentlich der alte Präsident Jeannin auch auftraten, eben ihr Erscheinen und Wirken brachte den

;wiespalt zwischen dem Advocaten und seinen Gegnern an den Tag. Doch ehielt derselbe auch hier das Feld; so wie der Stillstand geschlossen wurde, var er so, wie er denselben auffaßte, namentlich hatte er unerschütterlich darauf estanden, den Niederländern ihre freie Action in Indien und auf allen außer- uropäischen Meeren vorzubehalten.

O. hat damals den Gipfel seiner Macht und seines Ruhmes erreicht. Wäre r im J. 1609 vom politischen Schauplatz abgetreten, er hätte wol den Namen icht allein des fähigsten und größten, sondern auch des glücklichsten Staats- nannes seiner Zeit und seines Landes geerntet. Denn das ward von jeder- nann erkannt: wie die Republik der Vereinten Niederlande damals in Europa ts eine imponirende Macht dastand, nachdem sie erst vor einem Vierteljahr- undert zugleich mit den Wehen der Geburt im Todeskampfe gerungen hatte nd dem Untergang nahe gewesen war, das war in erster Reihe sein Verdienst.). war der Schöpfer der Republik. Jetzt aber folgte ein letztes Decennium iefes thatenreichen Lebens, das einen ganz anderen Charakter hatte, zwar eich an Arbeit und, dem Auslande wenigstens gegenüber eine sehr fruchtbare trbeit, allein für ihn überreich an mühseligen Kämpfen mit ihm jedes Jahr nehr überlegenen Gegnern, die ihn endlich ins Verderben stürzten. Auch ersterer ei hier mit einigen Worten gedacht.

Es sind zwei sehr verschiedene politische Actionen, die dabei in erster Reihe n Betracht kommen und die zwar mit den inneren Angelegenheiten zusammen- jingen, aber hier doch besser jede für sich besprochen werden: die erste ist Olden- varnevelt's Wirken zur Lösung jener Verbindung der Republik mit England, vie aus dem Vertrage des Jahres 1585 entsprungen war. So lange England vas Recht hatte, für seine Abgeordneten Sitz und Stimme im Staatsrath der Republik zu fordern und zwei Häfen, die damals beide als wichtige Festungen jalten, den Briel und Vlissingen, besetzt zu halten, so lange war die Republik aum unabhängig zu nennen. Es ist O. gelungen, in langen und schwierigen Unterhandlungen diese drückenden Verpflichtungen im J. 1616 abzuthun gegen ine Entschädigungssumme, die, so beträchtlich sie auch heißen konnte, dieses Resultat wol werth war. Es war dies um so schwieriger, weil eben damals die commerciellen Verhältnisse beider Länder sich keineswegs günstig gestalteten, und ihre Concurrenz im Polarmeer sowie in Indien nicht weniger wie der Streit um das Recht der Heringsfischerei zu äußerst gehässigen Anschuldigungen von beiden Seiten, ja nicht selten zu Thaten sehr gefährlicher Natur führten. Die großen Handelskriege des Jahrhunderts meldeten sich damals schon an. Dabei hatte O. es mit einem ziemlich unberechenbaren Gegner zu thun, dem Könige Jacob I., der noch dazu schon längst mit Spanien liebäugelte und der in jenen Jahren sich schon von seinem theologischen Eifer zu Einmischung in die religiösen Zerwürfnisse innerhalb der Republik hatte verführen lassen. Es ist wol niemals ein so vortheilhafter Tractat unter so ungünstigen Umständen von ihm erreicht worden, wie glücklich er auch sonst in seiner diplomatischen Action war. Kaum geringer waren die Schwierigkeiten, welche die deutschen Verwicklungen, nament- lich die Jülicher Erbfolge, ihm bereiteten. Es galt da den Spaniern Halt ge- bieten, ohne mit ihnen in Kampf zu gerathen, und die weit auseinandergehenden Interessen und Ansichten der beiden Großmächte, die gegen Spanien Front machten, Frankreich und England, mit denen der deutschen Protestanten, nament- lich der an der Erbschaft mitberechtigten Fürsten und denen der Staaten zu ver- einbaren.

O. war hier fest entschlossen, der habsburgischen Partei keinen Raum zu lassen und so wies er alle Versuche des immer mit Spanien liebäugelnden englischen Königs ab, den Spaniern eine denselben vortheilhafte Deutung des 1614 mit großer

Schwierigkeit in Xanthen geschlossenen Tractats zu gestatten. Es war seiner festen
Haltung namentlich zuzuschreiben, daß der spanische Einfluß nicht schon
damals so festen Fuß im Reich faßte, als später in den ersten Jahren des dreißig-
jährigen Krieges. In jenen Jahren (1616) war es auch, daß er ein Bündniß
herbeiführte mit den Hansestädten, nicht allein zu commerciellen Zwecken und dami
dem dänischen Könige und den norddeutschen Fürsten ein Gegengewicht geschaffe
würde, sondern auch im Interesse der Religion. Schon in jenen Jahren erschiene
die staatlichen Agenten, Peter van Brederode und Foppe van Aitzema der öster
reichischen Partei als gefährliche Gegner, suchten sie doch überall die Vereinigun
der sämmtlichen Protestanten, ohne Unterschied des Bekenntnisses anzubahnen. Den
O. hatte das richtige Verständniß für die deutschen Dinge; er wußte wie namentlic
damals, als in Frankreich und England von den schwachen unzuverlässigen Hände
der Maria de Medicis und Jacobs I. die Zügel geführt wurden, und daselbst di
spanischen Einflüsterungen nur zu leichtes Gehör fanden, jeder Angriff auf da
protestantische Deutschland zugleich eine dringende Gefahr für die Republik war
wie die katholische Liga, die Kräftigung des Hauses Oesterreich und der kaise
lichen Macht am Ende nur Verstärkung der spanischen Macht bedeutete. Deshal
war es ihm nicht bloß darum zu thun, die Spanier sich nicht an der Grenze de
Landes festsetzen zu lassen, wenn er auch die Besetzung Wesels und mehrer
anderer festen Orte nicht verhindern konnte, sondern auch überall denselben ent
gegen zu treten, ihnen überall Gegner zu erwecken. So sehr er den Stillstand m
Spanien als seine kostbarste Errungenschaft betrachtete, so wenig wollte er den
selben, wie seine Feinde verbreiteten, ihnen zum Vortheil gedeihen lassen un
dulden, daß den Staaten die Hände gebunden würden. Doch widersetzte er sic
schon jetzt allen Bestrebungen, den Stillstand zu brechen und den Krieg zu er
neuern, weil er auch ohne Krieg seine Ziele zu erreichen meinte. Aber leide
waren es in jenen Jahren schon nicht mehr die auswärtigen Angelegenheiten, d
den alternden Staatsmann am meisten beschäftigten, die inneren Zerwürfniß
hatten sich so gestaltet, daß eine Revolution nur durch die äußerste Behutsamke
und auch durch sie kaum verhütet werden konnte. Schon seit den ersten Jahre
des Jahrhunderts hatte der kirchliche Frieden erhebliche Störungen erfahren. Dog
matischer Streit fing schon damals an den alten Zwiespalt, der in den Tage
Leicesters so gefahrdrohend gewesen, aber seitdem so ziemlich beseitigt schien, au
Neue zu beleben. O. und seine Gesinnungsgenossen, die sogenannten Libertine
welche die Kirche der Oberaufsicht der Obrigkeit unterstellt wissen wollte
hatten, der Utrechter Union gemäß, welche die Provinzen und namentlich Hollan
und Seeland, in der Ordnung der Religionsangelegenheiten völlig frei ließ, i
J. 1591 eine provinzielle Kirchenordnung für Holland aufgestellt, jedoch dieselb
nicht eingeführt, da sie es wohlweislich unnöthig erachteten, durch Neuerunge
Widerstand zu erwecken, während die kirchlichen Autoritäten sich überall factis
den Wünschen der weltlichen Obrigkeit fügten, und der Regierung also die vo
derselben geforderte Oberaufsicht nicht streitig machten. Da entstand nun d
weltbekannte Dogmenstreit an der Leidener Universität, der namentlich d
Prädestinationslehre betreffende Streit zwischen Arminius und den Calvinisten
Bald nahm derselbe Dimensionen an, welche dem Staat in mancher Beziehun
gefährlich zu werden drohten. Die Staaten von Holland verharrten jedoch s
lange, als irgend thunlich, in der Neutralität. Im J. 1610 war das aber nic
mehr möglich. In der Stadt Utrecht erhoben sich Calvinisten und Katholike
zusammen und brachten die Regierungsgewalt an sich, ohne sich an die Staate
der Provinz zu kehren, in Holland entstand Streit zwischen der Regierung un
der dort kleinen aber rührigen calvinistischen Partei, in welchen Statthalte
und Staaten hineingezogen wurden und schon damals die entgegengesetzte Part

stützten, ersterer aber sich bald zurückzog. Das war auch in der Utrechter Revolution geschehen, wo O. und seine Freunde die Generalstaaten, deren Intervention von den Utrechter Staaten, damals Hollands treuesten Bundesgenossen, angerufen war, mit sich fortrissen, um, als Moritz sich nicht anschließen wollte, ohne denselben einzuschreiten und dessen Bruder Friedrich Heinrich an die Spitze der Executionsarmee zu stellen, welche in kurzem die Stadt zwang, sich zu unterwerfen. Es war ein Pyrrhussieg, denn, wenn auch die staatische Partei ihren Erfolg keineswegs mißbrauchte, ihr Auftreten hatte die Gegner arg verbittert und namentlich Moritz tief beleidigt; es war, wenn sie auch Nichts gethan hatten als die Macht, welche ihrer Ansicht nach der Regierung zukam, aufrecht erhalten, doch in beiden Fällen eigentlich gegen die Calvinisten gerichtet gewesen, welche sie von jetzt an der Parteinahme für ihre Gegner beschuldigten, und in ihrem Auftreten immer arminianische Bestrebungen sahen. Und ihr Verhalten war allerdings dazu angethan, einen solchen Verdacht zu erwecken. Es wurde Fehler auf Fehler gehäuft. Damit an der Gesetzlichkeit ihrer Verordnungen nicht mehr gezweifelt werden konnte, wurde jetzt von den holländischen Staaten jene Kirchenordnung des Jahres 1591 publicirt, welche den Calvinisten jede Hoffnung auf Lösung der Frage nach ihrer Gesinnung benahm. So ward Oel ins Feuer gegossen. Als erst die Arminianer bei ihnen remonstrirten und nachher die Calvinisten, hatten sie sich begnügt, beiden Frieden zu gebieten und am Ende jede Erörterung des Dogmenstreites geradezu verboten, eine Anordnung, die allerdings von den letzteren nicht befolgt werden konnte, da sie eben die Kirche von der arminianischen Ketzerei zu säubern, als ihre erste Pflicht betrachteten. Sie lehnten sich dagegen auf und zwangen dadurch an vielen Orten die Obrigkeit zum Einschreiten. Da letztere nun öfters fast ausschließlich aus Arminianern, also aus ihren Gegnern bestand, hatten sie wirklich oft schwere Noth und wurden zu Märtyrern, was natürlich ihre Zahl wachsen machte und sie zu weiterem Widerstand anspornte. Wie mächtig die conservative Gesinnung der Holländer war, ist wol selten so stark an den Tag getreten: so sehr die Unzufriedenheit zunahm und alle Stände ergriff, so blieb der Widerstand immer ein passiver. Die Calvinisten erhoben nun den einstimmigen Ruf nach einer Nationalsynode, um die Angelegenheit ins Reine zu bringen. Freilich eben damit stellten sie wieder eine Forderung, welche die Staaten, solange Oldenbarnevelt's Ideen darin vorherrschten, nimmermehr erfüllen konnten. Denn die provincielle Autonomie vertrug sich kaum mit einer dergleichen allgemeinen Regulirung jener Differenzen. Das Recht, in Religionssachen zu handeln nach Belieben, wie die Union es ausdrückte, achtete O. eines der kostbarsten Privilegien, als eines der Souveränitätsrechte seiner Provinz, oder sagen wir lieber seines Landes. Es wird wol immer eine nutzlose Arbeit bleiben, nachzuforschen, in wie weit O. in jenen Jahren die Politik der Staaten in der Hand hatte. Unter seinen Gesinnungsgenossen waren gewiß mehrere, die kräftiger und rascher auftreten wollten und namentlich in der Dogmenfrage bei Weitem ausgesprochener Partei genommen hätten. O. gehörte einer Generation von Regenten an, welche die Religionswirren immer vom politischen Standpunkt betrachtet hatte und darum sich duldsam zeigte gegen jede Religion, welche dem Staat ungefährlich schien, wenn sie auch aus Rücksicht auf das Volk keine öffentliche Ausübung einer anderen als der reformirten Religion duldete. Oldenbarnevelt's Auffassung der Religion vom Standpunkt des Glaubens brauchte also durchaus nicht in scharfem Contrast zum calvinistischen Dogma zu stehen, wie die seiner meisten damaligen Anhänger, wie z. B. des Grotius, und die Versicherung des Predigers Walaeus, er habe ihn, als er ihn zum Tode vorbereitete, dem Calvinismus ziemlich nahestehend gefunden, kann also recht glaubhaft sein; allein das änderte Nichts an seinem

politischen Verhalten dem Calvinismus gegenüber, da er sich dessen aus seinem innersten Wesen entspringender Forderung: vollkommener Freiheit der Kirche von der Obrigkeit und der Verpflichtung dieser, die Kirche zu schirmen und ihren Anordnungen den Arm zu leihen, nimmermehr fügen konnte, und dagegen die alte Forderung der Libertiner, die Kirche solle der Obrigkeit eine Oberaufsicht zulassen, mit aller Macht verfocht. Dazu wurde der Kampf je länger je mehr politischer Natur. Die alten Gegensätze und Streitfragen, die jedem föderalen Staatskörper eigen sind, aber in der Republik seit Leicester's Abgang geruht hatten, traten wieder an den Tag, nur ungleich verwickelter und schwieriger, weil nicht bloß politische, sondern auch religiöse Motive auf dieselbe einwirkten. Das Uebergewicht Hollands, der alte Stein des Anstoßes, ward zwar von den anderen Provinzen bekämpft, aber nicht einstimmig, weil alle anticalvinistischen Elemente, die dort an der Regierung Theil hatten, sich Holland anschlossen. So hatten die Staaten von Utrecht selbst die holländische Kirchenordnung des Jahres 1591 eingeführt. Auch in Gelderland und Overyssel waren in mehreren Städten die Remonstranten oder wenigstens Anhänger des Advocaten in der Regierung. Aber ebenso gab es in den Staaten von Holland eine calvinistische Minorität, von Amsterdam geführt, welche jetzt keinen Theil nahm am Kampf für die Präponderanz der Provinz innerhalb der Union und bald manche Maßregel, für welche Einstimmigkeit gefordert wurde, lahm legte. Es ist hier natürlich nicht der Ort, den Verlauf des jetzt folgenden religiös-politischen Kampfes zu schildern. Alle, die sich gegen Oldenbarnevelt's langgewöhnte Autorität auflehnten, stellten sich auf die Seite der Calvinisten. Und deren waren sehr viele, nicht wenige darunter, die vorher zu seinen treuesten Genossen gezählt hatten. Es scheint sich allmählich eine gewaltige Feindschaft gegen den Advocaten aufgehäuft zu haben. Irre ich nicht, so ist diese theilweise rein persönlicher Natur gewesen. Viele sonst einflußreiche Regenten empfanden es tief, daß sie in den Staaten, wo doch der Ausschlag über alle Angelegenheiten gegeben wurde, ihm gegenüber so gar nichts galten. Noch mehrere fühlten sich verletzt von seinem schroffen und herrischen Auftreten oder von der Art und Weise, wie er so viele Geschäfte factisch selber entschied und die Staaten nur gutheißen ließ, was er angeordnet. Nicht wenige nahmen die Bevorzugung seiner eigenen Familie gewaltig übel, sie konnten es nicht vertragen, daß der Advocat immer seinen Söhnen und Schwiegersöhnen die einfluß- und gewinnreichsten Stellen verschaffte, wie er gleich bei seinem Auftreten als Advocat die Rotterdamer Pensionärstelle seinem Bruder verschafft hatte. Von einem, wol seinem ärgsten und bösartigsten Feinde, François van Aerssens, wissen wir gewiß, es ist vorzüglich Rachsucht über erfahrene Kränkung gewesen, die ihn zu seiner Handlungsweise anfeuerte. O. hatte auf Ersuchen der französischen Regierung seine Zurückrufung vom Gesandtschaftsposten in Frankreich bewirkt und ihn dann durch eine seiner eigenen Creaturen ersetzt, was der immer niedrigdenkende Aerssens wol bloß rein persönlichen Motiven von Seiten des Advocaten zugeschrieben hat. Dazu hatte seit der Unterhandlung um den Stillstand seine Popularität im Allgemeinen bedeutend abgenommen, das Volk vermeinte in ihm das Streben, um jeden Preis Frieden zu erhalten, verkörpert, man glaubte ihn allgemein an Spanien verkauft. Er selber hatte dazu Veranlassung gegeben, da er sich seine Dienste an auswärtige Mächte gern bezahlen ließ, denn, wie schon gesagt, er unterließ keinen Augenblick für die Mehrung seines colossalen Vermögens Sorge zu tragen in jeder Weise, die nicht unehrlich war. Er ist nie zur Einsicht gekommen, ein Staatsmann solle nie Geschenke annehmen, damit auch nicht der leiseste Verdacht, der geringste Makel an ihm klebe, niemals stand er an, von jeder fremden Macht, mit der der Staat verhandelt hatte, das damals allgemein übliche Ehrengeschenk anzunehmen, dessen

Werth er genau bezifferte, wie es aus seinen eigenen Papieren hervorgeht. Freilich, er hat darum niemals den Vortheil der Republik aus den Augen gelassen, niemals um des eigenen Vortheils willen den des Staats geschmälert; doch wie sollte die Menge den Unterschied erkennen? Es ward schon in den Jahren des Stillstands allerlei gemunkelt und erzählt, wie ihm Säcke voll Gold von den Spaniern ins Haus getragen waren. Und als er jetzt für die Remonstranten eintrat, die Feinde der reinen evangelischen Lehre, des Calvinismus, hieß es natürlich, er thue dies als Diener Spaniens und des Katholicismus, die jetzt den Untergang der Kirche Christi in jener Weise zu betreiben suchten, nachdem ihre Waffen zu Schanden geworden. Sein Hinneigen zu Frankreich, seine geringe Wärme für England, dies allein echt protestantische Königreich, wurden ebenso erklärt, ja Alles was er that, bis auf seine umsichtige Politik im Jülicher Successionskampf. Mit wahrhaft dämonischem Eifer wurden die ärgsten Verläumdungen in den zahlreichen Pamphleten, die in Folge des Religionsstreites erschienen, gegen ihn geschleudert und fanden immer hie und da willige Ohren. Je weiter der Kampf sich verbreitete, je erbitterter er wurde, um so heftiger und zahlreicher wurden die Libelle, die seine Anhänger mit gleicher Münze bezahlten. Von jetzt an galt O., der wie keiner die Macht des Statthalters und die Interessen des Hauses Oranien gefördert hatte, dessen Politik immer die Fortsetzung jener Wilhelms von Oranien gewesen war, als beider ärgster Feind und principieller Gegner, und bald als der feile Landesverräther, der bloß seinen eigenen Vortheil suchte. Eben der Gegensatz zwischen ihm und Moritz, als letzterer endlich hervorgetreten war aus seiner lange gewahrten Neutralität, galt als Beweis, er habe nie etwas anderes betrieben als den Ruin des von Gott erwählten Führers des Staates, des wahren Beschützers des von dem Religion und Land verrathenden Regenten bedrückten Volkes. Um den Statthalter schaarten sich von jetzt an alle Gegner der holländischen Regentenpartei, alle offenen und geheimen Feinde des Advocaten und seines Anhangs in und außer Holland. Der politische Kampf war indessen je länger je heftiger geworden. Alle Maßregeln der holländischen Staaten fanden Widerspruch bei Amsterdam, während alle Versuche der calvinistischen Provinzen Zeeland, Friesland, und „Stadt und Lande" (Groningen und Ommelanden) an dem Widerstande Hollands und Utrechts abprallten, während in Gelderland und Overyssel die Parteien sich die Wage hielten, wenn dieselbe auch immer mehr zu Gunsten der Calvinisten neigte. So hing es von den localen Zuständen ab, namentlich von der Gesinnung der Mehrheit des Magistrats, ob Calvinisten oder Arminianer bedrückt und verfolgt wurden. In manchem Orte, wo die Obrigkeit allzu strenge verfuhr, entstanden jetzt Tumulte; auch in den remonstrantischen Städten begann sich ein Theil der Bürgerschaft schwierig zu zeigen; im Haag selbst nahmen am Ende die Calvinisten mit Gewalt eine Kirche für sich. Da verfaßten die Staaten von Holland am 4. August des Jahres 1617 die sogenannte „scharfe" Resolution, durch welche sie der Meinung der Mehrheit den schroffsten Ausdruck gaben und den Gegnern den Krieg offen erklärten. Dieselbe enthielt die Beschlüsse: 1) keiner Nationalsynode zuzustimmen; 2) die Religionsedicte zu bestätigen, welche namentlich die Calvinisten trafen, die die remonstrantischen Prediger nicht mehr anhören wollten und darum mit Vermeidung der öffentlichen Gottesdienste, mit einander, oft unter Vorgang von Predigern ans anderen Orten, ihre Gottesdienste abhielten in sogenannten Conventikeln, die, um die Katholiken an der geheimen Celebration der Messe zu verhindern, von jeher schwer verpönt waren; 3) den städtischen Regierungen zu erlauben, Truppen zur Aufrechthaltung der Ruhe anzuwerben und ihnen die Garnisonen ihrer Städte zu unterstellen, deren Befehlshaber den Staaten und ihren Committirten Räthen einen neuen Eid schwören

sollten; 4) den Staaten allein, mit Ausschluß der richterlichen Behörden, die Entscheidung aller Religionsdifferenzen vorzubehalten und, 5) den Prinzen Moritz aufzufordern, zur Ausführung dieser Entschlüsse die Hand zu bieten.

O. ist vielleicht niemals, auch nicht in den Tagen Leicesters, so schroff aufgetreten, als damals. Denn jene Resolutionen enthielten die äußersten Consequenzen seiner Politik, sie wahrten die Autonomie der Provinz fast in jeder Hinsicht. Selbst wenn die ganze Provinz, Volk und Regenten, einstimmig gewesen wäre, wäre eine solche Herausforderung eines Gegners eine Tollkühnheit gewesen, jetzt war sie etwas ärgeres, eine Thorheit. Denn die Gesetzlichkeit der an das Militär gestellten Forderung war sehr zweifelhaft, der Bestand der Union mußte ins Wanken gerathen, wenn jede Provinz und jede Stadt ihre eigenen Truppen zu befehlen bekam, und dazu wäre es mit der Autorität des Prinzen, der allerdings nicht die Würde, jedoch factisch die Stellung eines Generalcapitäns der Union besaß, aus gewesen, es sei denn, daß er sich den Staaten noch weit inniger und herzlicher, als er im J. 1587 gethan, angeschlossen hätte. Bei seiner bekannten Gesinnung ihn zur Mitwirkung aufzufordern, war, wenn auch dadurch die Form gewahrt blieb, eine Beleidigung, ja eine Verhöhnung. Es ist bekannt, welche Antwort er den Tag darauf in der Staatenversammlung gab; am nächsten Sonntag, 9. August, ging er öffentlich in die von den Calvinisten widerrechtlich eingenommene Klosterkirche. Der Handschuh war geworfen und aufgehoben. Von jetzt an waren alle Leidenschaften entfesselt und rasten unaufhörlich weiter. So der Stütze des Prinzen gewiß, dem, man wußte das, die Armee, trotz aller Eidschwüre, gehorsam sein würde, wagten es die Gegner Hollands, auch in den Generalstaaten zum Angriff zu schreiten. Da sah der Advocat wahrscheinlich den Abgrund, vor dem er stand, er wollte sich nicht unterwerfen, doch bot er an, seine Entlassung einzureichen. Doch seine Anhänger, denen er, wie einer später sagte, Kopf und Hand war und die sich ihrer unabwendbaren Niederlage noch immer nicht bewußt waren, zwangen ihn förmlich zum Ausharren. Es war eine Wiederholung des im J. 1587 Geschehenen, mit dem Unterschied, daß er damals den Staaten die Wahl ließ, entweder ihm ganz zu vertrauen oder ihn zu entlassen, und daß er jetzt nur blieb auf ihre flehentlichen Bitten. In wie weit er von jetzt an aber ihre Beschlüsse inspirirt hat, ist einigermaßen ungewiß; man sollte dann und wann meinen, er wollte eingelenkt haben. Doch er that fortwährend was seines Amtes war und blieb so fest im Einhalten einer Richtung, die seiner Ansicht nach die einzig richtige, wenn auch vielleicht nicht die vorsichtigste war. Zwar suchte O. durch den Vorschlag, erst solle eine provincielle Synode in Holland den Kirchenstreit zu beenden versuchen und nur dann, wenn dieses nicht zum Ziele führte, eine Nationalsynode berufen werden, zu vermitteln, doch bei der Erbitterung der Calvinisten, die ihren Sieg voraussahen, war eine solche Verzögerungspolitik resultatlos. Schon hatte der englische Einfluß sich wieder geltend gemacht, hatte das unter den Städten in der Versammlung vorstimmende Dordrecht sich Amsterdam und den drei nordholländischen Städten angeschlossen, und die Mehrheit in den Generalstaaten die Berufung der Nationalsynode beschlossen, da trat Moritz ein, setzte die Regierung in Nimwegen ab (Januar 1618), wodurch er dem Schwanken Gelderlands ein Ende machte, und bewog dann die Provinz Overyssel, sich der Mehrheit anzuschließen, so daß jetzt fünf Provinzen gegen zwei standen und nur in Overyssel eine beträchtliche remonstrantische Minorität sich dann und wann geltend machte. Den Calvinisten in Holland schwoll der Kamm; kaum waren die Regenten in Haarlem und Leiden ihrer Bürgerschaft noch Meister, die Mannschaften der Bürgerwehr (Schuttery) daselbst drohten mit den „Waardgelden", den von den Städten geworbenen Soldaten, handgemein zu werden und mußten, weil sie den neuen Eid nicht

schwören wollten, fast sämmtlich entlassen werden, was man kaum noch ertrug. Doch die Libertiner, fast alle zugleich eifrig remonstrantisch gesinnt und darum kaum weniger fanatisch wie ihre Gegner, wollten weder zurückweichen noch einlenken, als O. vorschlug, eine Synode zuzulassen. Auf die Bedingung, daß sie versöhnende Maßregeln anberaumen sollte, konnte er nur den ziemlich nichtssagenden Entschluß bewirken, daß keiner Nationalsynode zugestimmt werden sollte, aber als weiteste Concession freilich, daß eine provinzielle Synode mit Zuziehung von Deputirten der anderen Provinzen zugelassen werden sollte. Namentlich die Haarlemer Regenten, deren Bürger doch so energisch ihre Meinung kundgegeben hatten, trieben zu Kraftmaßregeln, die bei der wirklichen Schwäche einer Partei, die je länger je mehr bloß aus Anführern d. h. Regenten und remonstrantischen Predigern bestand, fast lächerlich hätte heißen können, wenn die Folgen nicht so tief tragisch gewesen wären. Namentlich wollten sie die Sicherheit Oldenbarnevelt's verbürgt wissen, was, wenn es, wie 1587, ausführbar gewesen wäre, seinen Nutzen gehabt hätte. Aber wohin hätte sich O. zurückziehen sollen, da selbst in den alten remonstrantischen Städten, wie Rotterdam und Alkmaar, die Bevölkerung mehr und mehr zu der anderen Seite hinneigte, und was sollte das überhaupt helfen, wenn der Statthalter und die Masse des Volks gegen ihn waren? Nie ist wol der Zwiespalt im Staat crasser zu Tage getreten als an jenem 28. Juni des Jahres 1618, als die Staaten von Holland in corpore in der Sitzung der Generalstaaten erschienen und auch die beiden Statthalter, Moritz und Wilhelm Ludwig, letzterer seit Jahren ein Führer der Calvinisten, sich da einfanden. O. hielt da im Auftrag der holländischen Staaten eine große Rede, die Unzulässigkeit und Verkehrtheit einer Nationalsynode darzulegen, bekam aber schon gleich den Protest einer Achtung gebietenden Minorität seiner Provinz zu hören; auch Schiedam hatte sich derselben angeschlossen, so daß dieselbe aus einem Drittel der stimmführenden Städte bestand. Es half natürlich Alles nichts, beide Parteien bestanden auf ihrem Rechte. Da entschied Moritz durch sein Einschreiten in Utrecht und die Entlassung der von den Staaten angeworbenen „Waardgelden“ kraft seines Statthalteramtes. Es fand kein Widerstand statt. Kein Schwert wurde gezogen für die Sache der Staaten. Die Deputation der holländischen Staaten, welche die Utrechter Collegen zum Ausharren bewegen sollte, war Zeuge, wie ihre Partei ohne Kampf überwunden wurde. Seitdem war auch ihnen das Herz gesunken, ihr Widerstand knüpfte sich nur noch an Formalitäten, wenn auch dann und wann noch ein Aufschwung stattfand und z. B. mit Verweigerung der Gelder für die Generalität gedroht wurde und einige Regenten unerschüttert blieben. Auch die Ritterschaft, in welcher O. seine zuverlässigste Stütze erblickte und in welcher seine Autorität unbestritten war (der Advocat war Secretär ihres Collegs, dessen Votum nicht selten als dessen eigene Meinung galt, und dazu vor dem der Städte ausgesprochen wurde, wie denn auch die kleineren Städte öfters bloß wie die Ritterschaft stimmten), stellten den Antrag, bedingungsweise in die Abhaltung der Synode, welche doch nicht mehr zu verhindern war, zu willigen. Es hat allen Anschein, als ob O. selber des Kampfes müde, den Ausweg begehrte, die Staaten sollten jener freiwillig zustimmen, damit nur nicht das Recht, in einer solchen Angelegenheit nach Pluralität zu verfahren, anerkannt würde, wenn die Mehrheit Holland sich nachträglich, als z. B. die Synode schon zusammentrat, fügte, wie solches am Ende doch geschehen mußte, bei dem immer deutlicher ausgesprochenen Willen der Bevölkerung und dem allmähligen Abfall der Regenten, in so weit dieselben nicht zu sehr compromittirt waren. Doch eine Stadt, Gouda, blieb fest, und die Resolution des 25. August zur Gutheißung der Abhaltung einer Nationalsynode konnte kaum legal erscheinen. Aber der Widerstand war gebrochen. Da ge-

schah es drei Tage später, daß Moritz, unter Autorisation der Generalst
den Befehl gab, O. und drei seiner intimsten Freunde gefangen zu nehme
es auch am 29. August 1619 auf ziemlich hinterlistige, damals aber nic
tene Weise geschah. Er wurde auf dem „Binnenhof", wo die Behörden
Sitz hatten und auch die Statthalter Hof hielten, gefangen gehalten u
ließ sein Gefängniß nur, um vor einem Gerichtshof, dessen Competenz e
anerkennen konnte, zu erscheinen und von demselben als Hochverräther, der
laesae majestatis begangen habe, zum Tode verurtheilt, das Schaffot zu b
Es ist kaum der Mühe werth, diesem Rechtsgang nachzuforschen, wie
wichtig auch die Acten des Processes sind. Denn es galt hier, wie üb
in jenem ganzen inneren Streit in der Republik, der fast einer Revoluti
lich sah, keiner Rechts-, sondern einer Machtfrage. O. sollte ve
werden, was vom Standpunkt des Rechtes vielleicht zulässig und rec
heißen konnte, damit er und seine Partei vollkommen vernichtet seien.
hätte Moritz ihm wol Gnade gespendet, O. hätte dann die Gesetzlicht
Urtheils anerkennen müssen; er wäre auch moralisch vernichtet worde
haben seine Frau und Töchter so recht verstanden, als sie verweigerten,
erbitten. „Mein Sohn ist schuldig", sagte Maria von Utrecht später, al
für ihren unglücklichen Sohn, den Herrn von Groeneveld, der sich
Anschlag gegen den Statthalter verschworen hatte, verwendete, und
fragte, warum sie jetzt für den Sohn that, was sie vorhin für ihren M
weigert hatte, da ihr doch fast gewiß gewesen war, sie rette dadurch de
„Ich werde verurtheilt nach Principien, die zu meiner Zeit nicht galten
selber zu seinen Richtern gesagt. Das enthält den ganzen Proceß.
politischer Actus; der Gerichtshof war zusammengesetzt für einen politis
er vertrat eine Macht, die legaliter nicht bestand, aber factisch die
war, die Souveränität des niederländischen Volkes, regiert von de
Oranien, und er verurtheilte ihn, weil er dagegen angekämpft hat
letzten Augenblick, als Vertreter einer Partei, die bloß den provinziell
jedem für sich, die Souveränität zuerkannte und darüber keine Ma
heben ließ, auch nicht die Macht der Gesammtheit der Provinzen.
Märtyrer des Föderalismus oder, um uns eines modernen amerikan
drucks zu bedienen, der Staterights, des Staatenrechts. Seine V
war so natürlich als die von Strafford, Karl I. oder Ludwig XV
eigentlich einerlei, wessen er beschuldigt wurde. Das Arge war di
die entsetzlichen Verleumdungen und die unbegreifliche Parteihitze i
Glauben erregten, er sei des Verraths schuldig und verdiene also die
er litt, nicht als der im politischen Kampf überwundene Gegner,
Missethäter. Die französischen Revolutionäre wußten wenigstens
verurtheilten, erkannten die Außerordentlichkeit ihrer Rechtspfl
niederländischen und englischen haben dieselben Handlungen mit
Gründen als nach dem Herkommen und den Gesetzen rechtsgiltige Ac
stellen versucht und haben wirklich gemeint, sie seien als Richte
während sie nur als Sieger handelten. Durch die Acten des Proc
aber im Stande, die Handlungen der beiden Parteien näher zu prü
eine Unmasse von Details dabei an den Tag gebracht, die sonst
borgen geblieben wären, die Motive mancher Handlungen werden
Verbindung der inneren und auswärtigen Politik klärt selbst lang vo
Ereignisse auf. Sie sind eine wahre Fundgrube für die Geschichte
sich dabei mit Würde und Geschick, es ist richtig bemerkt worde
nicht zu beklagen brauchte, ihm werde Rechtsbeistand verweigert
so vertheidigte, wie es kein anderer hätte thun können. Es bra

merkt zu werden, O. hatte den Buchstaben des Gesetzes immer für sich, er hatte sich nie bestechen lassen, wenn auch oft Geld angenommen, er hatte in seiner ganzen Laufbahn immer nur auf Geheiß der Staaten von Holland, deren Diener er war, oder ihrer committirten Räthe gehandelt, und also legaliter auch an der Abfassung so staatsgefährlicher und fraglicher Entschlüsse, wie der dritten Resolution des 4. August, jener über die Gehorsamkeit des Militärs, keine Schuld gehabt; er hatte nie seine Instruction übertreten, und überhaupt nichts gethan, was ihm in ruhigen Zeiten irgend eine Rüge hätte zuziehen können. Aber dies Alles ließen seine Richter nicht gelten, nicht wie man angenommen, weil sie fast alle seine persönlichen Feinde waren, sondern weil sie von ganz anderen Ideen ausgingen, welche sie die Dinge eben anders ansehen ließen, als den Angeklagten. Darum hat sich auch der Utrechter Greffier Ledenberg das Leben im Gefängniß genommen. Daß O. zum Tode, de Groot und Hogerbeets bloß zu lebenslänglicher Haft verurtheilt wurden, ist natürlich. O. war das Haupt der Partei seit vielen Jahren, der bestgehaßte Mann in den Niederlanden.

Er ward am 13. Mai 1619, trotz aller Bemühungen der französischen Regierung, die seit längerer Zeit zu vermitteln gesucht und dann eine Bitte um Begnadigung für ihn gethan hatte, im Binnenhof vor dem großen Saal in Haag enthauptet und starb ruhig und gelassen, nachdem er 72 Jahre gelebt, mehr als 40 im öffentlichen Dienst und 33 Jahre Führer der holländischen Staaten und der ganzen Republik gewesen war. Ein Mann, wie die damals ihm keineswegs freundlichen holländischen Staaten (denn Moritz hatte die Städteregierungen verändert) es ausdrücken, „singulär" in Allem, nach Wilhelm I. und dessen großem Urenkel die gewaltigste und größte Persönlichkeit der niederländischen Geschichte. Nur ihm war es zu danken, daß die Selbständigkeit der wenigen noch nicht von Parma zurückeroberten Provinzen erhalten blieb, nur er war im Stande durch seine unerhörte Arbeitskraft und Energie, seine außerordentlichen Fähigkeiten aus dem losen Gefüge derselben einen Staatskörper zu erhalten, der, so schlecht zusammengesetzt er war, doch Bestand hatte, nur einem Staatsmann wie er war, konnte es gelingen, schon gleich vom Anfang die Verbindung mit Frankreich und England zur Basis einer politischen Stellung in Europa zu machen, in welcher in wenigen Jahren die Republik sich zu einer Achtung gebietenden Macht erhob, und in welcher sie ein Jahrhundert verharren konnte, ein Wunder in den Augen der Mit- und Nachwelt. Seine Geschichte ist 33 Jahre lang die Geschichte der Republik, deren Haupt er so gewiß war, wie Moritz nur ihr Arm gewesen ist. Einen Mann der so Großes geleistet hat, thut es weh, so untergehen zu sehen. Doch es war nicht anders möglich. O. hätte sein ganzes System fallen gelassen, wäre seinem ganzen politischen Leben untreu geworden, wenn er sich nicht den Forderungen der Calvinisten widersetzt hätte. Und was der Nachwelt so leicht ist, war ihm, wie erfahren er auch war, vielleicht unmöglich, einzusehen, daß die Umstände in jenen Jahren so ganz andere waren als damals, als er an der Spitze der Staaten, gestützt auf alle Sympathien des Hauses Oranien und der Handelswelt, auf allen Haß und Kriegseifer gegen Spanien und allen Eifer für die Unabhängigkeit, die Calvinisten und ihren englischen Führer überwunden hatte. Weder er noch einer seiner Genossen hat angestanden, den Kampf zu führen, als sei ihnen der Sieg gewiß, hatten sie ja die Gesetze für sich, standen doch die Mehrheit der Städteregierungen und der Adel der Provinz treu zu ihnen und galten die Meinungen der Menge ja nicht, wenn sie von denen der Regenten abwichen. Sie sahen natürlicherweise nicht ein, daß der Stillstand mit Spanien, den sie dem Volke auferlegt hatten, Alles geändert hatte, daß seitdem zwischen ihnen und dem Prinzen Moritz, in allen, die den Krieg als einen Religionskrieg auffaßten, eine breite Kluft

war, daß alle jene Sympathien, die in jenen achtziger Jahren auf ihrer Seite gewesen waren, jetzt die Kräfte der Gegner verdoppeln halfen. Wie er selber noch im letzten Moment nicht an die Möglichkeit einer persönlichen Gefahr glauben wollte, weil er seine Gegner zu einem solchen Schritt nicht fähig achtete, so konnte er auch nicht an jene Veränderung glauben, bevor sie eintrat, und wurde er trotz aller Erfahrenheit, vielleicht eben wegen derselben vollständig überrascht von den Ereignissen. Doch auch dann blieb er ein ganzer Mann, der ungebeugt vom Unglück sein Schicksal, so hart und unverdient es ihm und uns auch scheinen mag, getragen hat. Freilich, O. war kein liebenswürdiger Charakter, selbst kein makelloser. Herrschsucht und Habsucht waren zwei seiner hervorragendsten Eigenschaften. Doch er war, wie er selber auf dem Schaffot sagte, kein Landesverräther, sondern ein treuer Patriot, der mehr als 40 Jahre dem Land Holland und den Niederlanden dazu treu gedient hatte. Die beste Grabschrift auf ihn haben die Staaten von Holland verfaßt, als sie an seinem Todestage in ihr Register die Notiz seines Sterbens eintrugen, mit Hinzufügung der Worte: „Ein Mann von großer Thätigkeit, Sorgfalt, Gedächtniß und Weisheit, ja einzig in Allem." Leider haben seine ältesten Söhne den Tod ihres Vaters und die namentlich für ihre Vermögensverhältnisse schädlichen Folgen davon — Oldenbarnevelt's Güter waren confiscirt worden, weil er wegen Majestätsverbrechen verurtheilt war —, durch ein schlecht angelegtes und schlecht ausgeführtes Attentat zu rächen versucht, das dem einen das Leben kostete, den anderen ins Exil, ja in die Reihe der Spanier trieb. Die remonstrantischen Fanatiker suchten es ihren calvinistischen Gegnern gleich zu thun. Doch O. ist bald auf andere und bessere Weise gerächt worden. Es hat nicht viele Jahre gedauert, bevor alle die Principien, die er vertheidigt hatte, in der Republik wieder die allein maßgebenden waren, und die Männer, die ihn gestürzt und getödtet, in seinen eigenen Fußstapfen einhergingen. Und sein Tod hat unter den Regenten der Republik und namentlich in Holland eine Partei großgezogen, die von jetzt an das Haus Oranien mit tödtlichem Haß verfolgte und die Vernichtung von dessen politischer Machtstellung als den ersten Artikel ihres Glaubensbekenntnisses hütete. Johann de Witt hat ihn gerächt am Geschlechte seines Schützlings, der seinen Tod zugelassen hatte.

Die Geschichte eines Staatsmannes wie O. sollte eigentlich nach seinen eigenen Papieren geschrieben werden. Leider ist dieses unmöglich. Zwar füllen dieselben noch mehrere Bände im Haager Reichsarchiv, jedoch es sind nur traurige Bruchstücke. Sie waren, wie alles was er hinterließ, confiscirt und scheinen dann so ziemlich geplündert worden zu sein, man begreift, zu welchem Zweck. Von dem was übrig geblieben, ist ein beträchtlicher Theil in den „Gedenkstukken van Johan van Oldenbarnevelt en zijn tijd", Haag 1860—65, durch Herrn M. L. van Deventer herausgegeben. Leider sind nur 3 Bände erschienen, die Ereignisse bis zum Jahre 1609 incl. umfassend, und ist die Herausgabe nicht immer fehlerfrei, was sich bei der beispiellos undeutlichen Handschrift Oldenbarnevelt's zwar erklären, jedoch nicht immer entschuldigen läßt. Unglücklicherweise tragen viele der da abgedruckten Documente einen officiellen oder wenigstens officiösen, nicht confidentiellen Charakter. Von Oldenbarnevelt's Privatbriefen und sonstigen derartigen Papieren ist nur sehr wenig übrig. Wie schon gesagt enthalten die Proceßacten Vieles, was früher unbekannt war. Die Verhooren van J. v. O. sind 1850 durch die historische Gesellschaft in Utrecht herausgegeben und die Intendit tegen J. v. O. (die Anklageacte der Fiscalen, der öffentlichen Ankläger) durch den Herrn Reichsarchivar van den Bergh im J. 1875 mit den dazu gehörigen, sehr interessanten Beilagen, meist vertrauliche Briefe an die Gesandten im Ausland enthaltend, publicirt. Der Herausgeber resumirte nach der

sein Urtheil über den Proceß in seinem Het proces van J. v. O. getoetst aan de wet. Er achtet die Rechtsgiltigkeit nach den damaligen Gesetzen erwiesen. Ueberhaupt gibt es eine sehr reichhaltige Litteratur alten und neuen Datums über Oldenbarnevelt's Proceß und Alles, was damit zusammenhängt. Dazu wird der Streit der beiden Parteien während des Stillstands in fast allen Werken, welche die niederländische Geschichte berühren, mit mehr oder weniger Ausführlichkeit und Leidenschaft pro et contra behandelt. Ebenso gibt es zahlreiche Lebensbeschreibungen Oldenbarnevelt's; die erste, die Waerachtige Historie van J. v O., erschien schon 1620, später als Historie van het leven en sterven van J. v. O. umgearbeitet und namentlich zu Johann de Witt's Zeiten öfters aufs Neue herausgegeben. Dieselben sind sämmtlich, wie namentlich die oft citirten Werke von G. Brandt, sehr parteiisch für ihn eingenommen und theilen über Oldenbarnevelt's persönlichen Antheil an den Geschäften, seine Beziehungen zu den anderen hervorragenden Personen nur wenig mit. Beides gilt auch von seiner letzten Biographie, Motley's Life and Death of John of Barnevelt; dieselbe rief Groen van Prinsterer's Gegenschrift, Maurice et Barnevelt hervor.

Weiter sind hier zu nennen die bekannten Geschichtschreiber der Zeit, Bor, van Meteren, Grotius &c., die Memoiren von Carleton, Jeannin und du Maurier; die Gedenckwaerdige Geschiedenissen und die Aenteekeningen van Vervou; die ersten Bände der 2. Serie der Archives de la Maison d'Orange. — Vreede, Inleiding tot eene geschiedenis der Nederlandsche Diplomatie; dessen Correspondance de Buzanval et Aerssens. — Fruin, Tien Jaren uit den Tachtigjarigen Oorlog. — Motley, History of the United Netherlands. — Wagenaar, der stark für ihn eingenommen ist. — Arend, van Rees und Brill, Alg. Gesch. des Vaderlands. — Wenzelburger, Geschichte der Niederlande. — Naber, Calvinist of Libertynsch? — van der Kemp, Maurits van Nassau. — de Jonge, Opkomst van het Nederlandsch gezag in Oost-Indie. Bd. 1—3. — S. Müller, Mare Clausum. — Mein Staat der Vereenigde Nederlanden in de jaren zijner wording und eine Masse anderer Schriften und Artikel, nebst fast allen Memoiren und Briefen der Zeit, und den Büchern, welche auf dieselben gebaut sind, wie z. B. Ritters Union und Heinrich IV.

P. L. Müller.

Oldenburger: Philipp Andreas O., Jurist und Publicist aus dem 17. Jahrhundert, von dessen Leben wir nur sehr dürftige Kunde haben. Er stammte aus dem Herzogthum Celle und studirte zu Helmstädt unter Conring; darauf begab er sich nach der Sitte jener Zeit auf die peregrinatio academica und wurde dann Professor der Jurisprudenz zu Genf, als welcher er eine starke Anziehungskraft auf die dort studirende vornehme Jugend ausübte. Daselbst ist er im J. 1678 gestorben. Von seinen Schriften sei zunächst diejenige erwähnt, durch die er gewissermaßen das enfant terrible der damaligen Publicistik wurde, nämlich die „Constantini Germanici ad Justum Sincerum Epistola politica de Peregrinationibus recte et rite instituendis, in qua etc.“, Cosmopoli s. a. 12° (jedenfalls ist dieselbe nach 1667 erschienen), in welcher O. mit einer für jene Zeit unerhörten Rücksichtslosigkeit, die vielfach an unsere moderne Journalistik erinnert, in lebhafter, pikanter Darstellung Schilderungen von den deutschen Fürsten entwirft, ihre politischen Interessen, die Verhältnisse an ihren Höfen, die Einrichtungen in ihren Ländern, die Eigenthümlichkeiten der Bevölkerung nicht ohne Sachkenntniß bespricht. Das Buch wurde fast überall confiscirt, nichtsdestoweniger jedoch oder vielmehr gerade des Verbotes wegen stark gelesen und stieg infolge der gesteigerten Nachfrage stark im Preise. Der Verfasser hatte sich durch seine Schrift in Deutschland unmöglich gemacht; es muß freilich dahingestellt bleiben, ob er, wie erzählt wird, von einem Fürsten, von dessen Liebes-

abenteuern er geplaudert hatte, durch körperliche Mißhandlungen gezwungen worden ist, zwei Blätter seiner Schrift zu verschlingen. 1668 ließ O. unter dem Namen Burgoldensis seine „Notitia Rerum Illustrium Imperii Romano-Germanici sive Discursus-Juridico-Politico-Historici ad Instrumentum Pacis Osnabrugo-Monasteriensis etc.“ Freistadii (= Genf) erscheinen, einen 1360 Seiten starken Octavband, der eine sehr weitgehende Benutzung der Werke anderer Autoren — besonders stark werden Limnäus und Conring ausgebeutet — ohne Auswahl und Sorgfalt aufweist. Einen großen Raum nimmt in derselben die Behandlung von Dingen ein, die nur in einem sehr losen Zusammenhang mit dem Thema stehen, während manches wichtige übergangen wird; öfters ist der Commentator gar nicht in den Sinn der Friedensbestimmungen eingedrungen. Eine zweite, sehr vermehrte Ausgabe seines Buches ließ O. 1669 in 4° unter dem Namen Warmund v. Friedberg erscheinen, dazu gab er Nachträge und Berichtigungen 1670 unter dem Titel „Collegium Jur. publ. Imp. Rom.-Germ. in Phil. Andr. Burgoldensis Discursus opera et cura Francisci Irenici“ 4° heraus. Hatte O. schon an einigen Stellen seiner Notitia gegen den 1667 erschienenen Severinus de Monzambano von Pufendorf polemisirt —, was ihn freilich nicht abgehalten hatte, ganze Stellen aus demselben in sein Werk hinüberzunehmen —, so veröffentlichte er noch in demselben Jahre (1668) unter dem Namen „Pacificus a Lapide Germano Constantiensis“ ein besonderes Buch, das der kritischen Besprechung des Sev. de Monz. gewidmet war: Dn. de Monzambano illustratus et restrictus sive Sever. de Monzambano etc. liber discursibus juridico-politicis explicatus et restrictus.“ Utopiae apud Udonem neminem. 12°. Trotz der Urtheilslosigkeit und des Mangels an Bescheidenheit, die dem Buche von Thomasius zum Vorwurf gemacht wird, erlebte dasselbe vier Auflagen. Auf die Ausstellungen Oldenburger's kam Pufendorf in seiner Dissertatio de republica irregulari (§§ 9—17) zurück, in welcher er u. a. rügte, daß O. ihn öfters mißverstanden habe. Die scharfen Angriffe, die der bekannte Litterat Schurzfleisch (Sarkmasius) in seinen Judicia de novissimis prudentiae civilis scriptoribus (1669) gegen ihn richtete, parirte O. nicht ungeschickt in seiner derbwitzigen „Satyra in Sarkmasinm conscripta per Theophilum etc. de Francimont Franckenhuso-Frisium“, Albipoli 1669, 12°. Zu Oldenburger's litterarischen Eigenthümlichkeiten gehörte es, unter verschiedenen Namen zu schreiben: er that es, um sich auf diese Manier gehörig citiren und loben zu können. Unter eigenem Namen ließ er u. a. erscheinen: „Manuale Principum Christianorum“, Genevae 1672, 12°; „Discursus historico-politici de rebus publicis turbidis in tranquillum statum reducendis“, 8°, 1677 (?) — zwei gutgemeinte, aber nur sehr geringe Bedeutung beanspruchende Schriften, die mit von überallher geholten Citaten sehr reich ausgestattet sind. In das Gebiet des litterarischen Scandals gehört die Herausgabe des „Thesaurus rerum publicarum totius orbis quadripertitus“, Genevae 1675, 8°. durch die O. seinem ehemaligen Lehrer Hermann Conring schweres Aergerniß bereitete. Wider den ausgesprochenen Willen des Letzteren ließ er ein Conring'sches Collegienheft, das über Staatenkunde handelte, abdrucken, versah dasselbe mit Zusätzen und fügte aus seinem unerschöpflichen Excerptenschatz zu dem betreffenden Abschnitt die passenden Stücke hinzu. Diese Eigenmächtigkeit strafte Conring in seiner Admonitio de thesauro rerum publicarum Genevae 1675 publicato (Opera ed. Göbel IV, 44). Den Schluß des Thesaurus bildet das „Itinerarium Germaniae politicum“ (Tom. IV, 665), eine stark vermehrte und — durch theilweise Streichung der anstößigen Stellen — verbesserte Ausgabe der Epistola politica de peregrinationibus Germanorum. — Auch die Bearbeitung des gewaltigen Werkes von Limnaeus, Juris publici Imp. Rom. Germ. libri IX, die O. unter dem Titel „Limnaeus enucleatus“, Genevae

1670 Fol. veröffentlichte, ist hart getadelt worden. — Ein Verzeichniß seiner Schriften — ob die interessante Schrift „Homo politicus auctore Pacifico a Lapide". Cosmopoli 1665 unsern O. zum Verfasser hat, erscheint zweifelhaft —, findet sich bei Jöcher und Rotermund.

Commercium epistolicum Leibnitianum (ed. Gruber) II, 1206, 1207, 1216. — Opera Conringii VI, 513, 516. — H. Witte, Diarium biographicum, Tom. II u. d. J. 1678. — V. Placcius, Theatr. pseudon. Nr. 715, 1097, 1479 (1977), 1978. — J. Fr. Reimmann, Vers. einer Einl. in d. Hist. Lit., 5. Thl. 251, Anm. n. — Göbel's Anm. in Op. Conr. IV, 45. — Jöcher. — Ersch und Gruber (Escher). — Vgl. noch J. J. Moser, Bibl. juris publici, S. 734 ff. — Jastrow, Pufendorf's Lehre von der Monstrosität der Reichsverfassung in Zeitschr. f. preußische Gesch., Bd. 19 S. 383 84.

Goldschlag.

Oldendorp: Christian Georg Andreas O., Prediger und Liederdichter der Brüdergemeine, war am 8. März 1721 in dem Dorfe Groß-Lafferde bei Hildesheim als der Sohn des dortigen Pfarrers geboren. Da er seine Eltern in frühester Kindheit verlor, wurde er von seinem Onkel Johann Christoph O., welcher seinem Vater im Amte folgte, erzogen. In seinem 11. Jahre bezog er das Gymnasium zu Hildesheim, wo er bald durch seine poetischen Versuche Aufsehen erregte. Das von Jugend auf in ihm erweckte religiöse Leben konnte nur für kurze Zeit durch die Bekanntschaft mit den Lehren der Wolfischen Philosophie getrübt werden, da O. auch in Hildesheim in regem Verkehr mit den Erweckten seines Heimathsdorfes verblieb. Im J. 1741 siedelte er nach Jena über, in der Absicht, sich dem Studium der Theologie zu widmen. Durch den Umgang mit dem der Brüdergemeine nahestehenden Magister Johann Sebastian Brumhard und namentlich durch die Vorlesungen dieses Mannes erwuchs in O. bald der Wunsch, die Brüdergemeine kennen zu lernen und unter die Zahl ihrer Mitglieder aufgenommen zu werden. Er schlug daher eine ihm angetragene Pastorstelle im Hildesheimischen aus und trat am 24. April 1743 zu Herrnhag in der Wetterau zur Gemeine über. Drei Jahre hindurch war er darauf als Lehrer an den Erziehungsanstalten der Brüder zu Marienborn und Lindheim thätig, bis er 1746 als Informator für die Söhne des Herrn v. Schweinitz nach Herrnhut berufen wurde. Von 1749—1753 wirkte er an dem damals in Hennersdorf befindlichen Pädagogium. Während der Jahre 1753—1759 bekleidete er die Stelle eines Hauslehrers und Hauspredigers bei dem Baron v. Campenhausen zu Orellen in Livland. In gleicher Eigenschaft diente er während des Jahres 1761 dem Herrn v. Alvensleben auf Isenschnibbe bei Gardelegen. Erst im folgenden Jahre trat er wieder in den eigentlichen Dienst der Gemeine zurück, da er einen Ruf als Lehrer an das nunmehr nach Niesky bei Görlitz verlegte Pädagogium erhielt. Seine reich gesegnete Wirksamkeit an dieser Anstalt gab er aber im J. 1766 wieder auf. Er hatte den Auftrag erhalten, die Geschichte der Brüdermission auf den caraibischen Inseln St. Thomas, St. Croix und St. Jean zu bearbeiten, und zugleich die Weisung, sich durch den Besuch derselben persönlich über den Gegenstand seiner Aufgabe zu unterrichten. So reiste er denn im September 1766 von Niesky ab, langte aber erst nach einer langen, beschwerlichen Seereise im Mai des folgenden Jahres in St. Croix an. Von hier aus besuchte er auch die beiden anderen Inseln St. Thomas und St. Jean und kehrte über Nordamerika, wo er die neu entstandenen pennsylvanischen Gemeinen besichtigte, nach Europa zurück. Im Juni 1769 war er wieder in Marienborn und wurde von der gerade damals daselbst tagenden Synode zum Prediger dieser Gemeine berufen, in welcher Stellung er bis zur Aufhebung derselben im J. 1773 thätig war. Hierauf nach Neuwied am Rhein beordert, mußte er bereits im September

1777 wiederum den Wanderstab ergreifen, um kurze Zeit in Amsterdam und bald darauf in Kleinwelka bei Bautzen der Gemeine zu dienen. Aber weder an diesen Orten noch in Gnadau (bei Magdeburg) und in Barby sollte er Ruhe finden, da er noch einmal im J. 1783 nach Ebersdorf im Fürstenthum Reuß versetzt wurde. Hier ist er am 9. März 1787 gestorben. — Seit seinem Eintritt in die Brüdergemeine bis zum letzten Tage seines Lebens führte O. ein Tagebuch, welches bei der Abfassung des hier zu Grunde gelegten und im Archive zu Herrnhut aufbewahrten handschriftlichen Lebenslaufes (R 22 Nr. 20ᶜ) benutzt wurde. Der erste Theil desselben, welcher eingehend die Erweckungsgeschichte Oldendorp's behandelt, ist von ihm selbst zur Mittheilung beim Begräbnisse niedergeschrieben worden. Das Hauptwerk Oldendorp's, das ihm auch außerhalb der Gemeine ein dauerndes Andenken sichert, ist seine obenerwähnte Missionsgeschichte, die er im October 1776 zu Neuwied beendete. Die Herausgabe derselben besorgte Johann Jakob Bossart aus Basel (geb. 1721), welcher von 1766 bis 1789 Lehrer an dem theologischen Seminar der Brüdergemeine zu Barby war. Da Bossart ungemein schnell, aber auch flüchtig arbeitete, erschien das Werk bereits im J. 1777 zu Barby bei Christian Friedrich Laux in zwei Bänden unter dem Titel „C. G. A. Oldendorp's Geschichte der Mission der evangelischen Brüder auf den caraibischen Inseln St. Thomas, St. Croix und St. Jean. Herausgegeben durch Johann Jakob Bossart. Theil 1. 2." Bossart gab aber, was weder aus dem Titel, noch aus der Vorrede klar zu ersehen ist, nur einen Auszug aus Oldendorp's Werk und machte von der ihm zugestandenen Erlaubniß einer freien Bearbeitung in so ausgedehntem Maße Gebrauch, daß O. sich veranlaßt sah, in einem ausführlichen und in scharfen Ausdrücken sich ergehenden Memorandum gegen das Verfahren Bossart's Einspruch zu erheben. Am meisten zeigt er sich in demselben erregt über die Aenderung der „geistlichen Sprache" — sozusagen seines Originals —, die mit der älteren Herrnhutischen Ausdrucksweise übereinstimmte. Ursprünglich sollte O. selbst den Auszug aus seinem Werke liefern, da aber der alternde Mann zu umständlich und langsam war, so beauftragte die Missionsdirection Bossart mit dieser Arbeit, wohl mehr oder weniger ohne Wissen Oldendorp's. Wenigstens läßt ein Originalbrief Spangenberg's an Bossart darauf schließen. Glücklicherweise hat sich das Originalmanuscript Oldendorp's, sowie eine Copie, deren gegenseitiges Verhältniß noch festzustellen ist, im Archive zu Herrnhut erhalten. Es umfaßt mehr als 3000 Seiten und ist mit „großer, fast peinlicher Gewissenhaftigkeit nach den 1767 und 1768 von ihm an Ort und Stelle gesammelten Notizen und Schriftstücken geschrieben und bis 1768 fortgeführt". Auch die reichlich vorhandenen Berichte und Briefe der Missionare aus jener Zeit im Archive zu Herrnhut wurden von O. in ausgiebigster Weise zu Rathe gezogen, sodaß eine spätere Nachlese ohne nennenswerthe Resultate blieb. Außerdem sah sich O. durch mündliche Berichte des ältesten Missionärs Johann Böhner und durch die Erzählung verschiedener alter gläubiger Neger unterstützt, so daß sein Werk nach der historischen Seite hin an Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Wichtiger aber erscheint noch der erste Theil desselben, welcher der eigentlichen Geschichte der Brüdermission unter den Negern vorausgeschickt ist. O. hat in demselben das Ergebniß seiner Studien über die Geographie, Naturgeschichte und Geschichte der drei Inseln niedergelegt und in ihnen Erhebliches für die nähere Kenntniß derselben geleistet. Besonders werthvoll sind seine Untersuchungen über die Heimath und den Culturzustand der Neger in Afrika, die auf Erkundigungen zurückgehen, welche O. von Negersclaven aus beinahe dreißig verschiedenen Stämmen einzog. Seine Forschungen erstreckten sich auch auf die Sprache der Neger in ihrer Heimath. Das Werk enthält Wörterverzeichnisse von

mehr als zwanzig Negersprachen. Auf diese Weise ist es zu einer unentbehrlichen Quelle für alle Studien über die Geschichte der Neger in Afrika und ihre Ueberführung durch die Sklavenhändler nach Amerika geworden. — Als Dichter geistlicher Lieder kann O. keinen Anspruch auf Beachtung machen. Er bewegte sich ganz in den Bahnen der pietistisch-überschwänglichen Dichtung seiner Zeit. Das Brüdergesangbuch des Jahres 1778 enthielt noch vier seiner Lieder (Nr. 216, 265, 5. 6, 865 und 983). In das gegenwärtig gebräuchliche „Kleine Gesangbuch der evangelischen Brüdergemeine", Gnadau 1876, ist davon nur eines aufgenommen worden: „Herr Jesu! Dein freundliches Angesicht scheine stets über Deiner Kreuzgemeine" (Nr. 716). O. soll noch eine Menge anonymer Aufsätze und Dichtungen veröffentlicht haben; doch kennt man selbst in Herrnhut nichts mehr davon. Dagegen befindet sich in dem dortigen Archive noch ein Convolut von Originalpapieren Oldendorp's, welche nähere Angaben über sein Werk und dessen Drucklegung enthalten.

Nach brieflichen Mittheilungen des Herrn Missionsdirectors A. v. Dewitz in Niesky; mit denen zu vgl. die Vorrede zu dessen Werk: „In Dänisch-Westindien". Niesky 1830. Ferner: (E. W. Cröger,) Geschichte der erneuerten Brüderkirche, Thl. III, Gnadau 1854, S. 170 ff. — (Christian Gregor,) Historische Nachricht vom Brüder-Gesangbuche des Jahres 1778, 2. Aufl. Gnadau 1851, S. 212, Nr. 254. — Ersch und Gruber, 3. Sect., 3. Thl., Leipzig 1832, S. 29. — Biographie universelle. Tome XXXI, A. Paris 1822, S. 552—553. — Hirsching, Historisch-litterar. Handbuch &c., Bd. 6, Leipzig 1804, S. 55 ff. Die einzelnen Daten der drei zuletzt genannten Werke sind nach dem angezogenen Lebenslauf zu berichtigen. H. A. Lier.

Oldendorp: Heinrich s. Oldendorp o. S. 146.

Oldendorp: Johann O., einer der bedeutendsten deutschen Juristen um die Mitte des 16. Jahrhunderts, ist etwa 1480 zu Hamburg geboren als Neffe des bekannten Historikers Albert Krantz (s. A. D. B. XVII, 43), welchem er seine erste wissenschaftliche wie kirchliche Erziehung zu verdanken scheint. Universitätsstudien, zunächst 1504 in Rostock, sodann in Köln und Bologna bereiteten ihn auf die an letzterem Ort 1515 erfolgte Promotion zum Licentiaten vor, auf welche schon 1516 eine Berufung zur Professur nach Greifswald folgte, wo er 1517 das Rectorat bekleidete, aber erst 1518 die Doctorwürde erlangte. In Greifswald übte O. einen großen Einfluß und wirkte namentlich mit regem Eifer für die Rechte der Universität, wodurch er mit den städtischen Behörden in Conflict gerieth. Da sein Charakter weniger eine religiös-dogmatische, als humanistisch-praktische Färbung besaß (vgl. O. Fock, Rügen-Pommersche Geschichten V, S. 262 ff.), so war er, schon vor Einführung der Reformation, seinen katholisch strenggläubigen Amtsgenossen, namentlich dem späteren Decan des Greifswalder Domcapitels, Professor Heinrich Bukow jun. (Bd. III S. 512, vgl. Pyl, Geschichte der Greifswalder Kirchen II, S. 843 ff.) antipathisch und erregte dadurch, daß er seine Doctorpromotion (1518) unmittelbar mit seiner Trauung verband (vgl. Pyl l. c. S. 843), großen Anstoß. Dieser Umstand und die strenge Wahrung der katholischen Lehre, welche von den Universitätsprofessoren und älteren Rathsmitgliedern ausging, veranlaßte seine Uebersiedelung nach Rostock und später nach Lübeck, wo eine entschiedenere reformatorische Anschauung herrschte und er nun eine reiche Thätigkeit als Redner, Berather, Reformator und Staatsmann auszuüben vermochte. Nach Rostock hatte man ihn als Syndikus berufen; unter wesentlicher Mitwirkung seinerseits ward hier 1531 die Reformation zur Durchführung gebracht; den hiermit aufgenommenen Strebungen gegenüber trat die Wirksamkeit als Lehrer, obgleich er eine Zeit lang eine Professur bekleidete, völlig zurück, wie denn auch seine damals entstandene Schrift: „Von radtslagende

wo man gude Politik und Ordnungen von Steden und landen erhalden möge" den Uebergang von der juristischen zu der politischen Richtung bekundet. Besonders aber nahmen ihn in Anspruch und rissen ihn persönlich auf den Tummelplatz der lebhaft erregten Parteileidenschaften die fortwährenden Angriffe, welchen er sich wegen seines evangelischen Eifers ausgesetzt sah und welche hauptsächlich in Schmähschriften der gemeinsten und gefährlichsten Art gegen ihn gerichtet wurden. Demgegenüber ließ er es an einer umfassenden Selbstvertheidigung nicht fehlen („Wahrhafte entschuldinge Doctoris J. Oldendorp Syndici tho Rostock", 1533), welche allerdings zur Anerkennung seiner Schuldlosigkeit seitens des Rathes der Stadt führte, gegen die Erbitterung aber, welche bei Herzog Albrecht von Mecklenburg Platz gegriffen hatte, wirkungslos blieb, so daß er sich nur innerhalb des städtischen Weichbildes und auch hier kaum auf die Dauer sicher fühlen konnte. Häusliche Unannehmlichkeiten der peinlichsten Art scheinen hinzugekommen zu sein; wol auch das Bedürfniß des geistreichen, lebhaften, kampf- und thatenlustigen Mannes nach einem großartigeren Wirkungskreis; so entwich er denn, unter doch wol nur formaler Verletzung des ihn an Rostock und sein dortiges Amt bindenden Eides, 1534 nach Lübeck, übernahm hier das ihm sofort angetragene Syndikat und stürzte sich nun völlig in die hochgehenden Wogen der Wullenweber'schen Wirren. Seine einzelnen Dienstleistungen in dieser Sache aufzählen hieße eine Geschichte jener gesammten Politik geben; wie tief er in die Pläne des gerade damals in der Stadt allmächtigen Bürgermeisters eingeweiht wurde, inwieferne er besonders in persönliche vertraute Beziehung zu ihm trat, so wichtig dieser Punkt auch für die Beurtheilung seines späteren Verhaltens wäre, ist nicht mehr festzustellen. Sicher ist nur, daß er einerseits seine ganze Rechts-, Geschichts- und Menschenkenntniß dem Dienste der Wullenweber'schen Politik widmete, so daß er an Verhandlungen aller Art sich betheiligte und sogar eine Sendung nach Wismar, Stralsund und selbst Rostock, um die Bürgerschaften gegen den abgeneigten Rath aufzuwiegeln und durch ihren Sieg die Städte auf lübische Seite hinüberzuziehen, übernahm; andererseits aber sich eine gewisse Selbständigkeit zu wahren wußte, vielfach im Sinne der Mäßigung wirkte und demgemäß den Abschluß des Stockelsdorfer Friedens (18. November 1534) wie die Herstellung des alten Raths und des Bürgermeisters Claus Brömse bedeutend förderte. Als nun der Sturz und Justizmord Wullenweber's erfolgte, ist O. unbehelligt im Amte geblieben; und gerade dieser Umstand hat vielfach Veranlassung gegeben, ihn der Untreue und doppelten Spiels zu bezichtigen: eine Anklage, welche allerdings in dieser scharfen Form sicherlich unbegründet, aber auch, was den bloßen Vorwurf moralischer Schwäche angeht, mindestens unbewiesen ist. Trotzdem bleibt das Resultat einer gewissen Unlauterkeit im politischen (wie häuslichen) Leben des Mannes übrig; jedoch tritt demselben als entschiedenes Gegengewicht gegenüber die sein ganzes Dasein beherrschende Klarheit und Festigkeit der rein evangelischen Ueberzeugung; sie hatte ihn in jenen Strudel der Politik hineingerissen, aus welchem in solch verworrenen Zeitläuften sittlich völlig ungetrübt hervorzugehen den wenigsten gegeben ist; sie hat ihn nun auch weiter in seinen Schicksalen geleitet und zunächst abermals auf den Schauplatz politisch-religiöser Kämpfe gezogen. Er legte 1536 sein lübisches Amt nieder und folgte 1538 einem Rufe zur Professur nach Köln, der von der reformatorischen Umgebung des Erzbischofs ausging. Wie weit er sich dann activ an dem Kampf zwischen Hermann von Wied und der Stadt betheiligt hat, ist nicht sattsam festgestellt, obgleich es an Flugschriften hin und her keineswegs fehlt; 1540 bis 1542 treffen wir ihn gar nicht in Köln, sondern als Professor in Marburg; zu Beginn 1543 nach Köln zurückgekehrt, war er gerade im Begriff die juristische Facultät aus tiefem Verfall zu plötzlicher Blüthe emporzubringen, als er wegen seiner Beziehungen zu Meinertzhagen von dem reformfeindlichen siegreichen Rath

zwungen wurde die Stadt zu verlassen. Diese ganze Episode bildet wie die Rostocker ein Vor-, so ein Nachspiel der lübischen Hauptaction; es sollte dem jährigen beschieden sein, jetzt endlich nach so vielen Irrfahrten in den Ruhehafen einzulaufen und dort noch fast ein Vierteljahrhundert gelehrter Muße zu genießen. Er fand dieselbe in Marburg, wohin ihn Landgraf Philipp abermals, unter den günstigsten Bedingungen, berufen hatte, und hat nun dort lehrend und schreibend, durch das Vertrauen seines Fürsten fortwährend ausgezeichnet und gegen die Anfechtungen geschützt, welchen ihn hin und wieder die in das neue Leben hineinüberragenden Consequenzen alter Zeiten aussetzten, 1544 zum „Rath von Haus aus“, 1546 zum Rath in der fürstlichen Kanzlei und 1553 zum „Reformator“ der Universität bestellt, ungestört gewirkt bis zu seinem Tode, welcher ihn am 3. Juni 1567, zwei Monate nach dem Hinscheiden seines hohen Gönners, erreichte. Dieser Epoche seiner schriftstellerischen Thätigkeit verdanken wir diejenigen Arbeiten, welche dem Namen Oldendorp's, mag er nun in der politischen Geschichte mit mehr oder minder Anerkennung genannt werden, in der juristischen Litterärgeschichte stets eine ehrenvolle Stellung sichern werden. Ist solch wissenschaftliches Wirken nach so bewegtem Leben schon an sich als Zeichen seltener Elasticität des Geistes bemerkenswerth, so erst recht dann, wenn wir die bei demselben an den Tag gelegte Vielseitigkeit in Betracht ziehen. In der „Εἰσαγωγὴ iuris naturalis sive elementaria introductio iuris naturae, gentium et civilis“, Köln 1539, werden die Grundlagen einer Rechtsphilosophie gelegt, welche allerdings noch vielfach an das Mittelalter anklingt, den Verfasser aber doch nicht ganz mit Unrecht unter den Vorläufern des Hugo Grotius zu nennen gestattet. Die Rechtsgeschichte beschäftigt ihn in seiner „Expositio in leges XII tabularum“. Der Exegese gewidmet sind die „Annotationes in librum I Pandectarum“. Vor allem aber bewegen ihn praktische Zwecke; so zu kleineren Schriften, wie den „Topica legalia“, Marburg 1545, und den „Actionum iuris civilis loci communes“, Köln 1539; weiterhin schließlich zu seinen zwei größeren Productionen, der „Practica actionum forensium absolutissima“, Köln 1540, und dem „Enchiridion exceptionum forensium“, 2. Ausg. 1552. Alle diese Arbeiten sind durchweg mit klarer Disposition und eindringendem Fleiß, in einem, spätitalienischer Breitspurigkeit abgewandten, unabhängig wissenschaftlichen Sinne, von dem jener Uebergangszeit eigenthümlichen, mittelalterliche und humanistische Anschauungen mehr äußerlich verbindenden, als innerlich verschmelzenden Standpunkt aus geschrieben. Außer ihnen hat O. noch eine Reihe anderer Werke veröffentlicht, welche sich genau aufgezählt finden bei Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte 10, 119—139; seine sogenannten „Opera omnia“ hat er selbst, mit einer Widmung an die Kurfürsten des Deutschen Reichs versehen, Basel 1559 erscheinen lassen. — Sein Porträt aus der Greifswalder Zeit, welches ihn (sehr häßlich und schielend) in Amtstracht und Barett darstellt, besitzt die Universität Greifswald.

Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte 10, 110. — Krabbe, Universität Rostock 374, 402, 416. — Kosegarten, Universität Greifswald 172. — Waitz, Lübeck unter J. Wullenwever, passim. — Harder, Zeitschrift des Vereins für Hamburg. Geschichte 4, 436. — Stölzel, Entwickelung des gelehrten Richterthums I. 50, 108, 415, 419; II. 185. — Varrentrapp, Hermann v. Wied 88, 159. — v. Stintzing, Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft I. 311 bis 338.

Ernst Landsberg.

Oldendorp: Konrad O., Magister und (seit etwa 1560) Diakonus an der reformirten Stadt- und Kathedralkirche St. Jacobi in Cöthen, verfaßte 1586 ein [illegible] gedrucktes deutsches Schauspiel „Jesus in templo. die Historia von dem [illegible] Kindlein Jesu, wie es im zwölfften Jar seines Alters von seinen El[illegible]“ und starb gegen Ende desselben Jahres. Sein nüchtern und [illegible]tes Stück erhebt sich nirgends über den Durchschnitt

der gleichzeitigen dramatischen Erzeugnisse, blieb auch ohne Einn
Bearbeiter desselben Stoffes, wie Cuno, Bellinckhaus, Leseberg.
sätze erweitern die einfache Handlung: ein gottloser Nachb
Josephs, böse Schulkameraden des frommen Jesuskindes, Gest
eine theologische Disputation über die Communicatio idiom
eingefügt gartende Landsknechte, welche (wie in Lonemann's
Mann) von ihrer Niederlage in Deutschland unter Varus
typischen Teufelsscenen.

Die biographischen Notizen aus dem Cöthener Pfarr
Herrn Superintendenten L. Bürkner. In der Wittenberg
1565, 1. April ein Conradus Oldendorpius Brunsuicens
Samuel und Cunradus Oldendorpii Cotheni Anhaltini,
des Obengenannten.

Oldofredi-Hager: Julie Marie Christine Gräfin
8. Februar 1813 zu Debreczin in Ungarn geboren, wo
Reichsfreiherr Hager von und zu Altensteig, damals als k.
diensten stand. Letzterer wurde bald darauf unter Beförd
versetzt und starb hier, als die Tochter neun Jahre alt w
Erziehung im Hause der Mutter zu Temesvar und verlebt
in harmlosem Jugendglück. Kaum zur blühenden Jungfr
sie schon in ihrem 17. Jahre (und zwar gleichzeitig mit ihr
Braut, und im Zwischenraum von zwei Monaten wurde
Ehe mit dem k. k. Kämmerer Baron Ladislaus Podmanitz
mit dem Grafen Hieronymus Oldofredi in der St. Peter
Kurz nach ihrer Vermählung (1831) sollte der angeneh
der jungen Gräfin für die Dauer einiger Jahre bitter
Gemahl, damals Oberlieutenant, infolge eines Sturze
worfen wurde und 2½ Jahr in ärztlicher Behandlu
einer bis zur Selbstverleugnung gehenden Anhänglichk
Liebe brachte die Gattin unzählige Nächte an seinem
diente ihr dazu, alle in das Gebiet der Geschichte u
schlagenden Wissenschaften nach Möglichkeit sich anzu
die durch ihre so früh eingegangene Ehe unterbrochen
ihrem rastlosen Geiste jene Richtung zu geben, die
Stufe der Kunst und intellectuellen Bildung stellte.
O. ihrem Gatten ins Banat und später nach Siebenb
dienst ihn führte. Oeftere Ausflüge nach Pest, dem A
unterbrachen die Einförmigkeit des Provinzlebens;
ihre erste Sammlung von Gedichten unter dem Ti
(1839) heraus. Eine zweite Sammlung „Neue G
Karoline Pichler bevorwortet. Das Jahr 1842 b
Gemahl nach Galizien und der Herbst 1847 nach
Lemberg, wo sie von der litterarischen Welt auf
wurde. Nach einem vierjährigen angenehmen Au
dessen sie zwei neue Sammlungen von Gedichten, „
Blätter" (1851), letztere zu Wohlthätigkeitszwecken
die trübselige Stadt Tarnopol bezogen werden, wo
setzt worden war. 1853 kam dieser mit seinem
und dem Banat, später in die Garnisonen von G
Im J. 1866 hatte die Gräfin den Kummer, ih
avancirten Gemahl und auch ihren einzigen Soh
wundet zu sehen und mußte sie nun alle einstigen

doch hatte sie die Freude, beide wieder hergestellt zu sehen. In den letzten Jahren lebte die Dichterin in Wien, und hier starb sie am 4. März 1879. Im J. 1852 war sie durch Ernennung zur Sternkreuz-Ordensdame ausgezeichnet worden. Ihre letzte Sammlung von Gedichten „Moos“ (1853) hatte sie den Zwecken des Baues der Wiener Votivkirche gewidmet.

Kehrein, Biographisch-litterarisches Lexikon der katholischen deutschen Dichter rc. Würzburg 1868, Bd. I S. 310. — Wurzbach, Biographisches Lexikon, Bd. VI S. 94. Franz Brümmer.

Olearius: Adam O. (vern. nom. Oelschläger: Moller), Reisebeschreiber und Sprachgelehrter, geb. zu Aschersleben („umb Magdeburg und Ascherleben, in meinem Vaterland“, sagt O. in der Gottorffischen Kunstkammer), um 1599, † in „seinem Hause vor (Schloß) Gottorp“ am 22. Febr. 1671. Es ist zweifelhaft, ob er jenem an Theologen und Dichtern geistlicher Lieder reichen obersächsischen Geschlechte der Olearius angehört, dessen Stammvater der unten (S. 278) besprochene Hallische Superintendent Joh. O. († 1623) ist. Es war wol dieser selbe Joh. O., der ein zu Magdeburg erschienenes Büchlein „Vom türkischen Reich Bericht rc.“, welches öfters dem Adam O. zugeschrieben wird, mit einer Vorrede d. Halle 1594 versah. Unseres O. Vater war ein in engen Verhältnissen lebender Schneider zu Aschersleben, der schon frühe seinen Kindern entrissen worden zu sein scheint, da Gräsius angibt, der junge O. habe vom Ertrage der Wollspinnerei seiner Mutter und seiner Schwestern die Kosten seiner ersten Studien bestritten und nur durch deren unermüdeten Fleiß sei es ihm möglich geworden, die Universität Leipzig zu beziehen, wo er 1627 Magister der Philosophie, dann Assessor der philosophischen Facultät und Collegiat der kleineren Fürstenstiftung, nicht wie Einige wollen, ordentlicher Professor, wurde. Von 1630 bis 1633 versah er die Stelle eines Conrectors des Nicolaigymnasiums. Von seinen innigen Beziehungen zu Leipzig legt das Abschiedswort Zeugniß ab, welches beim Antritt der persischen Reise Leipziger Freunde und Professoren ihm sandten. Dasselbe ist 1633 zu Hamburg gedruckt. Leipziger Beziehungen dankte es wohl O., daß er schon 1633 zu einer der hervorragendsten politischen und wissenschaftlichen Unternehmungen dieser Zeit hinzugezogen ward und vielleicht gab dann O. seinerseits wieder den jüngeren Leipziger Freunden Paul Fleming und Hermann Graßmann den Anstoß, sich in die Dienste des gleichen Unternehmens zu stellen. Als im J. 1633 Herzog Friedrich III. von Schleswig-Holstein-Gottorp (A. D. B. VIII, 15), einer der gebildetsten und geistig regsten Fürsten seiner Zeit, seine Räthe Philipp Crusius aus Eisleben (später als v. Krusenstern geadelt, A. D. B. IV, 634) und Otto Brugmann oder Brüggemann (A. D. B. III, 407) aus Hamburg mit großem Gefolge an den russischen Großfürsten Michael Feodorowitsch und den persischen Schah Sefi sandte, wurde O. dieser Gesandtschaft als Secretarius und Rath, hauptsächlich aber wol als Sprachkundiger beigegeben. Die Gesandtschaft, an welche in dieser trüben Zeit nicht nur Herzog Friedrich, sondern auch viele gute Deutsche patriotische Hoffnungen auf politischen und wirthschaftlichen Aufschwung des deutschen Nordens knüpften, die sich leider nur zum geringsten Theil erfüllen sollten, verließ den 6. Novbr. 1633 Hamburg, und ging über Lübeck, Riga, Reval, Groß-Nowgorod und Twer nach Moskau, wo am 14. August 1634 der feierliche Einzug stattfand. Nach längeren Verhandlungen wurde die erbetene Erlaubniß ertheilt, daß eine andere holsteinische Gesandtschaft durch Rußland ihren Weg nach Persien und zurück sollte nehmen können und am 24. Decbr. ward die Rückreise zu Land nach Gottorp angetreten, wo die Gesandtschaft am 6. April 1635 eintraf. Während die Vorbereitungen zur persischen Reise im Gange waren, ging O. im Auftrage seines Herzogs in Mission an den Cardinal Infanten von Brabant, kam krank nach Hamburg zurück und lag hier längere Zeit darnieder, schloß sich aber wieder-

genesen, der am 22. Octbr. 1635 von Hamburg abgehenden Gesandtschaft und erlebte mit ihr von Travemünde ab jene Stürme und endlich den S… bruch an der Küste von Hochland, welche Paul Fleming in einem berühm… Gedicht („Mich dünkt, ich höre noch den Zorn der tollen Wellen zc.") besung… hat. Am 29. März zog die Gesandtschaft in Moskau ein, das sie nach … Festen erst am 16. Juni wieder verließ, um über Nowgorod und … nach Astrachan zu reisen, das am 15. Septbr. erreicht ward. Von … Nowgorod aus ging die Reise auf der Wolga in einem Boot, das von dem … zu diesem Zwecke mitgenommenen Lübeck'schen Schiffer Cordes gebaut war. … machte während der Reise die astronomischen und magnetischen Bestimmung… welche seiner großen Wolgakarte zu Grunde liegen. Am 10. Octbr. stach … Gesandtschaft auf ihrem eigenen Schiffe in See, um Derbent, damals … Grenzstadt, zu erreichen, war aber nach heftigem Sturme gezwung… das Schiff bei Nisawai auf den Strand laufen zu lassen. Als Schiffbrü… lebten sie fünf Wochen unter Zelten, um erst am 22. Decbr. die Reise … Schamachi fortzusetzen. Hier mußte auf die Einladung des Schahs nach … Hauptstadt zu kommen, drei Monate gewartet werden. Endlich konnte … 28. März 1637 die Reise über Ardebil, wo neuerdings ein Aufenthalt … zwei Monaten nöthig wurde, Sultanie, Kaswin und Kaschan nach Ispahan … gesetzt werden, wo die Gesandtschaft am 3. August 1637 einzog, um nach … lichem Empfange schon wenige Tage darauf ein blutiges Gefecht ihres … mit der usbekischen Bedeckung einer Gesandtschaft des Großmoguls zu erle… in welchem von den Holsteinischen 5 getödtet und 10 verwundet wurden. … hat die wenigen Monate bis zur Abreise, welche am 21. Decbr. desselben Ja… über Kaschan, Kilan, Rescht und Astrachan stattfand, fleißig ausgenutzt, … man sowohl aus der Reisebeschreibung als auch aus seinen späteren Schriften … persische Sprache und Litteratur erkennt. Leider störten ihn wie die and… Reisegefährten des Gesandten Brüggemann Tollheiten und Ausschweifungen, … das Ansehen der ganzen Gesandtschaft heruntersetzten. O., der es übernahm im Na… der Gefährten dem Gesandten Vorstellungen zu machen, mußte sich vor … Wuth des letzteren einige Zeit bei den spanischen Augustinern verbergen … entsagte nur ungern dem Plan, allein über Babylon und Aleppo zurückzuke… Er versäumte trotzdem nicht Ortsbestimmungen und magnetische Beobachtu… anzustellen und andere Materialien für seine Karten zu sammeln, Bücher … Handschriften zu erwerben und zugleich das persische Leben kennen zu ler… Seinen Freund v. Mandelslo (A. D. B. XX, 173), dessen indische Reise … später herausgab, ließ er mit einigen anderen Mitgliedern der Gesandtschaft … Ispahan zurück. In Astrachan blieb die Gesandtschaft, welche auf dem … Gefahren und Mühseligkeiten aller Art erfahren hatte, vom 14. Juni bis 7 … tember und reiste dann wolgaaufwärts, um am 2. Januar 1639 neuerdings … Moskau anzulangen. Am 1. August traf sie in Gottorp wieder ein, begl… von einer persischen und russischen Gesandtschaft. O., auf welchen Brüggemann… Gewaltthätigkeit es offenbar am meisten abgesehen hatte, war ihr von Reval … ausgeeilt, vorzüglich wol, um dem Herzog Bericht über die schweren … nungen und Ungerechtigkeiten zu erstatten, welche dem Gesandten Brüggemann … Last gelegt wurden und nach dessen Rückkehr zu einem peinlichen Proceß füh… dessen Ergebniß die Verurtheilung dieses Mannes zum Tode war. Die … darauf zu Gottorp vorgenommene Enthauptung Brüggemann's ist ein … nicht ganz aufgeklärter Punkt in der Geschichte dieser merkwürdigen … schaftsreise. Als O. auf dem Rückwege aus Persien Moskau zum zweiten … berührte, hatte der Großfürst, dem besonders seine Karte des Wolgageb… des persischen Reiches gefielen, bereits den Versuch gemacht, … an seinen Hof zu fesseln, und berief ihn später förmlich in …

jedoch fand dieselbe um so weniger befriedigend, als er von Vielen in Rußland für einen Zauberer und Sterndeuter gehalten worden war, hatte wol auch andere Gründe abzulehnen, nachdem der von Leipzig her ihm befreundete Johann Adolf Kielmann (A. D. B. XV, 719) zum herzoglichen Rathe befördert worden war und ihm die Aussicht eröffnete, an diesem damals glänzenden Hofe eine dauernde Stellung zu finden. O. blieb in Gottorp, wo er dem Herzog Friedrich und dessen Nachfolger Christian Albrecht ein treuer Diener bis an sein Ende war. Herzog Friedrich machte ihn zu seinem Mathematicus und Antiquarius und nahm ihn unter die Zahl seiner Räthe auf. 1650 wurde ihm auch die Verwaltung der Bibliothek und der sog. Kunstkammer (s. u.) übertragen, wie O. in der Widmung des Persianischen Rosenthals selbst meldet. Mit Eifer widmete er sich in diesen Jahren der Arbeit, die Schätze dieser damals hervorragenden Bibliothek zu ordnen, in welcher die von O. selbst von der orientalischen Reise mitgebrachten arabischen, persischen und türkischen Manuscripte, die er genau katalogisirte, eine hervorragende Stelle einnahmen. Manche größere Arbeiten, die er hier unternahm, sind im Manuscript geblieben, so ein arabisch-persisch-türkisches Glossar. Andere hat er mitgefördert. Nicht weniger war O. bemüht, die Naturalien-, Kunst- und Raritätensammlungen seines Herrn zu ordnen und zu mehren, für welche er 1651 die damals berühmte Paludan'sche Sammlung in Enkhuizen ankaufte. Im letztgenannten Jahre wurde er unter Herzog Wilhelms von Sachsen-Weimar Präsidium in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen, die ihre Ziele durch die Abfassung der Reisebeschreibung des Olearius in deutscher statt in lateinischer Sprache gefördert sah und O. zu ihren thätigsten Mitgliedern zählte. Als Mathematiker, Physiker, Historiker, orientalischer Philolog, der nicht blos nach dem Zeugniß seines holländischen Freundes Jacob Golius (A. D. B. IX, 343) der beste Kenner des Persischen in Europa war, endlich als Dichter erfreute sich O. hohen Ruhmes. Zeitgenossen geben ihm den Namen „holsteinischer Plinius" und „gottorfischer Ulysses". Aus manchen Bemerkungen in seinen Werken entnehmen wir, wie er den Mittelpunkt eines reichen litterarischen Verkehrs bildete. Unter den gelehrten und poetischen Freunden und Correspondenten des O. sind außer den mit ihm am Hofe zu Gottorp angestellten Crusius, Kielmann, Uechtritz, dann Fleming, Harsdörffer in Nürnberg, der berühmte Orientalist Professor Jacob Golius in Leyden, der Handelsherr Jens Martens in Friedrichstadt, Inhaber eines berühmten Conchyliencabinets, Claus Christoph v. Lützow, Hofmarschall der Königin von Schweden, zu nennen. Gleich Crusius, Grahmann und Fleming hatte er sich eine Tochter Livlands zum Weibe erkoren, des Revalschen Senators Möller Tochter Katharina. Sein Leben wird als ein in Thätigkeit glückliches bezeichnet, wiewol die Wirren der Zeit nicht ganz spurlos an demselben vorübergehen konnten. So wurde am 30. Octbr. 1658 im dänisch-schleswig'schen Kriege das nahe bei Gottorp gelegene Haus des O. durch kaiserliche Truppen geplündert. Als der Tod der bis zuletzt regen Thätigkeit des kräftigen und heitern Greises im 72. Lebensjahr ein Ziel gesetzt hatte, fand der Leichnam im Dom zu Schleswig seine letzte Stätte; das von seinem Schwiegersohn L. Burchard gesetzte Epitaph zeigt neben einer langen Inschrift sein Bildniß (Sach, Gesch. der Stadt Schleswig S. 187).

Des O. dauerndster Ruhm wird seine Reisebeschreibung sein, welche in der Geschichte dieses Litteraturzweiges in Deutschland einen wichtigen Abschnitt bildet. Es ist das erste litterarisch vollendete und zugleich mit dem ganzen Bildungsgehalt seiner Zeit getränkte Werk dieser Art, das wir aufzuweisen haben. Goethe rühmt es als „höchst erfreulich und belehrend". Es erschien im J. 1647 zu Schleswig unter dem Titel: „Offt begehrte Beschreibung der Newen Orientalischen Reise, so durch Gelegenheit einer hollsteinischen Legation an den König in Persien geschehen". Dieselbe enthielt zugleich ein bereits

1645 gedrucktes Schreiben des J. A. v. Mandelslo über seine Weiterreise in Indien und Afrika, einen kurzen Abriß der politischen Geographie von China und einen Nachruf nebst poetischer Grabschrift auf Mandelslo. Neue Ausgaben, von O. selbst besorgt, erschienen 1656 und 1663 zu Schleswig ohne die Anhänge, französische Uebersetzungen nach der ersten Ausgabe des Olearius'schen Werkes 1659, 1666 und 1679; eine niederländische erschien 1651, eine englische 1666. Die Reise Mandelslo's gab O. selbständig mit Unterstützung von dessen Schwester, verw. v. Schulenburg nach dem Wunsche Mandelslo's 1658 heraus. Ebenso gab er der Welt Jürgen Andersen's aus Schleswig (A. D. B. XV, 429) orientalische Reisebeschreibung, deren Manuscript er mit einer Niederschrift vergleichen konnte, die er im Auftrag des Herzogs Friedrich von Gottorp nach den mündlichen Erzählungen Andersen's ohne dessen Wissen verfaßt hatte. Gleichzeitig edirte er Volquart Iversen's von Husum ostindische Reise. Er stattete alle diese Werke, von denen man wol sagen kann, daß sie ohne seine Hülfe überhaupt nicht erschienen sein würden, mit gelehrten Anmerkungen aus und Stil und Rechtschreibung haben offenbar in allen dreien ihm viel zu danken. Beide sind in posthumen Ausgaben öfters mit des O. Reise zusammengedruckt worden. Auch den kurzen flugschriftartigen Bericht des Heinrich v. Uechtritz über sein Sklavenleben auf Barbados stattete der stets bereite O. mit einem Lobgedicht und gelehrten Anmerkungen aus.

Des Olearius Reisebeschreibung ist gleichzeitig Bericht, Chronik, Länder- und Völkerbeschreibung. Der ganze Verlauf der Reise ist Tag für Tag genau verzeichnet, zahlreiche Personalien eingestreut, Schriftstücke mitgetheilt. Ausführliche Länder- und Völkerschilderungen unterbrechen den Gang der Erzählung. Unter diesen ist besonders die Schilderung Moskaus und jener Theile von Rußland, die die Gesandtschaft durchreiste (sie gehören [sagt Adelung] zu den tüchtigsten, bis auf den heutigen Tag geschätztesten Documenten über das damalige Rußland), ferner des Wolgalandes nennenswerth. Die politisch-geographische Charakteristik tritt überall in den Vordergrund. Die Weitschweifigkeit der Rede, welche dieser Zeit angehört, war trotz des in der Widmung an den Herzog Friedrich von Gottorp kundgegebenen Entschlusses „die bloße Wahrheit schlecht, ohne weitläufftige hohe Reden, welche die Perser leere Pauken nennen", zu sagen, nicht zu vermeiden. Ebensowenig der gelehrte Ballast, welcher übrigens manche werthvolle Notiz der Vergessenheit entreißt. Die Hülfe des später in Schleswig zum Christenthum übergetretenen Persers Hakovirdi ist in den persischen Abschnitten besonders allem Sprachlichen zu Gute gekommen, wie denn O. der Rechtschreibung geographischer Namen eine für seine Zeit seltene Aufmerksamkeit geschenkt hat. Von seiner Gründlichkeit in historisch-geographischen Dingen geben die im Text zerstreuten Bemerkungen über Oertlichkeiten, die die Alten genannt haben, vollgültigen Beweis. Er reiste mit einer beträchtlichen Handbibliothek. In der Vorrede zur selbständigen Ausgabe der Mandelslo'schen Reise betont er selbst den Nutzen den das genaue Studium des Qu. Curtius ihm auf der persischen Reise gebracht. Die Karte Persiens, welche dem Werke beigegeben, ist durch seine eigenen Breiten- und Längenbestimmungen und durch solche verbessert, die er von Persern und Arabern empfangen. Durch die, wie alle Karten des Werkes, von Rotgiter oder Rothgießer in Husum hübsch ausgeführte große Wolgakarte von Nischni-Nowgorod bis Astrachan, welcher Adelung „vorzüglichen Werth zuschreibt", hat O. das noch immer in mancher Gelehrtenstube lauernde Vorurtheil der strabonischen Meerenge zwischen Kaspisee und Nordmeer endgültig besiegt und theilt in dieser Hinsicht das Verdienst früherer Geographen, vor allem Herberstein's (A. D. B. XII, 35), dessen er bei Erwähnung der Wolgaquelle gedenkt und dessen Werk das seinige vervollständigt. Vom oberen Theile des Stromes spricht O. nicht weiter: „Weil ich selbigen Strich nicht bewandert, weiß

ich diesen Theil der Wolga unbeschrieben lassen" (RB. 177). Hier ist Beschreibung im Sinne von Kartenzeichnung aufzufassen, denn eine eingehendere geographische Beschreibung hat O. leider von der Wolga, die er zweimal zwischen Nischni Nowgorod und Astrachan besuhr, nicht gegeben. Er hat ebensowenig die Gebirge beschrieben, die er sah oder sogar durchzog, so besonders den Kaukasus. Philologische und antiquarische Interessen hüllen die Bilder der Natur so dicht mit ihrem krausen Citatenwerk ein, daß hinter diesem alles andere zurücktreten, ja oft ganz verschwinden muß. Um so erfreulicher wirken eben die sorgfältigen Karten. Die Kupfer hat O. gemeinsam mit dem Reisegefährten Grahman aus Ilmen gezeichnet, dann von John in Leipzig umzeichnen und unter seinen Augen von drei Kupferstechern aufs Erz übertragen lassen. Nicht zu vergessen sind P. Fleming's poetische Beiträge, denen auch ein Ungenannter, wol O. selbst, mehrere Gedichte anfügte. Dieselben unterbrechen an zahlreichen Stellen, besonders wo erschütternde Ereignisse oder eindrucksvolle Naturbilder geschildert werden sollen, die Reiseerzählung, die allein dadurch schon zu einem Werk der Nationallitteratur gestempelt wird. In der zweiten Auflage (1656) sind die Mittheilungen, besonders über Persien, noch ausführlicher geworden, ein werthvolles Quellenregister und ein Ortsverzeichniß beigegeben. Dagegen fehlt hier die der 1. Auflage beigedruckte Mandelslo'sche Reise, welche 1658 als selbständiges Werk mit einer interessanten Einleitung des O. erschienen war, und wofür vielen Exemplaren der 1654 zu Schleswig erschienene „Persianischer Rosenthal durch Schich Saadi" beigefügt ist, welches O. ebenso wie Lokman's Fabeln, mit Hülfe Hakovirdi's übersetzt hat. Als Hakovirdi, der fünf Jahre im Hause Olearius' gelebt, 1650 gestorben war, vollendete O. selbst die Arbeit. Die nach Larson gearbeitete: „Des itzigen Persischen Hofs Staats- und Regierungsbeschreibung" ist erst in die posthume Ausgabe eingeschoben worden, wo sie täuschender Weise unmittelbar hinter der Reisebeschreibung steht. Sie hat mit O. nichts zu thun. Die Reisebeschreibung hat 8 deutsche Ausgaben, die letzte 1696, erlebt und erschien zuletzt 1727 im Haag als Titelausgabe einer 1719 in Amsterdam verlegten französischen Uebersetzung.

Von hohem Interesse ist eine Anzahl selbständiger Abhandlungen, welche in dem Werke als Schaltcapitel eine Stelle gefunden haben. Für die Beweglichkeit und Klarheit des Geistes Olearius' legen diese Einschiebungen späterer Entstehung in der Reisebeschreibung vielleicht das beredteste Zeugniß ab. Voll von Gelehrsamkeit, glänzen sie noch mehr durch den gesunden Verstand und die wohlgeschulte Beobachtungsgabe, welche in ihnen sich bekunden. Ein Capitel wie das 4. des 3. Buches, in welchem O. das ihm sonst fremde Gebiet der Geschichte der nordischen Entdeckungen und der Ethnographie der Hyperboräer betritt, ist eine ansehnliche und werthvolle Leistung für sich, welche unverdientermaßen in Vergessenheit gerathen ist. O. knüpft an die von ihm in Moskau gesehenen Samojeden an, um von Grönländern zu erzählen, welche 1654 durch ein dänisches Schiff nach Flensburg gebracht worden waren. Seine Beschreibung ist so vollständig wie möglich, gründet sich zum Theil auf die Aussagen des pommerschen Feldscheer Reinhold Horn, der die Reise mitgemacht und u. a. das Vocabular eines Eskimodialektes verfaßt hatte, welches als erstes in Deutschland veröffentlichtes, O. seiner Beschreibung beigab. Es ist hoch anzuschlagen, wenn in der Discussion der Körperfarbe dieser Völker O. die Lehre von dem Einfluß der Nähe beim Aequator auf die Färbung der Völker abweist oder entgegen des Grotius Meinung von der Bevölkerung Grönlands und Nordamerikas durch Normannen sich mit trefflich gewählten Gründen auf die Seite des Laetius und Hornius stellt. Wo in der gebildeten Welt wäre allerdings zu dieser Zeit Gelegenheit gewesen wie am Gottorp'schen Hofe Eskimo, Abessinier

und Perser lebendig, redend und handelnd zu vergleichen? Es ist nicht des O. Schuld, wenn sein Verdienst als Förderer der Ethnographie nicht auf gleicher Höhe von der Nachwelt erblickt ward, wie diejenigen, welche er sich um Geographie und orientalische Philologie erwarb. Unter den monographischen Einschaltungen des Reiseberichtes sind dann besonders noch zu nennen die Capitel über Gothland und die Gothen, die unteutschen oder alten liefflländischen Einwohner (mit Sprachproben), die Beschreibung von Reval, die kurze Geographie von Rußland, welche das 3. Buch eröffnet, die Capitel über die Nordländer und Samojeden, die sehr ausführlichen über die Russen, welche das ganze 3. Buch füllen, über den Kaspisee im 4. Buche, die Beschreibung Persiens, welche 38 Capitel des 5. Buches einnimmt, die sich daran anschließenden Capitel über die neueste Geschichte Persiens. Einschaltungen minder nothwendiger Art scheut er nicht. Indem er (Bd. V, C. 29) erzählt, daß die Perser keine Globen haben, schiebt er eine kurze Beschreibung der berühmten kupfernen Riesengloben ein, die er selbst ersonnen und seinem Herzog hatte anfertigen lassen. Dieselbe Beschreibung kehrt auch in der holsteinischen Chronik wieder. Naturgeschichtliche Fragen hat O. im Geiste seiner Zeit, die den Höhepunkt der Skepsis noch nicht erstiegen hatte, manchmal kritisch, manchmal auch leichtgläubig behandelt. So registrirt er den Aberglauben, daß der Fang oder die Strandung großer Walfische entweder Friede oder Krieg bedeute, ohne demselben entgegen zu treten. Von den Vorbereitungen, Zauberkräften &c., die Olaus Wormius in übermäßiger Zahl den Naturkörpern und Naturerscheinungen beilegt, nimmt O. ohne Widerspruch Notiz. Eine Bemerkung in der von ihm herausgegebenen Geschichte des Heinrich v. Uechtritz läßt vermuthen, daß O. auch dem Hexenglauben seiner Zeit gehuldigt habe. War er in dieser Beziehung ein Kind seines Jahrhunderts, so ist es andererseits tröstlich, daß er durch die Fürsorge, welche er den Sammlungen zu Gottorp (auch ein Thiergarten befand sich darunter, den er mit besonderer Liebe gepflegt zu haben scheint) widmete, das seinige that, um die Pflege der Naturwissenschaften zu fördern. In erster Linie steht hier die jedenfalls unter seiner Leitung geschehene Construction zweier riesigen Globen aus Kupfer, „Automata Astronomico-Cosmographica“, deren einer, der Erd- und Himmelskugel zugleich darstellte, um die 11 F. lange Axe drehbar war, während der andere bedeutend kleinere ein Bild des copernicanischen Planetensystems gewährte. Als Gehilfen standen ihm bei dieser Arbeit der Mechaniker Busch oder Bösch aus Limburg, sowie, für die Inschriften, die Brüder Rothgiser von Husum zur Seite. Der große Globus ward 1714 durch Peter d. Gr. nach Petersburg entführt, wo noch heute Fragmente desselben bewahrt werden. Auch die Anlegung einer mathematischen und physikalischen Sammlung lag ihm ob. O. war geübt im Gebrauche des astronomischen Apparates jener Zeit; er erzählt selber in seiner Einleitung zur Reise des Herrn v. Mandelslo, wie er diesen im Gebrauch des Astrolabium unterrichtet habe, so daß er Polhöhen zu nehmen im Stande war.

Große Sorgfalt verwendete O. auf Herstellung des illustrirten Kataloges der von ihm auf seines Herzogs Kosten 1651 aus Holland nach Gottorp übertragenen Naturalien- und Raritätensammlung, deren Grund der vielgereiste Arzt Paludanus zu Enkhuizen gelegt hatte und welche durch die aus Rußland und Persien mitgebrachten Merkwürdigkeiten, durch die unter Olearius' Leitung hergestellten Globen und „Sphaera Coperniciana“ und endlich eine reiche Münzsammlung vervollständigt wurde. O. sammelte bis zu seinem Tod mit Eifer für dieses Museum, welches eines der hervorragendsten jener Zeit war. Von fernher kamen ihm Curiositäten zu, so brachte ihm sein Schwiegersohn, wie er selbst erzählt, Nummuliten aus Malta, es steuerte der große Kurfürst seltene Muscheln u. dgl. bei. Eifrig wie die Bibliothek leitete O. auch diese

Sammlungen, von denen allen Beschreibungen zu liefern er sich vorgesetzt hatte. Leider erschien blos die „Gottorfische Kunst-Cammer“ (1666), in welcher O. ein ebenso erstaunliches Wissen auf dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Litteratur, wie früher auf anderen darlegt. Die Beschreibung des Einhorn, des Rhinoceros, des Bernstein, des Lignum fossile u. a., erweitern sich zu gelehrten Abhandlungen, deren zahlreiche Citate für die Kenntniß der Litteratur und Forschungsweise der Zeit von hohem Interesse sind. An der Fortsetzung dieses Kataloges, welche beabsichtigt war, hinderte O. das Alter. 1654 erschien eine unveränderte Ausgabe in hoch 4°, welcher die holsteinische Chronica beigedruckt ist. Die Gottorpische Bibliothek selbst ward 1749, die Kunstkammer 1751 nach Kopenhagen gebracht.

Das zweite große Verdienst des O. suchten schon seine Zeitgenossen mit Recht in seinen Verdeutschungen persischer Dichter. Als 1651 O. als der Vielbemühte mit dem Gewächszeichen der „moskowitischen Pomerantzen“ und dem Kennspruche „In der Fremde“ in die Fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen worden war, hatte er sich wol nicht so sehr durch die fast sicherlich ihm zuzuschreibende Ausgabe der Fleming'schen Gedichte, als durch seinen Sadi und Lokman diesen Ruhm erworben. Neumark wenigstens führt ihn im Neusprossenden Palmenbaum nur als Verfasser der Reisebeschreibung und Uebersetzer des Sadi an. Das „Persianische Rosenthal“ erschien zuerst 1654 und im Anhang dazu Fabeln des Lokman und vermischte arabische Sprüchwörter. Die ganze Sammlung wurde öfters aufgelegt und übte einen erfrischenden, wohlthätig anregenden Einfluß auf die deutsche Litteratur dieser Zeit. Die Uebersetzung ist für moderne Anforderungen zu frei, aber des O. kräftiger Stil eignete sich vortrefflich zur Gewandung der prägnanten Weisheitssätze der Orientalen. Und wir können Ramler's Urtheil (in der 1780er Ausgabe von Wernike's Ueberschriften) wiederholen: Die Sittensprüche, die er aus dem Persischen und Arabischen in deutsche Reime gebracht hat, machen sein poetisches Verdienst aus. Eine „Holsteinische Chronica“, bestehend aus einem Auszuge der Solin'schen Chronologie und einer ausführlichen Darstellung der Ereignisse seit König Christian I. fortgeführt bis Februar 1662, ließ O. 1674 unter den Initialen A. O. erscheinen. Sie wurde von fremder Hand später bis 1702 fortgesetzt. Unter denselben Initialen oder pseudonym erschienen zahlreiche kleinere Schriften, Flugblätter u. dgl., darunter die öfter aufgelegte „Lustige Historia vom Tabakstrinken des Ascanius d'Otiva“. Unter den kleineren Schriften, welche O. vor der persischen Reise veröffentlichte, heben wir nur die 1632 erschienene Abhandlung über das Astrolabium und ein wie es scheint verlorenes Lobgedicht auf Gustav Adolf hervor.

O. gehört zu den Erscheinungen unserer Litteratur, welche man nicht blos nach ihren gedruckten Werken, sondern auch nach den Wirkungen ihrer Persönlichkeit beurtheilen muß. So wie O. auf den verschiedenen Bildern, die uns von ihm erhalten sind, als eine kraftvolle, körperlich wohlgebildete, später zur Behäbigkeit neigende Gestalt erscheint, so war er auch von Geist und Charakter kräftig angelegt. Er war in erster Linie vielseitig und rastlos thätig. Er verstand es, in vierzigjährigem Hofleben seinem herzoglichen Herrn mit Offenheit zu dienen und scheint bei Vater und Sohn gleich wohlgelitten gewesen zu sein. Die enge Freundschaft Paul Fleming's und Mandelslo's beleuchtet freundlich das Bild, welches wir uns von des O. Charakter nach seinen Schriften machen. Die ungewöhnlichen Schwierigkeiten, unter welchen die Gesandtschaftsreise sich vollzog, scheinen wesentlich mit durch Olearius' Eingreifen geebnet worden zu sein. Ihm scheint wenigstens von den Gliedern der Gesandtschaft ebensoviel Vertrauen geschenkt worden zu sein, wie dem Führer derselben, Brüggemann, dem Feinde des O., Mißtrauen entgegengebracht ward. Von seiner Bescheidenheit

gibt die Art, wie er sich in der Reisebeschreibung und der Holsteinischen Chronica zurücktreten läßt, einen guten Begriff. Und es ist wol etwas mehr als poetische Uebertreibung, wenn Paul Fleming in einem seiner Gedichte an O. diesen folgendermaßen anredet: Du bist die rechte Hand der Edeln Abgesandten, Ihr Willen | und ihr Sinn | den sie in Dir erkannten. Du hältst das hohe Werk | das auf zwo Schultern ruht | Und sprichst der deutschen Welt ein | einen sichern Muth Auff alles gutes Heyl .... O. besaß einen Geist von großer Aufnahmsfähigkeit, dessen eigenartige schöpferische Kraft vor allem in der Handhabung der deutschen Sprache und der Unabhängigkeit des Urtheils sich kundgibt, und in dem außerordentlich ausgedehnten Wissen, in welchem des Olearius Zeitgenossen wenig ihm zu Vergleichende kennen mochten, nicht unterging. Seine Gelehrsamkeit in Sprachen und Geschichte des Alterthums und Orients, in Mathematik und Geographie vermochte seinen Schriften einen krausen, schnörkeligen Charakter zu verleihen, der im Sinne der Zeit für unentbehrlich galt, aber sie hinderte ihn nicht, im Denken frisch, wahr, eigenthümlich zu sein. Wo er warm für eine Sache wird, da fällt der faltenreiche Gelehrtenmantel und wir erstaunen dann vielleicht ebenso über die Geradheit und Derbheit als an anderen Stellen über die Umschweife und Ueberladung der Rede. O. verfaßte viele Gedichte, ohne ein großer Dichter zu sein. Indessen sagt von seinen orientalischen Sprüchen und Sinngedichten Wilhelm Müller „die Freiheit und Leichtigkeit der Behandlung machen diese Sinngedichte zu deutschen Originalen". Und daß Paul Fleming seinen Freund 1636 in Astrachan als „hochgeschickten Dichter ansang", soll nicht verschwiegen sein. Uebrigens dichtete eine ganze Anzahl der Gesandtschaftsmitglieder (Bibl. d. Dichter des 17. Jh., Leipz. 1826, IX).

Moller, Cimbria litterata, T. II. — Jöcher (Schriftenverzeichniß). — Die Reisebeschreibung. Vorbericht zur Mandelslo'schen Reise. — Varnhagen von Ense, Biographische Denkmale, 4. Theil: Paul Flemming. — Programm des Nicolaigymnasiums zu Leipzig 1868 (Rob. Naumanni de Adamo Oleario narratio). — Idea historiae Ascaniensis A. Reimanni, 1708. — Lappenberg's Ausgabe der Flemming'schen Gedichte in der Bibl. d. Litt. Vereins, Stuttgart, Bd. 82, 83. — A. Bornemann, Die Ueberlieferung der deutschen Gedichte Flemming's, 1882. — A. O. Holsteinische Chronica. — Koberstein, Gesch. der deutschen Nationallitteratur I. — Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung III. — Adelung, Uebersicht der Reisenden in Rußland bis 1700, II. — Bildnisse des O. aus verschiedenen Lebensaltern sind allen Ausgaben der Reisebeschreibung seit 1647 beigegeben. F. Ratzel.

Olearius: Gottfried O., Dr. theol., kurfürstl. brandenburgischer geistlicher Inspector des Saalkreises und Oberpfarrer an der Marienkirche zu Halle a. d. Saale, war ein Sohn des D. Johann Olearius des Aelteren († 1623, s. u.) und seiner zweiten Gattin Sibylla geb. Nicander und wurde am 2. Jan 1604 getauft. Er besuchte die unter dem Rectorate des M. Evenius blühende städtische Lateinschule zu Halle, studirte anfangs unter der besonderen Leitung des M. Arnold Mengering in Jena und bezog nach dem Tode seines Vaters die Universität Wittenberg, wo er Meißner, Balduin und Hülsemann hörte. Schon auf der Lateinschule in Halle ein guter Gräcist, trieb er hier auch orientalische Sprachen und machte sich sogar das Italienische nach der neuen Lehrmethode des Glaumius angeblich in vier Wochen so zu eigen, daß er eine italienische Disputation herauszugeben vermochte. Im J. 1625 wurde er Magister, trat später als Adjunct in die philosophische Facultät ein und erhielt 1633 auch das Amt eines Diakonus in Wittenberg. Schon im folgenden Jahre wurde er jedoch als Prediger an die Ulrichskirche nach Halle berufen, und erwarb sich nun auch den Grad eines Doctors der Theologie. Von der Ulrichskirche ging er 1647 als Oberprediger und Superintendent an die Marienkirche über, an der er bis

zu seinem Tode († am 20. Febr. 1685) wirkte. Er war ein sehr fruchtbarer theologischer Schriftsteller in deutscher und lateinischer Sprache und hat wie sein Vater auch auf junge angehende Theologen durch Vorlesungen eingewirkt. Sein dogmatischer Standpunkt war der des strengen Lutheraners (Reine Religions-Postill), doch bewahrte ihn seine vielseitige Bildung und seine warme Theilnahme für das Leben vor Härten. Er war ein Freund der Botanik, der Astronomie und der Musik, sammelte Alterthümer, besonders auch geschichtliche Urkunden und gab auch eine Geschichte seiner Vaterstadt heraus unter dem Titel: „Halygraphia topo-chronologica, Das ist: Ort- und Zeit-Beschreibung der Stadt Halle", Leipzig 1667. Bis 1679 fortgesetzt durch Johann Gottfried Olearium, Halle 1679. 4⁰. Von größerer Bedeutung ist noch heute eine andere ortsgeschichtliche Schrift: „Coemiterium Saxo-Hallense. Das ist, des wohlerbauten Gottes-Ackers . . . der Stadt Hall . . . Beschreibung", 1674. 4⁰.

Pipping, Sacer decadum Septenarius memoriam theologorum exhibens, Bd. I. — Johann Christoph v. Dreyhaupt, Beschreibung des Saal-Kreyses.

Opel.

Olearius: Gottfried O., Sohn des Johann O., der als erster Professor der Theologie und Senior der Universität Leipzig 1713 starb (s. u.), wurde am 23. Juli 1672 in Leipzig geboren. Ein frühreifes Talent, bezog er sehr zeitig die heimische Universität, um sich zunächst philologischen und philosophischen Studien zu widmen. Schon mit 20 Jahren promovirte er in rühmlicher Weise zum Magister. Im J. 1693 trat er eine längere Reise an, auf der er Holland und England besuchte, und sich mit berühmten Gelehrten jener Länder bekannt machte. Mit mehreren derselben, z. B. mit dem aus Deutschland gebürtigen, aber in England ansässig gewordenen Joh. Ernst Grabe, führte er später einen gelehrten Briefwechsel. In England zogen ihn besonders die Universitäten Oxford und Cambridge an. Am längsten hielt er sich in Oxford auf, wo er, mit den handschriftlichen Schätzen der Bodley'schen Bibliothek beschäftigt, ein volles Jahr blieb, indem er besonders griechische Handschriften aus dem classischen und dem christlichen Alterthum studirte. Nach Leipzig zurückgekehrt, warf er sich mit angestrengtem Fleiß auf die theologischen Studien, hielt aber zugleich philosophische Vorlesungen, und wurde 1698 zum Assessor der philosophischen Facultät ernannt, und schon 1699 zum Professor des Griechischen und Lateinischen befördert. Nun erwarb er sich die Würde eines Licentiaten der Theologie, wurde 1708 zum Professor der Theologie ernannt, und erwarb sich im gleichen Jahr die theologische Doctorwürde, während ihm theils zuvor, theils nachher verschiedene Functionen und Ehrenämter an der Universität zu Theil wurden. Am 23. April 1710 erhielt er eine Domherrnstelle am Hochstift zu Meißen, und am 11. Trinitatissonntag gleichen Jahres eröffnete er durch Predigt den neu eingerichteten Universitätsgottesdienst in der Paulinerkirche, der von da an durch ihn und seine theologischen Collegen regelmäßig gehalten wurde. Er verehelichte sich 1701 mit Christiane Sophie Alberti, nachdem aber diese schon im folgenden Jahr ihm durch den Tod entrissen worden, 1703 mit Christine Sabine Lang, die ihm mehrere Kinder schenkte, von welchen nur einige Töchter reifere Jahre erlebten. O. selbst starb, noch nicht 43 Jahre alt, am 10. November 1715 an Auszehrung, woran er mehrere Jahre gelitten hatte, die letzten Monate aber bettlägerig geworden war. Auf seinem Krankenbette bewies er fromme Geduld und Standhaftigkeit. Er bezeugte unter anderem: er habe nichts auf der Welt vollkommen befunden, als allein das Verdienst Jesu Christi, dessen er sich herzlich getröstet. Seine letzten Worte waren: „Bestelle dein Haus, denn du mußt sterben!" Seine Demuth bethätigte er durch die letztwillige Verordnung, daß sein Leib in aller Stille, ohne Leichenpredigt u. dgl. beerdigt, und auf seinen

Grabstein nichts weiter gesetzt werden solle als oben die Worte: Gottfridus Olearius, Theologus Lipsiensis, hic situs est, und unten: Domine, misertus es mei, ut promiseras mihi, nach Psalm 119, 76. Diese Verfügung wurde von den Hinterbliebenen treulich beobachtet; von den vielen Gedichten, die zu seinem Ehrengedächtniß einliefen, wurde keines gedruckt. — O. war ein Mann von sehr lebendigem Geist und großer Selbständigkeit des Denkens, keineswegs ein einseitiger Gelehrter, sondern ein Freund der schönen Wissenschaften, ein gewandter Mann von den angenehmsten Umgangsformen, ein gediegener christlicher Charakter, ein Prediger, dessen lichtvolle Darstellung, dessen fesselnde Ausführung und überzeugende Kraft überaus hoch geschätzt wurde. Hatte schon der Vater in dem Conflict zwischen Orthodoxie und Pietismus eine unparteiische Stellung eingenommen, so war des Sohnes kirchlich theologischer Standpunkt noch selbständiger und unabhängiger. Er erklärte sich unverholen zu Gunsten Spener's in seiner Vorrede zu einer lateinischen Uebersetzung von dessen Buch von der Natur und Gnade. Er hegte über manche Gegenstände des Glaubens originelle und selbständige Ansichten, gewährte auch anderen gleiche Freiheit und mißbilligte es, wenn Theologen sich wegen ihrer Ansichten gegenseitig verketzerten. Er selbst betheiligte sich an theologischen Controversen aus Grundsatz nicht. Seine Schriften sind überaus zahlreich und verbreiten sich über die mannigfaltigsten Gebiete der Wissenschaft: Geschichte, Philosophie, Auslegung neutestamentlicher Stellen und Bücher, Glaubenslehre ꝛc. Nachdem er von seiner englischen Reise zurückgekehrt war, berichtete er 1695 in einem Briefe (abgedruckt bei Ranfft, Leben kursächsischer Gottsgelehrten, II, 874 ff.) an den gelehrten Hamburger Philologen Fabricius über seine Studien auf der Bodley'schen Bibliothek. Man sieht daraus, wie viele griechische Schriften er dort in den Handschriften gefunden und zum Behuf des Druckes studirt hatte. Es sind darunter Reden und Briefe von Libanius, Bruchstücke von Porphyrius und Philoponus ꝛc. Allein zur Ausführung sind diese Pläne größtentheils nicht gekommen. Eine Anzahl seiner exegetischen Dissertationen wurden unter dem Titel „Observationes sacrae ad Evangelium Matthaei“ gesammelt 1713 herausgegeben. Mehrere Schriften, z. B. eine von Johann Locke über Erziehung, hat er aus dem Englischen übersetzt, letztere ins Deutsche, andere, mehr gelehrte Bücher ins Lateinische.

Vgl. Acta Eruditorum, 1716, p. 235 ss. — Ranfft, Leben kursächsischer Gottesgelehrten, 1742, II, S. 842 ff. Lechler.

Olearius: Dr. Johann O. (Coppermann, Kupfermann) wurde am 17. September 1546 zu Wesel geboren. Er soll seinen latinisirten Namen von dem Zunamen seines Vaters Jakob Coppermann, der ein Oelschläger war und auch so genannt wurde, entnommen oder erhalten haben. Nachdem er in Düsseldorf seine Schulbildung erhalten hatte, studirte er in Marburg und Jena und wurde am 13. Januar 1573 in Jena Magister. Im folgenden Jahre treffen wir ihn in Königsberg i. Pr., wo er ein Schulamt erhielt und auch für eine Professur der hebräischen Sprache an der Universität in Aussicht genommen wurde. Indessen wurde er im J. 1578 als Professor der Theologie und des Hebräischen an die Universität Helmstädt berufen und verheirathete sich hier mit der Tochter seines Gönners und Landmanns, des Professors Tilemann Heßhusen (s. A. D. B. XII, 314), welche am 10. April 1600 verstarb. Seine zweite Gattin wurde Sibylla Nicander, eine Tochter des verstorbenen Predigers M. Paul Nicander zu Halle. Auch in Helmstädt blieb O. nur drei Jahre, da er 1581 eine Berufung als Oberpfarrer und Superintendent an die Marienkirche in Halle annahm. Hier lehrte er zugleich die hebräische Sprache an der lateinischen Stadtschule und begründete eine Art theologisches Seminar für Studirende, welche die Universität bereits verlassen hatten. Mehr als achtzig junge Theologen soll er

einmal zu gleicher Zeit in der Schriftauslegung unterwiesen haben. Nachträglich unterzeichnete er hier die im Auftrage und mit erheblichen Kosten des Raths (1579) von Dr. Martin Chemnitz herbeigeführte Vereinigung der Halle'schen Geistlichen über den Sinn und das Verständniß der Concordienformel. Eine Kritik der anhaltischen Theologen über diese Bekenntnißschrift wurde die Veranlassung eines Streites, in welchem O. namentlich Wolfgang Ameling bekämpfte („Criminationum pagellae Cerbestanae, quae Strena inscribitur, depulsio Item disputatio de exorcismo et refutatio objectionum, quibus Amlingus hanc ceremoniam infamat". Halae 1591, 8°). Infolge dieser Streitigkeiten erhob er ferner Einspruch gegen die Wahl des M. Paul Nicander zum Pfarrer an der Ulrichskirche zu Halle, konnte indessen im Laufe von fünf Jahren denselben keines Irrthums überführen. Daher unterschrieb er endlich nebst den übrigen Stadtgeistlichen einen vom Rathe gestifteten Vergleich (10. Januar 1586), in welchem Nicander von seinen Amtsgenossen als Pfarrer anerkannt wurde. Später nahm er in ähnlichen Streitigkeiten, z. B. über die Kirchenbuße der gegen das sechste Gebot Fehlenden eine mehr vermittelnde Stellung ein. Doch geht von O. die strengere lutherische Richtung aus, welche in der Stadt Halle und dem Saalkreise sowie später in dem ganzen Herzogthum Sachsen-Weißenfels-Querfurt bis zu A. H. Francke's Auftreten die herrschende blieb und von seinen gelehrten und beredten Söhnen und Enkeln vertreten wurde. Bei dem ersten und einzigen Jubelfeste der Concordienformel, welches der Administrator Herzog August von Sachsen 1675 in Halle veranstaltete, wohnten der Disputation de constante concordia concorde zwei Oberhofprediger und zwei Superintendenten dieses Namens bei, zwei Söhne und zwei Enkel des Joh. O. Seine Tochter Katharina ist die Urgroßmutter Georg Friedrich Händel's. Er starb am 26. Januar 1623.

Pipping, Sacer decadum Septenarius memoriam theologorum exhibens, Bd. I. — Johann Christoph v. Dreyhaupt, Beschreibung des Saal-Kreyses.

Opel.

Olearius: Johannes O., geb. am 7. September (st. vet.) 1611 zu Halle a. S. als dritter Sohn des dortigen Superintendenten und Oberpfarrers Johannes O. (geb. 1546 zu Wesel, † 1623, s. o. S. 278). Als er seine beiden Eltern in seinem 12. Lebensjahre verloren, nahm ihn zuerst Andreas Sartorius in Halle, sodann nach dessen Tode der Superintendent Simon Gedicke in Merseburg in sein Haus; nachdem er auf den Gymnasien in Halle und Merseburg vorbereitet war, bezog er im J. 1629 die Universität Wittenberg: hier wurde er 1632 Magister, 1635 Adjunct der philosophischen Facultät und 1637 Lic. Theol. Im J. 1637 ward er als Superintendent nach Querfurt berufen; von hier kam er im J. 1643 nach seiner Vaterstadt Halle als Hofprediger des Herzogs August von Sachsen-Weißenfels. In diesem Jahre ward er zu Wittenberg Doctor der Theologie. Später wurde er Oberhofprediger, Kirchenrath und Generalsuperintendent und wurde in diesen letzten Würden, als nach dem Tode des Herzogs August das Erzstift Magdeburg an Brandenburg fiel, im J. 1680 nach Weißenfels versetzt, wo er am 14. April (st. vet.) 1684 starb. Er hinterließ fünf Söhne, welche sich alle mehr oder weniger als Theologen ausgezeichnet haben. Unter seinen zahlreichen Schriften meist erbaulicher Art ist besonders seine „Erklärung der Bibel" in fünf Foliobänden (Leipzig 1678—1681) zu nennen. Ganz besonders aber hat er sich um den Kirchengesang verdient gemacht, sowol als Dichter von geistlichen Liedern, als auch als Herausgeber eines der besten Gesangbücher seiner Zeit. Dieses erschien unter dem Titel „Geistliche Singekunst" zuerst im J. 1671 und enthält unter 1218 Liedern eine große Anzahl (nach Koch 296) von ihm selbst verfaßter, von denen sich nicht wenige noch heute in Gemeindegesangbüchern finden. Namentlich diejenigen, welche Freylinghausen in

sein Gesangbuch aufnahm, haben weitere Verbreitung gefunden. O. selbst stand der zu seiner Zeit beginnenden pietistischen Bewegung freundlich gegenüber und hatte ein richtiges Verständniß für die kirchlichen Schäden seiner Zeit.

Joh. Bernh. Liebler, Hymnopoeographia Oleariana, Naumburg (1727) S. 7 ff. — Rambach, Anthologie III, S. 200 ff. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., III, S. 344 ff., wo die weitere Litteratur angeführt wird. — Herzog, Realencyklopädie für protest. Theol. u. Kirche 2. Aufl., XI, S. 17. — Tholuck, Vorgeschichte des Rationalismus II, 2 S. 127—129. L. u.

Olearius: Johann Gottfried O., Sohn von Gottfried O. (geb. 1604, † 1685, s. o. S. 276), Enkel von Johann O. (geb. 1546, † 1623), wurde zu Halle a. S. am 25. September 1635 geboren, wo sein Vater damals Pastor zu St. Ulrich war. Er besuchte das Gymnasium in Halle, studirte sodann von 1653 an in Leipzig, wo er 1656 Magister ward. Im J. 1658 ward er in Halle Adjunct, 1662 Diaconus und 1685 Inspector der zweiten Diöcese des Saalkreises. Im J. 1688 ward er Superintendent und Consistorialrath in Arnstadt, wo er am 21. Mai 1711 starb. Er war ein gelehrter Theologe, hat aber in seinen jüngeren Jahren auch geistliche Lieder gedichtet, welche er im J. 1664 unter dem Titel „Primitiae poeticae" herausgab; von ihnen haben einige weitere Verbreitung gefunden, wie namentlich sein Lied: „Geht ihr traurigen Gedanken, die ihr mir mein Herz beschwert", welches Freylinghausen in sein Gesangbuch aufgenommen hat. Unter seinen wissenschaftlichen Werken ist zu nennen der „Abacus patrologicus", Jena 1673, eine Uebersicht über das Leben und die Schriften der Kirchenväter, in zweiter erweiterter Auflage von seinem Sohn Johann Gottlieb (vgl. unten S. 283) im J. 1711 in zwei Bänden unter dem Titel „Bibliotheca scriptorum ecclesiasticorum" herausgegeben. — Er war viermal verheirathet und hatte 17 Kinder.

Joh. Bernh. Liebler, Hymnopoeographia Oleariana, Naumburg (1727) S. 11 f. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., III, S. 350 ff.; hier S. 344 Anm. die übrige Litteratur. — Herzog, Realencyklopädie für protest. Theol. u. Kirche, 2. Aufl., XI, S. 18. — Rambach, Anthologie III, S. 153 ff. — Winer, Handbuch der theol. Litt., 3. Aufl., I, Sp. 851. L. u.

Olearius: Johannes O., Professor in Leipzig, war zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts einer der gelehrtesten und charaktervollsten deutschen Theologen. Sein Vater, D. Gottfried O., war Pastor der Marienkirche und Superintendent in Halle; der Großvater Johann O., † 1623 (s. o. S. 278), gleichfalls Superintendent daselbst, aus Wesel im Clevischen, war der Stammvater des in Obersachsen berühmt gewordenen Geschlechts. Am 5. Mai 1639 geboren, erhielt O. anfänglich Privatunterricht, machte das Gymnasium zu Halle durch, und studirte von 1657 an zu Leipzig Philosophie und Theologie. Er promovirte zum Baccalaureus der freien Künste, und habilitirte sich als Magister 1660 durch eine philosophische Disputation. Nachdem er hierauf auch die Universitäten Wittenberg und Jena besucht und die Bekanntschaft der damals berühmten Theologen, z. B. Calov, Quenstedt, Deutschmann, in Jena des Johann Gerhard und Musäus gemacht hatte, kehrte er Ende 1661 wieder nach Leipzig zurück. Hier hörte er theologische Vorlesungen, hielt aber gleichzeitig philologische und philosophische Vorlesungen, und erlangte durch Disputationen solchen Beifall, daß man ihm rieth, sich um eine Stelle in der philosophischen Facultät zu bewerben. Er that dies, und wurde 1663 Assessor der philosophischen Facultät. Von da an stieg er durch verschiedene Stufen akademischer Aemter und Würden hinauf bis zum ersten Professor der Theologie und Senior der Universität Leipzig

1665 erhielt er die Professur der griechischen Sprache, promovirte 1668 zum Licentiaten der Theologie, wurde 1677 zum ordentlichen Professor der Theologie ernannt, worauf er im folgenden Jahr zum Doctor der Theologie promovirte. Schon 1666 war er Collegiat des großen Fürstencollegiums geworden, 1683 wurde er Domherr zu Zeitz, achtmal bekleidete er das Rectorat der Universität. Im J. 1699 traf es sich, daß zwei Professoren der Theologie Joh. Ben. Carpzov II. und Lehmann, rasch hintereinander starben, während der vierte, Thomas Ittig, die Doctorwürde noch nicht erworben hatte. So war denn O. der einzige Doctor, und creirte bei der Doctorpromotion im genannten Jahr nicht weniger als elf Doctoren auf einmal. Nachdem er ordentlicher Professor des Griechischen geworden, verehelichte er sich 1667 mit Anna Elisabeth Müller, Tochter des Professors der Mathematik in Leipzig. Aus dieser Ehe wurden ihm sechs Söhne und sechs Töchter geboren. Drei der Söhne sind ebenfalls Professoren in Leipzig geworden, einer in der theologischen, einer in der juristischen, der jüngste in der philosophischen Facultät. O. war sein Leben lang ein ungemein fleißiger Gelehrter, der nicht nur seine Vorlesungen regelmäßiger als mancher seiner Zeitgenossen zu halten pflegte, sondern auch in Programmen, Dissertationen und Büchern außerordentliches leistete. Seine frühesten Schriften sind, da er gegen zehn Jahre der philosophischen Facultät angehörte, logischen, psychologischen, metaphysischen, philologischen und historischen Inhalts. Seitdem er aber Licentiat der Theologie geworden, 1677 zum Professor der Theologie ernannt war, behandelte er theologische Gegenstände, indem er mit Vorliebe einzelne Bibelstellen auslegte, biblisch-theologisch, dogmatisch, ethisch erörterte. Es werden über hundert solcher Abhandlungen von ihm namhaft gemacht, die hier aufzuführen zwecklos sein würde. Nur einige seiner Schriften mögen hier Erwähnung finden. Seine Licentiatenarbeit vom Jahre 1668: „De stylo Novi Testamenti" erschien bis zum Jahre 1721 in wiederholten, zum Theil vermehrten Auflagen, wurde auch von einem holländischen Gelehrten, Jak. Renferd, in sein Syntagma dissertationum de stylo N. T. 1701 aufgenommen. Seine 1699 erschienenen „Elementa hermeneuticae sacrae" waren einer der ersten Versuche, die Grundsätze der biblischen Auslegung aufzustellen; J. J. Rambach hat in den Institutiones hermeneuticae S. dieses Büchlein mehrfach benützt. Beliebt als Grundlage für Disputationen über polemische Themen blieb an der Leipziger Universität geraume Zeit seine Schrift „Synopses controversiarum selectiorum cum hodiernis Pontificiis, Calvinistis etc.", 1693, neue Auflage 1710. Theologische Gutachten, deren er Bände handschriftlich hinterließ, sind nie im Druck erschienen. — Was den Charakter und die Gesinnung dieses grundgelehrten und scharfsinnigen Mannes betrifft, so hielt er sich höchst maßvoll und verfuhr in einer polemisch gearteten Zeit stets besonnen und überlegt. Es war sein Anliegen, die Einigkeit, unbeschadet der Wahrheit, zu erhalten, beziehentlich wiederherzustellen. Er konnte es damit freilich nicht jedermann recht machen. Da er einen rechtschaffenen Christenwandel für ein Haupterforderniß eines Theologen hielt und bei jeder passenden Gelegenheit seine Zuhörer in diesem Sinn vermahnte, so läßt sich erwarten, daß er einem August Hermann Francke und dessen Freunden nicht feindlich entgegentrat. Im J. 1689 ertheilte O., als Rector der Universität, dem Magister Francke die Erlaubniß, in einem Saale der Universität seine stark besuchten Vorlesungen über paulinische Briefe zu halten, was ihm andererseits als allzugroße Begünstigung der „Pietisten" verdacht wurde. Der Conflict verschärfte sich immer mehr. Nachdem Spener 1691 von Dresden verdrängt, nach Berlin berufen war, richtete der leidenschaftliche Gegner des Pietismus, Johann Benedict Carpzov II., Professor der Theologie und Pastor zu St. Thomä, 1692 ein Gutachten gegen die Pietisten an den Landtag zu Dresden, angeblich von Seiten der theo-

logischen Facultät, in der That aber ohne Vorwissen und collegialische Berathung in eigenmächtiger Weise. Bei dem Landtag befand sich aber, als Vertreter de Universität Leipzig, O. Da erhielt er von Spener aus Berlin eine Widerlegun der verleumderischen Streitschrift: „Imago pietismi", nebst einem tröstlichen un ermuthigenden Schreiben zugesandt. Hierauf gab O. unter dem 14. März 169 eine lateinische Antwort (abgedruckt bei Ranfft, Leben kursächsischer Gottesge lehrten, 1742, II, 838 ff.). O. spricht sich darin mit tiefer Verehrung aus Spene gegenüber; er nennt ihn vir θεολογικώτατος, Luthero nostro non absimil u. dgl. Die Sache selbst betreffend, hat er in öffentlicher Erklärung, angesich der Stände, sich von jenem erschlichenen Gutachten aufs entschiedenste losgesag auch schriftlich dagegen protestirt, und ist für die angefochtene Sache („cau veritatis aeque ac pietatis") zwar nicht ohne Schüchternheit, aber doch, obw isolirt stehend, mit innigster Ueberzeugung eingetreten. O. eignete sich ein Grundsatz des Pietismus an, nämlich daß Heiligung des Lebens für einen The logen unerläßlich sei, daß ein Unwiedergeborner nur eine historische und buc stäbliche Erkenntniß göttlicher Dinge, nicht aber wahre Erleuchtung besitze. Die Satz führte er 1708 in einem Programm aus, was zu einem Briefwechsel üb die Frage zwischen ihm und Valentin Ernst Löscher führte, der aber vertrauli und freundschaftlich geführt wurde. Da aber D. Wernsdorf in Wittenberg i einem Programm gegen O. über jene Frage sich aussprach, so gab letzterer 171 eine Vertheidigung gegen beide in lateinischer Sprache heraus.

Inzwischen hatte die Gesundheit des Mannes einen bedenklichen Stoß e litten. Im J. 1703 traf ihn ein Schlaganfall, welcher zwei Jahre später, vo da an aber fast jährlich sich wiederholte, und ihn jedesmal eine Zeit lang d Sprache beraubte. In seinen letzten drei Lebensjahren stellte sich dieses Leid heftiger ein. Er entzog sich deshalb allen übrigen Functionen, setzte jedoch sei Vorlesungen fort; nur im letzten Jahre stellte er auch diese ein, weil sei Schwachheit zugenommen hatte. Im J. 1713 wurde er völlig bettlägerig, b schäftigte sich mit Todesgedanken und bereitete sich auf den letzten Abschie Nachdem er sein Haus bestellt, die Seinigen ermahnt und gesegnet hatte, fiel am 6. August in einen tiefen Schlaf und verschied, als Senior der ganzen Univ sität, in einem Alter von 74 Jahren und 3 Monaten. Sein Wahlspruch, d er Freunden in ihre Stammbücher zu schreiben pflegte, war: Θεοῦ διδόν οὐδὲν ἰσχύει φθόνος, καὶ μὴ διδόντος οὐδὲν ἰσχύει πόνος.

Vgl. Elogium in Acta Eruditorum, 1713, S. 428 ff. — Ranfft, Leb kursächsischer Gottesgelehrten, 1742, II, 809 ff. Lechler.

Olearius: Johann Friedrich O., Rechtsgelehrter. Der Sproße ei geschätzten, gleichnamigen Gelehrtenfamilie Obersachsens. Sein Urgroßvater w Johann O., geb. 1546 zu Wesel in Cleve (s. o.), der Stammvater des G lehrtengeschlechtes der Olearius, von welchem mehrere Glieder im Dienste d Wissenschaft und der Kirche Tüchtiges leisteten, starb 1623 als Superintend zu Halle a. S. Das gleiche Amt bekleidete dort dessen Sohn Gottfried (s. Von dessen Söhnen war Johann (s. o.) in Leipzig berühmter Professor Theologie und Senior der Hochschule, wo er 1713 das Zeitliche segnete. A der ältere von Johann's Söhnen Gottfried jun. (s. o.) starb als Profes in Leipzig 1715. Des 1713 gestorbenen Johann's jüngerer Sohn, Joha Friedrich ist unser Rechtsgelehrter. Am 25. Juni 1679 zu Leipzig gebor studirte er dort und in Halle die Rechte, 1699 Magister, 1703 Doctor bei Rechte, widmete er sich dem Lehrberuf und wurde nach der damals üblichen, Leipzig lange beibehaltenen Bezeichnung der Rechtsprofessoren 1708 prof. ord. t de V. S. et de Reg. Jur., 1710 Prof. Institutionum, 1715 Prof. Pandectaru zuletzt 1720 Prof. Codicis, zugleich Decan und Beisitzer (Assessor) der Jurist

Facultät; außerdem war er Canonicus von Merseburg. Als am Gallustage 1722 nach dem Leipziger Spruche: Saxo, Missnensis, Bavarus, tandemque Polonus die Meißner Nation aus ihrer Mitte den Rector zu wählen hatte, fiel die Wahl auf O. Vier Jahre später, am 4. October 1726 ging er nach vollendetem 47. Lebensjahre mit Tod ab. Als Schriftsteller hat sich O. auf Disputationen civilrechtlichen Inhaltes beschränkt, ihre Zahl ist nicht unbeträchtlich; M. Lipen hat sie in seiner Bibliothek (Bd. II. S. 224) möglichst vollständig zusammengestellt.

Jöcher. — F. A. G. Wenckii oratio secularis pp. Lipsiae 1770 p. 65. I. 4. Eisenhart.

Olearius: Johann Gottlieb O., Rechtsgelehrter. Auch er entstammt der vorgenannten sächsischen Gelehrtenfamilie. Sein Vater (der älteste Sohn des Superintendenten Gottfried O.) war Johann Gottfried O., der zu Arnstadt als Superintendent 1711 starb (s. o.). Viermal verheirathet hinterließ derselbe siebzehn Kinder und 32 Enkel. Der älteste seiner Söhne, unser Johann Gottlieb, — welcher hiernach Vetter (Geschwisterkind) des vorbesprochenen Johann Friedrich O. ist — wurde am 22. Juni 1684 zu Halle geboren; er begann seine Studien in seiner Vaterstadt und setzte sie als Candidat der Theologie in Wittenberg fort; dort wurde er 1704 Magister, dann 1711 Adjunct der philosophischen Facultät zu Jena, wo er u. a. „de Luthero ex juris studioso Theologo, et de Zieglero ex theologo ICto facto“ (Jen. 1709) disputirte. — Da ihm indeß die theologischen Studien auf die Dauer nicht zusagten, wandte er sich dort zur Rechtswissenschaft; wurde bereits 1712 Licentiat, und am 20. April des folgenden Jahres Doctor beider Rechte. Nach Umfluß eines halben Jahres kam er als Hofgerichtsadvocat nach Königsberg, erhielt dort 1715 seine Anstellung als außerordentlicher Professor der Rechte, wozu 1722 die Ernennung zum preuß. Hals- und Hofgerichtsassessor trat, in welchen Eigenschaften er am 2. Februar 1734 vor zurückgelegtem 50. Lebensjahre starb. Als Schriftsteller befaßte er sich fast ausschließend mit preußischem Landrechte, mit Rechtsvergleichung und juristischer Litteratur; von seinen mehrfachen Arbeiten erwähnen wir: „Duodecas positionum juris varii cum jure Prutenico collatarum“, Regiom. 1715. — „Diss. de insignioribus proc. civilis differentiis ex jure Prutenico et ordinatione proc. Saxonic ielectoralis etc.“, Regiom. 1726. — „Theses juridicae“, Regiom. 1714. — „Th. selectae“, ibid. e. a. — „Diss. de utilitate et necessitate rei liter. in jurispr.“, Reg. 1713. — „Diss. de biogr. antiquorum ICtorum“, ibid. 1714 und Vitemb. 1737. 4°. (auch in den Hallischen Beiträgen Bd. I. St. II. S. 265 abgedruckt). — 1711 veröffentlichte er zu Jena (kl. 4°.) unter dem Titel: „Bibliotheca scriptorum ecclesiasticorum den durch Zusätze bereicherten Abacus patrologicus“ seines gelehrten Vaters.

Jöcher. — Rotermund V. — Arnold, Hist. d. Königsb. Univers. II. 40. Eisenhart.

Olearius: J. Christoph O., geb. zu Halle den 17. Sept. 1668, † in Arnstadt den 31. März 1747. Er war der Sohn des 1711 als Superintendent in Arnstadt verstorbenen Joh. Gottfried O. Nachdem er seit 1681 in Jena hauptsächlich Theologie studirt und 1691 zum Magister promovirt hatte, kehrte er vielseitig gebildet 1693 nach Arnstadt zurück. Seine gründlichen numismatischen Kenntnisse waren zunächst die Ursache, daß er mit dem Grafen, nachmaligen Fürsten zu Schwarzburg-Sondershausen, Anton Günther II., in nähere Berührung trat, weil dieser Fürst ein damals berühmtes Münzcabinet besaß. 1694 wurde er zum Prediger an der neuen Kirche in Arnstadt berufen, welche Stelle er 1695 als zweiter Diaconus und zugleich als Vorstand der Kirchenbibliothek antrat. Nach seines Vaters Tode erhielt er das erste Diaconat

und 1712 Sitz und Stimme im fürstl. Consistorium. Im J. 1704 ernan ihn die Königl. Preuß. Societät der Wissenschaften zum Mitglied und der H zog Christian zu Weißenfels zum wirklichen Kirchenrath im J. 1727, Fü Anton Günther aber übertrug ihm im J. 1737 die Superintendentur zu A stadt, welche er bis zu seinem Tode verwaltete. Er besaß eine reichhaltige B liothek, ein bedeutendes Naturalien- und Münzcabinet und stand fortwähr mit den berühmtesten Gelehrten aus Nah und Fern in regem Briefwech Seine sehr zahlreichen Schriften lassen sich in drei Klassen eintheilen, in num matische, historische und theologische. In Bezug auf Numismatik wird O. als erste genannt, der sich das Verdienst erwarb, in gewisser Ordnung über Bracteaten, und zwar über deren Stoff und Werth, über ihre Gestalt, bildl Darstellung &c., wenn auch nur kurz, das Nothwendige zusammenzutragen, u durch andere Numismatiker zur Nachfolge bewogen wurden, wiewol er auch ü ältere Münzen und Medaillen aus neuerer Zeit geschrieben hat. Die Z seiner historischen Schriften beträgt ohngefähr einundzwanzig, unter denen jenigen, welche von der berühmten alten Residenzstadt Arnstadt, über die schw burgische Geistlichkeit („clericatus Schwarzburgicus“) handeln, sowie „rer Thuringicarum syntagma oder allerhand Thüringische Historien und Chroniken“ nebst anderen Schriften noch heute sich geschichtlichen Werth erhalten hat Die Theologie anlangend bezeichnen ohngefähr zweiundzwanzig Schriften se erfolgreichen Bemühungen um die Hymnologie. Der „evangelische Liederscha Jena 1705—1706 in vier Theilen erschienen, seine „evangelische Lieder-Anna über 100 Gesänge“ &c., Arnstadt 1721 und die „jubilirende Liederfreude &c.“ eb daselbst 1717 erschienen, sind als die bedeutendsten hervorzuheben.

Ueber die damals berühmte Olearius'sche Familie finden wir Nachrich in Leuckfeld's historia Heshusii. Quedl. 1716. Ueber O. selbst sind un anderen zu vergleichen: Wetzel, historische Beschreibung der berühmten Lied dichter 2. Thl. 1721. — Götten, das jetzt lebende gelehrte Europa 2. T 1736. — Zedler's Universallex. Bd. XXV. — Moser's Beitrag zu ein Lexikon der jetzt lebenden Theologen 1740. — Ersch u. Gruber, Encyclopä III. Sect. 3. Theil, woselbst auch seine zahlreichen Schriften ziemlich ge angegeben sind. Das auch einzeln gedruckte Verzeichniß der Schrif Olearius', welche von 1690—1727 erschienen, steht auch in Coleri au lesener theolog. Bibliothek, P. III. p. 679 ff. Anemüller

Oelenhainz: August (n. a. Johann) Friedrich Oe., Porträtmaler, g 1749, n. a. 28. Juni 1745 zu Endingen in Würtemberg, wo sein Vater Pa war. Der Sohn bezog die Hochschule in Tübingen, wo er sich gleichfalls theologischen Studien widmen sollte. Durch den Verkehr mit dem Bildnißm Meyer daselbst, welcher zu seinen Verwandten gehörte, erwachte jedoch in die Neigung zur bildenden Kunst. Er erhielt zuerst von dem Genannten Un richt, ging sodann aber an die Kunstschule in Stuttgart, wo der als Maler als Bildhauer thätige Joh. W. Beyer sein Lehrer gewesen sein soll. Letz hergebrachte Nachricht steht indeß wenig sicher, da nach den neuesten Forschun Dr. Dernjac's über Beyer dessen Lehrthätigkeit an der jungen Anstalt äuß kurz gewesen sein muß. Weiter wird gesagt, Oe. sei gleichzeitig mit Beyer 1 nach Wien gegangen, wo dieser in der Folge als kaiserl. Hofstatuarius für Park von Schönbrunn eine wichtige Thätigkeit entfalten sollte, — inde Beyer erscheint erst im September 1768 in Wien und dürfte höchstens Jahr vorher angekommen sein. Oe. besuchte in Wien die Akademie, wo Professor Kupferstecher Johann Jacobé u. A. Einfluß auf ihn nahmen. Anfa versuchte er sich mit Altargemälden, ging aber rasch auf die alleinige Pflege Porträts über, worin er alsbald die besten Erfolge hatte. Sein Ruf wu

ngemein schnell, er wurde der Lieblingsdarsteller der vornehmen Gesellschaft in er Residenz und malte zahlreiche Persönlichkeiten des Hofes (es wird gesagt, ie „ganze“ kaiserliche Familie), des Adels, des reichen Bürgerstandes, Gelehrte, ichter, Künstler, so daß seine gefälligen Bildnisse schon für die Zeit- und ulturgeschichte vielen Werth haben. Zeitgenossen des Künstlers werfen ihm ein ewisses theatralisches Streben vor und behaupten, seine Bildnisse, besonders die ıblichen, seien geschmeichelt gewesen. Füßly drückt sich darüber nicht ohne umor aus, indem er von dem späteren Schweizer Aufenthalt des Malers igt, daß er es wundersam verstanden habe, ehrsame Landmilizen als heroische eldherrn zu gestalten, Magistrate mit Bareten und Halskrausen herauszuputzen nd die Mütter hübscher als ihre Töchter erscheinen zu lassen. Wir vermögen ie Richtigkeit dieser Kritik nicht nachzuweisen; einige Porträts aus der Wiener poche (z. B. der Dichter Blumauer, Professor Jacobé) sind ganz schlicht aufaßt, fürstliche Persönlichkeiten allerdings sehr vornehm. Dagegen läßt sich nstatiren, daß Oe. besonders bei der Darstellung solch letzterer sich einer sehr lücklichen Imitirung Rubens'scher Manier zu befleissen wußte. Der geschickte ünstler, welcher schon in seinem 17. Lebensjahre es soweit gebracht hatte, daß : nach dem Leben porträtiren konnte, wurde von der Akademie zuerst 1769 als chutzverwandter (d. h. unter dem Schutze des Institutes stehend) aufgenommen, obei er einen Act in Kreide ausführte, dann 5. Mai 1789 als Mitglied. in Bewerb bestand in einem männlichen Idealkopf und dem noch vorhandenen dniß Jacobe's. Er wird bei dieser Gelegenheit „ein bereits rühmlich bennnter Porträtmaler“ genannt. Nach 1799 verließ er aus unbekannten Gründen ien und begab sich nach der Schweiz, wo er in Zürich und Bern verweilte. o er sich hierauf befand, ist ebenfalls nicht eruirt, sein Ableben erfolgte in alzburg 1804. Sein Leben und Wirken ist kunsthistorisch noch nicht genügend orscht. Von Arbeiten des Künstlers sind mir bekannt: Fürst und Fürstin chwarzenberg, ganze lebensgroße Figuren im fürstlichen Palais zu Wien; Prof. hann Jacobé und männlicher Idealkopf (Akadem. Galerie in Wien); der chter Blumauer, (Eig. Graf E. Zichy in Wien); eine kaiserliche Prinzessin, atirt 1781 (Privatbesitz in Wien); Franz Kappler, Kaufmann (desgl.). rau F. Pein, datirt 1788 (desgl.); ein schlafender Mann (copiert von arter, in der Landständischen Galerie zu Graz); Skizze zu einem Kaiserporträt eselbst). Nach Oe. haben verschiedene Stecher gearbeitet. Ich kenne nur lgende Blätter: Geharnischter Krieger, G. Traunfellner sc. 1796. Badende ädchen, von demselben gest. 1799. Paysanne de la forêt noire. F. A. Dürmer sc. aysanne de Berne, von demselben; beide für den Frauenholz'schen Verlag. orträt des Grafen Kettler, G. Mark sc. Lavater, K. H. Pfeiffer sc. ürst Schwarzenberg, Pichler sc. Fürstin Caroline Lobkowitz und Fürstin auline Schwarzenberg, beide von K. H. Pfeiffer. Männliches Porträt. chabt. von F. Niclas. Herder. Gest. von K. H. Pfeiffer. Auch in der ationalgalerie in Budapest soll der Künstler vertreten sein. Sein Name wird hr verschieden geschrieben, unsere obige Schreibung entspricht der eigenhändigen uf mehreren der angeführten Gemälde.

Eigene Notizen. Ilg.

Olenschlager: Johann Daniel v. O., geb. am 18. Nov. 1711 zu rankfurt a. M., studirte zu Leipzig und Straßburg die Rechte und ließ sich nach r Erwerbung des Doctorgrades bei letzterer Universität und nach einer längeren eise durch Italien und Deutschland im J. 1737 als Advocat in seiner Vaterdt nieder. Im J. 1738 mit dem Titel eines kurfürstlich sächs. und k. polichen Rathes ausgezeichnet, durch kaiserliches Diplom vom 6. October 1747 gleich mit seinem Bruder (einem Kaufmann) als O. von Olenstein in den

Reichsadelstand erhoben, trat er 1748 in den Rath ein. In demselben Jahre vermählte er sich mit Sara Orth, der Tochter des damals bedeutendsten Frankfurter Juristen Joh. Philipp Orth. 1761 in den Schöffenrath gelangt, kam ihm seit 1771 als einem der 7 ältesten Schöffen der Titel eines kaiserlichen wirklichen Rathes zu. Er starb am 28. (nicht 27.) Febr. 1778. Seine am 18. Febr. 1723 geborene Frau folgte ihm am 7. October 1787. O. war ein für jene Zeit gründlicher Forscher in rechtsgeschichtlichen Dingen und unbefangener Beobachter der Zeitgeschichte. An zeitgeschichtlichen Werken ist das bedeutendste die „Geschichte des Interregni nach Absterben K. Karls des VI." (Fr. a. M. 1746 ff. 4 Thle. 4⁰). Von seinen rechtsgeschichtlichen Werken sind zu erwähnen: „Erläuterte Staatsgeschichte des römischen Kaiserthums in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts" mit einem noch heute werthvollen Urkundenbuche (Fr. a. M. 1753. 1 Bd. 4⁰), sowie seine: „Neue Erläuterung der güldenen Bulle K. Karls des IV. aus den älteren teutschen Geschichten und Gesetzen" (Fr. a. M. 1766 1 Bd. 4⁰).

Neues gelehrtes Europa IX, 187 ff. — Hirsching, hist.-liter. Handbuch VI, 69 ff. — Meusel, Lexikon X, 219, woselbst auch Verzeichnisse seiner Schriften.
Grotefend.

Oeler: Ludwig Oe. oder Oler lebte um 1520 als Karthäusermönch in Freiburg im Breisgau und mußte, weil er gegen einen Barfüßermönch gepredigt hatte, im J. 1522 fliehen. Er wandte sich nach Straßburg, wo er Bürger ward, um unter dem Schutze der Stadt vor weitern Nachstellungen sicher zu sein. Hier trat er auch entschieden auf die Seite der Reformation. Wir haben von ihm eine gereimte deutsche Uebersetzung der acht ersten Psalmen, alle im gleichen Versmaße, nach der Melodie „Ach Gott vom Himmel sieh darein" zu singen. Sie finden sich alle acht im andern Theil des „teutsch Kirchenampts", Straßburg 1525 bei Wolff Köpphel gedruckt; einige von ihnen sind dann in niederdeutscher Bearbeitung in niederdeutsche Gesangbücher übergegangen, so z. B. die Bearbeitung des 7. Psalmes: „Auf dich, Herr, ist mein trauen steif", in das Rostocker Gesangbuch vom J. 1531 (von Joachim Slüter): „Vp dy, Here, ys myn truwent styff". Eben dieses Lied hat in seiner ursprünglichen hochdeutschen Fassung Aufnahme gefunden in dem 2. Theil des Valentin Babst'schen Gesangbuches vom J. 1545. Von Oe. ist auch eine Satire über das päpstliche Jubeljahr aus dem Jahre 1525 in 192 gereimten Versen (Reihen). Er wird um das Jahr 1530 als Canonicus am Thomasstift in Straßburg erwähnt.

Koch, Geschichte des Kirchenlieds, 3. Aufl., II, S. 519. — Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., II, S. 179 und 279 f. — Wackernagel, Bibliographie S. 73b, und Kirchenlied I, S. 94 ff.; am letzten Orte sind alle 8 Psalmen abgedruckt. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte S. 461a, und unter den hier angeführten Liederanfängen. — Schade, Satiren und Pasquillen aus der Reformationszeit, 2. Ausg., I, S. 38 ff., und (wegen des Verfassers) III S. 332a.
l. u.

Olevian: Caspar O., ausgezeichneter reformirter Theolog, Mitverfasser des Heidelberger Katechismus, geb. den 10. August 1536 zu Trier, † den 15. März 1587 zu Herborn. Durch einen alten ehrwürdigen Geistlichen wurde O. auf dem heimischen Collegium von St. German auf das einige Verdienst Jesu Christi hingewiesen. Aber erst in Paris und Orleans, wo er die Rechtswissenschaft studirte, entschied sich der im Papstthum geborene junge Mann für die reformirte Lehre, deren Märtyrer ihm aufs höchste imponirten. Der plötzliche Tod eines jungen Pfalzgrafen, mit dessen Hofmeister O. befreundet war, bestimmte letzteren, sich der Theologie zu widmen. Zwar erwarb er sich zuvor in Bourges, wo jenes erschütternde Ereigniß vorgefallen, den Doctortitel in den

Jurisprudenz und practicirte hierauf kurze Zeit in seiner Vaterstadt, dann aber zog er nach Genf, um den großen Reformator Calvin zu hören, mit dem er zeitlebens verbunden blieb. Auch Peter Martyr Vermigli in Zürich und Theodor Beza in Lausanne wurden seine Lehrer. Mit einem reichen theologischen Wissen und einem glühenden Eifer für das Haus Gottes kehrte O. im Mai 1559 nach Trier zurück, wo er eine Lehrerstelle an der Schule zur Burse annahm und durch Predigten in reformatorischem Geiste zu wirken suchte. Bald hatte er in der bisherigen römisch-katholischen Stadt eine große evangelische Gemeinde um sich gesammelt, deren Seelsorger er ward. Ein zweiter Prediger, Cunmann Flinsbach, von Zweibrücken, wurde ihm im September genannten Jahres zur Unterstützung beigeordnet. Je mehr aber ihr Werk zunahm, desto erbitterter wurden die Räthe des Erzbischofs von Trier, Johann von der Leyen. Sie berichteten an ihren auf dem Reichstage in Augsburg weilenden Herrn, welcher nun mit Waffengewalt diese ganze Bewegung zu unterdrücken suchte. O. mit seinem genannten Amtsbruder und mehreren evangelisch gesinnten Mitgliedern des Stadtrathes wurden ins Gefängniß gelegt und des Aufruhrs angeklagt. Nur der Fürsprache der in Worms in ihrer Angelegenheit zusammengekommenen evangelischen Stände und Fürsten hatten sie es zu verdanken, daß sie die Freiheit wieder erlangten. O. folgte einem Rufe des Kurfürsten Friedrich III. und zog im December 1560 nach Heidelberg, wo er anfänglich als Lehrer am Sapienzcollegium, bald nachher aber als Professor der Dogmatik an der Universität mächtig für die Geltendmachung reformirter Lehre und Anschauung wirkte. In fleißiger Correspondenz mit seinem Lehrer Calvin suchte er die kirchlichen Verhältnisse der Pfalz nach dem Vorbilde Genfs umzugestalten. Im J. 1562 zum Prediger an der heiligen Geistkirche eingesetzt gewann er durch seine vortrefflichen Predigten immer größeren Einfluß. In dieser Stellung verfaßte er mit Professor Zacharias Ursinus, auf Befehl des Kurfürsten, noch vor dem Thorschluße des genannten Jahres den weltbekannten trefflichen Heidelberger oder Pfälzischen Katechismus, welcher im Januar 1563 unter dem Titel erschien: „Catechismus oder christlicher Underricht, wie der in Kirchen und Schulen der Churfürstlichen Pfaltz getrieben wird. Gedruckt in der Churfürstlichen Stadt Heydelberg, durch Johannem Mayer 1563". In der ersten Ausgabe fehlte noch die berühmte achtzigste Frage von der Messe als einer Verleugnung Jesu Christi und vermaledeieten Abgötterei. Durch diesen Katechismus wurde ein solides Fundament gelegt zum ferneren Aufbau der Kirche. War auch bereits in Cassel 1539 ein Katechismus erschienen, welcher die ausgeprägte schweizerische oder reformirte Lehre enthielt, so blieb sein Gebrauch doch nur ein territorialer. Der Heidelberger Katechismus gelangte aber allmählich zu einem ökumenischen Ansehen in der ganzen reformirten Welt. —

Doch auch heftigen Widerstand fand O. bei seinen kirchlichen Reformen. So in der Oberpfalz, deren Statthalter Prinz Ludwig, nachher Kurfürst Ludwig VI. ein entschiedener Lutheraner war. In Heidelberg selbst stand ihm der Arzt und Professor Erast schroff entgegen, als er mit Zanchius und anderen berühmten Theologen die Kirchenzucht einführte. Begeistert für die Unabhängigkeit der Kirche vom Staate ordnete er Presbyterien und Synoden an. Als im J. 1570 mehrere pfälzische Prediger als Arianer entlarvt wurden und man seitens der Lutheraner die Schuld auf das reformirte Bekenntniß schieben wollte, widerlegte er solche Beschuldigungen mit der Schrift: „Daß es nicht wahr sei, wie etliche schreien, daß man in den Kirchen zu Heidelberg die Allmächtigkeit des Herrn Jesu in Zweifel ziehe, oder von den Worten des heiligen Abendmahles und ihrem rechten Verstande abweiche". Bei aller Präcisität in der Lehre hatte jedoch O. allezeit die brüderliche Gemeinschaft der Evangelischen unter ein-

ander betont. So hat er in seinem bekannten Werke: „Vester Grund, das ist, die Artikel des alten, wahren, ungezweifelten christlichen Glaubens: Den Christen, die in diesen gefährlichen trübseligen Zeiten einen gewissen Trost aus Gottes Wort suchen, zu gutem erklärt und zugeschrieben" 1. Aufl. Heidelberg 1575 und dann öfters aufgelegt, in unseren Tagen, 1853 und 1856 von Sudhoff, ein Verständniß für die reformirte Abendmahlslehre den Lutherischen aufzuschließen gesucht an Luthers eigenen Worten und den Weg brüderlicher Gemeinschaft ihnen angebahnt. Seinem Einfluße bei dem Kurfürsten ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß die vielen Wiedertäufer, welche damals in der unteren Pfalz wohnten, nach dem vergeblich mit ihnen 1571 zu Frankenthal gehaltenen Religionsgespräche ohne die geringste Beeinträchtigung des Gewissens geduldet wurden. Vor allem aber war O. bemüht, eine enge Verbindung mit den böhmisch-mährischen Brüdern, von denen mehrere in jenen Tagen in Heidelberg studirten, herzustellen. Der am 26. October 1576 erfolgte Tod des edlen Kurfürsten Friedrich III. brachte jedoch das ganze Werk Olevian's und Ursin's in der Pfalz ins Stocken. Die reformirten Prediger und Schulmeister wurden von Ludwig VI. des Landes verwiesen. Nach längerem Umherziehen fand O. bei dem bisherigen Oberhofmeister Friedrichs III., dem Grafen Ludwig v. Wittgenstein zu Berleburg eine neue Heimath. Von hier aus leitete er den in der Kurpfalz gewaltsam gehemmten Strom reformirter Lehre und Zucht in die Grafschaften Nassau-Katzenelnbogen, Solms-Braunfels und Hohensolms, Hanau-Münzenberg, Ysenburg und Wied. Hier in der Abgeschlossenheit der wittgenstein'schen Berge arbeitete er auch einen Katechismus aus, welcher die damalige niedrige Bildungsstufe des Landvolkes berücksichtigt und in der schlichtesten Weise die fünf Hauptstücke erklärt. Dieser „Bauernkatechismus, das ist, Kurtze anleytung für die einfeltigen, Wie ein Haußvatter seine Kinder und Gesind auß den Artickeln des Glaubens und andern Hauptstücken zum verstand ihres Heils in Christo und gottseligem Leben durch Gottes Gnade ohne besondere Mühe bringen möge", ist ein Meisterstück für seine Zeit. In Gesprächsform belehrt ein Vater sein Kind über die Hauptwahrheiten. Schon die erste Frage ist characteristisch: Vater. Wer hat den schönen Himmel und die Erde erschaffen? Kind. Gott Vater durch Jesum Christum. Von ähnlichem Werthe ist die Auslegung der Sonn- und Festtagsevangelien, welche nach Olevian's Tode 1599 zu Neustadt a. d. Haardt unter dem Titel erschien: „Kleine Schul- und Kinderpostill für die Haushaltung". Auch erklärte er in einem ausgesuchten Kreise zu Berleburg mehrere apostolische Briefe, welche später zu Genf gedruckt erschienen. Als eine Summa dieser seiner Studien ist aber sein 1585 zu Genf edirtes, in theologischer Beziehung bedeutendstes Werk anzusehen: De substantia foederis gratuiti inter Deum et electos, itemque de mediis, quibus ea ipsa substantia nobis communicatur. Im J. 1590 erschien dasselbe auch in deutscher Uebersetzung zu Herborn unter dem bereits oben angeführten Titel „der Gnadenbund". Man hat schon vielfach in neuerer Zeit O. wegen dieser Schrift als einen Vorläufer des Coccejus bezeichnet, allein mit Unrecht, denn sein Bund, den er zwischen Gott und dem Menschen als in Christo vermittelt aufstellt, ist der in dem Wesen der Erlösung nach den Grundzügen des Alten und Neuen Testamentes begründete, der des Coccejus dagegen ein erkünstelter, schablonenmäßiger. Von Berleburg zog O., auf Bitten des Grafen Johann des Aelteren von Nassau-Dillenburg 1583 als Oberpfarrer nach Herborn. Zu Anfang des folgenden Jahres wurde ihm hier das Inspectorat über die Dillenburger Classe übertragen. Seinem Einflusse war es am meisten zuzuschreiben, daß die von dem genannten Grafen schon längere Zeit projectirte reformirte hohe Landesschule zu Herborn zu Stande kam, deren feierliche Einweihung den 1. August 1584 stattfand. O. selbst ward

einer der ersten theologischen Professoren derselben. Bald darauf gewinnt er einen weiteren in dem berühmten M. Johann Piscator, einem geborenen Straßburger. Beide Gelehrte wurden als die bedeutendsten Kräfte der jungen Schule deren Mittelpunkt. Piscators Hauptfach war Exegese, O. las hauptsächlich über Dogmatik mit Zugrundlegung der Institutio Calvin's, welche er 1586 in einem Auszuge zum Schulgebrauch lateinisch herausgab. Mit dem Geiste Calvin's hatte er sich so vertraut gemacht, daß derselbe, so zu sagen, in seinen Schriften athmet. Von fernen Ländern strömten Zuhörer herbei, um beide Männer zu hören. Daneben versah O. sein Kirchenamt mit peinlichster Gewissenhaftigkeit. Auf der am 13. Juli 1586 zu Herborn tagenden Generalsynode brachte er als Moderator es dahin, daß die Middelburger Synodalbeschlüsse nach der von ihm aufgesetzten Formulirung für die Kirchen in Nassau, Wied, Solms und Wittgenstein, welche alle auf dieser Zusammenkunft vertreten waren, angenommen wurden. Dadurch ist er nicht blos in der Pfalz, sondern auch in genannten Territorien der Begründer geworden der calvinischen Synodal- und Presbyterialverfassung. Unersetzlich war daher sein Verlust für seinen Landesherrn, die Schule und Kirche. Seine letzten Tage waren höchst erbaulich. Als er bereits im Sterben lag, fragte ihn Diakon Alsted: „Lieber Bruder! Ihr seid ohne Zweifel Euerer Seligkeit in Christo gewiß, gleichwie Ihr die andern gelehret habt?" Da legte O. die Hand auf sein Herz und antwortete: „Ganz gewiß". Im Chore der Herborner Pfarrkirche ruhen seine Gebeine. Eine einfache eiserne Platte deckt sie. Ihre schlichte Inschrift lautet: Caspar Olevianus Trevir. S. Theologiae D. O. Ecclesiae huius Pastor qui 15. Martii anni 1587 placide in Domino exspiravit hic conditus.

In der Philosophie war O. Ramist, wie die meisten reformirten Theologen seines Zeitalters. In der Theologie aber war er, wenn wir nach der Aufgabe fragen, welche diese reformatorische Persönlichkeit zu lösen hatte, der Vermittler der großen Gedanken Calvin's an die deutsche Nation.

C. Olevianus und Z. Ursinus von Karl Sudhoff. Elberf. 1857. — J. H. Steubing, C. O., in der Zeitschrift für die historische Theologie 1841. IV. S. 74 bis 98, woselbst auch alle Schriften Olevian's angeführt werden. — Piscator, Kurtzer Bericht vom leben und sterben Herrn Dr. Gasp. Oleviani, dem Gnadenbund vorangestellt. — Pfälz. Reformatoren III. Caspar O. von Fr. W. Cuno. Westheim, Rheinbaiern, Verl. d. evang. Vereins 1881. — Fr. W. Cuno, Johann der Aeltere von Nassau-Dillenburg, Halle 1869. — Fr. W. Cuno, Gedächtnißbuch deutsch. Fürsten ref. Bekenntnisses III. IV. V. — Calvini opera ed. Baum, Cunitz et Reuss, Tom. XVII. XVIII. XIX. — Kluckhohn, Friedrich der Fromme. Nördl. 1879. Derselbe, Briefe desselben. Braunschw. 1868. 1872. — Cröger, Gesch. der alten Brüderkirche. 2. Abth. Gnadau 1866. — Wittmann, Gesch. der Reformation in der Oberpfalz. Augsb. 1847. — Broweri et Masenii Antiq. et Annal. Trevir. Leodii 1670. tom. II. pg. 387. 399. — Verheiden, Af-Beeldingen van sommighe in Godts Woort ervarene Mannen. S' Graven-Haghe 1603. — Bach, die evang. Kirche im Lande zwischen Rhein, Mosel, Nahe und Glan. I. Bonn 1873. — M. Goebel, Gesch. des christl. Lebens in der rhein.-westph. evang. Kirche I. — Herzog, Realencyklopädie. Cuno.

Olfermann: Johann Elias O. wurde am 2. September 1776 zu Braunschweig als der Sohn eines ehrsamen, aber in dürftigen Verhältnissen lebenden Schneidermeisters Johann Georg O. geboren. Der Knabe wurde bei dem Stadtmusikus in die Lehre gethan und trat dann im J. 1795 als Hautboist in die englisch-deutsche Legion des Fürsten von Löwenstein-Wertheim ein. Bald wurde er Musikmeister im 90. englischen Infanterieregimente und stand als

solcher in Gibraltar und auf Minorca. Im J. 1799 wurde er Sergeantmajor und 1800 Lieutenant und Adjutant beim 97. Infanterieregimente. In dieser Stellung nahm er 1801 in Aegypten an der Schlacht bei Alexandrien theil, wo er durch einen Schuß in die Brust schwer verwundet wurde und in Anerkennung seiner Tapferkeit den Mondorden des Sultans erhielt. Später ging er mit dem englischen Heere nach Spanien und wurde hier zum Hauptmann und Brigadeadjutant befördert. Der Umstand, daß zu seiner Brigade auch das braunschweigische Infanterieregiment gehörte, brachte ihn mit dem Herzoge Friedrich Wilhelm zu Braunschweig-Lüneburg-Oels in Berührung, der nach seinem kühnen Zuge von Böhmen bis zur Nordsee damals in England weilte. Derselbe wirkte ihm bei der englischen Regierung Urlaub aus und benutzte ihn zu den vertrautesten Aufträgen. Schon im Juli 1813 betrieb er mit ihm den Plan, in Deutschland ein Truppencorps zu bilden; er schickte ihn als Agenten zum General Grafen von Wallmoden und am 6. November d. J. ließ er ihn als seinen Bevollmächtigten von dem Herzogthume Braunschweig Besitz ergreifen. Bei der Neuorganisation des braunschweigischen Heerwesens, die sofort in Angriff genommen wurde, stand dann O. dem Herzoge, der alles selbst aufs genaueste überwachte und dem bewährten Officiere mit Recht das vollste Vertrauen schenkte, in rastloser Thätigkeit treu zur Seite. Er trat aus dem englischen Dienste, in dem er inzwischen zum Major und Oberstlieutenant befördert war, aus und unterm 9. August 1814 als Oberst ganz in den des Herzogs über. Den Feldzug gegen Napoleon im J. 1815 machte er unter dem Oberbefehle des Herzogs als höchster Stabsofficier mit. Nach dem Tode seines Fürsten, dessen letzte Worte nach ihm fragten, übernahm er bei Quatrebas am 16. Juni die Leitung des braunschweigischen Truppencorps. Doch als auch ihm am 18. Juni in der Schlacht von Waterloo auf dem rechten Flügel des englischen Centrums östlich von Hougemont die rechte Hand zerschossen wurde, mußte er den Oberbefehl an den Oberstlieutenant v. Heinemann abgeben, der das Amt eines Generalquartiermeisters versah und noch an demselben Tage bei dem letzten Angriffe Napoleons auf das englische Centrum den Tod fand. Den Zug der braunschweigischen Truppen von Waterloo nach Paris leitete nun Oberst v. Herzberg, doch übernahm hier am 5. August O. den Oberbefehl selbst wieder. Unterm 2. November 1815 zum Generalmajor ernannt, hielt dieser am 29. Januar 1816 mit dem siegreichen Heere den Einzug in Braunschweig. Am 31. Mai desselben Jahres wurde ihm das Commandeurkreuz des Guelphenordens verliehen. Da ihm am 26. März 1818 das Obercommando des braunschweigischen activen Truppencorps genommen wurde, zog er sich nach Blankenburg zurück, wo am 18. October 1822 ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende machte. Gerade zehn Jahre später wurde die Ehrensäule geweiht, welche ihm seine Waffengefährten in dankbarer Anerkennung seiner Verdienste auf dem Nußberge bei Braunschweig errichtet haben. P. Zimmermann.

Olfers: Ignaz Franz Werner Maria v. O. ist zu Münster in Westfalen am 30. August 1793 geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte von 1812—1815 in Göttingen Medicin, Naturwissenschaften und Sprachenkunde. 1816 nahm er als Legationssecretär an der Gesandtschaft Theil, welche sich unter Graf Flemming nach Brasilien begab. Mit Rücksicht auf seine durch diplomatische und wissenschaftliche Arbeiten erworbenen Verdienste wurde O. 1821 zum Legationsrath ernannt. Darnach bekleidete er diplomatische Stellungen in Lissabon und Neapel, von 1826 bis October 1828 abermals am kaiserlich brasilianischen Hofe. Seit dem Jahre 1831 als Geschäftsträger in der Schweiz thätig, wurde er 1835 nach Berlin zurückberufen und als Geheimer Legationsrath im Cultusministerium beschäftigt. Von den Gebrüdern W. und

A. v. Humboldt und vom Minister v. Altenstein begünstigt, wurde O. am 31. Juli 1839 als Nachfolger des Grafen v. Brühl zum Generaldirector der königl. Museen ernannt. Vermöge seiner vielseitigen Bildung und praktischen Geschäftsführung gelang es ihm, in der 30jährigen Zeit seiner Amtsführung in allen Kunstangelegenheiten das volle Vertrauen seines königlichen Herrn sich zu erwerben und die Entwickelung der Museen und ihrer Sammlungen wesentlich zu fördern. Der Einfluß und die Thätigkeit der artistischen Commission wurde damals eingeschränkt und ihre Befugnisse auf den Generaldirector übertragen. Mit Energie verfolgte O. den bereits vom Grafen Brühl entworfenen Plan, die sogenannte Spreeinsel hinter dem Museum zu einer Freistätte für Kunst und Wissenschaft umzugestalten. Als im J. 1847 der Ausbau des Neuen Museums vollendet war, nahm die Aufnahme und Einrichtung der bisher nur nothdürftig untergebrachten Sammlungen in die neu geschaffenen Räume die volle Thätigkeit des Generaldirectors in Anspruch. Die königliche Gemäldegalerie wurde während seiner Amtsführung durch wichtige, von Waagen angeregte Erwerbungen mehr und mehr vervollständigt. Auch für das Kupferstichcabinet begann mit seiner Einwirkung eine neue Zeit der Entwickelung. Sein weiteres Augenmerk wandte O. der Vermehrung der Sammlung antiker Sculpturen und in Verwirklichung eines bei Gründung der Museen gefaßten Gedankens mit Vorliebe einer Sammlung von Gypsabgüssen zu, um die Plastik aller Zeiten und Culturvölker vergleichend überblicken zu können. Mit gereiftem Verständniß für die Bedeutung der mittelalterlichen Kunst und der Renaissanceplastik ließ er auch diesen Abtheilungen, welche geraume Zeit vernachlässigt geblieben, volle Berücksichtigung zu Theil werden. Ferner fiel die Begründung der Gypsformerei und die Anwendung zutreffender Maßregeln zur möglichsten Verbreitung und Nutzbarmachung der Museumsschätze der Sorge des Generaldirectors anheim. Wie das Antiquarium, so erfuhr auch das Münzcabinet unter Olfers' Oberleitung namhafte Bereicherungen. Zudem hatte O. an dem Erfolge der wissenschaftlichen Expedition, welche König Friedrich Wilhelm IV. von 1842—1845 unter der Führung des Professors Lepsius nach Aegypten und Nubien entsendete, erheblichen Antheil. Endlich wurde die ethnologische und nordische Abtheilung mehrfach mit neuem Zuwachs bedacht und die mit den königlichen Museen vereinigte Bibliothek neu geordnet und stetig bereichert. — Doch die im Laufe der Jahre wachsende Fülle der Aufgaben bedingte bei zunehmendem Lebensalter des Generaldirectors eine Entlastung der Arbeit und Verantwortlichkeit. Indem man auf das ursprüngliche Statut vom Jahre 1835 zurückgriff, wurde seit dem 25. Mai 1868 dem Chef des Instituts für alle wichtigen Fragen eine Commission von Sachverständigen zur Seite gestellt. Seine schriftstellerische Thätigkeit, welche den früheren Lebensjahren angehört, beschränkte O. im Wesentlichen auf einige naturwissenschaftliche Untersuchungen. Bei der von Friedrich Wilhelm IV. befohlenen Publication der Werke Friedrichs d. Gr. übernahm er die Leitung der künstlerischen Ausstattung. In den letzten Jahren seiner Berufsthätigkeit kränklich, trat O. am 1. April 1869 in den Ruhestand und starb zu Berlin am 23. April 1871.

Vgl.: Zur Geschichte der königlichen Museen in Berlin. Festschrift zur Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens am 3. Aug. 1880. Berlin 1880. 4°. — Notizen aus dem handschriftlichen Nachlaß von Olfers'. v. Donop.

Oelhaf: Joachim Oe., am 12. December 1570 in Danzig geboren und erst bis zur Absolvirung des Particulare seiner Vaterstadt unterrichtet, wurde nach dem Besuch mehrerer Universitäten im J. 1600 zu Montpellier Doctor und bald darnach Professor der Anatomie am Danziger Gymnasium, später Stadtphysikus und [illegible] des Königs Sigismund III. von Polen. Am 20. April 1630 ist er [illegible] Er hat eine Reihe medicinischer Schriften, namentlich

Disputationen, auch eine „Trias problematum physiologicorum" (1615, 4⁰) veröffentlicht.

Ephr. Praetorii Athenae Gedanenses (Lips. 1713, 8⁰), p. 51. — Andreae Charitii Comment. historico-litteraria de viris eruditis Gedani ortis (Wittenb. Sax. 1715, 4⁰), p. 114—115. — Christ. Frid. Charitii Spicilegii ad D. Andreae Charitii commentationem .. de viris erud. Ged. ortis pars prior (Ged. 1729, 4⁰), p. 40. **Bertling**.

Oelhaf: Peter Oe., Verwandter des Joachim Oe., am 19. August 1599 zu Danzig geboren, wurde, nachdem er die in seiner Vaterstadt herkömmliche Vorbildung genossen und an Universitäten studirt hatte, am 25. Mai 1620 zu Rostock Magister der Philosophie. Er blieb dort noch bis 1621, an der Universität Philosophie docirend. 1622 begab er sich nach Königsberg i. Pr., lehrte dort an der Universität, predigte und bekleidete schließlich das Amt eines Viceinspectors der herzoglichen Alumnen. 1624 begann er noch Medicin, darnach ferner Jurisprudenz, Politik und Geschichte zu studiren. 1632 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, in der er 1633 Syndikus des Rathes wurde. 1638 erhielt er die Professur der Jurisprudenz und Geschichte am Danziger Particulare. Um seine Fähigkeit für dieses Amt zu erweisen, erwarb er sich 1640 an der Universität Königsberg den Doctorgrad beider Rechte. 1653 ward er auf seinen Wunsch, da seine Gesundheit geschwächt war, emeritirt, starb jedoch bereits am 27. December 1654. Der von ihm publicirten Invitatorien, Disputationen, Abhandlungen ist eine große Zahl.

Ephr. Praetorii Athenae Gedanenses (Lips. 1713, 8⁰), p. 84. — Andreae Charitii Commentatio hist.-litt. de viris eruditis Ged. ortis (Wittenb. Sax. 1715, 4⁰), p. 115. — Christ. Frid. Charitii Spicilegii ad Andreae Charitii comment. .. de viris erud. Gedani ortis pars prior (Ged. 1729, 4⁰), p. 115—116. — Wittius, Diar. Biograph. ad a. 1654.

Bertling.

Oelhafen: Sixtus Oe. (Oelhaven) v. Schöllenbach. Die Oelhafen's sind ein altes, süddeutsches Patriciergeschlecht, dessen erste Spuren uns nach Zürich führen, woselbst in den Bürgerrollen der Jahre 1340, 1365 und 1366 Oelhafen als „Regimentsräthe" vorgetragen sind. Um 1370 begegnen wir der Familie im Patriciate der kräftig aufblühenden Reichsstadt Nördlingen, von dort verbreitete sich der Stamm nach Nürnberg, Leipzig und Breslau. In Nördlingen ist auch Sixtus Oe. geboren, der adelige Ahnherr des Hauses, dessen ruhmreiche Geschichte mit der seines Geschlechtes aufs engste verknüpft ist. Kaiser Friedrich III. ertheilte ihm und seinen Brüdern mit Diplom vom 9. Juli 1489 unter Verleihung eines sprechenden Wappens (Oelkrug und Löwen) in erblicher Weise die turnier- und stiftsmäßigen Adelsfreiheiten. Gelegentlich der Vermählung unseres Oelhafen's mit Anna Pfinzing (1501) wurde mit Diplom d. dto Nürnberg, den 24. April 1501 das Wappen der Oe. mit dem der alten Geuschnide gemehrt und ersterer verzog sich nach Nürnberg, wo von nun an ein angesehener Zweig der Familie lebte, welcher mit den vornehmsten Geschlechtern versippt, alsbald den wirklich rathsfähigen gleich betrachtet wurde. Später, auf dem Reichstage zu Worms, am 18. April 1521, bestätigte Karl V. außer den Schirm- und Wappenbriefen alle Privilegien und Freiheiten, womit die Oelhafen bisher begabt und begnadigt worden. Mehrere Jahre früher (1512) hatte die Familie unter gedachtem Oe. von den Rechen v. Rechberg Ober- und Unter-Schöllenbach erworben, wonach sich von nun an jedes Familienglied „v. Schöllenbach" nannte; 1709 erkauften sie unter Christoph Elias das im Sulzbachischen gelegene Rittergut Eismannsberg, wozu von 1736—1782 die zu genanntem Fürstenthume gehörigen Ritter- und Landsassengüter Ruprechtstein und

Neukirchen kamen, nachdem das Geschlecht seit 1729 zu Nürnberg in die Reihe der patricischen und „wirklich rathsfähigen“ aufgenommen worden war. — Die Familie blüht heute noch und wurde nach Mediatisirung der alten Reichsstadt in die Matrikel der Krone Baiern aufgenommen. — Im Laufe einer mehr als 400jährigen Familiengeschichte begegnen wir mehreren Männern, welche, sei es als Schriftsteller oder Prokanzler von Altorf, sich um die Wissenschaft verdient machten, sei es als städtische Beamten und diplomatische Agenten ihrer Vaterstadt und dem Reiche wesentliche Dienste leisteten. So verdient gleich der vorgenannte Sixtus (I.) Oe. vermöge der langjährigen und einflußreichen Stellung, welche er unter drei Regenten in der kaiserlichen Kanzlei einnahm, als Staatsmann nähere Beachtung. Um 1466 zu Nördlingen als der jüngere Sohn des Patriciers Georg Oe. geboren, soll Sixtus in seiner Kindheit nur mit Ziegenmilch ernährt worden sein, bis in sein 20. Jahr kein Fleisch genossen und an einem störenden Sprachfehler gelitten haben, von dem ihn nur heiße Gebete zu St. Onuphrius befreit hätten. Etwa im 12. Jahre wurde er nach Nürnberg geschickt zu dem Gerichtsschreiber Michael Cramer, welcher ihn mit sich auf den Reichstag nahm. Durch diesen und seinen älteren Bruder Leonhard, kaiserlichen Secretär und Pfalzgrafen, kam er schon frühzeitig in die Kanzlei des Kurfürsten von Mainz, Grafen Berthold von Henneberg, der zugleich Reichskanzler war, und durch diesen sehr bald an das kaiserliche Hoflager, wo er durch Fleiß und einnehmendes Wesen rasch die Geneigtheit des Hofes gewann; denn bereits am 9. Juli 1489 verlieh Kaiser Friedrich III. in einer von Portenau in Friaul datirten Urkunde dem Dreiundzwanzigjährigen für sich, seine Brüder und Nachkommen die üblichen Adelsfreiheiten, wobei er mit der vertraulichen Bezeichnung eines „ständigen Haus- und Tisch-Genossen“ (domesticus et continuus commensalis) aufgeführt wird. Auch Friedrichs Sohn und Nachfolger, Kaiser Maximilian, gab ihm Beweise hoher Gunst; so verlieh ihm dieser am 9. December 1496 zu Worms neben der comitiva sacri Lateranensis palatii das erbliche Privilegium mit rothem Wachs zu siegeln, und am 18. Januar 1507 in Innsbruck die weitere Freiheit, die Testamente ohne Beobachtung der gesetzlichen Solennitäten abzufassen. Oe. war unter Friedrich III., Maximilian I., auch noch unter Karl V. in der kaiserlichen Kanzlei Taxator und Secretär, zuletzt Hofrath, bezog aus derselben 1498 300 fl. Diensteinkommen und wurde in wichtigen Reichsangelegenheiten sehr häufig verwendet — auf Reichstagen wie zu Gesandtschaften; so machte er den Feldzug in Flandern mit und wurde u. a. nach Ungarn, nach Worms und Regensburg zu verschiedenen Reichsfürsten abgeordnet. 1498 bot ihm der Nürnberger Rath das Amt eines „Losungs-(Steuer-)Schreibers“ an unter Zusicherung einer Einnahme von mindestens 200 fl.; die Verhandlungen zerschlugen sich jedoch. Am Freitag nach St. Alexientag desselben Jahres wurden Oe. und seine Erben von Kaiser Maximilian zu Freiburg i. Br. mit jährlich 50 fl. in Gold „von dem Umgeld zu Dünkelsbühl zu empfangen“ begabt, und am 27. Juli 1500 verschrieb derselbe Kaiser Maximilian zu Augsburg Sixtus Oe. „umb seiner annemen, getreuen, fleißigen verdienens Willen und aus anderen, redlichen und beweglichen gutten Ursachen“ die Nürnberger Reichs-Steuer zu 200 fl. als jährliches Einkommen. Als im folgenden Jahre (im Februar 1501) zu Nürnberg das „Reichsregiment“ zum ersten Male zusammentrat, eine unter Maximilian I. und Karl V. bestandene Reichseinrichtung, kraft welcher ein Ausschuß von 20 erwählten Reichsständen in Abwesenheit des Kaisers und Reichstages alle wichtigen Reichsangelegenheiten zu erledigen hatte (Häberlin, Repertorium des teutschen Staatsrechtes, Thl. IV, S. 520—525 und Joachim, verm. Anmerk. Thl. II, S. 254—349), wurde Oe. zum Secretär dieses Regimentes erwählt. Im nämlichen Monate und Jahre — am 16. Februar 1501 — schritt Oe. zur Hochzeit

mit Anna, des Seitzen Pfinzing zu Nürnberg ehelichen Tochter (einer Schwester des bekannten Melchior Pfinzing), welche Hochzeit mit seltenem Prunke begangen wurde. — Oe. hat selbst das glänzende Fest in seinem Buche „Bleibende Händel“ beschrieben. (Abgedruckt im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1877, Bd. 24 Nr. 8 S. 242 u. ff.) Hiernach zogen mit dem Brautpaare in stattlichem Zuge zu St. Sebald „die Churfürsten und Fürsten, Berchtold zu meintz, Herman zu Cöln, Ernust zu Magdenburg, Ertzbischoffen; Friedrich Herzog zu Sachsen und Churfürst, und Ericus, Herzog zu Braunschweig, Graf Georg von Henneberg, Adolff Graf zu Nassau; auch sonst viel treffentlicher Grafen, Herrn, Ritter und Knecht; Und die Regenten und Reth des Reichsregimentes 2c. — — — jeder nach Ordnung des Reichs, wie Jne des Reichs Marschall, einer von Pappenheim geordnet hatte. — — Die Hochzeit hielt mein gnedigster Herr von meintz in Seiner Gnaden ohn aller meiner Kosten aus. — — — Nach enndc des Mahls furt mein genedigster Herr von Meintz die Braut selbst persönlich zu morgens und nachts auff das Rathaus zu dem Tantz, und gungen die anderen Fürsten und Herrn mit den übrigen Frauen und Junckfrauen auch mit.“ Die „Tischseß in des Herrn v. Meintz herberg und hofhaltung“ bestand aus acht Haupt- und einigen Nebentischen mit je 8 Gedecken in bunter Reihe. — „Der anndre Hochzeittag wurde in des Swehers (Schwiegervaters) haus gehalten — — und nach enndung des frumals von meinen genedigen herrn und annderen guten Freunden geschenkht, wie folgt.“ Nun stehen in langer Reihe die Namen der Fürsten und Ritter, Herrn und Bürger, Doctoren und Reichsstädte, welche insgesammt wetteiferten, dem gewichtigen, vielvermögenden Staatsmanne durch kostbare Gefäße und andere Kleinodien sich verpflichtet zu machen. Der Werth dieser Hochzeitsgaben wurde auf 6000 kaiserliche Reichsthaler geschätzt. — Im Wesentlichen übereinstimmend und theilweise ergänzend erzählt Heinrich Deichsler in seiner Chronik (Städtechronik X, 629) die Sache. Oelhafen's Ehe war von nur kurzer Dauer; Anna segnete bereits am 25. März 1506 das Zeitliche. Zwei Jahre später, am 16. Februar (dem Jahrestage seiner ersten Trauung), schritt der Wittwer zur zweiten Ehe mit Barbara Rieter v. Kornburg. 1502 überantwortete Oe. im Auftrage des Kurfürsten und Erbkanzlers Berchthold dem Kaiser Maximilian in feierlicher Weise das Reichssiegel. 1507 wohnte er als kaiserlicher Secretär dem Reichstage zu Worms bei. — Wie von Kaisern, so empfing unser Staatsmann auch von Reichsfürsten und Ständen mehrfache Auszeichnung. Kurfürst Joachim I. zu Brandenburg und dessen Bruder Albrecht nahmen ihn nebst seinen beiden Frauen laut Urkunden von 1505 und 1508 in den „Schwanenorden, die Gesellschaft Unserer Lieben Frauen auf dem Marienberge bei Brandenburg“ auf, eine Auszeichnung, womit in der Regel nur hochadelige Geschlechter begnadigt wurden (s. Stillfried, auch Hänle, Der Schwanenorden); und Herzog Georg zu Sachsen erwies ihm und den Seinen neben der Hofrathsbestallung für die beim Kaiser erwirkte Bewilligung der drei großen Leipziger Messen werthvolle Gunstbezeugungen. Etwas später nahm ihn Kaiser Maximilian, der ihm besonders gnädig war, „mit wolbedachtem Mutte, guten Rath und rechten Wissen“ zu seinem Hofrath auf, und ertheilte ihm hierüber d. dto. Nürnberg den 5. Februar 1512 Brief und Siegel. Als im gleichen Jahre Oe. ein Sohn geboren wurde, übernahm der Kaiser selbst die Pathenstelle und ließ sich durch Grafen Hoyer v. Mansfeld vertreten. Oe. schreibt in einem Briefe (ohne Orts- und Zeitangabe) über seine Amtsthätigkeit an Adam v. Wolfstein: „Ich bin seit 25 Jahren ohne Unterlaß bei hochlöblichster Gedächtniß Kaiser Friedrich und Maximilian zu Hof gewesen als Secretarius, und so viel Brief gemacht und unterzeichnet, daß ich die Zahl und Inhalt nit zu nennen weis. — — — Bin auch seithero an jetzo Kaiser Carls Hof durch seine Ma-

jestät gefordert, gebraucht und mehr zum Secretarius an Sr. Maj. Regiment jüngst zu Nürnberg gehalten, fürgenommen und auch gebraucht, bis ich selbst um Ledigung des alles gebetten und auch erworben." Wann Oe. seine Aemter niederlegte und sich vom öffentlichen Leben zurückzog, läßt sich mit vollster Bestimmtheit nicht angeben, zumal dessen werthvolle Aufzeichnungen, welche er unter dem Titel „Bleibende Händel" zu machen pflegte, leider verloren scheinen. Nach dem Oelhafen'schen „Familienbuch" hat Oe., „dieweil er auch des Hoflebens müde, Lust und Neigung getragen wie seine Voreltern die übrigen Tage seines Lebens in Reichsstädten zuzubringen. Und derweilen ihm die Regierung, Bürgerschaft und Wesen zu Nürnberg gefallen, auch davor, als er noch zu Hoff gewest, gute Gunst &c. von Einem wohllöbl. Rath zu Nürnberg geschehen, so hat er sich nach Anrufung Gottes allda häuslich zu setzen endlich entschlossen, und darauf sich verheirathet" (Februar 1501). Der Eintritt in ein städtisches Amt erfolgte viel später, da er erst 1519 zu einem „Genannten des größeren Rathes" erwählt wurde. Hiernach hätte der officielle Rücktritt schon 1501 stattgefunden, doch wurde Oe. noch lange nachher von Maximilian und Karl V. in Reichsangelegenheiten verwendet; ja laut Nürnberger Rechnungsdocumenten (Nr. 24 Bl. 145) war er noch im J. 1521 königlicher Secretär und zugleich „in der römischen cantzley bey unserm herrn von Mayntz des reichs ertzkantzler" thätig. Oelhafen's Lebensgang bis 1512 ist bereits oben geschildert; aus dessen späteren Lebenstagen ist noch zu erwähnen, daß er im Spätsommer und Herbst des Jahres 1520 „zu Rotenburg" lag, wohin er sich mit mehreren Befreundeten des großen Sterbens halber aus Nürnberg geflüchtet hatte. 1521 finden wir ihn vom Kaiser berufen auf dem Reichstage zu Worms, wo er in dessen Namen die Lehenträger des Klosters Pillenreuth feierlich belehnte. Dort traf er auch mit Luther zusammen. Ueber das ungeheure Aufsehen, welches dessen Erscheinung in Worms machte, schreibt Oe. an seinen Schwager, den Propst Bönner in Nürnberg am 18. April 1521: „— — Sobald er (Luther) in die Herberg, daselbst Ich In zu sehen gewarttet, nur eingieng Reckhet Er in mein u. anderer Gegenwertigkeit die Hand auf, und mit frölichem Angesicht schrie er: Ich bin Hindurch, Ich bin Hindurch &c. Ich was heint auf dem weg zuzuhören, da Er sein red gethan, ward ein solich übergroß gedreng, das Ich nit beleiben mocht; Item wo er über die Gassen gat stan wol allweg vol Menschen Ine zu sehen und ein groß wesen u. sagen von Ime &c." Luther's Lehren scheinen Oelhafen's Beifall gefunden zu haben, doch mahnten die Beziehungen zum kaiserlichen Hofe und namentlich die päpstliche Bannbulle den klugen Staatsmann zu vorsichtiger Haltung, weshalb er seinem vorgenannten Schwager unterm 25. September 1520 aus Rottenburg schreibt: „— — wagt auch also bei mir, dannoch sorglich sein, sich der Bebstlichen heiligkeit gebot so treffenlich außgegangen Widerwertigk zu erzeigen, will auch E. E. bis gesehen, was aus den Dingen wirdet, mit ferner Senden gedachts Luthers Puchlin (an den Adel teutscher Nation) nit bemuet haben (!) Und wer min beschwerlich leyd, solt Er letzer gefunden sein &c." — Oe. starb im hohen Alter, am 22. Juni 1539, zu Nürnberg und ist auf dem St. Johanniskirchhofe begraben; nicht zu Leipzig, wie man aus einem in der dortigen Thomaskirche angebrachten Denkmale schließen möchte, worauf auch das Geburtsjahr irriger Weise in das Jahr 1455 gesetzt ist. Dürer hat 1513 sein Porträt in Oel gemalt und J. A. Böner dasselbe (in 8°) in Kupfer gestochen. — Oe. war ein Mann von mittlerer Größe, er trug ein glatt rasirtes Gesicht und schlicht herabfallende Haare; seine offene, heitere Miene verrieth Wohlwollen und Leutseligkeit. Mit seinen beiden Frauen hatte er 16 Kinder, von welchen Johann, ein Sohn aus zweiter Ehe, besonders namhaft zu machen ist. Am 16. März 1520 geboren, kam er schon im 14. Jahre auf die hohe Schule nach

Wittenberg, war dort Luther's Haus- und Melanchthon's Tischgenosse und erfuhr von beiden Männern manche Freundlichkeit und Unterweisung. Zwei Jahre später widmete er sich zu Tübingen der Rechtswissenschaft, unternahm sodann große Reisen, wurde 1548 Stadt- und Bannrichter Nürnbergs und segnete als solcher am 14. April 1580 das Zeitliche. Er hielt zu Wittenberg eine Rede: „De Sigismundo Imperatore", welche in Melancht. sel. declamatt. Tom. II. 499 (Argent. 1546, 8°) und deutsch in Frankfurt a. M. 1563 herauskam. — Seine aus der Ehe mit Sybilla Paumgärtner hervorgegangene einzige Tochter Justine wurde am 18. October 1584 die zweite Gattin des berühmten Juristen Hubert v. Giffen aus Brügge (Giphanius), damals Professor der Rechte zu Altdorf (s. A. D. B. IX, 182). Die Ehe war indeß wegen schmutzigen Geizes des Gatten eine sehr freudenleere, Justine starb am 4. Februar 1612 zu Ingolstadt, während Giphanius kurz vorher einem Rufe nach Prag gefolgt war. — Unter den Kindern zweiter Ehe, welche Johann Oe. mit Susanna Harsdörffer einging, war Johann Christoph (s. d.) ein „sehr vornehmer" Jurist und gewandter Staatsmann.

Litteratur: a) Familie Oelhafen: Kneschke, Adels-Lexik. Bd. 6 S. 572 u. die zahlreich dort Aufgeführten. — Oelhafen'sches Familienbuch, das leider f. die neuere Zeit etwas defect. — b) Sixt.: Will's Nürnb. Gel.-Lexik. Bd. 3 S. 57, Bd. 7 S. 50. — Will's Münzbelustigung Thl. III S. 177. — Leipz. hist. Lex. Thl. III. — Die Chroniken der fränkischen Städte Bd. 5 S. 630 Note 1—3. — c) Hans: Will's Lexikon Bd. 3 S. 59, Bd. 7 S. 52. — d) Justine: Will's Lexikon Bd. 3 S. 59 u. 60. — Stintzing, Gesch. d. Rechtswissenschaft Bd. 1 S. 406 u. 408.

Johann Christoph Oe. v. Schöllenbach, kaiserl. Pfalzgraf, der Reichsstadt Nürnberg und anderer Reichsstädte Rechtsconsulent, geb. zu Nürnberg am 23. Octbr. 1574, † dortselbst am 12. Mai 1631. Ein Sohn aus Johann Oelhafen's (s. o.) zweiter Ehe mit Susanne Harsdörffer, also ein Enkel Sixts, kam Oe. 1586 auf das Gymnasium zu Altorf, wo er durch lateinische und griechische Festreden trotz seiner Jugend den ersten Preis gewann. Nach fünfjährigem Gymnasialaufenthalte bezog er zu Michaelis 1591 behufs Erlernung der Rechtswissenschaft die unter Grg. Obrecht und Gothofredus in hoher Blüthe befindliche Universität Straßburg, jedoch wegen kriegerischer Unruhen nach wenigen Monaten — am 24. Januar 1592 — Marburg, wo er unter Hieronymus Treutler disputirte. Im folgenden Jahre ging er zu seiner juristischen Fortbildung ins Ausland; zuerst nach Leyden, dort hörte er Julius de Bayma, besuchte flüchtig die friesische Hochschule Franeker, auch Löwen, und ging im Mai 1594 mit einer Deputation nach dem Haag, um für Leyden bei den Generalstaaten einige akademische Freiheiten zu erwirken. Von dort machte er einen Ausflug nach England und traf am 25. August 1595 über die spanischen Niederlande in Nürnberg ein. Doch schon nach wenigen Wochen — (Anfangs November) — finden wir ihn zu Venedig, Padua, Bologna, wo er zuerst das Ehrenamt eines cousiliarius Daciae, dann eines Senior consiliarius, endlich das eines Praeses nationis Germanicae bekleidete. Hierauf bereiste er mit seinem Bruder Paul Süditalien, die Schweiz, Elsaß, Lothringen, verweilte längere Zeit in Paris und Orleans, stand dort als Senior et orator nationis Germanicae an der Spitze der angesehenen deutschen Burse, und wußte durch seinen Einfluß die Aufnahme der Engländer und Schotten in die deutsche Nation durchzusetzen, und erwarb zu Anjou auf Einladung der dortigen Rechtsfacultät die juristische Licentiatenwürde. — Nun gings über die Pyrenäen; als er am 11. Octbr. 1598 zu Saragossa ankam, feierte man eben König Philipps II. prachtvolle Exequien; auch die übrigen Hauptstädte der Halbinsel wurden von unserem Gelehrten be-

richtigt. Auf der Heimreise hatte er zu Montpellier am 15. Mai 1599 bei einem Aderlaß das Unglück, daß die Medianader durchstochen wurde. Lange schwebte der Arme in Todesgefahr, auch die Abnahme des Armes drohte; doch wurde er nach sechswöchentlicher schmerzhafter und kostspieliger Cur glücklich geheilt und langte am 20. August 1599 nach siebenjähriger Abwesenheit wieder in seiner Vaterstadt an. Sofort zum reichsstädtischen Consulenten (consiliarius) ernannt, ging er behufs Erlernung des Curialstiles, zunächst an das kaiserliche Reichskammergericht Speyer, im November 1600 zur Erwerbung des Doctorhutes nach Basel, worauf er im Anfange des folgenden Jahres sein neues Amt nebst dem Assessorate am Stadt- und Ehegerichte antrat. Oe. hatte sich auf seinen Reisen viele Erfahrungen gesammelt, manch' werthvolle Beziehung angeknüpft; einem angesehenen Geschlechte entstammend, mehrerer Sprachen und der Rechte kundig, war er in besonderer Weise zu politischen Sendungen geeignet, und hat auch von 1602 bis 1631 mehr als fünfzig Commissorien ausgeführt, sei es, daß er vom Kaiser, sei es, daß er von seiner Vaterstadt oder anderen Reichsständen, an Fürstenhöfe, Reichstage oder Specialversammlungen abgeordnet wurde. So wohnte er u. a. November und December 1619 mit Andreas Imhof als städtischer Vertreter den Verhandlungen bei, welche mit dem sogenannten Winterkönig Friedrich in dessen Anwesenheit zu Nürnberg abgehalten wurden. Am 29. Juni 1623 übergab er bei der feierlichen Verkündung der Altorfer Universitätsprivilegien Namens der Reichsstadt unter Abhaltung einer längeren Rede dem Prokanzler die Universitätsinsignien: das kaiserliche Privilegium, das vergoldete Scepter nebst den Universitätssiegeln und Matrikeln (diese Verkündigung der Universitätsprivilegien Altorfs ist in einem besonderen Werke beschrieben: „Actus publicationis privil. doctor. univ. Altorf-Norimb. etc. etc. celebratus“ Alt. 1624. 4°, woselbst auch die erwähnte Rede Oelhafen's zum Abdruck gelangte). 1626 wurde er zum Prokanzler von Altorf ernannt und krönte als solcher am 1. Juni 1629 vom Nürnberger Magistrate hierzu abgeordnet den Altorfer Professor Daniel Schwenter, damals Facultätsdecan, zum Poeten dreier morgenländischer Sprachen, der hebräischen, chaldäischen und syrischen (*τριςανατολικογλωττοποιητην*). Die oben erwähnte Vertretung benachbarter Fürsten und Stände führte zu Oelhafen's ständiger Bestallung von dieser Seite. Demgemäß war er nicht nur honorirter Consulent seiner Vaterstadt, sondern auch von Markbrandenburg, Kursachsen (nach dem Familienbuche der Herzöge von Sachsen-Coburg, Eisenach und Weimar), des Deutschmeisterordens, der Grafen von Mansfeld, Castell, Wertheimb, Ortenburg und Schwarzenberg; ferner der Freiherren von Pappenheimb, Limburg, Wolfstein, Seinsheimb, Wilmersdorff ꝛc., endlich der fränkischen Ritterschaft und der vereinten fränkischen Reichsstädte: Rothenburg, Windsheim, Schweinfurt und Weißenburg. Von diesen bezog er an Besoldungen 2800 fl.; sein gesammtes Jahreseinkommen überstieg aber die Summe von 6500 fl. Auch vom Kaiserhofe wurden Oelhafen's Leistungen gewürdigt; Kaiser Mathias verlieh ihm die comitivam palatinam, und Kaiser Ferdinand II. ernannte ihn um „der angenemb, nutz- und ersprießlichen Dienste aus selbst eigner Bewegniß“ zu seinem Hofrath. Die mit gedachten Sendungen untrennbar verbundene unstete Lebensweise untergrub allmählich die an sich rüstige Gesundheit Oelhafen's. Auf dem Reichstage zu Regensburg überfiel ihn im April 1631 eine schwere Krankheit, der er am 12. Mai desselben Jahres zu Nürnberg erlag. Am 28. Juni hielt der Neffe Tobias Oe. zu Altorf die lateinische Gedächtnißrede, in welcher des Verstorbenen Leistungen gebührend gewürdigt wurden (Or. fun. Altorphii hab. a Tob. Ö. [1631. 4°]). Von der auserlesenen Büchersammlung kamen 1040 Bände theils erbschaftstheils kaufsweise in die Altorfer Universitätsbibliothek. Oe. war zweimal ver-

heirathet, die erste Ehe schloß er am 25. Mai 1601 mit Anna Maria, bei Lazarus Harsdörffer, des Innern Raths zu Nürnberg Tochter, welche ihm 13 Kinder gebar. Nach dem Ableben seiner ersten Ehewirthin (13. Febr. 1619) hielt er im folgenden Jahre — am 21. Febr. 1620 eine „gar ansehn liche" Hochzeit mit Frau Katharina, Paul Pfinzings Tochter, „dazumal Sebastia wie auch zuvor Jacobs beider Imhoff nachgelassene Wittib", auf welcher Hoch zeit „unterschiedlicher chur- und fürstlicher auch anderer Stände Delegati sic eingefunden und die Hochzeitsgeschenke sich gegen 200 Mark Silber beloffen". W. P. Kilian hat das Brustbild dieses Gelehrten in Kupfer gestochen. Letzter war ein Mann von mittlerer Größe, mit ernsten, jedoch angenehmen Zügen welche auf Klarheit, Festigkeit und zielbewußtes Streben schließen ließen. D Oe. vorwiegend Geschäftsmann war, griff er nur ausnahmsweise zur Feder, un besitzen wir von ihm blos ein paar Schriften, welche den Charakter von Geleger heitsschriften an sich tragen. So die Doctordissertation: „Miscellanea jur. controv. civilis, canonici et feudalis" (Basil. 1600. 4°), die obenerwähnt deutsche Altorfer Rede (1624); dann „De origine et jure Patriciorum, libi tres", welchem Tractate Jo. Ja. Draco den „Discursus hist. polit. juridicus d Sensu Q. M. Scaevolae" 2c. 2c. anreihte, den Oe. 1626 zu Altorf hielt. —

Will a. a. O. Bd. 3, S. 61—63. — S. J. Apinus, Vitae cancellar acad. Altdorfinae 10—19 (woselbst auch des Gelehrten Porträt).

Tobias Oe. von Schöllenbach, der Reichsstadt Nürnberg und einige Reichsstände Consulent, Prokanzler von Altorf, einer der gelehrtesten seines Ge schlechtes, geb. zu Nürnberg am 23. August 1601, † daselbst 27. Octbr. 1666 Sein Vater war Elias Oe., Nürnbergischer Losungsrath (Finanzbeamter), di Mutter Hedwig, eine geb. Löffelholz von Colberg. Der vorgenannte Johan Christoph war sein Onkel, und findet sich in dem Lebensgange des Onkels un Neffen eine auffällige Aehnlichkeit. Vorzüglich begabt kam Oe. mit seinem ältere Bruder Elias schon im 15. Lebensjahre (1615) auf das Lyceum von Altorf wo er sich vor seinen Mitschülern hervorthat. 1620 zog er nach Tübingen, un Rümelin und Besold zu hören; von Straßburg, wo er gleichfalls (1621 studirte, wandte er sich nach Basel und hielt dort vor seinem Abschiede 162 sine praeside eine Disputation: De principiis juris. — Nun trat er gleic seinen Vorjahren eine große wissenschaftliche Reise an, welche sich auf die wich tigsten französischen Provinzen, Nordengland, Holland und Flandern, dann nac kurzem Aufenthalte in Nürnberg (vom Februar bis Ende Mai 1625) auf Tiro und Italien erstreckte. Im Januar 1626 traf der Langgereiste wieder in seine Geburtsstadt ein, ging jedoch sofort nach Altorf, wo er nach seiner Inaugural dissertation „De appellationibus" im Februar „sub qualitate et titulo" eine consiliarii Norici zum Doctor beider Rechte promovirt wurde. Nach kurzer Aufenthalte am Reichskammergerichte zu Speyer heirathete er am 26. Apri desselben Jahres Anna Sabina, des Patriciers Georg Christoph Volkamer Tochter trat hierauf die ihm bereits versprochene Consulenten- und Assessorstelle a Nürnberger Stadtgerichte an und wurde im folgenden Jahre „Genannter de größeren Raths". Während einer vierzigjährigen Dienstzeit wurde Oe. „zugleic zu geheimen Sachen und Consultationen, Deputationen und Commissionen, sonder lich zum Empfang frembder Fürsten, Herren und Gesandten herfürgezogen, un zu unterschiedlichen Legationen und Reisen verwendet"; „unter selbigen sin die vornehmsten gewesen, welche er Ao. 1634 zu dem angestellten Con föderationstag nach Franckfurth und von da nach Prag; 1636 Namens Sachsen Coburg zu dem fränkischen Reichstag, hierauf nach Culmbach, Bamberg Coburg und München; Ao. 1640 und 1641 zu dem Reichstag nach Regens burg, sodann nachher Würzburg zu dem neuerwählten Erzbischof von Mainz

Ao. 1644 zu den Generalfriedenstractaten nachher Münster und Oßnabrück; Ao. 1652 zu den comitiis zu Regensburg; Ao. 1655 zu dem darauf in Frankfurth angesetzten; nachmalen Ao. 1659 und 1660 nachher Regensburg transferirten Reichsdeputationsconvent; item Ao. 1660 zu den zu Amberg zwischen Churfürstl. Durchl. zu Baiern und Nürnberg wegen unter sich gehabter Streitigkeiten geschlossenen Tractaten über sich genommen und verrichtet. Neben diesen hat er auch hochangelegene Gesandtschaften an der Römisch. Kayserl. Majestät Churfürsten und Stände des Reichs, ingleichen zu Kreyß- und Münzprobationstägen abgelegt, daß deren auf die 36 specificirt werden könnten. Hierüber hat er sich jederzeit unerschrocken, getreu, sorgfältig und unverdrossen erwiesen, und ist von etlichen Fürsten und Ständten des Reichs in Rathsbestallung von Hauß aus nach und nach genommen worden." 1652 wurde Tobias Assessor am reichsstädtischen Appellhofe, kaiserlicher Pfalzgraf und Prokanzler der Universität Altorf. Als solcher hielt er bei Promotionen und ähnlichen festlichen Gelegenheiten öfters Reden, von denen fünf unter dem Titel: „Templum pacis in R. G. Imperio, quinque oratt. inaug. in acad. Alt. habitis extructum", Francof. 1657 und 1665 die Presse verließen. Außerdem besitzen wir von ihm „Oratio paneg. in memor. Duc. Jo. Chr. Ölh. ICti habita Alt. a Tob. Ölh." (Alt. 1631. 4°), „Oratio in obitum G. Volcameri. Duumviri primarii hab. a Tob. Oelh." (Alt. 1632. 4°), „De moneta s. orationes VIII de statu hodierno rei monet. in Imp. R. G. corruptissimo et perniciosissimo" (Norib. 1665), subjuncta in fine oratio, speculum veri ac boni Icti consiliarii et Politici", ferner: „Repraesentatio Reip. Rom. Germ." (1657. 4°), eine Sammlung von 15 Schriften über die damaligen Streitigkeiten zwischen Baiern und Kurpfalz. — Endlich einige Dissertationen: „De donationibus" (Alt. 1620. 4°); „De magistratibus" (Tub. 1621. 4°); „De principiis juris" (1623, in Vol. 7 Dispp. Basiliensium [4°. 4 Bogen]). Oe. hatte an seiner ausgedehnten, auserlesenen Büchersammlung große Freude und hat sie u. A. Birken zu „nützlicher Erweiterung des Fugger'schen Ehrenspiegels des Erzhauses Oesterreich zur Verfügung gestellt", wie letzterer (S. 1132) dankbar berichtet. Ueberblickt man Oelhafen's langjährige und vielseitige Wirksamkeit, so kann man ihm das Zeugniß eines um seine Vaterstadt und manche Reichsstände hochverdienten Mannes nicht versagen. Mit Recht haben daher Rector Ernst Cregel und Christ. Andr. Harsdörffer in ihren zu Altorf und Nürnberg gehaltenen Gedächtnißreden (Merita Tob. Ölh. suprema laudatione celebrata ab E. Cregel etc. etc., Altorf 1667, 4° und Paneg. quo Tob. Ölh. memoriam honoravit Christ. Andr. Harsdörffer, Norib. 1667. 4°) die Leistungen des Verstorbenen in ein volles glänzendes Licht gesetzt.

Dessen zweiter Sohn Georg Tobias Oe. (geb. am 12. Juni 1632 zu Nürnberg, † am 17. Febr. 1685 zu Regensburg) war gleich dem Vater ein sehr wackerer Rechtsgelehrter und brauchbarer politischer Agent. In Altorf juristisch gebildet, bereiste er von 1655 bis August 1658 Holland (Gröningen, Utrecht), England (London), Frankreich (Paris, Normandie, Orleans), Schweiz (Genf) und Süddeutschland (Frankfurt, wo eben Kaiser Leopold gekrönt wurde). In Altorf nach Vertheidigung der Inauguraldissertation „De jure vectigalium" (December 1659) Doct. utr. juris geworden, begleitete er seinen Vater Tobias 1660 nach Amberg und Regensburg, wurde bereits städtischer Consulent und Assessor, 1676 und 1678 nach Wien, 1680 zum Reichstag nach Regensburg, 1684 an das kaiserlich Hoflager nach Linz, an den Reichshofrath nach Wels und dann wieder nach Regensburg gesandt, wo er im 53. Jahre sein thätiges Leben beschloß. — Eine litterarische Thätigkeit hat er nicht entwickelt.

Vom Vater Tobias besitzen wir aus dessen vorgerücktem Lebensalter ein gutes, von W. F. Kilian in Kupfer gestochenes Kniestück.

Will a. a. O. Bd. 3, S. 63–67. — Apinus l. c. S. 63–69, woselbst auch Kilians Stich in kl. 4°. — Oelhafen'sches Familienbuch.

Karl Christoph Oe. von und zu Schöllenbach auf Eismannsberg, Ruprechtstein und Neukirchen; Nürnbergischer Pfleger und forstwissenschaftlicher Schriftsteller (geb. am 16. Febr. 1709 zu Nürnberg, † daselbst am 20. Juni 1785), der älteste der drei von Christoph Elias mit Anna Maria Gwandschneider erzeugten Söhne. Der Vater Christoph Elias (geb. am 28. Mai 1675, † am 20. Septbr. 1736), ein auf Universitäten und gelehrten Reisen vorzüglich gebildeter Jurist, Licentiat, Consulent und seit 1707 Assessor am Stadt und Ehegerichte Nürnberg, vergrößerte durch den 1709 vollzogenen Kauf der Hofmark Eismannsberg bei Altorf den Oelhafen'schen Fideicommißbesitz; war 1712 und 13 als Nürnbergischer Abgeordneter bei Abfassung und Ausfertigung des Kammerrevisionsrecesses zu Wetzlar betheiligt, und erwirkte, daß Kaiser Karl VI. mit Diplom d. d. Wien den 5. April 1729 ihn und seine ehelichen Leibeserben „zu adelig-ratsfähigen Geschlechtern und Patriciern der Reichsstadt Nürnberg ernannte, würdigte und fähig erklärte". — (Der Sohn) Karl Christoph machte von 1724–32 seine Studien zu Altorf, sodann in diesem und dem folgenden Jahre mit seinem jüngsten Bruder Jacob Christoph die übliche Reise durch die Schweiz, Frankreich, England und die Niederlande, wurde im Januar 1737 Pfleger der Nürnbergischen Aemter Velden und Hauseck; am 15. März 1748 von Grävenberg, endlich den 11. Mai 1764 Oberamtmann und Oberrichter des Sebaldiwaldes bei Nürnberg. Er errichtete mancherlei ökonomische Anstalten, namentlich hat man ihm großartige Pflanzungen von Obst- und Nutzholzbäumen und fremdartigen Gewächsen zu danken, wodurch er die Obstkultur und Forstzucht in Franken hob. Sein Hauptverdienst liegt indessen in seinen schriftlichen Arbeiten. Er schrieb ein großes Werk: „Abbildung der wilden Bäume etc., welche nicht nur mit Farben nach der Natur vorgestellt, sondern auch etc. kurz und gründlich beschrieben sind", 3 Thle mit 33, 34 und 14 illum. Kpftfln. Nürnberg 1767–88. gr. 4° (führt auch den Titel „Abbildung aller in Franken wild gewachsenen Bäume, Stauden etc. etc."). Vor diesem hatte er die namhaftesten Werke des Akademikers Henry Louis Du Hamel du Monceau übersetzt, welcher (1700–82) zu den vorzüglichsten forst- und landwirthschaftlichen Schriftstellern Frankreichs im vorigen Jahrhundert gerechnet wird (s. über diesen Nouv. biogr. génér. XV, 185 u. f., auch hist. Acad. scient. 1782. p. 131–155). Die erste dieser Uebertragungen war die „Abhandlung von Bäumen etc. etc. welche in Frankreich in freier Luft erzogen werden, mit vielen Anmerkungen" (2 Thle. mit Kpfrn. Nürnberg 1762. 63. gr. 4°). Dann erschien „Von der Holzsaat, Pflanz und Wart der Bäume" etc. mit 16 Kpf. (Nürnberg 1663. gr. 4°) (Des Semis et Plantations des arbres, Paris 1760. 4°). 1754 und 1765 übersetzte er Du Moncel's Hauptwerk De la Physique des Arbres (Paris 1758) unter dem Titel: „Naturgeschichte der Bäume", 2 Thle. mit 28 und 22 Kpfrn. (Nürnb. 4°), das Werk zählt zu den frühesten, welche sich in eingehender Weise mit Bau, Natur und Physiologie der Pflanzen beschäftigen. — Sodann folgte „De l'Exploitation des Bois etc. Von Fällung der Wälder und gehöriger Anwendung des gefällten Holzes etc. etc.", 2 Thle. mit 36 Kpftfln. (Nürnberg 1766. 67. gr. 4°), endlich „Abhandlung von Obstbäumen" (Nürnb. 1771. 4°). Von Reaumur's physikalisch-ökonomische Geschichte der Bienen etc. etc. hatte O. mit Anmerkungen vermehrt unter Angabe der Anfangsbuchstaben seines Namens C. C. Oe. v. S. schon 1759 aus dem Französischen übersetzt (Frankf. und Leipzig 4°). —

Karl Christophs zweiter Bruder Georg Christoph (um 1710 geb.) zählt zu den wenigen Oelhafen, die unter die Fahnen traten. Erst Obristwachtmeister

im Zehischen Infanterieregiment des fränkischen Kreises, wurde er 1755 Oberst des v. Varellischen Infanterieregimentes, 1765 durch den fränkischen Kreis Generalfeldmarschalllieutenant, auch Oberst über ein Fußregiment, und starb unvermählt auf seinem Gute Eismannsberg am 23. Juli 1779. Die Gedächtnißrede hielt Chr. Heinr. Seidel (Nürnb. 1780. Fol.).

Der dritte und jüngste Bruder Jacob Christoph (geb. 1712 zu Nürnberg, † am 20. Octbr. 1749) war gleich vielen seiner Ahnherren Assessor am reichsstädtischen Untergerichte, außerdem kurpfälz. Truchseß und Hofrath. Seine 1731 vertheidigte Disputation „De praestationibus gallinariis, sive Hühnerzins“ wurde 1743 zu Altorf wieder aufgelegt und von Jenichen theilweise in dessen Thesaurus juris feudalis (T. II, 89) aufgenommen. Des letzteren Sohn Georg Christoph d. J. (geb. am 22. Januar 1748 zu Nürnberg) fertigte unter Anleitung Pütter's in Göttingen eine 14½ Bogen starke Streit- und Promotionsschrift „De jurisdictione in feuda Imperii“ (Pars prior. Gott. 1767 4°, der zweite Theil, 9 Bogen, ist handschriftlich vorhanden), wurde im nämlichen Jahre auf seine Abhandlung vom „alten Fürstenrechte“ als außerordentliches Mitglied des königl. historischen Institutes zu Göttingen aufgenommen, und bezog nach längerer Dienstzeit (August 1791) sein Gut Eismannsberg, woselbst er mit Tod abging.

Will, Nürnb. Gel.-Gesch. Bd. 3, S. 69. Dieselbe fortgesetzt von Nopitsch S. 54—57. 57—59. Eisenhart.

Oelinger: Albert Oe., deutscher Grammatiker. Er war 1573 öffentlicher Notar in Straßburg. Um das Jahr 1568 unternahm er es fremde, besonders französische Edelleute in der deutschen Sprache zu unterweisen. Um ihnen und überhaupt den Fremden die Erlernung des Deutschen zu erleichtern, entschloß er sich in lateinischer Sprache eine deutsche Grammatik auszuarbeiten, die er fünf Jahre später in den Druck gab, mit einer Widmung an den Herzog von Lothringen, der als Vermittler zwischen Franzosen und Deutschen ihm der berufene Schützer des Büchleins zu sein schien. Die Widmung datirt vom 4. (pridie nonarum) Sept. 1573, das Druckjahr 1573 ist am Schlusse aller Exemplare angegeben; auf dem Titel haben wenige 1573, die meisten 1574. Ueber die Absicht Oelinger's gibt der Titel volle Auskunft: Underricht der Hoch Teutschen Spraach: Grammatica seu Institutio verae Germanicae linguae, in qua Etymologia, Syntaxis et reliquae partes omnes suo ordine breviter tractantur. In usum iuventutis maxime Gallicae, ante annos aliquot conscripta, nunc autem quorundam instinctu in lucem edita, placrisque viciuis nationibus, non minus utilis quam necessaria. Cum D. Joan. Sturmii sententia de cognitione et exercitatione linguarum nostri saeculi. Alberto Oelingero Argent. Notario publico autore. Argentorati, excudebat Nicolaus Vvyriot. M. D. LXXIIII. Oe. gibt das Nothwendigste über die Buchstaben und ihre Aussprache, über die Etymologie (die 8 Redetheile), die Syntax und die Prosodie. Es ist ihm gelungen, ein Handbüchlein zusammenzustellen, welches seinem praktischen Zweck durch die kurze und bündige Form der Regeln entsprach. Diese Grammatik erregte im vorigen Jahrhunderte früh die Aufmerksamkeit der Forscher: 1737 brachten die Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache im 17. Stück 147—166 einen ausführlichen Bericht über sie, 1747 behandelte sie Reichard in seinem Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst, 45—48, nachdem er vorher die 1573 zu Augsburg erschienene deutsche Grammatik des Laurentius Albertus Ostrofrancus besprochen. Es entging ihm dabei, was sich jedem aufmerksamen Leser beider Grammatiken sofort aufdrängt, die auffällige Uebereinstimmung beider in Behandlung des Stoffes und in Form der Darstellung. Erst R. v. Raumer hat in seinem „Unterricht im Deutschen“, abgedruckt in

K. v. Raumers Geschichte der Pädagogik III, 2, 37 fgg., darauf aufmerksam gemacht, daß Laurentius Albertus eine Art Doppelgänger von Oe. sei. Er führte mehreres an, was ihn zu der Ansicht gebracht, daß Albertus der Abschreiber sei. Beiläufig bemerkte er, eine nachträgliche Benutzung des gedruckt vorliegenden A. durch Oe. sei nicht ganz unwahrscheinlich. In seiner Geschichte der germanischen Philologie 65 praecisierte er seine Behauptung dahin, daß Laurentius Albertus seine Grammatik zwar vor der des Oe. veröffentlicht, daß er aber bei Ausarbeitung des Werkes Mittheilungen aus der Handschrift Oelinger's in unredlicher Weise benutzt habe. Der Sache des Laurentius Albertus nahm sich seitdem Niemand an, nur Höpfner in seinen „Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts". Berlin 1866, hatte bemerkt, Albertus sei in der Darstellung der deutschen Verskunst durchaus selbständig, viel ausführlicher und gründlicher als Oe. Seit 1873, wo ich der Frage zuerst näher getreten, habe ich in meinen Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Grammatik die Ueberzeugung ausgesprochen, daß Oe., nicht Albertus der Plagiator sei. Vergleicht man die Stellen, die v. Raumer als Beispiele auffallender und sicher nicht zufälliger Uebereinstimmung anführte, so ergibt sich, daß bei Albertus alles in den Zusammenhang paßt; das worauf es ankommt, ist gebührend hervorgehoben. Bei Oe. merkt man allenthalben das, nicht immer geschickte, Bemühen die ausgeschriebene Stelle zu verändern, wobei die Hauptsache oft in den Hintergrund tritt. Alles was v. Raumer gegen Albertus für Oe. anführt, erweist sich bei näherer Untersuchung als nichtig. Johann Sturm tritt in dem der Oelinger'schen Grammatik vorgedruckten Schreiben nur für die Ansicht ein, daß man auch die neueren Sprachen nach den Regeln der Kunst lernen und üben solle, er sagt nichts, was Oelinger's Integrität beweisen könnte, drückt sich vielmehr sehr vorsichtig über Oelinger's Grammatik aus: prima est, ut ego puto, in Germania nostra edita. Thatsächlich war das unrichtig, die Grammatik des Albertus war schon Fastenmesse 1573 in Frankfurt zu haben. Noch weniger kommen Oelinger's versus ad librum und die Epigramme zweier Freunde in Betracht: sie decken das Plagiat durch falsche, ganz allgemein gehaltene, Anschuldigungen. Wäre Albertus der Plagiator gewesen, dann würde Oe. ohne Zweifel direct gegen ihn, mit Entschiedenheit vorgegangen sein, so begnügt er sich seinem Buche, welches die Arbeit eines andern in unverschämter Weise ausgeplündert hatte, als Schutzmarke sein Wappen, die Insignia Oelingeriana, aufzudrücken. Es füllt eine ganze Seite und läßt nur noch Raum für die Deutung: Griphins excelsis insistit montibus. Hoc est: Ingenio regitur nobilitatis onus. Er war also ebenso eitel wie unehrlich. Oelinger's Grammatik scheint übrigens auf die Dauer nicht einmal den Beifall des eigenen Verlegers gehabt zu haben. N. Wyriot veranstaltete 1578 einen unberechtigten Nachdruck der in demselben Jahre erschienenen Grammatik des Joh. Clajus u. d. T.: Grammatica Germanicae linguae Joh. Claii ex bibliis Lutheri Germanicis et aliis eius scriptis. Eine Thatsache, die bisher unbeachtet geblieben, die aber zu denken gibt.

Vgl. den Artikel „Osterfrank". Eine Ausgabe der deutschen Grammatiken des 16. Jahrhunderts bereite ich für die Monumenta Germaniae paedagogica vor. Al. Reifferscheid.

Olinger: Paul O., 1517 geb., 1542 Doctor der Rechte geworden und als solcher in Straßburg wohnend, gab im J. 1555 heraus: „Genesis oder das erste Buch Mose in hübsche und christliche Lieder gestellt", gedruckt zu Straßburg bei Blasius Fabricius. Das Buch ist seinem Bruder Georg O., „Materialisten und Simplicisten zu Nürnberg", gewidmet. Ueber den Dichter scheint weiteres nicht bekannt zu sein.

Wackernagel, Bibliographie, S. 272. — Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., II, S. 167. l. u.

Olischer: Johann Balthasar O., geb. am 1. Juni 1685 zu Reichenbach im Voigtlande, studirte in Leipzig Theologie und stand hernach in mehreren geistlichen Aemtern, seit dem Jahre 1715 in seiner Vaterstadt, wo er auch im J. 1751 starb. Er hat das Lied: „Der Jünger Christi Zeichen ist, wenn aus dem Herzen Liebe fließt", gedichtet, das in Gottschaldt's Universalgesangbuch (1737) und sodann in einigen anderen Gesangbüchern Aufnahme gefunden hat.

Rotermund zum Jöcher, V, Sp. 1073. — Fischer, Kirchenliederlexikon, 1. Hälfte, S. 110 f. l. u.

Olisleger: Heinrich Bars genannt O., (Olysleger, Alisleger), einer ursprünglich stadtkölnischen, allmählich über verschiedene Theile des Niederrheins verzweigten Familie entstammend, wurde zu Wesel am Niederrhein, wo seine Vorfahren seit 1410 das Bürgerrecht besaßen, vor dem Jahre 1500 — das Geburtsjahr ist nicht genau bekannt — geboren, und zwar als der zweite Sohn des Clevischen Landrentmeisters Heinrich Bars genannt O. († zu Köln 4. April 1529 und beigesetzt in der von ihm gestifteten Capelle der St. Willibrordskirche zu Wesel) aus dessen zweiter Ehe mit Odilia von Dript. Nachdem er die Schulen zu Wesel und Rees besucht und am 31. October 1511 sehr jung bei der Kölner Universität immatriculirt worden war, widmete er sich dem Studium der Jurisprudenz und Theologie theils am heimathlichen Rheine theils in Italien und erlangte nicht nur den Grad eines Doctors der Rechte, sondern auch eine Professur derselben bei der genannten Universität. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit, Klugheit und Geschäftsgewandtheit bewirkte, daß er um 1532 von Herzog Johann III. von Cleve-Jülich-Berg als Rath berufen und schon bald (1534) zum Kanzler des Herzogthums Cleve ernannt ward, in welcher Stellung er bis an sein Lebensende verblieb und zu den angesehensten und einflußreichsten der humanistisch gebildeten Räthe zu Düsseldorf und Cleve zählte, die unter Johann III. und namentlich unter dessen Sohn und Nachfolger Wilhelm III. (1539—1592) den äußeren wie inneren Angelegenheiten der drei niederrheinischen Herzogthümer ihre fürsorgende Thätigkeit widmeten. An fast allen politischen Actionen seines Hofes hervorragend betheiligt, so daß er nicht mit Unrecht als der „Leiter der auswärtigen Politik" Cleve's in seiner Zeit bezeichnet worden ist (L. Keller, Gegenreformation I. S. 11), verhandelte er beispielsweise in den Jahren 1537 und 1538 mit dem kaiserlichen Vicekanzler Dr. Matthias Held wegen des von Kaiser Karl V. vorgeschlagenen geheimen Bündnisses der katholischen Reichsfürsten, einer definitiven Erklärung vorsichtig ausweichend, schloß nach dem für Herzog Wilhelm unglücklichen Ausgange des Geldrischen Erbfolgekriegs (1542—1543) und dessen Fußfall vor dem Kaiser im Lager vor Venlo (7. September 1543) an der Spitze der herzoglichen Abgesandten mit dem Bevollmächtigten Karls V. als nunmehr unbestrittenen Herzogs von Geldern das ewige Freundschafts- und Schutzbündniß von Brüssel (2. Januar 1544), unter gleichzeitiger Beilegung der besonderen Anstände, und war Unterhändler des Grenzvergleiches zwischen seinem Herzoge und dem Grafen Wilhelm zum Berghe-Bylandt (12. Nov. 1566). Und wie er um die Wende der Jahre 1539 und 1540 des Herzogs Schwester Anna als Braut König Heinrichs VIII. von England nach Calais und bis London geleitet hatte — eine Reise, über die noch ein ausführlicher Bericht von seiner Hand erhalten ist — so weilte er zur Zeit der Vermählung Herzogs Wilhelm III. mit Jeanne d'Albret, Tochter Königs Heinrichs II. von Navarra, als außerordentlicher Gesandter am Hofe des Letztern (1541). Daß O. in seiner späteren Lebenszeit auch den Negotiationen, betreffend die Heirath der ältesten Tochter seines Herzogs, Maria Eleonora, mit Herzog Albrecht Friedrich von Preußen (1572—1573) und der Coadjutorie des zweiten clevischen Jungherzogs Johann Wilhelm für

das Bisthum Münster (1571—1573), nicht fremd blieb, sei hier nur angedeut. Ganz besonders aber widmete er den kirchlichen Reformbestrebungen des clevisch. Hofes seine Theilnahme, als ein Mann von aufrichtig frommer Gesinnung, nicht abgeneigt, zumal in jüngeren Jahren, der augsburgischen Confession, jedoch nach innerer Ueberzeugung wie nach traditionellen politischen Rücksichten nie über „die Reformation durch den Mittelweg“ hinausgehend, deren Ideal eine von allen Flecken und Auswüchsen gereinigte katholische Kirche und deren nächstes Ziel Ausgleichung der dogmatischen Differenzen durch ein allen annehmbares Drittes war, das „dem gemeinen unverständigen Manne“ ebenso wie dem verständigen und gebildeten zu gute kommen und in Lehre und Cultus der Landeskirche gleichsam vorbildlich verwirklicht werden sollte. Innig befreundet mit dem Ireniker Georg Cassander, der in Olisleger's Besitzthum zu Köln, dem Haus Gryn auf der Brücke, eine Wohnung von diesem eingeräumt erhalten, wirkte er in wesentlichem Einverständnisse mit diesem wie mit Conrad Heresbach, Gerhard v. Jülich und Anderen bei den Religionsgesprächen der Jahre 1564 bis 15.. zu Düsseldorf und Xanten eifrigst und in bestimmender Weise mit, wie f... eigenhändigen Briefe und Bedenken darthun. Sein Streben war, nach seinen eigenen Worten, daß der kirchlichen Spaltung gewehret und in den Hauptstücken der Lehre eine sichere Form und Regel erreicht werde, die das gemeine Volk in einträchtigem Wesen und Stand der allgemeinen Kirche Christi erhalten und in solcher Einigkeit bewege, reize und befördere; schädlichen Neuerungen glaubte er das Beharren bei der uralten, ununterbrochenen Tradition vorziehen zu müssen. Schon schien man dem Ziele langer Mühen nach der großen Verhandlung zu Düsseldorf im Januar 1567, an welcher römisch und erasmische Gesinnte, neben Lutherischen und Reformirten betheiligt gewesen, nahe und bereits waren der neue Reformationsentwurf, Agende und Katechismus zur Publication vorbereitet, als der Gang der politischen Ereignisse, insbesondere das Eingreifen Alba's und die dadurch bedingte größere Abhängigkeit vom kaiserlichen und spanischen Hofe Halt geboten. Was aber mit Zustimmung Olisleger's hinausgeschoben war, das ward infolge des Ueberhandnehmens der kirchlichen Reaction am Hofe und im Lande bald ganz beseitigt. Durch den Verlauf der Dinge schwerlich befriedigt und niemals ein Freund der spanischen Politik, bekümmert überdies durch die zunehmende Verwüstung seines Heimathlandes durch die kriegführenden Parteien starb O. zu Cleve am 15. Februar 1575 und ward in der Familiencapelle der St. Willibrord zu Wesel bestattet. Er war dreimal verheirathet, zuerst mit einer Kölnerin Namens Küppe oder Küpper, die ihm den einzigen Sohn Adolf (schon 1560 oder 1561 zu Duisburg ledigen Standes als der Letzte seines Stammes gestorben) dann mit Gottfrieda v. Bemmel, Tochter Gottfrieds v. Bemmel, Amtmanns zu Kervendonk und Richters zu Xanten, und der Elisabeth v. Cleve, einer Bastardtochter Herzogs Johann III. von Cleve-Jülich-Berg († zu Xanten am 15. Juli 1554), zuletzt, seit dem 29. Juni 1570, mit Anna, Tochter des kölnischen Bürgermeisters Hermann Suderman. Zwei Stiftungen, das Olisleger'sche Manns-Gasthaus oder Hospital für 12 alte Männer neben dem Augustinerkloster an der Augustiner- oder späteren Torfstraße und das Olisleger'sche Frauen-Gasthaus zur Aufnahme von sechs armen Frauen an der Kettelerstege, ersteres schon 1524 von Olisleger's reich begütertem Vater zur Sühne einer alten Schuld begründet, letzteres vom Sohne 1560 hinzugefügt, erhielten bis in die neueren Zeiten das Andenken an den Kanzler und dessen Vater in der Heimath Wesel lebendig. Daß Olisleger's Vater durch Kaiser Maximilian I. am 12. Januar 1503 in den Adelstand erhoben worden, wie W. Teschenmacher seinen „Elogia virorum illustrium Cliviae etc.“ angibt, scheint auf einer Ver-

wechslung mit dem Freibriefe zu beruhen, den der Kaiser jenem infolge einer im Jähzorn verübten Verwundung eines Knechtes ertheilt hatte.

W. Teschenmacher, Elogia etc., Manuscript im Staatsarchive zu Düsseldorf. — Jülich'sche Reformationsacten daselbst. — A. Wolters, Konrad v. Heresbach, S. 142—43; dess. Reformationsgesch. der Stadt Wesel, S. 61. — L. Keller, Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein, Bd. I. u. a. m.

Harleß.

Oliver (Oliverus und Oliverius) von Paderborn. Ein Anhaltspunkt für die Sicherstellung seiner Herkunft, seiner Familie, seines Vaterlandes ist bisher nicht gefunden worden. Der Name Oliver ist nicht häufig in Deutschland, er weist eigentlich nach England; dennoch können wir annehmen, daß O. von Geburt ein Deutscher, specieller ein Westfale ist. Sein Name erscheint zuerst in einer Urkunde des Patroclusstiftes in Soest von 1196 Mai 3, in der O. als Zeuge aufgeführt und Oliverus de Pàtherburne genannt wird. Bereits 1202 finden wir ihn in Köln als magister und scholasticus majoris ecclesiae und 1203 als major scholasticus in Urkunden bezeichnet. Als solcher gehörte er zu den Canonikern des Stiftes, und wir können hieraus wol einen Schluß auf seine adlige Abstammung machen; seine spätere Wahl zum Bischof von Paderborn spricht für die Zugehörigkeit zu einer westfälischen Adelsfamilie. Mehr läßt sich nicht sagen; die Spielerei mit dem Namen O., wie sie Schaten (Annales Paderb. I, S. 698 in der Ausg. von 1774) macht, ist ebenso zurückzuweisen, wie der Versuch des Gelenius (Vita Engelb. S. 74), aus einem Wappen Oliver's Zugehörigkeit zu einer bestimmten Familie zu beweisen. Sicher ist, daß seine Stellung als Scholaster in Köln eine über das Gewöhnliche hinausgehende Begabung und Fülle erworbener Kenntnisse voraussetzt. Sein Vorgänger im Amte, der Scholaster Rudolf, war ein Mann von umfassendem Wissen und weitreichendem Ruhme gewesen, und hatte auch eine Zeit lang in Paris gelehrt. Gewiß nicht zufällig war nach diesem die Wahl auf O. gefallen. Als Scholaster war ihm die Leitung der Domschule unterstellt und als Magister ertheilte er Unterricht in den theologischen Wissenschaften. Doch war er unter Erzbischof Bruno auch politisch thätig und bekleidete die Stellung eines Kanzlers. Wie lange er noch in Köln gewesen, ist nicht sicher. Im J. 1207 finden wir ihn in Paris. Ob er in dieser Metropole der Wissenschaften längere Zeit verweilte oder sich nur vorübergehend dort aufhielt, kann ebenfalls nicht angegeben werden, wahrscheinlich ersteres. Hier erhielt er mit dem Decan und Archidiakon von Paris am 26. März 1207 durch Papst Innocenz III. den Auftrag, einen Streit zwischen dem Reimser Canonicus D. und dem Kloster des heiligen Remigius zu entscheiden (Potthast, Reg. pont. 3063). Mit seinem Aufenthalt in Frankreich verband er zugleich seine Bemühungen, gegen die Albigenser das Kreuz zu predigen. Die Zahl der Deutschen, welche an dem Glaubenskriege gegen diese theilnahmen, war keine kleine, und es ist nicht ausgeschlossen, daß rein der Eifer für die heilige Sache unsern O. hierher getrieben. Doch ist sein Wirken gegen die Albigenser ganz dunkel. Wahrscheinlich hat er noch im J. 1207 Paris verlassen und sich nach dem Süden Frankreichs begeben. Am 30. Januar 1208 schrieb derselbe Papst an den Bischof von Genf und den Abt von Bonnevaux in der Diöcese Vienne und forderte sie auf dahin zu wirken, daß der Bischof von Grenoble dem Magister O. die Kirche in Epernay mit ihren Einkünften nicht länger vorenthielte (Potth. 3286). Es läßt sich mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß dieser Magister O. der unsere ist. Sein Aufenthalt derselbst war aber nur ein kurzer. 1209 bis 1213 finden wir O. wieder im Erzstift Köln politisch und kirchlich thätig, wo er vielleicht besser am Platze erschien als im Auslande. Denn bald traten in Deutschland jene Wirren ein

zwischen dem jungen Staufer Friedrich und dem Kaiser Otto, welche besonders das nordwestliche Deutschland in Mitleidenschaft zogen, wo Otto an den Fürsten des Niederrheins eine Hauptstütze hatte. Die Schlacht bei Bouvines entschied zu Gunsten des Staufers. Otto verlor mehr und mehr seinen Anhang, sein kriegerisches Mißgeschick wandte ebenso seine Anhänger von ihm ab, wie der kirchliche Bann, der auf ihm lastete, und die Begeisterung, welche die gerade jetzt wieder von Innocenz III. angeordneten Kreuzpredigten gegen die Sarazenen hervorriefen. Dieser Papst hatte den Plan eines neuen regelrechten Kreuzzuges aufgegriffen und mit der ihm eigenen Thatkraft durchgeführt. Ueberall in den europäischen Kirchenprovinzen trafen die Legaten des päpstlichen Stuhles als Prediger des Kreuzzuges ein, andere wurden durch päpstliche Schreiben dazu ernannt und bestimmten Districten zugetheilt. Die Erzdiöcese Köln war dem Scholaster O. und dem Magister Hermann von Bonn zugefallen (Potth. 4727). O. begann im Frühjahr 1214 seine Thätigkeit. Am 26. Februar ist er in Lüttich und waltete seines Amtes durch Predigen, Sammeln von Geldbeiträgen beim Volke und durch Briefe an die Großen. Zwar fehlte es nicht an Spöttern die ihm sein Amt erschwerten, aber durch seine hinreißende Beredsamkeit, die oft genug von seinen Zeitgenossen gerühmt wird, hatte er doch den besten Erfolg. Das Wunderzeichen einer Kreuzeserscheinung am Himmel in Suirhuisum und Dokkum in Friesland unterstützte seinen Eifer. In Lüttich, Brabant, Utrecht und Friesland finden wir ihn thätig, und freudig konnte er dem Grafen von Namur und dessen Gemahlin berichten, daß es ihm gelungen sei, 50 000 Friesen, darunter 8000 Knappen und 1000 gepanzerte Ritter, zur Annahme des Kreuzes zu bewegen, und daß allein aus der Kölner Diöcese mehr als 3000 mit Pilgern, Lebensmitteln, Waffen und Kriegsgeräthen beladene Schiffe die Fahrt zum heiligen Lande unternehmen würden. Der Erfolg war enorm, zumal Innocenz gerade an die Bereitwilligkeit der seetüchtigen Stämme appellirt hatte. — 1215 finden wir O. wieder in Lüttich, wo er sich 3 Tage aufhielt und am Sonntag Grand (Mai 31) nicht nur ein angesetztes Turnier verhinderte, sondern auch treffliche Gelegenheit fand vor der in Erwartung des Festspiels herbeigeströmten riesigen Menschenmenge für die heilige Sache zu wirken. — Unterdeß hatte aber Innocenz III. das große Lateranconcil nach Rom berufen. Im November 1215 wurde dasselbe eröffnet. Unter den Anwesenden befand sich auch O., der mit dem Erzbischof Engelbert von Köln die Reise dorthin gemacht hatte. Heimgekehrt nahm er die Predigten wieder auf und durchwanderte dieselben Gegenden wie zwei Jahre vorher, brachte Briefe des Papstes mit und unterrichtete die Menschen über die in Rom getroffenen Bestimmungen; von seiner genaueren Thätigkeit fehlen die Nachrichten.

Im Frühjahr 1207 schloß sich O. den Kreuzfahrern des nordwestlichen Deutschland an. Wahrscheinlich nahm er seinen Weg längst des Rheines und der Rhone nach Marseille. Hier schiffte er sich ein und gelangte nach Syrien. Seine weiteren Erlebnisse während des Kreuzzuges des Königs Andreas von Ungarn 1217—18 hat er selbst in den ersten Capiteln seiner Historia Damiatina niedergelegt und es genügt, hierauf zu verweisen. Es muß aber hervorgehoben werden, daß wir von der Wirksamkeit Olivers durch ihn selbst so gut wie nichts erfahren. In bewundernswerther Bescheidenheit verschweigt er seinen Namen und erzählt er nur die Thatsachen, deren Urheber er oft war. So erfahren wir, daß, als der König von Ungarn heimgekehrt und die von O. gewonnenen Schaaren, welche um Spanien herumgesegelt waren, in Akkon eintrafen, es besonders der Bemühung Olivers zugeschrieben werden muß, daß man sich endlich daran machte, das lang geplante Vorhaben auszuführen und nach Aegypten zu gehen, um Damiette zu belagern. Im Mai 1218 setzte man über. Oliver's Wirk-

samkeit in Aegypten war eine staunenerregende; trotz der Menge hoher geistlicher und weltlicher Würdenträger erlangte O. doch einen bedeutenden Einfluß auf die Ereignisse dieses Kreuzzuges. Den Weg zum Innern des Landes versperrte ein fester Thurm, der mitten im Nil errichtet war. Nachdem mehrere Versuche der Kreuzfahrer gescheitert waren, wurde auf Vorschlag des O. eine wunderbare Maschine eigener Construction, wie sie O. ersonnen, erbaut; seinen Bemühungen gelang es auch das nöthige Geld zum Bau zusammenzubringen aus freien Beiträgen. Der geniale Plan war vom besten Erfolge gekrönt; am 24. August 1218 wurde der Thurm von den Friesen genommen. Diese zogen dann heim, begleitet von einem Schreiben des O. und des Patriarchen von Jerusalem, in welchem diese ihnen das beste Zeugniß ihrer Aufopferung und Tapferkeit ausstellen und sie vor etwaigen Vorwürfen einer zu schnellen Heimkehr in Schutz nehmen. Nach mannigfachen Mühen und Kämpfen brachten die Pilger am 5. November 1219 Damiette in ihre Gewalt. Die Geschichte lehrt, ein wie trauriges Ende das Unternehmen hatte. Eingeschlossen auf einer Landzunge, welche der Nil durch Spaltung in zwei Arme bildet, blieb den Kreuzfahrern nichts übrig als ihr Leben zu erkaufen gegen die Versicherung, Damiette herauszugeben und Aegypten zu verlassen. Am 6. September 1221 ging Damiette wieder in den Besitz der Sarazenen über. Obwol die meisten deutschen Pilger längst heimgezogen, so hielt O. doch bis zur Katastrophe aus und war noch bei mehreren wichtigen Geschäften activ betheiligt. Dann nahm er wahrscheinlich seinen Weg nach Akkon. Noch etwa ein Jahr wird er sich dort aufgehalten haben. Er benutzte auch diese Zeit noch, um für seinen Glauben zu wirken. Es sind uns zwei Briefe von ihm erhalten, der eine an den Sultan Al-Kamil von Aegypten, der andere an die Gelehrten des Islam, in denen er sich bemüht, mit der polemischen Gelehrsamkeit seiner Zeit sie von der Verwerflichkeit des muhamedanischen Glaubens zu überzeugen und zur Annahme des Christenthums zu bewegen.

O. scheint, wie viele Andere, noch bis zum September oder October 1222 im heiligen Lande geblieben und dann nach Europa gefahren zu sein, um an dem Hoftag, den Kaiser Friedrich auf den 11. November nach Verona berufen hatte, theilzunehmen. Doch fiel dieser aus und wir verlieren vorläufig die Spur Olivers. Wahrscheinlich wandte er sich gleich nach Deutschland. Unterdeß war aber Friedrich nun auch so weit, daß er seinen Kreuzzug antreten konnte. O. bemühte sich wieder in denselben Gegenden, welche er schon früher durchwandert hatte, Theilnehmer für den Kreuzzug zu gewinnen. Am Mittwoch den 15. Mai 1223 finden wir ihn in Groningen, wo ihm ein feierlicher Empfang bereitet war. Am Freitag darauf ging er nach Bedum und von hier am Sonntag nach Winsum, wo infolge seiner Predigten viele Vornehme das Kreuz nahmen. Er durchreiste dann Fivelgoo und blieb einen Tag in Menterne und zwei Tage im Reyderland, wo er am 1. Juni in Blumhof (Floridus hortus), dem Kloster des Emo, ausruhte. Am folgenden Tage reiste er nach dem Emderland, hielt sich in Uttum auf und ging von hier nach Groothusen in der Absicht, hier Frieden unter dem Volke zu stiften; doch hatte er keinen Erfolg und so kehrte er nach Hunsegoo zurück. Hier blieb er einige Zeit und predigte das Kreuz. Auch setzte er Schiedsrichter ein, um die Zurüstungen zum Kreuzzug besser handhaben zu können und gab ihnen Verhaltungsmaßregeln. Darauf kehrte er nach Köln zurück, wo er mit Konrad, dem päpstlichen Legaten für Deutschland, zusammentraf. Während seiner Abwesenheit schrieb er noch einen Brief an die Bewohner von Friesland, in dem er ihnen meldete, daß Friedrich II. die Sarazenen in Sicilien besiegt, der Landgraf von Thüringen das Kreuz genommen habe und auch die Diöcese Bremen und Köln sich zum Zuge rüsten. Er fordert sie auf,

ein Gleiches zu thun. — Am 12. Juli 1223 kehrte er nach Groningen zurück und kam von hier nach Bredewold, Suirhuisum und Dokkum. Hier wurde er feierlich empfangen und mit der Ausgleichung der Fehde zwischen den Rittern Tjaard und Wieger beauftragt. Nach vorübergehendem Aufenthalt in Boerdiep kehrte er zurück und machte seinen Schiedsspruch bekannt. Doch war Tjaard mit der Entscheidung nicht zufrieden, und als O. durch Boten aufgefordert wurde, noch einmal den Versuch zu machen, die Zwistigkeiten unter dem Volke im Emderland beizulegen und auf dem Wege nach Groningen war, überfiel Tjaard sein Gefolge, tödtete einen und verwundete andere (27. Juli). — In das Jahr 1223 gehört auch noch die Thätigkeit Oliver's in der Sache gegen den Propst Herderich von Schildwolde, der sich nicht nur weigerte, sein Stift der Paternität eines anderen Prämonstratenserstiftes zu unterwerfen, sondern auch durch seinen Lebenswandel vielfach Anstoß erregte. O. selbst schrieb einen Brief an den Prämonstratenserabt Konrad in dieser Angelegenheit, die bis nach Rom zum Papste ging und nicht ohne Blutvergießen endete. — Nach dem Tode des Bischofs Bernhard III. von Paderborn (28. März 1223) wurde O. zu dessen Nachfolger ausersehen. Indeß gegen ihn entschieden sich einige für Heinrich v. Brakel, den Propst von Busdorf. Die Sache wurde dem Papste zur Entscheidung vorgelegt, und erst am 7. April 1225 wurde O. durch Honorius III. als Bischof von Paderborn bestätigt. Bald darauf wird O. aber das Stift verlassen haben, um sich nach Italien zu begeben. Wahrscheinlich folgte er dem Rufe des Papstes, der ihn zu Höherem bestimmt hatte. Am 28. Juli finden wir ihn bei Friedrich II. in St. Germano, wo seine Belehnung durch den Kaiser erfolgte. Von hier wird er wol bald darauf nach Rom gegangen sein, wo er von Honorius III. zum Cardinalbischof von St. Sabina ernannt wurde. Bereits in der Urkunde des Papstes vom 18. September 1225 (Potth. 7478) hat er sich als solcher unterschrieben, und am 27. September zeigte Honorius der Diöcese Paderborn die Ernennung Olivers an und forderte sie zu einer neuen Wahl auf (Potth. 7486). — O. scheint Italien nicht mehr verlassen zu haben; die letzte Nachricht über ihn gibt uns seine Unterschrift in der Urkunde Gregors IX., gegeben in Anagnia am 29. August 1227. Wahrscheinlich ist er bald darauf seinem thatenreichen Leben entrückt worden.

Außer vereinzelten Briefen besitzen wir von O. als sein Hauptwerk die „Historia Damiatina“, entstanden aus Briefen an das Erzstift Köln (vollständig nur gedruckt bei Eccard, Corp. hist. med. aevi Tom. II, 1397—1450, worin 1439—1449 die Briefe an Al-Kamil und die Schriftgelehrten; eine neue Ausgabe dieses Werkes bereitet vor Reinhold Röhricht im 2. Bande der Quinti belli sacri scriptores minores, Genevae), ferner als Einleitungen zu jenem die „Historia regum terrae sanctae“, gedruckt bei Eccard a. O. 1355—1396, und die „Historia de ortu Jerusalem et eius variis eventibus“, bisher noch ungedruckt.

Junkmann, O. Scholastikus, Bischof von Paderborn &c. in der Katholischen Zeitschrift, Münster 1851, S. 99—129 und 205—230. — Troß in der Westphalia vom 12. Novbr. 1825, Stück 45. — Schaten, Annal. Paderb. I, 698—710. — Dirks, Noord-Nederland en de Kruistogten in De vrije Fries 1839, S. 221 ff. — Wilken, Geschichte der Kreuzzüge, Bd. VI passim. — Zarncke in den Berichten über die Verhandl. d. Kgl. Sächs. Gesellsch. der Wissensch., phil.-hist. Classe 1875, S. 138—148. — Histoire littéraire de la France XVIII, S. 14 ff. — Wybrand in s. Abhandl. über Dial. mirac. des Caesarius Heisterb. in Moll en de Hoop-Scheffer, Studien en Bijdragen II (1871) S. 27 ff.

Hoogeweg.

Olivier: Johann Heinrich Ferdinand O., Landschaftsmaler, geb. zu Dessau am 1. April 1785, † zu München am 11. Februar 1841, war der dritte

Sohn des Professors am Dessauer Philanthropinum Ludwig Heinr. Ferdinand O. Ursprünglich für das Lehrfach bestimmt, wuchs er doch unter Verhältnissen auf, welche seine Neigung zur Kunst erweckten und nährten. Insbesondere waren es zwei seiner Lehrer, der als Sprachforscher und zugleich als Landschaftsradirer bekannte Karl Wilhelm Kolbe und der Kupferstecher Haldenwang, deren Unterricht diese Neigung in ihm förderte; später ließ ihn während eines Aufenthaltes in Berlin sein Vater durch Unger in der Technik des Formschneidens unterweisen, um dem Sohne auf solche Weise den künstlerischen Theil der Arbeit an seinem „Ortho-epo-graphischen Elementarwerke“ überlassen zu können. Erst im J. 1804 erhielt jedoch O. die väterliche Einwilligung dazu, sich ganz dem Künstlerberufe zu widmen. Er wählte Dresden zu seinem Aufenthaltsort und die Landschaftsmaler Mechau und Kaaz zu seinen Lehrern. Aber die politischen Ereignisse der nächsten Jahre unterbrachen den Gang seiner Studien und veranlaßten, daß er im Auftrage des Herzogs Franz von Anhalt-Dessau als Begleiter des Geheimen Raths A. v. Rode nach Berlin und 1807 nach Paris ging, um dort an den Unterhandlungen wegen Beitritts der anhaltischen Fürsten zum Rheinbunde theilzunehmen, hier bei einem Versuche, Kriegskostenentschädigungen zu erlangen, mitzuwirken. Als letzterer Versuch erfolglos blieb und der Zweck desselben schon nach wenigen Monaten hatte aufgegeben werden müssen, brach O. dennoch nicht sogleich seinen Aufenthalt in Paris ab, sondern verweilte daselbst bis zu Anfang des Jahres 1810, indem er, da ihm Herzog Franz einige größere künstlerische Arbeiten übertrug, zu thätiger Ausübung seiner Kunst zurückkehrte, das durch Kriegsbeute neu vermehrte Museum Napoleon, unterstützt durch Empfehlungen seines Herzogs an Denon, mit vielem Nutzen studirte und erwünschten geselligen Verkehr in den Kreisen des Pilat'schen Hauses pflegte. In Gemeinschaft mit seinem älteren Bruder Heinrich, der schon in Dresden sein Studiengenosse gewesen und inzwischen ebenfalls nach Paris gekommen war, vollendete er hier eine Darstellung der Einsetzung des heiligen Abendmahls, welche für die von dem Herzoge wiederhergestellte gothische Kirche zu Wörlitz bestimmt war. Zwei andere ihm aufgetragene Gemälde, eine Taufe Christi für dieselbe Kirche und ein lebensgroßes Bildniß des Kaisers Napoleon zu Pferde, scheinen von ihm erst beendigt worden zu sein, nachdem er Paris verlassen hatte und nach Deutschland zurückgekehrt war, wo er anderthalb Jahr in seiner Vaterstadt zubrachte, bis er sich im Sommer 1811 zu dauerndem Aufenthalte in Wien niederließ. Hier verehelichte er sich mit Peggy verw. Heller, geb. Valpied, deren zwei Töchter erster Ehe später sein jüngerer Bruder Friedrich O. und der Maler Julius Schnorr v. Carolsfeld heiratheten. — In seiner künstlerischen Entwickelung wurde O. während der ersten Jahre seines Wiener Aufenthaltes auf die wirksamste Weise durch seinen Umgang mit dem berühmten Landschaftsmaler Joseph Koch gefördert. Er schloß sich der neu entstehenden, in Rom sich zu fester Gemeinschaft verbindenden deutschen Malerschule an, welche dem Zwange hergebrachter akademischer Regeln und einer verflachenden Virtuosität ihre auf Verinnerlichung der Kunst gerichteten Bestrebungen entgegensetzte, und erreichte bald in der von ihm eingeschlagenen Richtung einen solchen Grad der Reife, daß er auf andere Kunstgenossen denselben Einfluß ausübte, dessen Wirksamkeit er an sich selbst erfahren hatte. Schon in einem früheren Zeitpunkte hatte er in der Landschaftsmalerei ein lebendiges Glied der historischen Kunst erkannt, das nur als solches sich zu seiner wahren Höhe zu erheben vermöge. Dieser Grundanschauung entsprechend betonte er die künstlerische Bedeutung der figürlichen Staffage in der Landschaft und wählte für seine Landschaftsbilder gern einen Maßstab, wonach sie sich eigneten, selbst Figuren im ernsten historischen Stile in sich aufzunehmen oder sich zu cyklischen Darstellungen zu erweitern; keineswegs aber entfremdete sich

infolge dessen seine Kunst dem Studium der Natur. Eine bald nach seiner Rückkehr aus Paris von Dessau aus unternommene Harzreise hatte ihm die erste Gelegenheit zu ausgedehnteren landschaftlichen Naturstudien gebracht; jetzt unternahm er wiederholt Studienreisen nach Steiermark und Salzburg und vollendete im November 1822 das wenig bekannt gewordene, aber von Kennern hochgeschätzte eigenartige Werk „Sieben Gegenden aus Salzburg und Berchtesgaden, geordnet nach den sieben Tagen der Woche, verbunden durch zwey allegorische Blätter". Er selbst bezeichnete später dieses Werk, das er eigenhändig lithographirte, als eine Art künstlerischen Bekenntnisses. Die neu erfundene Kunst der Lithographie hatte er schon vorher in zwei Blättern, einem „Guten Hirten" und einem „Weihnachtsbilde", angewendet. Mit einem zum kleineren Theile von ihm, zum größeren Theile von seinem Bruder Friedrich gemalten, fünf auf die Geburt Christi bezügliche Darstellungen enthaltenden „Hausaltar", der 1829 in München ausgestellt wurde und ebenfalls in lithographischer Reproduction erschien, führten sich die beiden Brüder in dem Kreise der dortigen Künstler ein. Friedrich schlug in München in demselben Jahre 1829 seinen Wohnsitz auf, im Jahre darauf begab auch Ferdinand sich dahin und erhielt 1833 an der Münchener Akademie eine Anstellung als Professor der Kunstgeschichte und Stellvertreter ihres in Rom sich aufhaltenden Generalsecretärs und Inspectors Martin v. Wagner. — Unter seinen Landschaftsgemälden soll eines der schönsten dasjenige gewesen sein, welches Fräulein Emilie Linder aus Basel besaß und wovon die in der gräflich Raczynskischen Sammlung zu Berlin befindliche ideale Landschaft eine Wiederholung sein soll. Zwei Landschaften von ihm, ein fleißig vollendetes Bild „Gegend von Salzburg" aus dem Jahre 1814 und eine Darstellung des Franciscanerklosters auf dem Kapuzinerberg bei Salzburg, befanden sich in der von J. G. v. Quandt hinterlassenen Gemäldesammlung. Im J. 1830 malte er ein Landschaftsbild von großartigem alttestamentlichem Charakter, in welchem er Elias, der von Raben gespeist wird, anbrachte. Einige andere seiner nicht eben zahlreichen Gemälde findet man bei Wurzbach angeführt.

Woldemar Friedrich O., Historienmaler, geb. zu Dessau am 23. April 1791, † ebenda am 5. September 1859, ging, um sich als Künstler auszubilden, in Begleitung seines Bruders Ferdinand 1811 nach Wien und kehrte dahin zurück, nachdem er die Feldzüge von 1813 und 1814 als Freiwilliger im Lützow'schen Freicorps mitgemacht hatte, begab sich dann im November 1818 zu mehrjährigem Aufenthalte nach Rom, verbrachte die nächstfolgenden Jahre nach einer kurzen in Dessau verlebten Zwischenzeit wiederum in Wien, darauf die Zeit von 1829 an, wie schon gesagt, in München und endlich die letzten Jahre seines Lebens in seiner Vaterstadt. Seiner im Felde bewiesenen Tapferkeit gedenken seines Waffengefährten W. H. Ackermann Aufzeichnungen (in den „Erinnerungen aus den deutschen Befreiungskriegen", Heft 1, Frankfurt a. M. 1847). Als Künstler blieb ihm namentlich in Bezug auf technische Geschicklichkeit die Erreichung eines hohen Zieles versagt, und weder in Rom, wo er bei seiner Ankunft einen colorirten Carton, „Einzug der Familie Noahs in die Arche", mitbrachte und außer einem für den Dom in Naumburg ihm aufgetragenen „Christus mit dem Zinsgroschen" ein Bild „Adam und Eva, die den Verlust des Paradieses betrauern", sowie eine größere historische Landschaft malte, noch später in Wien, wo er sich der Porträtmalerei zuwandte, noch in München, wo er zwei Oelbilder, „Die Hochzeit zu Cana" und „Die Heimsuchung Marias", ausführte und als Gehilfe bei den Frescomalereien im Königsbaue Beschäftigung fand, gelangte er durch Ausübung seiner Kunst zu einer fest begründeten Lebensstellung. Doch werden als eine treffliche Leistung seine in Kupferstich vervielfältigten, unter dem Titel „Volks-Bilder-Bibel in fünfzig bildlichen Darstellungen von Friedrich von Olivier. Nebst einem begleitenden Text von G. H. von Schubert"

Hamburg 1836) erschienenen Compositionen aus dem Neuen Testamente gerühmt. Wie auf dem Titelblatte dieses Werkes, so findet man dem Olivier'schen Familiennamen auch sonst gewöhnlich die Adelsbezeichnung beigefügt. Da indessen Ferdinand O. in älteren Jahrgängen des baierischen Hof- und Staatshandbuchs v. O., in jüngeren O. genannt ist, so erscheint das Adelsprädicat bei ihm und seinen Brüdern als nicht ganz sicher beglaubigt.

Von Heinrich O., geb. zu Dessau 1783, der sich besonders als Miniaturmaler auszeichnete, wurde bereits erwähnt, daß er mit Ferdinand gemeinsam dem Kunststudium in Dresden oblag und sich gleichzeitig mit ihm in Paris aufhielt. Auch nach Wien folgte er seinen Brüdern und copirte hier Pordenones „Heilige Justina". Später soll er eine Zeit lang in Dessau die Stelle eines Wirthschaftsrathes versehen haben. In Berlin, wo er am 3. März 1848 starb, lebte er als Zeichen- und Sprachlehrer.

Adolph v. Schaden, Artistisches München im J. 1835, München 1836, S. 93—105. — Nagler, Künstlerlexikon, Bd. 10, S. 340—344. — Beilagen zur Allgemeinen Zeitung vom 2. und 3. April 1841 (= Neuer Nekrolog der Deutschen, 19. Jahrg., 1841, Thl. 1, S. 204—213). — v. Wurzbach, Biograph. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Thl. 21, S. 57 f. — Allgem. Künstlerlexikon, 2. Aufl., umgearbeitet von A. Seubert, Bd. 3, S. 8.

F. Schnorr v. Carolsfeld.

Ollech: Karl Rudolf v. O., preußischer General der Infanterie, am 22. Juni 1811 zu Graudenz geboren, ward am 26. Juli 1828 aus dem Kadettencorps dem 16. Infanterieregiment als Secondelieutenant überwiesen. Neigung zu wissenschaftlicher Beschäftigung und reges Streben führten ihn von 1832 bis 1835 auf die Allgemeine Kriegsschule in Berlin; seine erfolgreiche Absolvirung derselben bewirkte, daß er von 1837 bis 1839 als Lehrer der Divisionsschule der 14. Division zu Düsseldorf verwendet und 1839 in gleicher Eigenschaft zum Cadettencorps commandirt wurde. Aus letzterer Stellung schied er 1847 als Hauptmann und Compagniechef im 30. Infanterieregiment; mit diesem machte er 1849 den Feldzug in Baden mit und wurde am 25. Juni bei Durlach verwundet. 1853 wurde er als Major zum Generalstabe der 13. Division in Münster und 1855 zum Großen Generalstabe in Berlin versetzt; in letzterem Jahre begann seine erfolgreiche Wirksamkeit als Lehrer an der allgemeinen Kriegsschule, der jetzigen Kriegsakademie, daneben stand er mehrere Jahre an der Spitze der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabes und war Mitglied verschiedener militärischer Studiencommissionen; 1861 wurde er zum Commandeur des Cadettencorps ernannt und in dieser Stellung, aus Anlaß der Krönung König Wilhelms I. in Königsberg, geadelt. In den Krieg von 1866 ging er als General und Commandeur der 17. Infanteriebrigade (Glogau), an deren Spitze er 1865 getreten war. Als Führer des Gros der Avantgarde des V. Armeecorps rückte er in Böhmen ein, aber schon nach wenigen Stunden wurde er am 27. Juni im Treffen bei Nachod so schwer am Oberschenkel verwundet, daß er ein Jahr lang an das Krankenlager gefesselt blieb; die Folgen davon hat er nie überwunden; sie hinderten ihn auch am Kriege von 1870/71 thätigen Antheil zu nehmen. Er war während desselben zuerst Gouverneur von Coblenz und Ehrenbreitstein, dann von Straßburg; nach Friedensschluß wurde er Director der Kriegsakademie und am 15. December 1877, unter gleichzeitiger Stellung zur Disposition, Gouverneur des Invalidenhauses zu Berlin. Als solcher ist er am 25. October 1884 zu Berlin gestorben. Ollech's Bedeutung liegt mithin nicht in seinen kriegerischen Leistungen, sondern in seiner Lehr- und schriftstellerischen Thätigkeit, welche letztere sich besonders auf Kriegs- und Heeresgeschichte, daneben aber auch, seiner streng kirchlichen und königstreuen Sinnesart entsprechend, auf die moralischen und ethischen Seiten des Krieger-

standes erstreckte. Sein Erstlingswerk war eine 1848 erschienene Schrift „Historische Entwickelung der taktischen Uebungen der preußischen Infanterie“, 1856 folgte „Die leichte Infanterie der französischen Armee“, 1858 „Der Kriegsschauplatz der Nordarmee im Jahre 1813“ und „Friedrich der Große von Kolin bis Roßbach und Leuthen“, 1859 „Geschichte der Nordarmee im Jahre 1813. I. Der Waffenstillstand und die Schlacht bei Großbeeren“, 1862 „Friedrich der Große und die Kadettenanstalten“ und eine von O. als Commandeur des Cadettencorps im Abgeordnetenhause gehaltene Rede, 1863 „Friedrich der Große und der Friede zu Hubertsburg“, 1870 „Worin besteht der Unterschied und die Gleichheit der Armee Friedrichs des Großen mit der Armee unseres Vaterlandes“ (ward 1883 von neuem herausgegeben), 1872 „Friedrich der Große und Westpreußen“ und „Ueber die sittlichen Grundlagen in der historischen Entwickelung der preußischen Armee“ und daneben, in einer 1860 begonnenen, 1879 abgeschlossenen Reihe von Beiheften zum Militärwochenblatte, eine Lebensbeschreibung des Generals v. Reyher, welche nicht nur diesem ein würdiges Denkmal setzt, sondern auch einen werthvollen Beitrag zur Geschichte der Kriege von 1813 bis 1815 bildet. Den Feldzug des letzteren Jahres hat O. außerdem nach archivalischen Quellen in einer 1876 erschienenen besonderen Schrift dargestellt. Auch schrieb er für das Militärwochenblatt, dessen mehrjähriger Redacteur er während seiner Verwendung im Generalstabe war, eine Anzahl von Artikeln. Seine letzte Arbeit war eine Geschichte des Berliner Invalidenhauses, meist die ökonomische Seite behandelnd, wie mehrere andere der vorbenannten erschien sie als Beiheft zum Militärwochenblatt (1885). In seinen späteren Lebensjahren war O. vielfach bei wohlthätigen Vereinen thätig; besonderes Verdienst erwarb er sich um die Herstellung der aus Anlaß der Bewahrung Kaiser Wilhelms I. vor dem Tode durch Mörderhand (1878) auf dem Wedding in Berlin in den Jahren 1882—1884 erbauten Dankeskirche.

Militärwochenblatt Nr. 93, Berlin 12. November 1884.

Poten.

Olmütz: Wenzel v. O., Goldschmied und Kupferstecher von Olmütz in Mähren, thätig im 15. Jahrhundert, vielleicht noch im 16. Da über seine Lebensverhältnisse nichts bekannt ist, so war es leicht, seine Existenz und insbesondere seine künstlerische Thätigkeit in Zweifel zu ziehen. Er bezeichnete seine Blätter mit W, nur auf einem Blatte, einer Copie nach Schongauer's Tod der Maria steht: 1481, WENCESLAUS DE OLOMUCZ. IBIDEM, d. h. daselbst lebend. Bartsch hatte darum alle Stiche, welche ein W zum Monogramm haben, diesem Künstler zugeschrieben, um so mehr, als er auf einem anderen, ebenfalls mit W bezeichneten Blatte mit dem Mann der Schmerzen in alter Schrift geschrieben fand: Dieser Stecher hat wenczel geheisen, ist ein Goltschmit gewesen. Vor Bartsch hatten einzelne Kunstforscher das W auf Wohlgemuth bezogen; im P. Behaim'schen Katalog seiner Kupferstichsammlung vom Jahre 1618 wird ein Blatt mit dem Monogramm W angeführt; da heißt es: W: Wohlgemuth, Albr. Dürer's Lehrmeister. Traum von einem weib, so auch hnach Dürer in's Kupfer gestochen (es ist das Blatt mit dem Traumdoctor gemeint). In neuester Zeit hat Thausing in seinem Werke über Dürer Wohlgemuth neuerdings unter die Kupferstecher einzuführen gesucht und das Monogramm W auf ihn bezogen. Das Resultat seines Beweises war, daß diejenigen Blätter mit W, die auch Dürer gestochen hat und die man als Copien nach diesem anzusehen gewohnt war, eigentlich die Originale (Wohlgemuth's) sind, die Blätter von Dürer aber Copien nach jenen seines Lehrmeisters. Nun wollen wir die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, daß sich Wohlgemuth, der für den Holzschnitt so fleißig thätig war, auch im Kupferstechen versucht habe, keineswegs bestreiten. Wir

können aber nicht zugeben, daß alle mit W bezeichneten Blätter auf seine Rechnung zu setzen sind, weil sich unter diesem Monogramm zwei oder gar drei verschiedene Künstler verbergen. Dem Goldschmied Wenzel werden mit allem Rechte erstens die Goldschmiedgegenstände angehören, so die vier von Bartsch und drei von Passavant beschriebenen Monstranzen und Reliquienbehälter. Ihm werden wir auch alle Copien nach M. Schongauer zuschreiben, da es uns nicht einleuchten will, daß Wohlgemuth, ein so gewandter productiver Meister, seine Zeit und Kraft an das Copieren eines anderen verwendet hätte, wobei es sich nicht etwa um ein oder zwei Proben, sondern um 42 Copien handelt. — Ein anderer, von Wenzel durch Raum und Kunstweise verschiedener Meister W ist unseres Dafürhaltens derjenige, den seine Blätter in die Rheingegend, vielleicht auch nach Holland verweisen. Dahin gehören die zwei Blätter mit der Marter des hl. Andreas und Bartholomäus, die nach Bildern des Meisters von Cöln (Stephan Lothener, jetzt in Frankfurt) ausgeführt sind, ferner Blätter mit genrehaftem Inhalte, die in dem Meister (oder Meistern) des Amsterdamer Cabinets ihr Vorbild gefunden haben. Hierher ist das Liebespaar und die Lautenspielerin (ein vorzügliches Exemplar im Berliner Cabinet) zu rechnen. Nun gibt es noch so manches unbezeichnete Blatt, das in ähnlichem Charakter gestochen ist und zum Monogrammisten W gelegt werden könnte. Wenn Wohlgemuth wirklich gestochen hat, dann müßte man im Bereiche der anonymen Blätter seine Werke suchen, was freilich sehr schwer ist, da keine historische Notiz das Aufsuchen unterstützt. Thausing schreibt auch das mit W bezeichnete Blatt mit dem Papstesel auf Rechnung Wohlgemuth's, dem damit keine Ehre erwiesen wird, eine solche Unflätherei, selbst im Sinne jener Zeit, die schon an dergleichen Kost gewöhnt war, ihm zuzuschreiben. Wohlgemuth war neben der Schedel'schen Chronik ganz auf kirchliche Bestellungen angewiesen und er hätte sich gewiß gehütet, eine solche Brandrakete unter seinem Zeichen herauszugeben, die alle kirchlichen Besteller ihm entfremden mußte. Nun bleiben noch einige Blätter von Dürer zu untersuchen, die Quad v. Kinkelbach 1609 als Copien nach Wohlgemuth bezeichnete; Thausing nahm diese durch Bartsch aufgegebene Ansicht wieder auf. Es sind die fünf Blätter: der große Hercules, der Traum, die vier Hexen, der Raub der Amymone und die Madonna mit der Meerkatze, Quad rechnet auch den verlornen Sohn und Hieronymus in der Wüste dazu, Thausing den Spaziergang. Nun irrt sich Quad hinsichtlich des verlorenen Sohnes, da sich in London eine unanfechtbare echte Zeichnung Dürer's zu seinem Stiche befindet, weßhalb das Blatt mit W als Copie darnach zu nehmen ist. Hat sich aber Quad in einem Falle geirrt, so kann er sich auch in den übrigen geirrt haben. Dasselbe gilt von P. Behaim's Katalog, der sonst manche offenbare Irrthümer enthält; mußte er gerade hinsichtlich Wohlgemuth's unfehlbar sein? Wenn schon eine genaue Prüfung der Blätter Dürer's, die zugleich auch mit dem Monogramm W vorkommen, zu dem Resultate führen muß (wenn man sich von keiner Voreingenommenheit fesseln läßt), daß die Compositionen sich mit dem bekannten Kunstcharakter Wohlgemuth's nicht decken, also ihm nicht angehören, so wird diese Prüfung wesentlich erleichtert durch den Umstand, daß sich von Dürer's Hand Studien zu den betreffenden Blättern gefunden haben. So z. B. zum großen Satyr in Hamburg. Ein solcher Fall stürzt die ganze Annahme. Es wird doch nicht ernstlich behauptet werden können, daß Wohlgemuth seines Schülers Compositionen gestochen und dieser sie dann copirt habe? Wir werden also dem Wenzel v. O., dem Copisten Schongauers, auch die mit W bezeichneten Copien nach Dürer zuschreiben, wie es Bartsch gethan hat.

S. Bartsch, P.-Gr. — Passavant, P.-Gr. — Thausing, Dürer. — F. Harck, das Original von Dürer's Postreiter. Wessely.

Olmützer: Hans O. oder Olomuczer, ein tüchtiger Bildschnitzer und Steinhauer, erwarb die Meisterschaft des „Steynwergks“ unter Hans Linddörfer, dem Baumeister des Domstifts zu Passau, war nachher zu Görlitz ansäßig und arbeitete in Holzschnitzerei und feiner Steinhauerarbeit. 1488 schnitt er Christi Geburt und andere Bilder für den schönen Hochaltar der Minoritenkirche, die als Kunstwerke anerkannt sind. Das schönste Bild, die „goldene Maria“ ist aber älter. Sie kaufte der Guardian Nicolaus v. Hirsberg 1383, ohne daß der Meister genannt ist, für 25 3/4 Mark. O. bekam einen rheinischen Gulden als Wochenlohn bei seiner Arbeit. Für die vom Wandschneider Hans Frenzel errichtete Annenkirche fertigte er die steinernen Bildsäulen der hl. Anna und ihrer Familie, „Tafel“ genannt, meisterhaft, accordmäßig für 110 Gulden, doch unter Zusage des Bürgermeisters Baltyn Sneyder, daß er Mehrkosten auch ersetzt haben solle. Als dieses nicht geschah, verließ er, beleidigt, 1503 Görlitz mit Weib und Kindern, „um sein Bestes zu suchen“, mit einem Empfehlungsbriefe des Rathes. Wo er geblieben, weiß man nicht.

Script. rerum Lusat. N. F. 1. Bd., S. 305 u. 343. Krause.

Olpe: ein Name, der in der ältesten Buchdruckergeschichte eine Rolle spielt. Von den zwei Trägern desselben, welche hierbei in Betracht kommen, ist der eine für uns freilich fast ganz in Dunkel gehüllt. Es ist Peter v. O. in Köln. Wir kennen nur vier Drucke, welche seinen Namen tragen, aus den Jahren 1470, 1476 und 1477 (s. Hain, Repert. bibliogr. 4246, 4657, 5700, 12 371). Es liegt nahe anzunehmen, daß er mindestens auch in den zwischenliegenden Jahren als Drucker thätig gewesen und somit noch manches andere Werk aus seiner Presse hervorgegangen ist, das man als Erzeugniß derselben nur eben noch nicht erkannt hat. Wenn sich dieser Meister auf einem der genannten Drucke (Hain a. a. O. 4657) Petrus in altis de Olpe nennt, so trifft die schon von Denis aufgestellte Vermuthung wohl das Richtige, wornach derselbe Bergmann geheißen und eine Beziehung zwischen ihm und dem zweiten der obenerwähnten Olpe bestanden hätte. Dieser nämlich, Johann v. O. in Basel, heißt mit seinem vollen Namen, den er ebenso oft oder noch öfter gebraucht, Joh. Bergman (selten: Bergmann) v. O. Auch er stammte, was in Betreff des Kölner Druckers unzweifelhaft ist, wohl von dem Städtchen Olpe in Westfalen; schon seine mehrmaligen Reisen an den Niederrhein machen dies wahrscheinlich. Daß er von da in das ferne Basel gekommen und dort ansäßig geworden ist, hängt vielleicht damit zusammen, daß er in Basel einen Landsmann, wohl auch Verwandten hatte; wenigstens ist ein Eberhardus de Olpe als presbyter et cappelanus in ecclesia Basileensi 1460 bei der Stiftung der Basler Universität in deren Matrikel eingetragen worden. Er selbst kommt in letzterer nicht vor, jedenfalls nicht mit seinem gewöhnlichen Namen. Da er aber in dem an Wymmarus de Erkelens gerichteten Widmungsschreiben zu des Seb. Brant Varia carmina von 1498 sagt, daß er mit ersterem, der in Basel 1472 inscribirt wurde, „a primis adolescentiae vnguiculis communibus apud Basileorum gymnasium . . . literis“ unterrichtet worden sei, und da nun 1471 ebendort ein Johannes thome de Olpe dyoc. Colonien. immatriculirt wurde, so möchten wir es für wahrscheinlich halten, daß wir in letzterem unsern O. vor uns haben. Derselbe hätte sich dann eben, was in jener Zeit gar nichts Auffallendes hat, bei seiner Inscription statt nach der Familie nach dem Vater (dessen Vornamen) bezeichnet. Später, in den neunziger Jahren, erscheint er als archidiaconus Granvallensis d. h. als Mitglied des Chorherrnstifts in Granfelden (an der Birs im Kanton Bern); er lebte aber doch auch als solcher in Basel, wie aus der Datirung seiner Briefe hervorgeht. Dieser Kleriker ist es nun, dessen Name ganz wie der des Druckers auf Basler Druckerzeugnissen in

den Jahren 1492 bis 1499 vorkommt — nicht erst 1494, aber auch nicht mehr 1500. Denn um von der Ausgabe des „Ritters von Turn" von 1493 abzusehen, die neben Michael Furter's. als des Buchdruckers Namen auch noch Devise und Chiffern Joh. Bergman's trägt, gibt es, was bisher nicht bekannt gewesen, je einen datirten Druck aus den Jahren 1492 und 1493, in welchen beiden ganz so wie in denen der folgenden Jahre nur Bergman's Name und Wahlspruch vorkommt. Wir meinen Seb. Brant's Gedicht „Von dem donnerstein gefallen vor Ensisheim" (Einblattdruck, in Tübingen) und den Ortulus Rosarum de valle lacrimarum (Brunet, Man. du libr. 5. éd. IV, col. 245). Auf der anderen Seite fallen die fraglichen Drucke auch nicht später als 1499. Denn wenn Weller, Repert. typogr. 259 den undatirten Olpe'schen Druck von Geiler's Trostspiegel ins J. 1503 setzt, so geschieht dies sicher mit Unrecht; und wenn die Ausgabe von Brant's Narrenschiff von 1506 noch Olpe's Namen und Signet trägt, so geht aus Zarncke's genauer Beschreibung derselben (a. unten a. O. S. LXXX und CII) hervor, daß sie aus einer andern, ohne Zweifel Nic. Lamparter's Presse hervorgegangen und O. nur Verleger derselben gewesen ist. Dagegen sind nun aber die Drucke der Jahre 1492—1499, welche Olpe's Namen tragen, auch wirklich von ihm gedruckt worden. Es ist falsch, wenn man schon annehmen wollte, er habe die betreffenden Werke nur eben zum Druck befördert, wie es auch irrig wäre, in ihm nur den Verleger derselben zu sehen. Die Ausdrücke, welche er in den Schlußschriften vieler dieser Drucke gebraucht, weisen zu bestimmt auf den Besitz einer eigenen Druckerwerkstätte hin. Nur darüber könnte man etwa streiten, ob er selbst noch die Kunst gelernt und Hand angelegt hat oder nicht. In keinem Fall aber hat er um des Gewinnes willen wie andere sich der Buchdruckerkunst zugewandt, vielmehr geschah es — und das macht ihn besonders bemerkenswerth — lediglich in der Absicht, die Wissenschaft, speciell die humanistischen Bestrebungen zu fördern. Diesen Eindruck gewinnt man aus den in seinen Drucken vorkommenden, an ihn gerichteten Briefen und Gedichten der Humanisten, wie aus der Art und der Ausstattung der von ihm gedruckten Schriften, welch letztere sicher nicht ohne bedeutende finanzielle Opfer seinerseits zu erreichen war. Es ist Zarncke, der zuerst a. u. a. O. S. XLIII hierauf hingewiesen hat; nur verkündigt derselbe allzu begeistert Olpe's Lob und es ist namentlich zu viel gesagt, wenn er behauptet, daß dessen Drucke, was die Eleganz der Ausstattung betrifft, im ganzen 15. Jahrhundert innerhalb Deutschlands weitaus ihres gleichen nicht finden, und daß dieselben sämmtlich Prachtwerke zu nennen seien. Das Hauptwerk, welches aus Olpe's Presse hervorgegangen, ist Seb. Brant's Narrenschiff, das in der editio princeps 1494 bei ihm erschien und im deutschen Urtexte noch zweimal, in Locher's lateinischer Uebersetzung, welche ebenfalls zuerst bei ihm 1497 herauskam, viermal von ihm gedruckt wurde, immer mit reicher Holzschnittverzierung. Brant ist ohnedies unter den von O. herausgegebenen Autoren weitaus am häufigsten vertreten und es liegt sogar die Vermuthung nahe, daß er nicht ohne Einfluß auf die Errichtung dieser Presse gewesen ist. Ein Verzeichniß der Olpe'schen Drucke findet man bei Stockmeyer und Reber a. u. a. O. S. 129—132. Doch ist dasselbe lange nicht vollständig. Wir können, ohne damit auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, zu den 20 dort aufgeführten Drucken außer den zwei oben erwähnten von 1492 und 1493 10 weitere hinzufügen aus Hain a. a. O. 3761, 3762, 10164, 16172; Ch. Schmidt a. u. a. O. II, S. 342 (Nr. 103 und sub Nr. 105), 347 (Nr. 110), 349 (Nr. 112) und Harrisse, Chphe Colomb II, 1884, p. 22 sqq. Vermuthlich sind auch die Drucke Hain 3759 und 3760 aus seiner Presse hervorgegangen. Endlich gibt es zwei (undatirte) Ausgaben des Liber vagatorum, welche Olpe's Devise tragen, freilich in abweichender

Schreibart, vgl. Hain 3016 und Serapeum XXIII, 1862, S. 114 Nr. 6. Sein Druckerwappen kommt in verschiedener Gestalt vor; die wesentlichen Bestandtheile sind ein Schild, auf welchem eine Lilie über einem Berge (?) abgebildet ist, und über und unter dem Schild je ein Spruchband, das obere mit dem Wahlspruch: „nüt on vrsach" (bei lateinischen Texten: „nihil sine causa" nebst einer Jahreszahl, das untere mit des Druckers Namen. Statt des Wappens setzt er am Schluß seiner Drucke oft nur die genannte Devise mit den Chiffern „J. B.", „J. O." oder „Olpe". — Was aus dem Manne nach der Aufgabe seiner Druckerthätigkeit geworden ist, darüber fehlt es an sicheren Nachrichten. Nach des Joh. Wurstisen Analecta ad historiam Basil. pertinentia (Mſ. in Basel) wäre er 1514 Decan an der St. Johannscapelle beim Münster in Basel gewesen; andererseits kommt in demselben Jahre (schon am 20. Febr.) ein Joh. Bergman v. O. als Vicar des Altars des heil. Petrus und Paulus zu St. Thomas in Straßburg vor, der vom dortigen Bischof die Erlaubniß erhält mit Hermann Pistoris v. O., Frühmesser der Pfarrkirche zu Kinzheim (bei Schlettstadt) zu tauschen. Ob nun mit letzterem unser O. identisch ist, der dann vielleicht seinem Freunde Brant nach Straßburg nachgezogen wäre, oder ob Wurstisen Recht hat, dies festzustellen ist uns nicht gelungen. Doch war er — s. des Beatus Rhenanus Briefwechsel, hg. von Horawitz u. Hartfelder, 1886 S. 55 — jedenfalls 1513 noch in Basel.

Vgl. J. Stockmeyer und B. Reber, Beiträge zur Basler Buchdruckergeschichte 1840, S. 78, 128—133. — Basler Taschenbuch 1863, S. 254. — Seb. Brant's Narrenschiff, herausg. von Fr. Zarncke 1854, S. XLII ff., LXXX, XCIX ff. — Ch. Schmidt, Histoire littéraire de l'Alsace II, 1879, Register — Handschriftliche Notizen im Exemplar der Universitätsbibliothek Basel von Stockmeyer und Reber's Beiträgen. Steiff.

Oelreich: Bernhard O., Theologe, 1626—1686. Er wurde als der Sohn eines angesehenen Hamburger Kaufmanns am 5. April 1626 im großelterlichen Hause in Itzehoe geboren, besuchte zuerst Hamburger Schulen, kam aber schon früh nach Kopenhagen, wohin sein Vater von Christian IV. als Factor der isländischen Compagnie berufen worden war. Vierzehnjährig ging O. zur Universität über, wurde auch bald darauf mit der Vertretung der Stelle des deutschen Predigers betraut. 1644 ging er nach Rostock, wurde hier 1646 Magister, besuchte dann Danzig und Königsberg und kehrte nach Dänemark zurück, um an der Akademie in Soroe Vorlesungen zu halten. 1647 wurde er an dieser zum Professor der griechischen Sprache ernannt. 1649 besuchte er die niederländischen Universitäten, um sich von deren Einrichtungen zu unterrichten. 1651 wurde er Pfarrer in Aesheim in Schonen. 1664 war er auf dem Reichstage in Stockholm; hier lernte ihn Karl XI. näher kennen, ernannte ihn zum Hofprediger und veranlaßte seine Promotion zum Dr. theol. in Greifswald 1665. Bald darauf wurde O. Assessor des Consistoriums für Schonen mit dem Jus praepositurae in den Kirchspielen und wirkte in dieser Stellung mit besonderem Erfolge für die Errichtung einer Universität in Lund. In Anerkennung dieser Thätigkeit wurde er am 28. Januar 1668 mit der Einweihung der Universität beauftragt und zum ersten Kanzler derselben ernannt. Als mannigfache Zwistigkeiten ihm die Freude an diesem Amte genommen hatten und er infolge dessen um anderweitige Verwendung gebeten hatte, stellte ihm der König mehrere hohe Kirchenämter zur Wahl (u. a. das Bisthum Riga); O. wählte die Superintendentur für das Herzogthum Bremen, erhielt im März 1672 seine Ernennung mit der Würde eines königlich schwedischen Consistorialrathes, trat das neue Amt aber erst im April 1673 an. Er starb in Bremen am 30. März 1686. — Seine nicht sehr zahlreichen Schriften, meist Disputationen in Lund, Predigten

u. dgl., haben keinen dauernden Werth; seine Stärke beruhte auf seinem organisatorischen Talente.

J. H. Pratje, Altes und Neues aus den Herzogthümern Bremen und Verden 5, S. 67 ff. — Hamb. Schriftsteller-Lexikon 5, S. 575 ff. R. Hoche.

Oelrichs: Gerhard Oe., Sohn des Aeltermannes Heinrich Oe., wurde am 8. Januar 1727 zu Bremen geboren. Er studirte in Göttingen und Utrecht die Rechte, promovirte 1754 an der letztgenannten Universität auf Grund einer Dissertation „De vita, studiis, honoribus et scriptis Aelii Martiani jurisconsulti" und lebte dann eine Zeitlang als kaiserlicher Rath und Resident in Frankfurt a. M. Seine dem vaterstädtischen Rechte zugewandte Thätigkeit begann er schon hier mit einer kleinen lexikalischen Arbeit, die zu praktischen Zwecken unternommen wurde, um der zu jener Zeit oft, auch beim Reichskammergericht erhobenen Klage über die Unverständlichkeit der alten Gesetze abzuhelfen: „Glossarium ad Statuta Bremensia antiqua" (Francof. 1767). Nach Bremen zurückgekehrt, wurde er 1768 Syndikus der Aelterleute. 1771 veröffentlichte er die „Vollständige Sammlung alter und neuer Gesetzbücher der kaiserlichen und des heiligen römischen Reichs freien Stadt Bremen aus Originalschriften" (Bremen 1771, 4°). Unter den mannigfachen stadtrechtlichen Publicationen des vorigen Jahrhunderts nimmt dies Buch eine eigenthümliche Stellung dadurch ein, daß es die gesammte statutarische Rechtsentwicklung einer Stadt während des Mittelalters vorlegt und wie es sie vorlegt. Es sind die besten Handschriften des Bremer Archivs benutzt und correct abgedruckt; in einem Vorbericht ist eine verständige Uebersicht über die äußere Rechtsgeschichte der Stadt Bremen gegeben. Wie durch diese inneren Vorzüge zeichnet sich das Werk auch durch seine äußere Erscheinung sehr vortheilhaft vor den zeitgenössischen Editionen von Rechtsquellen aus. Oelrichs' übrige rechtshistorische Arbeiten, die der Stadt Riga galten, können sich an Werth nicht mit der eben besprochenen messen. 1773 erschien: „Dat Rigische Recht und de gemenen stichtischen Rechte ym Sticht van Riga geheten dat Ridder-Recht". Die Ausgabe gibt die Handschrift, die ihm der bremische Archivar L. D. Post zur Verfügung gestellt hatte, getreu wieder, aber die Handschrift selbst ist mangelhaft, stammt erst aus dem Jahre 1542, und es war ein arger Mißgriff, ihren Inhalt, die jetzt sogenannten umgearbeiteten Rigischen Statuten des 14. Jahrhunderts, in die Zeit der Handschrift zu versetzen. Die beiden anderen Stücke, welche der Band enthält, sind Wiedergaben seltener Drucke des 16. Jahrhunderts, des sogenannten mittleren livländischen Ritterrechts des 15. Jahrhunderts und des Formulare Procuratorum des Dionysius Fabri. Das zugefügte Glossarium ad statuta Rigensia ist eine auch heutzutage noch beachtenswerthe Arbeit, die das ältere bremische Glossar mannigfach berichtigt und bereichert. Dem zweiten Riga geltenden, 1780 erschienenen Werke ist der Titel: „Der Rigischen Rechte zweiten Bandes Thl. 1" gegeben; doch ist nichts weiter davon ans Licht gekommen. Es umfaßt: die in ganz Livland, ausgenommen Reval und Narva, annoch geltenden Statuta und Rechte der Stadt Riga, mittelalterliche Bursprakèn von Riga und die neueste willkührlichen Gesetze (d. h. Statute) der Stadt. Der Herausgeber hatte sich dabei der handschriftlichen Mittheilungen des Livländers J. C. Schwartz zu erfreuen. Oe., der in seinen letzten Lebensjahren erster Syndikus seiner Vaterstadt geworden war, starb am 7. April 1789. Vorarbeiten von Oe. zu einer Ausgabe der Friesischen Rechte bewahrt die Wolfenbüttler Bibliothek.

Weidlich, Biogr. Nachr. II (1781), S. 152. — Rotermund, Lexikon aller Gelehrten in Bremen II, 74. — Napiersky, Die Quellen des Rigischen Stadtrechts, S. LXVI. — v. Bunge, Altlivlands Rechtsbücher (Leipz. 1879), S. 11; Dess. Einleitung in die Livländ. Rechtsgesch. S. 150. — Frensdorff, N. Archiv f. ält. deutsche Gesch.-Kunde II, 15. F. Frensdorff.

Oelrichs: Johann Karl Konrad Oe., Historiker, Doctor beider Recht (1750), kaiserlicher Hof- und Pfalzgraf (23. Mai 1755), herzoglich pfalz-zwei brückischer Legationsrath und dieses und des markgräflich badischen Hofes Minister resident in Berlin, entstammt einem hanseatischen Geschlecht, das in Danzig un seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in Bremen blühte. Er wurde am 12. Augu 1722 in Berlin geboren, wohin sein Vater Friedrich Oe., geb. 1687, vo Bremen als Prediger der reformirten Gemeinde gegangen war. Kaum zwei Jah alt verlor Oe. seine Mutter, eine geborene Eversmann, und im 10. Jahre auc seinen Vater, so daß er, nunmehr ganz verwaist, bereits am 20. October 173 auf das Joachimsthaler Gymnasium in Berlin gethan ward. Nolten, Schmi Becmann, Müzel, Neuburg und andere waren hier seine Lehrer, deren er in sein Selbstbiographie mit warmer Liebe gedenkt, nicht minder der mit manchen sein Mitschüler geschlossenen Jugendfreundschaften, durch die er zu angestrengtem Fle namentlich auf dem Gebiet der Geschichte angespornt wurde. Zu Ostern 174 bezog er die Universität Frankfurt a. O., um die Rechte zu studiren, hörte Log und Philosophie bei Baumgarten, schöne Wissenschaften und Latein bei Weste mann, Geschichte und deutsches Recht bei Gräven, Jurisprudenz bei Peste Fleischer und Trier. Für spätere Arbeiten legte er bereits Collectaneen an. 174 schloß er seine Frankfurter Studien ab mit Vertheidigung einer Dissertation „D bonis nobilium juri detractus obnoxiis" und begab sich nach Berlin, um di juristische Praxis auszuüben. Dieselbe sagte ihm aber wenig zu und 1750 kehrt er wieder nach Frankfurt zurück, um sich zur Vorbereitung auf ein akademische Lehramt durch seine Dissertation „De botding et lodding" den juristischen Doctor grad zu erwerben. 1752 wurde er auf Veranlassung des Ministers Grafen Her berg als Professor der Rechte an das akademische Gymnasium nach Stettin be rufen, an dem bisher noch nie ein Reformirter angestellt worden war. Am 14. December d. J. trat er das Amt an und hat dasselbe 21 Jahre lang inne gehabt, andere Berufungen, wie nach Anhalt, Gröningen 2c. ausschlagend. Nebe seiner amtlichen Thätigkeit war er schriftstellerisch außerordentlich thätig; de größte Theil seiner Schriften juristischen, historischen und litterarischen Inhalt bezieht sich auf Pommern und viele derselben sind dem Forscher noch heut un entbehrlich. Die gelehrten Gesellschaften in Bremen, Leipzig, Königsberg, Greifs wald, Göttingen, Mainz, Helmstädt 2c. ernannten ihn zu ihrem Mitgliede Unter den mannigfachen Diensten, die er der Wissenschaft geleistet hat, mag hie nur der eine hervorgehoben werden, daß er die Kupferplatten der vorzüglichen aber ganz in Vergessenheit gerathenen großen Karte von Pommern von Eilhard Lubin (1612 ff.) dem Untergang entriß und neue Abzüge davon herstellen ließ 1748 besorgte Oe. eine zweite Ausgabe des v. Dreger'schen Codex dipl. Pomeraniae und 1795 ein Verzeichniß der v. Dreger'schen noch ungedruckten Samm lung pommerscher Urkunden (s. A. D. B. v. Dreger, V, 391). Im J. 177 nahm er in einer Schrift „De siglo pontificali: Bene Valete", mit 67 Ab bildungen, von seinem Lehramte und von Stettin Abschied und begab sich nach Berlin, schriftstellerischer Thätigkeit sich ganz widmend, denn die Aemter eine zweibrückischen und badischen Residenten am preußischen Hofe werden ihm wenig Arbeit gemacht haben. 1785 gab er in einer besonderen Schrift Nachricht von seinen zum Druck fertigen Manuscripten. Am 10. Januar 1799 starb Oe. in Berlin an Altersschwäche. Einen großen Theil seiner Bibliothek sowie 1600 Thaler baar vermachte er testamentarisch dem Joachimsthaler Gymnasium in Berlin; außer den Handschriften waren darunter sehr kostbare numismatische, sowie historische, geographische, juristische und auf die Kunst bezügliche Werke, sowie Kupferstiche und Denkmünzen. Ueber die Verwaltung dieses beträchtlichen Vermächtnisses bestehen besondere testamentarische Bestimmungen. Werke über

alte und neuere, namentlich brandenburgische und pommersche Geschichte bestimmte er der Frankfurter Universität, in liebevollem Gedenken für die beiden Bildungsstätten seiner Jugend sorgend. Er war in kinderloser Ehe mit der Wittwe des Raths Schott, geb. Limmer, verheirathet.

Catalogus bibliothecae D. Jo. Car. Conr. Oelrichs, Berolini 1800, mit Selbstbiographie und Aufzählung sämmtlicher von ihm selbst verfaßten Werke. — Köpke, Gesch. d. Bibl. des Joachimsthal. Gymnasiums (Programm), 1831.

v. Bülow.

Oels: Karl B. Ludwig Oe., Schauspieler, war am 3. October 1771 zu Berlin geboren. Anfangs für ein Handwerk bestimmt, ruhte Oe. nicht eher, bis es ihm gelang zur Bühne überzugehen. Auf dem Berliner Liebhabertheater Urania zeigte er zuerst sein Schauspielertalent. Iffland gewährte ihm freien Eintritt ins königliche Theater. 1801 ward er am Bamberger Theater engagirt, wo er zuletzt unter Graf Soden thätig war. Er kam 1803 nach Weimar, wo er am 14. Februar als van der Husen in „Armuth und Edelsinn“ debütirte. Er mußte sich zunächst mit den Rollen eines zweiten Liebhabers begnügen, schwang sich aber bald zu dem Fache der jugendlichen Helden und ersten Liebhaber im Schau- und Lustspiele auf, so daß er ganz in das Rollenfach des berühmten Voß eintreten konnte. Goethe, zu dessen speciellen Schülern Oe. gehörte, ließ sich seine Ausbildung sehr angelegen sein, und Oe. wußte durch unermüdlichen Fleiß und ein bis an das Ende seines Lebens fortgesetztes Studium den Mangel einer gelehrten Vorbildung reichlich zu ersetzen. Goethe rühmte daher Eckermann gegenüber, daß Oe. hinreichend höhere Bildung habe, um der besten Gesellschaft Ehre zu machen. Schiller hebt gelegentlich sein gutes Gedächtniß und seinen Fleiß im Lernen hervor. Die äußere Erscheinung begünstigte Oe. in hohem Grade. Sein männlich schöner Körper, sein prachtvoller Lockenkopf und sein lebendiges Auge nahmen die Zuschauer von vornherein für ihn ein. Am meisten wirkte aber sein herrliches Organ, welches für die in Weimar hauptsächlich betonte Kunst des Declamirens wie geschaffen war. Freilich traten auch gerade bei ihm die Nachtheile dieser Manier besonders hervor, zumal wenn er außerhalb Weimars auf einer realistischen Grundsätzen huldigenden Bühne als Gast auftrat. Als Genast der Aeltere im J. 1817 das Amt des Regisseurs niederlegte, trat Oe. zunächst interimistisch an seine Stelle. Sein Rollenfach war ein ungewöhnlich ausgebreitetes: als Mortimer, Arnold v. Melchthal, Orest, Sigismund (in Calderon's „Das Leben ein Traum“), Max („Wallenstein“), Karl Moor, Egmont, Clavigo, Karl VII. („Jungfrau von Orleans“) leistete er nach dem Urtheile der Zeitgenossen Vorzügliches. Aber auch seine Lustspielcharaktere wurden von ihnen hochgeschätzt. In späteren Jahren spielte er Heldenväter. Seine letzte große Rolle war die des Kaisers in Raupach's Trauerspiel „Friedrichs Tod“. Oe. stand diesem Dichter, der bei seinen Besuchen in Weimar bei ihm zu wohnen pflegte, besonders nahe. — Als Pius Alexander Wolff am 31. August 1828 bestattet wurde, widmete Oe. dem früheren Collegen am Grabe einen ehrenvollen Nachruf, mit dem ihn nicht nur das gleiche ideale Streben, sondern auch die Zugehörigkeit zu dem Freimaurerorden verbunden hatte. Fünf Jahre später, am 7. December 1833, schied Oe. selbst aus dem Leben als einer der letzten Genossen aus Goethe's Weimarer Schauspielerschule. Sein Porträt zeichnete sein College Lortzing auf Stein und in ganzer Figur als Muley (im „Standhaften Prinzen“) stach ihn Schwerdgeburth in Kupfer.

N. Nekrolog d. D. XI. Jahrg. 1833. Thl. 2. S. 796—799. — W. G. Gotthardi, Weimarische Theaterbilder aus Goethe's Zeit. Jena 1865, [illegible] 52—56. — E. Genast, Aus dem Tagebuche e. alten Schauspielers. [illegible]-1865, Thl. I, S. 163, 167, 178, 182, 192, 216, 283, 301 ff.;

Thl. III, S. 46, 53. — Max Martersteig, Pius Alexander Wolff. Leipzig 1879, (vgl. das Register). — Ernst Pasqué, Goethe's Theaterleitung in Weimar. Leipzig 1863, Bd. II, S. 227, 306. — K. Herloßsohn, H. Marggraff u. a., Allgem. Theaterlexikon. Neue Ausgabe. Altenburg und Leipzig 1846, Bd. VI, S. 18. — Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst Leipzig 1848, Bd. III, S. 377. — Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller 4. Aufl. Stuttgart 1881, Nr. 975, 979, 980, 982. — Joh. Peter Eckermann, Gespräche mit Goethe. 3. Aufl. Leipzig 1868, Bd. III, S. 47

H. A. Lier.

Oelschläger: Ferdinand Oe., königlicher Musikdirector und Organist an der Schloßkirche zu Stettin, war der älteste Sohn des dortigen Oberlandesgerichtsraths O. und am 20. October 1798 geboren. Er besuchte, nachdem er früh den Vater verloren, das Gymnasium zu Stettin, ging 1815 als freiwilliger Jäger mit nach Frankreich, kehrte nach Beendigung des Krieges zur Schule zurück und bezog nach Absolvirung des Abiturientenexamens die Universität Halle, um Jura zu studiren. Schon in seiner Knabenzeit machte sich sein bedeutendes musikalisches Talent bemerkbar und wurde während seiner Gymnasialzeit durch den Verkehr im Hause seines nachmaligen Schwiegervaters, des Musikdirectors und Organisten Haak, eines theoretisch und praktisch sehr gebildeten Musikers, immer mehr geweckt. Nachdem er, von der Universität heimgekehrt, schon als Referendar einige Zeit beim Gericht thätig gewesen, fühlte er sich durch die Liebe zur Musik getrieben seinen bisherigen Beruf aufzugeben und sich dieser Kunst ganz zu widmen. Er ging nach Berlin zu Logier (s. A. D. B. XIX, 110), vollendete dort seine musikalischen Studien und brachte dessen neue Methode des Clavierunterrichts mit dem Chiroplasten in Stettin zuerst zur Anwendung. Nach dem Tode seines Schwiegervaters Haak wurde er zu dessen Nachfolger als Organist an der Schloßkirche berufen, wirkte an Schulen als Lehrer und entfaltete gleichzeitig mit seinem Studiengenossen Löwe in Stettin eine reiche musikalische Wirksamkeit. Die kunstsinnige Stadt bot dazu vielfache Gelegenheit. In größeren Privatkreisen, zu denen z. B. die bekannte Kugler'sche Familie gehörte, bildete er den sogenannten Opernverein, leitete nach Löwe's Abgang den Instrumentalverein und dirigirte jahrelang abwechselnd mit Löwe die großen öffentlichen Concerte. Besonders gepflegt wurde von ihm der Quartettgesang und auf diesem kleineren musikalischen Gebiet wird sein Name unvergessen bleiben. Die von ihm herausgegebenen gemischten Quartette für Sopran, Alt, Tenor und Baß sind kleine Meisterstücke, in denen er auch von anderen tüchtigen Componisten wie Klein, Löwe, Kücken u. a. unerreicht geblieben und die noch heute überall gesungen werden. Hervorzuheben sind: „Scolie", „Im Freien", „Zu einem Bilde", „Aus Undine", „Das Leben ein Traum", „Rosen", „Heimath", sieben Gesänge für 4 Singstimmen. — „Vollmond", „Was die Liebe nit thut", „Abends", „Glück auf", „Je länger je lieber", „Cardinal der Liebe", sechs Gesänge für 4 Stimmen. — Fünf Gesänge und Lieder für 4 Stimmen (op. 7). — Fünf dreistimmige Lieder für zwei Soprane und Alt (op. 8). — Sechs Lieder für Sopran, Alt, Tenor und Baß, Heft 1: „Schon gut", „Harmonie", „Mondschein am See", Heft 2: „Maidli's Gruß", „Die Nixen", „Zu einem Bilde (Der Fleiß)" (op. 9). — Sechs Lieder für 4 Stimmen. — „Freundlicher Rath für den jungen Ehemann". „Musikalischer Zwist". Zwei Gesänge für 4 Stimmen. — „Hohenzollern", für vierstimmigen Männerchor. — Lieder und Gesänge für eine Stimme mit Pianoforte. Heft 1: „Der Ohrring", „Abrede", „Studium warum", „Neuer Frühling". Heft 2: „Jägers Lust", „Lauf der Welt", „Höhen und Thäler", „Frühlingsglaube", „Die Prager Musikantenbraut" (op. 10). — Sechs vierstimmige Lieder für Sopran, Alt, Tenor und Baß, Heft 1: „Des Lebens Bitte", „Maitrank",

Crucifixus", Heft 2: „Volkslied", „Ständchen", „Zum Abschied" (op. 11). — Stockfisch und Erdäppel", komisches Terzett für zwei Tenöre und Baß mit ianoforte, arrangirt von W. Franz. Dem handschriftlichen Nachlaß ist ver- eblich nachgespürt worden. Als Wöhler, dessen Lieder eine Zeit lang einen so roßen Anklang fanden, daß man sie überall hörte, nach Stettin kam, ließ er ch die Oelschläger'schen Quartette vorsingen und nannte O. den Quartettkönig. eicht sangbar, zu Herzen sprechend, oft das Gemüth tief ergreifend, haben Oel- hläger's gemischte Quartette einen bedeutenden Erfolg erzielt. Aber auch seine Männerquartette, namentlich das patriotische „Hohenzollern", für das ihm die oldene Medaille verliehen wurde; „Königsflagge hoch am Maste", mit dem er uf Bitte der Stettiner Kaufmannschaft auf der langen Brücke in Stettin den on der Krönung in Königsberg heimkehrenden König Friedrich Wilhelm IV. egrüßte u. a., haben große Verbreitung gefunden und werden trotz der Fülle eu auftauchender Sachen bei entsprechender Gelegenheit noch immer gern und it Begeisterung gesungen. Oe. starb, noch nicht 60 Jahre alt, am 18. Mai 858 und auf dem kleinen Gebiete des Quartettgesangs wird sein Name stets it Ehren genannt werden. Sachse.

Oelschlegel: Johann Lohelius Oe., Tonkünstler, geb. am 31. December 724 im Dorfe Loschau bei Dux in Böhmen, † zu Prag 1788, erhielt seine ımanistische und musikalische Vorbildung an der Jesuitenresidenz Mariaschein, o er auch entsprechend seiner Neigung und erlangten Fertigkeit im Orgelspiel ım Organisten der Institutskirche bestellt wurde. In der Folgezeit übergegangen ıch Prag, versah er Organistendienst in der Kleinseitner Dominicaner- und der altesexkirche. Die ihm dadurch aufgenöthigte Concurrenz mit tüchtigen Fach- llegen dürfte ihn schließlich veranlaßt haben sich eines Rückhalts zu versichern r das Nachholen des fühlbar gewordenen Abgangs gründlicher Theorie. Wol in esem Sinne trat Oe. 1747 in das kunstfreundliche Prämonstratenserstift am trahow als Novize ein. Denn kaum der theologischen Studien ledig und mit r Priesterweihe versehen, griff er zurück auf sein ursprüngliches Vorhaben, nahm nterricht beim bewährten Contrapunctisten Franz Joh. Habermann und erwarb h zugleich Fertigkeit im Partiturlesen. Da ihm mittlerweile auch die Chor- gentschaft der Stiftskirche übertragen wurde, kam der Gewinn an Theorie so- eich wieder der Praxis zu gute, wie zunächst schon zahlreiche, gute Com- sitionen und die zu Ruf gelangte Figuralmusik der Kirche nachweisbar machen. ines nur stand dem angestrebten Aufschwunge noch hindernd im Wege — die ıangelhafte Orgel! Und den besten Beweis von der Oe. innewohnenden geistigen nergie gibt die Thatsache, daß er durch unablässiges, fünfzehnjähriges Mühen nd Schaffen die ihm anvertraute Orgel überbaute und zu einem berühmt ge- ordenen Riesenwerke gestaltete. Bezeichnend ist die Aussage seines Biographen nd Mitbruders Dlabacz. „Nachdem er das ganze Werk verfertigt hatte und och eine Mutation, die man Menschenstimme zu nennen pflegte, herstellen wollte, urde er von einer langwierigen Krankheit überfallen und starb zu Prag in inem Stifte"..... Sein Nachlaß besteht in einer „Beschreibung" der von m erbauten großen Orgel in der Metropolitan- und St. Niklaskirche, 1786 schienen; einer zweiten, in Handschrift hinterlassenen Beschreibung desselben 774 in Stand gesetzten Orgelwerkes, „nebst beigefügtem Unterricht an den rgelmacher, wie und wo beizukommen, wenn in der Zeit einige Mängel sich gneten". An Musikalien hinterließ er sieben Oratorien, von 1756—1761 sämmtlich in der Stiftskirche aufgeführt; eines davon, das vierte, zwei Varianten der „Operetta Natalitia", die erstere 1760 „in niglich kursächsischen Prinzen Joseph und Friedrich im Stifte orden". Außer einer „Pastoralmesse", „Missa de Requiem"

und „Kleinen Messe“, einem „Te Deum laudamus“, „Salve Regina“, schrieb d überaus fleißige Componist noch eine größere Zahl Motetten, Offertori Arien, Duetten, Hymnen und Responsorien, von welchen ein Mehrtheil in ste Verwendung blieb. Das Porträt Oelschlegel's findet sich im 12. Bande d Riegger'schen „Böhmischen Statistik“ vor.

Dlabacz, Allg. Künstl.-Lex. f. Böhm. — Gräfer und Czikann, Oester Nat.-Encykl. — Meusel, Lex. — Gerber, Biogr. Lex. d. Tonkünstler.

Rud. Müller.

Olshausen: Detlef Johann Wilhelm O., praktischer Geistlicher. war geboren am 30. März 1766 zu Nordheim im Hannöverschen. Den Vat Acciseinnehmer daselbst, hat er früh verloren. Vorbereitet von einem Landpfarr bezog er im 16. Lebensjahre das Gymnasium in Altona, wo besonders die Lehr Dusch und Henrici auf ihn Einfluß übten. 1784 ging er nach Göttingen, u Theologie zu studiren. Weil seine Mittel sehr beschränkt waren, mußte er na vollendetem Triennium eine Hauslehrerstelle annehmen. Als Hauslehrer leb er erst in der Nähe Leipzigs, dann in Hamburg und zuletzt in Kopenhage Hier bestand er 1791 das theologische Examen und promovirte dann zum Doct der Philosophie (Diss. inaug.: „De immortalitate hominum sublata doctrina animi simplicitate certa“). Die Kantische Philosophie hatte ihn stark beschäfti und als Frucht dieser Studien veröffentlichte er zugleich „Prolegomena einer Kritik aller sogenannten Beweise für und wider Offenbarung. Ein Versuch Kopenhagen 1791. In diesem Werk finden sich ähnliche Ideen wie später Fich sie in seiner Kritik der Offenbarung mitgetheilt hat. Bald darauf erschi von O. „De usu rationis in religione revelata“, 1792. In Kopenhagen leb er in angenehmem Verkehr mit Männern, wie Münter, Adler, Schmidt-Phise beck, Christiani u a. Doch durfte er das ihm 1794 angetragene Diakonat Oldesloe nicht ausschlagen. In einem Brande 1798 verlor er hier all sein H und Gut und namentlich auch seine ganze Bibliothek, was für ihn ein schme licher Verlust war. Noch in diesem Jahre ward er nach Hohenfelde versetzt u folgte weiter 1801 einem Ruf als Hauptprediger nach Glückstadt. Hier fa er seinen Jugendfreund, den Präsidenten Seidel, vor und lebte in inniger Freun schaft mit seinem Collegen Dr. Wolfrath. Nur der Tod seiner geliebten Gatt geb. Hoyer 1804 trübte sein Leben; ohnehin litt er an Anlage zur Hypochondr In dieser Veranlassung übersetzte er Seneca's Trostschreiben an Polybius ne einigen seiner interessantesten Briefe an Lucilius aus dem Lateinischen mit A merkungen (1806) und gab zugleich eine „Sammlung auserlesener Stellen a den sämmtlichen philosophischen Schriften des Lucius Annäus Seneca“ (180 sowie „Erklärende Anmerkungen zu dieser Sammlung“ (1808) heraus. Die B schäftigung mit diesem Philosophen hatte ihn zerstreut und gefesselt und es folg eine Uebersetzung der sämmtlichen Briefe des L. A. Seneca, 1811, 2 Bde. 18 ging er eine zweite Ehe ein. 1811 wurde er in Anerkennung seiner Verdien zum Ritter des Danebrogordens ernannt. Bei der Belagerung Glückstadt 1813/14 erlitt er aber auch wieder Verluste. 1815 folgte er dem Ruf a Superintendent des Fürstenthums Lübeck nach Eutin. Hier hat er eine re gesegnete Wirksamkeit gehabt und namentlich durch eine neue Organisation d Schulwesens sich Verdienste erworben. In Schröter und Klein's Opposition schrift 1818 hat er selbst Nachricht gegeben von einigen neuen das Kirchenwe betreffenden Einrichtungen im Fürstenthum Lübeck. In den letzten Jahren w er leidend. Er starb hier am 14. Januar 1823 und erreichte also kaum e Alter von 57 Jahren. Als Früchte seiner philosophischen Studien veröffen lichte er eine Reihe von Abhandlungen in Zeitschriften, z. B. in Egger's deutsche Magazin November und December 1791: „Religion und Tugend“; Februa

1793: „Kann denn wirklich der Determinismus mit der Moral bestehen"; März 1794: „Ueber die Anwendung philosophischer Systeme auf positive Religionssysteme"; Februar 1795: „Vertraute Briefe als Beitrag zur Menschenkenntniß". In Christiani's Beiträgen zur Veredlung der Menschheit I, 1 ff.: „Briefe über die menschliche Seele"; II, 2: „Ueber die Aufklärung". In Bencke's Philosophie der Lüneburger Heide II, 1: „Ein Beitrag zur Philosophie des Lebens" und in dessen Niedersächsischer Zeitschrift I. In d. schleswig-holstein. Provinzialberichten 1823: „Beiträge zur praktischen Philosophie". Auch verfaßte er einen vielgebrauchten „Leitfaden zum Unterricht in der Erfahrungsseelenlehre", 1800. Zur praktischen Theologie hat er viele Beiträge geliefert. Er setzte das von Wolfrath begründete „Homiletische Handbuch" fort, 2. Jahrgang 1803 4 in 4 Bänden, 3. Jahrg. 1805 6 in 4 Bänden, dann „Homiletisches Handbuch über Episteln und freie Texte", 1799 1803, 3 Jahrg. in 4 Bdn.; „Gelegenheitsreden", 1806 9, 2 Bde. Mit Funk und Venturini „Predigten über die ganze Pflichtenlehre", 1798 1805, 8 Bde. Schon 1796 hatte er ein „Lehrbuch der Moral und Religion für die gebildetere Jugend" verfaßt, davon 1799 eine 2. Auflage erschien. 1811 erschien „Leitfaden zum Unterricht in der christlichen Religion für Bürger- und Landschulen", 1814 3. Aufl. Bei der durch die Adler'sche Kirchenagende veranlaßten Berathung betheiligte auch er sich durch die Schrift „Ueber die neueste Schleswig-Holsteinische Kirchenagende zur Belehrung und Berichtigung für Laien", 1797; „Religionsvorträge für die Fastenzeit", 1809. In der Theologie hielt er sich zu dem derzeit herrschenden rationalistischen Standpunkt. — Auch für das Schulwesen war er besonders thätig, in Veranlassung der von Adler entworfenen Schleswig-Holsteinischen Schulordnung vom 24. August 1814 schrieb er „Bemerkungen über verschiedene das Schulwesen betreffende Gegenstände", 1815, und „Ueber die ascetischen Uebungen", Prov.-Ber. 1815, 6. Neben seinen Lehrbüchern für Seelenlehre und Religion verfaßte er noch ein vielgebrauchtes Lehrbuch der Geographie „Leitfaden zum ersten Unterricht in der Geographie", 1812, 4. Aufl. 1827. Schon 1796 hatte er P. Jones' geographisch-statistisches Handbuch aus dem Englischen übersetzt.

Schlesw.-Holst. Prov.-Ber. 1823, 2; 1825, 4. — Nekrolog d. Dtsch. 1823, 1. — Neues Staatsbürgerl. Magazin X, S. 475. — Kordes, Lübker-Schröder, Alberti, Schriftstellerlexika s. v. — H. Döring, D. gelehrten Theologen Deutschlands 1833, III, 36. Carstens.

Olshausen: Hermann O., gelehrter, besonders um die Auslegung neutestamentlicher Schriften verdienter Theologe, wurde als der älteste Sohn von Detlef Johann Wilhelm O. (s. o.) geboren am 21. August 1796 zu Oldesloe im Herzogthum Holstein, wo sein Vater damals Prediger war. Von letzterem erhielt er zunächst mit seinen jüngeren Brüdern gemeinsam den ersten Unterricht. Als aber derselbe nach Glückstadt versetzt war, besuchte er zu seiner weiteren Ausbildung die dortige Gelehrtenschule. Dann begab er sich 1814, um sich dem Studium der Theologie zu widmen, auf die Universität Kiel und nach zweijährigem Aufenthalt daselbst zur Vollendung seiner Studien nach Berlin. An letzterem Orte empfing er nun mannigfache für sein weiteres Leben in verschiedener Beziehung entscheidende Einwirkungen. Für seine innere Entwickelung wurde es bedeutsam, daß hier sein christlicher Glaube durch den Einfluß eines Kreises von Freunden, der sich besonders an Neander angeschlossen hatte, volle Lebendigkeit und Entschiedenheit erhielt. Durch Neander wurde er aber auch zugleich in wissenschaftliche Arbeit eingeführt, deren Erfolg wiederum für seinen äußeren Lebensgang bestimmend wurde. Als bei Gelegenheit des 300jährigen Reformationsfestes 1817 von Seiten der Berliner Universität für die Aufgabe, das in Melanchthon's Briefen enthaltene Material für die Kenntniß seines Lebens

zu verwerthen, ein Preis ausgesetzt war, gewann O. denselben durch seine eingehende Arbeit, die dann auch unter dem Titel „Melanchthons Charakteristik aus seinen Briefen dargestellt“ 1818 im Druck erschien. Dadurch wurde nun das preußische Ministerium auf ihn aufmerksam, infolge dessen er sofort eine Repetentenstelle erhielt und, nachdem er 1820 den Grad eines Licentiaten der Theologie sowie die Privatdocentenwürde erworben und durch seine Schrift „Historiae ecclesiae veteris monumenta praecipua“, 1820, seine wissenschaftlichen Kenntnisse auch auf dem Gebiete der älteren Kirchengeschichte erwiesen hatte, 1821 zum außerordentlichen Professor an der Universität zu Königsberg i. Pr. ernannt wurde.

Hatte er nun bisher unter Neander's Einfluß besonders kirchengeschichtliche Studien betrieben, so wandte er sich jetzt ganz der neutestamentlichen Bibelauslegung zu. Den Uebergang dazu machte er durch eine die älteste Geschichte des neutestamentlichen Canons betreffende Untersuchung „Die Aechtheit der vier kanonischen Evangelien, aus der Geschichte der zwei ersten Jahrhunderte erwiesen“, Königsberg 1823. Nachdem er so der Kritik gegenüber die Fundamente seiner exegetischen Arbeit zu sichern gesucht hatte, lag es ihm daran, zunächst die allgemeinen Grundsätze derselben aufzustellen im Gegensatze gegen die herrschenden Auslegungsmethoden. Das that er in den Schriften „Ein Wort über tieferen Schriftsinn“ 1824 und „Die biblische Schriftauslegung; noch ein Wort über tieferen Schriftsinn“ 1825 nebst der Vertheidigung derselben in der Evangelischen Kirchenzeitung. Ueber zwei Extreme zugleich will hier O. hinausführen zu einer tieferen und richtigeren Anschauung, über die einseitig grammatisch-historische Erklärung, welche den religiösen Sinn der Schriften nicht zur vollen Geltung kommen läßt, wie über die dogmatische Exegese, welche eine Form des Religiösen statt des Wesens betone und die verschiedenen Stufen der religiösen Entwickelung aus Mangel an Erfahrung verkenne. Um von beiden Methoden das Wahre festzuhalten, das Irrige zu vermeiden, müsse man den Standpunkt des lebendigen Glaubens einnehmen, der die christliche Lehre ins Leben übertrage und das persönliche Streben nach Erneuerung einschließe. Auf diesem Standpunkte stehend, hätten schon die Apostel selbst die Schrift in der rechten Weise ausgelegt als etwas in allen Theilen zu unserer Zucht und Besserung Geschriebenes, und so seien sie zu einer Auslegung gelangt, welche der sogenannten allegorischen ähnlich sehe, während sie doch nicht die Typen und Allegorien als etwas an sich Bedeutsames suchten, sondern nur, um das ewige Leben der Leser zu fördern, in parabolischer Rede jedes Natur- und Menschenverhältniß zum sittlichen Spiegel, in allegorischer Auslegung jedes Verhältniß des Volks, jede Ordnung in Sitte und Cultus zu einem Erziehungsmittel für ein höheres Dasein werden ließen. Dem solle die rechte Bibelauslegung, die lieber nicht als allegorische, sondern besser als biblische zu bezeichnen sei, so viel wie möglich entsprechen. Dieselbe müsse eine feste grammatisch-historische Grundlage haben, aber auch der Thatsache gerecht werden, daß die biblischen Schriften religiöser Art und zwar die tiefsten Ausflüsse des religiösen Lebens in der Menschheit, Erzeugnisse der Centralnaturen des menschlichen Geschlechtes seien. Danach sei für alles Schriftverständniß religiöser Sinn und zwar ein lebendiges Bedürfniß nach Erneuerung und Heiligung erforderlich. Stehe jemand auf diesem echt religiösen und ethischen Standpunkt, so brauche er nicht grübelnd nach Typen und Allegorien in der Bibel zu suchen, was vielmehr nur nachtheilig sei; sondern seine Auslegung gestalte sich von selbst ähnlich wie die der Apostel. Ungesucht werde er in der heiligen Geschichte überall Bilder erkennen, die Bibel werde ihm ein lebendiges Ganzes, eine einzige Weissagung vom Siege des Lichts über die Finsterniß, ein wundervolles Bild der Entwickelungsgeschichte der Menschheit, in dessen Mitte

Jesus, seine Thaten, sein Leiden, sein Sterben prophetisch strahle als die funkelnde Sonne, aber innig eins mit den Menschen, seinen Brüdern, so daß von ihm, als dem Centrum, aus das Licht über uns durchströme durch alle Radien bis in die fernsten Punkte des Umkreises, denn was seine Heiligen gethan hätten je und je, das thue er in ihnen, aber auch sie in ihm, ja die biblische Sprache bezeichne als Christus die ganze in der Geistessalbung begriffene Menschheit von Ur an bis ans Ende der Tage und die in der Heiligung der Menschheit sich wirksam zeigende Gottheit, also die in der Gesammtheit menschwerdende Gottheit (vgl. besonders „Biblische Schriftauslegung“ S. 33). Von diesem Standpunkte aus könne man auch allein die biblische Prophetie verstehen, nämlich sowol den örtlichen und zeitlichen Sinn, den die Rationalisten mit Recht aufgewiesen hätten, anerkennen, als zugleich die Wahrheit der prophetischen Auffassung zur Geltung kommen lassen, denn die heilige Schrift sei die Geschichte der Menschheit in ihren innersten Lebensimpulsen aufgefaßt; indem also alles Geschichte in ihr sei, sei zugleich alles Weissagung. — Man wird nicht sagen können, daß dies alles klar und deutlich ist. Und die subjective Willkür, welche die Gefahr aller allegorischen Auslegung ist, hat auch O. von der durch ihn empfohlenen Form derselben nicht ferngehalten. Aber der Reichthum an Geist und feiner Beobachtung ist in jenen Ideen, an welchen jeder Kenner der Schrifttheologie Hofmann's in dieser manche Anklänge finden wird, nicht zu verkennen, und daß sie einen wirklichen Fortschritt in der Auslegung der biblischen Schriften nach manchen Seiten hin begründen konnten, das vermochte O. bald durch eigene Ausführung seiner Theorie zu bewähren. Zwar zunächst wandte er seine Arbeit einigen anderen Gegenständen zu, wie sein Universitätsprogramm „De naturae humanae trichotomia N. T. scriptoribus recepta“, 1825 und seine Ausgabe der Schrift Augustin's „De spiritu et litera“ 1826 beweisen. Nachdem er aber 1826 Doctor der Theologie und 1827 ordentlicher Professor geworden war, ging er daran einen „Biblischen Commentar über sämmtliche Schriften des Neuen Testaments zunächst für Prediger und Studirende“ zu verfassen, von welchem 1830 der erste Band erschien. Derselbe läßt in der That seine Auslegungsgrundsätze nach ihren Schatten- und Lichtseiten sehr erkennbar wiederspiegeln. Denn einerseits zeigt sich darin manches Gezwungene und Spielende, namentlich in typologischen Versuchen, sowie auch ein erheblicher Mangel an Erkenntniß der natürlich bedingten schriftstellerischen Eigenthümlichkeit der einzelnen neutestamentlichen Autoren. Aber auf der anderen Seite ist es durchaus rühmlich anzuerkennen, daß das Bestreben alles Einzelne möglichst aus dem Zusammenhange der gesammten Offenbarungsgeschichte zu erklären und von dem Buchstaben zum innersten Geiste, von den Worten zu den wirkenden Lebensmächten in der Bibel weiter vorzudringen, zu einer wirklichen Bereicherung und Vertiefung ihres Verständnisses geführt hat. Es war daher zu bedauern, daß O. nicht mehr als die vier ersten Bände seines Unternehmens erscheinen lassen konnte, deren schnelle Verbreitung in mehreren auseinander folgenden Auflagen das Bedürfniß nach einer solchen Schriftauslegung bewies. Indessen fand das von ihm begonnene Werk in Ebrard und Wiesinger ebenbürtige, in wesentlich gleichem Geiste und dabei größerer Freiheit von seinen typologischen Neigungen arbeitende Fortsetzer.

Daß er aber selbst zur Vollendung seiner exegetischen Arbeit nicht kam, hatte zum großen Theil seinen Grund darin, daß er seine Zeit und Kraft gleichzeitig in reichem Maße den Interessen des praktischen religiösen und kirchlichen Lebens widmete. Und die Gestaltung desselben war damals in Königsberg der Art, daß es eine Natur wie O. in hohem Maße zur entschiedenen Betheiligung und Stellungnahme veranlassen mußte. Während im übrigen dort im Beginn dieses Jahrhunderts eine an die Kantische Philosophie sich anschließende religi-

Aufklärung von ziemlich platter Art zur Herrschaft gekommen war, hatte sich ein tieferes, wärmeres und lebendigeres Christenthum zunächst in einer sehr bedenklichen Form entwickelt. Den ersten entscheidendsten Anstoß dazu hatte eine der originellsten und wunderlichsten Persönlichkeiten dieses Jahrhunderts gegeben, Heinrich Schönherr, der aus christlichen und modernen naturphilosophischen Ideen sich ein den gnostischen Lehren des kirchlichen Alterthums verwandtes theosophisches System zusammengewoben hatte. Durch das Aufeinanderstoßen von zwei ewigen einander entgegengesetzten Urwesen ist danach nicht blos die Welt, sondern auch Gott entstanden. Die Krone der Schöpfung ist der Mensch, in welchem der ganze durch jene hindurchgehende Proceß der Zusammenwirkung der beiden urwesentlichen Kräfte zum Abschluß kommen soll. Je nach der Stärke der letzteren in den Menschen theilen sich diese in Central- und Nebennaturen und je nach dem Vorwiegen einer der beiden urwesentlichen Kräfte in Licht- und Finsternißnaturen. Die Harmonie aber zwischen den urwesentlichen Kräften, die Erlösung, wird hergestellt durch denjenigen Menschen, der in seiner Person die äußersten Enden des Weltganzen umfaßt und sich zu den anderen Menschen wie das Ganze zu seinen Theilen verhält, Jesus Christus. Durch Vergießung seines Blutes, in dem sich seine Heiligkeit fixirt hat, auf die Erde verbreitet sich auch jene als Samen der Wiedergeburt durch die Welt hin. Dies waren die Grundgedanken des Systems, welches Schönherr als ein vermeintlich in der Bibel selbst enthaltenes, zum Theil in dieselbe durch allegorische Erklärung hineingelegtes zunächst in einem kleinen Kreise von Freunden und unter einigen Leuten geringen Standes verbreitete, bis der durch ihn zu lebendigem christlichem Glauben erweckte Prediger Ebel mit seiner liebenswürdigen fesselnden Persönlichkeit, reichen Begabung und vielseitigen Bildung auch in den vornehmsten Cirkeln der Königsberger Gesellschaft und von der Kanzel herab in weiten Kreisen der Gemeinde die Schönherr'schen Ideen zu verbreiten begann, freilich mit vorsichtiger Zurückstellung ihrer vom biblischen Christenthum abweichenden Elemente für engere Kreise von Eingeweihten. Als O. nach Königsberg kam, war bereits seit 1819 infolge von heftigen Zwistigkeiten ein gänzlicher Abbruch aller persönlichen Beziehungen zwischen Schönherr und Ebel erfolgt, der aber den Letzteren in seiner Ueberzeugung von der Wahrheit der Schönherr'schen Ideen in keiner Weise wankend machte und auch seinem wachsenden Erfolge nicht schadete. Eine ganze Reihe von angesehenen, durch hohe Geburt, geistige Begabung und äußere Stellung hervorragenden Männern mit Frauen schaarten sich um die fast zauberhaft anziehende Persönlichkeit Ebel's und die geistvolle Form, in der er das positive Christenthum für Erkenntniß und Leben geltend machte. Alles dies verfehlte auch auf O. seine Wirkung nicht. Bald nach seiner Ankunft in Königsberg schloß er sich dem Ebel'schen Kreise an. Und selbst die dürftigen Andeutungen, die hier nur von der Theosophie Schönherr's und der hermeneutischen Theorie Olshausen's gegeben werden konnten, werden erkennen lassen, wie stark Letzterer durch jene von Ebel verbreiteten und dem Bibelglauben noch mehr angenäherten Schönherr'schen Ideen beeinflußt war. Indessen allmählich mußte doch das Ungesunde, das schon in den Wurzeln der ganzen von Schönherr ausgegangenen Entwickelung neben vielem Guten enthalten war, immer stärker an die Oberfläche treten. Und O. besaß hinreichend nüchternes, durch den einfachen Bibelglauben in seiner Grundlage bestimmtes Urtheil, um dies zu erkennen. Besonders aber wurde zunächst ihm nun doch auch wie anderen die immer drückender gewordene geistige Herrschaft, welche Ebel über seine Anhänger ausübte, schließlich unerträglich. Nach dem Vorgange eines angesehenen medicinischen Collegen, des Professors Sachs, der zum Ebel'schen Kreise gleichfalls gehört hatte, sagte auch O. sich von demselben im Beginne des Jahres 1826 vollständig los, was

er in einem ausführlichen Briefe an Ebel und sodann noch in einer öffentlichen Schrift „Christus, der einige Meister", Königsberg 1826, rechtfertigte, übrigens an beiden Orten gar nicht etwa mit Hinweis auf bedenkliche Seiten der von Ebel verkündeten Lehre, sondern lediglich mit Berufung auf die Gefahren hierarchischer Herrschaft und knechtischer Abhängigkeit für die christliche Entwickelung der Einzelnen. — Für die so verloren gegangene christliche Gemeinschaft in den Ebel'schen Cirkeln wurde O. bald darauf reich entschädigt, als er im October 1827 mit Agnes v. Prittwitz-Gaffron, die er das Jahr vorher auf einer Reise in Schlesien kennen gelernt hatte, eine Ehe einging, welche, obschon kinderlos geblieben, doch eine überaus glückliche war, weil sie auf der innigsten Gemeinschaft des christlichen Glaubenlebens beruhte. Und allmählich fanden sich nun in Königsberg auch einige Geistliche zusammen, welche, ohne dem Ebel'schen Kreise anzugehören, auf den eine entschiedene Verkündigung des biblischen Christenthums ursprünglich beschränkt gewesen war, doch das Letztere auch ihrerseits vertraten. Der Sammelpunkt dieser Elemente wurde nun ein durch O. gegründetes Predigerkränzchen, welches sich schnell zu einer öffentlicheren Conferenz entwickelte. Aber damit wuchs auch die Spannung zwischen beiden Kreisen, durch O. selbst freilich am meisten verschärft, und es kam zu bedauerlichen heftigen Auftritten. Als nun das große Publikum darüber seine Freude hatte, indem es die verhaßten „Mucker", welchen Namen es ursprünglich für die Ebeljaner gebildet, nun aber auch auf die Anhänger Olshausen's übertragen hatte, untereinander im Kampfe sah, da suchte O. zur Klärung und zur Vertheidigung der von ihm begründeten Conferenz beizutragen durch seine Schrift „Ein Wort der Verständigung an alle Wohlmeinenden über die Stellung des Evangeliums zu unserer Zeit", 1833. Damit aber rief er einen erbitterten litterarischen Kampf hervor. Ein Anhänger Ebel's und der Schönherr'schen Ideen, der Prediger Diestel in Königsberg, veröffentlichte gegen O. zwei Gegenschriften: „Wie das Evangelium entstellt wird in unserer Zeit", 1833, und „Zur Scheidung und Unterscheidung ein Merkzeichen gestellt der gegenwärtigen Christenheit", 1834, worauf O. nicht nur mit einem Angriff auf Diestel antwortete „Die zwei neuesten Schriften des Herrn Prediger Diestel beurtheilt", 1834, sondern nun auch mit einer Kritik des Schönherr'schen Systems in der Schrift: „Lehre und Leben des Königsberger Theosophen Johann Heinrich Schönherr", 1834, worin er den Anhängern dieses Theosophen Verfälschung des Christenthums, besonders der Rechtfertigungslehre, vorwirft. Zur Antwort dienten dann wieder zwei Schriften aus dem Kreise der dadurch Angegriffenen: „Ursache und Wirkung auch im Bereiche des Glaubens geltend gemacht und erwiesen", 1835, von Diestel, und: „Die apostolische Predigt ist zeitgemäß. Ein Wort an Alle, welche Christen sein wollen", 1835, von Dr. Ebel selbst. Sie enthalten nicht sowol eine Vertheidigung als vielmehr den Gegenvorwurf gegen O., daß seine einseitige Betonung des Glaubens die christliche Heiligung und somit den sittlichen Charakter des Christenthums gefährde.

Auf diese letzten Schriften aber hat O. nicht mehr geantwortet. Er war dem unerquicklichen Streit bereits dadurch entzogen, daß er Ende des Jahres 1834 einem Rufe nach Erlangen gefolgt war. Beigetragen hatte zu diesem Entschlusse auch seine Hoffnung, daß ein Wechsel des Klima's für seine längst schwankend gewordene Gesundheit günstig wirken werde. Und zunächst schien sich diese Erwartung auch zu bestätigen. Auch in Erlangen wirkte er mit reichem Erfolg bei seinen akademischen Zuhörern und mit vielseitigem Segen. Auch in eine litterarische Fehde über eine kirchliche Frage der Gegenwart ließ er sich noch einmal ein, indem er die kirchliche Separation der exclusiven Lutheraner in Schlesien besprach in dem Schriftchen: „Was ist von den neuesten kirchlichen Ereignissen in Schlesien zu halten?" 1835, und auf die wüthenden Angriffe gegen ihn

aus jenen Kreisen mit unerschütterter objectiver Ruhe antwortete: „Erwiederung auf die Schriften von Scheibel, Kellner und Wehrhan“, 1836. Und nachdem er im Herbst 1838 zwei Berufungen nach Gießen und nach Kiel abgelehnt hatte, fühlte er sich in Erlangen, wo man die allgemeinste freudigste Theilnahme an diesem Entschluß bekundet hatte, desto heimischer. Aber bald darauf erneuerte sich sein Brustleiden in beunruhigendem Grade und am 4. September 1839 erlag er einer Lungenentzündung, nachdem er seinem Abscheiden in getrostem festem Glauben entgegengesehen hatte.

(Berliner) Allgem. Kirchenztg. 1839 S. 346. — Hallesche Litteratur-Zeitung 1839. — Lexikon der schlesw.-holst. Schriftsteller von 1796—1828, II. Abth. S. 413 f. — Ein Nekrolog von seiner Wittwe in Rheinwald's allg. Repert. für theol. Litteratur 1840, S. 91 ff. Siessert.

Olshausen: Justus O., Orientalist, dritter Sohn des Superintendent Detlef Joh. W. O. (s. o. S. 322), geb. in Hohenfelde, wo der Vater damals als Landprediger lebte, am 9. Mai 1800, besuchte die Gymnasien in Glückstadt und Eutin und studirte dann von 1816 bis Michaelis 1819 in Kiel, von da bis Ostern 1820 in Berlin und mit Hilfe eines Stipendiums des Königs von Dänemark in Paris unter Silvestre de Sacy von 1820—1823 orientalische Sprachen. Nachdem er in Kiel 1823 zum Dr. phil. promovirt war („Diss. inaug. de linguae Persicae verbo“), ward er gleich darnach außerordentlicher Professor der morgenländischen Sprachen an der Universität daselbst, 1830 ordentlicher Professor, 1845 Etatsrath, aber 1852, wegen seiner Theilnahme an der politischen Bewegung in den Elbherzogthümern, mit mehreren seiner Collegen, seines Amtes entlassen. Er ward jedoch schon 1853 als Professor und Oberbibliothekar nach Königsberg berufen und von da im J. 1858 nach Berlin versetzt als vortragender Rath im Cultusministerium und Geh. Regierungsrath, später Geheimer Oberregierungsrath. Seit 1860 war er auch ordentliches Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften. Am 4. Nov. 1873 feierte er sein 50jähriges Dienstjubiläum und erhielt darauf unterm 27. Februar 1874, auf Ansuchen, seine Versetzung in den Ruhestand. Er starb am 28. December 1882. In Paris, während seiner dortigen Studienzeit, war er u. a. auch mit Alexander von Humboldt bekannt geworden, der sich für den jungen strebenden Gelehrten interessirte und von dem O. selbst bekennt, daß er diesem mehr als sonst irgend einem in seiner Laufbahn verdanke. Von Michaelis 1826 erhielt O. einen Urlaub von anderthalb Jahren zu einem zweiten Aufenthalt in Paris. Im J. 1840 trat er eine Orientreise an, deren Ziel Syrien und Aegypten waren; er sah sich aber durch die in Asien auf besorgliche Weise um sich greifende Pest veranlaßt, in Constantinopel seinen Plan aufzugeben und umzukehren. 1841 ward er von der Regierung berufen, in Verbindung mit Herrn von Rumohr und Professor Werlauff in Kopenhagen eine historisch-kritische Revision der Handschriften der großen Königlichen Bibliothek in Kopenhagen vorzunehmen, zur Vervollständigung des Realkatalogs über dieselben event. zur Herausgabe wichtiger und interessanter Manuscripte. Im J. 1848 lag das gesammte Manuscript des Katalogs der arabischen Handschriften und im Wesentlichen desjenigen der persischen Codices druckfertig vor. Doch vermöge der durch den Krieg veranlaßten Verhinderungen erschien der von O. bearbeitete Katalog der arabischen Handschriften erst 1851, der Katalog der persischen, vollendet von A. F. Mehren, 1857. Was Olshausen's Docententhätigkeit in Kiel betrifft, so wurden seine durch kritischen Scharfsinn und vollendete Klarheit gleich ausgezeichneten Vorlesungen über das Alte Testament von zahlreichen Zuhörern besucht; dagegen fand er für den höheren Unterricht in den orientalischen Sprachen auf der kleinen Universität natürlich nur wenige Schüler. Neben diesen seinen

hauptfächern las O. auch, als der erste in Kiel, Geographie nach C. Ritter's System, doch gleichfalls ohne große Betheiligung. Man glaubte damals in dieser Wissenschaft mit den äußerst kümmerlichen Kenntnissen sich genügen lassen zu können, welche man von dem Gymnasium mitbrachte. Als Mensch war O. in Kiel eine hochgeehrte und sehr beliebte Persönlichkeit und zugleich bewährte sich schon hier sein hervorragendes praktisches Talent in viermaliger Verwaltung des Rectorats der Universität. Die provisorische Regierung ernannte ihn 1848 auch zum Curator der Universität. Als Abgeordneter des 2. holsteinischen Wahldistricts in die Landesversammlung geschickt, ward er von dieser zum Vicepräsidenten gewählt. Die Stadt Kiel ertheilte ihm 1850 das Ehrenbürgerrecht. Dieses Verwaltungstalent hat er dann später in reichstem Maße als Ministerialreferent zu bewähren Gelegenheit gefunden.

Was seine schriftstellerische Thätigkeit betrifft, so heben wir Folgendes hervor. Seine erste Schrift waren die „Emendationen zum Alten Testament mit grammatischen und historischen Erörterungen", 1826. Der Verfasser stellt sich die Aufgabe, den Text des Alten Testaments festzustellen, denselben von den Schlacken, die im Laufe der Jahrhunderte sich ihm angeheftet hatten, zu befreien und dann auf Grund des gereinigten Textes das Wesen des alttestamentlichen Hebraismus, zunächst in linguistischer Beziehung, zu eruiren; an dieser Aufgabe hat er fortgehend bis an sein Ende gearbeitet. Mit J. Mohl gab er 1829 heraus: „Fragments relatifs à la religion de Zoroaster, extraits des manuscr. Persans de la bibliothèque du Roi." Paris. Ferner erschien „Vendidad Zend-Avestae pars XX adhuc superstes. E Codicibus manuscr. Paris. edidit Part. 1." Hamburg 1829. Beabsichtigt waren 7—8 Hefte, es ist bei diesem ersten geblieben. Der Verfasser kam zu der Einsicht, daß er bei dem damaligen Stande dieser Studien doch Vollkommenes nicht leisten könne. Darauf erschien: „Zur Topographie des alten Jerusalems", 1833; durch den methodischen Gang der Untersuchung werthvoll, wenn auch durch neuere Forschungen überholt. Dann wieder „Observationes criticae ad vetus testamentum" 1836 und darauf mit J. R. Gloyer die Herausgabe des dritten Bandes von Carsten Niebuhrs „Reisebeschreibung nach Arabien und den umliegenden Ländern" 1837. Eine gediegene Abhandlung „Ueber den Ursprung des Alphabets und über die Vocalbezeichnung im Alten Testament" erschien in den Kieler philologischen Studien 1841. Unter der Katalogisirung der Kopenhagener Handschriften kam er zum Studium der Münzen; als dessen Frucht erschien: „Die Pehlewi-Legenden auf den Münzen der letzten Sasaniden, den ältesten Münzen arabischer Chalifen, den Münzen des Ispehbeds von Taberistan und auf indopersischen Münzen des östlichen Iran. Zum ersten Mal gelesen und erklärt", Kopenhagen 1843. Während seiner unfreiwilligen Muße verfaßte er seinen „Commentar über die Psalmen", der 1853 in Leipzig erschien als Band 15 des kurzgefaßten Handbuchs zum Alten Testament und die neue Bearbeitung von Hirzel's Commentar zum Hiob 1852. Ferner „Ueber phönicische Ortsnamen" im Rhein. Museum f. Philol. 1853 S. 321 ff. Im J. 1861 erschien endlich sein, auf umfassende Studien basirtes, „Lehrbuch der hebräischen Sprache", Bd. I Laut- und Schriftlehre, Bd. II Formenlehre. Der Verfasser geht davon aus, daß im Arabischen ein älterer Typus der semitischen Ursprache vorliege, daher die hebräischen Formen aus dem Arabischen zu erklären seien. Er tritt hier als Gegner Ewald's auf. Der dritte Theil des Lehrbuchs, welcher die hebräische Syntax behandeln sollte, ist leider! nicht erschienen. Als Mitglied der Akademie der Wissenschaften hat er gleichfalls werthvolle Beiträge für deren Schriften geliefert: 1864 „Prüfung des Charakters der in den assyrischen Keilinschriften enthaltenen semitischen Sprache." — „Parthava und Pahlav, Mada und Mah." Hier beweist er die Identität dieser Namen

und liefert einen Beitrag zur Feststellung des Sinnes des vieldeutigen Wortes Pahlav. 1865 „Ueber das Vocalsystem der hebräischen Sprache nach der sogenannten assyrischen Punktuation." 1879 „Ueber die Umgestaltung einiger semitischer Ortsnamen bei den Griechen". 1880 „Zur Erläuterung einiger Nachrichten über das Reich der Arsaciden". „Die Erläuterungen zur Geschichte der Pahlavi-Schrift". 1881 „Forschungen auf dem Gebiete eranischer Sprachkunde". 1882 „Zur Würdigung der Pahlavi-Glossare und ihre Erklärung durch die Parsen." Muster vollendeter wissenschaftlicher Methode sind diese Arbeiten alle. Die Gedächtnißrede in der Akademie der Wissenschaften auf ihn schließt mit den Worten: Wir sehen hier die Verkörperung eines selbstlos arbeitenden, nur die Wahrheit suchenden und auf jeden Scheinerfolg im Voraus verzichtenden — deutschen Gelehrten. —

Lübker-Schröder und Alberti, Schriftstellerlexikon s. v. — E. Schrader, Gedächtnißrede auf J. O. Aus den Abh. der königl. preuß. Akademie d. Wissenschaften. Berlin 1883. Carstens.

Olshausen: Theodor O., schleswig-holsteinischer Staatsmann und Publicist, geb. am 19. Juni 1802 zu Glückstadt in Holstein, † am 31. März 1869 in Hamburg. Er war ein jüngerer Bruder des Theologen Hermann O. und des Orientalisten Justus O. Er erhielt seine erste Bildung auf der Gelehrtenschule zu Glückstadt, wo sein Vater (s. o. S. 322) Hauptprediger war, und nachdem dieser 1815 einem Rufe nach Eutin gefolgt war, auf dem Eutiner Gymnasium, welches damals unter der Leitung des Rector König stand. Im Alter von 18 Jahren bezog er die Universität, um die Rechte zu studiren, zuerst in Kiel von Michaelis 1820 an, dann von Michaelis 1821 bis Ostern 1823 in Jena, und dann wieder in Kiel bis Ostern 1824. In Jena, wo er besonders mit Arnold Ruge befreundet war, trat er in die damals alle bedeutenderen jugendlichen Kräfte anziehende Burschenschaft, und zwar in den sogenannten Bund der Jungen. Dies hatte die Folge, daß er, als er im J. 1824 im Begriff war, in Eutin das oldenburgische Staatsexamen zu machen, in die damals mit traurigem Eifer betriebenen demagogischen Untersuchungen verwickelt wurde. Um einer langjährigen Haft, welche so viele seiner Genossen unter der herrschenden Reaction erdulden mußten, zu entgehen, hielt er es für das Gerathenste, sich der Untersuchung durch die Flucht zu entziehen. Er ging im August 1824 steckbrieflich verfolgt über Cuxhaven und Holland nach Paris und von da im Januar 1825 nach Basel. Hier lebte er unter einem angenommenen Namen zwei Jahre lang und erwarb sich seinen Unterhalt durch Unterricht, eine Zeitlang auch als Hauslehrer. Später ging er wieder nach Paris, wo er mit seinem Bruder Justus zusammentraf, welcher dort damals mit Vorarbeiten zu seiner Ausgabe des Vendidad beschäftigt war. Zu Ende des Jahres 1827, als sich die ärgste Demagogenhetze einigermaßen verlaufen hatte, glaubte O. ohne Gefahr nach Deutschland zurückkehren zu können. Er wandte sich zuerst nach München, dann nach Augsburg, wo er unter beständigen Conflicten mit der Censur eine kleine täglich erscheinende Zeitung redigirte. Gelegentlichen polizeilichen Verwarnungen entging das liberale Blatt natürlich nicht. Auch ward er einmal, auf Metternich's ausdrückliche Beschwerde, mit der Unterdrückung des Blattes bedroht. Als endlich in Schleswig-Holstein durch ein königliches Rescript die demagogischen Untersuchungen niedergeschlagen waren, ging O. im Sommer 1829 nach Kiel zurück, bestand im Herbst 1829 das juristische Amtsexamen in Glückstadt und ließ sich als Rechtsanwalt in Kiel nieder. Aber es war nicht seine Absicht, sich vorzugsweise der privatrechtlichen Praxis zu widmen. Schon im Februar 1830 begründete er das Kieler Correspondenzblatt, ein der Besprechung öffentlicher Angelegenheiten in liberalem Sinne gewidmetes, anfänglich zweimal,

päter dreimal wöchentlich erscheinendes Blatt, welches er bis März 1848 leitete. ein derartiges räsonnirendes Organ war in Schleswig-Holstein eine neue Erscheinung. Bald verbreiteten sich die von der Julirevolution ausgehenden Schwingungen auch über Deutschland. Die dadurch gesteigerte politische Empfänglichkeit der Gemüther und das hervorragende publicistische Talent Olshausen's verschafften dem Blatt bald großes Ansehen und zahlreiche Leser. Nicht wenig trug auch dazu bei die gegen Ende des Jahres von Uwe Jens Lornsen ausgehende patriotische Bewegung, welche auch O. neben anderen deutschgesinnten Männern, wie Falck, Hegewisch, Michelsen, Preußer, mit allen Kräften unterstützte. Wenn auch damals die Bewegung in der Hauptsache scheiterte und nur u der Begründung berathender und für Schleswig wie für Holstein getrennter Provinzialstände den Anstoß gab, so blieb doch das von Lornsen aufgestellte Programm, ein für Schleswig-Holstein gemeinsamer beschließender Landtag mit vollem Steuerbewilligungsrecht, mit engstem Anschluß an Deutschland, und zu Dänemark das reine Verhältniß der Personalunion, von da an das gemeinsame Ziel, nach dem alle patriotisch gesinnten Schleswig-Holsteiner strebten und für das auch O. in den nächsten Jahren im Correspondenzblatt thätig war. Daneben kämpfte er mit unermüdlicher Ausdauer vom Standpunkte wahrer Freiheit und Humanität gegen alle veralteten Mißbräuche, gegen ständisches Privilegienwesen, gegen bureaukratische Bevormundung, gegen spießbürgerliche Engherzigkeit, gegen confessionelle Intoleranz sowie gegen Vorurtheile jeder Art. Das Correspondenzblatt war während der dreißiger und vierziger Jahre der allgemeine Sprechsaal für Schleswig-Holstein, in welchem alle Beschwerden vorurtheilsfrei und ohne Engherzigkeit erörtert, alle dem Lande nützlichen Reformen befürwortet wurden. Als eine besondere kleine Schrift erschien während dieser Jahre „Das dänische Königsgesetz, das ist das fortwährend geltende Grundgesetz für das Königreich Dänemark, übersetzt und mit einer historischen Einleitung und einer Schlußbemerkung versehen von Th. O. Eutin und Kiel 1838." Einige Jahre lang war O., durch die städtischen Behörden gewählt, auch Actuar am Kieler Niedergericht. Aber obgleich dieses Amt recht einträglich war, so entsprachen doch die damit verbundenen meistens trivialen Geschäfte nur wenig seinem Geschmacke, und er trat bald wieder davon zurück. Ein großes Verdienst um das Land erwarb er sich durch sein energisches Wirken für das Zustandekommen der Altona-Kieler Eisenbahn. Gegen die sonderbarsten Vorurtheile, die uns jetzt fast unbegreiflich erscheinen, hatte man damals in der Kindheit der Eisenbahnen zu kämpfen. Namentlich wollte niemand an die Rentabilität glauben, welche O., kräftig unterstützt durch Georg Hanssen (damals Professor in Kiel, jetzt in Göttingen), siegreich vertheidigte. Auch das spießbürgerliche Vorurtheil, daß die Eisenbahn durch die Erleichterung des Verkehrs mit Hamburg den einzelnen von ihr berührten Ortschaften die Nahrung entziehen und ihren Wohlstand ruiniren werde, machte ihm viel zu schaffen. Als endlich im September 1844 die 14 Meilen lange Altona-Kieler Bahn eröffnet wurde, war es nur eine gerechte Anerkennung seiner Verdienste, wenn O. zum Mitglied der Direction erwählt ward. So war er von 1844 an, bis er 1848 in die provisorische Regierung eintrat, Eisenbahndirector.

Inzwischen nahm, seit Christian VIII. im J. 1839 die Regierung angetreten hatte, der große politische Gegensatz zwischen Dänemark und den Herzogthümern einen immer ernsteren Charakter an, und es war klar, daß bald eine kritische Wendung eintreten mußte. Während dieser Zeit, im Anfang der vierziger Jahre, verirrte sich O. vorübergehend in den sogenannten Neuholstein[illegible] welcher, um Holstein zu retten, Schleswig preisgeben wollte. Es wa[illegible] unhistorischer Gedanke. Denn seit der Zeit der Schauenburger geht d[illegible]chleswig-holsteinischen Geschichte dahin, durch die enge Ver-

bindung mit Holstein auch Schleswig für Deutschland zu retten. Dagegen wollte die neuholsteinische Lehre das historische Recht und die nationale Sache opfern, um einem auf diesem Wege doch unerreichbaren Phantom der Freiheit nachzujagen. Nur aus der trostlosen Stimmung, die unter dem deutschen Bund in Deutschland herrschte, läßt sich eine solche pessimistische Ansicht erklären. O. gewann für seine neue Lehre nur wenige Anhänger, unter denen der Advocat Claussen in Kiel der bedeutendste war. Außer diesem ist zu nennen der Advocat Hedde, welcher auch, seit O. durch die Eisenbahngeschäfte in Anspruch genommen war, ihn in der Leitung des Correspondenzblattes unterstützte und ihm die eigentlich redactionellen Geschäfte zum größten Theil abnahm. Indeß war O. selber nicht eigensinnig. Als der Conflict mit Dänemark einen ernsteren und gefahrdrohenden Charakter annahm, nach dem Ussing'schen Antrag 1844 und besonders seit dem Offenen Brief 1846, ließ O. die neuholsteinische Idee, welche eine Spaltung in den Widerstand der Herzogthümer zu bringen drohte, alsbald fallen und stand fest und unverbrüchlich zu den Vertheidigern der vollen und ungeschmälerten Rechte des Landes. Und nun nahm O. auch bald unter den Leitern der mächtigen volksthümlichen Bewegung, welche sich gegen den Offenen Brief erhob, eine der hervorragendsten Stellungen ein. Nachdem am 20. Juli 1846 eine große Volksversammlung zu Neumünster durch eine energische Adresse gegen den Offenen Brief protestirt hatte, erging ein allgemeines Verbot aller Versammlungen, in welchen die staatsrechtlichen Verhältnisse der Herzogthümer erörtert werden sollten. Die verfassungsmäßige Zulässigkeit dieses Verbotes beleuchtete O. in einer öffentlichen Versammlung zu Kiel am 23. August. Er bestritt die Gesetzlichkeit des Verbots und um die Probe auf das Exempel zu machen, berief er nebst einigen politischen Freunden zum 14. September eine große Volksversammlung nach Nortorf, auf die man bei der herrschenden Aufregung mit großer Spannung blickte. Die Regierung, welche in O. den leitenden Kopf der Bewegung erkannte, beschloß nun, durch einen Gewaltstreich ihn vorläufig unschädlich zu machen. Am 1. September ward ihm von der Polizeibehörde in Kiel das Versprechen abverlangt, daß er sich an Volksversammlungen ferner nicht betheiligen noch für solche thätig sein wolle. Da er selbstverständlich dieses verweigerte, ward er in Folge eines ausdrücklichen Befehls des Königs sofort verhaftet und auf die Festung Rendsburg abgeführt. In Kiel erfuhr man erst etwas von der Sache, als O. schon seit einigen Stunden auf dem Wege nach Rendsburg war, wo er auf der Hauptwache gefangen gehalten wurde, bis auf seine Beschwerde der höchste Gerichtshof der Herzogthümer, das Appellationsgericht in Kiel am 13. October dahin entschied, daß zur Fortdauer der Verhaftung kein Grund vorliege. Nach anderthalbmonatlicher gesetzloser Haft ward O. am 14. October wieder in Freiheit gesetzt, und kehrte am 16. nach Kiel zurück, wo ihm von den städtischen Behörden und von der gesammten Bürgerschaft ein festlicher Empfang bereitet wurde, wie er herzlicher und großartiger nicht gedacht werden kann. So viel hatte die Regierung durch ihren Gewaltact allerdings erreicht, daß die Nortorfer Versammlung, die ihres Leiters beraubt war, ziemlich resultatlos im Sande verlief. Aber zugleich hatte sie bewirkt, daß O., dessen Einfluß und Ansehen schon vorher sehr groß war, von jetzt an der unbestrittene Führer aller etwas vorgeschrittenen Liberalen im Lande wurde. Zunächst ward er 1847 von der Stadt Kiel zum Mitglied der holsteinischen Provinzialständeversammlung gewählt. Im Januar 1848 starb König Christian VIII. und hinterließ den Entwurf einer Gesammtstaatsverfassung, welche sein Nachfolger Friedrich VII. durchzuführen unternahm. Zur Berathung und Feststellung dieser Verfassung sollten „erfahrene Männer“ gewählt werden. Aber in den Herzogthümern wollte man keine mit Dänemark gemeinsame Ver-

fassung. Während die Frage, ob man die Verfassung annehmen oder ablehnen solle, überall lebhaft erörtert wurde, trat die Februarrevolution ein und trieb auch die schleswig-holsteinische Frage zu einer entscheidenden Krisis. In Dänemark drängte alles auf eine gewaltsame Incorporation Schleswigs hin; in den Herzogthümern war man ebenso entschlossen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Man beschloß daher, daß die Stände beider Herzogthümer am 18. März zu einer gemeinsamen Sitzung in Rendsburg zusammentreten sollten, um die Lage des Landes zu berathen. O., Claussen und einige wenige andere hielten es für gerathen, sofort eine provisorische Regierung einzusetzen und sich der Festung zu bemächtigen. Allein die Majorität, an deren Spitze Graf Reventlou und Wilhelm Beseler standen, hielt solche extreme Schritte noch für verfrüht. Man einigte sich endlich dahin, daß eine Deputation von fünf Mitgliedern die Forderungen des Landes gewissermaßen als Ultimatum nach Kopenhagen überbringen solle. Diese Forderungen waren sofortige Vereinigung der Stände beider Herzogthümer zur Berathung einer schleswig-holsteinischen Verfassung, Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund, vollständige Preßfreiheit sowie freies Vereins- und Versammlungsrecht, und endlich sofortige Entlassung des Regierungspräsidenten von Scheel. Zu Mitgliedern der Deputation wurden gewählt O., Claussen, Dr. Gülich, Kammerherr von Neergaard und Regierungsrath Engel. Die Deputation reiste am 21. März mit dem Dampfschiffe von Kiel nach Kopenhagen ab. Als sie am nächsten Tage dort ankam, hatte sich inzwischen die ganze dortige Sachlage geändert. Die eiderdänische Partei hatte, bevor die Forderungen der Herzogthümer an den König gelangten, die „Selbsthülfe der Verzweifelung“ in Scene gesetzt, durch Massendemonstrationen war die bisherige Regierung gestürzt und aus den Häuptern der eiderdänischen Partei, Orla Lehmann, Monrad, Hvidt u. s. w. war ein neues Ministerium gebildet. Damit waren die Forderungen der Herzogthümer abgelehnt, noch ehe sie vorgebracht waren. Die Deputation wurde schon bei ihrer Ankunft von wüsten Pöbelhaufen insultirt. In dem Gasthofe, wo sie abgestiegen waren, schien ihre persönliche Sicherheit gefährdet. Von Orla Lehmann veranlaßt lud dessen Onkel Consul Hage die Deputirten zu sich ein und in seinem Hause wohnten sie halb als Gäste, halb als Gefangene. Am 23. März hatten sie eine Audienz beim König, der ihnen mündlich eine nichtssagende Antwort ertheilte. Die schriftliche Antwort, welche nachfolgte, enthielt die Incorporation Schleswigs. Damit war der Krieg entschieden. Eine Zeit lang war davon die Rede gewesen, die Deputirten, entweder alle oder einzelne, namentlich O., als Geiseln zurückzubehalten. Endlich aber sah man das Unwürdige und Nutzlose einer solchen Maßregel ein, und so wurden sie heimlich und ohne Aufsehen an Bord des Dampfers Hekla gebracht, welcher sie nach Kiel zurückführte, wo sie am 26. März Morgens anlangten. Auch hier war inzwischen eine vollständige Umwälzung vor sich gegangen. Auf die Nachricht von der Bildung des Casinoministeriums in Kopenhagen war Wilhelm Beseler am 23. März von Schleswig nach Kiel geeilt, war hier mit dem Prinzen von Noer und dem Grafen Reventlou-Preetz in Berathung getreten, und in der Ueberzeugung, daß nur durch rasches und entschiedenes Handeln der drohenden Gefahr begegnet werden könne, beschlossen jene drei: Beseler, Graf Reventlou, der Prinz von Noer mit Zuziehung des Kaufmanns M. T. Schmidt aus Kiel und des Advocaten Bremer aus Flensburg eine provisorische Regierung der Herzogthümer zu bilden. Am 24. früh ward die Regierung in Kiel feierlich proclamirt. Das ganze Land, alle Behörden traten ihr sogleich bei. Noch an demselben Tage ward die Festung Rendsburg durch Ueberrumpelung genommen, und nun nahm die provisorische Regierung hier in der Landesfestung ihren Sitz. Nachdem die Deputation aus Kopenhagen zurückgekehrt

war, ward O. hauptsächlich auf Beseler's Betrieb aufgefordert, in die provisorische Regierung einzutreten, in welcher er von jetzt an den linken Flügel bildete und den mehr radicalen Liberalismus vertrat. Am nächsten stand ihm M. T. Schmidt. Den gemäßigten Liberalismus im Sinne des späteren Gothaerthums repräsentirte Beseler, mit welchem Bremer meistens übereinstimmte, während Reventlou mehr eine conservative Politik vertrat. Der Prinz kümmerte sich meistens nur um die militärischen Dinge. Eine aus so heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzte Regierung hätte keinen langen Bestand haben können, wenn nicht der Kampf gegen Dänemark das zusammenhaltende und alle Differenzen immer wieder ausgleichende Mittel gewesen wäre. In inneren Fragen der Gesetzgebung und Verwaltung ward O. meistens überstimmt. Indeß gelang es ihm durchzusetzen, daß zur Berathung und Beschlußnahme über ein schleswig-holsteinisches Staatsgrundgesetz eine durch allgemeine, gleiche und directe Wahlen gebildete constituirende Landesversammlung berufen wurde. Aber kaum war diese Versammlung am 15. August in Kiel eröffnet, so trat ein Conflict ein, welcher O. zum Austritt aus der provisorischen Regierung veranlaßte. Es war die Zeit der Waffenstillstandsverhandlungen von Malmö. Das damalige Reichsministerium Heckscher-Schmerling war zu schwach, dem Drängen der preußischen Regierung auf Abschluß des Waffenstillstandes Widerstand zu leisten. Aber man besorgte, daß die schleswig-holsteinische Landesversammlung, wenn sie von den schimpflichen Bedingungen Kenntniß erhielt, durch ihren voraussichtlichen Widerspruch Schwierigkeiten bereiten möchte. Deshalb ward Max von Gagern von Frankfurt nach Rendsburg abgeschickt, um die provisorische Regierung dahin zu bearbeiten, daß sie sich in die Waffenstillstandsbedingungen füge, ganz besonders aber, daß sie eine Vertagung der eben eröffneten Landesversammlung veranlasse. O. widersprach diesem Ansinnen mit der größten Entschiedenheit, fand aber nur bei M. T. Schmidt einige Unterstützung. Dagegen Reventlou, Beseler und Bremer stimmten für Nachgiebigkeit. O. sah in diesem Beschluß einen ersten Schritt auf der abschüssigen Bahn eines verhängnißvollen Nachgebens, das schließlich zum Preisgeben des guten Rechtes der Herzogthümer führen werde. Sogleich nach diesem Beschluß erklärte O. seinen Austritt aus der Regierung, an deren Politik er sich nicht ferner betheiligen wollte, und er ließ sich auch durch die Vorstellungen seiner bisherigen Collegen nicht zum Bleiben bewegen. Am 19. August legte er sein Amt nieder und eilte zunächst nach Frankfurt, um dort im Sinne der Verwerfung des Waffenstillstandes zu wirken.

Nach der bekannten Frankfurter Katastrophe kehrte er nach Holstein zurück und ward bald darauf von der Stadt Itzehoe zum Mitglied der Landesversammlung gewählt. Seine Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang war nach dem Malmöer Waffenstillstand nur noch gering; aber er blieb doch unermüdlich thätig, bis die Politik von Olmütz auch die schleswig-holsteinische Sache vorläufig zu Grabe trug. Sowol in der constituirenden Landesversammlung, als auch in der im J. 1850 gewählten ersten ordentlichen Landesversammlung war O. der hervorragendste Leiter der Linken. Eine entschiedene politische Ueberzeugung, ein heller Verstand, ein warmes Herz, eine gründliche und umfassende wissenschaftliche Bildung, eine genaue Kenntniß der realen Verhältnisse sowol der eigenen Heimath als auch anderer Länder, und dazu eine hervorragende Begabung als Redner — alle diese Eigenschaften in ihrer gegenseitigen Durchdringung machten ihn zu einem höchst einflußreichen Parlamentarier. Er war ebensosehr ein fleißiger Arbeiter in den Ausschüssen, als ein eifriger und schlagfertiger Theilnehmer an den Debatten; er war ebensosehr zu Hause in den Fragen der allgemeinen Politik, als wo es sich um die materiellen Hülfsquellen des Landes oder um geistige Güter handelte. Seine Rede trug meistens den Charakter

ruhiger, leidenschaftsloser Klarheit, aber in großen Augenblicken, wenn eine mächtige Gefühlserregung ihn erfüllte, konnte er von hinreißender Wirkung sein. Kein Wunder also, daß die schleswig-holsteinische Fortschrittspartei ihn als ihr unbedingtes Haupt anerkannte. — Neben seiner parlamentarischen Wirksamkeit begann O. nun auch wieder in der Presse thätig zu sein. Die in Altona erscheinende „Schleswig-Holsteinische Zeitung" ward vom 1. April 1849 an bedeutend erweitert und mit größeren Hülfsmitteln ausgestattet, und erschien von da an als „Norddeutsche freie Presse". An die Spitze dieses neuen freisinnigen Organs trat O. und neben ihm Otto Fock, mit dem ihn von da an ein enges und dauerndes freundschaftliches Verhältniß verband. Die eigentliche Redaction lag mehr in den Händen Fock's, während O. sich in der Regel nur durch Leitartikel oder Correspondenzen betheiligte. In dieser zwischen Parlament und Presse getheilten Wirksamkeit verstrichen die Jahre 1849 und 1850. Wollte man über das Verhalten Olshausen's zu den einzelnen Ereignissen berichten, so müßte man eine Geschichte Schleswig-Holsteins schreiben, was sich an dieser Stelle von selbst verbietet. Es genügt zu sagen, daß er in allen Fällen den Standpunkt des radicalen Liberalismus vertrat, aber dabei nur zu häufig übersah, daß eine radicale Politik in Schleswig-Holstein nicht mehr siegen konnte, nachdem sie in Deutschland längst unterlegen war. — Mit dem Anfang des Jahres 1851 traten an Schleswig-Holstein die Folgen der Olmützer Convention heran. Am 6. Januar erschienen die Bevollmächtigten der beiden deutschen Großmächte, Graf Mensdorff-Pouilly und General von Thümen in Kiel und forderten Unterwerfung unter die Bedingungen, welche ein Aufgeben des Kampfes gegen Dänemark enthielten. Die Statthalter waren getheilter Ansicht. Graf Reventlou stimmte für Annahme der Olmützer Bedingungen, Beseler war für Fortsetzung des Kampfes. So stand die Entscheidung bei der Landesversammlung. Auch in der Commission, an welche die Sache verwiesen wurde, waren die Ansichten getheilt. Als Berichterstatter der Minorität vertheidigte O. die Ablehnung der Forderungen; sein ehemaliger College in der provisorischen Regierung M. T. Schmidt vertrat als Berichterstatter der Majorität die entgegengesetzte Ansicht. Am 10. Januar Abends begann die Verhandlung im Plenum der Versammlung und währte die ganze Nacht hindurch. Erst am Morgen gegen sechs Uhr kam es zur Abstimmung. Die Versammlung entschied sich mit 47 gegen 28 Stimmen für Unterwerfung. Damit war diese Phase der schleswig-holsteinischen Geschichte beendet. Es folgte die trübe Zeit der Reaction und die Herrschaft der dänischen Rache. Aber wie traurig auch die nächsten Jahre waren, die unglücklichen Folgen eines entgegengesetzten Beschlusses wären doch wol noch schlimmer gewesen. Für O. war die politische Wirksamkeit in schleswig-holsteinischen Dingen hiermit abgeschlossen. Die „Norddeutsche freie Presse" überlebte den Zusammensturz der schleswig-holsteinischen Sache nicht lange; ein unabhängiges Blatt konnte unter den neuen Verhältnissen nicht bestehen. O. selbst ward bald genöthigt, das Land zu verlassen. Die deutschen Großmächte hatten keine Empfindung dafür, wie schimpflich es sei, daß Dänemark die Vorkämpfer einer Sache, für welche alle deutschen Mächte eingetreten waren, amnestiren durfte, und daß von dieser sogenannten Amnestie sogar Ausnahmen gemacht wurden. Selbstverständlich gehörte O. wie alle Mitglieder der provisorischen Regierung zu den von der Amnestie Ausgenommenen. Die engere Heimath war ihm also verschlossen. Er versuchte sich in Hamburg niederzulassen. Aber der Hamburgische Senat war so eingeschüchtert, daß ihm Olshausen's Aufenthalt in der freien Reichsstadt gefährlich schien. Im Juli ward unter nichtigem Vorwand bei ihm eine Haussuchung gehalten, und obgleich nichts Gravirendes gefunden wurde, so erhielt O. doch den bestimmten Befehl, binnen kurzer Frist das ham-

burgische Gebiet zu verlassen. In anderen deutschen Bundesstaaten wäre er wol ebensowenig zugelassen worden. Er beschloß also nach Nordamerika auszuwandern.

Am 5. Sept. 1851 landete er in Newyork und begab sich sogleich nach St. Louis im Staate Missouri, wo schon seit längeren Jahren sein jüngerer Bruder Arthur als Inhaber eines Buchdruckergeschäftes lebte. Hier wohnte O. bis 1856 und war meistens mit litterarischen Arbeiten beschäftigt. Er faßte den Plan, in einem großen Werke die Vereinigten Staaten von Nordamerika geographisch und statistisch zu beschreiben. Als eine Art von Vorläufer erschien in Kiel 1852 eine programmartige Uebersicht. Von dem Werke selbst, welches den Titel führt: „Die Vereinigten Staaten von Nordamerika geographisch und statistisch beschrieben", sind zwei Bände erschienen. Der erste Band, Kiel 1853, enthält eine Beschreibung des Missisippithals im Allgemeinen. Der zweite Bd., Kiel 1854, behandelt genauer die Staaten Missouri und Jowa. Weiter ist das Werk nicht fortgesetzt; die erschienenen Theile zeugen von sorgfältigem Quellenstudium, aufmerksamer Beobachtung und prägnanter Darstellung. Die ferner von ihm herausgegebene „Geschichte der Mormonen oder jüngsten Tages Heiligen in Nordamerika", Göttingen 1856, ist allgemein als unparteiisch und zuverlässig anerkannt. Während seines Aufenthalts in St. Louis entging er wie durch ein Wunder einer drohenden Lebensgefahr, die durch den bekannten amerikanischen Leichtsinn in Eisenbahnsachen veranlaßt war. Am 1. November 1855 sollte die Bahn von St. Louis nach Jefferson-City eröffnet werden. O. war dazu eingeladen. Als der Festzug eine große Brücke über den Gasconadefluß passirte, brach diese zusammen und der ganze Zug stürzte in die Tiefe. Die Todten und Schwerverwundeten zählten nach Hunderten; O. gehörte zu den Wenigen, die mit leichten Contusionen davonkamen. — Im Sommer 1856 siedelte O. nach Davenport im Staate Jowa über, wo sein Freund Claussen und andere Landsleute sich schon früher niedergelassen hatten. O. hatte hier in Gemeinschaft mit dem Buchdrucker Lischer den „Demokrat", eine täglich erscheinende Zeitung, angekauft, und mit der Redaction dieses Blattes war er bis 1860 beschäftigt. Die Arbeit war aufreibend und, wie es scheint, finanziell nicht erfolgreich. O. ging deshalb 1860 nach St. Louis zurück und übernahm hier die „Westliche Post", eine gleichfalls täglich erscheinende Zeitung, an deren Spitze er bis 1865 stand. Das Blatt zählte bei der Uebernahme nur etwa 1800 Abonnenten; aber durch seine geschickte Redaction und unermüdliche Thätigkeit und begünstigt durch das während des bald beginnenden Secessionskrieges gesteigerte politische Interesse brachte es O. bald dahin, daß sein Blatt mit etwa 10 000 Abonnenten eines der angesehensten und verbreitetsten Organe des Westens ward. Es ist dasselbe Blatt, an dessen Spitze später Karl Schurz getreten ist. Als Herausgeber der „Westlichen Post" hat O. den großen Krieg um die Erhaltung der Union mit durchgemacht. Selbstverständlich stand er mit voller Entschiedenheit auf der Seite der Republikaner gegen die südstaatlichen Secessionisten. Bei der Präsidentenwahl 1860 vertheidigte er nachdrücklich die Candidatur von Abraham Lincoln gegen den Demokraten Stephan Douglas. Bei dem Ausbruch des Krieges war die Bevölkerung von Missouri in ihrer Parteinahme getheilt. Die amerikanischen Einwohner schlossen sich größtentheils der Secession an, während die Union ihre Hauptstütze in den Deutschen fand, unter welchen O. sowol persönlich als auch durch die „Westliche Post" den hervorragendsten Einfluß hatte. In St. Louis selbst kam es zu blutigen Kämpfen. Unter diesen Umständen hatte O. anfangs einen sehr schweren Stand. Abgesehen von finanziellen Schwierigkeiten, die durch die gänzliche Geschäftsstockung veranlaßt waren, bedrohten ihn persönliche Gefahren von Seiten der Rebellen, bis diese aus Missouri vertrieben waren. Dann aber gab es auch verdrießliche Kämpfe mit den eigenen

publikanischen Parteigenossen, hauptsächlich mit dem Demagogen Francis P. lair. O. vertrat nämlich den am weitesten vorgeschrittenen Flügel der repu- likanischen Partei, welcher namentlich hinsichtlich der Emancipation der Sklaven n rascheres und radicaleres Vorgehen verlangte, als dem Präsidenten Lincoln ut schien. Als Bannerträger dieser radicalen Republikaner, welche absolute leichstellung aller Einwohner der Union, und also nicht allein die Emancipa- on, sondern implicite auch schon das Stimmrecht der Neger forderten, galt rémont, dessen Candidatur bei der Präsidentenwahl von 1864 O. deshalb auf s Eifrigste unterstützte, selbst dann noch als die Majorität für Lincoln be- its vollständig gesichert war und als es bereits feststand, daß Lincoln als leiniger Candidat der Republikaner gegen Mac Clellan aufgestellt werde. ach der glänzenden Wiederwahl Lincoln's befürchtete O. in der Sklavenfrage ne Fortdauer der halben Maßregeln und Compromisse. Die Niederlage, welche ine Politik erlitten hatte, verstimmte ihn sehr. Außerdem aber ließ sein durch e angestrengte und aufreibende Thätigkeit der letzten Jahre sehr geschwächter esundheitszustand eine längere Erholung sehr rathsam erscheinen. Er verkaufte so unter vortheilhaften Bedingungen seinen Antheil an der „Westlichen Post", elche durch seine einsichtige Leitung auf eine hohe Stufe des Einflusses und igleich des geschäftlichen Gedeihens gebracht und mit der auch eine große ruckerei verbunden war. Im Frühjahr 1865 reiste O. nach 14jähriger Ab- esenheit nach Europa zurück, ob zu einem vorübergehenden Besuch oder zu dau- ndem Aufenthalt, war wol für ihn selbst noch eine offene Frage. Er besuchte ierst in Berlin seinen Bruder Justus, welcher damals vortragender Rath im ultusministerium war, sowie andere Freunde, wie Georg Beseler, Hanssen und lommsen. Auch in Holstein machte er im Juni einen kurzen Besuch. Es war e Zeit des preußisch-österreichischen Condominats, während die große Mehrheit s Landes damals noch die Bildung eines selbständigen schleswig-holsteinischen taates unter einem eigenen Herzog erstrebte. O., der von republikanischen deen erfüllt war, konnte der Schöpfung eines neuen monarchischen Kleinstaates inen Geschmack abgewinnen, während die Schleswig-Holsteiner wiederum seinen epublikanismus für eine unpraktische Träumerei hielten. Aus Holstein zurück- kehrt, machte O. eine größere Reise den Rhein aufwärts nach der Schweiz id nach Oberitalien. Unterwegs wurden alte Bekannte begrüßt, so Wilhelm eseler in Bonn, Arnold Ruge in Heidelberg, von Rappard in Interlaken. achdem auch Tirol und das Salzkammergut noch besucht war, kehrte er im erbst nach Hamburg zurück. Im October war er wieder kurze Zeit in Berlin; er weder körperlich noch geistig sagte die dortige Atmosphäre ihm zu. Den inter verbrachte er in Zürich, mit historischen, politischen und socialen Studien schäftigt. Allmählich reifte nun auch bei ihm der Entschluß, nicht mehr nach merika zurückzukehren, und da das Klima der Schweiz ihm eben so zuzusagen hien, wie die freiere politische Atmosphäre, so richtete er sich in Oberstraß bei ürich eine behagliche Wohnung ein. Hier lebte er fortan in Ruhe und Zu- ickgezogenheit. Einen lebhafteren Antheil nahm er zuletzt noch an den Bestre- ingen der Friedensliga, deren praktische Bedeutung für unsere europäischen erhältnisse er wol überschätzen mochte. Von Zürich ließ er auch noch ein eines Flugblatt ausgehen, das gewissermaßen als sein politisches Testament zu trachten ist, das aber doch beweist, daß ihm in Amerika das Verständniß der utschen Dinge einigermaßen abhanden gekommen war. Die kleine anonym schienene Schrift führt den Titel: „Die deutsche Lebensfrage. Von Freunden utscher Freiheit und Einheit in der Schweiz". Zürich 1866. Der Grundge- nke ist, daß Deutschland nur auf dem Wege der Republik zur Freiheit und

Einheit gelangen kann, nicht aber durch seine Fürsten, noch mit ihnen. Deshal
sollen wir erstreben „einen festen, alle deutschen Staaten umfassenden National
verband und eine auf den Grundsatz der Rechtsgleichheit gebaute, republikanisch
Verfassung“. Denn „die Selbstregierung des Volkes erträgt keine fürstlich
Macht an der Spitze“. Am meisten Sorge macht ihm die süddeutsche Volk
partei, welche einen Föderativstaat getrennter kleinerer Republiken herstellen
wolle. Er verlangt dagegen eine einheitliche Republik, innerhalb welcher dam
provinzielle Eigenthümlichkeiten der Verwaltung bestehen mögen. Deshalb müß
die Frage: ob Republik, ob Monarchie? offen vor dem Volke besprochen werden
bis jeder Deutsche von republikanischen Gesinnungen durchdrungen sei. Di
Gründung des deutschen Reiches mit monarchischer Spitze sollte O. nicht meh
erleben. Eine schwere Krankheit, die er im Anfang des Jahres 1868 durchzu
machen hatte, ließ eine dauernde Schwäche zurück. Der Wunsch, seinen Ver
wandten näher zu sein, veranlaßte ihn, im Sommer 1868 nach Hamburg über
zusiedeln, wo seine zwei verheiratheten Schwestern wohnten. Hier fand er di
liebevollste Pflege und verlebte den Winter im Ganzen ziemlich wohl. E
machte schon Reisepläne für den Sommer. Da trat im März eine plötzlich
Abnahme der Kräfte ein. Gegen Ende des Monats hatte er einen Schlaganfall
Am 31. März 1869 ist er sanft entschlafen.

Arnold Ruge hat von O. gesagt, er sei bis in sein Alter jung geblieben
und dies ist ein wahres Lob. O. war ein scharfer Denker, aber keineswegs ei
bloßer Verstandesmensch. Er hatte ein warmes Herz namentlich für die Leiden
der niederen Volksclassen. Bei aller Festigkeit der Ueberzeugung hatte er steti
eine milde gewinnende Form und große persönliche Liebenswürdigkeit. Er wa
nie verheirathet. Nichts war ihm mehr verhaßt, als hohle Phrasenhaftigkeit
und charakterlose Halbheit. In unwesentlichen Punkten gab er leicht nach, nie
mals in principiellen Hauptfragen. Er hat viele Gegner gehabt, und den meisten
denkenden Politikern seiner engeren Heimath ging sein Radicalismus zu weit
Aber niemand hat jemals die uneigennützige Lauterkeit seines Charakters be
zweifelt. Er war ein Mann von antiker Geradheit und Einfachheit des Wesens
und bedürfnißlos wie er war, hatte er immer nur das Wohl des Ganzen, nich
das eigene als höchstes Ziel im Auge. Kurz, O. gehörte zu der Schaar jene
muthigen Pioniere, welche den Ideen der Zukunft die Wege bahnen auf di
Gefahr hin, mit der eigenen Existenz die Laufgräben zu füllen.

Biographische Skizze von Otto Fock im Feuilleton der Nationalzeitung
1869 Nr. 161 vom 8. April. Lorentzen.

Olshausen: Wilhelm O., Philologe, zweiter Sohn des Superintendenten
Detlev O. (o. S. 322), geb. in Oldesloe am 22. Mai 1798. Er besuchte zu
erst die Gelehrtenschule in Glückstadt, seit 1814 die Selecta des Altonaer Gym
nasiums, studirte seit 1816 in Kiel und Berlin Theologie und Philologie, wid
mete sich aber schließlich ganz der letzteren. In Kiel Mitglied des philologischen
Seminars unter Professor Heinrich gewann er zweimal in der Concurrenz um das
Schassianische Stipendium durch seine Arbeiten den Preis. Nachdem er eine Zeit
lang Hauslehrer gewesen, ward er 1821 Conrector und am 28. April 1835
Rector der Schleswiger Domschule, starb aber schon am 5. November desselben
Jahres, erst 37 Jahre alt. Von ihm erschien „Ciceronis de officiis, cum brev
notatione critica“ 1823. „Ciceronis de oratore“ 1825, Schulausgaben.
Außerdem lieferte er Beiträge zu Seebode's krit. Bibliothek 1825 und 1827
und Schleswiger Schulprogramme: „Lectionum Theocritearum particula“ 1826
„Ex familiari interpretatione Antigones“ 1828. „Apophoreta Euripidea“

1832. Auch bearbeitete er die 4. Auflage von seines Vaters „Leitfaden zum ersten Unterricht in der Geographie“ 1827.

Lübker-Schröder und Alberti, Schriftstellerlexikon s. v. Neuer Nekrolog der Deutschen XIII. S. 946 ff. Carstens.

Oelsner: Konrad Engelbert Oe., deutscher Publicist, geb. am 13. Mai 1764 zu Goldberg in Schlesien, † am 20. December 1828 in Paris. Alles was über den Lebensgang dieses merkwürdigen Mannes bekannt wurde, stammt von seinen Freunden H. Zschokke und Varnhagen von Ense. Es ist zusammengestellt von W. Dorow in seinen Briefen preußischer Staatsmänner, und zwar in der Einleitung zu Bd. 1 (Leipzig 1843), enthaltend die „Briefe des königl. preußischen Legationsraths K. E. Oe. an den Wirkl. Geh. Rath Fr. August v. Stägemann aus den Jahren 1815—1827.“ Hiernach sind die wesentlichsten Daten folgende: Oe. studirte in Frankfurt a. O. und Göttingen, begleitete als Hofmeister einen jungen Edelmann auf Reisen und begab sich beim Ausbruch der französischen Revolution nach Paris, wo er als Zuschauer lebhaften Antheil an allen politischen Ereignissen nahm und sich litterarisch beschäftigte. Beachtenswerth für die Zeitgeschichte sind die in Archenholz' „Minerva“ veröffentlichten Briefe, welche Oe. aus Dumouriez' Feldlager vor Grand-Pré in der Champagne schrieb. In der Schreckenszeit mußte er aus Paris flüchten. Später hielt er sich dort lange als Geschäftsträger der Stadt Frankfurt a. M. sowie einiger kleinen deutschen Fürsten auf und kam dadurch mit vielen französischen Staatsmännern in Verbindung. Diese wurden durch seine große Sprachfertigkeit, seine umfassenden Kenntnisse über geschichtliche und staatswissenschaftliche Gegenstände wie auch durch seine treffende Beurtheilung der Zeitereignisse aufmerksam auf ihn. Namentlich wußte Sieyès, mit welchem er in vertraute Freundschaft kam, seine Vorzüge zu schätzen. Infolge dessen wurden ihm die angesehensten und einträglichsten Stellen in Frankreich angetragen; er schlug sie jedoch sämmtlich aus, weil er sein deutsches Vaterland nicht verleugnen, kein Franzose, namentlich aber kein Diener Napoleons werden wollte. Varnhagen sagt, Oe. habe die Bedingungen dieser Stellen nicht gewollt; dieser selbst aber hat, wie aus einer „Art von Selbstbeschauung“ aus 1821 hervorgeht, sein Verfahren bereut: Leichtsinn oder Einfalt habe ihn die Stellen verschmähen lassen. Für diese Abweisungen suchte man sich durch Verleumdungen an ihm zu rächen. Einmal sollte er ein Kundschafter Bonapartes sein, ein anderes Mal wurde er im „Constitutionnel“ als Franzosenfeind angegriffen. Beide Angriffe sind mit Erfolg zurückgewiesen, der letztere im Januar 1817 in der A. „Allg. Ztg.“ Besonderes Aufsehen erregte er durch seine vom Nationalinstitut in Paris 1810 gekrönte Preisschrift: „Des effets de la réligion de Mahomed pendant les trois premiers siècles de sa fondation“ (Paris 1809). Dieselbe erschien auch deutsch mit Zusätzen des Verfassers. Von den vielen Erzeugnissen seiner rastlosen Feder ist, außer dieser Schrift, wenig unter seinem Namen erschienen. Ihm war es, wie Dorow berichtet, nicht um Geld oder Ruhm zu thun, sondern er lieferte die Arbeiten blos, weil sie eine Befriedigung für ihn waren und sie gingen theils anonym, theils unter fremden Namen. Manche derselben verschenkte er, wie L. Assing in der Vorrede zur Herausgabe von „Varnhagen's Briefwechsel mit Oe.“ sagt, als Keim, andere als reife Frucht, so die „Politischen Aphorismen, dem Congresse in Aachen empfohlen“ (Frankfurt 1818), welche unter Schlottmann's Namen erschienen. Er schenkte sie diesem, als derselbe sich in Geldverlegenheiten befand. Auch in St. Simon's politischen Schriften gehören, nach Dorow, „viele der geistvollsten Ansichten Oe. an, z. B. die Vergleichung unserer Zeit mit den ersten Jahrhunderten des Christenthums“. Die Zeitschrift „Die

Bundeslade" (Frankfurt 1817) war ebenfalls von ihm, er gab sie aber sehr bald wieder auf, weil die Nichtigkeit des Bundestages schnell offenbar wurde. Als Grund der Anonymität seiner meisten Schriften gab Oe., nach Zschokke's Bericht an, es sei nicht Bescheidenheit; aber was er selbst bekannt gemacht, habe ihm nur Schaden und Verdruß gebracht. Am fruchtbarsten war er im Briefwechsel mit Freunden, denen er die politischen Ereignisse kritisirte und die täglichen kleinen Vorgänge in den Regierungs- oder politischen Kreisen von Paris berichtete. Auf diese Art hat er, namentlich in seinem die Zeit von 1816 bis 1828 umfassenden Briefwechsel mit Varnhagen und Stägemann, ein lehrreiches Material zur Kenntniß der damaligen deutschen und französischen Zustände geliefert. Die Briefe aus der Zeit der Congresse von Troppau und Laibach gehen sehr ins Einzelne und enthalten scharfe, ironische Kritiken von Vorgängen in der diplomatischen Welt. Uebrigens erscheint es seltsam, daß ein Mann von solchen Fähigkeiten so viel Zeit und Kraft an diese Briefe wandte, statt sich der Gegenwart praktisch und nützlich zu machen. Die Geschichte der französischen Revolution zu schreiben, lag in seinem Plane, und vielleicht hätte, sagt Zschokke, niemand dieselbe gründlicher, treuer und belehrender schreiben können. Ein reicher Onkel in Schlesien enterbte Oe., weil derselbe dessen Wunsch ihn zu besuchen, nicht erfüllte; dagegen verließ er Frankreich wieder nach Napoleon's Rückkehr von Elba. Auf seiner Reise nach Schlesien ließ Hoym ihn als französischen Sendling verhaften. Später schrieb er hierüber an Varnhagen: wie schändlich er von Preußen behandelt sei, der Welt zu erzählen, habe er blos unterlassen, weil der Nationalgeist ihn so albern gemacht. Gleichwol nahm er nach seiner baldigen Freilassung im Mai 1817 eine ihm von der preußischen Regierung angebotene Stellung im Auswärtigen Amte an. So lebte er 1817 als Legationsrath in Berlin und Frankfurt a. M., worauf er 1818 der Gesandtschaft in Paris beigegeben wurde, aber, wie er selbst sagt, als fünftes Rad am Wagen. Die Stellung sagte ihm nicht zu und, „müde, ein müßiger Stipendiat zu sein", bat er 1825 um Entlassung. Nach der Pensionirung sprach er sich in einem Briefe an Varnhagen sehr bitter über Preußen aus, von dem „aller Unstern seiner Lebenslage herrühre"; die Stellung in Paris habe ihn in die widerwärtigste Lage gebracht. Eine andere passende Stelle für ihn zu ermitteln, war trotz Stägemann's einflußreicher Stellung nicht möglich. Im Grunde scheint Oe., bei zu großer Bescheidenheit im Auftreten, so vornehmen Sinnes gewesen zu sein, daß er sich in keiner Art von Abhängigkeit wohl zu fühlen vermochte und so zum Nachtheil des Vaterlandes, der Wissenschaft wie seiner selbst einen Beruf verfehlte, in dem er viel hätte leisten können. Aus übergroßem Feingefühl und aus Scheu vor Unannehmlichkeiten hat er sich von dreisten Personen mißbrauchen lassen und aus Demuth hierüber sich zu viel abgeschlossen. Seine Fähigkeiten sind nicht verkannt, aber wegen der Eigenheit seines Wesens nicht gebührend benutzt worden. Die meisten Gegenstände seiner Beschäftigung wiesen ihn auf das öffentliche Leben mit seinen Unebenheiten, während er doch die Natur eines still wirkenden Gelehrten hatte. Er stand in Verbindung mit W. v. Humboldt, Fox, Canning, v. Stein, Fürst Hardenberg, Lucchesini u. a., konnte aber selbst zu keiner passenden Stellung gelangen. — Aus Oelsner's Nachlaß veröffentlichte sein Sohn Dr. Oe.-Monmerqué, unter dem Titel „Politische Denkwürdigkeiten" (Bremen 1848) Aufsätze über Friedrich d. Großen und seinen Einfluß, sein Jahrhundert und die französische Revolution, ferner einen Rückblick auf letztere, über das Directorium, Bonaparte, den deutschen Bund, das preußische Cabinet, die Restauration, die politische Sittlichkeit des Jahrhunderts, völkerrechtliche Probleme, endlich „Coup d'oeil sur la situation poli-

tique de diverses puissances en 1820—21". (Vergl. A. Allg. Ztg. Nr. 297 von 1848, Beil.)

Zeitgenossen von Prof. Köthe in Jena. Bd. 1. (Leipz. u. Altenb. 1816) Abth. 3, S. 182. — N. Nekrol. d. Deutschen 1828. Thl. 2, Nr. 1185. — Varnhagen v. Ense, Gallerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel (Leipz. 1836). — Briefe des nachmaligen k. preuß. Legat.-Raths K. E. Oelsner an G. A. v. Halem, von Paris aus geschrieben in d. J. 1790—92, herausg. v. Merzdorf (Berlin 1858). — Briefwechsel zwischen Varnhagen v. E. und Oelsner nebst Briefw. v. Rahel, herausg. v. L. Assing (Stuttg. 1865). — Nowack, Schlesisches Schriftsteller-Lexikon VI, 83 ff.

Wippermann.

Oelsner: Johann Wilhelm Oe., Geheimer Commerzienrath, hervorragender Industrieller und des vorigen jüngerer Bruder, am 6. Juli 1766 in Goldberg geboren, sollte Kaufmann werden und sich für diesen Beruf auf dem Gymnasium in Liegnitz, in welches er nach dem Tode des Vaters 1780 eintrat, besser vorbereiten, als dies auf der Schule seiner Vaterstadt geschehen konnte; doch war die Mutter verständig genug, den dringenden Bitten ihres lernbegierigen Sohnes, der sich den Wissenschaften widmen wollte, nachzugeben und ihm das Studium zu gestatten. Wohl vorbereitet, bezog er 1786 die Universität Halle, wo Friedrich August Wolf seit 1783 griechische und römische Litteratur und Antiquitäten lehrte. Von den Vorlesungen desselben bezaubert, trat Oe. mit Bernhardy, Ideler, Fülleborn und Etzler in das von Wolf 1787 eröffnete philologische Seminar und wurde einer seiner Lieblingsschüler. Er hat seinem gefeierten Lehrer lebenslang das dankbarste Andenken bewahrt und als sprechendes Zeugniß seiner Verehrung, als seine Mittel ihm eine solche kostspielige Huldigung gestatteten, dessen von Tieck in carrarischem Marmor ausgeführte Büste in seiner Bibliothek aufgestellt. Im J. 1790 kehrte Oe. in die Heimath zurück, übernahm aushilfsweise die Vertretung eines Lehrers am Breslauer Elisabethan und wurde 1791 zu dessen Substituten ernannt. Aber die bloße Lehrthätigkeit in der Schule genügte ihm nicht; er wünschte erziehlich zu wirken und errichtete in Gemeinschaft mit seinen Freunden Reiche und Etzler 1794 ein Privaterziehungsinstitut, verbunden mit einem von ihm geleiteten Pensionat. Es war die erste Anstalt dieser Art in Breslau; sie kam schnell in Aufnahme und zählte nach wenig Jahren 100 Schüler, die in 6 Classen unterrichtet wurden und nach Vollendung des Cursus entweder sofort in das praktische Leben oder, wenn sie studiren wollten, noch auf ein Jahr in die Prima eines Gymnasiums eintraten, um sich vollends für die Universität vorzubereiten. Die ersten Familien Schlesiens vertrauten dieser Anstalt ihre Söhne an. Inzwischen war Oe. 1802 zum Professor am Elisabethan befördert und 1804 an Fülleborns Stelle zum Director des Seminars für gelehrte Schulen ernannt worden. Allein Niemand entgeht seinem Schicksal; was Oe. als Jüngling um keinen Preis hatte werden mögen, sollte er als gereifter Mann werden. Er hatte hin und wieder kleine Aufsätze über Handel und Gewerbe veröffentlicht; eine Brochüre unter dem Titel: „Welches ist der Gesichtspunkt, aus dem man Schlesien überhaupt, besonders aber in Rücksicht seiner Leinwand- und Tuchfabriken betrachten muß? Patriotische Ideen von einem Schlesier, veranlaßt durch den bei den gegenwärtigen Conjuncturen auf den 30. Juni 1807 in Breslau angesetzten Wollmarkt", 35 S., hatte seinem Oheim, einem reichen Tuchkaufmann Breslaus, so vorzüglich gefallen, daß dieser ihn letztwillig zum Erben seiner Tuchhandlung einsetzte, „damit er", wie im Testamente ausdrücklich gesagt ist, „bei seinen mit großem Eifer betriebenen Schulgeschäften sich nicht um Gesundheit und Kräfte bringe". Oe. überließ daher das blühende Institut seinem Freunde Reiche und

übernahm 1809 die Handlung seines verstorbenen Oheims. Es mögen für ihn sorgenvolle Zeiten gewesen sein, als 1811 die russische Regierung die Einfuhr schlesischer Tuche nach Rußland verbot, doch wurden diese Verluste durch die Tuchlieferungen wiederersetzt, welche Oe. 1813—1815 für einen Theil der preußischen Armee übernahm. Nach dem Friedensschluß war sein Hauptaugenmerk auf die Wiederherstellung der für Schlesien verlornen Tuchausfuhr nach Rußland gerichtet. Es gelang ihm, den Staatskanzler Hardenberg durch ein umfassendes Memorial für seine Ideen zu gewinnen und der preußische Gesandt in Petersburg, General Schöler, unterhandelte im Auftrage seiner Regierung so glücklich, daß die russische Grenze dem schlesischen Handel 1817 wieder geöffnet wurde. Leider dauerte der glücklich wiederhergestellte Verkehr nur wenig Jahre. Obschon die schlesischen Tuche zum größten Theile gar nicht in Rußland blieben, sondern über Kiachta nach China exportirt wurden, wurde ihr Einfuhr dennoch 1821 aufs neue verboten; ein Verbot, welches den Wohlstand vieler schlesischer Städte schwer geschädigt hat und dessen Nachwirkungen sich noch heute fühlbar machen. Oe. war indeß in der Zwischenzeit nicht müßig gewesen. Die Wichtigkeit der für die Wollspinnerei damals neu erfundenen Maschinen erkennend, hatte er sich mit 3 andern Großkaufleuten Breslaus zusammengethan und in den Gebäuden des säcularisirten Klosters Trebnitz, die ihnen von der Regierung zu diesem Zwecke überlassen wurden, eine Wollgarnspinnerei errichtet. Die nöthigen Maschinen waren durch Cockerill aus England bezogen worden. 1818 wurde die Fabrik in Betrieb gesetzt und, da die anfänglich gesponnenen 4 Assortimente Garn bald auf 12 vermehrt werden mußten, 1820 eine Dampfmaschine aus England verschrieben und aufgestellt. 1823 übernahm Oe. die Fabrik auf eigene Rechnung, kaufte 1825 von der Regierung die Gebäude und erweiterte die Spinnerei zu einer Fabrik für feine und Mitteltuche, in welcher 300—400 Arbeiter schon 1827 dauernd beschäftigt wurden. Oe. wurde Commerzienrath und Geheimer Commerzienrath, ist aber im Grunde seines Herzens doch Philologe geblieben. Seine Bibliothek war sein Stolz und ihre Vervollständigung eine seiner Hauptsorgen. Sie bestand 1836 aus 18,000 Bänden, enthielt die griechischen und römischen Classiker suitenmäßig gesammelt, viele editiones principes, Incunabeln und eine Menge seltener Drucke. Mit ihr verbunden war eine große Karten- und eine, viele alte, seltene Blätter enthaltende Kupferstichsammlung, so wie eine reiche Sammlung von Münzen. Seine schriftstellerische Thätigkeit anlangend, so hat die „Deutsche Anthologie zum Erklären und Deklamiren in Schulen", vor 50 Jahren eins der wenigen Hilfsbücher zur Einführung der Jugend in die poetische Litteratur der neuern Zeit, Oelsner's Namen in ganz Schlesien berühmt und populär gemacht. Sie entstand aus einer unter dem Titel: „Poetisches Bouquet, gepflückt aus den Gärten der vorzüglichsten deutschen Dichter" 1798 anonym erschienenen planlosen Sammlung von 74 größeren und kleineren Gedichten. Als 1805 eine neue Auflage nöthig wurde, übernahm Oe., der als praktischer Schulmann die Bedürfnisse der Schule kannte, auf Wunsch des Verlegers die Besorgung derselben. Sie enthielt 147 Gedichte in zwei Abtheilungen, vom Leichtern zum Schwerern fortschreitend; aus der ersten Ausgabe waren nur 36 herübergenommen worden. In dieser neuen Gestalt fand das Buch allgemeinen Beifall; jede neue Ausgabe, welche erschien, war eine verbesserte und vermehrte und noch als Geheimer Commerzienrath hat er an der Vervollkommnung seiner Anthologie gearbeitet. Die sechste Auflage von 1839 enthielt in vier Abtheilungen mehr als 500 Stücke. — Eine von Oe. in Verbindung mit Reiche 1806 herausgegebene Monatsschrift culturgeschichtlichen Inhalts: „Schlesien ehedem und jetzt", konnte sich unter den damaligen unglückseligen Zeitverhältnissen nicht halten und ging nach einem

Jahre wieder ein. Technologische Aufsätze existiren von ihm in großer Zahl; sie finden sich zerstreut in den schlesischen Provinzialblättern, in den Schriften der schlesischen Gesellschaft und in der technischen Monatsschrift. Litterarisch thätig war er bis in sein hohes Alter; sein letzter Aufsatz datirt aus dem J. 1844. Oe. starb am 13. November 1848.

Nowack, Schlesisches Schriftsteller-Lexikon 1836, Bd. 1, 117 ff.

Schimmelpfennig.

Oltard: Andreas O., wiederholt Dechant des Hermannstädter Kapitels, † als Stadtpfarrer von Hermannstadt am 6. October 1660, entstammt einer siebenbürgisch-sächsischen Familie, aus der mehrere Glieder sich durch chronikalische Aufzeichnungen verdient gemacht haben (vgl. Trausch: Chronicon Fuchsio-Lupino-Oltardinum, Kronstadt 1847; s. A. D. B. XIX, 647: Lupinus; XX, 564: Massa; K. Schuller: Handschriftliche Vormerkungen aus Kalendern des 16. und 17. Jahrh. im Archiv des Ver. f. sieb. Landeskd. III, 348, Kronst. 1848; Trauschenfels: Neue Fundgruben zur Gesch. Siebenbürgens, Kronst. 1860, S. 1—49). O. ist am 13. Dec. 1611 geboren als Sohn des damaligen Heltauer Pfarrers, Johann O., der später (1617—30) Stadtpfarrer von Hermannstadt war. Auf dem Gymnasium hier für die Universitätsstudien vorbereitet, bezog er, „weil Deutschland damals", wie er in seinen Aufzeichnungen schreibt, „des Mars und der Bellona Werkstätte war und Alles dort durch den Krieg zwischen dem Kaiser und den Schweden zerrüttet und zu Grunde gerichtet darniederlag", die Königsberger Hochschule; am 17. Nov. 1632 aufgebrochen war er am 3. Dec. in Krakau, am 9. Jan. 1633 in Danzig, woher er am 21. Januar den fernen Ort seiner Bestimmung erreichte. Aber eben diese Entfernung erschwerte die Unterstützung des nicht reichen Studenten aus der entlegenen Heimath; schon 1634 ging er nach Danzig als Lehrer in das Woltringische Haus (in aedes Woltringianas), wo er in den freien Stunden seinen Studien lebte. Am 20. Mai 1636 trat er von hier die Heimreise an; nach fast zwei Monaten, am 14. Juli begrüßte er Hermannstadt wieder. Ein halbes Jahr später, (am 14. Jan. 1637), beriefen ihn Rath und Stadtpfarrer in das Rectorat des Gymnasiums, von hier, schon im Juli 1638 wegen seiner hervorragenden Rednergabe in das Predigeramt (Diaconat) an der Pfarrkirche, wo sie über gar zu nüchterne Predigten klagten. Aus der Pfarre von Großau, die er im März 1641 erhalten, wählte ihn Hermannstadt im November 1648 zum Stadtpfarrer; vom Ernst, mit dem der jüngere Mann an das schwere Amt herantrat, das durch die Schuld seines Vorgängers und die dadurch mit hervorgerufenen innern Wirren der Stadt arg gelitten, zeugen die Bedingungen, die er der Gemeinde für seine Amtsführung stellte und die sehr bezeichnendes Licht auf die Zustände jener Zeit werfen. Eine weit über sein Pfarramt hinausgehende Bedeutung hat O. dadurch gewonnen, daß wir ihm die erste gedruckte Geschichte der Anfänge der Reformation im Siebenbürger Sachsenlande verdanken. Als der im Januar 1647 gewählte Bischof der evangelischen Landeskirche Christian Barth anläßlich seiner Bestätigung am Hof des Fürsten Georg Rakoczy I. weilte, hatte dieser „ängstlich und sehr besorgt" nach dem „Ursprung und Fortgang der Lutherischen Religion" im Lande gefragt. Der Bischof setzte das Hermannstädter Capitel hievon in Kenntniß und forderte es zu Forschungen auf diesem Gebiete und zur Mittheilung ihrer Ergebnisse an ihn auf, damit man so aus gemeinsamer Kenntniß den Fürsten „informiren" könne. Das Capitel stellte in der That im März 1647 einige diesbezügliche Daten zusammen. Wie nun Barth 1650 eine „Generalvisitation" seiner Kirche vornahm, trug er O. auf, bei der Visitation von Hermannstadt eine „feierliche Predigt über die erste Reformation unserer Kirchen" zu halten, was denn der Stadtpfarrer „mit mög-

lichem Fleiß und dem Vermögen, das ihm der Herr verliehen, gerne und williglich ins Werk setzte". So entstand die „feierliche und außerordentliche Predigt, umfassend die Anfänge und den Fortschritt der ersten Reformation der sächsischen Kirchen im Hermannstädter Stuhl in Siebenbürgen", die am Sonntag Jubilate, 8. Mai 1650 gehalten, noch in demselben Jahr auf „unterschiedlicher Oerter und viel hohes und niedriges Standes Personen Begehren" mit einem urkundlichen Anhang vermehrt unter dem lateinischen Titel: „Concio solennis et extraordinaria" u. s. w. in Hermannstadt (VIII Blätter und 64 S. Klein Quart) im Druck erschien. Die Arbeit ist nach der Natur der Sache nicht frei von Irrthümern, und fehlt namentlich darin, daß sie die Durchführung der Reformation in Hermannstadt schon ins Jahr 1529 setzt; aber sie besitzt den großen Werth, daß in ihr zuerst archivalische, urkundliche und zwar wichtigste Quellen — darunter einzelnes jetzt nicht mehr Vorhandenes — herangezogen werden, wie denn in der That die spätere Forschung auf dem Feld der siebenbürgisch-sächsischen Reformationsgeschichte wesentlich mit an O. anknüpft. O. starb mit zwei Söhnen an der Pest (6. Oct. 1660), welche die Stadt während und nach der Belagerung durch Rakoczy (vom Anfang Januar bis Mitte Mai 1660) entsetzlich verheerte. Seine Büchersammlung hinterließ er der Bibliothek des Gymnasiums.

J. Seiverts Nachrichten von Siebenbürgischen Gelehrten, Preßburg 1785. — Jos. Trausch, Schriftstellerlexikon der Siebenb. Deutschen, Bd. 3., Kronstadt 1871. — Hermannstädter Capitularprotokoll, Bd. IV, 1636—1654.

G. D. Teutsch.

Oltmanns: Jabbo O., Astronom, geb. am 18. Mai 1783 zu Wittmund in Ostfriesland, † am 27. November 1833 zu Berlin. Nach absolvirten Universitätsstudien lebte O. längere Zeit in Paris und Berlin blos seinen Studien, ohne eine feste Stellung zu bekleiden, alsdann war er mehrere Jahre lang Rentmeister einer ostfriesischen Domäne und nachher Lehrer am Gymnasium zu Emden. Der Einfluß A. von Humboldts, dem O. bereits in Paris anläßlich der Ausarbeitung des großen amerikanischen Reisewerkes näher getreten war, verschaffte ihm 1824 die Berufung als Professor der Mathematik an die Berliner Hochschule; auch ward er Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften. — O. war in seinem Fache kein schöpferischer Geist, wol aber ein hervorragender Rechner, und so leistete er denn namentlich der exacten Erdkunde die schätzbarsten Dienste durch seine Berechnung der von verschiedenen Forschungsreisenden u. s. w. angestellten astronomischen, hypsometrischen und meteorologischen Beobachtungen. Humboldts „Recueil des observations astronomiques, d'opérations trigonométriques et de mesures barométriques faites pendant le cours d'un voyage aux régions équinoxiales du nouveau continent, depuis 1799 jusqu'en 1803" (Paris 1808—1810) wäre ohne Oltmanns' hingebende Mitarbeit schwerlich zu Stande gekommen. Selbständig gab O. nur hypsometrische Tafeln und — in Verbindung mit Reinhold — das mehr nationalökonomische Werk „Der deutsche Handelskanal" (Bremen und Leer 1817) heraus, dafür aber enthalten die Abhandlungen der Akademie, Bode's „Astronom. Jahrbuch" und Crelle's „Journal f. d. reine und angew. Mathematik" zahlreiche Aufsätze aus seiner Feder. Zu seinen verdienstlichsten Leistungen gehört jedenfalls seine scharfe Bestimmung der Schallgeschwindigkeit auf Grund der Messungen Malaspina's und die Ermittelung des genauen Datums gewisser Sonnen- und Mondverfinsterungen, welche in der historischen Chronologie eine Rolle spielen.

Gelehrtes Berlin im J. 1825. — Hitzig, Gelehrtes Berlin im J. 1834. — Bruhns, Alexander v. Humboldt, eine wissenschaftliche Biographie, Bd. I. Leipzig 1872.

Günther.

Dem: Floris D. (spr. Um, wird auch Dom geschrieben) van Wyngaerden, niederländischer Staatsmann, ist eine jener hervorragenden Persönlichkeiten, die so ziemlich unbekannt sind, weil es an Quellen über ihre Zeit fast eben so sehr fehlt, wie das Studium derselben mangelhaft ist. Das gilt in mehr als gewöhnlichem Maße von der inneren niederländischen Geschichte zur Zeit der burgundischen und österreichischen Herrschaft. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Dordrecht aus hochangesehenem Geschlechte geboren, verbrachte er seine Jugend an der Löwener Universität, wo ihm sämmtliche juristische Würden, so viele es nur geben konnte, zu Theil wurden. Erst nach einem Aufenthalt von fünfzehn Jahre kehrte er nach Holland zurück, wo er um das Jahr 1495 eine Rathsstelle im provinziellen Rath oder Hof von Holland erhielt. So in die Verwaltung und die Rechtspflege zugleich eingeführt, denn die niederländischen Gerichtshöfe übten beide zusammen mit dem Statthalter aus, erwarb er sich bald einen großen Ruf und Einfluß. 1500 wurde ihm unter dem Titel eines Superintendenten von Regiment und Polizei, als königlicher oder besser als gräflicher Commissarius die Oberaufsicht der Verwaltung der Stadt Leiden anvertraut, die damals so arg zerrüttet war, wie kaum die einer anderen Stadt des von Krieg und Unruhen seit Jahren schrecklich mitgenommenen Holland. In jenen Jahren war eine solche Einmischung der Regierung in die städtischen Verwaltungen nicht so ganz unerhört, wie sie den späteren Regenten wol erschienen ist. Und es gelang Meister Floris, wie er gewöhnlich hieß, wirklich, die Finanzen der Stadt so zu heben, daß dieselbe in den zehn Jahren seiner Verwaltung nicht allein die Interessen ihrer Schulden sondern auch die von der Regierung geforderten Lasten zu zahlen vermochte, was weder vorher noch später der Fall war. Indessen versah er zu gleicher Zeit seine Rathsstelle und noch dazu die eines Empfängers oder Verwalters der außerordentlichen Beiträge zur Vertheidigung Hollands im geldrischen Krieg. In allen jenen Functionen kam es natürlicherweise fortwährend zu Zusammenstößen mit den Interessen von anderen Städten und namentlich von hochstehenden Regenten und Beamten, die er gewiß durch sehr kräftiges und, wie gesagt wurde, eigenmächtiges Auftreten öfters beleidigt hat. Dieselben haben im J. 1510 zu seiner Entlassung aus sämmtlichen Aemtern geführt, ohne daß ihm seine Besoldung voll ausgezahlt wurde, aber auch ohne daß die Regierung sich seiner Dienste begab. Denn in den nächsten drei Jahren hat er mehrere wichtige Aufträge bei den Staaten Hollands nicht allein, sondern auch bei denen von anderen Provinzen erledigt, bis ihn endlich 1513 der Haß der Regenten, namentlich des Landesadvocaten oder Pensionärs van Loo veranlaßte, den ihm wenig Vortheil bringenden Staatsdienst ganz zu verlassen. Da baten ihn seine Mitbürger in Dordrecht, als ihr Pensionär. den schwierigen und für die Stadt sich ungünstig gestaltenden Streit über den Antheil derselben in der Quotisation über ihre Privilegien und ihre Herrschaft im Quartier (Kreis) von Südholland zu führen. Der, wie es scheint, durch die Zurücksetzung tief erbitterte Mann nahm gewiß gerne eine Stelle an, in welcher er hoffen konnte, sich an seinen Gegnern, den Regenten der anderen holländischen Städte, zu rächen, und die ihm dazu einen ehrenvollen Lebensunterhalt sicherte, weil er schon der vielen nicht zurückerhaltenen Auslagen halber in seinem Vermögen zurückgegangen war. Seine Verwandten, die hochangesehenen und immer gut österreichisch gesinnten Egmonts, suchten ihn vergebens wieder an den Hof zu bringen. Ob er selber oder die Regierung es nicht zuließ, ist unbekannt. In der kurzen Autobiographie, die er einem von ihm zur Verantwortung seiner Handlungen als Pensionär gehaltenen Register einfügte, ward nichts darüber gefunden. Und dieses ist fast die einzige Quelle über seine persönlichen Beziehungen, sonst sind nur die officiellen

bekannt. Da übrigens die Dordrechter schon zwei Pensionäre in ihrem Dienste hatten, war seine Ernennung etwas außerordentliches. Sieben Jahre lang führte er von jetzt an den Kampf nicht allein gegen die Städte Hollands, sondern am Ende gegen die Regierung des Landes, den Statthalter und den Hof, mit einer Gewandtheit, Scharfsinn und Energie, welche ihn eine auch damals allgemein für schlecht geltende, wenn auch dem Buchstaben nach rechtmäßige Sache, die Bevorzugung Dordrechts und ihr Recht, den Handel Hollands, die Interessen der anderen Städte zu schädigen und namentlich die Bevölkerung der Umgebung in einer Art Botmäßigkeit zu halten, bei der dafür gewiß keineswegs eingenommenen allgemeinen Regierung und dem Großen Rath in Mecheln gewinnen ließen. Freilich geschah es nicht, ohne daß er dabei in die größten Schwierigkeiten gerieth. Graf Heinrich von Nassau, der Statthalter von Holland, trat selber gegen ihn auf. Mit dem Hof und den Staaten, achtete derselbe sich durch die Sprache, welche O. geführt hatte, beleidigt; man verwickelte diesen (1518) in eine Untersuchung vor dem Kanzlei- und Geheimen Rath von Brüssel, der allgemeinen Verwaltungs- und Justizbehörde, neben der Gouvernante, und als er dieselbe siegreich bestanden hatte, erwirkten seine Feinde bei dem spanischen Könige einen Befehl an Dordrecht, den Pensionär, der die Rechte der Stadt so ungerecht vertheidigt, und sich an der Autorität des Königs vergriffen hatte, zu entlassen. Die Stadt wagte es nicht, länger Widerstand zu leisten. Aber als im J. 1520 Karl als erwählter Kaiser nach Deutschland kam und in Brüssel verblieb, wurde Alles anders. Die Ansprüche Dordrechts wurden größtentheils aufrecht gehalten und O. als Pensionär der Stadt wieder in die Staaten zugelassen. Als solcher hat er, wie die meisten niederländischen Juristen freilich, sich von jetzt an namentlich als ein eifriger Gegner aller Neuerungen in der Religion hervorgethan; ja man sagte schon damals, als er entlassen wurde, hätten viele, deren Katholicismus verdächtig war, frohlockt. Leider ist der weitere Verlauf seines Lebens so gut wie unbekannt. Sein Geschlecht hat später eine nicht unbedeutende Rolle gespielt, namentlich sich gegen Spanien und als Patrioten hervorgethan. Es gehörte zu den vornehmen ritterschaftsfähigen Familien, deren Mitglieder auch als Gesandten u. s. w. dem Staat dienten. Zu Meister Floris Zeiten war ein Namensvetter, dem nur die Beifügung Oem fehlte, als Rath am holländischen Hofe gerade gegen Dordrecht thätig in der bekannten Information nach dem Zustand der holländischen Städte und Dörfer als Basis einer neuen Quotisation, und hatte als solcher mit O. v. W. zu kämpfen. Die Namensverwandtschaft der beiden Familien O. v. W. und v. W. kann leicht zu Verwechslungen und Irrungen führen.

v. Baelen, Beschryving v. Dordrecht. — v. d. Bergh, Gedenstukken, III. — Wagenaar, Bd. IV. — Informacie up 't stuck der Verpondinghe, v. 1514 (Einleitung und S. 493 ff.). — Autobiographie von Floris O. v. W. in Handelingen der Maatschappij van Nederl. Letterkunde 1866. Beide letzteren von R. Fruin. — Ueber Oem van Wyngaerden's Verhalten der religiösen Bewegung gegenüber: de Hoop Scheffer, Gesch. der Hervorming in Nederland voor 1531 in Studien en Bijdragen op 't gebied der Histor. Theol., Bd. 1.

P. L. Müller.

Omcken: Gerdt O., auch Omke, Oemeke, Omich, Omichius, war um 1485 zu Kamen in der Grafschaft Mark geboren, † als Superintendent zu Güstrow, am 25. März 1562. Anscheinend arm kam er spät auf die Universität Rostock, wo er Famulus im Hause des Juristen Nicolaus Louwe (A. D. B. XIX, 294), gewesen und kostenfrei gehalten zu sein scheint. Hier las er Luther's Schriften und hörte Joachim Slüter (also nach 1523), mußte auch von den Seinigen verlassen, fliehen und fand in Lübeck bei den Brüdern

Hermann und Hans Kremer freundliche Aufnahme. Von da scheint er nach Wittenberg gegangen zu sein, wo er Luther und Melanchthon hörte und von ersterem empfohlen 1527 nach Lemgo ging. Von dort kam er nach Soest und verfaßte (ob als Superintendent ist doch recht fraglich), auf Befehl des Rathes nach dem Muster der Braunschweigischen (von Bugenhagen) die „Kerkenordnunge der erentryken Stadt Soest“, welche 1532 zu Lübeck durch Johann Balhorn gedruckt wurde. 1537 soll er als Superintendent nach Minden berufen sein und als solcher die Schmalkaldener Artikel unterschrieben haben; er selbst sagt nichts davon, sondern will sich bei Franz von Wenden, Drosten zu Kraffenstein und Lipperade aufgehalten haben. Herzog Ernst, der Bekenner, von Lüneburg, verlieh ihm 1540 die Propstei Dannenberg, auf welche er wegen des damit verbundenen Halsgerichts verzichtet haben will, er wurde darauf Hofprediger des Herzogs Franz von Lüneburg-Gifhorn. 1547 berief ihn der alte lutherische Herzog Heinrich (Pacificus) nach Schwerin, versetzte ihn aber alsbald als Propst in das katholisch gebliebene Domcapitel zu Güstrow, für dessen Aufhebung (1552) er fortan thätig war, während er in der Pfarrkirche predigte. Der junge Herzog Johann Albrecht berief O. nebst dem Parchim'schen Superintendenten Johann Riebling 1549 zu dem wichtigen landständischen Convente von Sternberg, wo auf ihr Andrängen das Interim für Mecklenburg abgelehnt wurde, ernannte ihn 1552 zum Superintendenten des Güstrowschen Kreises und bestellte ihn mit in die Commission für die 1557 begonnenen großen Kirchenvisitationen. Aus dieser mußte er allerdings bald wegen seiner Rechthaberei und, wie es scheint, auch wegen Habsucht entfernt werden, verlor aber die Gunst des Fürsten nicht. Die Domschule zu Güstrow hat er 1553 begründet. Sein Sohn Franz ist als Franciscus Omichius (s. S. 349) bekannt geworden, von einem andern Sohn, Johann Omken, stammt eine „magere“ Biographie seines Vaters s. l. et a. (Rostock, Lucius) von 1568. Als Gerdt's Symbolum wird angegeben: „Wens regend und gros Sturmwind sein, — Bald folgt darauff ein Sonnenschein“. Auch er ist ein charakteristischer Typus der damaligen Wandergelehrten.

C. M. Wiechmann, Meklenburgs altniedersächsische Literatur II, S. 1 bis 7 und 24. — Wiechmann-Hofmeister, III, 213. — Krey, Beiträge zur meckl. Kirchen- und Gelehrtengesch. I, S. 84, 96, 121, 304. — Lisch, Jahrb. 22, S. 224. — Raspe, Gesch. der Güstrower Domschule 1853. — Wiggers, Kirchengesch. Mecklenburgs, S. 118 u. 160. Krause.

Omeis: Magnus Daniel O., Polyhistor und Dichter von einzelnen viel verbreiteten Kirchenliedern, zu Nürnberg am 6. September 1646 als zweiter Sohn des Diakonus an der St. Sebalduskirche Johann Heinrich O. geb., † zu Altdorf am 22. November 1708. Nachdem er 1664 mit einer Rede „De laudibus formicae“ das Nürnberger Gymnasium verlassen, studirte er in Altdorf zwei Jahre Philosophie und Philologie, dann bis 1668 Theologie; 1667 erwarb er sich die Magisterwürde und wurde unter dem Namen des norischen Damon Mitglied des von Harsdörfer gestifteten Blumenordens an der Pegnitz, den er von 1697 an als Vorsteher leitete; Amarantes (Herdegen), historische Nachricht von des löblichen Hirten- und Blumenordens Anfang und Fortgang, Nürnberg, 1744, S. 168—181 und J. Tittmann, die Nürnberger Dichterschule, Göttingen, 1847, S. 247. In Wien, wo O. von 1668 bis 1672 als Hofmeister im Hause des kurbrandenburgischen Residenten A. Neumann weilte, ward ihm Gelegenheit, sich durch fleißige Benutzung der Bibliothek umfassende Kenntnisse zu erwerben. Nachdem er Ungarn und Böhmen besucht, begleitete er zwei Jahre lang junge Patrizier als Hofmeister in Altdorf, wo er 1674 die Professur der Beredsamkeit erhielt, zu welcher 1677 noch die der Moral, 1699 die

der Poesie kam. Da er in den ihm obliegenden collegiis academicis über die teutsche Poesie ein genügendes Lehrbuch vermißte, stellte er selbst, Nürnberg und Altdorf 1704, mit Einwilligung des Blumenordens aus seinen Vorlesungen eine „Gründliche Auflage zur teutschen accuraten Reim- und Dichtkunst samt einem Beitrage von der teutschen Rechtschreibung und teutschen Mythologie" zusammen; 2. Auflage Nürnberg 1712; ein Nachdruck (?) erschien 1709 zu Ruppin. O. will mit seiner Poetik dem Studenten und dem galanten Frauenzimmer zu Hilfe kommen. Buchner, Weise, Morhof, Harsdörfer und Birken nennt er selbst als seine Vorbilder; am meisten ist er von Birkens teutscher Rede-, Bind- und Dichtkunst und Opitz berühmtem Buch von der deutschen Poeterei, das er aber nicht nennt, abhängig. Von Dichtern führt er mit Vorliebe Hoffmannswaldau an, wie denn auch sein eigener Geschmack ganz der „galanten Lyrik" (M. v. Waldberg, Straßburg 1885, im 56. Hefte der Qu. u. F.) zuneigt. Selbständiger Werth kommt seiner Poetik, auf die Gottsched in der 2. Auflage seiner kritischen Dichtkunst (1737) noch keine Rücksicht nimmt, während er sie in der 4. (1751) öfters erwähnt, nicht zu. Von den poetischen Spielereien der Nürnberger Schule will O. nichts wissen; von der Poesie selbst hat er eben keine hohe Meinung, die Verwendung zu Leichen-, Hochzeits- und Ehrungsgedichten ist ihre Aufgabe. Dagegen ist bemerkenswerth, daß er Morhof gegenüber, der nur den schlesischen und Meißener Dialekt gelten lassen will, den Gebrauch der oberdeutschen Mundart vertheidigt. In seinen orthographischen Bemerkungen, welche zugleich die officielle Rechtschreibung des Blumenordens darlegen sollten, ist er unbedeutend. Seine „Teutsche Mythologie" handelt ausschließlich von der antiken Götter- und Heroensage, deren sämmtliche Züge O. ausnahms- und erbarmungslos aus dem alten Testamente, Apollo ist aus der Geschichte von König David hervorgegangen u. s. w., herzuleiten versteht. Seine Kenntniß der älteren Litteraturgeschichte ist äußerst gering, die erste Periode deutscher Poesie beginnt mit dem babylonischen Thurmbau. Von seinen zahllosen Programmen behandeln zwei deutsches Alterthum: „De Germanorum veterum theologia et religione pagana", 1693 und „De praecipuis veterum Germanorum virtutibus", 1695. Eine andere handelt: „De eruditis Germaniae mulieribus". Eigene Gedichte, darunter die Heroiden „Der teutsche Paris", eine Bearbeitung des auch von Lenau in Angriff genommenen Volksbuchs von König Eginhard aus Böhmen, enthält die Poetik, mehrere deutsche und lateinische, unter letzteren mehrere auf Kaiser Leopold, welche ihm 1691 die Hof- und Pfalzgrafenwürde erwarben, und die Schlacht von Salamanka, erschienen in Einzelndrucken und verschiedenen Sammelwerken. „Geistliche Gedicht- und Liederblumen zu Gottes Lobe und frommer Seelen Erquickung" gab O. Nürnberg 1760 heraus; eine geplante Sammlung weltlicher Gedichte kam nicht mehr zur Ausführung. Omeis' „Liederblumen" charakterisirt es, daß wir unter ihnen z. B. eine Pindarische Ode finden, in welcher die Einwürfe gegen die Priesterehe widerlegt werden. Ein Vorläufer Ramlers nahm er auch überarbeitete Gedichte Anderer in seine Sammlung auf. Als gelehrter Schriftsteller entfaltete O. eine ungeheure Regsamkeit. Seine Vorarbeiten zu einem Nürnbergischen Gelehrtenlexikon legte Gg. A. Will seiner eigenen Arbeit (Nürnberg und Altdorf 1757) zu Grunde; das Verzeichniß von Omeis' Schriften umfaßt bei Will sechs Seiten, III, 81—87. Der weitaus größte Theil seiner Arbeiten behandelt philosophische Themata, einerseits der Moralphilosophie, „De voluptate", „De aequitate", „De origine virtutis moralis" und ähnliches, andererseits aus der Platonischen Lehre und der Stoa, so sein Hauptwerk „Ethica Platonica", Altdorf 1696. Ueber die trostlose Mittelmäßigkeit und gelehrte Pedanterie, wie sie nach dem langen Kriege überall in Deutschland herrschte, ragt keine der Schriften

des Altdorfer Universitätsprofessors hervor, der, zweimal Rector der Hochschule und achtmal Decan der philosophischen Facultät, während seines Lebens als einer der hervoragendsten Lehrer der Universität viel gefeiert wurde. O. war seit 1677 mit Maria Dorothea Rostia aus Cadix vermählt, die wegen ihrer Sprachkenntnisse gerühmt und, selbst Dichterin, als „Diana die andere" dem Blumenorden angehörte.

Erhard Reusch, Memoria Omeisiana im Anhange von Juvenci historiae evangel. libri IV. Frankf. u. Leipzig 1710. — Apin, Vitae Professorum philos. Altdorf. — Kl. A. Baader, Lexikon verstorbener bair. Schriftsteller, Augsburg 1824, I, 2, 109—113. — Jöcher III, 1073. — Joh. Kaspar Wetzel, Hymnopoeographia, II, 266—271. Max Koch.

Omichius: Franciscus O., sonst Franz Omcken, Omke, Oemeke, war ein Sohn des Superintendenten Gerhard Omcken (s. o.). Bachmann nennt in der „Geschichte des evang. Kirchengesanges in Mecklenburg", S. 321, beide irrig „v. Oemeken". Er war zu Güstrow geboren, studirte in Wittenberg, wo er sich Melanchthon anschloß, wurde darauf 1566 Conrector und 1572, nach Magister Johann Freder's Scheiden, Rector an der Domschule zu Güstrow, dem jetzigen Gymnasium, in der Reihenfolge der vierte. 1591 im October starb er, nachdem noch in demselben Jahre seine „Christlyke unde eintfoldige underwysinge vor de Jungen Knaben in der Schole", die er dem Güstrower Superintendenten Andreas Celichius (Zelicke) widmete, gedruckt war. Dieses streng lutherische kleine katechismusähnliche Buch hat ihm bei Herm. Beck, Erbauungslitteratur der evang. Kirche. I, S. 94 und 217 den Vorwurf eines abtrünnigen Schülers von Melanchthon zugezogen, der auch im Unterricht für Confirmanden ketzerrichtete. Am bekanntesten machte ihn sein 1578 bei Jac. Lucius erschienenes Schauspiel „Ein newe Comoedia von Dionysii Syracusani und Damonis und Pythiae Brüderschafft" ꝛc., namentlich die darin vorkommenden niederdeutschen Scenen, die er aber nicht erfunden hat. Daß der ganze Auftritt vom „Strebkatz"-Ziehen aus Gade's Clawes Būer (1523) herübergenommen sei, hat Karl Goedeke nachgewiesen, der ihn auch in seinem 1855 erschienenen Johann Römoldt abdrucken ließ. 1580 führte das Stück der Domküster Georg Pondo in Berlin auf und Georg Mauricius aus Wittenberg übersetzte es sogar unter dem Titel „Narratio comica de amicitia Damonis ac Pythiae" „in usum Altdorfinae Academiae, Panegyria 41 Anno 1617 celebrantis" frei ins Lateinische. So ist es dort also aufgeführt und vermuthlich nachher anderwärts mehr. — Omichius' gleichnamiger Sohn war Professor und Dr. der Medicin zu Frankfurt an der Oder, wo er 1615 das Rectorat bekleidete.

C. M. Wiechmann, Meklenburgs altniedersächsische Literatur, II, S. 90 ff. und 117 ff., III (von Ad. Hofmeister), 221. — Krey, Beitr. zur Meckl. Kirchen- und Gelehrten-Gesch., I, 304; II, 55. — K. Goedeke, Grundriß, Aufl. 2, Bd. 2, S. 335 f., No. 29—34. — Jahrb. d. V. f. niederd. Sprachforschung 9, S. 104. — K. Theod. Gaedertz, Gabriel Rollenhagen ꝛc. — Ders., Niederdeutsches Theater, I. Krause.

Oemler: Christian Wilhelm Oe., Consistorialrath, Superintendent und Oberpfarrer in Jena, geboren in Denstädt, einem Dorfe bei Weimar, wo sein Vater Pfarrer war, am 20. September 1728. Er besuchte das Gymnasium in Weimar, wo ihn der Wolffianer Jacob Carpov (s. A. D. B. IV, 8) nicht bloß in die Philosophie, sondern auch in die syrische Sprache einführte, dergestalt, daß er in letzterer seine Abschiedsrede halten konnte. 1747 bezog er die Universität Jena, wo er mit Vorliebe die theologischen Wolffianer Polz und Reusch hörte. Dem letzteren, welcher gegenüber den Freigeistern die Wahrheit des Christenthums aus der ihm allein zukommenden sufficientia ad beatitudinem ob-

tinendam bewies und die Harmonie der Dogmen mit den Wahrheiten der gesunden Vernunft verkündete, verdankte er seine theologische Ueberzeugung. „Wer bei Reusch mit Nutzen gehört hat, ist weder Nachbeter der Neuern noch blinder Anhänger der Alten." Oe. hatte Lust, sich vorzüglich der Philosophie zu widmen, aber seine beiden genannten Lehrer riethen ihm zum Predigtamte. Nachdem er die praktischen Fächer unter Hallbauer, Walch und Köcher absolvirt und unter Polz noch eine Disputation „De praescientia divina apagogice et ostensive demonstrata" gehalten, endigte er 1752 seine Studien und nahm eine Hofmeisterstelle in Gera an. 1755 wurde er, vom Geheimrath v. Lynker berufen, Pfarrer seines Geburtsortes. Den hier mit Plünderung, Wetterschaden und Viehseuche Heimgesuchten entschädigte die Herzogin Amalie durch Berufung zum Oberpfarrer und Adjuncten in Neumark (1764). 1766 berief ihn der Stadtrath von Jena zum Archidiakonat. Ein Jahr darauf erhielt er Erlaubniß, praktische Collegia zu lesen. Er nahm sich besonders der Schuljugend an, ertheilte ihr selbst Unterricht in seinem Auditorium, und gründete 1768 eine Freischule für arme Kinder. Da aber seine pädagogische Thätigkeit für ihn mancherlei Verdruß und Feindschaft im Gefolge hatte, war er geneigt, 1771 einem an ihn ergangenen Ruf nach Erfurt Folge zu leisten. Gnadenbeweise seiner Landesfürstin hielten ihn zurück. Er wurde an Hirt's (s. A. D. B. XII, 481) Stelle 1776 Oberpfarrer und Superintendent, als welcher er besonders für die Hebung des Schulwesens in seiner Diöcese mit Eifer thätig war und starb am 2. Juni 1802 mit dem Ruhme eines gewissenhaften, thätigen und das Gute herzlich wollenden Mannes. Er wurde, wie sein Lehrer Reusch, zu den orthodoxen Theologen gerechnet. Bahrdt's Ketzeralmanach schreibt ihm eine stroherne Dogmatik zu und meint, in allen seinen Predigten, Liedern und Gebeten liege die Vernunft unter dem Gehorsam des Kirchenglaubens gar willig gefangen. Wenn er aber von einem Buchmacher nicht lange vor seinem Tode ein in der Ketzerjagd ergrauter Pfaffe gescholten wurde, so hatte das der Mann nicht verdient, der auch seinerseits die Aufklärung, nur nicht die unbändige Neuerungssucht eines Bahrdt und Consorten, wollte, der als orthodoxer Wolffianer eine Antinomie zwischen Vernunft und Offenbarung nicht kannte, und den an der alten Lehrform irre gewordenen Predigern den Rath ertheilte, sich an die allgemeinen wesentlichen Wahrheiten des Christenthums zu halten, welche aus der Bibel durch eine richtige Auslegung bewiesen werden können. Seine Schriften, an welchen die Weitschweifigkeit allgemein getadelt wurde, zerfallen in zwei Classen: ascetische und pastoraltheologische. Zu den ersteren gehören seine Andachtsbücher, zumeist unter damaligen Modetiteln erschienen, als: „Der Christ in seiner Hoheit" (1758), „Der Christ ein Nachfolger Jesu" (1764), „Der wahre Christ in seinen Empfindungen in der Stille" (1767), „Der wahre Christ an der Gnadentafel" (1768). Als Pastoraltheolog ist er einer der fruchtbarsten Casuisten der evangelischen Kirche gewesen. Nicht bloß, daß er fast alle Theile der Pastoraltheologie in besonderen Schriften behandelt hat — z. B. „Der Prediger an dem Krankenbette seiner Zuhörer" (5 Th. 1770—83), „Der Prediger bei den Betrübten und Angefochtenen in seiner Gemeinde" (1771), „Der Prediger im Beichtstuhle" (1772), „Der Prediger im Strafamte" (1773), „Der Prediger bei Delinquenten und Missethätern" (1775), „Der Prediger bei Denen, die zur Ablegung eines Eides vor Gericht sollen zubereitet werden" (1778), „Der Prediger gegen seinen Kirchenpatron" (1779) — er hat das Alles und noch vieles Andere, darein der Prediger gerathen kann, auch wieder in einem vierbändigen „Repertorium über Pastoraltheologie und Casuistik" (1786—1789) zusammengefaßt und überdem noch „Beiträge" (2 Th., 1783) und „Letzte Beiträge (1800) zur Pastoraltheologie und Casuistik", „Beispiele der Pastoralklugheit für angehende Landgeistliche

(1784), „Freundschaftliche und brüderliche Winke für Stadt- und Landprediger" (1790), „Gedanken über die Nutzbarkeit des Predigtamtes auf dem Lande" (1775—1780, die ausführlichste Entgegnung auf Spalding's Schrift über die Nutzbarkeit des Predigtamtes), endlich die „Resultate seiner Amtsführung (1796) für seine jüngern Amtsbrüder, die nachdenken wollen", erscheinen lassen. An eine zu sehr ins Detail getriebene Casuistik hängt sich leicht eine unbeabsichtigte Komik. So wirft Oe. die seltsame Frage auf: „Kann der Prediger allen Aufruhr und alle Empörung allein stillen?" da doch noch Niemand eine solche Zumuthung dem geistlichen Stande gemacht hat, noch in Zukunft machen wird. Jean Paul läßt einen Pfarrer, dessen Sohn seinen Gegner im Duell getödtet hat, eiligst in Oemler's „Repertorium" den Artikel nachschlagen: „Wie sich ein Pfarrer zu benehmen habe, dessen Sohn gehenkt werden soll." Aber sein heiliges Amt ist ihm ernst und heilig gewesen, und er hat es in seinen Schriften, denen es wohl an Geschmack und Präcision, aber nicht an herzlicher Liebe und Eifer gebricht, seinen jüngeren Amtsbrüdern heilig zu machen gesucht, dieselben unter väterlichen Thränen ermahnend: „Werdet nicht niederträchtige Brotdiener, die ihr heiliges Amt führen, um gefüttert zu werden."

J. R. G. Beyer, Allgem. Magazin für Prediger, Bd. IV, St. 2, S. 216—224. — H. Doering, Die deutschen Kanzelredner, S. 284 ff. — G. Frank, Die Jenaische Theol., S. 98 f. G. Frank.

Oemler: Georg Oe. wurde zu Wittenberg, wo er seit dem Winter 1532 auf 1533 studirte, von Melanchthon veranlaßt, seinen deutschen Namen Oemler (auch Omler) abzulegen und sich fortan Aemilius zu nennen. So hat er denn auch schon unter dem Namen Georg Aemilius in der A. D. B. I, 127 f. Aufnahme gefunden. Zu dem dort Gesagten mag das Folgende als ein Zusatz betrachtet werden. Sein Vater, Nikolaus Oe. in Mansfeld, ein einfacher Bürger und Bergmann, der jedoch, wie so manche seines Standes in jener Zeit, lateinisch verstand, war mit dieser Namensänderung garnicht einverstanden; wir haben noch den Brief des Sohnes an ihn, in welchem er dieselbe als eine unter Gelehrten übliche Sitte zu rechtfertigen sucht. Als Georg im Januar 1537 in Wittenberg Magister geworden war, suchte Melanchthon, mit dem er besonders befreundet war, ihn zunächst dort festzuhalten; doch war er im J. 1538 auch in Schlesien, wir wissen nicht, zu welchem Zwecke. Am 2. Juni 1540 kam er in Siegen an, um das dortige Rectorat zu übernehmen. Hier übersetzte er die französischen Epigramme des Gilles Corrozet zum Holbeinschen Todtentanz ins Lateinische; die erste Ausgabe mit den lateinischen Versen des Aemilius erschien, soweit wir wissen, Lugduni 1542; dann erschienen viele weiteren Ausgaben in rascher Folge. In Siegen scheint er sich bald verheirathet zu haben; im Juli 1543 condolirt Melanchthon ihm und seiner Frau wegen des Verlustes einer Tochter. Nachdem er im J. 1553 (vor dem 8. Juni) die Superintendentur in Stolberg angetreten hatte, ward er am 8. Mai 1554 in Wittenberg Doctor der Theologie. Als Dichter sowohl lateinischer als deutscher geistlicher Lieder hat er sich seinen Zeitgenossen besonders bekannt gemacht; unter seinen deutschen Liedern ist das „Gratias" (Danklied nach dem Essen) „Danket dem Herrn, der uns all thut nähren" in der Sapphischen Strophe wohl am längsten bekannt geblieben. — Was die Verwandtschaft Oemler's mit Luther anlangt, so wird bald er, bald sein Vater Luthers Schwager genannt. Thatsächlich ist, daß Luther in eine Bibel, die er im J. 1544 dem Nikolaus Oe. schenkte, Widmungsworte schrieb, in welchen er diesen seinen Schwager nennt. Aber ebenso gewiß ist, daß Georg Oemler's Mutter nicht eine Schwester Luthers war, sondern eine Schwester des Hüttenmeisters Hans Reinicke in Mansfeld († 1538). Höchst unwahrscheinlich ist, wenn auch nicht unmöglich, daß Nikolaus Oe. noch später

(nach Juli 1534 und vor der Niederschrift der genannten Widmung) in zweiter Ehe eine Schwester Luthers geheirathet hat; das könnte dann nur entweder die Wittwe von Georg Kaufmann oder die Wittwe von Georg Mackenrodt gewesen sein. Wahrscheinlich ist dagegen, daß Luther in dieser Widmung den Nikolaus Oe. nur auf Grund eines weiteren Verwandtschaftsverhältnisses seinen Schwager nennt, wie er auch Johann Ruhel (sehr oft) und Wilhelm Reiffenstein, die beide sicher nicht Schwestern von ihm geheirathet hatten, ebenso bezeichnet; und dieses weitere Verwandtschaftsverhältniß ist dann nicht unwahrscheinlich so zu denken, daß Luther's Bruder Jakob eine Schwester von Nikolaus Oe. zur Frau hatte; in diesem Falle würde Luther den Schwager seines Bruders selbst Schwager nennen, eine Bezeichnungsweise, welche in Thüringen noch heute nicht ungewöhnlich ist. — Georg Oemler's Tochter, Gertrud, war mit dem bekannten Salomon Plathner (Plathener) verheirathet; sein Sohn, Leonhard Oe., war Stadtphysicus in Nordhausen und hernach in Eisleben.

Ein großer Theil der obigen Angaben ist dem Briefwechsel der Reformatoren in den bekannten Sammlungen entnommen. — Die Bibelinschrift ist abgedruckt in der Zeitschrift des Harzvereins, 1869, 2. Heft, S. 63. Wegen der Verwandtschaft mit Luther vgl. ebenda S. 56 u. 62; ferner: Otto Plathner, die Familie Plathner, Berlin 1866, S. 224. — Ueber Luther's Geschwister: Luther's Briefe von de Wette, Band VI (von Seidemann), S. 150 f. — Schwabe, historische Nachricht u. s. f., Weimar 1817, S. 5 ff. — Im Uebrigen sind zu vgl.: Zeitfuchs, Stolbergische Kirchen- und Stadt-Historie, Frankfurt und Leipzig 1717, S. 380 f. — Maßmann, Litteratur der Todtentänze (Abdruck aus dem Serapeum), Leipzig 1840, S. 12 Anm. u. 13 ff. — Foerstemann, liber decanorum, pag. 38. — Wackernagel, Bibliographie, S. 301 f.; — das deutsche Kirchenlied, IV, S. 119 ff. — Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., II, S. 487. — Goedeke, Grundriß, 2. Aufl., II, S. 95 u. 191. — Nach Corp. Reff. IV, col. 1039, müßte Oe. am Donnerstag, den 10. Januar 1537, Magister geworden sein; aber das ist ein unmögliches Datum; nach dem in Halle (handschriftlich) vorhandenen Magisterbuch von Wittenberg steht fest, daß es im Januar 1537 war. — Vier Briefe Oemler's an Hartmann Beyer (s. A. D. B. II, 597) befinden sich abschriftlich auf der Hamburger Stadtbibliothek.

Bertheau.

Omphalius: Jakob O., Rechtsgelehrter, wurde 1500 zu Andernach geboren. Nachdem er zuerst humanistische Studien gepflegt, wandte er sich später der Jurisprudenz zu, reiste als Begleiter vornehmer junger Leute nach Frankreich und erwarb sich in Toulouse den Doctorhut. 1537 trat er als Kölnischer Beisitzer in das Reichskammergericht ein, sehr bald (1540) in den Dienst des Erzbischofs Hermann von Wied (s. A. D. B. XII, 144), für dessen reformatorische Bestrebungen er großen Eifer an den Tag legte. Namentlich unterstützte er denselben in der Zeit schwerster Bedrängniß, als der Kurfürst zur Resignation von Amt und Würden genöthigt wurde. Nach dem Tode des Kurfürsten trat O. in den Dienst des clevischen Hofes, bekleidete eine Professur in Köln und war hauptsächlich für den Kölner Rath praktisch thätig. Einen Theil seines Vermögens büßte er ein, so daß er nur mit Mühe sich im Besitze kleinerer Landgüter erhalten konnte. Er zog sich auf eines derselben, Büchel bei Wiesdorf a. Rh., zurück und starb daselbst am 25. October 1567. Von seinen litterarischen Arbeiten sind besonders werthvoll „Prolegomena in M. T. Ciceronis pro A. Caecina orationem“ (1538) und eine Schrift „De usurpatione legum et eorum studiis, qui jurisprudentiae professionem sibi sumunt“ (1560).

Sein Sohn Bernhard gab Briefe des Vaters heraus, welche von 1536—1566 reichen (1572. 1613).

Stintzing, Gesch. d. deutschen Rechtswissenschaft, I, 101. 260. 483 ff.

Teichmann.

Ompteda: Christian Freiherr v. O., Oberst der königlich deutschen Legion, der ältere Bruder des hannoverschen Ministers Ludwig v. O., am 26. November 1765 zu Ahlden an der Aller, wo sein Vater Drost war, geboren, trat in den hannoverschen Militärdienst, ward 1781 Fähnrich beim Garderegiment zu Fuß und nahm im J. 1793 mit dem hannoverschen „Auxiliarcorps" als Chef einer Grenadiercompagnie am Kriege gegen die französische Republik in den Niederlanden Theil. Am 5. September jenes Jahres ward er bei Mont Cassel schwer verwundet; 1794 war er mit dem Feldmarschall v. Freytag in England. Als im J. 1803 die Franzosen Hannover besetzten, war er Major im Garderegiment; Auszüge aus den Briefen, welche er während dieser Zeit an seinen oben erwähnten Bruder geschrieben hat, sind in der Zeitschrift des Vereins für Niedersachsen vom Jahre 1860 und in „F. v. Ompteda, die Ueberwältigung Hannovers durch die Franzosen", Hannover 1868, abgedruckt; sie geben ein treues Bild der Verhältnisse und kennzeichnen den Schreiber als einen Mann von Geist und Herz. — Als in Gemäßheit der Elbconvention vom 5. Juli 1803 die hannoversche Armee aufgelöst war, erstand sie jenseits des Meeres in der Kings German Legion von Neuem. O. gehörte zu den Ersten, welche hinübergingen; schon am 13. November desselben Jahres ward er im 1. Linienbataillon wiederangestellt, welches großentheils aus Angehörigen seines früheren Regiments gebildet wurde. An der Spitze desselben machte er 1805 die Expedition nach dem nördlichen Deutschland mit, welche erfolglos blieb, weil Austerlitz und Trafalgar die Weltlage anders gestalteten, schiffte im Frühjahr 1806 mit dem Bataillon nach Gibraltar und im Sommer 1807 nach Seeland über, wo er an dem Kampfe gegen Dänemark theilnahm, gerieth auf der Rückreise im November durch Schiffbruch an der holländischen Küste in Kriegsgefangenschaft und mußte den Winter auf der Insel Gorkum zubringen. Im Frühjahr 1808 wurde er ausgewechselt. Aber seine Gesundheit hatte gelitten, Schwermuth umdüsterte seinen Geist, er konnte nicht Dienst thun, ging nach dem Festlande und lebte in Berlin und Dresden. 1812 war er genügend hergestellt, um nach England zurückkehren zu können. Es handelte sich darum, deutscherseits der englischen Regierung im tiefsten Vertrauen hochwichtige Mittheilungen militärischen Inhalts zukommen zu lassen, welche man dem Papier nicht anvertrauen wollte. Oberstlieutenant v. O. wurde ausersehen, dieselben zu vermitteln. Er überbrachte sie und durfte dann seinen Kameraden nach der Peninsula folgen; am 6. December mit 800 Mann Ersatz eingeschifft, landete er am 18. desselben Monats zu Lissabon und traf am 25. Januar 1813 bei dem zu Rellos und Villa Secca in Portugal cantonnirenden 1. leichten Bataillon ein, zu dessen Commandeur er ernannt war. Später führte er mehrfach eine Brigade. Die britische Goldene Medaille, welche er trug, war mit den Schlachtnamen Vittoria, Nive und Nivelle geschmückt; bei Tolosa und bei Bayonne wird sein Name unter den besonders Ausgezeichneten genannt. Den Winter 1814-1815 brachte die Legion in Brabant und Flandern zu. Oberst v. O. commandirte jetzt eine Brigade, aus den beiden leichten, dem 5. und 8. Linienbataillon bestehend, welche zu der vom General v. Alten befehligten 3. Division des Wellingtonschen Heeres gehörte und bei Eröffnung des Feldzuges unter das Commando des Prinzen von Oranien trat. Während der Schlacht bei Quatrebras war sie gegen Ney's Umfassungsversuche in die rechte Flanke entsendet, am

folgenden Tage deckte sie auf dieser Flanke den Rückzug. In der Schlacht bei Waterloo, am 18. Juni 1815, stand sie im Centrum der Schlachtlinie, das 2. leichte Bataillon hielt den Pachthof La Haye Sainte besetzt und erwarb durch dessen standhafte Vertheidigung unvergänglichen Ruhm. Ompteda's Truppen hatten einen schweren Stand; die ununterbrochen erneuten Angriffe der französischen Truppen sollten durchaus Napoleons Plan, die Mitte der gegnerischen Schlachtlinie zu durchbrechen, zur Ausführung bringen. Ein wüthender Anfall folgte dem anderen; besonders die Cavallerie war unermüdlich in ihren Versuchen, die ihnen gegenüberstehenden Vierecke zu sprengen. Da ging am späten Nachmittag La Haye Sainte verloren; der Feind bereitete sich zu einem neuen Ansturme und O. erhielt vom General v. Alten etwa um 6 Uhr Abends Befehl, das 5. Bataillon in Linie zu entwickeln und einer feindlichen Infanteriecolonne entgegenzugehen, welche eben im Vordringen begriffen war. Er machte auf die französischen Reiter aufmerksam, welche in einer Vertiefung des Geländes auf der Lauer lagen und auf einen solchen Augenblick der Schwäche warteten; die Wiederholung des Befehls durch einen höheren Officier, aller Wahrscheinlichkeit nach den Prinzen von Oranien selbst, ließ ihm indeß keine Wahl: er gehorchte, gab das verhängnißvolle Commando und führte das Bataillon gegen den Feind. Sofort aber brach die Cavallerie, Kellermann's Kürassiere, aus ihrem Hinterhalte hervor, fiel dem Bataillon in Flanke und Rücken, ritt es nieder und richtete ein furchtbares Blutbad in demselben an, welchem auch Oberst O. zum Opfer fiel. General v. Alten's Schlachtbericht beklagt, daß die ausgezeichnetsten Officiere gefallen seien und nennt unter diesen den Oberst v. O. Der Herzog von Wellington empfiehlt O., dessen Tod noch nicht bekannt war, der besonderen Gnade des Prinzregenten. — O. war ein allgemein wie militärisch hoch gebildeter Mann, welcher das Französische, Englische und Italienische beherrschte; ein in ersterer Sprache geschriebenes Manuscript zu: „Observations sur l'armée française du dernier tems, à partir de 1792 jusqu'en 1808. Saint Pétersbourg Imprimerie de H. Drechsler, 1808," legt Zeugniß für seine militärische Begabung ab.

Mittheilungen der Familie. — H. Dehnel, Erinnerungen deutscher Officiere in britischen Diensten aus den Kriegsjahren 1805—1816, Hannover 1864. — Aus Hannovers militärischer Vergangenheit von B. v. L(insingen) G(estorf), Hannover 1880. B. Poten.

Ompteda: Dietrich Heinrich Ludwig v. O., geheimer Legationsrath, kurbraunschweigischer bevollmächtigter Minister am Reichstage zu Regensburg und am kurpfälzischen Hofe zu München, völkerrechtlicher Schriftsteller. — Die O. sind ein niedersächsisches Adelsgeschlecht, das nach Mushard's monum. Bremens. im Erzstifte Bremen als „Burgmänner zu Tedinghausen" vorkam, dann ein oldenburgisches Lehen erlangte, und zuletzt vermöge der Güter Stöcken, Drebber und Wulmstorf im Königreich Hannover zur Calenbergischen und Hoya'schen Ritterschaft zählte. Dietr. H. L. v. O., nach Rotermund „einer der würdigsten Staatsmänner des vorigen Jahrhunderts", ist geb. am 5. März 1746 auf dem väterlichen Rittersitze Wulmstorf in der Grafschaft Hoya; sorgfältig erzogen, besuchte er die Universität Göttingen, welche damals zu den angesehensten Deutschlands zählte, wurde 1767 ordentlicher Beisitzer des Calenberger Hofgerichtes in Hannover, 1770 Hofrath, 1774 wirklicher Kriegsrath, 1778 Hofrichter des Calenberger Hofgerichtes, 1782 Land- und Schatz-Rath des Fürstenthums Calenberg, endlich 1783 königlich großbritannisch kurfürstlich braunschweig-lüneburgischer Comitialgesandter bei der Reichsversammlung zu Regensburg und bevollmächtigter Minister am kurpfälzischen Hofe zu München, welche Stellen er ununterbrochen bis zu seinem Tode bekleidete, der ihn am 18. Mai 1803 [illegible]

Regensburg ereilte. Ompteda's Hauptwerk ist seine „Litteratur des gesammten sowohl natürlichen als positiven Völkerrechtes", welches dem kursächsischen Comitialgesandten, Freiherrn v. Hohenthal gewidmet, 1785 zu Regensburg in zwei Theilen (672 Seiten) erschien. Die „vorausgeschickte Abhandlung von dem Umfange des gesammten natürlichen wie positiven Völkerrechtes" (I, S. 3—64) enthält insoferne einen Fortschritt in der Systematik des Völkerrechtes, als v. O. in seinem Plane eines Systems desselben (S. 52 und 53) die seit Günther bestehende Abtheilung in Friedens- und Kriegsrecht dahin verbessert, daß er nach einer Einleitung in Theil I (S. 54) „Von den Rechten und Verbindlichkeiten der Völker ohne Rücksicht auf deren freundschaftliches oder feindliches Verhältniß" spricht, dann im Theil II (S. 56) die freundschaftlichen, und im Theil III (S. 60) die feindlichen Verhältnisse darstellt. Der nun folgenden „Litteratur des Völkerrechtes" (I, 67 u. ff.), welche im ersten Theile die Geschichte der Völkerrechtswissenschaft, im zweiten (B. II) die Bücherkunde des Völkerrechtes zum Gegenstand hat, — diente die bekannte Litteratur des deutschen Staatsrechtes von Pütter, der Ompteda's Lehrer und Freund war, zum Vorbilde. Der fleißige Verfasser gibt bei berühmteren Autoren sehr häufig systematische Uebersichten; so findet man bei ihm z. B. eine sehr eingehende Behandlung des Hugo Grotius, I, 174—248, dann II, 390—407, und ein genaues Schema von Vattel, verglichen mit dem Wolff's (S. 338—347). — Lange nach Ompteda's Tod, 1817, gab C. Alb. v. Kamptz, preußischer wirklicher geheimer Oberregierungsrath in Berlin, eine Ergänzung und Fortsetzung der völkerrechtlichen Litteratur seit 1794 in einem III. Theile heraus; und ist Ompteda's auf diese Weise vervollständigte Arbeit noch immer die beste ihrer Art und das verläßlichste Nachschlagewerk über Schriften des Völkerrechtes. Ziemlich gleichzeitig mit der „Litteratur" veröffentlichte O. anonym drei Werke: „Beleuchtung der unparteiischen Gedanken über Einführung des Simultaneum in Fürstenau und Schlederhausen" ꝛc. (Regensburg 1780). — „Betrachtungen über die Materie der Senate des kaiserlichen und R. K. Gerichtes" (Regensburg 1788). — Endlich: „Verzeichniß deren seit Anfang gegenwärtigen Reichstages an selbigen gelangten Receß-Beschwerden gegen kaiserlichen Reichshofrath" (Ebenda 1788. 4°). Ompteda's letzte Arbeit ist dessen „Geschichte der vormaligen ordentlichen Reichskammergerichts-Visitationen und der 200 jährigen fruchtlosen Bemühungen zu deren Wiederherstellung" (Regensburg 1792. 4°). — Seine Gattin, eine Freiin von der Horst verfaßte auf den Tod des gefeierten Begründers und Curators der Göttinger Hochschule, des Premierministers Gerlach Adolph v. Münchhausen 1770 ein französisches Gedicht. — v. Ompteda's Schriften s. bei Rotermund. Esnhrt.

Ompteda: Ludwig Karl Georg v. O., geb. am 17. November 1767, † am 26. August 1854. Die ursprünglich friesische Adelsfamilie, auf der Herrlichkeit Ompta in der Provinz Groningen ansässig, bis das Vordringen der spanischen Inquisition die treuen Anhänger der Augsburgischen Confession zur Auswanderung zwang, hatte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Aufnahme in die braunschweigischen Lande gefunden und ein Jahrhundert später im Amte Thedinghausen (an der unteren Weser) Besitzungen erworben, darunter auch das Gut Wulmstorf, auf dem Ludwig v. O., der zweite Sohn des kurhannoverschen Drosten Johann Heinrich v. O. und seiner Gemahlin, der Tochter eines dänischen Gardecapitäns schottischer Abkunft, v. Bonar, geboren wurde. Ungünstige Vermögensverhältnisse, die zum Verkauf von Wulmstorf zwangen, und der frühe Tod des Vaters brachten dem Sohne sehr wechselvolle Erziehungs- und Schuljahre. Entscheidend für sein Leben ward der Besuch der Lüneburger Ritterakademie; denn hier lernte ihn gelegentlich einer Visitation der Kammerpräsident v. Wenkstern kennen, dem seine Leistungen, darunter eine lateinische Rede über

die Herkunft Hermann Billungs, so gut gefielen, daß er ihm ein Regierung stipendium für die Universitätszeit versprach. Von Ostern 1787 ab studirte in Göttingen die Rechte, hörte aber auch Heyne, Spittler und Beckmann u: trieb mit Eifer neuere Sprachen. Im October 1790 als Auditor bei der Just. kanzlei in Hannover eingeführt, stand er am Anfange einer Laufbahn, die zw sehr ehrenvolle und zusagende Stellungen aufzuweisen hatte, aber zunächst d einem wenig Bemittelten schlechte Aussichten gewährte. Ernst Brandes und t Minister v. Wenkstern bewirkten es daher, daß O. October 1791 die erledi Stelle eines Legationssecretärs in Dresden erhielt. Sein Chef war Graf Er: Hardenberg, seit 1793, wo dieser nach Wien versetzt wurde, Herr v. Brem Im Sommer 1794 vertauschte O. Dresden mit Berlin, zunächst um den G sandten v. Lenthe provisorisch zu vertreten; als dieser dann aber 1795 Minis bei des Königs Person geworden, erhielt O. den Posten eines Geschäftsträge in Berlin und hatte die wichtigen Verhandlungen zu führen, durch welche Ha nover dem Baseler Frieden acquiescirte. Da der Antritt des neu ernann hannoverschen Gesandten v. Reden sich durch dessen Theilnahme am Rastat Congreß bis zum Jahre 1800 verzögerte, so blieb O. während dieser gan Zeit in seiner Stellung. Seine persönliche Gewandtheit und Geschäftstücht keit, seine scharfe Beobachtungsgabe hatten ihm früh zu einer angesehenen plomatischen Stellung verholfen; die einflußreichsten Kreise in Dresden u Berlin waren ihm zugänglich geworden. Gleichwohl gedachte er nicht auf Dauer in der diplomatischen Laufbahn zu bleiben und sah sich bei Zeiten na einer gesicherten Stellung im inneren Staatsdienst um. Da ihn seine bisher Thätigkeit zu sehr den Anforderungen des richterlichen Berufes entfremdet hat so bewarb er sich um einen Sitz in der wichtigsten Verwaltungsbehörde Landes. Aber wie noch mehrmals in seinem Leben, kreuzte sich sein Weg n dem Münster's (s. A. D. B. XXIII, 157 ff.). Die Stelle eines Kammerrat wurde Münster zu Theil. O. erhielt den Posten eines Kriegsraths und, a 1800 ein Generalpostdirectorium errichtet wurde, den Vorsitz in der neuen B hörde. Bei der geringen Dotirung des letzteren Amtes war auf die B behaltung der Stelle in der Kriegskanzlei gerechnet. Durch den Gewinn d großen Looses in der hannoverschen Lotterie hatten sich Ompteda's Vermöger verhältnisse auch vorher schon gebessert. Zum Antritt seines Verwaltungsposte siedelte O. zu Beginn des Jahres 1801 nach Hannover über, nachdem er zuvor mit der jungen Wittwe des 1799 verstorbenen preußischen Hofmarscha Grafen Solms verheirathet hatte. Eine ruhige Thätigkeit in dem neuen Am war O. nicht beschieden; dafür sorgten die wechselvollen politischen Zustän und die bewährte diplomatische Tüchtigkeit Ompteda's selbst. Zwar die da von Münster ausgeführte Sendung nach Petersburg wurde aus Familie rücksichten abgewehrt; dagegen konnte sich O. dem undankbaren Auftrage, Berlin für eine Herausgabe Hildesheims an Hannover gegen Entschädigung wirken, nicht entziehen. Hatten ihn in Zusammenhang damit schon die V handlungen in Berlin festgehalten, welche die französische Occupation Hannov im J. 1803 begleiteten, so wurde er vollends an die Diplomatie gefesselt, im Juli des Jahres v. Reden als Comitialgesandter nach Regensburg an St des verstorbenen Dietrich Heinrich Ludwig v. Ompteda, des bekannten Verfass der Litteratur des Völkerrechts, versetzt wurde und er den Gesandtenposten Berlin übertragen erhielt. Am 4. August 1803 überreichte er dem Könige se Creditiv und nahm von ihm die Aeußerung des Bedauerns entgegen, daß die Katastrophe von Hannover nicht abzuwenden vermocht habe. In d Stellung eines kurhannoverschen Gesandten fungirte O. am Berliner Hofe neb dem französischen Gesandten drei Jahre, obschon das Kurfürstenthum von d

Franzosen besetzt, die Armee aufgelöst und das Ministerium außer Landes war, bemüht, die Lasten der Heimath zu erleichtern und ihre Rückkehr unter die rechtmäßige Herrschaft herbeizuführen. Als Preußen selbst im Frühjahr 1806 Hannover in Besitz nahm, sah er sich genöthigt, seine Pässe zu fordern, nicht ohne in seinem Abschiedsschreiben an Hardenberg vom 9. April zu bedauern, „que je quitte une cour, qui aurait pu me faire aimer une carrière, que je déteste d'ailleurs". Da O. den von der königlich preußischen Administrationscommission geforderten Revers auszustellen sich weigerte, verlor er zugleich seine Aemter als Kriegsrath und Oberpostdirector. Nur eine kurze Zeit konnte er seine diplomatische Thätigkeit als Gesandter am Dresdener Hofe, wozu ihn der König an Stelle des nach Petersburg bestimmten Herrn v. Bremer am 17. März 1806 ernannt hatte, fortsetzen; die Folgen der Schlacht bei Jena machten auch dem ein Ende. Er nahm seinen Aufenthalt zunächst in Teplitz, und als die österreichische Regierung ihn und andere Flüchtlinge aufforderte, sich entfernter von der sächsischen Grenze niederzulassen, in Prag. Hier und in den böhmischen Bädern fand sich die Gesellschaft aller Derer zusammen, die antifranzösische Gesinnung und Hoffnung auf eine Wiedererhebung Preußens und Deutschlands beseelte, une chaine d'intrigans dangereux qui s'étend de Teplitz à Vienne et de Vienne à Londres, wie sie der Bericht eines französischen Spions bezeichnete. O. gewann in dieser Zeit genauere Beziehungen zu Gentz, Adam Müller, den Häuptern der österreichischen Aristokratie, der Prinzessin Solms, Friederike, nachherigen Königin von Hannover, blieb ein aufmerksamer Beobachter aller politischen Ereignisse und ein getreuer Berichterstatter theils nach London hin, theils nach Wien, wohin er sich im Sommer 1807 auch zweimal zu politischer Communication mit Graf Ernst Hardenberg begab. Im März 1808 benachrichtigte ihn Graf Münster, daß der König bei der dermaligen Lage der Dinge seine Dienste nicht mehr benutzen könne und ihn auf Wartegeld setze. O. ließ sich dadurch nicht abhalten, auch ferner seinem Lande nützlich zu sein. Reisen nach Dresden, nach Berlin, größtentheils von einem Gute der Schwiegermutter, Gräfin Schlippenbach, in der Ukermark aus unternommen, wurden zur Anknüpfung politischer Verbindungen benützt. Im J. 1809 trat man in Berlin auch officiös wieder mit ihm in Verbindung und vertraute ihm, als er zur Abholung seines Bruders, des Oberstlieutenants der deutschen Legion, Christian v. O., der erkrankt von Portugal hatte zurückgesandt werden müssen, sich nach London begab, eine Mission an den König und die Minister an, die auf ein eventuelles Zusammenwirken von Preußen und England abzielte. Den im Frühjahr 1811 ertheilten Befehl des Prinzregenten, sich nach Berlin zu begeben, um auf die Entschließungen Preußens in der obschwebenden Krisis einzuwirken, erhielt O. erst im Juli und hielt sich von da ab unter dem Vorwande, Erbschaftssachen zu reguliren, in Berlin auf. Im engsten Vertrauen des Staatskanzlers stehend, erhielt er von den Verhandlungen mit Oesterreich nicht nur Kenntniß, sondern wirkte an seinem Theile auch auf sie ein. Er bahnte Scharnhorst, dem Metternich als angeblichem Genossen des Tugendbundes mißtrauisch begegnete, für seine Mission nach Wien (November 1811) den Weg; die Relationen desselben, sowie die seines Vorgängers, des Barons Jacobi-Klöst, an den Staatskanzler gelangten durch die hannoverschen Diplomaten, Graf Hardenberg und O., an ihre Adresse. Als dann der Abschluß der Convention mit Frankreich (12. Februar 1812) allen Hoffnungen ein Ende machte, blieb O. auf eigene Verantwortung in Berlin, um eine Verbindung zwischen England und Preußen aufrecht zu erhalten. Denn, so legte er sich, patriotisch und zugleich umsichtig, die nach langem Schweigen an ihn gelangende Weisung Münster's vom 20. October 1812 aus, der Prinzregent danke ihm für seine Dienste und erlaube ihm,

seinen Aufenthaltsort nun wieder frei zu wählen. Welchen Werth man auf seine Anwesenheit legte, zeigte der Wunsch des Staatskanzlers, O. möge dem Könige nach Breslau folgen. O. kam dem nach und hatte im Laufe des Februar 1813 verschiedentlich geheime Zusammenkünfte mit preußischen Staatsmännern und Militärs in Breslau; er stellte sich dann den hannoverschen Ministern zur Verfügung und war schon bereit, ihren Auftrag der Wiedereinsetzung der Landesbehörden zu übernehmen, als er von London aus angewiesen wurde, den englischen Unterhändler, Sir Charles Stewart, den Bruder Castlereagh's, beim Abschluß des Subsidientractats mit Preußen zu unterstützen. Konnte er auch, weil des öffentlichen diplomatischen Charakters entbehrend, den Vertrag nicht mit abschließen, so war doch sein Beirath, seine Kenntniß der deutschen Verhältnisse von erheblichem Einfluß auf das Zustandekommen des Reichenbacher Vertrages vom 14. Juni und seines geheimen Artikels, der Hannover den Erwerb von Hildesheim sicherte. In dieser Zeit war O. auch mit Stein zusammen getroffen, länger mit ihm gereist und Stein hätte ihn gern als hannoversches Mitglied des Centralverwaltungsrathes gesehen. Vom August bis December blieb O. in Prag und schloß sich dann zu Ende des Jahres, nachdem er aufs neue zum Gesandten am preußischen Hofe ernannt war, dem sogenannten schreibenden Hauptquartier an. Am letzten Tage des Jahres 1813 hatte er Audienz bei König Friedrich Wilhelm III., der auf sein Bedauern, die neu für ihn ausgefertigten Creditive noch nicht überreichen zu können, bemerkte: „Monsieur d'Ompteda, je regarde votre mission comme non interrompue." Nachdem er dann noch bis zum Frieden dem preußischen Hauptquartier gefolgt war, bekleidete er bis 1823 seinen Gesandtschaftsposten am Berliner Hofe, seit 1817 zugleich in Dresden accreditirt. 1823 wurde er Staats- und Cabinetsminister in Hannover, seit dem Jahre 1831, als Graf Münster's Stellung unhaltbar geworden war, Minister bei des Königs Person in London. Das hervorragendste Ereigniß dieser Zeit ist das Staatsgrundgesetz, das König Wilhelm IV. am 26. September 1833 unterzeichnete und O. contrasignirte. 1834 nahm er an den Wiener Ministerialconferenzen Theil. Noch am Todestage Königs Wilhelm IV. (20. Juni 1837) nahm er seinen Abschied und war damit jedes Antheils an den Schritten enthoben, die der Nachfolger zum Umsturz der Verfassung that. Nach dem Rücktritt hat O. dann hochgeachtet noch lange in Celle gelebt. Am 6. December 1838 hatte ihn die Göttingen Juristenfacultät zugleich mit dem Grafen Münster zum Doctor promovirt. Aus seinem Nachlasse hat sein Sohn F. v. O., geheimer Regierungsrath in Hannover († am 26. Januar 1869) Veröffentlichungen in dem unten citirten Werke unternommen, die nicht nur reiche Beiträge zur deutschen Geschichte enthalten, sondern auch die Bedeutung des Mannes, von dem der größte Theil herrührt, ins hellste Licht setzen. Denn neben den zahlreichen an O. gerichteten Briefen, welche seinen Verkehr mit den hervorragendsten Persönlichkeiten der Zeit documentiren, sind von ihm erstattete Berichte und namentlich Auszüge aus seinen „Lebenserinnerungen" mitgetheilt; sie zeigen, welch scharfer Beobachter O. war, wie gefällig er darzustellen wußte, wie die Treue und Zuverlässigkeit seiner Gesinnung, sein selbstloser Patriotismus und sein klares Urtheil über Personen und Sachen verbunden war mit maßvollstem und urbanstem Wesen, und lassen nur eins, die vollständige Veröffentlichung, zu wünschen übrig.

F. v. Ompteda, zur deutschen Geschichte in dem Jahrzehnt vor den Befreiungskriegen (Polit. Nachlaß des hannov. Staats- u. Cabinetsministers L. v. Ompteda aus den J. 1804—13), 4 Thle., Hannover, Jena 1866—69. — Waitz, Gött. gel. Anz., 1869, St. 47. — Pertz, Gneisenau, II, 167.

F. Frensdorff.

Onghers: Oswald O., Maler, geb. 1628 zu Mecheln in Brabant, kam frühzeitig nach Deutschland, indem bereits mit dem Jahre 1653 ein Stich des Jakob Sandrart bezeichnet ist, der nach dem Gemälde unseres Künstlers den Mainzer Kurfürsten Johann Philipp v. Schönborn darstellt. Da dieser Prälat zugleich Bischof von Würzburg war, so deutet das allerdings schon auf eine gewisse Beziehung Ongher's zu Würzburg, wohin übrigens nach C. Becker, Deutsches Kunstblatt, 1851, S. 414, und A. Niedermayer, Kunstgeschichte der Stadt Würzburg, 1860, S. 361, der Künstler erst 1660 gekommen ist. O. wurde fürstbischöflicher Hofmaler zu Würzburg, erhielt 1667 das Bürgerrecht und blieb 30 Jahre Bürgerhauptmann. Niedermayer nennt ihn den fruchtbarsten Schnellmaler Würzburgs und fügt bei, er habe rastlos gemalt, sich viel Geld und den Namen des „reichen Malers" verdient und sei mit dem Pinsel in der Hand am 27. December 1706 gestorben. Würzburg besitzt noch viele Werke von ihm, so die Hochaltarblätter im Stifte Haug (eine „Himmelfahrt der Maria" trug ihm 3329 fl. ein, für die vier Passionsbilder im Chor erhielt er 500 fl.), in St. Peter, St. Burkhard, in der Minoritenkirche, in der Liebfrauencapelle in der Stadt und auf dem Berge und zu St. Gertraud. Im Dome zeigt man von O. „Die Himmelfahrt und Reinigung der Maria", „Christus am Oelberg", „Die Verspottung Christi", „Das Pfingstfest" und „Das Marthrthum des heil. Kilian". Auch zu Bamberg hatte er Beziehungen, er malte das Brustbild des Bischofs Philipp Valentin (gestochen von J. Sandrart) und in Bamberger Kirchen fanden sich Gemälde von ihm. Auch die Schleißheimer Galerie bewahrte Arbeiten von O., darunter ein Bild von 1675 (vgl. Ch. v. Mannlich, Beschreibung der kurpfalzbairischen Gemäldesammlungen zu München und Schleißheim, 1805, S. 311, der auch eine etwas eigenthümliche Charakteristik des Malers gibt). O. gehörte den Ausläufern der Rubens'schen Richtung an, verdarb aber sein unstreitiges Talent durch Schnellmalerei und Mangel an Vertiefung. Niedermayer urtheilt von ihm: „O. hat Gutes und Schlechtes gemalt. Oft zeigt er eine Transparenz in seinen Schatten und eine Reinheit der Töne in den Lichtern, welche an Rubens gemahnen möchte. Manche Köpfe sind ganz charakteristisch, die Gewandung häufig tadellos. Er ist immerhin zu den besseren Malern seiner Zeit zu rechnen." W. Schmidt.

Ontrup: Johann Bernhard O., katholischer Geistlicher, geb. am 28. October 1773 zu Rinkerode im Münsterlande, † zu Goslar zwischen 1826 und 1828. Er machte seine Studien zu Münster, wurde 1797 zu Hildesheim Benedictiner, 1802 zum Priester geweiht, 1803 nach Aufhebung seines Klosters zweiter Pfarrer an der Klosterkirche, 1805 Pfarrer zu Goslar. Er hat von 1804—1809 einige katechetische Schriften, Gebetbücher und Predigten veröffentlicht. Sein „Kleiner Katechismus", 1815, hat mehrere Auflagen erlebt, 1849 die siebente, und ist 1844 im Ermlande ins Polnische übersetzt worden.

Raßmann, Nachrichten von Münsterl. Schriftst., S. 246. — Schäffler, Handlexikon III, 386. Reusch.

Onymus: Adam Joseph O., katholischer Theologe, wurde am 29. März 1754 zu Würzburg geboren, 1770 in das dortige geistliche Seminar aufgenommen, am 29. März 1777 zum Priester geweiht, wirkte als Kaplan in Hausen, als Cooperator in Fahr, 1778 als Kaplan im Juliushospitale in Würzburg, kam dann als Hofmeister in das freiherrlich v. Frankensteinische Haus nach Mainz, wo er durch seine ästhetischen Vorlesungen rühmliche Anerkennung fand, so daß ihn 1782 der Fürstbischof von Würzburg, Franz Ludwig v. Erthal (s. A. D. B. VII, 310) als Subregens an sein Seminar berief, welche Stelle er beibehalten durfte, als er im folgenden Jahre nach dem Tode Holtzklau's zum Professor der Exegese und geistlichen Rathe ernannt wurde. Ueberdies

wurde ihm 1786 ein Canonicat am Stifte Neumünster verliehen. 1789 wurde er Regens des adligen Seminars, Director der beiden Gymnasien von Würzburg und Münnerstadt und Mitglied der Schulcommission. Reich begabt von Natur und während seiner Studien immer seinen Mitschülern an Eifer voran, huldigte er der sogenannten Aufklärung, welcher Richtung auch der Fürstbischof und die meisten jüngeren Professoren angehörten. In den damals gegründeten „Würzburger gelehrten Anzeigen“ trat auch O. schroff gegen die alte kirchliche Schule und insbesondere gegen den Domprediger Merz in Augsburg auf, der Fürstbischof vertraute ihm die Durchsicht seiner Hirtenbriefe an, von denen zwei, welche von der Erziehung und von der Arbeitsamkeit handeln, in Wagenmann's „Magazin für Industrieschulen“ aufgenommen wurden. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß O. als Director der Mittelschulen zur Erholung der Jugend die Einführung gymnastischer Uebungen verlangte. Erst eine spätere Zeit würdigte die Zweckmäßigkeit solcher Vorschläge. Nach dem Tode Franz Ludwigs (1795) ließ sich sein Nachfolger Georg Karl v. Fechenbach durch die weitverbreitete Unzufriedenheit zu einer zahmen Reaction gegen die rationalistischen Bestrebungen der theologischen Professoren bestimmen. Doch ließ er es bei halben Maßregeln bewenden. Als 1802 infolge der Säcularisation Würzburg unter Kurpfalz-Baiern fiel und die neue Regierung ihre Herrschaft am ehesten durch möglichste Einschränkung des geistlichen Einflusses zu befestigen glaubte, gehörte O. zu jenen, welche noch über die Absichten der Regierung hinausstürmten. Er verschärfte als Decan eigenmächtig die Vorschläge der theologischen Facultät, verdächtigte das geistliche Seminar, als ob darin Feindseligkeit gegen die Professoren und ein für die Regierung bedenklicher Corpsgeist genährt würde und verlangte, die Kleriker sollten erst nach vollendetem theologischem Studium in dasselbe eintreten und nur ein Jahr darin verbleiben dürfen, bei der Aufnahmsprüfung sollte auch der Staat seinen Einfluß geltend machen u. dgl. Er wurde zum Landesdirectionsrathe mit dem Vortrage in Schulsachen ernannt und als nach Zerlegung der Universität in acht Sectionen, von denen nur die katholisch-theologische keine Vertretung im Senate fand, die übrigen Professoren dieser Facultät zurücktreten mußten, durften O. und Berg im Amte verbleiben. Da sie die Religionsmengerei so weit trieben, daß sie 1805 in Gemeinschaft mit ihren neu berufenen protestantischen Collegen einem Protestanten das theologische Doctorat verliehen, so war es nicht zu verwundern, daß unter der nachfolgenden Regierung des Großherzogs Ferdinand von Toscana die kirchliche Behörde den nächsten Anlaß ergriff, um eine Reform im entgegengesetzten Sinne durchzuführen. Nach französischem Vorbilde wurde 1809 die theologische Facultät in das geistliche Seminar verlegt und die bisherigen Professoren in den Ruhestand versetzt. Nach der Rückkehr der bairischen Herrschaft wurde O. reactivirt und erhielt die Lehrkanzel der Dogmatik. Indessen lenkte er von selbst in kirchlichere Bahnen ein. Dieses bewies er durch seine beiden Programmarbeiten: „Ueber die Verhältnisse der katholischen Kirche, oder Beantwortung der Punkte, welche der Freiherr v. Wangenheim in seiner Eröffnungsrede bei der Berathung mehrerer teutschen Bundesstaaten über die Angelegenheiten der teutschen katholischen Kirche vorgelegt hat“, 1818, und „Programma de eo, quod iustum est circa rationem et revelationem“, 1819, worin er die Kantische Philosophie für unvereinbar mit der Religion erklärt. Auch schien er durch seine öffentlichen Uebungen der Frömmigkeit seine in der Zeit der Aufklärung gegebenen Aergernisse sühnen zu wollen. Noch weiter ging er im J. 1821, in welchem er auch Rector der Universität wurde, in der dreimal aufgelegten Schrift: „Meine Ansichten von den wunderbaren Heilungen, welche der Fürst Alexander von Hohenlohe seit dem 20. Juni d. J. in Würzburg vollbracht hat“. Im J. 1823 schickte er seine Schrift

„Ueber die Verhältnisse der katholischen Kirche“ und seine 1820—1823 in drei Theilen erschienene „Glaubenslehre der katholischen Kirche“ an den neu gewählten Papst Leo XII. mit der Bitte um die Approbation. Diese wurde zwar als nicht üblich verweigert, doch erhielt O. als Antwort im Auftrage des Papstes von der Münchener Nuntiatur ein vom 25. November 1823 datirtes sehr anerkennendes Schreiben (abgedruckt in der Tübinger Quartalsschrift 1824, 179 f.). Als er 1824 vom Könige zum Domdechant ernannt wurde, nahm er mit dem Programme „Presbyterium eiusque partes in regimine Ecclesiae“ Abschied vom akademischen Lehramte. 1825 wurde er Generalvicar des Bischofs, 1833 erhielt er den Ludwigsorden und starb am 9. September 1836. Er übte bis in sein hohes Alter auch die Seelsorge aus und bewies sowol im Leben als auch durch sein Testament eine außerordentliche Mildthätigkeit, namentlich durch Stiftungen. Außer den bereits erwähnten Schriften hat er noch veröffentlicht: „Dissertatio exponens Justini Mart. de praecipuis religionis christianae dogmatis sententiam“, 1777; „Opera s. Justini Mart. graece et lat.“, 3 Voll. 1777—1779 (Bestandtheil der Oberthür'schen Handausgabe von Kirchenvätern. Im dritten Bande befindet sich auch der Brief an Diognet und die Werke des Athenagoras, Theophilus v. Ant., Tatian und Hermias); „Die Weisheit Jesu Sirachs Sohns, aus dem Griechischen mit Anmerkungen“, 1786; „Entwurf zu einer Geschichte des Bibellesens“, 1786; „Geschichte des alten und neuen Testamentes“, 5 Bde., 1787—1802; „Rede bei dem Begräbniß des Weihbischofs Fahrmann“, 1802; „De usu interpretationis allegoricae in novi foederis tabulis“, 1803; „Der 104. Psalm, übersetzt mit Anmerkungen“, 1807; „Die Dämonenlehre der Alten, oder die Idee des Göttlichen in ihrer Ausartung bei den Aegyptern, Phöniciern und Griechen“, 1822; „Die Principien der Glaubenslehre der katholischen Kirche“, 1823; „Glaubens- und Sittenlehre der katholischen Kirche in katechetischer Form“, 2 Thle., 1826; „Lehre von den Heilsmitteln der christlichen Religion, katechetisch vorgetragen“, 1824; „Homilien und Betrachtungen über die Leidensgeschichte Jesu, seine Auferstehung und Himmelfahrt“, 1827; „Das Leben und die Lehre Jesu nach Matthäus, Marcus und Lucas in Homilien“, 1831. Anonym: „Bemerkungen auf einer Reise durch einen großen Theil von Deutschland“, Zürich 1793.

Vgl. Neuer Nekrolog d. Deutschen XIV, 579 ff. — Ruland, Series et vitae professorum s. Theol. Wirceb. 180 ff. — Schwab, Franz Berg, 518, 89 f., 264, 508 u. ö. — Felder u. Waitzenegger, Gelehrten- u. Schriftstell.-Lex. d. deutschen kath. Geistl. II, 82 f.; III, 535. — Thesaurus librorum rei cath. 596. — Schulte, Gesch. d. Quellen u. Lit. d. Canon. Rechts, III, 298. — Werner, Gesch. d. kath. Theol. 563. Stanonik.

Dom: Friedrich O., als Bürgermeister der Stadt Barth um die Verwaltung derselben, als Gelehrter um die Erforschung ihrer Geschichte verdient, war geboren zu Garz a. Rügen am 6. Juni 1793 als Sohn des dortigen Bürgermeisters und starb am 9. November 1849. Nachdem er von Privatlehrern im elterlichen Hause unterrichtet worden und ungeachtet der durch die Kriegsunruhen in den Jahren 1806—1808 oft herbeigeführten Unterbrechungen des Unterrichts sich für die Studien vorzubereiten bemüht gewesen, bezog er 1810 die Universität Greifswald und studirte dort die Rechte unter den Professoren Voigt, Gesterding, Schildener. In der Jurisprudenz, der Geschichte und der classischen Litteratur erwarb er ebenso gründliche wie umfassende Kenntnisse, bestand nach beendigten Studien seine juristischen Prüfungen als Notar und Advocat beim Tribunale zu Greifswald und ward im J. 1815 als gelehrtes Mitglied des Rathes nach Barth berufen. Dort wirkte er mit Treue, Umsicht und rastloser Thätigkeit, von der Einwohnerschaft hoch geachtet, 34 Jahre lang bis

an seinen Tod. Im J. 1835 ward er zum Bürgermeister erwählt und dadurch an die Spitze der städtischen Verwaltung gestellt. In dieser Eigenschaft wandte er der Vorgeschichte der Stadt ein gelehrtes Interesse zu, machte sich mit derselben durch genaue Untersuchung des Archivs aufs innigste vertraut und lieferte im ersten Hefte der baltischen Studien, Stettin 1832, S. 173—246 einen schätzbaren Aufsatz über die älteren Kircheneinrichtungen zu Barth und die erste Gründung der lutherischen Kirche daselbst unter dem Titel: „Das alte Barth in kirchlicher Rücksicht". Auch ließ er eine von ihm ausgearbeitete zusammenhängende „Geschichte der Stadt Barth" in den letzten Jahren seines Lebens im Barther Wochenblatte erscheinen, von welcher Separatabdrücke veranstaltet worden sind; aus ihnen ging die „Chronik der Stadt Barth von Friedrich Oom, nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von K. Dumrath, Barth bei Anthony 1851" hervor. Ungedruckt befinden sich mehrere interessante Studien zur pommerschen Geschichte von Oom's Hand unter Kosegarten's handschriftlichem Nachlaß auf der Greifswalder Universitätsbibliothek. Als Abgeordneter zu den pommerschen Communal- und Provinziallandtagen, sowie zum vereinigten Landtage in Berlin 1847 nahm er wiederholt an den Verhandlungen über die allgemeineren Landesangelegenheiten Theil. Infolge der neuen Einrichtung der Gerichtsverfassung legte er zu Anfang des Jahres 1849 seine städtischen Aemter nieder und übernahm dafür, in Barth seinen Wohnsitz behaltend, als königlicher Kreisgerichtscommissarius und Mitglied des königlichen Kreisgerichts zu Stralsund das Amt eines Einzelrichters für Barth und die umliegende Landschaft. Aber die Geschäfte dieses Amtes strengten seine Kräfte, obwol er sich dem richterlichen Berufe am liebsten widmete, in hohem Grade an; am 8. November desselben Jahres von einem scheinbar leichten Unwohlsein befallen, schied er Tags darauf aus seinem glücklichen Familienkreise. Kosegarten nennt ihn einen Mann von erprobter Rechtschaffenheit, von christlicher Frömmigkeit, der selten den Gottesdienst versäumte, von biederem Wesen, schlecht und recht, ohne allen Flitterglanz.

Dumrath, Nekrolog im Barther Wochenblatt, 17. Nov. 1849. — Kosegarten, Baltische Studien XIV, 2 S. 41 ff.

Häckermann.

Oort: Adam van O., Historienmaler, geb. in Antwerpen im J. 1557, † ebenda 1641. Die Schreibweise des Namens variirt, zuweilen schrieb sich der Künstler selbst A. van Noord. Sein Vater Lambert war auch sein erster Lehrer. Seine Vaterstadt hat er nie verlassen; in die Lucasgilde wurde er 1587 als Meister aufgenommen, 1598/99 war er Decan derselben. Er malte biblische Historien, Mythologien und Kirchenbilder, doch sind seine Gemälde jetzt selten nachzuweisen. In Brüssel ist „Christus als Kinderfreund", in der St. Michaeliskirche in Gent die „Genesung eines Kranken durch die Fürsprache der Maria". Seine meisten Compositionen sind uns nur durch die Stiche nach denselben bekannt. Daß O. kein gewöhnlicher Künstler war ersehen wir daraus, daß er mehrere später berühmt gewordene Maler zu seinen Schülern zählte, so Rubens, Jordaens, van Balen, Franck. Ersterer sagt von ihm: Wenn O. nach guten Mustern gearbeitet hätte, so würde er alle seine Zeitgenossen übertroffen haben. Die genannten Künstler hielten nicht lange unter ihm aus, da er jähzornig und grillig war und seinen Zöglingen oft das Leben schwer machte. Nur einer, Jordaens, hielt aus und spottete der schlechten Launen seines Meisters, gegen welche ihn die Liebe seiner Tochter unempfindlich machte. Jordaens heirathete später diese auch. In späteren Jahren nahm sich O. noch weniger Mühe, entwarf leichtsinnig seine Bilder und verfiel dem Manierismus. van Dyck hat dessen Bildniß für die Ikonographie radirt, dann kommt es in de Bie's Guldencabinet vor. Auch H. Snyers hat es nach dem Gemälde gestochen, das Jordaens gemalt

at. Von Stechern, die nach Gemälden van Oort's arbeiteten, sind insbesondere . Collaert, P. de Jode und R. Sadeler zu nennen. Ersterer stach das Blatt nit den fünf Sinnen und Orpheus mit der Leyer; P. de Jode eine Musikunterhaltung von fünf Personen beiderlei Geschlechts, R. Sadeler einen Calvarienberg nit der Kreuzigung Christi. In Preuners Galeriewerk ist eine Anbetung der dirten nach ihm von Nicolai radirt.

S. Rathgeber, Annalen. — Immerzeel. — Kramm. Wessely.

Oost: Jacob van O. sen., Historienmaler, geb. in Brügge um 1600, ommt am 19. Januar 1619 in der Malergilde seiner Vaterstadt als Lehrling ines Bruders Franz vor. Zum Meister wurde er 1621 ernannt. Nach der Gewohnheit seiner Landsleute jener Zeit besuchte er Italien und nahm sich vorugsweise Han. Carracci zum Vorbild, den er in seinen Werken mit großem Glück nachahmte. Im J. 1630 kehrte er nach Brügge zurück und malte jetzt eißig, da er viele Aufträge erhielt. Er schilderte Historien, malte Altarbilder nd Bildnisse, die seinen Namen berühmt machten. Im J. 1633 hat man ihn um Oberhaupt der Schildergilde erwählt. Zu seinen Hauptwerken gehören: Abnahme vom Kreuze" in der Jesuitenkirche in Brügge, „Das Vorlesen des Todesurtheils vor Gericht im Gerichtssaale" ebenda vom J. 1659; in der Salatorkirche „Die Taufe Christi", sehr umfangreich und schön; ein Altarbild mit em heiligen Hubertus, zwei Gemälde, auf deren einem Engel der Madonna die Leidenswerkzeuge vorzeigen, während auf dem anderen Christus von seiner Mutter or seinem Leiden Abschied nimmt. „Christus am Kreuz mit Maria, Johannes ind Magdalena" war das erste Bild, das er nach seiner Rückkehr aus Italien emalt hatte, es befindet sich in der Conventskirche der schwarzen Schwestern. Neun Bilder führte er für die Abtei von St. Trou aus. Eins davon stellt die eilige Gertrude dar und diese ist das Porträt seiner Tochter, die in diesem Kloster Nonne war. Ein anderes zeigt uns den Chor des Klosters mit einem chönen Porticus, der den Eingang zu einem Tempel bildet. Dieser ist mit inem Vorhang versehen, den ein junger Mann (das Bildniß seines Sohnes) öffnet und uns einen Blick in das Innere des Tempels gewährt, wo die Sendung des heiligen Geistes dargestellt ist. Sich selbst hat er in einem der Apostel porträtirt. Das Gemälde ist vorzüglich in Zeichnung, Architektur und Farbenharmonie. Auch Ypern besitzt ein Werk von ihm, es stellt die verschiedenen Nationen dar, welche das Sacrament anbeten. Der Meister war bis zu seinem 1671 erfolgten Tode thätig und wir haben nur einige seiner Werke angeführt. Mehrere andere erwähnt Descamps. O. hatte in seiner Jugend manches nach Rubens und van Dyck copirt und auch diese Copien werden geschätzt und in den Kirchen von Brügge aufbewahrt.

Jacob van O. jun., des Vorigen Sohn und Schüler, geb. in Brügge im J. 1637. Als er sich zum Künstler ausgebildet hatte, machte er seine italienische Kunstreise. Er nahm den Weg über Paris und dieses nahm ihn so ein, daß er zwei Jahre lang hier Station hielt und dann erst nach Rom sich begab, wo er die Antike und die alten Meister gleich fleißig studirte. Nach mehreren Jahren kehrte er als ausgebildeter Künstler in seine Vaterstadt zurück, die ihn aber nicht zu fesseln vermochte. Seine Sehnsucht war nach Paris gerichtet. Er machte sich deshalb auf den Weg dahin, blieb aber in Lille sitzen, wo ihn mehrere Künstler, seine Freunde aus Italien, festhielten. Er malte viele Bildnisse, die so gefielen, daß sich die Angesehensten der Stadt von ihm malen ließen. Damit war seine Reise nach Paris unterbrochen worden, und als er in Lille ein Mädchen, Marie Bourgeois, ehelichte, war die Sehnsucht nach Paris erloschen. Er blieb und malte in Lille 41 Jahre, da starb seine Frau und er kehrte als Wittwer nach Brügge zurück, wo er am 29. December 1713 im Alter von

76 Jahren starb. Er malte im Geschmack seines Vaters, doch ist sein Faltenwurf breiter, seine Compositionen weisen nicht so zahlreiche Figuren auf wie die seines Vaters; dagegen ist alles wohl durchdacht, die Figuren gut gezeichnet, das Colorit angenehm. In Brügge sind nicht viele seiner Werke zu finden. Zu erwähnen wäre „Der Tod der heiligen Jungfrau" (Salvatorkirche), „Bekehrung des heiligen Hubertus", „Triumph Christi über Zeit und Tod". In den Kirchen von Lille dagegen finden sich viele Altarbilder von seiner Hand. Ein Hauptwerk ist „Die Marter der heiligen Barbara" (in der Stephanskirche). Weiter sind zu nennen eine Transfiguration, eine Erweckung des Lazarus, sechs Bilder bei den Carmelitern, die in einer Folge Scenen aus dem Leben des heiligen Johannes a Cruce darstellen. In den Familien werden sich noch viele Bildnisse befinden, welche der Meister sehr fleißig auszuführen wußte und die sehr geschätzt waren.

S. Descamps, La vie des Peintres, II, 54 und III, 55. — Immerzeel. Weßely.

Oosten: Gertrud (Truyt, Truyken) van O., niederländische Begine und stigmatisirte Visionärin, wurde gegen Ende des 13. Jahrhunderts in dem zwischen Haag und Delft gelegenen Dorfe Voorburg (Südholland) von armen Landleuten geboren. Schon früh machte sich an ihr der Hang zur Frömmigkeit und Weltentsagung bemerkbar. In Delft, wo sie als Magd diente, pflegte sie mit zwei gleichgesinnten Freundinnen — auch diese lebten später in Delft als Beginen — auf den Brücken oder sonst geeigneten Plätzen der Stadt das Lied Het daghet in den oosten (ein altes Volkslied, das aber nach Mittheilung von J. Franck schwerlich in den Niederlanden zu Hause, vielmehr unter deutschem Einfluß entstanden ist, vgl. Willems, Oude vlaemsche liederen nr. 48; Hoffmann v. Fallersleben, Geschichte des deutschen Kirchenliedes, 3. Aufl., S. 390; Kalff, Het Lied in de Middeleeuwen, S. 154 f.) zu singen, nach dem sie den Namen „van Oosten" trägt. Wenn es in jenem Liede im Munde des Mädchens, dem der Geliebte erschlagen ist, heißt: nu wil ic mi gaen begheven in een clein cloosterkijn ende draghen swarte wijlen ende worden een nonnekijn, so sollte Gertrud selbst diese Stimmung nachempfinden lernen. Sie hatte sich verlobt, der Verlobte wurde ihr jedoch untreu. Alle Versuche Gertruds, die Nebenbuhlerin von einer Vermählung mit dem von ihr geliebten Manne abzuhalten, blieben erfolglos; als letztere dann aber später ihrer Niederkunft entgegensah, mußte sie zur Strafe solange in den Wehen liegen, bis sie von Gertrud für das dieser zugefügte Leid Verzeihung erhalten hatte. Gertruds Richtung auf das Religiöse wurde durch die ihr von der Welt bereiteten Enttäuschungen nur noch gesteigert, sie wurde Begine und es beginnt auch bei ihr nun ein Leben, wie es uns oft genug von anderen religiösen Frauen geschildert ist. Zuerst starke Askese (Abbruch oder Beschränkung des Schlafes), reicher Thränenfluß über die eigene Sündenlast und Teufelsversuchungen, denen dann die göttliche Begnadigung folgt. Ihren Unterhalt erbettelte sich G., indem sie von Haus zu Haus ging, sie benutzte aber gleichzeitig diese Wanderungen, um die Menschen, die sie um ein Almosen bat, zu einem frommen Leben zu ermahnen. Sie soll einst, in ein Haus zu Tisch geladen, im Hausflur verzückt stehen geblieben sein und sich längere Zeit nicht von der Stelle haben bewegen können. Oft blieb sie auch Wochen lang in ihrer Kammer und wurde dann durch Gott der Geheimnisse seiner Weisheit ganz besonders theilhaftig. Kehrte sie nach solchen inneren Erlebnissen zur Außenwelt zurück, so aß und trank sie, was ihr gerade nahe lag, schimmeliges oder hartes Brot, geronnene Milch. Vor allem beschäftigte sie sich mit Christus und seinem Leiden. Einst zur Weihnachtszeit war sie in tiefe Betrachtungen über die Geburt Christi versunken. Da begannen — und Gertruds Biograph hält es für

nöthig, dabei an das Wort des Hieronymus zu erinnern, nach dem alle wahren Jungfrauen Mütter des Herrn seien — ihre Brüste zu schwellen und sich mit Milch zu füllen, ein Wunder, das 40 Tage, bis zum Tage der Reinigung (2. Februar) dauerte. Der Ruf der Begnadigten erreichte seinen Höhepunkt, als G. in der Charfreitagsnacht 1340, während sie vor dem Kreuze betete, die Wundenmale des Herrn an sich empfing. Von da an soll bis zum Himmelfahrtstage täglich siebenmal und zwar zu den sieben kirchlichen Tageszeiten rothes Blut aus den fünf Wunden an ihrem Körper geflossen sein. Der Zudrang von auswärts war ein so zahlreicher, daß G. schließlich selbst zu Gott um Wegnahme des Wunders bat, weil sie sich in ihren geistlichen Uebungen gestört sah und auch Ueberhebung bei sich selbst fürchten mußte. Ihr Wunsch ging in Erfüllung; als sie später auf Wiederherstellung der Blutungen hoffte, blieb ihre Bitte unerhört. Auch die Gabe der Weissagung war G. verliehen. Sie befaßte sich vornehmlich mit der Zukunft ihrer näheren Umgebung. Eine drohende Rheinüberschwemmung wußte sie durch ihr und ihrer Mitschwestern Gebet abzuwenden. Die Geschicke der Heimath lagen ihr am Herzen. 1351 sagte sie den mit ihr in der Kirche zu Delft befindlichen Beginen in dem Kampfe zwischen Margaretha, der Wittwe Kaiser Ludwigs des Baiern und ihrem Sohne Graf Wilhelm V. den Sieg des Letzteren, zu dem auch die Stadt Delft hielt, in dem blutigen Treffen bei Vlaardingen (4. Juli, s. A. D. B. XX, 318) voraus. Auch die Belagerung von Delft 1359 durch Albrecht von Baiern, die sie selbst nicht mehr erlebte, wußte sie vorher. G. starb am 6. Januar 1358, nachdem sie in den letzten Jahren mehrfach durch Krankheiten, namentlich auch durch zunehmende Corpulenz zu leiden gehabt hatte. Ihr Grab befindet sich in der Hippolytuskirche zu Delft. Sie wird noch jährlich an ihrem Todestage verehrt (obwol sie nur Beata, nicht Sancta ist), wobei das Kreuz, durch dessen Anblick sie die Wundenmale erhielt, ausgestellt wird. Ihre Reliquien sollen eine Zeit lang in Lissabon gewesen, später aber nach Antwerpen gebracht worden sein.

G. darf nicht verwechselt werden mit einer anderen Begine gleiches Namens, die ebenfalls im Delfter Beginenhause lebte und nach ihrem Tode einem Klausner in Flandern erschien, von zwei Engeln begleitet, die sie zum Himmel führten. Ebensowenig darf mit ihr in Zusammenhang gebracht werden das nordbrabantische Geertruidenberg, das seinen Namen nach Gertrud v. Nivelles trägt. —

Gertrud van O. gehört in den mitgliederreichen Kreis visionärer Frauen, wie sie gerade in den Niederlanden seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts zahlreich auftreten, in jenen Gegenden, in denen das Beginenwesen gleichfalls weiteste Verbreitung fand. Sie schließt sich den von Preger in seiner Geschichte der deutschen Mystik 1, 53 ff. besprochenen älteren Marie v. Oegnies, Christine v. St. Troud, Margaretha v. Ypern und Luitgard v. Tongern an, auf sie folgt wieder der Zeit nach Lydia (Lydweid) van Schiedam (1380—1433), vgl. Stadler und Heim, Heiligenlexikon 3, 827. Handschrift Nr. 2261 des Germanischen Museums zu Nürnberg, Blatt 118—205ᵃ. Trübner's Handschriften- und Bücherauction zu Straßburg i. E. am 23. October 1886, S. 25, Nr. 95.

Die von ungenanntem Verfasser lateinisch aufgezeichnete Vita ist, jedoch in veränderter Gestalt, von L. Surius, De probatis sanctorum historiis, Coloniae 1581, Bd. VII S. 14 ff. herausgegeben, in ursprünglicher Gestalt nach einer Utrechter Handschrift von den Bollandisten, AA SS Januar 1, 348—353, vgl. April 1, 73, 74, 898; auf letzterer fußen die Artikel bei Zedler 10, 1198, Ersch und Gruber 1, 62, 109, Stadler und Heim 2, 424 sowie obiger Aufsatz. Die AA SS verzeichnen auch eine Lebensbeschreibung der Gertrud: Lovanii lingua Belgica, 1589.

Philipp Strauch.

Opelt: Friedrich Wilhelm O., geb. am 9. Juni 1794 zu Rochlitz im Königreich Sachsen, hat bis zu seinem 14. Lebensjahre nur den gewöhnlichen Unterricht in der Stadtschule seiner Vaterstadt genossen, jedoch schon während seiner Schulzeit durch sein unabtässiges Streben nach Erweiterung seiner Kenntnisse in der Mathematik, Musik und in Sprachen durch Privatstudium aus Büchern ohne Anleitung eines Lehrers sich ausgezeichnet. Fast noch Knabe, hat er oft den öffentlichen Gottesdienst in der Stadtkirche zu Rochlitz auf der Orgel begleitet. Nach Entlassung aus der Schule erlernte er auf Wunsch seines Vaters, welcher Barchentweberei betrieb, die letztere praktisch und bezog mit seinem Vater die Leipziger Messe zum Verkauf der eigenen Fabrikate. Doch genügte dies seinem Streben und Wissensdrange nicht. Unter privater Fortsetzung seiner Studien fungirte er während der Kriegsjahre anfangs dieses Jahrhunderts, gestützt auf seine Kenntnisse in der französischen und russischen Sprache, vielfach als Etappencommissar, erlangte im J. 1818 eine Anstellung als Steuerrevisor in Dresden, von wo er nach einigen Jahren als Steuereinnehmer nach Radeberg, im J. 1824 als Kreissteuereinnehmer nach Wurzen, im J. 1832 als Bezirkssteuereinnehmer nach Plauen i. V. versetzt wurde. Im J. 1839 wurde er zum Kreissteuerrath des ersten Steuerkreises in Dresden, im J. 1847 zum zweiten Director der sächsisch-bairischen Staatseisenbahn in Leipzig, im folgenden Jahre zum Geheimen Finanzrathe und Referendar in Steuersachen im königlichen Finanzministerium zu Dresden ernannt. Kurze Zeit nach seiner im J. 1863 auf sein Ansuchen erfolgten Pensionirung starb er am 22. September 1863 in Dresden. Neben seinen Berufsgeschäften trieb er fleißige Studien in der Mathematik, Mechanik, Astronomie und Musik. Er hat z. B. unter vielen anderen rechnerischen Privatarbeiten namentlich Berechnungen für eine Altersrentenbank aufgestellt, ferner das Elementar-Lehrbuch der Mechanik von Francoeur übersetzt und mit erläuternden Zusätzen herausgegeben (Dresden, Arnoldische Buchhandlung 1825). Die Beobachtungen des Mondes im Verein mit W. G. Lohrmann, Oberinspector des mathematischen Salons in Dresden, sowie die Zeichnung und Herausgabe der Mondkarten begannen 1818 (erste Herausgabe 1824). O. lieferte sämmtliche Berechnungen der Höhen der Mondgebirge und vollendete die beim Ableben von Lohrmann noch nicht fertigen Mondkarten, 20 Blatt. In der „Allgemeinen musikalischen Zeitung“ (1832) zeigte er ein Buch von sich an, betitelt: „Allgemeine Theorie der Musik“ und lud zur Subscription auf dasselbe ein. Da diese Bekanntmachung ohne erhebliches Resultat geblieben war, veröffentlichte er auf eigne Kosten einen Auszug aus dem Buche unter dem Titel „Ueber die Natur der Musik“ (Plauen 1834, 4°, 48 Seiten nebst einer Kupfertafel). Der gelehrte und geistvolle Verfasser sucht darin eine naturgemäße Theorie der Musik darzustellen und zu beweisen, daß die Musik von der einzelnen Consonanz an bis zum vollendeten Tongebäude einzig auf rhythmischer Bewegung beruht. Zur Versinnlichung dieser Theorie brauchte O. die von ihm erweiterte Latour'sche „Sirene“. Als er nach Dresden versetzt wurde, erlebte er endlich die Genugthuung, sein Hauptwerk veröffentlicht zu sehen. Er nannte dasselbe: „Allgemeine Theorie der Musik auf dem Rhythmus der Klangwellenpulse und durch neue Versinnlichungsmittel erläutert“ (Leipzig 1852, 4°). Fétis widmet dem interessanten Buche einen ausführlichen Artikel in seiner „Biographie universelle des musiciens“ (Paris 1864, VI, 371).

Fürstenau.

Oepffelbach: Johannes Oe., protestantischer Prediger und Dramatiker im Anfange des 17. Jahrhunderts. Er war aus Auerbach in der Oberpfalz gebürtig, heirathete 1608 als Student in Leipzig Anna Oetschläger und nach ihrem Tode 1610 eine andere Leipzigerin Anna Barthel; am 25. November 1613 wurde

er zum Pfarrer des Dorfes Lößnig bei Leipzig berufen und ordinirt und starb in diesem Amte am 28. October 1636. Außer einem „Geistlichen Schatzkästlein" (1610), einem 1621 erschienenen gereimten Tractat „Wipper Gewinst" und einem prosaischen „Thewrung-Spiegel" (1622) gab er 1616 ein Schauspiel „Adam Der Irrdische, Das ist Comoedia Von dem schrecklichen Sündenfall vnserer ersten Eltern" heraus, welches auf dem 1596 gedruckten lateinischen Adamus lapsus des Joh. Avianius (s. A. D. B. I, 705) beruht. Während er die eigenthümliche Neuerung desselben, dem Chore nicht blos den lyrischen Abschluß der Akte zuzutheilen, sondern ihn nach antikem Vorbilde an der Handlung theilnehmen zu lassen, beibehält, erweitert er den von Avianius auf das Wesentliche beschränkten Umfang des Stückes, indem er zu Anfang von einzelnen Engeln die Schöpfung und den Sturz Lucifer's erzählen läßt und am Schlusse den Proceß um den Menschen, den Streit von Justitia, Veritas und Misericordia und eine Schilderung der ersten menschlichen Familie nach der Verstoßung aus dem Paradiese anfügt. Ungescheut kehrt er also zu der breiten Straße der Tradition zurück, welche sein Vorgänger absichtlich verlassen hatte.

C. H. Albrecht, Sächs. ev.-luth. Kirchen- und Predigergesch. Bd. 1, Forts. 2 S. 896 (1802). — K. G. Dietmann, Die Priesterschaft in dem Kurfürstenthum Sachsen 2, 399 (1753). — Goedeke, Grundriß[2] 2, 376 nennt, einen Irrthum Gottsched's wiederholend, unseren Autor Aeschelbach, während er bei Dietmann Apfelbach heißt. J. Bolte.

Opfergeldt: Friedrich O. (Opfergelt), geb. am 3. December 1668 zu Breslau; 1683 zur Erlernung des Polnischen in Posen, 1688 in Thorn, studirte in Königsberg, Leipzig und Wittenberg, dort 1696 Magister, 1697 Diakonus, später Superintendent in Festenberg, später (1721) Propst am Kloster Unserer Lieben Frauen zu Magdeburg, wo er am 5. October 1740 starb. (Jöcher.) Er schrieb 1728 eine bibliotheca sacra (s. den vollständigen Titel bei Rosenmüller, Handbuch für die Litteratur der biblischen Kritik, Bd. I S. 46), d. h. eine Bibliographie der wichtigsten, besonders exegetischen Litteratur, wozu später (1730) als Ergänzung eine „aufrichtige Nachricht von den jüdischen Lehrern und ihren zur exegesi und antiquität gehörigen Schriften" (s. den vollständigen Titel bei Rosenmüller a. a. O. S. 47), nebst einer kleinen bibliotheca rabbinica, einem etymologischen Wörterbuch und allen möglichen anderen Sachen folgte. — Titel anderer Schriften von ihm s. bei Jöcher. C. Siegfried.

Opfermann: Lucas O., ein dem 18. Jahrhundert angehöriger Jesuit, über dessen Geburts- und Todesjahr die Daten fehlen. Er ist bekannt durch seine Controverse mit den Benedictinern in Erfurt: „Philosophia scholasticorum defensa contra oratorem academicum Erfordiensem" (Erfurt 1748). Opfermann's Angriff galt dem Benedictiner Gordon, Professor der Philosophie in Erfurt. Die durch Opfermann's Auftreten gereizte Benedictinerakademie in Erfurt erließ eine Collectiverklärung gegen den Angreifer, vgl. Nova Acta Eruditorum 1749, p. 143. Ueber Gordon's Verkehr mit Darjes bezüglich dieser Streitsache: Jenaische Gelehrte Zeitung 1750, Stück 46 und 76. Neben O. traten auch andere Jesuiten in Mainz und Würzburg gegen Gordon auf; die hierauf bezügliche Controverslitteratur bei Meusel IV, 289.

Vgl. auch Werner, Gesch. d. kath. Theol. Deutschlands, S. 163.

Werner.

Opfermann: Paul O., geb. 1725 zu Heiligstadt, trat in seinem 18. Lebensjahre in den Jesuitenorden und wurde nach Vollendung seiner Studien in den Lehranstalten des Ordens zu Heiligstadt und in Fulda als Lehrer der Humaniora und Philosophie verwendet und rückte sodann zum theologischen Lehramte vor,

welches er in Mainz und letztlich in Würzburg verwaltete. Als Lehrer der Philosophie in Fulda ließ er eine Logik unter dem Titel „Prima philosophia mentis“ (1758) erscheinen; derselben folgte zu Mainz (1765 ff.) eine Sammlung theologischer Abhandlungen dogmatischen und moraltheologischen Inhaltes; ein letztes Werk war: „Religionis revelatae veritas testimonii methodo demonstrata“ (Mainz 1779, 3 Voll.).

Ein detaillirtes Verzeichniß seiner Schriften bei Backer V, S. 560.

Werner.

Opitz: Christian Wilhelm O., Schauspieler, geb. 1756 zu Berlin, † 1810 in Dresden. O. war wie viele junge Leute damaliger Zeit aus den Hörsälen der Universität auf die Bühne gekommen; er hatte das Studium in Halle aufgegeben, um in der Ostermesse 1775 bei der Seyler'schen Gesellschaft in Leipzig seine ersten theatralischen Versuche zu machen. Der Verfasser der Allg. Bibliothek für Schauspieler und Schauspielliebhaber (I, 49) findet damals, daß O. den Weg Hempels einschlage, mehr Gesehenes copire, als Eigenes schaffe, aber ein brauchbarer Schauspieler zu werden verspreche. Brandes (Lebensbeschreibung II, 208) nennt ihn „eine sehr schätzbare Acquisition“ Seyler's. 1780 ging O. zur Gesellschaft Bondini's, unter dem er zu großer Vollkommenheit gelangte, verließ 1785 auch diese Truppe wieder und kam, nachdem er u. a. in Petersburg gespielt hatte, 1789 zu Franz Seconda, der ihn mit der Leitung seines Unternehmens betraute. O. ließ sich in dieser Stellung vom Modegeschmack mehr als vom guten beherrschen, übertrieb die Strenge der damaligen Censur noch, vertheilte Rollen nach Gunst und setzte wirkungsvolle Reden der einen Rolle in die andere. Das Versdrama fand unter ihm keine Pflege, die Mittelmäßigkeit wurde von ihm bevorzugt, Kotzebue war der Herr des von ihm aufgestellten Repertoires (vgl. Prölß, Gesch. des Dresdner Hoftheaters S. 330 bis 340). Als Schauspieler fehlte es ihm weder an Begabung noch an Bildung und Routine, wohl aber an künstlerischer Innerlichkeit, und man versteht die Kritiker, welche ihn der Uebertreibung und Affectation zeihen, wenn man einen Blick auf irgend eines der von ihm existirenden Costümblätter wirft, z. B. in dem „Räsonnirenden Theaterjournal“ 1784, welche seine Tanzmeistermanieren klar vor Augen bringen.

Joseph Kürschner.

Opitz: Heinrich O. (Opitius), gelehrter Theologe, war geboren in Altenburg am 14. Februar 1642, Sohn eines Seidenhändlers. Als Knabe zeigte er schon eine gesangreiche Stimme und musikalisches Talent und ward, kaum 13 Jahre alt, in die Hofcapelle des Herzogs aufgenommen, der ihm nachher auch eine jährliche Unterstützung während seiner Studienjahre bewilligte. Im J. 1662 bezog er die Universität Wittenberg, später ging er nach Jena und erwarb hier 1665 die Magisterwürde. Er war hier vorzugsweise Schüler des J. Musäus. Nach einigem Aufenthalt in Leipzig und Hamburg, wo er unter Edzardi sich besonders mit den orientalischen Sprachen beschäftigt hatte, ging er 1667 nach Kiel, um diese Studien unter Wasmuth, der in dieser Beziehung Ruf genoß, fortzusetzen und habilitirte sich hier als Privatdocent. Indeß 1670 wurde er in den Stand gesetzt zur Erweiterung seiner orientalischen Kenntnisse eine Reise nach Holland und England antreten zu können. Er benutzte die Bibliotheken in Leyden und Utrecht und machte Bekanntschaft mit namhaften Philologen, Voetius, Gronovius, Graevius, Leusden &c. In London benutzte er gleichfalls die königliche Bibliothek und schloß Freundschaft mit dem Orientalisten Edmund Castellus und M. Polus, dann hielt er sich eine Zeit lang in Oxford auf, excerpirte hier orientalische Handschriften, namentlich der Bodlejanischen Bibliothek und verkehrte mit dem Orientalisten E. Pocock. Nach Kiel zurückgekehrt, arbeitete er sein Buch aus: „Atrium linguae sanctae“, Hamb. 1671, das noch 1769 in

13. Auflage von Degenkolb bearbeitet erschienen ist. Da es ihm jedoch nicht gelang hier Anstellung zu finden, ging er nach Jena, wo er Adjunct der philosophischen Facultät ward. 1675 ward er nach Kiel zurückberufen als Professor der griechischen Sprache, 1678 ward ihm eine Professur der morgenländischen Sprachen übertragen, 1689 ward er Professor der Theologie an Wasmuth's Stelle und zugleich Dr. theol. 1695 rückte er in die zweite Stelle der theologischen Facultät und 1704 ward er zum Oberconsistorialrath ernannt. Er starb am 24. Februar 1712. Unter seinen Schriften sind besonders hervorzuheben ein „Novum lexicon Hebraeo-Chaldaeo-biblicum", Lips. 1692, 3. Aufl. 1714, und seine „Biblia Hebraica", Jena 1709, 2. Aufl. 1712. An diesem Werk hat er 30 Jahre mit großer Sorgfalt gearbeitet. Er corrigirte selbst jeden Druckbogen sechsmal. Die Kritik äußerte bei der Erscheinung desselben, es übertreffe „an accuration alle bisherigen editiones", getadelt wurde freilich zugleich, daß er nach dem Wasmuth'schen System mit den Vocalpunkten und Accenten Aenderungen vorgenommen. Für seine Zeit war es eine litterarische Erscheinung von Bedeutung.

Vgl.: Zum Felde, Analecta, Lüb. 1719, S. 231. — Molleri Cimbria litt. II, 601 — O. Thieß, Gelehrtengeschichte d. Univ. Kiel, 1801, S. 92. — Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands, Neustadt 1833, Bd. III, 145. — Carstens, Geschichte d. theol. Facultät zu Kiel, 1875, S. 15.

Paul Friedrich O., Sohn des Vorgenannten, geb. in Kiel am 26. März 1684, besuchte die Gelehrtenschule seiner Vaterstadt und darauf deren Universität von 1700 an. Auch er widmete sich mit besonderem Interesse dem Studium der orientalischen Sprachen. Er setzte seine Studien fort in Jena und Leipzig, wo er 1712 Magister ward. Endlich 1721 ward er prof. ord. der griechischen und morgenländischen Sprachen in Kiel, 1727 rückte er in die theologische Facultät ein. Er war ein gelehrter Mann, aber wegen großer Kränklichkeit hat er weder für Universität noch Wissenschaft viel leisten können. Seine Schriften sind nur Gelegenheitsschriften. Er starb am 5. October 1745.

Vgl.: Molleri Cimbria litt. I, 471. — Thieß I, 278. — Döring, Gelehrte Theologen III, 154. — Carstens, Gesch d. theol. Facultät zu Kiel, 1875, S. 22.

Carstens.

Opitz: Josua O., lutherischer Theologe, geb. 1542 und bereits 1562 Prediger zu Burckhardsdorf, Chemnitzer Inspection, 1566 Diakonus in Gera, als welcher er die reußische Confessionsschrift (von S. Musäus 1567 aufgesetzt) mit unterfertigt hat, 1570 Diakonus, 1571 an des verstorbenen Nic. Gallus' Stelle Oberpfarrer und Superintendent in Regensburg. Da er hier, unterstützt vom Schulrector Hieronymus Haubold und den beiden Pfarrern Hieronymus Peristerius und Wolfgang Viereckel, die flacianische Lehre von der Erbsünde auf der Kanzel und im gewöhnlichen Verkehr vertrat, wurde er sammt seinen Parteigenossen vom unwilligen Magistrat 1574 enturlaubt. Gegen den vom Rathe der Stadt Regensburg damals herausgegebenen „Bericht etzlicher im Kirchenamt und Schuldienst enturlaubter Personen halben" (Regensb. 1574) ließ O. 1578 einen „Gründlichen Gegenbericht" ausgehen (Preger, Flacius II, 392). Die evangelischen Stände in Oesterreich unter der Enns, die soeben von Kaiser Maximilian II. die Erlaubniß für ihre Personen und Hausgenossen zum öffentlichen Gottesdienste im Landhause zu Wien erhalten hatten, beriefen den Entsetzten zu ihrem ordentlichen Prediger. Er war da hochangesehen und hat oft mehr als 8000 Zuhörer um sich versammelt. Weil er aber in seinen Predigten wider Papst, Pfaffen, Mönche, Nonnen und alle Greuel des Papstthums donnerte (wo-

bei er mit dem Jesuitenpater Georg Scherer 1577 in einen besonderen Streit gerieth), auch seinen Flacianismus auf die Kanzel brachte, kam es zu einer „Handlung zwischen dem Kaiser Rudolf II. und den evangelischen Ständen wegen Abschaffung Opitii und seiner Mithelfer“ (Raupach, Evangelisches Oesterreich, 1. Fortsetzung S. 287—300). Eine kaiserliche Resolution vom 21. Juni 1578 verfügte, daß O., alle seine Mitprädicanten und Schulmeister sich von Stund an aller Exercitien gänzlich enthalten, noch heut bei scheinender Sonne mit allen ihren Angehörigen aus der Stadt, und die Prädicanten innerhalb 14 Tagen bei ernstlicher unabläßiger Strafe aus allen kaiserlichen Landen machen und sich weiter weder sehen noch betreten lassen sollten. Aus dem Exilio erließ er ein bewegliches „Sendschreiben an alle wahre Christen und beständige Bekenner des heiligen Evangelii unsers Herrn Jesu Christi zu Wien“ (abgedruckt bei Raupach a. a. O. Beilagen S. 171). Nachdem er 200 Meilen weit als Exulant umhergewandert, erhielt er ein neues Pfarramt zu Büdingen in der Grafschaft Isenburg. Hier ist ihm vom calvinischen Geiste und dem Hofteufel also zugesetzt worden, daß er schon ein neues Exilium befürchtete, als ihn und die Seinen am Martinstage 1585 die Pest hinwegraffte.

Auf Grund der von Michael Eychler ihm gehaltenen und zu Ursel 1585 erschienenen Leichenpredigt hat B. Raupach in der Presbyteriologia Austriaca (Hamb. 1741) S. 132 ff. seine im Vorstehenden benutzte Biographie geschrieben. Dem hier und von Rotermund in der Fortsetzung zu Jöcher's Gelehrtenlexikon V, 1133 mitgetheilten Verzeichniß seiner Schriften ist hinzuzufügen seine „Oratio in fam. N. Galli“. G. Frank.

Opitz: Martin O., ein Dichter von geringer unmittelbarer Begabung, aber von großer Belesenheit, reichen Kenntnissen und ungemeiner Rührigkeit, ward durch seinen praktisch klaren Blick, mit dem er die Schäden der vorhandenen deutschen Litteratur erkannte, und durch die Entschiedenheit, mit der er die aus der romanischen Renaissancepoesie entlehnten, ganz äußerlichen Heilmittel selbst anwandte und auf ihren allgemeinen Gebrauch drang, zum Begründer und Führer einer neuen Periode unserer Litteratur, welche mehr als ein Jahrhundert umspannte. Dichter, die an Umfang und Kraft ihrer natürlichen Anlage wie an künstlerischem Sinn ihm weit überlegen waren, haben verehrungsvoll wie zu einem unerreichbaren Genius zu ihm aufgeblickt und sich willig zu unbedingtem Gehorsam seinen Gesetzen unterworfen; die Grundregeln, welche er für die äußere Form unserer Dichtung aufgestellt hat, gelten bis auf den heutigen Tag noch ziemlich allgemein und unangetastet.

O. wurde am 23. December 1597 zu Bunzlau am Bober in Schlesien geboren. Er stammte aus einer bürgerlichen, wohlhabenden und angesehenen Familie evangelischen Bekenntnisses. Seine Mutter, eine geborene Martha Rothmann, der er körperlich und geistig ähnlich gewesen sein soll, starb bald nach seiner Geburt; sein Vater Sebastian O. verheirathete sich später wieder und überlebte noch den Sohn, dessen Ruhm auch auf ihn seinen Glanz warf und ihm zu der Würde eines Rathsherrn in seiner Vaterstadt verhalf. Der Knabe, dessen Fähigkeiten sich in dem noch friedlichen und den Wissenschaften günstigen Zeitalter rasch entwickelten, genoß den ersten Unterricht in der Schule zu Bunzlau, welche sein Oheim Christoph O. († 1606) und nach ihm Valentin Senftleben, ein tüchtiger Schulmann, leitete. Seinem anregenden und väterlich-freundschaftlichen Verkehr verdankte der gelehrige, namentlich mit einem vortrefflichen Gedächtniß begabte Schüler sehr viel. Auch die beiden Freunde, die ihm das ganze Leben hindurch treu zugethan blieben, Kaspar Kirchner (1592—1627) und Bernhard Wilhelm Nüßler (1598—1643), gewann O. schon in diesen frühen Jugendjahren. Siebzehn Jahre alt, vertauschte er die Bunzlauer Schule mit dem

Gymnasium zu St. Maria Magdalena in Breslau, dessen Rector M. Johann Höckel v. Höckelshofen ihm durch seine Empfehlung Zutritt in das Haus des Stadtphysicus Dr. Daniel Bucretius (Rindfleisch) und seines nachmaligen Nachfolgers Dr. Kaspar Kunrad verschaffte. Dadurch sowie durch den Verkehr mit dem Breslauer Syndicus Nicolaus Henelius wurde der Gesichtskreis des Jünglings außerordentlich erweitert. Sein Streben richtete sich schon jetzt auf die Dichtkunst, zu der er sich den Weg durch philosophische und philologische Studien ebnen wollte. Zum Lebensberuf erwählte sich der Ehrgeizige, der nach einer auch äußerlich glänzenden Laufbahn trachtete, die Rechtswissenschaft. Deshalb bezog er gegen 1617 das akademische Gymnasium zu Beuthen an der Oder, welches Freiherr Georg v. Schönaich-Carolath gewissermaßen als protestantische Hochschule Schlesiens kurz zuvor gegründet hatte. Die alten Studien wurden hier fortgesetzt, das der Rechtswissenschaft nur nebenher betrieben, die Dichtkunst aber eifriger als je gepflegt. Schon 1616 hatte O. eine kleine Sammlung lateinischer Gedichte unter dem Titel „Strenarum libellus“ seinem Lehrer Senftleben widmen können; jetzt folgten weitere Proben lateinischer Verse, dem kaiserlichen Hofrath und schlesischen Kammerfiscal Tobias Scultetus v. Bregoschütz und Schwanensee zugeeignet, dessen Haus, der Mittelpunkt des geistig-gesellschaftlichen Lebens in Beuthen, ihm auf die Empfehlung gelehrter Gönner freundlich erschlossen worden war. Aber auch in deutschen Reimen versuchte er sich jetzt, in Alexandrinern, deren Silben nach französischer Art vorläufig nur gezählt, nicht nach ihrem Tonwerthe gegen einander abgemessen waren, und gesellte sich dadurch den Männern bei, welche, wie der von ihm gerühmte Ernst Schwabe von der Heyde, auch die deutsche Dichtung nach den Gesetzen, die seit der Renaissance in den romanischen Litteraturen galten, formal umzubilden und dadurch zum Rang einer gelehrten Kunst zu erheben wünschten. Diesen Zweck verfolgte O. schon jetzt auch auf theoretischem Wege. Er verfaßte 1617 in lateinischer Sprache — denn an die gelehrten Verächter des Deutschen durfte er, wenn er gelesen werden wollte, nur lateinisch schreiben — die Schrift „Aristarchus sive de contemptu linguae Teutonicae“. Nachdem er, vermuthlich durch die Büchersammlung des Scultetus, mit den neueren Dichtern Italiens, Frankreichs, Hollands und Englands bekannt geworden war, wollte er auch sein Volk nicht länger hinter den andern zurückstehen sehen. Mahnend wies er auf die Tapferkeit und Tugend unserer Vorfahren, auf die Kraft und Hoheit ihrer Sprache hin, die sich unverfälscht durch die Jahrhunderte, da die antiken Sprachen verkamen, erhalten habe; nachdrücklich eiferte er gegen den Unfug der Sprachmengerei, der während der letzten Jahrzehnte in Deutschland immer weiter um sich gegriffen hatte — er wußte kaum, daß zur gleichen Zeit, da er dies schrieb, die fruchtbringende Gesellschaft begründet wurde, welche die Reinigung der deutschen Sprache sich zum ersten Zwecke setzte —; jugendlich keck verwerthete er sein geringes, aus Goldast's Arbeiten geschöpftes Wissen von unserer mittelalterlichen Dichtung, um sein Lob unserer alten, echten Sprache mit Beispielen zu unterstützen, und nachdem er durch die rühmende Aufzählung der besten neueren Dichter bei den Nachbarvölkern den vaterländischen Ehrgeiz angestachelt, stellte er einige äußerliche Regeln für den deutschen Versbau auf, die er den Franzosen abgelernt hatte, und theilte als Proben seine eignen Versuche nach der neuen Metrik mit. Nach außen hin tennte diese Schülerarbeit keine große Wirkung thun; für O. selbst aber bedeutete sie den ersten, wichtigen Schritt auf einer Bahn, auf der er bald die größten Erfolge erreichen sollte.

Das Verhältniß zu Scultetus erlitt um diese Zeit eine Störung: O. bezog daher 1618 die Universität Frankfurt a. O. Hier traf er seinen Freund Nüßler wieder. Als derselbe aber 1619 Frankfurt verließ, wanderte auch O. fort, nc

Heidelberg, wol weniger wegen der juristischen Vorlesungen, die er daselbst hören sollte, als wegen der dortigen kostbaren Bibliothek und wegen des Glanzes des kurfürstlichen Hofes. Auch in Heidelberg suchte er den Umgang mit einflußreichen Männern; bald gewann er die Gunst des pfälzischen Geheimraths Georg Michael Lingelsheim, trat in Beziehungen zu dem Philologen Janus Gruter, dem Vorstand der Bibliothek, suchte bedeutendere Gelehrte in dem nahen Tübingen auf und bildete den Mittelpunkt eines Kreises von jüngeren, lebensfrohen und geistig rührigen Genossen, unter denen er namentlich Julius Wilhelm Zincgref für seine litterarischen Reformpläne gewann. Den heitern und anregenden Verkehr störten die Kriegswirren, die 1620 über die Erblande des Winterkönigs hereinbrachen. Als im Herbst die spanisch-wallonische Armee unter Spinola gegen die Pfalz heranrückte, verließ O. mit dem befreundeten Dänen Heinrich Albert Hamilton die bedrohte Universitätsstadt und wandte sich zunächst rheinabwärts nach Leyden, um Daniel Heinsius zu besuchen, den im „Aristarchus“ schon mit höchstem Ruhme genannten Gelehrten und Dichter, dessen „Lobgesang Jesu Christi“ er bereits vor Jahr und Tag übersetzt hatte. Er wurde ebenso ehrenvoll als herzlich aufgenommen; ein freundschaftlicher Briefwechsel verband die beiden für die Folge auch in der Ferne mit einander. Auch die übrigen hervorragenden Philologen Hollands lernte er kennen, bevor er über Amsterdam und den Haag nach Jütland ging, um dort bei Hamilton den Winter zuzubringen. Die Rauheit des Landes und die einsame Abgeschiedenheit von den mitunter ausgelassenen Freuden seines Studentenlebens, dazu die immer trüber werdende Aussicht in die Zukunft Deutschlands brachte ihn zu ernster Einkehr in sich selbst; auch seine Dichtung, die bisher namentlich verliebten Scherzen diente, wandte sich jetzt bedeutenderen Fragen zu und bekam einen würdigeren, wol auch schwermüthigeren Charakter. Mit dem Herannahen des Sommers 1621 trieb ihn die Sehnsucht nach der Heimath trotz den Kriegsgefahren nach Schlesien zurück.

Vorzugsweise verweilte er hier am Hofe des Herzogs Georg Rudolf von Liegnitz, des damaligen Landeshauptmanns von Schlesien, in dessen Dienst seine Jugendfreunde Kirchner und Nüßler standen; doch schlug er selbst, mit classischen Studien und dichterischen Versuchen beschäftigt, mehrere Anstellungen, die sich ihm damals darboten, vorerst aus. Erst im Frühling 1622 folgte er einem Rufe an das Gymnasium zu Weißenburg in Siebenbürgen, für welches Fürst Bethlen Gabor sich von dem Herzog Johann Christian von Brieg, einem Bruder Georg Rudolfs, brauchbare Schulmänner erbeten hatte. Seine amtlichen Pflichten — er hatte Cicero, Horaz und Seneca zu erklären — ließen ihm Muße, für ein historisch-archäologisches Werk „De Dacia antiqua“, das er auch später stets im Auge behielt, aber nie vollendete, allerlei zu sammeln, namentlich Inschriften, welche er nachher bedeutenderen Philologen zur Benützung überließ. Von dem Fürsten wurde er huldvoll behandelt; auch Freundschaft und Liebe fehlten nicht, um ihm den Aufenthalt in der Fremde zu verschönern. Gleichwol fühlte er sich unbehaglich und einsam: das Klima und die Lebensweise sagte ihm nicht zu, Krankheit suchte ihn heim, dazu kam Geldmangel, da sein Gehalt saumselig ausgezahlt wurde, und die Sehnsucht nach gleichstrebenden Genossen in der Heimath. Unter solchen Umständen brachte O. seinen ersten Plan, dem Vaterlande länger fern zu bleiben und sogar Griechenland zu bereisen, nicht zur Reife, sondern erbat, als der Fürst 1623 einen neuen Kriegszug gegen den Kaiser vorbereitete, seinen Abschied und kehrte im Sommer nach Schlesien zurück. Ueber Jahr und Tag blieb er hier, meist am Hofe zu Liegnitz, ernsten Vorarbeiten für seine „Dacia antiqua“ und fruchtbaren dichterischen Bestrebungen hingegeben. Dem Andenken an Siebenbürgen widmete er das Gedicht „Zlatna oder von Ruhe des Gemüthes“; auf den Wunsch des Herzogs, der ihn dafür zum fürstlichen

Rath ernannte, verfaßte er u. a. (nach Motiven aus den Psalmen und nach den Melodien des Hugenotten Goudimel) „Die Episteln der Sonntage und fürnehmsten Fest' des ganzen Jahrs". Zur gleichen Zeit gab Zincgref 1624 zu Straßburg die erste Sammlung der Opitzischen Gedichte heraus, die bisher einzeln gedruckten größeren Stücke mit zahlreichen, nur handschriftlich bekannten Proben vermehrt. Die Ausgabe war nicht ohne Vorwissen und Einwilligung Opitzens unternommen worden, denn er hatte selbst eine Vorrede beigesteuert, worin er sich ähnlich wie im „Aristarchus" über seine litterarischen Reformpläne äußerte; aber wenig zufrieden war er mit der Ausführung des Unternehmens, wol auch mit dem Anhang, welcher verschiedene, meist dichterisch werthlose Versuche Zincgref's und seiner Freunde enthielt: mit seinen künstlerischen Ansichten und Forderungen war er doch seit dem Heidelberger Aufenthalt weit fortgeschritten. Unwillig über das voreilige Benehmen seiner ehemaligen Studienfreunde, faßte er seine Gedanken über die deutsche Dichtkunst 1624 rasch zusammen in dem binnen fünf Tagen niedergeschriebenen „Buch von der deutschen Poeterei", der grundlegenden Poetik des gesammten folgenden Jahrhunderts.

Das an den „Aristarchus" anknüpfende Werkchen war nicht sowol ein Ergebniß eigner Geistesarbeit als vielmehr eine geschickte Compilation von Aussprüchen der verschiedenen alten oder neueren Schriftsteller, welche als Lehrer der Dichtkunst das ganze Zeitalter der Renaissance beherrschten. Ihrem Einflusse hatte sich bisher nur die deutsche Dichtung, noch volksthümlicher geartet, großentheils entzogen; um auch sie zu dem Ansehen einer gelehrten Kunst zu erheben, unterwarf sie O. den Gesetzen, welche in der neulateinischen, in der holländischen und in den romanischen Litteraturen längst unantastbar galten. Diese Grundsätze und Regeln holte er meistens wörtlich aus der Poetik Julius Cäsar Scaliger's und aus Ronsard's „Abriß der Dichtkunst", „Caprice à Nicolas" und den beiden Vorreden zur „Franciade"; daneben schöpfte er aus Aristoteles, Horaz (sermones und epistolae), Quintilian, Casaubonus, Hieronymus Vida und mehreren andern antiken und spätern Quellen. So trug er allerlei Brauchbares zusammen über den göttlichen Ursprung und die hohe Würde der Poesie, welche durch die moderne Gelegenheitsdichterei schwer geschädigt werde und nur dann ungetrübt bewahrt bleibe, wenn der Dichter mit der „natürlichen Regung" den Fleiß ernster Arbeit und die Vortheile einer gründlichen classischen Bildung vereinige, wiederholte, was seine Gewährsmänner von der poetischen Erfindung und Anordnung sowie von den einzelnen Dichtungsarten gesagt hatten, gab nach ihrem Beispiel manche beherzigenswerthe Vorschriften über die Reinheit und Deutlichkeit der Sprache, die natürliche Bildung und Stellung der Wörter, über Wohlklang und Tonmalerei, über Würde und unterscheidende Charakteristik des Ausdrucks, endlich über die Reinheit des Reimes, über den festen Bau des Verses und über den Gebrauch gewisser iambischer oder trochaischer Versmaße und Strophengefüge (besonders über den Alexandriner, über das Sonett und über den epigrammatischen Vierders, den quatrain). Am wichtigsten unter allen diesen formalen Bestimmungen wurde die vorher schon von dem Grammatiker Johann Clajus ausgesprochene und von Ernst Schwabe vielleicht angewandte, von O. aber zuerst mit allem Nachdruck hervorgehobene und trotz dem Widerspruch einzelner (namentlich Tobias Hüebner's) mit Erfolg allgemein durchgeführte Regel, daß der deutsche Vers im Gegensatz zu dem romanischen (auch zum altdeutschen Vers des 16. Jahrhunderts), in welchem die Silben nur gezählt, nicht gemessen wurden, einen regelmäßigen Wechsel von betonten und unbetonten Silben erfordere.

Nach diesen Grundsätzen arbeitete O. seine eignen Gedichte sorgfältig um, und so erschien im Herbst 1625 die erste von ihm selbst besorgte Ausgabe seiner

„Deutschen Poemata", gegenüber der Zincgref'schen Sammlung durchaus verändert und verbessert und trotz der strengeren Auswahl aus den Jugendversuchen bedeutend vermehrt, dem Fürsten Ludwig von Anhalt-Cöthen, dem Oberhaupt der fruchtbringenden Gesellschaft, gewidmet. Nachdem O. sich nämlich im Februar 1625 einer Gesandtschaft der schlesischen Fürsten und Stände nach Wien angeschlossen und bei dieser Gelegenheit dem Kaiser Ferdinand II. selbst ein Gelegenheitsgedicht überreicht hatte und dafür zum poeta laureatus ernannt worden war, hatte er sich im Sommer vermuthlich auch dem Fürsten von Cöthen persönlich genähert auf einer Reise nach Sachsen, die ihn vor allem in Wittenberg mit dem Professor August Buchner, fortan dem treuesten Anhänger und Verkündiger der Opitzischen Lehre, innig befreundete und in Dresden mit dem Dichter Johann Seussius und dem Capellmeister Heinrich Schütz zusammenführte. Auch seine poetischen Arbeiten ruhten während derselben nicht: sein Bestreben, die deutsche Dichtung durch Anlehnung an die classischen und classicistisch-gelehrten Litteraturen zu heben, führte ihn dazu, daß er die „Trojanerinnen" des Seneca möglichst genau nach dem Original in Reimen übersetzte, die Trimeter in Alexandrinern, die Chöre in kürzeren iambischen oder trochaischen Versen. Nach Schlesien zurückgekehrt, vollendete er eine deutsche Umdichtung der „Klagelieder Jeremiä" (mit Hilfe einer lateinischen Bearbeitung des Hugo Grotius), welcher eine ähnliche Uebertragung des „Hohen Liedes" (1627) und des Propheten Jona (1628) folgten, und übersetzte für einen Breslauer Buchhändler den lateinischen Roman „Argenis" von Johann Barclay.

Aber die ehrfurchtsvollen Widmungen, mit denen er diese Schriften an hochgebietende Herren und Gönner sandte, verschafften ihm zunächst ebenso wenig wie die persönlichen Bekanntschaften in den höchsten Kreisen eine seinen Wünschen gemäße Stellung. Schon dachte er daran, als gewöhnlicher Hofmeister ein paar adelige Herren nach Paris zu begleiten, auch der Plan einer Rückkehr nach Siebenbürgen tauchte zeitweise auf: da nahm ihn 1626 auf Kirchner's Empfehlung Burggraf Karl Hannibal I. von Dohna, seit 1623 Präsident der kaiserlichen Kammer zu Breslau, der vor Jahresfrist an der Spitze der schlesischen Gesandtschaft nach Wien gestanden war, als Secretär und Leiter der geheimen Kanzlei in seine Dienste. Dohna war der unbedingteste Anhänger des Kaisers, der gefährlichste und am meisten gehaßte Feind des Protestantismus in Schlesien; dem Protestanten O., der das lutherische Bekenntniß allerdings schon seit seinem Aufenthalt am Liegnitzer Hofe mit dem calvinistischen vertauscht hatte, konnte und durfte man es verargen, daß er bei diesem Mann ein Amt suchte und annahm. Doch gestand ihm Dohna völlige Glaubensfreiheit und, was den Dichter noch mehr locken mochte, genügende litterarische Muße zu und hielt dieses Versprechen gewissenhaft. Dies hinderte jedoch nicht, daß O. in seinem Auftrag für die katholische Sache wichtige geheime Briefe an Papst, Kaiser und Fürsten abzufassen und Reisen zu den Fürsten und Führern der katholischen Partei zu machen hatte, bald allein, bald mit seinem Herrn. Die persönliche Achtung und Freundschaft, deren ihn Dohna würdigte, und das sorgenfreie Auskommen, welches ihm sein Amt gewährte, ließen O. sogar zu einer Zeit noch in diesem Amte verbleiben, wo die jesuitische Umgebung des Burggrafen ihm seine Stellung äußerst unbehaglich machte und wo die offene, grausame Verfolgung der schlesischen Protestanten, ja der eignen nächsten Verwandten des Dichters, die Dohna ins Werk setzte, einen stärkeren, seinem Glauben treueren und über seine Ehre strenger wachenden Charakter hätte zwingen müssen, den Dienst dieses Mannes zu verlassen. Noch mehr, O. übersetzte im Auftrag des Burggrafen das vielberufene „Manuale controversiarum" des Jesuiten Martin Becanus, eine umfangreiche Anweisung zur Bekehrung der Protestanten, aus dem Lateinischen ins

Deutsche (gedruckt 1631). Kaiser Ferdinand, der den Dichter schon am 14. September 1627 in den Adel erhoben und ihm den Beinamen „v. Boberfeld" ertheilt hatte, belohnte diese Uebersetzerarbeit mit einem ansehnlichen Geldgeschenk, durch welches O. sich in Stand gesetzt sah, vom Februar bis zum October 1630 eine größere Reise nach Paris zu unternehmen. Ohne politische Aufträge, lediglich zu seinem eignen Genuß und Studium zog er langsam von Stadt zu Stadt, suchte überall Gönner und Freunde und vor allem hervorragende Gelehrte auf, knüpfte in Paris besonders mit Hugo Grotius ein innigeres persönliches Verhältniß an und beobachtete aufmerksam die neuesten Wandlungen in den litterarischen Zuständen Frankreichs, ohne jedoch die Bedeutung dieses Umschwungs nach Gebühr zu würdigen oder gar seine eignen Bestrebungen für die heimische Dichtkunst darnach irgendwie zu verändern. Die Uebersetzung des holländischen Gedichts „Von der Wahrheit der christlichen Religion" von Grotius (1631), schon zu Paris begonnen, war eine der unmittelbarsten Früchte der französischen Reise. Auch zu allerlei sonstigen poetischen Arbeiten fand O. in jenen Jahren reichliche Muße. Im September 1632 aber löste sich das Verhältniß zu Dohna in unerwarteter Weise, als bei der Belagerung Breslaus durch die verbündeten sächsisch-brandenburgisch-schwedischen Heere der Burggraf durch die erbitterte Bürgerschaft zur Flucht gezwungen wurde. O. blieb zurück und vielleicht noch eine Zeit lang in geheimer Verbindung mit Dohna; mit dem Tode desselben (am 21. Februar 1633) aber sah er sich wieder frei und auf sich allein angewiesen.

Er suchte sich daher neuerdings durch Widmung zweier größerer Werke, der dritten Auflage des „Lobgesangs Jesu Christi" und des Lehrgedichts „Vesuvius", den Herzögen von Liegnitz und Brieg zu nähern. Nicht ohne Erfolg: im April 1633 wurde er von beiden zur Erledigung ihrer Geschäfte in Breslau und zu diplomatischen Sendungen in ihre Dienste genommen. So begann wieder ein unruhiges Wanderleben für ihn. Mancherlei Reisen führten ihn bald an einzelne schlesische Städte und Höfe, bald in das schwedische Hauptlager und zu den evangelischen Fürsten, denen er jetzt treu und mit voller Entschiedenheit anhing, durch ganz Deutschland. Politisch thätig, suchte er dabei auch persönlich allerlei zu lernen und bedeutende Bekanntschaften anzuknüpfen. Er verkehrte freundschaftlich mit dem Prinzen Ulrich von Holstein (gefallen im August 1633), dem Sohne Christians IV. von Dänemark, verweilte 1633 mehrere Wochen zu Frankfurt a. M. bei Oxenstjerna, sah Heidelberg wieder, wurde in Cöthen von Fürst Ludwig auf das huldvollste empfangen, nachdem er schon 1629 in die fruchtbringende Gesellschaft aufgenommen worden war, ging 1634 nach Berlin, Stettin und Thorn und machte als herzoglich-schlesischer Agent im schwedischen Lager den Zug Baner's, dessen volle Gunst er gewann, nach Böhmen mit. Zu Anfang 1635 gab Herzog Johann Christian seinen Vorsitz im schlesischen Ständeconvent auf; O. war wieder seines Dienstes entlassen. In sorgenvoller Lage vergingen ihm mehrere Monate zu Breslau; im Sommer flüchtete er sich, da er nicht sicher war, daß der Kaiser seinen Abfall zu der protestantischen Partei unbestraft lassen werde, wieder nach Thorn, wo seine Herzöge jetzt fern von der Heimath weilten. Hier ward er dem König Wladislaw IV. von Polen bekannt, welcher, geschmeichelt durch ein damals vielbewundertes Lobgedicht, 1636 den gefeierten, auch diplomatisch brauchbaren Poeten aufforderte, ihm nach Danzig zu folgen und ihm das Amt eines königlichen Geschichtschreibers mit einem Anfangsgehalt von 1000 Thalern anbot, ohne ihn dadurch an seinen Hof zu binden und zu fortlaufenden Geschäften in seinem Dienste zu verpflichten. Die definitive, vom Reichtag genehmigte Anstellung des Dichters, der vorher noch rechtzeitig manchen einflußreichen polnischen Hofmann besungen und namentlich dem Grafen

Gerhard Dönhof 1636 seine Uebersetzung der Sophokleischen „Antigone" gewidmet hatte, scheint erst im Juni 1637 erfolgt zu sein. Um sich des neuen Amtes würdig zu zeigen, verfaßte er eine Reihe kleiner Aufsätze zur polnischen Geschichte („Variarum lectionum liber, in quo praecipue Sarmatica", 1637). Gelehrte und halbgelehrte Arbeiten beschäftigten ihn jetzt überhaupt mehr als rein poetische; er hatte selbst die schmerzliche Empfindung, daß seine Dichterkraft unter der Last der bösen Jahre, durch seine ruhelose politische Thätigkeit gebrochen sei. Er suchte den Entwurf seiner „Dacia antiqua" wieder hervor, begann die Schrift des Augustinus „De civitate Dei" zu verdeutschen, übertrug u. a. aus lateinischen und französischen Uebersetzungen mit Hilfe verschiedener Commentare und unter Beiziehung eines des Hebräischen kundigen Gelehrten, immer wieder bessernd und feilend, nach und nach den ganzen Psalter in deutsche Reime (1637 vollendet), überarbeitete für einen Frankfurter Buchhändler eine ältere Uebersetzung der „Arcadia der Gräfin Pembroke" von Sidney (1638), besorgte neue Auflagen seiner einzelnen Werke und seiner gesammelten Gedichte und gab eine von ihm aufgefundene, jetzt verschollene Handschrift des Annoliedes mit umfangreichen Anmerkungen heraus, welche eine damals ungewöhnliche Kenntniß der mittelhochdeutschen Sprache bekunden (1639). Wenige Wochen nach dem Abschluß dieser Arbeit raffte ihn ein jäher Tod hinweg: von einem pestkranken Bettler, dem er ein Almosen reichte, angesteckt, starb er am 20. August 1639 zu Danzig, von Freunden in seinen letzten Stunden gepflegt, von seinen vielen persönlichen Bekannten aufrichtig betrauert, von dem gesammten litterarischen Deutschland laut beklagt, von den begabtesten Dichtern der gleichaltrigen und der folgenden Generation überschwänglich gepriesen.

„Du Pindar, du Homer, du Maro unsrer Zeiten", rief Fleming dem Geschiedenen nach, und in einem andern Sonette feierte er ihn als den „Meister deutscher Lieder, das Wunder unsrer Zeit". Es war der Dichter mindestens ebenso sehr als der Sprach- und Versreiniger, den man in O. bewunderte. Sein unbestreitbares Verdienst, die deutsche Dichtkunst durch die sorgfältigere Pflege, die er ihrer äußeren Form angedeihen ließ, und durch den humanistisch-gelehrten Stil, den er ihr aufprägte, in der Schätzung der akademisch gebildeten und höfisch verfeinerten Gesellschaft gehoben zu haben, ein Verdienst, das überdies nicht ihm allein und zuerst in Deutschland, sondern — wenigstens zum Theil — schon vor ihm dem anhaltischen Hofrath Tobias Hübner und dem Schwaben Rudolf Weckherlin zukam, erhöhten seine begeisterten Verehrer im 17. und in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu dem Verdienste, daß er durch seine eignen dichterischen Schöpfungen unsere Poesie mit einem neuen, edlen Gehalt erfüllt und sie aus den Wirrnissen der Barbarei und des Verfalls auf die Bahnen der unverfälschten, schönen Natur zurückgelenkt habe. Zu dem formalen Sinn und Geschick, das er wirklich besaß, legten sie ihm noch eine bedeutende unmittelbare Dichterkraft bei, deren er sich in der That niemals erfreute. Seine natürliche Anlage reichte für das leichte Gesellschaftslied aus; Liebe, Frühling, mäßigen Lebensgenuß besang er mit manchem anmuthigen, gefällig hinfließenden Verse voll behaglicher Heiterkeit, der es nicht an munteren Scherzen und hübschen Einfällen fehlte. Freilich war, was ihm am besten gelang, selten seine eigenartige Erfindung, sondern nur Nachbildung fremder Muster. Bei den Meistern der geistlichen wie der weltlichen Lyrik, bei den Psalmisten und Sängern des deutschen Kirchenliedes, bei Anakreon und den Verfassern der griechischen Anthologie, bei Properz, Petronius Arbiter, Dionysius Cato borgte er dichterische Motive; er ahmte Daniel Heinsius, Joseph Justus Scaliger, Hugo Grotius, Muretus, John Owen und andere Neulateiner, Petrarca und Veronica Gambara von Brescia, vor allen anderen aber Ronsard in Liedern, Sonetten, geistlichen Gedichten und

Epigrammen nach. Größe des Gedankens und Tiefe des Empfindens vermißt man dabei ziemlich überall ebenso wie individuelle Ausgestaltung des Sinns und der Worte. Und wie bei den zahlreichen, rasch wechselnden Liebeshändeln des Dichters eine kraftvolle, mit siegender Gewalt dem Herzen entströmende Leidenschaft kaum je zu bemerken ist, so vernimmt man selbst in den besten Erzeugnissen seiner Lyrik keine unmittelbaren, mächtig ergreifenden Herzenstöne: alle seine Lieder sind in erster Linie Werke des bewußt mit kühler Ruhe schaffenden Verstandes. Ganz und gar künstlich gemacht, nur mit dem Kopf ausgearbeitet sind seine Gelegenheitsgedichte im engeren Sinn. Obwol O. selbst gegen diese Gattung der Poesie von Jugend auf eiferte, ist die Zahl seiner Versuche in derselben doch Legion. Hier herrscht durchweg eine blühende, in ihren Mitteln nicht wählerische, aber äußerst gewandte Rhetorik. Die mannigfaltigste Gelehrsamkeit in Geschichte und Sage, Länder- und Völkerkunde, in den Naturwissenschaften und technischen Disciplinen wird aufgeboten, um den Mangel an Poesie zu ersetzen; in geschickter Anordnung und Steigerung reiht der Verfasser, immer schildernd und belehrend, ein Glied an das andere, Bilder, Gleichnisse, Gegensätze, geistreiche Einfälle, und ist ernstlich bemüht, dem Vers auch äußerlich Fülle und Pracht zu verleihen: aber trotz aller Sauberkeit, Gewandtheit, ja zeitweiligen Zierlichkeit des Ausdrucks ringt er vergeblich mit seiner kühlen und phantasielosen Natur.

Noch stärker macht sich dieser Mißstand bei seinen größeren, beschreibenden oder lehrhaften Gedichten geltend. Selbst die „Trostgedichte in Widerwärtigkeit des Krieges" (1621 in Jütland geschrieben, 1633 erst gedruckt), das älteste und poetisch bedeutendste dieser größeren Werke, in welchem wenigstens bei der grellen Schilderung der Kriegsgreuel, bei einzelnen Beispielen von Standhaftigkeit und unverzagter Ausdauer im Unglück, die dem deutschen Volke zum Trost vorgehalten werden, bei dem Schlußgebet um Kraft und Hilfe von oben ein warmer Ton persönlicher Theilnahme vorklingt, ermüden und erkälten unser Empfinden durch die Fülle sagenhafter oder geschichtlicher Begebenheiten und philosophisch-moralischer Betrachtungen, welche allerorten eingeflochten sind. Der Reminiscenzen aus fremden, alten und neueren Schriftstellern sind im ganzen wie im einzelnen so viele, daß es auch hier zu keiner individuellen Darstellung kommt. Noch reicher mit Gelehrsamkeit angefüllt sind die Gedichte, welche von der Beschreibung bestimmter Landgüter und Gegenden ausgehen oder auf ihre Verherrlichung abzielen („Zlatna" 1623, „Vielgut" 1629 und „Vesuvius" 1633). Keine auch noch so ferne Gelegenheit wird versäumt, um mythologische, antiquarische, naturwissenschaftliche Kenntnisse zu verrathen: die antiken Philosophen und Moralisten und die biblischen Schriftsteller werden unermüdlich geplündert, um Lebensregeln, Sittensprüche und sonstige Lehren menschlicher und göttlicher Weisheit anbringen zu können. Daneben sind die Gedanken immer äußerlich an einander geknüpft, die Uebergänge künstlich durch den tüftelnden Verstand gemacht. Jede Naivetät, jedes freie Schaffen aus innerem Drange fehlt; überall merkt man die bewußte Absicht, welche — und zwar von Jahr zu Jahr in höherem Grade — auch das ganz Unpoetische zum Gegenstand der Dichtkunst machen will. Ebensowenig waltet echte Empfindung in dem an Beschreibung überreichen „Lob des Landlebens" (um 1623 nach dem bekannten Horazischen Motiv gedichtet), in dem von unpassenden und gesuchten Einfällen nicht freien „Lobgesang über den freudenreichen Geburtstag unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi" (1624) und in dem vom Dichter satirisch gemeinten „Lob des Kriegesgottes Martis" (1628), welches eine Fülle von Beschreibung und Gelehrsamkeit ganz äußerlich ohne Folgerichtigkeit und logische Strenge der Gedanken neben einander aufhäuft. Belehrung und Beschreibung sind auch die Hauptzwecke, welche O. in seiner aus

prosaischer Erzählung und künstlichen lyrischen Gedichten zusammengesetz „Schäferei von der Nymphen Hercynie" (1630) verfolgte. Sein Vorbild w namentlich Sidney's „Arcadia"; daneben berief er sich in der Widmung an Grafen Hans Ulrich Schafgotsch, den zu verherrlichen er die Personen und schicke seines ganzen Hauses in den Roman verflocht, noch auf viele andere äl und neuere Dichter einer idealen Schäferwelt; auch die von ihm nicht besond genannten Werke Montreux', Urfés und Montemayor's ließ er nicht unbeach Die Erfindung und der Aufbau des Romans ist herzlich schwach und oft künstelt; die sprachliche Ausführung und in den eingestreuten Gedichten auch Behandlung des Metrums zeugt von größter Gewandtheit; dagegen stört au ordentlich die beständige Vermischung idealer und realer Elemente: als die Hau personen seines Romans führt O. sich selbst und drei seiner Freunde unter Gestalt von Schäfern in diese dem wirklichen Leben so ganz entfremdete der Nymphe Hercynie ein. Bei den Zeitgenossen aber erreichte er auch seinen Zweck: die Nürnberger Dichterschule griff die Motive der Schäferpo die ihr hier geboten wurden, begierig auf.

Einen ähnlichen Erfolg erzielte O. mit seinen dramatischen Versuchen. S Oper „Daphne", zur Vermählung einer kursächsischen Prinzessin (1627) gedic und von Heinrich Schütz in Musik gesetzt, war zwar nur eine freie Uebertrag der gleichnamigen ersten italienischen Oper von Octavio Rinuccini (1594), wu aber in der Geschichte des deutschen Dramas bedeutend als erstes Muster e neuen, bald an den Höfen und in den Städten überaus eifrig gepflegten G tung, der Oper. Die dichterischen Eigenschaften des Werkes waren gering, Handlung dürftig, der Bau der einzelnen Acte mit ihren regelmäßigen Sch chören ganz äußerlich den Formen des griechischen Dramas nachgebildet. Et belebter erscheint die Entwickelung in Opitzens zweiter Oper „Judith" (163 doch war auch hier eine italienische Bearbeitung des alttestamentlichen Sto seine unmittelbare Vorlage. Mythologische und biblische Begebenheiten blie zunächst die hauptsächlichen Gegenstände der deutschen Operndichtung. In ä licher Weise wirkte O. durch seine Uebersetzungen von Trauerspielen des Sopho und Seneca wenigstens formal auf den größten Dramatiker der folgenden neration, auf Andreas Gryphius, ein. So verband sich durchaus bei ihm The und Praxis, einander ergänzend und kräftigend, und während seine Poetik die größeren Gattungen der Dichtkunst, das Epos und Drama, nur höchst genügende Gesetze enthielt und die Dichter vornehmlich auf die kleineren lyrisc Formen der Poesie hinwies, gaben seine eignen dichterischen Versuche doch a auf jenen höher gelegenen Gebieten dem Jahrhundert in unserer Litteratur, unter seinem Einflusse stand, manche Anregung.

Die litterargeschichtliche Forschung beschäftigte sich frühzeitig und allem fleißig in unserem Jahrhundert mit O.; die hierher gehörigen We sind aufgezählt u. kritisch gewürdigt bei Hermann Palm, Beiträge zur G schichte der deutschen Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts, Breslau 18 S. 129 ff. Dazu ist aus neuester Zeit noch zu erwähnen: Karl Borin Die Kunstlehre der Renaissance in Opitzens Buch von der deutschen Poeter München 1883; Derselbe, Die Poetik der Renaissance und die Anfänge litterarischen Kritik in Deutschland, Berlin 1886. — Otto Fritsch, Mar Opitzens Buch von der deutschen Poeterei, Halle 1884. — Heinrich Wel Geschichte des Sonetts in der deutschen Dichtung, Leipzig 1884.

Franz Muncker.

Opiz: Philipp Maximilian O., k. k. österreichischer Forstamtscon pist, geb. am 5. Juni 1787 zu Czaslau, † am 20. Mai 1858 in Prag, h sich um die Förderung der Botanik in seinem Vaterlande Böhmen mannigfac

Verdienste erworben. Einer Beamtenfamilie entsprossen, folgte er ihren Traditionen, trat 1805 als Cameralbeamter an seinem Geburtsorte in das Amt seines Vaters ein, wurde 1808 in das herrschaftliche Amt nach Pardubitz versetzt und kam 1814 nach Prag, woselbst er 1831 als Forstamtsconcipist angestellt wurde und auch lebenslänglich verblieb, nachdem er nach langjähriger Dienstzeit in den wohlverdienten Ruhestand getreten war. In Prag bildete er sich wissenschaftlich weiter durch philosophische, mineralogische und landwirthschaftlich-technische Studien am dortigen Polytechnikum und erwarb sich dabei Fertigkeit im Gebrauche der lateinischen und französischen Sprache, welche er neben seinem vaterländischen Idiom in seinen Arbeiten mehrfach verwendete. Schon früh führte ihn seine Neigung der Botanik zu, welcher er seine Mußestunden widmete und die ihm, auf dem Gebiete der Systematik, eine Reihe tüchtiger Arbeiten verdankt. Im J. 1800, in einem Alter von 13 Jahren, verfaßte er ein „Calendarium Florae Caslaviensis“, welches Standort, Blüthezeit und Beschreibung der um Czaslau und dessen nächste Umgebung wildwachsenden Pflanzen enthält und schon in den Jahren 1802—1804 folgte eine Reihe botanischer Aufsätze in den Abhandlungen der böhmischen ökonomischen Gesellschaft in Prag. Durch Reisen innerhalb seines engeren Vaterlandes und nach dem Riesengebirge lernte er die Flora Böhmens gründlich kennen und lieferte von 1809—1812 für das vom Prof. Joh. Em. Pohl herausgegebene Werk: „Tentamen florae Bohemiae“ nicht unerhebliches Material. Ueberhaupt war seine schriftstellerische Thätigkeit während dieser Jahre außerordentlich fruchtbar. In der Zeitschrift Hesperus, in den Oekonomischen Neuigkeiten, später auch in der Isis, Liebich's Forstmann u. s. w. erschienen allein in der Zeit von 1811—1813 über 25 kürzere oder längere Aufsätze, während die Zahl seiner Artikel in den genannten Journalen bis zu seinem Tode überhaupt 400 übersteigt. Daneben veranstaltete er vom J. 1810 an die dekadenweise Herausgabe eines landwirthschaftlichen Herbars. Der glückliche Erfolg dieses Unternehmens führte ihn auf den Gedanken, einen internationalen Tauschverein für getrocknete Pflanzen, Pflanzensamen und für Insecten ins Leben zu rufen und es gelang ihm, nachdem er 1819 an alle Naturforscher einen darauf bezüglichen Aufruf erlassen, seiner Idee zum Erfolge zu verhelfen. Der durch ihn für Oesterreich und Deutschland gegründete Tauschverein war der erste seiner Art. Nach seinem Muster bildeten sich bald ähnliche Institute in London, Paris, selbst in Nordamerika. Mehr als 40 Jahre hindurch, bis an seines Lebens Ende, führte O. mit unermüdlicher Ausdauer und unter manchen materiellen Opfern die mühevollen und nicht immer dankbaren Geschäfte dieses Vereins. Von größeren selbständig erschienenen Arbeiten publicirte O. 1817 eine als Anhang zu Röhling's „Flora von Deutschland“ verfaßte Arbeit: „Deutschlands kryptogamische Gewächse, nach ihren natürlichen Standorten geordnet“ und gleichzeitig damit erfolgte die Herausgabe einer „Flora cryptogamica Bohemiae sicca“ in 8 Heften zu je 25 Arten. Im J. 1823 erschien: „Böhmens phanerogamische und kryptogamische Gewächse“ u. s. w.“ und 1825 kamen zwei kleinere Arbeiten heraus: Ein „Leitfaden zur Bestimmung der Pelargonien“, als Auszug aus Decandolle's Prodromus und ein Anhang zu Tobias Seits: „Rosen nach ihren Früchten“. Eins seiner größten, mit ungemeinem Fleiße verfaßten Werke bleibt sein „Nomenclator botanicus“, ein allgemeines Repertorium der Botanik bezüglich ihrer Synonymik, zu welchem die Vorarbeiten bis in das J. 1820 zurückreichen, das er aber dennoch unvollendet hinterlassen hat. Nur das erste Heft des ersten Theiles ist 1831 erschienen. Indessen birgt der handschriftliche Nachlaß ein außerordentlich umfangreiches Material. Dasselbe ist, bestehend aus 1466 Pflanzenheften mit 1004 Bogen Text in den Besitz des böhmischen Museums zu Prag übergegangen,

dem O. überhaupt auch alle seine Sammlungen zum Theil noch zu seiner Lebenszeit überwiesen hatte. In czechischer Sprache, unter dem Titel: „Seznam rostlin květeny české“ erschien 1852 im 44. Bande der Schriften des böhmischen Museums ein Verzeichniß der in Böhmen blühenden Pflanzen, wozu dann noch einige Ergänzungen in der Zeitschrift Lotos folgten. Um seine vaterländische Hauptstadt Prag hat sich O. verdient gemacht durch die in Wort und Schrift verfochtene Anregung zu einer Wiederbepflanzung ihrer von Bäumen entblößten Umgegend. Noch am Abende seines Lebens wurde ihm die Freude, in der Gründung eines Anpflanzungsvereins seine Idee der Ausführung näher gebracht zu sehen. Auch über Böhmens Grenzen hinaus ist Opiz's Name den Botanikern bekannt geworden. Als Mitglied vieler naturwissenschaftlicher Vereine, wie derjenigen zu Bonn, Dresden, Edinburg u. s. w., stand er in brieflichem Verkehr mit zahlreichen Fachgenossen. Sein Amt, als Leiter des österreichischen Tauschvereins, als botanischer Custos des Lotosvereins, machte ihn zu einem gesuchten Mittelpunkte der botanisch-systematischen Bestrebungen. Sein Name aber ist nicht nur in zahlreichen Pflanzenarten verewigt, auch einer Gattung aus der Familie der Gräser, der Haenke'schen Sammlung entstammend, verlieh ihr Monograph Presl den Namen Opizia.

Wurzbach, biogr. Lexikon. — Lotos 1858. — Skofitz, Oesterr. botan. Zeitung 1858. E. Wunschmann.

Opmeer: Peter O., wissenschaftlich gebildeter Apologet des Katholicismus im 16. Jahrhundert, stammte von angesehenen Eltern, und war am 13. September 1526 zu Amsterdam geboren. Nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters erhielt er von seiner Mutter, Maria von Akersloot, eine fromme und sorgfältige Erziehung und war Schüler der berühmten Lehrer Alard von Amsterdam und Nicolaus Cannius Nachher studierte er zu Löwen Jurisprudenz und zu Tournay unter Claudius Warin französische Sprache und Mathematik. 1545 in die Heimath zurückgekehrt, verheirathete er sich mit Sophia Sasbout. Mehrere Jahre hielt er sich nun zu Delft auf, wo er muthmaßlich zwar ohne Amt, aber nicht ohne Wirksamkeit war. Dort erlernte er auch das Griechische vom Rector Peter Nesenius und war mit Musius befreundet, dessen Ermordung (s. A. D. B. Bd. XXIII, S. 99) ihn aber auf seine eigene Sicherheit bedacht machte und nach dem spanischen Lager vor Leiden trieb. Nach der Aufhebung der Belagerung folgte er dem spanischen Feldherrn Valdez nach Hennegau, kehrte aber bald zur Unterstützung seiner Glaubensgenossen nach Amsterdam zurück, bis er 1578 nach dem Sieg des Protestantismus wieder floh und sich zu Delft aufhielt, wo er, wie von Einigen behauptet wird, Ingenieur des Prinzen von Oranien war und am 4. November 1594 starb. Sein ganzes Leben widmete er der katholischen Sache, und war durch ausgebreitete Kenntniß auf theologischem, mathematischem, juridischem, medicinischem und Kunstgebiete, wie auch durch Reichthum und Ansehen, ein einflußreicher Widersacher der Reformation, dessen Rechtschaffenheit auch von seinen Gegnern anerkannt wurde, wenn er auch von der damals auf allen Seiten herrschenden Parteilichkeit nicht frei war. Seine erste apologetische Schrift war eine Uebersetzung von des Vincentius Lirinensis liber de fide catholica und erschien 1561 zu Harlem. Einige Jahre nachher eröffnete er einen Federkrieg wider den zum Protestantismus übergetretenen Priester Leo Empacius, dessen frühere katholische Schriften er übersetzte und 1568 zu Delft herausgab; gegen diesen richtete er auch seine „Officium Missae apud ecclesiam tempore quatuor primorum Conciliorum generalium in usu“, Antwerp. 1570, und die „Responsio ad octo articulos a Leone Empacio propositos“, Antwerp. 1570. Verdienstlicher sind seine historischen Arbeiten.

Seine Weltgeschichte bis 1569, vom Canoniker Laurentius Beyerlink zu Antwerpen bis 1611 fortgesetzt, erschien im letztgenannten Jahre als „Opus chronographicum orbis universi a mundi exordio usque ad annum 1611“ zu Antwerpen. Eine jüngere Ausgabe 1625 zu Köln gedruckt, enthielt aber nicht die Fortsetzung Beyerlink's, sondern eine zweite Schrift Opmeer's: „Historia martyrum Batavicorum, sive defectionis a fide majorum Hollandiae initia duas in decades distributa“. Mit manchen Zusätzen erschien dies Werk später in holländischer Uebersetzung zu Antwerpen bei Petrus Pratanus, in Wahrheit aber zu Leiden bei Pieter van der Meersche unter dem Titel: „Martelaarsboek, ofte historie der Hollantsche martelaren, welken in het christen catholyk geloof en godsdienst, soo ten tijde van de woeste heidenen, als der Hervormde nieugesinden seer wreed sijn omgebragt.“ Beide historische Arbeiten haben ihren unverkennbaren Werth ungeachtet der Parteilichkeit des Autors.

Wagenaer, Amsterdam XI S. 223 v. v. — Paquot, I, p. 340 ff. — Glasius, Godgel. Nederl. und Van der Aa, Biogr. Wordenb. s. v.

van Slee.

Oporin: Joachim O., gelehrter Theolog, geb. in Neumünster in Holstein am 12. September 1695, wo der Vater derzeit Prediger war. Privatim vorbereitet, bezog er 1711 die Universität Kiel und 1716 die Universität Wittenberg zum Studium der Philosophie und Theologie. Nachdem er von letzterer Universität die Magisterwürde erlangt, habilitirte er sich in Kiel als Privatdocent. Er lebte hier besonders in Freundschaft mit Mosheim, der sich damals auch hier aufhielt. Erst 1733 ward ihm eine außerordentliche Professur der Theologie zu Theil und zugleich der Charakter eines Oberconsistorialassessors. 1735 folgte er einem Ruf an die Universität Göttingen und ward zugleich Dr. theol. Er starb unverehelicht am 5. Sept. 1753. Von seinen zahlreichen Schriften erwähnen wir nur: „Historia critica de immortalitate mortalium“, 1735, fleißige Zusammenstellung der verschiedenen Ansichten. Hauptsächlich gegen H. Grotius: „Die Kette theils der in den Büchern des A. T. befindlichen buchstäblichen Vorherverkündigung von dem Heilande des menschlichen Geschlechts unter einander; theils des in den Opfern gestifteten Fürbildes von ihm mit der ersten Vorherverkündigung aus den alleinigen Büchern des A. T. angewiesen“, 1745, und völlig neu bearbeitet: „Die zum zweitenmal ausgearbeitete Kette der messianischen Weissagung A. T.“ 1751. Mit Scharfsinn vertheidigt er den buchstäblichen Sinn der A. T. Weissagungen. Von seinem positiven Standpunkt aus schrieb er auch: „Die Geschichte des auf göttliches Ansehen jederzeit gegründeten Glaubens an den Weltheiland erläutert“, 1794. Von ihm existirt auch eine Uebersetzung des Propheten Sacharja mit Paraphrase und Anmerkungen 1747 und seine letzte Schrift: „Jesus in der Kirche bis an das Ende der Welt, überzeugend gezeigt aus dem Büchlein der Offenbarung vom 10.—22. Capitel und dessen bisheriger augenscheinlicher Erfüllung“, 1753.

Molleri Cimbr. litt. I, 472. — Thieß, Gelehrtengesch. der Univ. Kiel, S. 322. — Köster, Gesch. des Stud. d. prakt. Theol. in Kiel, S. 34. — Pütter, academ. Gelehrtengesch. von Göttingen 1765, S. 24. — Döring, die gelehrten Theologen III, S. 158. — Carstens, die theol. Facultät zu Kiel, 1875, S. 26.

Carstens.

Oporinus: Johannes O., einer der berühmtesten Buchdrucker und Buchhändler des 16. Jahrhunderts, geb. in Basel am 25. Januar 1507, † daselbst am 6. Juli 1568. So oft sein Name schon genannt und so viel schon über ihn geschrieben worden ist, so fehlt es doch bis heute an einer eingehenden Untersuchung über ihn, sowie an einer Zusammenstellung seiner Drucke und es ist

darum sowohl hinsichtlich seines Bildungsgangs als in Betreff seiner Druckerthätigkeit noch mancher Punkt im Dunkeln. Als der eigentliche Familienname des Mannes, wovon Oporinus die Uebersetzung ist, wird von Cherler (s. u.) Herbster, von Jokisch (s. u.) Herbst angegeben. Beides ist richtig. Denn wenn auch Oporin's Vater in den uns erhaltenen Aufzeichnungen immer Herbster heißt, so nennt sich doch der Buchdrucker selbst in dem deutschen Auszug aus Vesal's Fabrica humani corporis von 1543 Joh. Herpst (s. auch Joannis Stobei Scharpfsinnige Sprüche 1551). Der Vater stammte von Straßburg, lebte aber in Basel und war dort ein geschätzter Maler, bis er nach Einführung der Reformation auf die Ausübung der Kunst verzichtete, um nicht durch seine Bilder dem „Götzendienst", d. h. der Bilderverehrung Vorschub zu leisten. Von seinen Arbeiten ist nichts, das seinen Namen trägt, auf uns gekommen, es sei denn, daß mit Nagler's Monogrammisten IV. Nr. 2631, das aus J und O gebildete Monogramm auf dem großen Titelholzschnitt von Vesal's Fabrica humani corporis (Ausgabe des Hauptwerks von 1543) auf den alten O. gedeutet werden darf. (Hans Holbein hat nach P. Manz, H. Holbein, 1879, S. 26 im J. 1516 sein Bild gemalt, das sich jetzt in London befindet.) Auch der Sohn sollte Maler werden, aber die guten Fortschritte, die er in der Schule machte, veranlaßten seinen Vater, ihn für das Studium zu bestimmen. Damit wurde er aber in eine sehr wechselvolle Laufbahn eingeführt, die manche interessanten Episoden aufweist, von der wir hier jedoch nur die Hauptpunkte hervorheben können. Erst wurde er in dem Contubernium pauperum scholasticorum zu Straßburg untergebracht, wo er unter Hier. Gebwiller Latein und Griechisch lernte; dann sollte er in Basel die Studien fortsetzen, mußte aber aus Mangel an Mitteln sie bald unterbrechen und eine untergeordnete Lehrerstelle an der Klosterschule des Cistercienserstifts St. Urban im Kanton Luzern annehmen. Daß er in dieser Stellung nicht blieb, sondern nach Basel zurückkehrte, um 1526, geschah unter dem Einfluß des Canonicus Zimmermann (Xylotectus), dem er in St. Urban näher gekommen war und der zur Reformation übertrat, heirathete und nach Basel zog. Wie dieser schloß sich nun auch O. der neuen Lehre an; zugleich begann er weiterzustudiren, wofür er die Mittel theils durch Abschreiben von Manuscripten für Froben's Druckerei, theils durch die Unterstützung ihm wohlgesinnter Männer, darunter des Erasmus und insbesondere des mit ihm verwandten Dr. Ludwig Ber erhielt. Vielleicht geschah es noch vor Vollendung seiner Studien und ebenfalls zur Unterstützung derselben, daß er eine Anstellung an der Lateinschule zu St. Leonhard in Basel erhielt, der bald eine ebensolche an der Münsterschule folgte. Mit so großen Schwierigkeiten O. zu kämpfen hatte, so brachte er es bei seinem ungewöhnlichen Fleiß und Eifer dennoch fertig, über das eigentliche Gebiet seines Studiums, die humanistischen Fächer hinauszugreifen; denn wir finden ihn auch in dem Hörsaal, in welchem Thomas Platter im Seilerschürzchen hebräisch lehrte — O. war es gerade, der Platter dazu aufgemuntert hatte — und wieder sitzt er zu Füßen des berühmten Juristen Bonifacius Amerbach und auch in diesen juristischen Studien scheint er einen tüchtigen Anfang gemacht zu haben, so daß später einmal der Basler Magistrat daran denken konnte, ihn zur Vollendung derselben unter Offerirung bestimmter Einkünfte aufzufordern. Als sodann im J. 1527 Theophrastus Paracelsus nach Basel kam, entschloß er sich auf Zureden Oecolampad's bei dem vielversprechenden Mann auch noch Medicin zu studiren, und um in die neue Lehre, welche derselbe in marktschreierischer Weise verkündigte, eingeweiht zu werden, ward er, obwohl schon als Lehrer angestellt, obwohl schon verheirathet, noch sein Famulus, der als solcher bei dem Meister wohnen, ihm in Arbeit und Erholung Gesellschaft leisten, aber freilich auch unter seinen Wunderlichkeiten und Ausschreitungen

vieles leiden mußte. Ja als Paracelsus nach einigen Jahren von Basel wieder fortging, ließ sich O. durch leere Versprechungen desselben bewegen, ihn ins Elsaß zu begleiten, und er soll dort nach Jolisch nach zwei Jahre bei ihm ausgehalten haben. Doch ist dies kaum möglich; denn es ist ohnedies schon schwer, die fünfzehn Jahre herauszubringen, welche O. nach dem an L. Ber gerichteten Widmungsschreiben in des J. L. Vives Werk de veritate fidei Christianae (Basel 1544) im Basler Schuldienst zugebracht haben will. Die Heimkehr nach Basel bedeutete für O. die Aufgabe des medicinischen Studiums und die entschiedene Rückkehr zur Lehrthätigkeit, in welcher er nun mehr und mehr vorwärts kam. 1533 ist er als professor latinae linguae in die Universitätsmatrikel eingetragen, und 1537 wird er Nachfolger des Symon Grynäus in der Professur der griechischen Sprache und im Vorsteheramt am Pädagogium oder Collegium sapientiae. Nun hatte er eine Stellung, in der er sich wohl zufrieden geben konnte, einträglich, angesehen und für schöne Erfolge bei seiner nicht gewöhnlichen Lehrgabe wie geschaffen. Was war es, das ihn bewog, diese Stellung nach einigen Jahren wieder aufzugeben und einem ganz anders gearteten Beruf, der Buchdruckerkunst sich zuzuwenden? Nach Scherer und Jolisch wäre der Anlaß eine Anordnung des Basler Magistrats vom J. 1539 gewesen, wonach alle Lehrer in der Facultät, der sie angehörten, den obersten Grad (die Doctorwürde) besitzen, bezw. erwerben mußten. O. wie einige Andere der nicht mehr ganz jungen Lehrer habe sich des letzteren geweigert und sei so gleich jenen um seine Stelle gekommen. In dem erwähnten Widmungsschreiben an Ber, in welchem O. selbst auf den Berufswechsel zu sprechen kommt, sagt er von diesem Hergang nichts, er redet vielmehr von einer ihm persönlich geltenden „contentio atque invidia hominum quorundam (ne quid gravius dicam) male feriatorum", der er habe weichen müssen, die ihn aber auch nachher nicht in Ruhe gelassen habe. Doch schließt die eine Darstellung die andere nicht aus, und es wird jene Aeußerung Oporin's eben dahin zu deuten sein, daß außer jener allgemeinen behördlichen Anordnung noch persönliche Verhältnisse mit im Spiel gewesen sind. Daß er nun aber gerade die Buchdruckerkunst sich als künftigen Beruf erwählte, begründet O. in dem mehrfach erwähnten Briefe damit, daß dieselbe ihn besonders angezogen habe, wegen der größeren Sicherstellung gegenüber den Anfechtungen Dritter, und vor allem wegen der Möglichkeit, auch ferner, wenn schon in anderer Weise, als bisher, der Wissenschaft zu dienen. Und in der That, aus der ganzen Art, wie er den neuen Beruf erfüllte, merkt man, daß es ihm dabei in hervorragender Weise um diesen idealen Zweck zu thun gewesen ist. Doch hat sicher bei gedachter Berufswahl noch ein anderer Umstand bestimmend mitgewirkt, der nämlich, daß er schon vor jener Katastrophe dem Buchdruckergewerbe sehr nahe stand. Nicht nur hatte er, wie Platter sagt, „vill in den truckeryen corrigiert", er war bereits seit mehreren Jahren Mitglied einer Basler Druckereigenossenschaft (und zwar ohne Zweifel, um seinen durch seine zweite Frau heruntergebrachten finanziellen Verhältnissen etwas aufzuhelfen). Wir stützen uns dabei nicht bloß auf die treuherzige Erzählung Platter's, wie er und O., und ebenso dessen Schwager, Robert Winter, von der Buchdruckerkunst sich goldene Berge versprachen, und daher unter sich und mit dem Setzer Balthasar Ruch (Lasius) sich vereinigt und die Presse des Andreas Cratander angekauft haben. Dies müßte im J. 1536 geschehen sein, da in diesem Jahre Platter und Lasius und wieder R. Winter (auch dieser also nicht schon 1533, wie es nach Panzer's Annales typographici scheinen könnte) zum ersten Mal als Drucker vorkommen; dabei könnte aber immerhin der alte Platter sich der Zeit des Beitrittes von O. nicht mehr genau erinnert haben. Allein wir sehen in der That O. schon in einem Druck aus dem Anfang des Jahrs 1537, dem Liber de Romanorum

militia ex Polybio excerptus per A. J. Lascarum (in der Vorrede) sich ganz als Genosse der Drucker desselben, Lasius und Platter geriren, so daß die an sich nicht sehr wahrscheinliche Erzählung des Letzteren hierdurch volle Bestätigung erhält. Die Art und Dauer jener Genossenschaft ist freilich noch nicht ganz aufgeklärt. In der Schlußschrift eines Druckes fanden wir O. zum ersten Mal im J. 1539, mit Winter zusammen genannt, ohne diesen oder einen andern Genossen aber und somit als selbständigen Besitzer einer Presse in Drucken von 1541 ab; doch gibt es noch aus den Jahren 1544 und 1545 Drucke, welche Oporin's und Winter's Namen mit einander nennen. Im ganzen bestätigt dies wieder die Erzählung Platter's, daß die Genossenschaft der Vier sich bald aufgelöst habe, weil das Geschäft nicht gegangen sei, weil man namentlich nicht zu sparen vermocht habe, und daß nur O. und Winter vereinigt geblieben seien, bis der Letztere gänzlich verdorben. Wie dem nun des Näheren sei, so viel ist sicher, O. hat nicht bloß seine Genossen überdauert, sondern sie und alle gleichzeitigen Basler Buchdrucker weit überflügelt. Worin besteht aber das Geheimniß seiner Thätigkeit? wo liegen die Wurzeln seines Erfolgs? Es ist nicht die schöne technische Ausführung seiner Drucke, obwohl dieselbe f. Z. viel gerühmt wurde. Wir finden, daß er von vereinzelten Preßerzeugnissen abgesehen hierin nicht über andere Basler Officinen, wie die Froben'sche, die Herwagen'sche sich erhoben hat. Mehr noch als die schöne Ausführung wurde die Correctheit seiner Drucke gepriesen, die, soweit sie vorhanden, seiner eigensten Bemühung zu danken war (er corrigirte immer selbst). Aber wir können auch in dieser Beziehung, wenngleich recht gute, so doch keine wirklich außerordentlichen Leistungen constatiren; jedenfalls steht er hierin einem Rob. Stephanus in Paris, einem Seb. Gryphius in Lyon entschieden nach. Was aber seinen Erfolg erklärt, das ist die günstige Position, die er von vornherein als Gelehrter besaß, der als solcher in Gelehrtenkreisen vielseitige Verbindungen hatte und dem auch der Fremde mehr als einem andern Drucker Vertrauen entgegen brachte; aber mehr noch als das ist es der Umstand, daß er mit ganzer Kraft und vollem Verständniß dem neuen Beruf sich hingebend, solche günstige Position zu befestigen und auszubeuten verstand. Bewundernswerth ist die Initiative, die er, immer im Dienst der Wissenschaft, nach allen Seiten entwickelt, wenn er hier einen jungen Gelehrten zum Schreiben ermuntert, dort einem älteren Beiträge zu seiner Arbeit liefert, wenn er jetzt bald da bald dort anklopft, wo er weiß, daß ein werthvolles Manuscript im Pulte liegt, und jetzt wieder für sich selbst Handschriften eines classischen Autors zusammensucht, den er herausgeben will. Bald wurde so sein Haus eine Stätte des regsten wissenschaftlichen Verkehrs, der Ausgangspunkt einer ausgebreiteten litterarischen Correspondenz, das Stelldichein einer großen Anzahl bedeutender Gelehrter, vor allem aber der Sammelpunkt für wissenschaftliche Arbeiten jeder Art, die aus weitem Umkreise, aus Italien und Polen, aus Frankreich und Holland, namentlich aber aus Süd- und Mitteldeutschland und aus der Schweiz hier zusammenflossen. Man hielt es für eine Ehre, bei O. seine Schriften erscheinen zu lassen, und so konnte denn dieser z. B. 1553 von einem ingens lucubrationum cumulus reden, der in seiner Officin bereit liege. Aber wenn er in solchen Zeiten der Geschäftsüberhäufung auch noch so viele Leute in seiner Druckerei beschäftigte, und wenn er auch die Hilfe anderer Pressen, wie der des L. Lucius und M. M. Stella, des P. Queck, des B. Franco, des J. Kündig (Parcus) in Basel, des M. Apiarius in Bern in Anspruch nahm, so vermochte er doch nicht immer den Andrang zu bewältigen und er konnte es nicht vermeiden, daß z. B. ein Adrianus Junius wegen jahrelangen Wartenmüssens auf den Druck seines Manuscripts in den bittersten Klagen sich erging. Ein Verzeichniß der Oporin'schen Drucke findet man in

dem Catalogus librorum per J. Oporinum excussorum, welcher der Schrift des Jokisch über O. von 1569 angehängt ist. Freilich ist derselbe wenig brauchbar, da er nicht bloß nie das Jahr des Erscheinens angibt, sondern auch eine große Anzahl von Drucken zwei, drei- Mal und noch öfter aufführt (unter dem Autor und dem Uebersetzer oder Herausgeber, Sammelwerke unter den Titeln aller einzelnen Bestandtheile u. dgl.). Es ist darum auch viel zu hoch gegriffen, wenn unter einfacher Addirung sämmtlicher Titel jenes Catalogus Streuber (s. u.) und nach ihm viele Andere die Zahl aller Oporin'schen Preßerzeugnisse auf 750 — für jene Zeit eine enorme Ziffer — angeben. Andererseits freilich ist das genannte Verzeichniß auch weit nicht vollständig. Einen Nachtrag dazu hat in dem Allgemeinen Litterarischen Anzeiger 1801, Sp. 1055 f. Waldau von Nürnberg gegeben. Aber auch damit ist die Zahl der Drucke noch nicht erschöpft; besitzt doch allein die königl. Universitätsbibliothek Tübingen eine Reihe von Erzeugnissen der Oporin'schen Presse, die weder in dem genannten Nachtrag, noch in dem Catalogus selbst verzeichnet sind. Man sieht auch hieraus, wie ganz bedeutend die Thätigkeit dieses Mannes gewesen sein muß, und kann es verstehen, wenn die Zeitgenossen mehr noch als die Ausstattung und als die Correctheit seiner Drucke die „ungeheure Zahl“ der bei ihm erscheinenden trefflichen Werke rühmen und noch seine Grabschrift ausdrücklich von „libri innumeri“ spricht. Wie schon aus dem bisherigen hervorgeht, sind es fast nur wissenschaftliche Werke, was O. gedruckt hat. Die philologischen stehen, seiner Vergangenheit entsprechend, der Zahl nach oben an, und von ihnen nehmen wieder eine sehr bedeutende Stelle Ausgaben und Uebersetzungen der alten Autoren ein; die griechischen Classiker sind z. B. in der Zahl von mehr als sechzig vertreten. Sein ganz besonderes Absehen hatte O. darauf gerichtet, Texte, die noch gar nicht herausgegeben oder wenigstens im Druck nicht leicht zu haben waren, zu veröffentlichen. In ersterer Beziehung blieb ihm, dem Spätgeborenen, nach der rührigen Thätigkeit der ersten Typographen, nur eine Nachlese übrig; Tzetzes, die Geoponica und Aehnliches gehören hierher. Ein um so größeres Feld der Wirksamkeit aber hatte er nach der andern Richtung; denn die classischen Autoren waren zwar in Italien schon häufig gedruckt worden, in Deutschland aber, die griechischen zumal, verhältnißmäßig selten, so selten, daß O. z. B. während seiner Studienzeit nach seiner eigenen Erzählung die alten Dichter sich abzuschreiben genöthigt war, lediglich darum, weil Ausgaben derselben nicht zu bekommen waren. Nach dieser Richtung hat er sich, wie nächst ihm allerdings auch andere Basler Buchdrucker, ein wesentliches Verdienst um die Wissenschaft, speciell um den gelehrten Unterricht erworben. Neben der Philologie ist von O. die theologische Litteratur besonders gepflegt worden. Ein Hauptwerk ist in dieser Beziehung die erstmals bei ihm 1551 erschienene lateinische Bibelübersetzung des Seb. Castellio; weiterhin kommen namentlich seine Ausgaben der Kirchenväter in Betracht. Auch mag hier des Th. Bibliander lateinische Uebersetzung des Koran genannt werden (in Mahumetis ejusque successorum vitae, doctrina etc. von 1543), weil zur Herausgabe derselben ein in jener Zeit nicht gewöhnlicher Freisinn gehörte, der denn in der That auch unsern O. mit den Behörden in Conflict und für kurze Zeit sogar ins Gefängniß brachte. Erst nach längeren Streitigkeiten, in denen selbst die Prediger auf den Kanzeln und die Bürger in ihren Zunftstuben und auf den Bierbänken Partei ergriffen, und nur auf Verwendung der Züricher und Straßburger Theologen und sogar Luther's wurde der Druck, nicht aber der Verkauf in Basel, gestattet. Von Werken aus andern wissenschaftlichen Fächern, welch' letztere alle in Oporin's Verlag vertreten sind, am wenigsten vielleicht

die Medicin, ist ein gerade der letzteren angehöriges noch ausdrücklich hervorzuheben. Wir meinen Vesal's großes Werk de humani corporis fabrica, erste Ausgabe 1543, zweite 1555. Dieses ist ohne Frage in typographischer Hinsicht die bedeutendste Leistung der Oporin'schen Presse und eines der schönsten Druckdenkmale des 16. Jahrhunderts überhaupt, ein gewaltiger Codex, mit schönen Typen sauber gedruckt und mit prächtigen Holzschnitten von der Hand des Joh. von Calcar ausgeschmückt. Mit Vesal war O. von da an, wie mit so vielen andern berühmten Gelehrten nahe befreundet und Vesal soll es auch gewesen sein, welcher ihm sein eigenartiges Druckerzeichen vorgeschlagen hat. Dasselbe — es ist nur ein einziges, denn die bewaffnete Minerva ist nicht, wie behauptet wird, sein, sondern Winter's Signet — stellt Arion auf dem Delphin dar, es erscheint aber, wie in verschiedener Größe, so auch in verschiedener Gestalt (wir konnten sieben Modificationen feststellen, es sind vielleicht noch mehr). Bald hat der Sänger eine Harfe, bald eine Violine in den Händen, bald sitzt er, bald steht er auf dem Fische, bald schreitet er von demselben auf das Land hinüber. Auf manchen seiner Signete liest man den Spruch: invia virtuti nulla est via, zum Theil neben dem andern: fata viam inveniunt und durch diese Erklärung erhält Oporin's Druckerwappen eine für ihn sehr charakteristische Bedeutung. Denn nicht bloß in seiner Jugend sah er ein Meer von Schwierigkeiten vor sich, ohne darum muthlos zu werden und sich aufhalten zu lassen. Wie schon angedeutet, waren auch die Anfänge seiner Druckerthätigkeit, war die Verbindung mit Winter und den Andern nichts weniger als von materiellem Erfolg gekrönt. Dies wurde aber auch nicht anders, als er allein war. O. war zu sehr nur Gelehrter und viel zu wenig Kaufmann. Auf seinen Vortheil verstand er sich so ganz und gar nicht, daß er z. B. von der kaiserlichen Vergünstigung, die seinen Waaren in Breisach Zollfreiheit gewährte, keinen Gebrauch machte. Nimmt man nun noch dazu seine ungewöhnliche Freigebigkeit, von der nicht bloß sein alter Vater und seine Schwestern, sondern auch bedrängte Gelehrte wie Castellio und beschäftigungslose Druckergehilfen rührende Beweise erfahren durften und nimmt man den schlimmeren Umstand dazu, daß, wie schon angedeutet, seine zweite Frau ganz und gar nicht haushälterisch war (die erste war eine Xanthippe gewesen) — so begreift man, daß sich unser Buchdrucker in steter Geldverlegenheit befand, und daß seine Reisen zur Frankfurter Messe, wo abgerechnet werden sollte, für ihn, wie berichtet wird, zur wahren Marter wurden. Besser schien es werden zu wollen, als seine zweite Frau 1564 nach mehr als dreißigjähriger Ehe starb und er in Folge einer neuen Heirat mit der Wittwe des Buchdruckers Joh. Herwagen dessen Presse mit der seinen vereinigen konnte. Das neue Glück in Ehe und Geschäft dauerte aber nur vier Monate; da starb auch diese dritte Frau und die alten Verlegenheiten kehrten wieder und dauerten fort bis zu seinem Tode, bei welchem sich eine bedeutende Schuldenlast herausstellte. Seine Druckerthätigkeit hatte übrigens O. noch vor seinem Tode aufgegeben. Es geschah dies auf Bitten seiner vierten Frau, Faustina, der Tochter des Bonifacius Amerbach, die ihm in seinem Todesjahr noch sein erstes und einziges Kind, einen Sohn gebar. Der Verkauf der Officin kann übrigens nicht schon 1567 oder gar 1566, er muß vielmehr ganz kurz vor seinem Tode, einige Wochen, höchstens einige Monate vorher, erfolgt sein. So wenig aber war durch die geschilderten äußeren Verhältnisse ihres Meisters der Ruhm der Druckerei berührt, daß die Nachfolger (zunächst einer der beiden Gemusäus, Polykarp oder Hieronymus, und Balth. Han) das Wappen Oporin's (dieses selbst, nicht bloß ein ähnliches) zu dem ihrigen machten und noch drei Jahrzehnte lang mit Stolz auf ihre Druckwerke setzten: ex officina Oporiniana. — Noch ist ein kurzes Wort über Oporin's sonstige Thätigkeit zu sagen. Daß er nicht bloß Verleger

und Drucker, sondern auch Buchhändler im engeren Sinne war, ist wenig bekannt, doch ist es nachgewiesenermaßen Thatsache; gibt es doch gedruckte Lagerverzeichnisse von ihm. Nach Kapp, Geschichte des deutschen Buchhandels bis in das 17. Jahrh. S. 123 sollen seine Verbindungen bis nach Italien gereicht haben (vgl. ebenda auch S. 477). Auch die wissenschaftlichen Arbeiten unseres Gelehrten sind viel zahlreicher, als man gewöhnlich glaubt. Sie hängen fast alle mit seiner Thätigkeit erst als Corrector in andern Officinen, und dann als Druckerherr zusammen. Man darf darnach nicht sowol selbständige Geistesproducte erwarten, als vielmehr Ausgaben von Schriftstellern, Uebersetzungen, Commentare, Auszüge, Register u. dgl. Aber schon im J. 1555, als er erst auf der Höhe seines Schaffens angekommen war, ist die Liste derselben, wie sie Joh. Simler (s. u.), sichtlich auf Grund eigener Mittheilungen Oporin's gibt, eine sehr stattliche. Und was er so leistete, war immer pünktliche und solide Arbeit. Wir führen außer den gewöhnlich namhaft gemachten Scholien zu Solinus und zu Cicero's Tusculanen und den Registern zu Plato, Aristoteles, Pollux u. a. an seine Ausgabe lateinischer Bucoliker, (38, die meisten aus neuerer Zeit), seine Betheiligung an der Grynäischen Ausgabe der Geoponica, seine Mitarbeiterschaft an der lateinischen Uebersetzung des Aristoteles, seine Scholiensammlung zu Demosthenes und zu Cicero's sämmtlichen Werken. — Endlich sei bemerkt, daß sich Briefe von O. in ziemlicher Anzahl in der Universitätsbibliothek in Basel, und namentlich solche an Joh. Camerarius, in der Hof- und Staatsbibliothek in München befinden. (Verschiedene seiner Briefe sollen nach Zedler's Universallexikon XXV, Sp. 1677 im J. 1697 in Utrecht gedruckt worden sein; auch Streuber hat a. u. a. O. S. 106 ff. solche veröffentlicht). Sein Porträt, das ein längliches Gesicht mit mildem Ausdruck und lang herabwallendem Barte zeigt, ist öfters publicirt worden z. B. von Boissard, Bibliotheca chalcographica, Ausgabe Frankf. a. M. 1650, Aaa 4, und, in neuerer Zeit, in Lempertz' Bilderheften zur Geschichte des Bücherhandels VI, 1858, hier nebst dreien seiner Signete und dem Facsimile eines Briefs von ihm an L. Lavater.

Vgl. außer den Vorreden u. s. w. in Oporin's Drucken: C. Gesner, Bibliotheca universalis, Tiguri 1545, fol. 446; Dess. Pandectae, Tiguri 1548, Praef. zu L. III. de Rhetorica; Epitome Bibliothecae C. Gesneri, locupl. per J. Simlerum, Tiguri 1555, fol. 106; und besonders des Andr. Jociscus (Jokisch), der mit Oporinus persönlich verkehrt hatte, Oratio de ortu, vita et obitu Jo. Oporini, Argent. 1569, welcher der oben erwähnte Catalogus librorum per J. O. excussorum angehängt ist (mit diesem Catalogus wieder abgedruckt in den Vitae selectae [herausg. von Christ. Gryphius], Vratisl. 1711, p. 601 sqq.); sowie die Epistola de vita, obitu, successoribus et officina — Joh. Oporini — scripta ab amico ad amicum anno salutis MDLXVIII mense Augusto, s. l. et a., (Einblattdruck in Basel), deren Verfasser Oporinus seinen Gevattermann nennt (es war dies nach gütiger Mittheilung des Oberbibliothekars Herrn Dr. Sieber in Basel Paulus Cherler von Elsterburg, Pfarrer in dem eine Wegstunde von Basel entfernten badischen Dorfe Bingen); ferner Thomas Platter's Selbstbiographie (neueste Ausgabe von H. Boos, 1878, Register); und Streuber, Neue Beiträge zur Basler Buchdruckergeschichte in den Beiträgen zur vaterländischen Geschichte III, Basel 1846, S. 65 ff. Vorreden, Carmina, Epitaphia betreffend Oporinus findet man bei Maittaire, Annales typogr. III. pars 1., p. 205 sqq. mitgetheilt. Von der künstlerischen Ausstattung der Oporin'schen Drucke handelt und gibt Proben Butsch, die Bücherornamentik der Hoch- u. Spätrenaissance, 1881, S. 27 f. Taf. 81—85.

Steiff.

Oppa: angeblicher Bruder des vorletzten Königs des westgothischen Reiches in Spanien, Witika (697—710?), des Sohnes von König Egika, 687—701 und Cixilo, der Tochter König Erwichs, 680—687. Ob er existirt hat, ist zweifelhaft, unzweifelhaft Sage ist, daß er nach dem Siege der Mauren am Guadalete (711) im Einverständniß mit diesen den durch die Flucht des Erzbischofs (genauer Metropolitanus) Sindred nach Rom erledigten Stuhl von Toledo bestiegen, Muza bei Hinrichtung vieler edler Gothen unterstützt und endlich, von Don Pelayo, dem Nachfolger König Roderichs und letztem Vorkämpfer des Christenthums und des Gothenthums, in den Bergen von Asturien gefangen, die verdiente Todesstrafe erlitten habe. Diese Geschichtlein bilden Ranken des unentwirrbaren Gestrüppes von Sagen, Legenden und absichtlichen Fälschungen, zumal von Stammbäumen, welches den Untergang des alten westgothischen und die Anfänge des neuen „spanischen" Reiches verhüllt.

Dahn, die Könige der Germanen V, Würzburg 1870, S. 235 f., VI. 2. Auflage, Leipzig 1885, S. 671 (daselbst die sogenannten „Quellen" und die gesammte spanische Fabel-Litteratur). Dahn.

Oppel: Dr. Albert O., Professor der Paläontologie an der Universität München, wurde am 19. December 1831 zu Hohenheim, wo sein Vater, der spätere Director der landwirthschaftlichen Centralstelle in Stuttgart, damals Professor an der landwirthschaftlichen Hochschule war, geboren und erhielt seine erste Schulbildung in der berühmten Erziehungsanstalt zu Stetten. Später besuchte O. das Obergymnasium und die polytechnische Schule in Stuttgart, wo ihn der als Mineraloge und Geologe bekannte Oberstudienrath v. Kurr besonders zu naturwissenschaftlichen Studien anregte. Mit dem Entschlusse, sich ganz dem Fache der Naturwissenschaft zu widmen, bezog O. 1851 die Universität Tübingen und wurde hier bald v. Quenstedt's eifrigster und kenntnißreichster Schüler. Schon damals legte O. durch unermüdliches Sammeln den Grund zu einer der vorzüglichsten Sammlungen von Juraversteinerungen, welche er später durch ausgedehnte Reisen in England, Frankreich und Deutschland wesentlich vervollständigte. 1852 löste O. die Preisfrage: „Ueber den mittleren Lias Schwabens" und erhielt auf Grund dieser Lösung 1853 die Doctorwürde. Diese Abhandlung erschien neben einer gemeinschaftlich mit v. Groningen verfaßten kleinen mineralogischen Arbeit über Aluminit, als Oppel's erste Publication in Jahrgang X der würt. naturw. Jahreshefte 1854 und verhalf dem Verfasser zu einem ebenso raschen Bekanntwerden seines Namens, wie zu einer wohlwollenden Aufnahme in allen geologischen Kreisen. Damit war auch seine Lebensaufgabe vorgezeichnet, welche zunächst auf eine möglichst genaue Erforschung der jurassischen Ablagerungen und auf eine vergleichende Darstellung der Jurabildungen in den verschiedenen Ländern gerichtet war. Nach dreijährigem Aufenthalte in Tübingen begab sich O. nun zum Zwecke der oben bezeichneten Aufgabe auf Reisen (1854 und 1855) nach Frankreich, England, der Schweiz und Deutschland, um alle classischen Juralocalitäten aus eigener Anschauung kennen zu lernen, die verschiedenen Sammlungen zu studiren und Vergleichsmaterial zu sammeln. Die Frucht dieser ausgedehnten Untersuchungen war das classische Werk: „Die Juraformation Frankreichs, Englands und des südwestlichen Deutschlands" (1856 bis 1858), welches als geradezu bahnbrechend bezeichnet werden darf und sich des fast ungetheilten Beifalls der Fachgenossen zu erfreuen hatte. O. versuchte hier auf Grund des Vorkommens hauptsächlich von Ammonitenarten und der Vergleichung in den großen Sammlungen d'Orbigny's, Phillip's und Quenstedt's im Sinne d'Orbigny's 36 sogenannte Zonen in den jurassischen Ablagerungen festzustellen und paläontologisch wie stratographisch genau abzugrenzen. Diese Eintheilung bildet auch jetzt noch die Grundlage der Gliederung des Jura. Zur Anerkennung dieser

›rtrefflichen Leistung wurde O. vom Könige von Würtemberg mit der goldenen Medaille für Wissenschaft geehrt. Eine Reihe kleinerer Abhandlungen dienten ır dazu, weitere Beweise von dem Fleiße und der Gründlichkeit des strebsamen orschers zu liefern. Es gehören zu diesen meist in den würt. naturw. Jahres-·ften erschienenen Publicationen, unter anderm: „Ueber Ammonites planorbis it seinem Aptychus"; „Ueber Acanthoteuthis antiquus von Gammelshausen"; Ueber Pterodactylus im Lias Würtembergs" u. A. Von besonderer Wichtig-it war die gemeinschaftlich mit E. Sueß gemachte Entdeckung der Identität der auna in der sog. Cloakenschicht Schwabens und in den sogenannten Kössener Schich-n der Alpen, wodurch höchst wichtige Anhaltspunkte für die Gleichstellung lpiner und außeralpiner Schichten gewonnen wurden. Hierher gehören die ublicationen: Oppel und Sueß: „Aequivalente der Kössener Schichten in Schwaben" (Sitzungsb. der Wiener Akad. d. W.); „Kössener Schichten in Schwa-en und Luxemburg"; „Zone der Avicula contorta in Schwaben und nach Mar-n in Burgund". Inzwischen war O. 1858 auf Veranlassung von Professor ndr. Wagner an die paläontologische Sammlung als Adjunct und Privatdocent ach München übergesiedelt und arbeitete hier mit unermüdlichem Eifer an der Bestimmung und Ordnung der jurassischen Versteinerungen der großen Münster-hen Sammlung. Als 1859 nach Hausmann's Tode O. einen Ruf nach Göt-ngen an dessen Stelle erhielt, wurde er durch die Ernennung zum außerordent-chen Professor (1860) in München gehalten und erlangte hier nach Wagner's ald nachher erfolgtem Tode die Stelle eines Conservators und eines ordentlichen Professors der Paläontologie an der Universität (1861). Schon im Winter 860 hatte O. die berühmte Versteinerung eines Vogels im lithographischen Schiefer von Solenhofen richtig erkannt, aber in seiner liebenswürdigen Be-scheidenheit die Beschreibung dieses wichtigen Ueberrestes Wagner überlassen, der hn aber grundsätzlich zu einer Eidechse (Griphosaurus) stempelte. Nach Wag-ner's Tode entfaltete O. eine großartige Wirksamkeit als Gelehrter und Lehrer. Zunächst begann er mit der Herausgabe gleichsam eines Archivs für Paläonto-ogie unter dem Titel: „Paläontologische Mittheilungen aus dem Museum des aierischen Staates" mit einer vortrefflichen Abhandlung „Ueber die Krebsreste on Solenhofen"; „Ueber neue Ammoniten aus Juraschichten"; „Ueber Ammo-itae aus dem Himalaya". Nebenbei gingen andere kleinere Abhandlungen wie Ueber weiße und rothe Kalke von Vils"; „Entdeckungen von Kreidegestein bei Vils"; „Ueber das Alter der Hierlatzschichten"; „Ueber Glyphaea und Pseudo-lyphaea"; „Ueber die jurassischen Arten der Sippen Eryma, Pseudacastus, Ma-ila und Etallonia"; „Ueber jurassisches Posidonomien-Gestein"; „Seesterne im Lias und Keuper"; „Neue Erfunde aus dem schwarzen Kalke vom Sintwag in Tirol". In diesen letzteren Arbeiten hatte sich O. bereits mit großer Energie uf das Studium alpiner Verhältnisse geworfen und bald klar erkannt, daß nnerhalb der Alpen, namentlich in Bezug auf oberjurassische Ablagerungen, an er Grenze gegen die Neocomschichten so völlig abweichende Bildungen im Vergleiche zu den außeralpinen sich verbreitet zeigen, daß man für dieselben eine besondere Entwickelungsart annehmen müsse. O. nannte diese alpine ober-jurassische Ausbildungsweise die tithonige und die dazu gehörigen Ablagerungen aßte er unter der Bezeichnung tithonische Stufe zusammen. Es war diese wich-ige Arbeit (Zeitschr. der g. geol. Gesellsch. 1865) leider die letzte des jungen Gelehrten, welche er als ein fruchtbringendes Vermächtniß der geologischen Wissenschaft hinterließ. Doch nicht bloß als gelehrter Forscher auf dem Ge-biete der Geologie und Paläontologie erwarb sich O. unvergängliche Verdienste, auch als Conservator der paläontologischen Sammlung in München, bei welcher die große v. Münster'sche, vom baierischen Staate angekaufte Sammlung den

Grundstock bildete, entfaltete er eine solche erfolgreiche Thätigkeit durch geordnete Aufstellung und den Erwerb neuer Sammlungen, namentlich der großen Hohenegger'schen aus den Karpathen, daß das paläontologische Museum in München als eines der bedeutendsten, reichhaltigsten und bestgeordneten des Continentes gelten durfte. O. war ebenso vortrefflich als Lehrer. Zahlreiche ausgezeichnete jüngere Gelehrten waren seine Schüler, wie U. Schlönbach, Benecke, Waagen u. A. Er verband mit einem anspruchslosen, milden, liebenswürdigen und offenen Charakter ein festes, entschiedenes Wesen, welches ihm ebenso rasch die Zuneigung, wie hohe Achtung seiner näheren Bekannten eroberte. Es fehlte ihm daher auch nicht an allseitiger Anerkennung. O. wurde zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in München gewählt und durch die Ernennung zum Mitgliede vieler gelehrten Gesellschaften geehrt. Es mag wenige Gelehrte wie O. geben, denen es vergönnt ist, in so jungen Jahren und nach so kurzer Zeit der Thätigkeit solche Erfolge in der Wissenschaft zu erzielen und eine so fruchtbare Schule zu begründen, welche die Anschauungen und die Methode des Lehrers auf dauernde Zeiten fortzupflanzen eifrigst bestrebt ist. Kaum 34 Jahre alt, erlag O. am 22. December 1865 einem typhösen Fieber.

v. Hochstetter, Z. Erinnerung an Dr. A. Oppel (Jahrb. d. geol. Reichsanst. Wien 1866.). — v. Kurr, Nekrolog (Würtemb. naturwiss. Jahresh. 1867. 26.). v. Gümbel.

Oppel: Julius Wilhelm v. O., Staatsmann, geb. am 16. November 1766 zu Freiberg in Sachsen, ein Sohn des um die Gründung der dortigen Bergakademie verdienten Berghauptmannes Friedrich Wilhelm v. O. und der Freiin Juliane Sophie v. Hartitsch, empfing seine wissenschaftliche Vorbildung im elterlichen Hause und auf der genannten Anstalt seines Geburtsortes und studirte dann von 1784—1787 in Leipzig die Rechte. Nach ehrenvoll bestandener Prüfung als Assessor beim Bergamte Schneeberg angestellt, schwang er sich durch Begabung und Kenntnisse schnell zu höheren Rangstufen empor, bis er, 1793 Geheimer Finanzrath geworden, 1811 mit der Direction des ersten Departements im Geheimen Finanzcollegium betraut wurde. Als er aber im folgenden Jahre einen von hoher Stelle Begünstigten sich vorgezogen sah, erbat und erhielt er seinen Abschied und widmete sich nun mit regem Eifer der Bewirthschaftung seines Familiengutes Krebs bei Pirna, das er durch Benutzung aller neueren landwirthschaftlichen Erfahrungen bald in seiner Ertragsfähigkeit steigerte, während er zugleich als Freund der Botanik nicht versäumte, den Garten des Gutes mit in- und ausländischen Zierpflanzen auszustatten und ihn so in einen vielbesuchten Anziehungspunkt für Freunde der Gartenkunst zu verwandeln. Dieses freundliche, durch das Zusammenleben mit seiner geliebten Mutter verschönte Stillleben nahm in Folge der kriegerischen Ereignisse des Jahres 1813 ein jähes Ende, wozu noch kam, daß ihm der Tod am 1. October die bisherige theilnehmende Genossin seiner Bestrebungen entriß. Als dann nach der Leipziger Schlacht und der Wegführung des Königs Friedrich August die verbündeten Mächte Sachsens Verwaltung einem Generalgouvernementsrathe unter der Oberleitung des Freiherrn v. Stein übertrugen, sah sich O. unvermuthet als Mitglied in diese Behörde aufgenommen und mit dem Amte eines Directors der Finanzsection bekleidet. Seine gründliche Kenntniß der Verhältnisse machte ihn für diesen verantwortungsreichen Posten in hohem Grade geschickt, und bald zeigten sich die Spuren seines energischen und durchgreifenden Wirkens nicht nur in seinem eigenen Verwaltungsfache, sondern in Folge seiner Anregungen auch in den übrigen, so daß in kurzer Zeit das verrottete altsächsische Staatswesen eine vollständige, den Anforderungen der Neuzeit und der augenblicklichen Lage ent-

sprechende Umgestaltung erfuhr. Vor Allem mußten Ersparnisse gemacht werden: es geschah durch Beschränkung des bisherigen prunkvollen Hofhaltes, durch Verschmelzung verschiedener Collegien, durch Verbesserung des Forstwesens, durch Hebung der Meißener Porcellanfabrik in ihren Leistungen u. s. w. Die Spuren des Krieges verschwanden rasch vor der sorglichen Thätigkeit der Regierenden: die gesprengten Elbbrücken in Dresden und Meißen, die Saalbrücke in Weißenfels, die zerstörten Dresdener Anlagen wurden wiederhergestellt; die in ihrem Eigenthum Geschädigten erhielten Unterstützung; lästige Abgaben, wie Sporteln und Ablösgebühren, hörten auf, und selbst Künste und Wissenschaften fanden einsichtige Förderung. Daß der Antrieb zu dieser Neubildung des Staates hauptsächlich von O. ausging, das ergibt sich aus der von ihm veranlaßten und nach seinem Rücktritte zu Dresden erschienenen Schrift: „Ueber die Verwaltung des Generalgouvernements der hohen verbündeten Mächte im Königreich Sachsen vom 31. October 1813 bis zum 8. November 1814", welche nach der Rückkehr des Königs zwar verboten wurde, aber durch Wiederabdruck in Voß' „Zeiten" (Jahrg. 1815, 9. Stück) künftigen Geschichtsschreibern jener Periode zugänglich geblieben ist. — Nachdem O. sein Amt niedergelegt hatte, berief ihn der preußische Staatsminister Fürst Hardenberg nach Prag, um von seiner genauen Kenntniß der sächsischen Verhältnisse Gebrauch zu machen. Beim Congreß in Wien, wohin er den Fürsten begleitete, bot der patriotisch gesinnte Mann Alles auf, um eine Theilung seines Heimathlandes abzuwenden; als ihm dieß nicht gelang, kehrte er tieferschüttert nach Hause zurück. Hier überließ er seinem Bruder drei Familiengüter gegen ein bestimmtes Leibgeding und behielt sich nur Krebs, das vierte, als dereinstigen Ruhesitz vor, um dann von 1815—28 seinen Schmerz über die Zerstückelung Sachsens auf Reisen zu beschwichtigen und zugleich den gehässigen Angriffen seiner Gegner aus dem Wege zu gehen. Indem er so in der besseren Jahreszeit einen großen Theil Deutschlands, sowie Oesterreich-Ungarn, Frankreich, Holland, England, Dänemark und Schweden durchwanderte, kehrte er im Winter nach einer deutschen Stadt oder nach seinem Gute Krebs zurück, wo er 1824 ein neues Wohnhaus und einen geräumigen Büchersaal zur Aufstellung seiner reichhaltigen, zuletzt über 30 000 Bände umfassenden Bibliothek erbauen ließ. — Mit dem Jahre 1828 endete seine Wanderzeit, indem ihn damals Herzog Ernst I. von Sachsen-Coburg-Gotha als Geheimen Rath und Kammerpräsidenten in seine Dienste berief. Er übernahm dieses Amt im folgenden Jahre unter der Bedingung, daß er nach drei Jahren sich wieder zurückziehen und außerdem alljährlich eine Urlaubszeit von 4—6 Wochen auf seinem Gute verleben dürfe. Auch in seinem neuen Wirkungskreise war er bemüht, staatliche Schäden und Mißbräuche zu beseitigen und Neues und Besseres an deren Stelle zu setzen, während er seine Ferien dazu benutzte, den schon längst gehegten Plan der Erbauung eines neuen Schulhauses in Krebs auszuführen. Am 7. August 1830, dem Jahrestage seiner Mutter, legte er den Grundstein zu der nach ihr benannten „Sophienanstalt", wies zu deren Unterhalt ein Capital von 20 000 Thalern an und bereitete der schulpflichtigen Jugend ein sinniges ländliches Fest, worauf im folgenden Jahre der Ausbau des Hauses und die Anstellung eines Lehrers erfolgte. Doch sollte er sich dieser Stiftung nicht lange mehr erfreuen; denn noch vor Ablauf seiner Amtsdauer erlag er am 11. Februar 1832 nach kurzer Krankheit einer durch Erkältung verursachten Milzentzündung. Seine Ruhestätte auf dem Friedhof in Gotha ziert ein von Döll dem Jüngeren künstlerisch ausgeführtes Denkmal.

Gothaische politische Zeitung, 141. Jahrg., Nr. 31 vom 14. Februar 1832. — Allgemeiner Anzeiger und Nationalzeitung der Deutschen, Jahrg.

1832, 1. Bd., Nr. 49 vom 19. Februar. — Sachsenzeitung, Jahrg. 1832, Nr. 72, S. 574. — Conversationslexikon d. neuesten Zeit u. Litteratur, 3. Bd., Leipzig 1833, S. 332—338. Schumann.

Oppel: Nikol. Michael O., Zoolog und Zeichner, geb. am 7. December 1782 zu Schönficht in der baierischen Oberpfalz, † am 16. Februar 1820 zu München. Nachdem er seine Studien auf dem Gymnasium und Lyceum zu Amberg, wo er bereits als eifriger Naturforscher und geschickter Zeichner großes Aufsehen erregte, vollendet hatte, kam er im J. 1806 nach München und erhielt auf Empfehlung der königlichen Akademie von König Max I. ein Stipendium, um sich in Paris weiter auszubilden. Hier wurde er mit Alex. v. Humboldt bekannt, der einen von O. entdeckten Schmetterling Oppelius benannte und ihn bei Herausgabe seiner Reisen beschäftigte. In einem uns vorliegenden Briefe an einen Gönner Oppel's (Paris, 13. November 1809) spricht der große Gelehrte sein Vergnügen aus „d'avoir possedé ici longtemps cet excellent jeune homme, qui reunit de la manière la plus distinguée le talent d'artiste à celui de savant versé dans toutes les branches de la zoologie. Il faut être fort, comme il l'est pour pouvoir fixer au milieu de cette capitale l'attention des Cuvier, des Lacépède, des Geoffroy, des Latreille.“ Nach der Rückkehr in seine Heimath wurde O. im J. 1811 zum Adjuncten der Akademie, 1818 zum Professor der Naturgeschichte am königlichen Lyceum ernannt. Leider wurde er durch seinen Eifer für die Wissenschaft ein frühzeitiges Opfer derselben. Seit vielen Jahren mit der Bearbeitung eines Prachtwerkes über Amphibien beschäftigt, zu dem er die Zeichnungen selbst angefertigt hatte, wünschte er auch die Stiche zu liefern, zu welchem Behufe er die Kupferstecherkunst erlernte, wobei er sich durch die mit Kupferoxyd geschwängerte Salpetersäure den Tod zuzog. Da O. außer zerstreuten Gedichten (s. Greger, Sonette baierischer Dichter, Bd. 3, 174 ff.) nur ein paar Abhandlungen bei seinen Lebzeiten veröffentlicht hat, so würde sein Name verschollen sein, wenn sich nicht glücklicher Weise seine Handzeichnungen erhalten hätten, die einen der sehenswerthesten Schätze der Münchener Bibliothek ausmachen. Ueber diese meisterhaften Aquarellzeichnungen von Schildkröten, Sauriern, Schlangen und Batrachiern schreibt Fr. Leydig (Die in Deutschland lebenden Arten der Saurier, S. 225): „Man kommt beim Durchsehen dieser Aquarelle nicht aus dem Staunen heraus und weiß nicht, soll man mehr die Richtigkeit in der Zeichnung oder die außerordentliche Feinheit der Ausführung bewundern. Es ist, selbst bei den kleineren Arten, jedes Schüppchen und Körnchen über die ganze Körperfläche weg mit genauester Sorgfalt gemalt und bei der Kleinheit der Gegenstände muß oftmals der Pinsel unter der Lupe geführt worden sein. Hätte das Werk auch in die Oeffentlichkeit gelangen können, es wäre nicht möglich gewesen, im Stich und Colorit die Feinheit und Genauigkeit der Originale wiederzugeben.“

Sonette von baierischen Dichtern, gesammelt von Fr. Aug. Greger III, S. 172 f. Regensburg 1833. Halm.

Oppen: Adolf Friedrich v. O., preußischer Generallieutenant, am 4. December 1762 zu Alt-Gattersleben im Fürstenthum Halberstadt geboren, trat 1775 beim Kürassierregiment v. Seelhorst in den Dienst, ward 1778 Officier, nahm an der Expedition nach Holland und an den Rheinfeldzügen Theil, zeichnete sich bei jeder Gelegenheit aus, kam 1798 als Eskadronchef zur Garde du Corps und wurde 1803 Commandeur des in Münster garnisonirenden Dragonerregiments v. Wobeser. Mit diesem zog er unter Blücher in den Krieg von 1806. Am 14. October stand er mit Rüchel's Corps bei Weimar und war an dessen Kampfe betheiligt, welcher Hohenlohe's retirirenden Truppen Luft machen sollte. Wobeser-Dragoner gehörten zu den Abtheilungen, welche noch spät am

Abend den Franzosen die Spitze boten; O. that sich damals durch einen entschlossenen Angriff auf feindliche Reiterei hervor. Nostiz, Blücher's späterer Adjutant, sah „den überkühnen, riesigen Mann", wie er an der Spitze von vier halben Eskadrons auf ein französisches Regiment einhieb; er durchbrach die Glieder desselben und kehrte verwundet, mit zerhauenem Hute, um den Flügel herum zu den Seinen zurück (Kriegsgeschichtliche Einzelschriften, herausgegeben vom Großen Generalstabe, 5. Heft, Berlin 1884). Dann half er den Rückzug durch das brennende Weimar decken, gab dem Könige bis Sömmerda das Geleit, focht bei Nordhausen und gerieth durch die Capitulation von Prenzlau in Kriegsgefangenschaft. Erst im Mai 1807 konnte er ausgewechselt werden; in Memel verlieh ihm der König den Orden pour le mérite. Bei der Reorganisation des Heeres nach Friedensschluß wurde er 1808, als Oberst, Brigadier der Cavallerie des Generals v. Blücher; seine Gesundheit, welche durch Stürze mit dem Pferde, die er als kühner Reiter erlitten hatte, erschüttert war, nöthigte ihn bald, um den Abschied zu bitten. Er erhielt denselben als General. Sobald aber 1813 der Krieg in sicherer Aussicht stand, suchte er um seine Wiederanstellung nach. Bülow erbat ihn sich als Brigadier. Von seinem Landgute Siede bei Berlinchen in der Neumark hoch zu Roß ausgezogen, ritt O. Ende März in Schwedt vor Bülow's Quartier, um sich zu melden, und wurde als guter alter Bekannter herzlich aufgenommen. „Da haben wir Einen bekommen, der das Einhauen liebt, und alle Tage einhauen wird", sagte Bülow, als O. sich entfernt hatte. Er übertrug demselben das Commando seiner Avantgarde. Beim Vormarsch gegen Magdeburg zu Anfang April führte O. dieselbe und in dem nach den Orten Möckern, Zehdenick und Danigkow genannten Treffen vom 5. jenes Monats machte er, der von Bülow selbst geführten Colonne angehörend, welche bei Zehdenick focht, mit sieben Schwadronen einen erfolgreichen Angriff auf die feindliche Nachhut, welcher ihm große Anerkennung eintrug. Der Reiterkampf war überhaupt sein Element; sein ritterlicher Sinn, seine Tapferkeit und seine körperliche Kraft fanden in dem Ringen Mann gegen Mann ihre meiste Befriedigung. Die Leitung des Gefechtes lag ihm ferner; mit Ruhe und kaltblütiger Ueberlegung sah er es nahen, aber nicht immer wog er vorsichtig die Verhältnisse ab, und wenn der Kampf entbrannt war, blieb O. nicht mehr der Führer, sondern ward der erste Soldat. — Nun ging es in das Anhaltische; O. besetzte es an der Spitze der Vortruppen und am 2. Mai war er bei der Erstürmung von Halle thätig. Aber der Tag von Groß-Görschen verwandelte seine Vorhut bald in eine Nachhut. Der Rückzug ging zunächst gegen Berlin, dann wurde gegen Bautzen marschirt; am 24. Mai meldete O. an Bülow, daß dort eine Schlacht verloren gegangen sei. Jetzt galt es dem gegen Berlin vordringenden Oudinot entgegenzutreten. Am 28. mußten Borstell und O. vor diesem Hoyerswerda und das Feld räumen; am 4. Juni aber schlug Bülow den französischen Marschall bei Luckau; O. hatte an dem Siege großen Antheil; durch ein glückliches Verfolgungsgefecht am Nachmittage vermehrte er denselben noch; der König dankte ihm dadurch, daß er ihn in seinen, vor der Verabschiedung innegehabten Dienstaltersrang wieder einsetzte. Als nach Aufkündigung des Waffenstillstandes die Feindseligkeiten von neuem begonnen hatten, erhielt O. das Commando der Reservecavallerie des 3. Armeecorps, 30 Schwadronen, in 8 Brigaden gegliedert, und 2 reitende Batterien. Er trat damit zuerst am 22. August bei Wittstock dem Feinde entgegen, wo es sich darum handelte, Thümen's Rückzug zu decken, doch vergeblich mühte er sich, der Division Durutte den Uebergang über die Nuthe zu wehren; seine tapferen Angriffe scheiterten an den Vierecken der Franzosen; „es sei der unglücklichste Tag seines Lebens", rief er aus, als seine geworfenen Reiter in Uno[illegible]g zurückkamen; aber

bald hatte er sie gesammelt und setzte nun dem Vordringen des Feindes von Neuem festen Widerstand entgegen; nach der Schlacht von Groß-Beeren erhielt er das Eichenlaub zum Verdienstorden. Bei Dennewitz trug er zur Vervollständigung des Sieges bei, dann focht er bei Leipzig. Im November führte er Bülow's Vorhut nach Holland hinein. Die November- und Decembertage des Jahres 1813 bilden die Glanzperiode in Oppen's militärischem Leben. Am 23. des erstgenannten Monats nahm er Doesborg durch Ueberrumpelung, wobei ihm Valentini als Generalstabsofficier zur Seite stand. Es verdroß ihn, daß später der Name der Stadt auf einem Bülow geschenkten Ehrendegen prangte, denn ihm allein gebührte das Verdienst, und am 24. machte er sich, den von ihm verbreiteten Schrecken benutzend, zum Herrn von Zütphen. Von dem Versuche, Arnheim zu nehmen, welchen er am 25. wagte, mußte er vorläufig abstehen; aber am 30., als Bülow mit Verstärkungen herangekommen war, gelang das Unternehmen nach blutigem Kampfe, dessen Anordnung Bülow ihm allein überlassen hatte. Fast ganz Holland fiel nun in die Gewalt der Verbündeten. Am 14. December galt es, die Waal zu überschreiten und die an deren linkem Ufer gelegene Festung Bommel zu nehmen. O. ward mit der Leitung des Unternehmens beauftragt. Im Dunkel der Nacht ward auf kleinen Kähnen übergesetzt, O. befand sich in einem der vordersten derselben, es war ein kühnes Beginnen, die Franzosen hatten aber den Ort bereits geräumt. Am folgenden Tage bestand er ein Gefecht bei Wall, besetzte das aufgegebene Fort Crevecoeur und erschien vor Herzogenbusch, welches er auf Bülow's Befehl am 19., aber vergeblich, angriff. Bei dem Gefechte vom 13. Januar 1814, durch welches die Franzosen nach Antwerpen hineingeworfen wurden, war ihm außer seiner Reiterei auch Krafft's Brigade unterstellt. Dann ging es nach Frankreich hinein, wo O. bis zum Ende am Kriege Theil nahm; Bülow's Corps kam hauptsächlich bei Laon zum Schlagen. 1815 führte er an Tauentzien's Stelle das 7. Armeecorps in das Feld, kam aber nicht mehr zu kriegerischer Verwendung. Nach Friedensschluß nahm er wiederum den Abschied und starb am 27. August 1834 zu Siede.

Geschichte der Nordarmee im J. 1813 (Beihefte zum Militär-Wochenblatt), Berlin 1859 ff. — Varnhagen v. Ense, Leben des Generals Grafen Bülow von Dennewitz, Berlin 1853. — v. Zedlitz, Pantheon des preußischen Heeres, II, Berlin 1836. B. Poten.

Oppenheim: Friedrich Ludwig Alphons O., bekannter Chemiker, geboren am 14. Februar 1833 in Hamburg, † am 16. September 1877 zu St. Leonhards in Südengland. Seine Schulbildung erhielt er in dem Johanneum und in dem akademischen Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog Ostern 1852 die Universität Bonn, wo er mit Heinrich v. Treitschke ein Freundschaftsbündniß fürs Leben schloß. Erst in Göttingen aber, wohin er nach wenigen Semestern übersiedelte, hat er unter Wöhler's Leitung die wissenschaftlichen Grundlagen für seine späteren Forschungen gelegt. Dort hat er auch im J. 1857 die philosophische Doctorwürde erlangt. Nachdem er dann noch ein Semester in Heidelberg unter Bunsen gearbeitet hatte, ging er nach London und trat dort in das von Williamson geleitete Laboratorium des University College. Im J. 1861 siedelte er nach Paris über, wo er nur wenige Monate zu bleiben gedachte, aber durch den Geist und die Liebenswürdigkeit von Wurtz, dessen Schüler er hier wurde und dessen Freundschaft er sich später rühmen durfte, und den Reiz der französischen Hauptstadt sich so angezogen fühlte, daß er bis zum Jahr 1867 blieb. Dann erst kehrte er nach Deutschland zurück, ließ sich in Berlin nieder und habilitirte sich dort im Januar 1868. Einen Monat später verheirathete er sich mit einer Engländerin irischer Abkunft Isabella Mac Nulty, die er in

London kennen gelernt hatte. Diese Ehe sollte das Glück und das Verhängniß seines Lebens werden. Im Juni 1873 ward er zum Professor extraordinarius ernannt und 1876 erhielt er einen Ruf als Ordinarius an die Akademie zu Münster. Seine Uebersiedelung dahin ward durch andauernde Krankheit seiner Frau zunächst verhindert und dann erschwert. In Münster, wohin er endlich Ostern 1877 gekommen war, nahmen diese Krankheitserscheinungen einen so ernsten Charakter an, daß er mitten aus seiner neuen Lehrthätigkeit heraus, im Sommer mit der Todkranken an die Südküste Englands reiste, wo er noch hoffte, für sie Rettung zu finden. Allein vergebens. Am 16. September starb Frau Oppenheim und 2 Stunden später war auch er eine Leiche. Er hatte sich an ihrem Todtenbett vergiftet.

Die wissenschaftlichen Untersuchungen Oppenheim's sind meist dem Gebiet der organischen Chemie entnommen. Der anorganischen Chemie gehört seine Dissertation an, welche das Tellur und seine Verbindungen behandelt und dann eine in England auf Graham's Anregung gemeinschaftlich mit Versmann ausgeführte Untersuchung, welche ein allgemeines Interesse beanspruchen darf. Es handelte sich um die Auffindung einer Substanz, welche die Unverbrennlichkeit leicht entzündbarer Stoffe bewirken sollte. Diese wurde in dem wolframsauren Natron gefunden, welches sich auch als sehr praktisch bewährt hat. In Paris beschäftigte er sich zuerst mit dem Pfeffermünzampher, dessen Alkoholnatur er durch zahlreiche Derivate feststellte. Diese Untersuchungen führten ihn naturgemäß auf die Terpene, deren chemische Natur er wesentlich aufklärte. Fast gleichzeitig mit Barbieri und unabhängig von ihm zeigte er nämlich die nahen Beziehungen, die zwischen dem Terpentinöl und dem Cymol, einem Kohlenwasserstoff der aromatischen Reihe bestehen. Auf seine zahlreichen Untersuchungen über Allyl- und Propylenverbindungen kann hier nur hingewiesen werden; eine Beobachtung aber, als ein allgemeineres Interesse beanspruchend, möge Erwähnung finden. O. zeigte, wie die Schwefelsäure, welche man schon lange als ein Wasser entziehendes Mittel kannte und welche vielfach nach dieser Richtung hin Verwendung findet, auch Wasser zuführend wirken kann. Es gelang ihm nämlich Allylchlorid, C_3H_5Cl durch Behandlung mit Schwefelsäure und Wasser in Propylenchlorhydrin, C_3H_7ClO umzuwandeln. Schließlich sei auch noch seiner gemeinschaftlich mit Pfaff ausgeführten Untersuchung über die Einwirkung des Chloroforms auf den Natriumacetessigester gedacht, welche insofern von Wichtigkeit ist, als er hierbei die Oxyuvitinsäure, eine der aromatischen Gruppe angehörende Substanz isolirt, und so einen verhältnißmäßig einfachen Uebergang der fetten in die aromatische Reihe entdeckt, wie er ähnlich in jener Zeit kaum bekannt war. Unter seinen litterarischen Arbeiten müssen hier in erster Linie die vortrefflichen Uebersetzungen von Odling's Manual of Chemistry und Wurtz' Histoire des doctrines chimiques genannt werden. Ein besonderes Verdienst hat er sich ferner als Mitarbeiter dieses Werks erworben, dessen 1. bis 6. Band eine stattliche Reihe ausgezeichneter Biographien älterer und neuerer Chemiker, von seiner Feder herrührend, enthalten. Ferner war er Mitarbeiter an einer neuen Ausgabe des Brockhausschen Conversationslexikons, dem neuen von Fehling herausgegebenen Handwörterbuch der Chemie, an dem von A. W. Hofmann veröffentlichten Berichte der Wiener Weltausstellung und dem Neumayerschen Compendium für wissenschaftliche Reisende. Gehörte auch O. seiner wissenschaftlichen Bedeutung nach nicht zu den Koryphäen seines Fachs, so hat ihm doch sein edler, humaner Charakter, seine Begeisterung für die Wissenschaft, seine Wahrheitsliebe und seine Anspruchslosigkeit die Freundschaft der Besten, mit denen er in Berührung gekommen, verschafft, und Männer wie Wöhler, Wurtz, Treitschke und vor Allen

A. W. Hofmann haben ihm warm empfundene Worte der Liebe und Verehrung gewidmet.

Vgl. A. W. Hofmann, Nekrolog auf Oppenheim, Bericht der chem. Gesellschaft, Band X, S. 2262. Ladenburg.

Oppenheim: Friedrich Wilhelm O., Arzt, am 5. October 1799 in Hamburg geboren, hatte in Heidelberg Medicin studirt und daselbst im J. 1821 nach Vertheidigung seiner Dissertation: „Experimenta nonnulla circa vitam arteriarum et circulationem sanguinis per vasa collateralia“ die Doctorwürde erlangt. In den folgenden drei Jahren machte er eine wissenschaftliche Reise, die ihn durch einen großen Theil Europas führte, und habilitirte sich, im December 1824 nach Hause zurückgekehrt, als Arzt in seiner Vaterstadt. Im J. 1829 trat er bei dem Generalstabe der russischen Armee als Stabsarzt ein und machte mit derselben den russisch-türkischen Krieg mit; nach erfolgtem Friedensschlusse nahm er seinen Abschied und trat nun in türkische Dienste. In der Eigenschaft eines Generalarztes begleitete er die Armee des Großvezirs in den Feldzug gegen die Albanesen; nach Beendigung desselben machte er eine größere Reise durch den Orient und traf im J. 1831 wieder in seiner Heimath ein. Hier wirkte er vom J. 1833 ab an der eben damals errichteten anatomisch-chirurgischen Lehranstalt bis zum Jahre 1842 als Lehrer; 1845 wurde er zum Mitgliede des Hamburger Gesundheitsrathes erwählt, mußte aber diese Stellung, sowie seine ärztliche Praxis krankheitshalber im J. 1850 aufgeben und ist am 16. März 1852 in Achern (Großherzogthum Baden) gestorben. Als praktischer Arzt hat sich O. in seiner Vaterstadt eines großen, wohlbegründeten Rufes erfreut, seine wissenschaftlichen Leistungen haben in seiner Ernennung zum Mitgliede vieler gelehrter Gesellschaften reiche Anerkennung gefunden. — Neben mehreren Journalartikeln, welche in verschiedenen deutschen und englischen Zeitschriften erschienen sind, hat O. zwei größere Arbeiten: „Die Behandlung der Lustseuche ohne Quecksilber, oder die nicht mercuriellen Mittel und Methoden zur Heilung der Lustseuche“ 1827 und „Ueber den Zustand der Heilkunde und über die Volkskrankheiten in der europäischen und asiatischen Türkey. Ein Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte“ 1833 veröffentlicht. — Im Vereine mit Dieffenbach und Fricke hat er im J. 1836 die in Hamburg bis zum Jahre 1851 in 45 Bänden erschienene „Zeitschrift für die gesammte Medicin“ begründet, und dieselbe vom Jahre 1842 an allein herausgegeben.

Schröder, Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller, fortges. von Klose, V. Bd., S. 606. — Hier wie in Callisen, Med. Schriftstellerlexikon, XIV, S. 150. XXXI, 92 findet sich ein Verzeichniß seiner Schriften.

A. Hirsch.

Oppenheim: Heinrich Bernhard O., Publicist, geb. am 20. Juli 1819 in Frankfurt a. M., stammte aus einer seit längerer Zeit hier angesehenen jüdischen Bankiersfamilie. Er besuchte das dortige Gymnasium, studirte die Rechte in Göttingen, Heidelberg und Berlin und wirkte im Anfange der 1840er Jahre in Heidelberg als Privatdocent für Staatswissenschaften und Völkerrecht. Hier gab er einige Schriften staatsrechtlichen Inhalts heraus, so 1842 „Studien der inneren Politik“ und eine „Geschichte und staatsrechtliche Entwickelung der Gesetzgebung des Rheins“; doch ließ er sich von seinem Fach gern immer mehr auf das Gebiet politischer Tagesfragen führen. In „Staatsrechtlichen Betrachtungen über Regierungsfähigkeit und Regentschaft, mit besonderer Rücksicht auf die Thronfolge in Hannover“, trat er in Weil's „Constitutionellen Jahrbüchern“ (Bd. 2, Stuttg. 1843) gegen die Thronfolgefähigkeit des damaligen blinden Kronprinzen Georg von Hannover auf. Die Neigung

zur Publicistik gewann bei ihm bald derart die Oberhand, daß er, von Haus aus zu sorgenfreiem Leben in Stand gesetzt, die Lehrthätigkeit aufgab. Sein letztes Werk als akademischer Lehrer war ein „System des Völkerrechts" (Frankfurt a. M. 1845). Die Fragen der Bewegung von 1848 nahmen ihn sehr in Anspruch; seine schwachen Versuche als praktischer Politiker sind jedoch gescheitert und ließen ihn immer mehr als einen Mann nur der Feder und der Theorie erscheinen. Er war am 9. März einer der Redner in der aufgeregten Berliner Volksversammlung „unter den Zelten", wo es sich um eine die Volkswünsche enthaltende Adresse der Stadtverordneten an den König handelte. Seit Ende März trat er mit A. Ruge und Meyen als Hauptredacteur der Berliner Zeitung „Die Reform. Organ der demokratischen Partei" auf. Dieselbe wurde am 22. April unter die Aufsicht eines Comités gestellt, welches aus den Abgeordneten d'Ester, Joh. Jacoby, Stein, sowie den Vorständen des „Volksclubs", des „demokratischen Clubs" und des „Centralausschusses der demokratischen Arbeiter" bestand. Das Blatt Oppenheim's zählte zu Mitarbeitern Bakunin, Heinzen, Herwegh und nannte sich seit dem 10. September 1848 „Organ der Linken der Nationalversammlung". Ende April 1848 bewarb er sich in Berlin um ein Mandat für die deutsche Nationalversammlung, hielt aber in der Abneigung gegen eine persönliche Berührung mit der Volksmasse die Ablegung eines politischen Glaubensbekenntnisses für unnöthig. Genügend hierfür hielt er seinen Hinweis in der „Reform" auf seine Schriften, auf seinen Grundsatz, „daß die Völker nur in der Freiheit für die Freiheit reif" würden und auf seine Erklärung, daß die Opposition, zu welcher er gehöre, niemals Zugeständnisse gemacht habe. Die Berliner Volksmassen hatten aber kein Interesse für Oppenheim's System des Völkerrechts und dergleichen; der bloß mit der Feder auftretende Candidat genügte ihnen nicht, wenn auch dessen Blatt allerdings sogar für Abschaffung der „Soldateska" aufgetreten war. O. war eben zum Volksredner nicht geeignet und empfand wohl auch eine Scheu vor der praktischen Vertretung seiner in der Studirstube weitgehenden Theorien. Um so mehr aber glaubte er sich auf die schriftstellerische Thätigkeit hingewiesen zu sehen. Gleich nach Octroyirung der preußischen Verfassung sprach er sich in einer Schrift „Kaltblütige Glossen zu der Verfassungsurkunde vom 5. December 1848" (Berl. 1848) dahin aus, die Regierung habe „nur gezwungen nachgegeben, um ihr nacktes Leben zu fristen". In Preußen war aber bald nicht mehr die Zeit für eine derartige Wirksamkeit. O. begab sich daher 1849 wieder nach Baden, um für die dortige Revolution zu wirken. Von seiner nächsten Thätigkeit dort liegt nur ein Bericht von Häusser vor. Dieser erzählt in seiner „Geschichte der badischen Revolution", S. 417, auf Grund der Acten, O. habe in Karlsruhe das Privatcabinet des geflüchteten Großherzogs erbrochen, um „mit ungeduldiger Neugier nach Cabinetsgeheimnissen zu forschen". Im Mai 1849 wurde er von Brentano, dem Leiter der provisorischen Regierung, an K. Blind's Stelle, zum Redacteur der amtlichen „Karlsruher Zeitung" bestellt, welche dann alsbald die Franzosen „für die europäische Freiheit und die Verbrüderung der Nationen auf den Posten der Ehre, an den Rhein", rief. Beim Ausbruch des Zwiespalts zwischen der gemäßigten Richtung Brentano's und der terroristischen G. Struve's nahm O. am 5. Juni 1849 in Karlsruhe an der Versammlung Theil, welche den Letzteren an die Spitze zu bringen suchte. Nachdem dieß mißlungen, wurde er von der amtlichen Zeitung entfernt. Sein Verhalten in Baden beruhte im Grunde auf einer Ungeschicktheit des Theoretikers, der durch eine gewisse rigorose Verfolgung seiner Vorstellungen nach Art J. Jacoby's auf Abwege geräth; von Häusser aber hat er das Zeugniß erhalten, daß er „der echte Repräsentant der Art von Demokraten" sei, „welche die schmutzige Grundfarbe der badischen Re-

volution bildete". Von Baden aus begab sich O. auf Reisen nach der Schweiz, Frankreich, Holland und England. 1850 zurückgekehrt, gab er noch in demselben Jahre eine „Philosophie des Rechts und der Gesellschaft" heraus. Dann wandte er sich in einer Schrift „Zur Kritik der Demokratie" mit großer Bitterkeit gegen die von der siegreichen Reaction den Demokraten gemachten Vorwürfe, warf aber zugleich letzteren selbst die Schuld am Unterliegen bei, weil sie sich weniger gegen „die Lüge des Scheinconstitutionalismus als gegen die rohe Gewalt des Despotismus" gewandt haben. In den Reden von Gagern und Genossen erblickte er eine „Blumenlese des Verraths"; die Revolution erklärte er für berechtigt, wenn die Gewalt nur um ihrer selbst willen ausgeübt werde; eine Unterstützung der Demokraten durch das Ausland hielt er für wünschenswerth, „damit sich die Völker nicht vereinzelt hinschlachten lassen". 1854 gab er ein „Praktisches Handbuch der Consulate aller Länder" heraus. In einer Schrift „Deutschlands Noth und Aerzte" (1859) bekämpfte er die Idee eines deutschen Parlaments neben dem Bundestage. Es folgte seine Schrift „Ueber die Kunst, mit einer Verfassung zu regieren. Ein Vademecum für constitutionelle Minister und solche, die es werden wollen" (auch in „Demokr. Studien" von Walesrode, Hamb. 1861). Darin läßt er einen deutschen Diplomaten in einem Briefe an seinen Sohn ein förmliches System der Umgehung von Recht und Gesetz aufstellen. 1861 schrieb O. „Ueber Ministerverantwortlichkeit" und seit October 1862 gab er in Berlin die „Deutschen Jahrbücher für Politik und Litteratur", eine im Sinne der demokratischen Seite der Liberalen des preußischen Landtags gehaltene Zeitschrift heraus. In besonderen Schriften behandelte er „Die Lassallesche Bewegung im Frühjahr 1863" und unter dem Titel „Die Deutschen im Ausland und das Ausland in den Deutschen" (1865), geißelte er das unpatriotische Verhalten der Deutschen im Auslande. Sehr bezeichnend für seine ganze Richtung schilderte er in der Schrift „Ueber politische und staatsbürgerliche Pflichterfüllung" (1864), „die Abnahme des Idealismus" als die Grundursache der politischen Krankheit, welche er in „einer zu großen Accommodationsfähigkeit an die veränderten Umstände" erblickte. Eine Anzahl seiner erwähnten politischen Schriften gab er nebst Kritiken über Stahl, Tocqueville, Riehl heraus unter dem Titel „Vermischte Schriften aus bewegter Zeit" (Stuttg. u. Lpzg. 1866). Die Ereignisse von 1866 bewirkten eine große Wandlung bei O. Während Jacoby die Opposition fortsetzte und Koryphäen der gemäßigten Liberalen sich mit der neuen Ordnung nicht recht befreunden konnten, wurde diese von O. mit Freude begrüßt. Er ward Mitglied des von der preußischen Fortschrittspartei und dem liberalen linken Centrum niedergesetzten Centralwahlcomités, welches am 12. November 1866 einen Aufruf bezüglich der Wahlen zum ersten norddeutschen Reichstage erließ und in Altpreußen eine rege Thätigkeit entfaltete. Er trat am 17. December 1866 sogar wieder in einer Berliner Volksversammlung für eine starke deutsche Centralgewalt Preußens und für eine entscheidende Mitwirkung des Parlaments bei der Gesetzgebung und Steuerbewilligung auf. Das Comité verbreitete diese Rede als Flugblatt. Ein anderes Fluglatt Oppenheim's, „Die Ehre steht auf dem Spiel" wurde weniger verbreitet, weil die Abgeordneten, welche sich am 17. November 1866 als neue Fraction der nationalen Partei constituirt hatten, gegen dasselbe als zu radical protestirten. Andererseits wurde er für eine festere Organisation der nationalliberalen Partei thätig, als diese von der Fortschrittspartei wegen zu großer Zugeständnisse bei Feststellung der Bundesverfassung angegriffen wurde. Freilich suchte er gemeinsam mit v. Unruh in einem Aufrufe vom 18. October 1867 die Freundschaft mit der Fortschrittspartei aufrecht zu erhalten und machte zeitweise auch den radicalen Standpunkt wieder geltend. So in seinen „Friedensglossen zum Kriegsjahr"

(1871) und in seinem Werke „Benedict Franz Leo Waldeck“ (Berl. 1873). Im allgemeinen aber führte ihn seine Hinwendung zur nationalen Politik zum ersten Male zu einer schriftstellerischen Behandlung unmittelbar praktischer Fragen. Seine erste wirthschaftliche Schrift war „Ueber Armenpflege und Heimathsrecht“ (1870). 1872 schrieb er mehrere volkswirthschaftliche Aufsätze in die „Gegenwart“. In dem Werke „Der Kathedersocialismus“ (Berl. 2. Aufl. 1873) lieferte er eine kritische Charakteristik der Bestrebungen und Schriften der mit jener Bezeichnung belegten Fraction der wissenschaftlichen Nationalökonomen, welche er als „Zukunftsphantasten auf Lehrstühlen der Hochschulen“ bezeichnete und auch in der „Gegenwart“ (1872, Nr. 41 u. 42) durch eine „Blumenlese aus der Eisenacher Socialconferenz“ reizte. Daran schloß sich sein Angriff gegen eine Rede, welche Prof. R. Wagner in Berlin am 12. October 1871 in der dortigen „freien Versammlung evangelischer Männer“ über die sociale Frage gehalten hatte. Wagner antwortete mittelst „Offenen Briefs zur Abwehr manchesterlicher Angriffe“. Am 10. Januar 1874 für Reuß ä. L. in den Reichstag gewählt, trat er hier als Referent über Aenderungen der Gewerbeordnung von 1869 auf. Seine Ansichten hierüber legte er im Näheren in der Schrift „Ueber Gewerbegerichte und Contractbruch“ nieder. Bei den Reichstagswahlen vom 10. Januar 1877 in Reuß einem Socialdemokraten unterlegen, hielt er sich andauernd zur nationalliberalen Partei, deren Wahlaufrufe vom December 1876 und August 1879 er unterzeichnete. In Berlin wohnend, befand er sich in ständigem Verkehr mit den Führern dieser Partei. 1876 und 1877 erschienen in „Unsere Zeit“ (Bd. 12 u. 13) Aufsätze Oppenheim's „Zur inneren Geschichte Preußens seit 1866“, welche einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Geschichte der Fortschrittspartei in Preußen bilden. Ein Aufsatz von ihm über „Die Hilfs- und Versicherungscassen der arbeitenden Classen“ erschien als Heft 56 der „Deutschen Zeit- und Streitfragen“, sein Aufsatz über „Die Gewerbefreiheit und d. Arbeitsvertrag“ im 5. Bde. der „Deutschen Volksschriften“ (Bresl. 1880). Seine Ansichten über Tagesfragen legte er 1879 in der „Gegenwart“, in „Nord und Süd“ und in der Berliner Zeitung „Die Tribüne“ nieder. Seine letzte Arbeit war die Vorrede zur 2. Aufl. seines Buchs über Waldeck. Darin klagte er, daß noch so Wenige in Deutschland die Politik als Fach ergreifen und daß das Publicum solchen die Wahlkreise nicht entgegenbringe. Das war, wie in der Besprechung dieser erst nach Oppenheim's Tode erschienenen Auflage (in der „D. Rundschau“ vom Juni 1880) hervorgehoben wurde, der Ausdruck eines „persönlichen Schmerzes, eine Zurücksetzung in stolzer Seele zu fühlen.“ O. starb in Berlin am 29. März 1880. Die Gedächtnißreden bei der Trauerfeierlichkeit hielten v. Forckenbeck, Kapp und Berth. Auerbach. — Nekrol.: Nat.-Ztg. Nr. 148, Berl. Tagebl. Nr. 149 v. 31. März, Deutsch. Montagsbl. Nr. 14 v. 5. April (v. K. Braun) u. Nr. 19 v. 10. Mai 1880 (v. Dan. Sanders). Ehrende Worte der Erinnerung wurden ihm gewidmet von K. Braun am 21. October 1880 bei Eröffnung des volksw. Congresses in Berlin.

Grenzboten 1848, 2. Sem. 3. Bd. S. 176 („Hr. O.“). — Wolff, Berl. Revolut.-Chronik Bd. 1, (Berl. 1851). — Struve, Gesch. der drei Volkserhebungen in Baden (Bern 1849) S. 214. — Nat.-Ztg. 1885, Nr. 380 Feuill.

Wippermann.

Oppenheimer: David O., jüdischer Theologe und Bibliophile, geb. 1664 in Worms, † am 12. September 1736 in Prag. O. war der Sohn eines reichen Mannes aus hochangesehener Familie. Als Jüngling gehörte er zu den Schülern des gelehrten Rabbiners Gerson Ulif in Metz, dessen litterarischer Nachlaß später unter seiner Mitwirkung veröffentlicht wurde. Seit 1686 versah er rabbinische Aemter und wurde (1690) als sechsundzwanzigjähriger Mann zum

mährischen Landesrabbiner erwählt. Im J. 1702 folgte er einem Rufe als Oberrabbiner nach Prag, welche Stellung durch die 1718 erfolgte durch ein kaiserliches Decret bestätigte Wahl zum Landesrabbiner von Böhmen noch erhöht wurde. O. besaß eine ausgebreitete Belesenheit in dem jüdisch-theologischen Schriftthume, er schrieb auch verschiedene Werke, Auslegungen zur Bibel, Commentarien zum Talmud, Rechtsgutachten und Collectaneen zur Ritualistik; aber seine Bedeutung liegt weder in seinem schriftstellerischen Schaffen, von dessen Productionen auch nur Weniges in die Oeffentlichkeit gelangt ist, noch in seinem rabbinischen Wirken, sondern in seiner Thätigkeit als Mäcen der jüdischen Litteratur und als Bibliophile. Fast alle die zahlreichen Werke, die das 18. Jahrhundert auf diesem Gebiete hervorgebracht hat, begleitete er mit empfehlenden Approbationen und unterstützte die Autoren mit namhaften Beiträgen zu den Druckkosten. Der große Reichthum, den er besaß und von welchem er den zehnten Theil (50 000 Thlr.) zu wohlthätigen Zwecken verwendete, diente ihm auch dazu, eine Bibliothek der hebräischen Litteratur anzulegen, die Alles, was an gedruckten und handschriftlichen Werken zu ihr gehörte, in sich fassen sollte. Er sendete zu diesem Zwecke viele Agenten aus, benutzte zu demselben die weitverzweigten Verbindungen, die das große Oppenheimer'sche Geschäftshaus in Wien im Auslande unterhielt, zahlte für Bücher, die er nicht besaß, die höchsten Preise und soll sogar Besitzer von Büchern, die ihm dieselben nicht verkaufen wollten, mit dem Banne bedroht haben. Da er die nach antichristlichen Stellen fahndende österreichische Censur fürchtete, ließ er die Bibliothek in Hannover im Hause seines Schwiegervaters, des Hoffactors Cohen, aufstellen. Nach Oppenheimer's Tode wurde bald an den Verkauf dieser über 7000 Druckwerke und 1000 Handschriften enthaltenden Bibliothek, deren Werth auf 60 000 Thlr. geschätzt wurde, gedacht, doch mußte sie, da die Kauflust vor solchen Summen zurückschreckte, bis zum Jahre 1826 in Kisten verpackt bleiben. Drei Jahre nachher wurde sie um den Preis von 9000 Thlrn. für die Bibliothek in Oxford erworben, wo sie sich noch jetzt befindet.

Wolf, bibliotheca hebraea I, p. 290, III, p. 178 9. — De Rossi, historisches Wörterbuch der jüd. Schriftsteller (deutsche Uebers.) S. 252. — Hock in Gal-Ed, Grabsteininschriften des Prager Friedhofs S. 42. — Carmoly, revue orientale III, p. 245. — Podiebrad, Alterthümer der Prager Josephstadt, 2. Aufl. S. 78. — Steinschneider in Serapeum 20 S. 321 ff. — Wiener in Frankel's Monatsschrift 1864, S. 170. — Landshut, Amude ha-Aboda p. 58. — Wurzbach, biogr. Lexikon 21, S. 75. Brüll.

Oppermann: Heinrich Albert O. wurde am 22. Juli 1812 zu Göttingen, wo der Vater ein kleines Buchbindergewerbe betrieb, geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und ließ sich Ostern 1831 ebenda immatriculiren, schwankend, ob er Jurisprudenz, Staatswissenschaften oder Philosophie als sein Studium bezeichnen solle. Doch gewann die erstere die Oberhand, wenngleich die beiden andern nicht vernachlässigt wurden. Schon als Primaner hatte er an Vorträgen Theil genommen, die ihm und einem Freunde ein begeisterter Anhänger Krause's, Schliephake, über dessen Philosophie hielt. Konnte er auch Krause, der Pfingsten 1831 Göttingen verließ, nicht mehr hören, so bildeten doch dessen Schüler und Anhänger, wie Herm. v. Leonhardi, Schliephake, Karl Volckmar, Georg Schumacher den Kreis, zu dem sich O. am meisten hingezogen fühlte. Dahlmann's und Albrecht's Vorlesungen folgte er mit großem Fleiße, und in seinen litterarischen Arbeiten kommt er gern auf Anregungen zurück, die er ihnen verdankt. Noch in einer Schrift des Jahres 1869 citirt er einen Ausspruch Albrecht's nach dessen Heft über deutsches Staatsrecht. Früh greift er zur Feder; die studentischen Verbindungen in ihren inneren

Gegensätzen, wie ihre Bedrohung durch die damals versammelten Wiener Ministerialconferenzen veranlassen die anonyme Flugschrift: „Worte eines Studirenden über die Reform der Universitäten“ (Leipzig 1834) und den Roman: „Hermann Forsch, Studentenbilder oder Deutschlands Arminen und Germanen“ (Hamburg 1835), dessen Werth allein in der Schilderung der Göttinger Revolution vom Januar 1831 und der Spaltungen des burschenschaftlichen Lebens von der Hand eines Augenzeugen besteht. Ueber der jugendlichen Schriftstellerei wurden aber die Fachstudien nicht vernachlässigt; denn um die gleiche Zeit gewann er mit seiner Schrift: „An en quatenus absolutio ab instantia in causis criminalibus locum habeat“ (1836) den von der Göttinger juristischen Facultät ausgesetzten Preis. Im Januar 1836 bestand er das erste, im Januar 1838 das zweite juristische Examen. In der Zwischenzeit wie nachher arbeitete er bei Dr. Grefe, einem sehr geachteten und durch sein hannoversches Privatrecht auch litterarisch bekannten Rechtsanwalte Göttingens, nebenbei journalistisch thätig, auch jetzt wieder studentische Zustände mit Eifer verfolgend, was ihm eine von Karl Braun besorgte und später ergötzlich geschilderte Coramirung des Seniorenconvents zuzog. Weniger harmlos war die aus den politischen Vorgängen des Jahres 1837 erwachsende litterarische Thätigkeit. Wiederholt hat O. geschildert, wie unter seiner Leitung der Protest der Sieben, von dem er am 19. November, dem Tage nach der Absendung, eine Abschrift erhalten hatte, vervielfältigt und nach allen Richtungen verbreitet wurde. In Gutzkow's Telegraphen für Deutschland veröffentlichte er zu Anfang des Jahres 1838 Biographien und Skizzen der Göttinger Sieben und begleitete den ganzen Verlauf des hannoverschen Verfassungskampfes in Correspondenzen des deutschen Couriers, der Augsburger Allgemeinen Zeitung und anderer Blätter, beständig in Fühlung mit Hermann Detmold in Hannover (A. D. B. V, 82), dem journalistischen Stimmführer der staatsgrundgesetzlichen Opposition. Daß diese litterarische Thätigkeit dem jungen auf Zulassung zur Advocatur harrenden Juristen nicht eben förderlich war, lag auf der Hand. Sein Gesuch, in Göttingen sich niederlassen zu dürfen, wurde mit dem Hinweis auf die dort schon vorhandene große Zahl von Anwälten abgeschlagen. Als sich dann Dr. Grefe zum Verzicht auf die Advocatur bereit erklärte und O. seinen Wunsch in Göttingen zu bleiben mit dem Unvermögen seiner Eltern motivirte, ihn anderswo während der ersten Jahre zu unterhalten, fragte ihn der Cabinetsminister v. Schele in einer Audienz nach dem Stande seines Vaters und erwiderte auf die Antwort: dann hätten Sie auch Buchbinder werden sollen. Ein in den Hallischen Jahrbüchern Frühjahr 1842 von O. gemeinsam mit Adolf Bock (von Gotha) veröffentlichter Aufsatz: „Die Universität Göttingen“, der eine scharfe Kritik an Personen und Zuständen übte, das junge Göttingen auf Kosten des alten erhob, die Leistungen wissenschaftlicher Männer nach ihrer politischen Haltung abschätzte und, mochte er auch manchen vorhandenen Schaden berühren, nach Form und Inhalt von arger Ueberhebung zeugte und die damals schwer genug leidende Universität, der die Verfasser Dank schuldeten, vor dem großen Publicum herabwürdigte, zog den Verfassern einen persönlichen Conflict, die Ausstoßung aus dem Göttinger Litterarischen Museum, zu, verhalf aber O. zu der gewünschten Advocatur, wenn auch an einem nicht gerade erwünschten Orte: der Justizminister wies ihm die kleine Stadt Hoya an der Weser zum Wohnsitze an. Dem Berufe des Anwalts ist O. sein Lebelang treu geblieben. Mit der Justizorganisation von 1852 verlegte er seinen Wohnort nach dem benachbarten Nienburg, das Sitz eines Obergerichtes geworden war. Seiner anwaltlichen Thätigkeit wird Fleiß, juristische Tüchtigkeit, insbesondere Kenntniß der bäuerlichen Verhältnisse, große Rechtlichkeit und

Fähigkeit mit dem ländlichen Publicum zu verkehren nachgerühmt. Einen bekannten Namen hat er sich durch seine litterarische Wirksamkeit und seine Theilnahme am öffentlichen Leben gemacht. In der vormärzlichen Zeit konnte nur von der ersteren die Rede sein. Nachklänge der Göttinger Zeit und Studien sind: „Die Göttinger gelehrten Anzeigen während einer hundertjährigen Wirksamkeit für Philosophie, schöne Litteratur, Politik und Geschichte“ (Hannover 1844), „Encyklopädie der Philosophie“ (das. 1844), eine Uebersicht nach Heter Krause'scher Vorlesungen, „Pombal und die Jesuiten“ (das. 1845), aus Anregungen Dahlmann'scher Vorträge hervorgegangen, während eine kritisch-historische Schrift „Zur Geschichte der Entwickelung und Thätigkeit der allgemeinen Stände des Königreichs Hannover. Erste Hälfte 1803—1832“ (Leipzig 1842), zu den Arbeiten hinüber leitet, die O. nach 1848 beschäftigt und ihm verdiente Anerkennung verschafft haben. Der Eintritt in das praktische politische Leben wollte ihm anfangs nicht gelingen. Bei den Wahlen zur Ständeversammlung im November 1847 hatten die Hoyaischen Flecken ihn zum Deputirten gewählt, die Wahlmänner auf Frage des Commissars aber hinterdrein seine Qualification verneint; bei den Wahlen zum deutschen Parlament im Mai 1848 soll, wie man sich erzählte, der Wahlcommissar durch die glänzende Rede bei Einleitung des Wahlacts die Stimmen der Nienburger Wahlmänner, die O. zugedacht waren, für sich gewonnen haben. Dagegen nahm O. in der populären Bewegung der Zeit einen hervorragenden Platz ein; er gehörte zu den sog. Condeputirten, leitete einen Volksverein, wirkte aber in dieser Umgebung zur Mäßigung und stets im nationalen Sinn. Mit dem Herbst 1849 gelangte er in die zweite Kammer, und hat ihr, ein treues und consequentes Mitglied der liberalen Partei, bis zum Jahre 1866 angehört, die Zeit von 1857—62 ausgenommen. In seiner Partei hielt man große Stücke auf ihn, und er verdiente das Vertrauen durch seine große Sachkenntniß, sein ehrliches gerades Wesen und seine uneigennützige Vaterlandsliebe. Für öffentliches Auftreten war er wenig geeignet. Eine äußerst markante Erscheinung mit energischen, fast wilden Gesichtszügen, die ihm den Spitznamen der Universitätsjahre Holofernes sein ganzes Leben hindurch wahrten, entbehrte er doch aller Rednergabe. In die Debatten griff er selten ein und wenn, nur zu kurzen Bemerkungen, die er derb, oft polternd hervorbrachte. Auf äußere Formen legte er wenig Werth und stieß dadurch häufig genug an, aber seine Wahrheitsliebe und sein der Sache geltendes Streben verschafften ihm auch unter den Gegnern Anerkennung. Ein sehr fleißiger und rascher Arbeiter, war er in den Commissionen besonders geschätzt. Neben seiner Thätigkeit als Abgeordneter wirkte er ununterbrochen als historisch-politischer Schriftsteller. „Hannoversche Zustände seit 1848“ (Bremen 1849); „Zur Geschichte des hannoverschen Verfassungsgesetzes vom 5. Septbr. 1848“ (Leipzig 1855); der umfassende Artikel: „Hannover“ in der dritten Auflage des Rotteck-Welcker'schen Staatslexikons (Leipzig 1862); der Aufsatz über den Grafen Münster in Bluntschli und Brater's Staatswörterbuch (Leipzig 1862); „Zur Geschichte des Königreichs Hannover von 1832—60“ (2 Bände, Leipzig 1860 bis 1862) sind Arbeiten reich an Stoff und für die Geschichte des Landes unentbehrlich. Rasch entstanden, lassen sie oft die rechte verarbeitende und zusammenfassende Kraft vermissen und sind nicht überall von gleicher Zuverlässigkeit. Aber Niemand war so bereit seine Fehler einzusehen und zu berichtigen als ihr Verfasser. Dies Lob verdient er auch noch in einem anderen Sinne. Die werthvollste und bekannteste unter seinen Arbeiten ist das letztgenannte Buch. Seine Bedeutung liegt namentlich in der Benutzung der ständischen Acten, die er während seiner Deputirtenzeit fleißig excerpirt hat. Eine Geschichte des ständischen Wesens ist das Buch deshalb auch vorwiegend, die

gen Seiten des öffentlichen Lebens kommen lange nicht in gleichem Maße Geltung. Die letzten Jahre sind nur flüchtig skizzirt; durch überflüssiges ınziehen von allgemein Bekanntem und Zugänglichem und mangelndes Zu- :menfassen der Dinge vorübergehender Bedeutung hat der Verfasser sich selbst Raum verengt. Aber es bedarf der besonderen Hervorhebung, wie er bei · Schärfe, mit der er den Gegnern ihre Sünden vorrückt, niemals versäumt, eigenen Partei den Spiegel vorzuhalten und die Fehler nachzuweisen, deren ich schuldig gemacht hat. Nach dem Verfassungsbruch von 1837, den er als gling erlebt und bekämpft hatte, ist er als Mann Zeuge des Verfassungs- iurzes von 1855 gewesen. Eine kampffrohe Natur, hat er es auch jetzt an müdlicher Befehdung der neuen Zustände nicht fehlen lassen. Seine Flugschrift: : Welf!" (Hamburg 1861), mag sie auch manches bloße Tagesgerücht in sich auf- ımmen haben, hat den Uebermuth jener Jahre am schärfsten gegeißelt. Der Rudolf v. Bennigsen geführten Partei, ihrer Erklärung vom 19. Juli 1859 die preußische Hegemonie hat er sich von Anfang an angeschlossen und im wort seines Buches: „Zur Geschichte des Königreichs Hannover" (Bd. I.) an die Worte Bülow-Cummerow's erinnert, daß wenn die deutschen ıten die freiwillige Verbindung mit Preußen versäumten, Umstände eintreten ten, die Preußen zur zwangsweisen Herbeiführung einer Vereinigung nöthigten.) oben hin hat ihm solche Gesinnung keine Gunst eingetragen und König rg V. ihm bei einem Feste, das er den Kammermitgliedern gab, den Titel s schlechten Hannoveraners und schlechten Logenbruders nicht vorenthalten. O. alle Phasen des vielgestaltigen hannoverschen Verfassungslebens litte- ·ch begleitet hatte, so ist seine Feder dann auch der Katastrophe von 1866 :gt. Die schon früher für die von Lammers redigirte „Zeit" geschriebenen ınoverschen Staatsbriefe wurden als „Trostbriefe für Hannover" wieder- bruckt und mit acht Postscripten, die neuesten Zustände betreffend, ver- ı (Hamburg 1867); Auerbach's Volkskalender für 1868 veröffentlichte „Tagebuch eines Annectirten". Seinen letzten Lebensjahren fällt außer den ıschriften: „Der Weg zum Jahre 1866" und „Onno Klopps Auslegung nicht angenommenen Briefes König Georgs V. an den König von Preußen" ıes Berlin 1869) die Arbeit an dem neunbändigen Roman: „Hundert Jahre)—1870. Zeit- und Lebensbilder aus drei Generationen" (Leipzig 1870) Das Buch will die moderne Zeit- und Culturentwicklung an den Schick- ı einer Familie des hannoverschen Landes schildern, verbindet aber aus n Quellen Geschöpftes und Selbsterlebtes mit erfundenen Elementen der- ılt, daß das Resultat weder Roman noch Geschichte ist und nur Verwirrung chten kann, wie denn in einer neueren Schrift über den Philosophen Krause Göttinger Privatdocent Schulze des Romans bereits als eine historische Per- ichkeit figurirt. Oppermann's große Arbeitskraft und Arbeitslust hat sich dieser litterarisch-politischen Wirksamkeit nicht genügen lassen, ein von ihm girtes und geschriebenes Nienburger Wochenblatt und mannigfache juristische riftstellerei ist noch nebenher gegangen: für den praktischen Gebrauch hat er gaben neuer Gesetze wie der bürgerlichen Proceßordnung von 1850 ver- altet oder Verordnungen über das Meierrecht gesammelt oder für rechts- rische Zwecke Mittheilungen aus Quellen gemacht, die ihm durch seinen af zugänglich geworden waren, wie die Entscheidungen der Gogerichte und Landgerichts Hoya, die in der Zeitschrift für deutsches Recht Bd. XI (Tüb. 7) veröffentlicht worden sind. — Seit dem Herbst 1867 dem preußischen ordnetenhause als Vertreter des Wahlkreises Dannenberg angehörig, hat er r neuen Thätigkeit mit altem Eifer obgelegen und zugleich von Berlin aus

seine umfangreiche Anwaltspraxis in der Heimath versorgt. Krank aus de
Abgeordnetenhause zurückgekehrt, starb O. zu Nienburg am 16. Febr. 1870.

Oppermann, Zur Gesch. des Königr. Hannover I, 138, 146, 222. 237 II, 8, 113, 243. — Zeitung für Norddeutschland, 1870, Nr. 6435 u. 643 — K. Braun, Zur Erinnerung an den Abgeordneten Albert Opperman (Preuß. Jahrb. XXV, 309.) — Unsere Zeit, N. F. Jg. VI (1870), 57 (viel Irrthümliches). F. Frensdorff.

Oppler: Edwin O., Architekt, wurde am 18. Juni 1831 als zweite Sohn des jüdischen Kaufmanns S. Oppler zu Oels in Schlesien geboren, besuch zuerst das Friedrichsgymnasium zu Breslau, dann die polytechnische Schule z Hannover und arbeitete auch praktisch als Zimmermann in Bremen. Nachde er sein Staatsexamen gemacht, fand er Beschäftigung in dem Atelier des Bau raths Hase, der ihm die specielle Leitung des Baues der Superintendentur und d Töchterschule zu Hannover, und die Restauration des Grapengießer'schen Hause zu Hannover und des Knochenhauer-Amthauses zu Hildesheim übertrug. Be dieser Beschäftigung legte er, durch Hase beeinflußt, den Grund zu jener Rich tung, in welcher er später so Hervorragendes geleistet hat. Seine Vorliebe fü die mittelalterliche Kunst veranlaßte ihn nach Paris zu gehen, wo er Gelegen heit fand in das Atelier von Viollet-le-Duc einzutreten und an den Plänen fü die Restauration der Kathedralen zu Paris, Rouen und Amiens mitzuarbeiten. Daneben zeichnete er noch für den Glasmaler A. Oudinot. Im J. 1859 lie O. sich dauernd in Hannover nieder und eröffnete daselbst seine Thätigkeit al selbständiger Architekt mit der Einrichtung des Ladens von Josef Berent. Daran schlossen sich die Wohnhäuser für Baron von Schulte, Siemering, di Villen Prinz Solms und Graf von Wedell, alle zu Hannover. Sie sind sämmtlich im gothischen Stile ausgeführt. O. legte großes Gewicht auf Klar heit der Conception, Ruhe, malerische Gruppirung, bewegte Silhouette und bildete alle Einzelnheiten mit größter Liebe und Sorgfalt durch. Später baute er ein Geschäftshaus für Heinemann, das Haus Neuhaus mit großen Restaurations räumen, beide in Hannover, dann die Villa Braun in Rehme, das Haus Weyermann in Hagershof am Rhein, die Villa Cahn in Plittersdorf bei Bonn, die Villa Meyer in Theresienthal, die Villa Oppler bei Nürnberg, die Villa Cohen in Schlangenbad, ein Schloß für Baron v. Klotze in Klein-Aschersleben die Burg Solms in Baden, das Schloß Braunfels, das Schloß Halberg be Saarbrücken und die Heilanstalt Görbersdorf bei Waldenburg mit großen Kur sälen, Sommer- und Wintergärten &c. &c. — Eine Specialität in der künstleri schen Thätigkeit Oppler's bildet der Bau von Synagogen, bei welchen er von dem bisher beliebten arabisch-maurischen Stil abging und dafür den Rundbogen stil mit spätromanischen oder frühgothischen Details einführte. Sein erster Bau der Art war die Synagoge zu Hannover. Ihm folgten jene zu Breslau, Schweidnitz, Hameln, Bleicherode und der noch nicht ausgeführte Entwurf zur Synagoge in München. Eine rege Thätigkeit entfaltete O. auch auf den Ge bieten der verschiedenen Kunstgewerbe, besonders soweit dieselben sich auf den inneren Ausbau und die Decoration des Inneren der Räume bezieht. Von der Königin Marie von Hannover erhielt er zunächst den Auftrag, den inneren Aus bau und die Decoration der von Hase erbauten Marienburg in Hannover zu übernehmen. Er führte diese Aufgabe glänzend durch und hob dadurch nicht unwesentlich das Kunstgewerbe in Hannover überhaupt. König Georg be lohnte ihn für diese Leistung mit Verleihung des Baurathstitels. Daran schloß sich bald eine unzählbare Reihe von anderen inneren Einrichtungen ganzer Ge bäude wie einzelner Räume. Diese Thätigkeit war es, welche ihn veranlaßte neben dem bis dahin fast ausschließlich gepflegten gothischen Stil auch dem

Stil der italienischen, deutschen, französischen und flandrischen Renaissance sich zuzuwenden und für seine Zwecke dienstbar zu machen. Und er lernte bald diese verschiedenen Formensprachen mit Meisterschaft zu behandeln. O. hielt in allen künstlerischen Arbeiten stets streng an einem historischen Baustil fest und war bemüht, denselben mit Consequenz durchzuführen. — Auch als Schriftsteller war O. thätig. So gab er 1870—78 die Zeitschrift: „Die Kunst im Gewerbe“, heraus, deren Material er fast völlig aus eigenen Arbeiten bestritt und welche eine reiche Sammlung von Vorbildern zu kunstgewerblichen Arbeiten verschiedenster Art enthält. Seit 1872 war er mit Ferd. Schorbach, einem Schüler Ungewitter's, zu gemeinsamer künstlerischer Arbeit verbunden. — O. starb infolge einer plötzlich aufgetretenen Herzkrankheit im besten Mannesalter, in voller Kraft, mitten in einer weit umfassenden künstlerischen Thätigkeit am 6. Septbr. 1880. Es wird beabsichtigt, eine Sammlung seiner Entwürfe zu publiciren.

Deutsche Bauzeitung 1880. Nr. 81. R. B.

Oppolzer: Johann Ritter v. O., Arzt, ist im J. 1808 in Gratzen, einem kleinen Städtchen in Böhmen, geboren, wo sein Vater in sehr bescheidenen Verhältnissen als Wirthschaftsbeamter der gräflich Bucquoi'schen Familie lebte. Durch den frühzeitigen Tod seiner Eltern in die dürftigste Lage gerathen, war er gezwungen, schon als Gymnasiast und sodann auch während seiner medicinischen Studien in Prag sich die Mittel für seinen Unterhalt durch Unterrichtgeben zu verschaffen; trotzdem lag er seiner wissenschaftlichen Beschäftigung mit außerordentlichem Fleiße ob, so daß er die Aufmerksamkeit seiner Lehrer auf sich zog, die Achtung und das Vertrauen derselben gewann und von dem Professor Krombholz zum Assistenten an der medicinischen Klinik ernannt wurde. Im Jahre 1835 erlangte er nach Vertheidigung seiner Dissertation: „Observationes de febri nervosa intestinali anno 1834 Pragae epidemica“ die Doctorwürde und verblieb dann noch vier Jahre in seiner Stellung als klinischer Assistenzarzt im allgemeinen Krankenhause. Im J. 1839 legte er dieselbe nieder und habilitirte sich als praktischer Arzt in Prag. Trotz seiner Jugend gelang es ihm durch sein gewandtes, sicheres Auftreten am Krankenbette und durch seine Humanität sich schnell das Vertrauen des Publicums zu verschaffen, so daß er in kurzer Zeit einer der beschäftigtesten Aerzte Prags wurde und die große Genugthuung hatte, schon zwei Jahre nach seiner Niederlassung (1841) an Stelle seines Lehrers Krombholz zum Professor der medicinischen Klinik und Primararzt im allgemeinen Krankenhause ernannt zu werden. — In dieser Stellung, in welcher er seinen über Deutschland hinausreichenden Ruf als Arzt und Lehrer begründet hat, verblieb er bis zum Jahre 1848; dann folgte er einer Berufung als Professor der Klinik am Jacobshospitale in Leipzig, wo er jedoch nur zwei Jahre verweilte, und von wo er im Herbste 1850 nach Wien übersiedelte, nachdem er zum Professor der med. Klinik und zum Primararzte am allgemeinen Krankenhause ernannt worden war. In Wien gelangte er auf den Höhepunkt seines Ruhmes; im Sturme eroberte er sich das allgemeine Vertrauen des Publicums, die ungetheilte Anerkennung und Hochachtung seiner Collegen, unter denen er keinen Feind, ja selbst, trotz der enormen Erfolge, welche er erzielte, keinen Neider gefunden hat, und die Liebe und Anhänglichkeit der Studirenden, welche er durch seine klinischen Vorträge begeisterte und durch sein freundliches Entgegenkommen an sich fesselte; wie einst zu Boerhaave nach Leyden, oder zu Schönlein nach Zürich und Berlin, so wallfahrteten jetzt die strebsamen jungen Aerzte aus allen Gauen Deutschlands schaarenweise nach Wien, um Oppolzer's Unterricht theilhaftig zu werden. In unermüdeter Thätigkeit, in rastlosem Eifer hat O. an dieser Stelle bis zum April 1871 gewirkt. Bei der damals in Wien herr-

schenden Epidemie von Flecktyphus hatte er das Unglück, sich im Krankenhau zu inficiren; am 8. April fühlte er sich bereits krank, dennoch setzte er no 4 Tage lang seine Thätigkeit fort, am 11. brach er während eines klinisch Vortrages ohnmächtig zusammen, am folgenden Tage wurde er bettlägerig. D Ausbruch des Hautausschlages bestätigte die von ihm an sich selbst gestell Diagnose, bald trat Bewußtlosigkeit und am 16. d. M. Nachmittags 1 U der Tod ein.

O. nimmt unter den deutschen Klinikern der neueren und neuesten Ze neben Peter Frank und Schönlein eine der ersten Stellen ein. — Als O lehrend auftrat, hatte in der Wiener Schule die einseitig anatomische Richtun in der Pathologie und der damit im Zusammenhange stehende Nihilismus i der Therapie den Höhepunkt erreicht; beiden trat er in entschiedener Weise en gegen. In der Antrittsrede, welche er bei Eröffnung seiner Klinik in Leipzi über den gegenwärtigen Standpunkt der Pathologie und Therapie hielt, erklär er: „Gewaltig irren diejenigen, die da meinen, ein Arzt des neuesten Standpunkte sei derjenige, welcher einen Kranken mit der größten Genauigkeit untersuch selbigen beklopft und behorcht, und sich damit zufrieden stellt, daß er seine Dia gnose in der Leiche bestätigt findet. Ein solcher Arzt hat nicht begriffen, daß da höchste Ziel aller medicinischen Forschung das Heilen sei". Als die erste Au gabe des Arztes am Krankenbette bezeichnete O., eine Analyse der Krankheits erscheinungen von streng physiologischem Standpunkte vorzunehmen, sich aus jeder derselben ein Urtheil über ein bestimmtes Organleiden zu bilden, abe auch zu einer klaren Erkenntniß des Zusammenhanges aller an dem Kranken auftretenden Functionsstörungen vorzudringen; denn nie, sagt er, darf der Arzt vergessen, daß er es nicht mit Krankheiten sondern mit kranken Menschen zu thun hat. Er selbst war ein Diagnostiker par excellence und die Schärfe, mit welcher er oft die schwierigsten und verwickeltesten Fälle am Krankenbette beurtheilte und diagnosticirte, riß seine Schüler und Collegen zur Bewunderung hin. — Denselben physiologischen Standpunkt verlangte er vom Arzte auch für das therapeutische Handeln, indem er gleichzeitig erklärte, daß der Arzt stets bestrebt sein müsse, mit den einfachsten Mitteln zu heilen; die letzten verständlichen Worte, welche er in seinen Fieberphantasieen ausgesprochen hat, lauteten: „Die Medicamente helfen schon, man muß sie nur vorsichtig zu wählen wissen und regelmäßig anwenden". Die Größe Oppolzer's hat man in seinen glänzenden Leistungen als Arzt und Lehrer zu suchen und es beeinträchtigt diesen seinen Ruhm nicht, wenn man erklärt, daß er große wissenschaftliche Erfolge nicht gesucht und auch nicht erzielt hat. — Daß seine litterarische Thätigkeit eine nur beschränkte geblieben ist, kann nicht Wunder nehmen, wenn man die fortdauernd angestrengte Thätigkeit berücksichtigt, welche er als Lehrer und consultirter Arzt entwickelt hat. — Außer seiner — oben erwähnten — Dissertation hat er keine selbständige Schrift veröffentlicht, dagegen eine Reihe zum Theil interessanter Mittheilungen in verschiedenen medicinischen Journalen erscheinen lassen. Außerdem haben seine Schüler über eine große Zahl seiner klinischen Vorträge und klinischen Beobachtungen berichtet. In den Jahren 1866—1872 hat Ritter v. Stoffella, Schwiegersohn und mehrjähriger Assistent von O., die Vorlesungen desselben über specielle Pathologie und Therapie veröffentlicht; der erste Band (1846—1870) enthält die Krankheiten des Herzens und der Gefäße und die Krankheiten der Respirationsorgane, vom zweiten Bande (1872) ist nur eine Lieferung (die Krankheiten der Mundhöhle) erschienen. Die Schrift hat eine (theilweise) Uebersetzung ins Italienische und Niederländische erfahren. — Persönlich fesselte O. durch Einfachheit in seiner äußeren Erscheinung und Freundlichkeit in seinem Wesen; die Kranken gewann er für sich durch die Gewandtheit und

icherheit, mit der er am Krankenbette auftrat und durch die aufopfernde Theilihme, welche er ihnen bewies, die Aerzte durch seine humane, echt collegiache Gesinnung. So erfreute er sich der Liebe aller, die mit ihm in Berührung kamen und der Schmerz um seinen Verlust, den ganz Wien bis in die chsten Kreise hinauf fühlte, war um so größer, als er plötzlich und unverutbet eintrat. — An äußeren Anerkennungen hat es O. nicht gefehlt; die letzte, : ihm zu Theil geworden ist, war seine im J. 1869 erfolgte, mit der Verhung des Ritterkreuzes des Leopoldordens verbundene Erhebung in den Adelind.

A. Hirsch.

Opsopaeus: Johannes O., eigentlich Kock, protestantischer Prediger ıd Dramatiker des 17. Jahrhunderts. Als Sohn des Bürgers Hinrich Kock ·83 zu Hamburg geboren, besuchte er die Universität Rostock, wo er im Mai ;02 als „Johannes Obsopoeus Hamburgensis" immatriculirt wurde, und wurde ·08 25jährig zum Pfarramte in Geesthacht berufen. Nachdem er 1656 wegen tersschwäche pensionirt worden war, starb er 1666 bei seinem Schwiegersohne Marschacht. Er veröffentlichte in den Jahren 1602—1657 mehrere lateinische :dichte über biblische Stoffe sowie 16 Bände und Bändchen niederdeutscher :edigten, in denen er in einfacher und schlichter Weise seine Landsleute zu be=)ren strebte. Seine 1633 in lateinischer und niederdeutscher Gestalt erschienene, er schon 1630 abgefaßte Komödie „Elias" schließt sich ihrer Bestimmung nach g an diese Schriften an. Obwol zur Aufführung bestimmt, entbehrt sie doch .es dramatischen Lebens. Vielen Schwierigkeiten geht O. einfach aus dem ege, indem er die epische Form des biblischen Berichts in sehr vielen Fällen geändert beibehält; gerade die Hauptbegebenheiten, das Opfer des Elias und : Niedermetzelung der Baalspriester, die Erscheinung Gottes am Horeb, die mmelfahrt rc. werden nur erzählt, nicht dargestellt. Eine Veranschaulichung ı verschiedenen Charaktere wird nicht erreicht; für den Syrer Polymachaeroacides entlehnt O. den Namen dem Plautus, doch ohne einen plautinischen ramarbas wirklich vorzuführen; in den humorlosen Bauernscenen, für die doch ıe reiche Tradition vorlag, wird nur fromm und tugendhaft geredet, vielleicht t Rücksicht auf bäurische Zuschauer; Beziehungen auf den dreißigjährigen :ieg und die päpstlichen Mißbräuche entschlüpfen dem Verfasser nur wie zulig und unbeabsichtigt; an Stricers Schlömer erinnert das Auftreten des ias beim Mahle des Königs und der Baalspfaffen. Die Sprache ist correct, er farblos und steif, nur die Wuth der Königin Isabel und die Klagen der ittwe von Zarpath klingen ein wenig lebendiger; der Versbau zeigt manche irte in der Betonung. Die Frage, ob die niederdeutsche oder die lateinische ıssung „das Original", d. h. früher vom Dichter niedergeschrieben sei, ist verieden beantwortet, aber noch nicht entschieden worden.

H. Schröder, Lexikon der Hamburgischen Schriftsteller 4, 107—111 (1858). — Ueber den Elias vgl. Richey und Frank im Gesammelten Briefwechsel der Gelehrten, Hamburg 1751. S. 17 und 90 und Gaedertz, Das niederdeutsche Schauspiel, 1884, 1, 16—34. Goedeke, Grundriß ² 2, 337 gibt die falsche Jahreszahl 1733. — Die Notiz aus der Rostocker Matrikel verdanke ich der Güte von Dr. A. Hofmeister.

J. Bolte.

Opsopäus: Johannes O. (1556—1596) aus Bretten in der Unterpfalz. rzt und Philologe, zuletzt Professor der Medicin in Heidelberg. Seine schriftllerische Thätigkeit bezog sich hauptsächlich auf die Sibyllinischen Orakel und Hippokrates.

Jöcher. — Rotermund zu Jö[illegible]

E.

Opsopäus: Vincentius O. (auch Obsopaeus geschrieben) aus Baiern. Sohn eines Koches, seit 1528 in Nürnberg, dem Kreise Willibald Pirkheimer's angehörig, seit 1529 in Ansbach, 1548 Rector in Ansbach, wo er das Gymnasium einrichtete. Er hat zahlreiche Schriften zur Verbreitung von Luther's Lehren und scherzhafte lateinische Gedichte verfaßt, sowie mehrere griechische Schriftsteller ins Lateinische übertragen.

Rotermund zu Jöcher. E.

Oer: Maximilian Joseph Freiherr von Oe., wurde am 30. Septbr. 1806 auf dem Familiengute Stromberg im Regierungsbezirke Münster als der älteste Sohn des Landraths Clemens Frhrn. v. Oe. geboren, genoß bis zu seinem 15. Jahre gemeinschaftlich mit seinen beiden Brüdern den Unterricht eines Hauslehrers und Erziehers und fand dann seine weitere Ausbildung auf dem Gymnasium zu Münster, das er 1825 verließ, um sich in Bonn juristischen und später cameralistischen Studien zu widmen. In Breslau, wo er seine Studien fortsetzte, trat er in nähere Beziehung zu Laube, Kühne, Binzer, Reumont u. a., und dieser Umgang förderte wohl sein poetisches Talent, das in einer Sammlung lyrischer Gedichte zu Tage trat, die indessen nie durch den Druck veröffentlicht sind; dagegen ist auch ein Theil seiner Balladen und Romanzen auf den Aufenthalt in Breslau zurückzuführen. Nachdem Oe. seine Studien in Berlin 1829 zum Abschluß gebracht, kehrte er zu den Seinen nach Erfurt zurück, bestand bei der dortigen königlichen Regierung sein Examen und trat am 13. April 1831 bei derselben als Referendar ein. Doch nur kurze Zeit ließ sein ungebundener, dem trockenen Actenwesen durchaus abgeneigter Sinn ihn Ruhe in seinem Berufe finden; schon am 13. Decbr. 1832 nahm er seine Entlassung und zog sich an einen reizenden Punkt des Thüringer Waldes, nahe bei Arnstadt, zurück, um unabhängig und in gemüthlicher Stille ganz dem Studium der Geschichte und der Poesie zu leben. Hier entstanden seine „Meteorsteine“ (1835), Gedichte voll Kraft und Schwung, aber ganz im romantischen Geiste verfaßt, seine „Balladen und Romanzen“ (1837), welche vorwiegend die christlich-germanische und sarazenisch-spanische Ritter- und Heldenwelt behandeln, und seine „Erzählungen“ (1837). Im J. 1844 siedelte Oe. nach Arnstadt über, wo er sich angekauft hatte, und ward von dem Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen zum fürstlichen Rath ernannt. Bald darauf erkrankte er, und am 9. August 1846 starb er im Hause seiner Mutter zu Erfurt.

J. Hub, Deutschlands Balladen- und Romanzendichter, Karlsruhe 1864 bis 1870; Bd. II, S. 380. — Kehrein, Biographisch-litterarisches Lexikon der katholischen Dichter rc., Würzburg 1868, Bd. I, S. 309.

Brümmer.

Oraeus: Heinrich O., theologischer Schriftsteller und Mitarbeiter am Theatrum Europaeum, geb. am 4. Mai 1584 zu Assenheim in der Wetterau, † zu Hanau am 19. Juli 1646. Seine Vorbildung empfing er in der Schule zu Laubach, worauf er in Straßburg und Frankfurt studirte und fremde Länder bereiste. Zurückgekehrt wurde er in dem hanau-münzenbergischen Dorfe Dorheim 1606 Schulmeister, wo er sich unter manchen Zurücksetzungen litterarisch hervorzuthun suchte. Von da wurde er 1610 zum Prediger nach Roßdorf, 1612 nach Kesselstadt, 1616 nach Bruchköbel und 1617 nach Nauheim berufen, wo er über 20 Jahre nach seinem Geständniß aus späterer Zeit „in äußerster Gefahr Leibes und Lebens gesessen“, die schrecklichsten Drangsale jenes großen deutschen Krieges durchgemacht, welche hernach von ihm im dritten Bande des Theatrum Europaeum, die Jahre 1633 bis 1639 umfassend, beschrieben wurden. Der Ruf seiner großen Gelehrsamkeit und ausgezeichneten Kanzelberedsamkeit zog ihn 1639

nach Hanau, wo man ihm die Inspection über sämmtliche Kirchen und Schulen dieser Grafschaft übertrug, welche er mit geschickter Hand bis an sein Ende führte. Seine Schriften hat Strieder angeführt. Wir heben aus denselben die bedeutendsten hervor: „Speculum vitae christianae s. vita J. Christi, carmine iambico", Francof. 1605. Auch mehrere lateinische Gelegenheitsgedichte hat O. gefertigt. Historisch werthvoll ist sein „Nomenclator praecipuorum inde a nato Christo ecclesiae doctorum, scriptorum professorum archiepiscoporum, cardinalium; accesserunt series Rom. Pontificum et Imperatorum et Catalogus praecipuorum consiliorum et synodorum", Hanov. 1619. Demselben ließ er bald nachfolgen: „Nomenclator praecipuorum a nato Christo Haereticorum", Hanov. 1619. Von theologischem Werthe sind seine ausgezeichneten Leichenpredigten, welche er verschiedenen hanauischen Grafen und hochstehenden Personen gehalten. Als ein strenger Reformirter polemisirte O. auch gegen das Oberhaupt der römischen Kirche in: „Der Fall Babylons, darinnen das Himmel hohe Gebäud des antichristlichen Pabst von Grund aus umgeleert und mannigliehen mit unwiderleglichem grund göttlichen worts mit reinem gewissen vor die Augen gestellet wird", Frankf. 1634. S. 88 dieses Buches gedenkt er, wie er 1603 in Rom vor dem Papste auf die Knie gefallen, „Ich hab's aber in unwissenheit gethan und verhoff dessen längst gnädige Vergebung zu haben". Seine Schriften durchzieht vielfach der wehmüthige Klang seiner Zeit, welcher in apokalyptischen Deutungen derselben seinen Trost sucht.

F. W. Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte, Artikel Craeus. — J. A. Bernhard, Hanauische Kirchengeschichte, Msc. — Jöcher, Gelehrtenlexikon III, S. 1058. — Handschriftliche Nachrichten. Cuno.

O'Reilly: Andreas Graf O. von Ballinlongh, k. k. General der Cavallerie, Commandeur des Militär-Maria-Theresien-Ordens, 1808—1832 Inhaber des Chevauxlegersregiments Nr. 3, jetzt Ulanenregiments Nr. 8, abstammend von den urkundlich vorkommenden irischen Edlen Gelasius Rufus, Fürsten zu Breffni, wurde am 3. August 1742 zu Ballinlongh in Irland geboren, erlangte 1787 in Anerkennung seiner Hingebung für Kaiser und Oesterreich, die Erhebung in den deutschen Reichsgrafenstand und ist am 5. Juli 1832 zu Penzing bei Wien gestorben. Wie angenommen wird, trat O. im J. 1763 in das kaiserliche Heer und diente bis 1778 als Lieutenant, Oberlieutenant und Hauptmann im Infanterieregiment Callenberg Nr. 54, 1778 bis 1779 kämpfte er im baierischen Erbfolgekriege als Major und Flügeladjutant; 1780—1784 befand er sich in dem Carabinierregiment Nr. 1, 1784—1788 war er als Oberstlieutenant im Kürassierregiment Hohenzollern Nr. 8, jetzt Dragonerregiment Nr. 8, 1789 stand er mit dem Chevauxlegersregiment Modena, welches 1798 in das leichte Dragonerregiment Nr. 5 umgewandelt, 1801 aufgelöst wurde, bei Belgrad gegen die Türken, 1790—1795 befehligte er das letztgenannte Regiment als Oberst, 1795 avancirte er mit dem Range vom Jahre 1794 zum Generalmajor. Leider erst von dieser Zeit an finden sich eingehendere Daten über seine aufopferungsvollen, die besten militärischen Tugenden und Fähigkeiten bekundenden Leistungen und gilt als solch eine von O'Reilly mit Geschick und Entschlossenheit am 23. August 1796 bewirkte Recognoscirung des Gegners nächst Amberg. Denn er beschränkte sich hiebei nicht blos auf die Aufklärung der feindlichen Streitkräfte, sondern drängte noch desselben Tages die ihm gegenüber gestandenen Abtheilungen aus ihrer Stellung, worauf er dieselben am Schlachttage von Amberg, am 24. August bis Teining trieb. Anerkennend verzeichnet ferner die Geschichte sein Verhalten in den ersten Tagen des Monats September bei Ingolstadt, wo er einen Theil der französischen Angriffstruppen in ihren Bewegungen behindert und so der Besatzung unter dem Generalmajor

Wilhelm Freiherr von Kerpen die Durchführung von wirksamen Ausfällen wesentlich erleichtert hat. Seine hiebei bethätigte Dispositionsfähigkeit nebst sicherem Urtheil bewährte er auch Ende September bei Ulm, indem er dortselbst Dessaix' Bedrohung der vorrückenden Armee mit vollem Erfolge durchkreuzte und zurückwies, dann am 9. October bei Rottweil, aus welchem Orte er den Feind verjagte und durch ein gut geleitetes Artilleriefeuer die beabsichtigte Wiederbesetzung desselben unmöglich machte. Endlich gelang es noch seiner verdienstvollen Beharrlichkeit während zweier blutigen Kampfestage Mitte October 1796 Moreau Stand zu halten, als dieser mittelst Eindringens in das Kinzigthal und den Simonswald den Erzherzog Karl in der linken Flanke anzugreifen suchte. Daß aber O. auch unter den ungünstigsten Gefechtslagen weder die Geistesgegenwart noch den persönlichen Muth verlor, zeigte sein Verhalten im Gefechte bei Diersheim und Honau am 21. April 1797 zur Zeit des nothwendig gewordenen Rückzuges, während welchem die zur Deckung der Infanterie bestimmte Cavallerie plötzlich in Unordnung gerieth und die eigene Infanterie niederritt. In diesem ernsten Augenblicke trat O. entschieden den fliehenden Reitern entgegen und vermochte er es auch nicht, Alle zum Halten und Sammeln zu bringen, so fällt ihm doch das Verdienst zu, mit einem Theile derselben das scharfe Drängen des Gegners abgeschwächt und auf diese Weise den bedrohten Artilleriepark gerettet zu haben. Er selbst gerieth aber hiebei gegen Schluß des Kampfes, als sein Pferd gänzlich ermattet gewesen und er verwundet worden war, in feindliche Gefangenschaft. Nach seiner Genesung und Auswechselung commandirte O. am 4. Juni 1799 umsichtig bei Zürich; im J. 1800 wurde er als Feldmarschalllieutenant zur Uebernahme des Commandos von Piacenza beordert. Die Verhältnisse, welche er bei seinem Eintreffen am 5. Juni dortselbst vorfand, waren höchst bedenklich. Der Gegner operirte bereits im Rücken Piacenza's, die im Marsche dahin befindliche Artilleriereserve stand in großer Gefahr abgeschnitten zu werden, Piacenza selbst zu halten, lag im Hinblicke auf die geringe Zahl der Besatzungstruppen außer dem Bereiche der Möglichkeit. Und so verließ denn O. nach harten Gefechten am 5. und 6. Piacenza und erreichte mittelst eines wohlgeleiteten Marsches, wie es heißt, „wunderbar genug", mit sämmtlichen Truppen und der Artilleriereserve Broni. Hiedurch trat er mit dem von Genua heranrückenden Corps des Feldmarschalllieutenants Ott in Verbindung, dessen Vorhut er nun am Tage von Casteggio (Montebello) am 9. Juni zu bilden hatte und wobei er sich und seinen höchst ermüdeten Truppen trotz des nachtheiligen Verlaufes der Schlacht neue Ehren errang. Denn er überließ S. Giulietta und Rivetta nach zähem Kampfe den an Zahl stärkeren Franzosen und hielt überdies Casteggio ungeachtet außerordentlicher Verluste in so lange, bis alle Abtheilungen des Corps sich in gesichertem Rückmarsche befanden. Ueberhaupt entfaltete O. in diesen Tagen des Mißgeschickes jene nie schwankende Befehlgebung und beispielgebende Kaltblütigkeit, welche Eigenschaften vor Allem geeignet erscheinen, Disciplin und Unverzagtheit in den Reihen der Truppen zu erhalten. Und daß er in dieser Hinsicht mit voller Sicherheit auf seine Division zählen konnte, ließ die Schlacht von Marengo am 14. Juni erkennen, in welcher er als Commandant der rechten Colonne anfänglich die Hauptcolonne bestens deckte, und später General Gardanne durch nachhaltige Angriffe in der linken Flanke zum Rückzuge über Frugarolo nöthigte. Hierbei nahm O. ein Bataillon gefangen. Seine mächtige Einflußnahme auf Ordnung und Kampfesausdauer in den Reihen seiner Abtheilungen bewährte sich aber selbst dann, als die Schlacht eine ungünstige Wendung genommen, denn O. führte nun seine Division längs der Bormida geschlossen bis zum Brückenkopf, welchen er in so überlegener Weise vertheidigte, daß der Feind nicht gleichzeitig mit den

retirirenden Truppen vordrängen konnte. Später focht O. noch mit Auszeichnung 1800 in der Schlacht am Mincio am 25. und 26. December und ganz besonders 1805 bei Caldiero am 29., 30. und 31. October, in welch letzterer Schlacht er am 30. einen anerkannt bedeutungsvollen Antheil an dem schwer errungenen Erfolge des Tages genommen. Seiner Ruhe und seiner Ausnützung jedes Kampfmomentes gelang es nämlich im Vereine mit unausgesetzt bethätigter Todesverachtung die Stellung unmittelbar vor Caldiero zu behaupten, als Marschall Massena nach verschiedenen vergeblichen Unternehmungen zur Bewältigung der k. k. Truppen Nachmittags und in der Abenddämmerung das Centrum mit allem Nachdruck zu durchbrechen versuchte. Nun sorgte O. noch 1809 als Stellvertreter des Erzherzogs Maximilian d'Este für eine hartnäckige Vertheidigung Wiens, welches er jedoch nach dem Abmarsche des Erzherzogs mit der Garnison umsomehr am 12. Mai den Franzosen überlassen mußte, als das Bombardement immer heftiger wurde und O. vom Erzherzoge die schriftliche Erlaubniß erhalten hatte, die Residenzstadt um jeden Preis zu schonen. O., welcher für seine hervorragenden Leistungen in den Feldzügen 1796 und 1797, dann bei Zürich 1799 und Marengo 1800 des Ritterkreuzes des Militär-Maria-Theresien-Ordens und für sein entscheidendes Mitwirken bei Caldiero 1805 des Commandeurkreuzes dieses Ordens für würdig befunden wurde, trat 1810 als General der Cavallerie in den wohlverdienten Ruhestand. Er war seit 1784 mit Maria Barbara Gräfin von Sweerts und Spork verehelicht und nahm, da seine Ehe kinderlos geblieben, den Sohn Johann des britischen Baronets Sir Hugh O'Reilly of Ballinlongh an Kindesstatt an. — Alles, was O. in treuer Pflichterfüllung und opferbereiter Hingebung für Kaiser und Vaterland vollführte, beruhte vornehmlich auf seinem allseits durchgebildeten, ehrenvollen festen Charakter und der Befähigung, sich unter allen Umständen durch Energie und Consequenz die gebührende Autorität zu wahren.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterr. 21. Th., Wien 1870. — Hirtenfeld, Der Milit. Maria-Theresien-Orden ꝛc., Wien 1857. — Thürheim, Geschichte d. k. k. 8. Uhl.-Rgts., Wien 1860. — Heller, Feldzug von 1809 in Streffl. östr. milit. Ztschr., Wien 1863. Sch.

Orelli: Johann Kaspar v. O. von Zürich, wurde am 13. Febr. 1787 geboren. Sein Vater, David O., war von 1790 an Landvogt in Wädensweil, wohin die Familie nach dessen Ernennung übersiedelte und bis nach der helvetischen Staatsumwälzung 1798 blieb, ein sehr gutmüthiger und gebildeter Mann; größern Einfluß auf die Entwickelung des Sohnes hatte die Mutter, Regula, geb. Escher, eine Frau von ungemein lebhaftem Geiste, in der schönen Litteratur ziemlich bewandert, voll tiefen Gemüthes, mit Lavater befreundet, der Johann Kaspars Taufpathe wurde; sie selbst übernahm einen Theil des Unterrichts ihrer Kinder und leitete dieselben zur Lectüre an. Schon frühe wandte sich der Knabe gelehrter Bildung zu; im 11. Jahre las er unter Leitung eines Hauslehrers Sallust. Zu Anfang 1799 kehrte die Familie nach Zürich zurück; Kaspar, der nunmehr die höheren Schulen besuchte, konnte bereits 1806 als Geistlicher ordinirt werden. An die Ordination schloß sich — in Gesellschaft eines Jugendfreundes — ein längerer Aufenthalt im Waadtland; einen Monat verweilten die Jünglinge in Yverdon, von Pestalozzi und seinen hervorragendsten Mitarbeitern, namentlich Niederer, in zuvorkommendster Weise aufgenommen und in das Studium der Pestalozzi'schen Gedanken- und Erziehungswelt eingeführt. Die bedrängten ökonomischen Familienverhältnisse Orelli's bewirkten, daß derselbe nach seiner Rückkehr auf den Wunsch, eine deutsche Hochschule zu besuchen, Verzicht leistete, und die Stelle eines reformirten Predigers in Bergamo annahm, welche er mehr als sechs Jahre lang, 1807—1814, bekleidete.

Schon in Zürich hatte sein lebhafter Geist, angeregt von den Philologen Bremi und J. J. Hottinger, seinem Vetter Konrad O. und dem gelehrten Chorherrn Rüscheler, wie von dem Aesthetiker Joh. Horner, sich auf vielseitige litterarische Studien verlegt, die seinen Geist über den Umfang des von der Schule dargebotenen Wissens bereicherten; mit Leichtigkeit hatte er Französisch, Italienisch, Spanisch gelernt, und „war auf dem Wege, gleichsam eine lebende Litteratur zu werden“; einige Uebersetzungen Pindar'scher Oden veröffentlichte er in der „Isis“. In der Luft Italiens reifte nun sein Geist zu vertieftem Eindringen in die südlichen Classiker alter und neuerer Zeit. „In den italienischen Dichtern“, schrieb er 1808 an seine Eltern, „ist mir eine Welt der höchsten Schönheit aufgegangen, die des Menschen Geist durch Kunst, Phantasie und Ton hervorzubringen vermag“. Bald gestaltete sich in ihm der Plan, die Geschichte der italienischen Litteratur von ihrem Beginn bis auf unsere Zeiten in deutscher Sprache zu schreiben. 1810 erschienen von ihm „Beiträge zur Geschichte der italienischen Poesie“ (2 Hefte). Ganz besonderes Interesse erregte ihm Dante, „der nach meiner Ansicht nach Christus, Johannes, Paulus und Platon die hellsten, kühnsten Blicke in die Tiefen des Unendlichen warf“; 1812 hatte er eine neue kritische Recension der „divina commedia“ sammt Commentar im Manuscript vollendet und im nämlichen Jahre gab er die Biographie Vittorinos von Feltre als eines Vorläufers der idealen Pädagogik heraus. Aber auch den Alten wandte er einen Theil seiner Muße zu. „Ich empfinde ein himmlisches Vergnügen, wenn ich Platons Symposion lese, und, ich darf sagen, studire wie ich selten etwas studirt habe“. Seine erste größere Leistung auf diesem Gebiet war die Herausgabe der vervollständigten Rede des Isokrates über den Vermögensaustausch, der er sechs philologische Briefe beigab, welche kritische Ausführungen über schwierige Stellen antiker Schriftsteller und eine Besprechung Dantes enthalten (1814). Bescheiden nannte er sich in dem Vorwort dieser Schrift, die ihn mit Ehren in die gelehrte Welt einführte, noch einen „Dilettanten“.

1814 wurde O. als Lehrer an die bündnerische Kantonsschule in Chur berufen; er verließ Italien für immer, ohne daß ihm vergönnt gewesen wäre, Florenz oder Rom zu sehen. Es wurde ihm der Unterricht in neueren Sprachen und Geschichte übertragen. „Ich gebe“, schreibt er 1818, „dreißig Stunden in der Schule und sechs nebenbei, außer Correcturen die Hülle und Fülle“. Das hinderte ihn nicht, seine litterarische Thätigkeit fortzusetzen. Noch stand die Beschäftigung mit den Italienern im Vordergrund: es erschienen von ihm kleinere Aufsätze in den „Zürcherischen Beiträgen“ von Hottinger, Stolz und Horner (1815/16), eine Uebersetzung von Foscolos Jacopo Ortis (1816), ein italienisches Lesebuch (1817); doch hatten auch die übrigen Fächer seines Lehramts einigen Antheil an dieser Thätigkeit. Besonders aber war es die Jubelfeier der Reformation (1819), die ihn zu zwei Volksschriften („bündnerisches Reformationsbüchlein“ und „kurze geschichtliche Darstellung der Reformation in der Schweiz und Bünden“) veranlaßte. Ebenso wurden die classischen Studien weiter geführt; in die „Zürcherischen Beiträge“ schrieb er über Euripides, in die „philologischen Beiträge aus der Schweiz“ von Bremi und Döderlein über die Pädagogik des Aristoteles und Aeschylos' Agamemnon (1819). In ungewöhnlicher Weise wußte er sich dabei durch seine persönliche Wirksamkeit die Achtung des Landes — Bünden schenkte ihm 1816 das Bürgerrecht — und die Liebe seiner Kollegen und Schüler zu erwerben: als er 1819 einem Rufe seiner Vaterstadt folgte, begleiteten sie ihn bis über die Grenze des Kantons nach Ragaz und das Abschiedsfest legte von ihrer begeisterten Verehrung und Anhänglichkeit schmerzliches und erhebendes Zeugniß ab.

Die Wahl Orelli's nach Zürich (als Professor der Eloquenz und Hermeneutik am dortigen Karolinum), von der studirenden Jugend Zürichs als bahnbrechende That mit allgemeiner Begeisterung begrüßt, führte ihn auf die Höhe seines Wirkens. Mehr und mehr traten nunmehr Arbeiten auf dem Gebiete der altclassischen Litteratur in den Vordergrund; aber auch die andern Studien reiften weiterhin Früchte. Zudem der freigesinnte Theologe, der ideale Politiker, der warmfühlende Patriot, der Freund der Jugend und Volksbildung, der begeisternde Lehrer — sie alle fanden in Orelli's Wirken und litterarischer Bethätigung ihren Ausdruck; darin liegt eben wol noch mehr als in dem was er als Gelehrter geleistet, Orelli's Bedeutung, daß er nicht bloß ein Gelehrter war, dem Arbeitskraft und Gedächtniß, Scharfsinn und anspruchsloses Streben nach Wahrheit in ungewöhnlicher Weise eigen gewesen sind, sondern daß in ihm ebenso reich das rein Menschliche und ein auch in der Welt der Gegenwart wirkender Bürgersinn waltete. Nur in kurzen Zügen sei uns gestattet, dieser Vielseitigkeit seines Wesens nachzugehen.

Die warme Begeisterung für das classische Alterthum, die er in sich trug, ergriff unwiderstehlich das Gemüth seiner Zuhörer. „In seiner Erscheinung lag eine so freundliche Majestät, ein solcher Zauber" — so erzählt ein Nekrolog — „daß sie alle knabenhaften Gelüste weit von sich ferne hielten; wehe dem Schüler, der den geliebten Orelli zu beleidigen gewagt hätte, er wäre mit der Verachtung aller Kameraden gestraft worden! — der Vortrag Orelli's hatte eine hinreißende Gewalt; sobald er das Katheder bestiegen und das Buch geöffnet, gerieth Alles bei ihm in Leben und Bewegung; die prachtvolle metallene Stimme, die Würde der Sprache, die Lebhaftigkeit der Gesticulation, die kurzen sententiösen, oft witzigen und sarkastischen Bemerkungen dazwischen — alles dieses übte auf den Zuhörer einen Zauber aus, der unwiderstehlich war". Dazu kam, daß Orelli für die Bestrebungen der Jugend Sinn hatte (1820: „Stimmen über das Turnwesen, gesammelt von J. C. v. O."), daß ihm die Zeit um tüchtige Schüler durch Privatverkehr zu fördern, nie zu theuer war, daß sie ihn für die Wissenschaft leben und weben sahen. Als in Folge der Bewegung, welche die Berufung von Dr. Strauß 1839 hervorgerufen, Orelli selbst Alles zu wanken schien, sagte die Dankschrift der Studirenden auf die Anrede die er damals an sie gehalten: „Empfangen Sie unsern innigsten Dank, es spricht zugleich das Vaterland, die Wissenschaft, sowie sie in uns lebendig geworden. Nicht weil Sie für Herrn Professor Strauß ihre Stimme gegeben, — denn darüber wären auch die Studirenden nicht einig — sondern weil sie ihn rein um der Wissenschaft willen berufen, empfangen Sie ihn! Denn es hat den Jüngling gefreut, daß Sie ihm freie Wahrheit bieten wollen, und fast noch mehr, daß Sie ihm selbst zugetraut haben, ebenfalls frei zu sein, so daß er zu prüfen und auch zu verwerfen vermöge".

In der politischen Stagnation der Restaurationszeit war es der Aufstand der Griechen, durch den die freisinnigen Gebildeten des westlichen Europa fast zum ersten Mal die Gelegenheit erhielten sich für Bethätigung ihrer Gesinnungen zu sammeln; O. schloß sich mit Wärme diesen Bestrebungen an und suchte auch litterarisch für die Sache des neu aufstrebenden Hellas zu wirken (1823 „Sammlung der Verfassungsurkunden des befreiten Griechenland"; „Ad. Corais politische Ermahnungen an die Hellenen" von O. übersetzt). Dieser Eifer erwarb ihm das hellenische Bürgerrecht. — Auch in die Helvetische Gesellschaft, die ebendamals (neben der schweizer. Gemeinnützigen Ges.) der Sprechsaal für die freiheitlichen Ideen im schweizerischen Vaterlande wurde, ließ sich O. 1821 aufnehmen; 1822 redete er in derselben „über den geistigen Bildungstrieb der Schweiz in der Gegenwart". 1824 hielt er als ihr Präsident die Eröffnungsrede, an die

sich eine kurze Biographie des Lälius Socinus anschloß (s. Verhandlungen der helv. G.).

Schon 1820 wurde O. zum Mitglied des zürcherischen Erziehungsrathes gewählt. Seiner Initiative verdankte der 1825 gegründete Privatverein für ökonomische Verbesserung der Elementarschule im Kanton Zürich Entstehung und Gedeihen. Zu Ende der zwanziger Jahre bethätigte er sich aufs lebhafteste an den Berathungen der Erziehungsbehörde über den Entwurf eines neuen Schulgesetzes. Da kam in Folge der französischen Julirevolution 1830 die politische Bewegung im Kanton Zürich durch die Volksversammlung von Uster (22. Nov 1830) zum Durchbruch, die das bisherige Regierungssystem stürzte. Nach einigem Schwanken gelangte O. zu der Ueberzeugung, daß die culturfeindlichen Elemente, die ihm bei der Volksbewegung Bedenken erregt, zurückgehalten werden können, daß die Wortführer der Bewegung im Gegentheil offenes Ohr und warmes Herz für die wahre Bildung des Volkes und die Pflege der Wissenschaft haben, ja daß sein höchster Lieblingsgedanke, die Begründung einer schweizerischen Hochschule durch sie thatkräftige Unterstützung und Verwirklichung finden dürfte, und so schloß er sich von 1831 an mit seiner ganzen Begeisterung und Thatkraft der neuen Richtung an. Wie Th. Scherr bei der Neugestaltung des Schulwesens (Schulgesetz von 1832) für die Ordnung des Volksschulwesens die leitende Persönlichkeit war, so O. bezüglich der höhern Schulen; aus dem Ruinenbau des Carolinums ging im wesentlichen nach seinen und seines Freundes L. Usteri Ideen (1831 „Orelli's und Usteri's pädagogische Ansichten"), die neue Organisation der Kantonsschule mit getrennter und ebenbürtiger humanistischer und realistischer Bildungsanstalt hervor und im gleichen Jahre 1833 ward die Hochschule Zürich eröffnet. Das waren nach seinem eigenen Ausdrucke „selige Momente des Schaffens".

In religiöser Beziehung war O. wesentlich Humanist, Vertreter der religiösen Aufklärung, für sich und Andere wahr, gelegentlich, wo er mystische oder hierarchische Bestrebungen wahrzunehmen glaubte, mit Schärfe entgegentretend (1830: „Bemerkungen über das pädagogische Memorial von Nägeli"; „Freimüthige Ansichten über den Entwurf einer neuen Synodalordnung"), aber mit vollem Sinn für das Ideale der Religion, fähig, auch andern Ueberzeugungen mit Pietät gerecht zu werden (wie dies namentlich seine Ausgabe von Lavaters ausgewählten Schriften 1841—44 zeigt), niemals frivol. Obgleich er auf der Kanzel sich nicht auf die Dauer heimisch gefühlt, blieb ihm doch die theologische Wissenschaft stets ein Gegenstand regen Interesses; auch seine amtliche Stellung in Zürich hing zum Theil mit derselben zusammen, und gern wählte er zum Inhalt seiner Programme für das Carolinum Publicationen aus dem Gebiete der Patristik und Fragen der neutestamentlichen Einleitungswissenschaft. 1821 gab er mit dem Vorkämpfer des schweizerischen Rationalismus, Prof. Schultheß, gemeinsam eine Vertheidigungsschrift der freieren Auffassungsweise heraus („Rationalismus und Supranaturalismus"). Dieselbe Gesinnung führte ihn auch dazu, mit Energie für die Berufung des Dr. Strauß auf den dogmatischen Lehrstuhl der Zürcher Hochschule mitzuwirken, deren Folge der Aufstand vom 6. September 1839 und der Sturz der liberalen Regierung war, mit welchem auch das staatspädagogische Wirken Orelli's seinen Abschluß fand. Doch ging zu seiner unsäglichen Freude die Hochschule unerschüttert aus diesen Wirren hervor.

Es gehörte eine ungewöhnliche Lust an wissenschaftlicher Arbeit und eine Arbeitskraft wie sie wenige Sterbliche kennen, dazu, neben diesem vielseitigen geistigen Wirken für die Gegenwart — zu dem noch von 1831 an bis zu seinem Tode seine Thätigkeit als Oberbibliothekar der Stadtbibliothek hinzutrat — auf dem Gebiete der Wissenschaft Leistungen hervorzubringen, die einen bleibenden

Werth besitzen; und doch sind es vor allem diese letztern, die Orelli's Namen auf die Nachwelt überliefern. Noch hatte auch in Zürich der Zauber der italienischen Litteratur für O. seine Kraft nicht verloren; Beweis davon sind abgesehen von den Cronichette d'Italia (1822), die Ausgaben der philosophischen Gedichte von Tommaso Campanella (1838), von Tasso's befreitem Jerusalem (1838) und der Satiren des Ariost (1842). Aber seine Hauptkraft wandte er der altclassischen Philologie zu. Da ist es vor Allem seine große Ausgabe Ciceros in 8 Bänden, welche durch das genaue diplomatische Verfahren, das er in ihr anwandte, seinen wissenschaftlichen Ruf begründete (M. T. Ciceronis opera quae supersunt omnia. Turici 1826—1838). „Die Grundsätze, nach welchen er verfuhr, waren folgende: Erstens wollte er bei den einzelnen Schriften jedesmal die beste kritische Ausgabe zu Grunde legen. Zweitens nahm er sich vor, da wo die gewählte Ausgabe nicht genüge, den Handschriften und ältesten Ausgaben, nur selten den Conjecturen der Bearbeiter, am seltensten seinen eigenen Vermuthungen zu folgen. Drittens ging überhaupt sein Streben vorzugsweise dahin, den auf Handschriften und die ältesten Ausgaben gegründeten Urtext herzustellen. Viertens suchte er die abweichenden Ansichten der hervorragendsten früheren Commentatoren anzugeben. Fünftens setzte er sich vor, von allen übrigen Lesarten und Conjecturen nur diejenigen zu erwähnen, welche entweder um ihrer Wahrscheinlichkeit willen sich empfahlen oder wegen darüber angeregter Erörterungen merkwürdig waren, oder, wenn auch offenbar unrichtig, doch Veranlassung zu glaubwürdigen Verbesserungen gaben oder wenigstens den Beifall eines ausgezeichneten Kritikers fanden". Die entsprechende Knappheit der textkritischen Beigaben, verbunden mit umsichtiger Auswahl des zum sachlichen Verständniß nothwendigen, bildet auch einen Hauptvorzug der Orellischen Schulausgaben, soweit sie überhaupt mit Anmerkungen versehen sind. Der ersten Ausgabe Ciceros folgte 1845 eine theilweise durchgeführte zweite, in der O. mehr auf die Handschriften als auf die Editionen zurückging, sowie zahlreiche Ausgaben einzelner Werke Ciceros, auch für die Hand des Schülers. Während er noch an Cicero arbeitete, fand er Zeit, in zwei Bänden eine nach sachlichen Gesichtspunkten geordnete „Inscriptionum latinarum amplissima collectio" (Turici 1828) zu veröffentlichen; auch die „Inscriptiones Helveticae" gab er gesammelt heraus (1826, 1844). — Der zweite Schriftsteller, für dessen Verständniß er Hervorragendes geleistet, ist sein Lieblingsdichter Horaz (Qu. Hor. Flaccus rec. J. C. O. Turici 2 vol.; ed. major 1837—1838, 2. Aufl. 1843, 3. Aufl. 1850, 1852; ed. minor 1838; 2. Aufl. 1843—44, 3. Aufl. 1851—52). Ihm folgte auf dem Fuße nach die von Baiter, (Orelli's Schüler, der schon bei den letzten Bänden Ciceros mitgearbeitet), O. und Winkelmann besorgte Herausgabe des Plato (Platonis opera omnia, Turici 1839—1841) mit anschließenden Textausgaben für den Schulgebrauch, und endlich, wieder unter Mitarbeit Baiter's, Tacitus (C. Corn. Taciti opera quae supersunt rec. atque interpretatus est J. C. O. Turici 1846—48 2 vol.), mit Textausgabe für den Schulgebrauch. Neben diesen Hauptwerken seien nur erwähnt die Ausgaben der Theogonie des Hesiod (1836), der Elegeia des Theognis (1840), der Fabeln des Babrius (1845); des Sallustius (Schulausgabe 1840), des Vellejus Paterculus (1835), der Fabeln des Phädrus (1831, 1832), der Briefe des Plinius (1832, 1833, 1838), der eclogae poetarum Latinorum (Schulausgabe 1822, 1833). Schon 1827 ward O. von der Hochschule Basel zum Doctor der Philosophie ernannt; eine Reihe von Ehrenbezeugungen gelehrter Corporationen folgten; so wurde er zum correspondirenden Mitglied der Akademieen der Wissenschaften von München (1834), Berlin (1836) und Wien (1848) erwählt. Es war O. vergönnt, noch fast ein Jahrzehnt über das für sein öffentliches Wirken so verhängniß-

volle Jahr 1839 seine Wirksamkeit als Lehrer an Hochschule und Gymnasium, wie seine wissenschaftliche Thätigkeit fortzusetzen. Die geistige Kraft blieb ihm treu; die physische nahm allmählich ab. O. erfreute sich eines glücklichen Familienlebens; der Tod seines einzigen Sohnes 1836 gab seiner Gesundheit den ersten Stoß. 1844 zwangen ihn Schwindelanfälle, für einen Theil seiner Unterrichtsverpflichtungen am Gymnasium sich durch einen Vicar Erleichterung zu verschaffen. 1847 bildete sich ein Halsübel bei ihm aus, das zwar über den Sommer 1848 nachzulassen schien, mit dem Eintritt der rauhen Jahreszeit aber unter heftigen Stickanfällen zurückkehrte; am 6. Januar 1849 entschlummerte er sanft. Gattin und Tochter überlebten ihn. Die Leichenfeier zeigte, daß seine Vaterstadt den Verlust fühlte, der sie durch den Heimgang Orelli's betroffen; in tief ergreifender Weise gab ein Schüler Orelli's (H. Schweizer), Namens der Hochschule den Gefühlen des Schmerzes, wie des Dankes für das, was O. seinen Mitbürgern und der Wissenschaft gewesen, Ausdruck („Worte am Grabe J. C. v. Orelli's", Zürich 1849). Mehrere eingehende Nekrologe folgten: in der „Eidgenössischen Zeitung" 1849, Nr. 8 u. 9 (von J. B. Spyri), in der „Neuen Zürcher Zeitung" als Extrabeilage von Nr. 28 (H. Schweizer); in der „Neuen illustrirten Zeitschrift für die Schweiz"; im Schweizerischen Beobachter („Erinnerung an J. C. v. O." von Ludwig von Sinner, auch separat). Die Bibliothèque universelle de Genève brachte in den Heften des Juni bis August 1849 aus der Feder von J. Adert einen „essai sur la vie et les travaux de Jean Gaspard d'Orelli", der auch im Separatabdruck (Genf 1849, 83 Seiten) erschienen ist; die biographischen Angaben sind nicht immer genau; dagegen ist ein annähernd vollständiges Verzeichniß der Publicationen Orelli's beigegeben Sehr sorgfältig gearbeitet ist das „Leben Joh. Caspar Orelli's" im Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich 1851 (Verfasser: Orelli's jüngerer Bruder, Prof. Konrad O.). Kurze Biographien: Galerie Suisse (von Secretan), Tome III, les contemporains, Lausanne 1880, p. 268 bis 283; Hunziker, Geschichte der schweiz. Volksschule, Bd. III 1882, S. 18 bis 24; Galerie berühmter Schweizer, herausgegeben von Hartmann. Baden 1868—71. Nr. 79. Eine O. allseitig und in seinen gelehrten Arbeiten fachmännisch beurtheilende Biographie wird von einem Schüler Orelli's vorbereitet

Fünf und zwanzig Jahre nach Orelli's Tod wurde seine Marmorbüste in der Aula des Eidgen. Polytechnikums und der Hochschule in Zürich feierlich aufgestellt; dabei war es dem Manne, der einst an Orelli's Grabe gesprochen, vergönnt, auch der gegenwärtigen Generation das Bild seines Lehrers mit ungeminderter Gluth der Begeisterung zu zeichnen. (H. Schweizer-Sidler, Gedächtnißrede auf J. C. O., Zürich 1874.)

Hunziker.

Orelli: Johann Konrad O. (der ältere), von Zürich, geb. am 22. August 1770, Sohn des Johann Caspar O., Schirmschreiber (Notar) zu Wädensweil, älterer Bruder von David O. (s. o. S. 411), studirte der Sitte der Zeit gemäß Theologie, obgleich Philologie seine Lieblingswissenschaft war; da er keine deutsche Universität beziehen konnte, machte er sich Auszüge aus Collegienheften von Fr. Aug. Wolf. Im Sept. 1794 wurde er, nachdem er schon 1790 als Studirender eine Rede de comparatione philosophiae veteris et recentioris gehalten, professor historiae sacrae am Carolinum, welche Stelle er 1795 mit einer Rede, „von dem blühenden Zustand der Wissenschaften, besonders der Theologie, in den Zeiten der Kirchenverbesserung und derselben Ursachen" antrat. 1796 stieg er zur Professur ethices et juris naturalis, wurde aber schon im Herbst desselben Jahres Diacon an der Predigerkirche in Zürich und im Jahr

1810 einhellig Pfarrer an dieser Kirche und damit Chorherr (canonicus). Ungeachtet einer gewissen Beschränktheit seines Organs wurden seine Predigten, deren er eine bedeutende Zahl im Drucke herausgab, wegen ihres inneren Gehaltes geschätzt und viel gelesen. Neben seiner Thätigkeit als Prediger, Kirchenrath und Schriftsteller, bekleidete er 1815—16 auch die Stelle eines Rectors des Carolinums. Er starb am 25. Octob. 1826. O. war (obgleich er vielfach mit körperlichen Leiden zu kämpfen hatte) ein durch seltenen Fleiß und vielseitige Kenntnisse ausgezeichneter Gelehrter; seine Mußezeit widmete er großentheils dem Studium des classischen Alterthums und bearbeitete mit großer Sorgfalt mehrere Ausgaben alter Autoren aus der späteren Zeit; das umfassendste und hervorragendste seiner Werke ist: „Arnobius, disputationum adversus gentes libri VII. II partes cum appendice“, Lipsiae 1816. 1817. Außerdem edirte er: „Nicolaus Damascenus, historiarum excerpta et fragmenta. Graece“, Lips. 1804; „Collectio epistolarum Graecarum. Graece et latine. Tomus I.: Socratis et Socraticorum, Pythagorae et Pythagoraeorum quae feruntur epistolae“, Lips. 1815; „Memnonis historiarum Heracleae Ponti excerpta; graece cum versione latina“, Lips. 1816; „Philonis Byzantini libellus de VII orbis spectaculis. graece cum versione latina“, Lips. 1816; „Aeneae Tactici commentarius de toleranda obsidione, gr. et lat.“, Lips. 1818; „Epicuri fragmenta libr. II et XI de natura, gr. et lat.“, Lips. 1818; „Polemonis Laodicensis sophistae laudationes II funebres in Cynaegirum et Callimachum“, Lips. 1819; „Opuscula graecorum veterum sententiosa et moralia, gr. et lat.“ Tom. I, II, Lips. 1819, 1821; „Hesychii Milesii opuscula duo“, Lips. 1820; „Poetarum veterum Latinorum carmina sententiosa. Tomus prior: Publii Syri Mimi et aliorum sententiae“, Lips. 1822; Supplementum, Lips. 1824; „Sallustius Philosophus. Libellus de Diis et mundo“, Turici 1821; „Alexandri Aphrodisiensis etc. de fato“, Turici 1824; „Sanchoniathonis quae feruntur fragmenta de cosmogonia et theologia Phönicum, graec. et lat.“, Lips. 1826; „Procopii Caesariensis Anecdota, s. historia arcana. Graece“, Lips. 1827.

Anderweite Veröffentlichungen: „Anthologia lyrica poetarum Latinorum recentioris aevi. Tom. I.: Jacobi Balde e Soc. Jesu carmina selecta“, Turici 1805; Editio altera 1818; „Neujahrsblätter der Chorherrengesellschaft in Zürich“: 1806 „Ueber den Gang der öffentlichen Unterrichtsanstalten in Zürich seit der Reformation“; 1824 „Leben des Chorherrn Leonh. Usteri“.

Ueber Joh. Konrad Orelli: G. Meyer v. Knonau, der Kanton Zürich. 2. Bd. 2. Aufl. 1846, S. 36/37. — Geschichte der Familie von Orelli, von Prof. Al. v. O. 1855. — Conspectus Minist. Turic. (Msc., Stadtbibliothek Zürich). — Neuer Nekrolog der Deutschen 1826, S. 1025. — Schweizer. Monatschronik 1826, Nr. 10 (October), S. 217—219. Hunziker.

Orelli: Konrad v. O., Joh. Kaspars jüngerer Bruder, geb. am 6. Nov. 1788, wurde 1810 als Geistlicher ordinirt, erhielt nach längerem Aufenthalt in Neuenburg und Aarau gegen Ende 1812 das Diaconat in Turbenthal, folgte dann 1815 dem Rufe an das damals blühende Schoch'sche Institut und wurde 1819 zum Lehrer der französischen, später auch der lateinischen Sprache an der Bürgerschule in Zürich gewählt. Bei Gründung der Kantonsschule 1833 wurde ihm die Professur der Philosophie am Obern Gymnasium, 1837 eine Lehrstelle des Französischen an der untern Industrieschule übertragen; 1846 zog er sich von ersterer, 1853 auch von letzterer zurück, und lebte dann bis zu seinem Hinschiede (10. Juli 1854) in stiller Zurückgezogenheit. Die von ihm herausgegebenen Schriften sind folgende:

„Anmerkungen zu Xenophons Gastmahl mit Zusätzen von J. H. Bremi", Zürich 1814; „Zwei Selbstgespräche eines Reformators", (in den „Zürch. Beiträgen" von Hottinger, Stolz und Horner 1815/16, Bd. I, Heft 2, S. 74 bis 81); „Ueber den Prinzen Hamlet bei Shakespeare" (ebendaselbst 2. Bd., Heft 1, S. 64—79); „Florians Numa Pompilius, mit Erläuterungen", 1.—3. Ausg. Heilbronn 1827—1839; „Verfechtung des reinen Protestantismus gegen die neuesten Angriffe", Zürich 1822; „Ueber den Kampf des Rationalismus gegen den Supranaturalismus", Tübingen 1825; „Spinoza's Leben und Lehre", 1843, 2. Aufl. 1850; „Leben Joh. Caspar Orelli's (Neujahrsblatt der Stadtbibliothek, Zürich 1851); „Schachbüchlein", Aarau 1840; „Leichtfaßliche Anleitung zum Schachspiel", Zürich 1852; „Altfranzösische Grammatik", Zürich 1. Aufl. 1830, 2. Aufl. 1848; „Kleine französische Sprachlehre", in 10 Aufl., Aarau und Frankfurt 1832—54. — „Französische Chrestomathie", 3 Bände, 1. Aufl. Zürich 1836—37, (1. Thl. 5 Auflagen, 2. Thl. 3 Aufl.); Mabire, „Uebungen in der französischen Conversation", frei bearbeitet, Aarau 1842; „Kritische Anweisung zum Roman de Rou u. des ducs de Normandie", Zürich 1845; ferner besorgte O. die 3.—17. Aufl. von Caspar Hirzel's französischer Grammatik, Aarau 1824—1853, die 3.—7. Auflage von dessen Neuem französischem Lesebuch, (7. Aufl. Aarau 1846) und die 4.—6. Aufl. von J. C. Schweizer's Fremdwörterbuch, Zürich 1835—47.

Ueber diesen jüngeren Konrad v. O. erschienen Nekrologe 1854 in der Neuen Zürcher Zeitung, der Eidgenöss. Zeitung, der Freitagszeitung, dem Winterthurer Landboten, dem Courier Suisse de Lausanne, im Synodalprotokoll der Zürcherschen Geistlichkeit 1854 und im Programm der Zürcherschen Kantonsschule 1855. Hunziker.

Orffyré: Johann Ernst Elias O., eigentlich Beßler (nicht „Oeßler", wie in der Allgem. Enc. III, 2, 128 angegeben wird), welcher Name nach der kabbalistischen Methode Albam (Theilung des lateinischen Alphabetes in zwei Hälften, Uebereinandersetzung und sodann Vertauschung der übereinander gesetzten Buchstaben) von ihm in Orffyré verwandelt wurde, eines Landmanns Sohn, 1680 in der Nähe von Zittau geboren, hat, nachdem er den Unterricht des Rectors Christian Weise in Zittau genossen, ein fahrendes, abenteuerliches, mitunter ausschweifendes Leben geführt, und sich in allem Möglichen versucht: im Lackiren, Drechseln, Glasschleifen, Malen, Wachsbossiren, Steinschneiden, Kupferstechen; er war Uhr-, Windbüchsen- und Pulvermacher, Orgelbauer, Chemiker und Quacksalber, bald Kuttenbruder, bald Soldat. In einem italienischen Kloster sah er einen Bratenwender, der sich selbst in Bewegung erhielt. Das brachte ihn auf den Gedanken, der Erfinder eines Perpetuum mobile zu werden. Den ersten Versuch eines solchen machte er in Prag in Verbindung mit einem Jesuiten und einem Rabbiner. Obschon dieser Versuch fehlschlug, hat er doch zeitlebens der Erfindung solchen Kunstwerkes, zu welcher er sich von Gott ausersehen glaubte, nachgehangen. Nachdem er 1703 in Dresden für Müller und Tischler gearbeitet, in Holland, England, Irland bald als Uhrmacher, bald als Schatzgräber, bald als Arzt sich umgetrieben, und in Annaberg die von ihm geheilte Tochter des Stadtphysicus und Bürgermeisters Christian Schuhmann geheirathet hatte, stellte er 1712 sein fertiggewordenes Perpetuum mobile in Gera aus. Er hat es als ungenügend selbst zertrümmert und in Merseburg ein neues construirt. Obschon dieses als auf Betrug beruhend, angefochten wurde, berief ihn dennoch der Landgraf Karl von Kassel 1716 als Commerzienrath und ließ ihn auf dem Schloß Weißenstein ein Zimmer zur Errichtung seines Perpetuum mobile einräumen. (Nachrichten über dasselbe finden sich in der Historie der Gelahrtheit unserer Zeit [Leipz. 1721], S. 215—29, und in der

Allgem. Encyklopädie III, 17, 213). Nachdem dieses Kunstwerk dem Schicksal des früheren verfallen war, begab er sich 1722 nach Karlshafen, wo er nicht nur eine Maschine in weit größeren Dimensionen, sondern auch ein orffyreisches Schiff erbauen wollte, mit welchem man unter dem Wasser fahren und Güter und Menschen gestrandeter Fahrzeuge sollte retten können. Ebendaselbst wollte er er ein großes Tugendhaus und Weisheitsschule in's Leben rufen. Christen und Nichtchristen sollten in dieser Gottesburg Aufnahme und Belehrung finden in mancherlei Künsten, vornehmlich aber in der Gottesfurcht, und zwar ganz und allein nach der heiligen Schrift. In diesem synkretistischen Sinne sind auch seine zwei Schriften gehalten: „Der rechtgläubige Orffyreer oder die einige Vereinigung der uneinigen Christen in Glaubenssachen, sie nennen sich gleich lutherisch, reformirt oder papistisch" (Kassel 1723) und „Kurzgefaßter und unumstößlicher Inbegriff der allerreinsten Christen-Religion" (1724). Im Braunschweigischen projectirte er 1743 den Bau von Windmühlen, eine Marmorplatten-, Juchten- und Saffianfabrik. Er starb am 30. Nov. 1745 zu Fürstenberg und ist in Karlshafen begraben worden. Charakteristisch für diesen Abenteurer ist was seine Frau berichtet: er trüge immer consecrirte Hostien bei sich, wäre aber dabei ein desperater Mensch. Die Beweise des Vertrauens, die ihm auch von fürstlichen Personen zu theil wurden, geben seinem Biographen Strieder (Hessische Gelehrtengeschichte X, 150—74) Anlaß zu folgender Herzerleichterung: „Was lässet sich mit der Maske der Religion nicht Alles ausrichten! Nur ein Gott kann sehen was darunter verborgen ist, jeder Sterbliche hingegen hat Ursache, sich mehr vor den lächelnd Schleichenden, Gebete Brummenden, tiefe Seufzer Summenden zu hüten, als vor dem Husaren, dem das Gesicht Blut, Staub und Pulver decket. Der Mann hätte weit über die Meerenge von Gibraltar in das Spital der Welt, wo gesunde Luft ist und sich alle Winde durchkreuzen hinaustransportirt werden müssen".

Litteratur in Rotermund's Fortsetzung zu Jöcher's Gelehrtenlexikon V, 1164 ff. G. Frank.

Oeri: Hans Jakob Oe., Maler und Lithograph, geb. im Pfarrhause zu Kyburg am 16. December 1782, † in Zürich am 24. Febr. 1868. Sein Vater war Pfarrer, seine Mutter eine geb. v. Meiß; ihr Sohn, der jüngste von vier Geschwistern, kam als Zwillingskind zur Welt. Der Knabe erhielt den ersten Unterricht in der Dorfschule und im väterlichen Hause. Fünfzehn Jahre alt verließ er Kyburg und ging mit den Eltern, die ins Wenthal versetzt waren, nach Regensdorf, wo die Familie im Januar 1798 sich dauernd niederließ. Schloß Kyburg und die alte Veste Regensberg erweckten früh in dem Jüngling das Interesse für die Poesie des Mittelalters, auf der classischen Stätte der Stammburg mütterlicher Seite Rudolfs von Habsburg, welche, in herrlichster Landschaft gelegen, reich ist an historisch bedeutenden Erinnerungen und romantischen Sagen, hat er wohl zum ersten Mal in den Chroniken des Mittelalters geblättert, um nach künstlerisch darstellbaren Stoffen zu suchen (vgl. Malerbuch, Bd. 15 des Zürcher Künstlerguts, Nr. 1). Aber auch die Kriegsereignisse der Franzosenzeit, das 1799 bei Seebach stationirte russische Lager, mögen die Phantasie Oeri's angeregt haben; im Mannesalter kam er auf jene Eindrücke zurück. Am 9. Juni 1800 begann Oeri's Künstlerlaufbahn, Er wurde zum Landschafter Kuster in Winterthur in die Lehre gethan. Das erste Bild, sein Selbstporträt, sandte er auf die Zürcher Kunstausstellung von 1802. Dasselbe fand den enthusiastischen Beifall des Dichters Martin Usteri und zeigte den jungen Mann dem Meister bereits überlegen. 1803 stellte er einen weiblichen Kopf nach der Antike aus. Nach vollbrachter Lehrzeit, im Sommer 1803, begab Oe. sich mit dem Maler David Sulzer nach Paris, wo

er mit seinen Brüdern und Carl Schultheß, der sich bei David ausbildete, zusammentraf. Nun wurde fleißig nach Modellen und nach der Antike gezeichnet, kurz alles gelernt, was ein Porträtmaler wissen muß. 1804 schickte er zwei Bildnisse nach Zürich, 1805 das heute der Zürcher Stadtbibliothek gehörende Porträt des Bürgermeisters Hans v. Reinhard. 1807 machte Oe. seinen ersten Compositionsversuch (Dädalus und Ikarus) und gleichzeitig entstand ein Familienbildniß, welches uns das Treiben der jungen Leute in der Weltstadt vergegenwärtigt. Bis 1807 blieb O. in Paris, dann ging er mit seinem Bruder Georg und Schultheß über Lyon, Genf und Yverdun, wo Pestalozzi besucht wurde, nach Zürich zurück. Nun entstanden eine Reihe guter Porträts, darunter diejenigen des Landschaftmalers Wüst (1808 im Künstlergut Nr. 117), Heinr. Füßli's, Ludwig Vogel's und Salomon Landolt's. Das Letztere (1809), einst im Besitz von Antistes Veith in Schaffhausen, ist heute verschollen. Von Compositionen aus jener Zeit sei diejenige zu Geßners Idyll „Chloe“ genannt. 1809, im Herbste, kehrte Oe. seiner Heimath von Neuem den Rücken und begab sich mit Miville aus Basel über Frankfurt, Berlin und Königsberg nach Moskau, wo er sich dem Lehrfach widmete; jedoch schon 1812, als der Krieg gegen Frankreich wüthete, sah Oe. seine Existenz in Rußland wieder vernichtet. Im Moskauer Brande gehen seine Studien zu Grunde, er selbst flieht nach Kasan, geht dann nach der Krim und fährt in Jahrelangen Kreuz- und Querzügen ruhelos umher. Die Malerbücher des Künstlergutes enthalten eine Anzahl Scenen aus dem russischen Volksleben, welche Zeugniß für die Beobachtungsgabe des Meisters ablegen (vgl. Bd. 9 Nr. 21 und 43, Bd. 10 Nr. 16 und 39, Bd. 11 Nr. 31, Bd. 12 Nr. 10). Im März 1817 setzte Oe. seine Reise nach Petersburg fort und hierauf fuhr er nach Lübeck, wo er bis zum 28. Juni blieb. Endlich ging es wieder dem Vaterlande zu. In Zürich angelangt, lebte Oe. von nun an in der Familie seines Bruders und verließ selten mehr seine Heimath. Er betheiligte sich in den Jahren von 1819 bis 1838 fleißig an den Kunstausstellungen, besonders mit Bildnissen in schwarzer Kreide, und griff zum Wanderstabe nur, wenn es sich darum handelte, seinen alten Vater in Regensdorf zu besuchen, Theil zu nehmen an den Künstlerfesten in Zofingen, oder wenn ihm der Auftrag wurde, in Städten wie Dresden, Frankfurt und Cassel Bilder zu copiren. Italien hat der Künstler nie gesehen. In diese zweite Periode seines Lebens fällt auch seine Thätigkeit als Lithograph. Sein erstes Blatt war „die heil. Jungfrau im Gebet“ nach Marie Ellenrieder. 1824 kamen von ihm bei Birmann und Söhnen in Basel acht Blätter nach Holbeins Passion heraus. 1825 verlegte Velten in Karlsruhe 4 Blätter von Oe.: Fra Bartolommeo, „Darstellung im Tempel“; Raffael, „Sposalizio“; Overbeck, „Christus in Bethanien“ und „Joseph, von den Brüdern verkauft.“ Außerdem erschienen von ihm die Bildnisse der Prinzessinnen Amalie und Elise von Baiern, der Sängerin Louise Schweizer, die Porträts Dr. Behrmanns, des Leibarztes des Prinzen von Fürstenberg, Paul Usteri's und eine „Madonna mit dem schlafenden Kinde auf dem Schooße“ nach Cantarini. Seit 1807 Mitglied der Zürcher Künstlergesellschaft, nahm er fleißig Theil an ihren Sitzungen, an dem im neuen Kunsthause veranstalteten Actzeichnen, hörte er 1845 noch einen Cursus über Anatomie bei Hermann Meyer und betheiligte sich auch an den Compositionsabenden im engeren Künstlerkreise sowie an der Herstellung von Tableaux bei festlichen Gelegenheiten. 1857 wurde für ihn, Vogel und Wilhelm Huber eine Jubiläumsfeier veranstaltet; 1866 legte er der Gesellschaft die letzten drei Blätter vor: „das Uetliberghaus“, „die Bauschanze bei Ankunft des Dampfschiffes“, „das Innere eines Kaffeehauses“. Er starb an den Folgen eines Schlaganfalles, welcher ihn am 3. Jan. 1868 auf das Krankenlager warf.

Oe. war sehr productiv. Zunächst als Porträtmaler. Außer dem bereits genannten Bildniß besitzt die Gemäldesammlung des Künstlerguts noch zwei andere von ihm (Nr. 116 und 118 im Katalog) und sind in die Malerbücher eingelegt die Porträts des Sohnes von David Heß, Ludwig Adolph Heß (Bd. 11, Nr. 23) und des Malers Nicolaus König (Handzeichnungen Zürch. Künstler. Bd. 3, Nr. 26). In allen Genres hat Oe. sich versucht, als Illustrator Schiller'scher Gedichte („Sehnsucht", Bd. 12, Nr. 43; „der Alpenjäger", Bd. 13, Nr. 26), mythologischer Vorgänge („Bacchantin dem jungen Bacchus Trauben reichend". Zürch. Handzeichnungen, Bd. 3, Nr. 25) und histor. Begebenheiten. Er schöpfte mit Vorliebe aus der Geschichte der Gothen und Vandalen, der römischen Kaiser, der Longobarden, der Karolinger, der Kreuzfahrer (Malerbuch, Bd. 16, Nr. 25), der persischen Khalifen, der Normannen und des englischen Mittelalters. Auch biblische Compositionen finden sich vor: z. B. „Die sieben Söhne des Skeva" (Apostelgesch. Cap. 19 und 21, Malerbuch, Bd. 15, Nr. 36), „Eines thut Noth" (Luc. 10, V. 41—42), „die Kreuzigung", „die Hochzeit zu Kana", „die Sündfluth". Aus dem Cyklus von Bildern zur vaterländischen Geschichte seien genannt: „der Tod Winkelried's", „die Verbrennung von Blickenstorf durch die Zürcher" (Malerbuch, Bd. 17, Nr. 5) und „der Streit der Zellweger und Wetter, d. h. der Harten und Linden in Appenzell a. Rh.", (phot. von Braun in Dornach). Oe. war sehr gewissenhaft in seinen geschichtlichen Studien, wie aus den noch vorhandenen 8 Bänden (in Octav) historischer Collectaneen, den 10 Bänden in 4° mit 1468 Costümstudien, den 3 Bänden akademischer Zeichnungen (Acte) und den zwei Bänden anatomischer Zeichnungen mit Text hervorgeht, aber meistens nicht glücklich in der Ausführung seiner Compositionen. Die Zeichnung läßt oft zu wünschen übrig, wo Farben angewandt sind, ist die Gesammtwirkung eine grelle. Mangel an Gleichgewicht und Steifheit in der Gruppirung machen sich fast Seite um Seite in den 4 Bänden Skizzen, Studien und historischer Entwürfe des Künstlergutes fühlbar. Oe. war eigentlich mehr Antiquar als Maler; er verfügte über große Kenntnisse auf den verschiedensten Gebieten und kannte gründlich eine sehr weitschichtige historische und archäologische Litteratur. Er machte gerne mit Ferdinand Keller wissenschaftliche Ausflüge, und fahndete auf solchen, z. B. in Rathhausen und auf der Stiftsbibliothek zu St. Gallen, nach neuem Material für seine Costümkunde. Diese hat noch in späteren Jahren dem Zürcher Festordner, Heinrich Cramer, gute Dienste gethan und dürfte selbst heute noch mit Nutzen zu Rathe gezogen werden.

S. Nagler's Künstler-Lex. X, 313—314. — Neujahrsbl. der Zürcher Künstlergesellschaft von 1869. Carl Brun.

Orient: Joseph O., Landschaftsmaler, geb. 1677 in Burbach bei Eisenstadt in Ungarn, lernte bei Anton Faistenberger in Wien, kehrte sich indessen bald von dessen Manier ab, indem er sich die Niederländer, besonders Both zum Vorbild nahm, und auf eine eingehende Behandlung und präcise Zeichnung Gewicht legte. Zu diesem Behufe bediente er sich gerne des Hohlspiegels bei seinen Aufnahmen. Seine, meist kleinen Bilder, sind daher sehr ausgeführt und charakteristisch, die Lüfte äußerst klar, ferner hatte er großes Geschick den Unterschied der Jahres- und Tageszeiten, sonniger oder trüber Atmosphäre u. dgl. zum Ausdruck zu bringen. Sein Fleiß war dabei ein außerordentlicher, er soll vom Morgen bis zum Abend seine Naturstudien gemacht haben, die Figurenstaffage besorgten meist Janneck, Canton und Ferg, doch malte er auch selbst Thiere und Figuren. Nach einigen Jahren nahm ihn die Wiener Akademie als Schutzverwandten auf, und später soll er noch Vicedirector des Institutes geworden sein, indeß, für diese Behauptungen fehlen die Nachweise. 1733 ver-

weilte er einige Zeit in Sachsen und in Frankfurt a. M. Er starb zu Wien, am 17. März 1747 (nicht 1737 wie Nagler, Lex. sagt). Seine Arbeiten sind außerhalb Oesterreich selten. Die kaiserl. Galerie besitzt eine Berglandschaft mit einer Burg und einem Wasserfall, sowie eine andere mit Brücke, beide von Ferg staffirt; die Galerie Liechtenstein eine Hirschjagd und eine Falkenjagd; die Sammlung der patriot. Kunstfreunde in Prag zwei Gebirgsgegenden (Pendants); das Budapester Nationalmuseum eine Waldpartie und offene Gegend; die königliche Galerie in Stuttgart eine Berglandschaft mit einem Flusse; die Galerie des Bruckenthal'schen Museums in Hermannstadt „Felsige Gegend mit einem Wasserfall". Nach O. hat Rösel ein Blatt mit Wald und Wild gestochen, Anderes Leichsenring u. a., Franz Ferg, Lauterer und Thurner waren seine Schüler. Sein Bildniß hat Janneck gemalt. A. Ilg.

Origanus: David O., Astronom, geb. am 9. Juli 1558 zu Glatz, † am 11. Juli 1628 zu Frankfurt a. O. Der Name des O. war eigentlich Tost; er scheint nicht deutscher, sondern böhmischer Abkunft gewesen zu sein, wie ja auch heute noch in der Nähe seines Geburtsortes die czechische Zunge ziemlich weit nach Schlesien hereingreift. O. studierte in Breslau und Frankfurt a. O., an welch' letzterem Orte er zuerst die Professur der griechischen Sprache und nachher diejenige der Mathematik erhielt. Er war in erster Linie Astrolog, die Verfertigung von Kalendern und Nativitäten füllte einen großen Theil seiner Zeit aus, doch sind seine 1620 erschienenen Nachträge zu dem großen chronologischen Werke des „Sethus Calvisius" auch wissenschaftlich nicht werthlos. Seine „Ephemerides novae brandenburgicae," welche sich über den Zeitraum von 1595 bis 1630 erstrecken, verwickelten ihn zwar in unangenehme Prioritätsstreitigkeiten mit Magini und Rollenhagen, beweisen aber doch auch, daß ihm in einzelnen Dingen eine selbständige wissenschaftliche Auffassung eigen war. Er huldigte nämlich dem tychonischen Systeme; seine an Kepler gerichteten Briefe lassen auch erkennen, daß ihn die mannigfachen Fehler der prutenischen Tafeln bewogen hatten, neue Planetentafeln sowol nach copernicanischen als auch nach tychonischen Grundsätzen zu construieren und so eine Vergleichung beider Theorien zu ermöglichen. Während aber Tycho Brahe auch die tägliche Bewegung der Erde geleugnet hatte, ließ O. diese zu und kam also wenigstens hinsichtlich der Axendrehung den Ansichten des Copernicus entgegen. Einen ähnlichen Standpunkt wie diesen von O. in der Vorrede zu seinen Ephemeriden dargelegten Standpunkt hat allerdings auch ein anderer Anhänger Brahes, der Däne Longomontan, eingenommen.

Jöcher, Gelehrten-Lexikon, 3. Thl., Leipzig 1751. — Kästner, Geschichte der Mathematik, 4. Bd., Göttingen 1800. — Epistolae ad Joannem Keplerum Math. Caes. scriptae, ed. Hantsch, 1729. S. 196. 198. 199. Günther.

Orley: Barend van O., Maler von Brüssel, deshalb auch Barend van Brüssel genannt, geb. daselbst um 1490, † ebenda am 6. Jan. 1541. Die erste Anleitung in der Kunst wird er von seinem Vater Valentin empfangen haben. In jener Zeit lebte in der vlämischen Künstlerschaft ein mächtiger Drang, die italienische Kunst zu studieren und Alles fühlte sich unwiderstehlich nach Italien hingezogen. Auch O. folgte diesem Zuge; das Jahr seiner Abreise ist nicht bekannt. Als Künstler von bedeutendem Talent hat er sich bereits vor seiner italienischen Reise in seinem Vaterlande bewährt, es ist darum die Abreise nicht in dessen frühe Jugend zu verlegen. In Rom hatte Rafael insbesondere seine Bewunderung erworben. Da dieser aber 1508 von Papst Julius II. nach Rom berufen wurde, so dürfte die Ankunft Orley's in Rom bald nach diesem Datum anzunehmen sein. O. wurde auch Raphael's Schüler.

Vor seiner italienischen Reise hat er verschiedene Compositionen für Glasmalereien geliefert, und es ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß er selbst auch sich mit dieser Kunsttechnik befaßt habe. Werke, die zur Zeit seines römischen Aufenthaltes entstanden sind, mit Sicherheit anzuführen, ist unmöglich, wenn schriftliche Documente und selbst Datirungen auf Bildern fehlen. Man verlegt in diese Zeit das Bild des Städel'schen Instituts in Frankfurt: Der Leichnam Christi betrauert, ferner das Bild der Boisseree'schen Sammlung: Der h. Norbert widerlegt die Ketzerei des Tauchelin. Dieses Altarbild, jedenfalls das Hauptwerk des Meisters befand sich ursprünglich in der Abtei St. Michael in Antwerpen und ist jetzt eine Zierde der Pinakothek in München. Als er noch in Rom weilte, sagten seine Kunstgefährten von ihm, er schöpfe seine Figuren mit vollen Löffeln aus den Farbentöpfen heraus. Man nannte ihn darum in seinem Vaterlande scherzend: Potlepel (Topflöffel). Daß er sich nach seiner Rückkehr 1518 eines bedeutenden Rufes erfreute, ersieht man daraus, daß ihn Kaiser Karl V. zu seinem Hofmaler ernannte. Einige Jagdstücke desselben ließ der Kaiser in Brüssel als Tapeten weben. Auch für viele Glasgemälde mußte der Künstler Entwürfe und Cartons verfertigen. Der Kaiser empfahl den Künstler seiner Tante, der Erzherzogin Margarethe von Oesterreich, welche Regentin in den Niederlanden war; von dieser wurde er 1518 zu ihrem Hofmaler ernannt und für diese malte er verschiedene Heiligendarstellungen, die an Kirchen verschenkt wurden oder Bildnisse der Fürstin, die sie ebenfalls an fürstliche Höfe verschenkte. Aus dieser Stellung brachte ihn ein eigenthümlicher Proceß; er wurde mit seiner ganzen Verwandtschaft angeklagt, daß er sich zum Protestantismus bekenne. Obgleich O. in der Gudulakirche seinen orthodoxen Glauben offen bekannte, wurde er doch aus dem Dienste der Erzherzogin entlassen, indessen nach ihrem Tode 1530 von ihrer Nachfolgerin Maria von Oesterreich als Hofmaler in ihre Dienste aufgenommen. O. blieb mit Rafael in einem freundschaftlichen Verkehr; Letzterer beauftragte ihn auch in Brüssel die Herstellung der Tapeten nach Rafaels Entwürfen zu überwachen. Als A. Dürer 1520—1521 seine Reise nach den Niederlanden unternahm, kam er auch mit O. zusammen, der dem deutschen Meister zu Ehren ein großes Gastmahl zurichtete („ich glaube nicht, daß es mit 10 Gulden hergestellt sei" bemerkt Dürer in seinem Tagebuche). Dürer portraitirte auch seinen Gastgeber mit der Kohle. Die Gemälde unseres Meisters sind in den Sammlungen verstreut, viele auch verschollen. In der St. Jacobskirche in Antwerpen befindet sich ein großes Flügelbild mit dem jüngsten Gerichte im Auftrage des Bürgermeisters Rockocx gemalt, mit den Bildnissen dieser Familie auf den Flügeln, im Museum zu Brüssel ein Bild, das in fünf Abtheilungen die Schicksale des Hiob darstellt und im Auftrage der Erzherzogin 1521 gemalt wurde. In Mecheln sieht man die Madonna mit dem Kinde, welche der h. Lucas malt. Im Beguinenkloster von Brüssel befindet sich ein Tod der Maria und ein Bild mit demselben Gegenstand im Kloster Sept-Douleurs de Notre-Dame in Brügge und in der Salvatorkirche ebenda eine Kreuztragung und eine Magdalena zu den Füßen Jesu. Außerhalb seines Vaterlandes kommen seine Bilder selten vor; in der Nationalgallerie zu London ist eine Maria Magdalena, im Berliner Museum eine Venus mit Amor, beide schlafend, in Lübeck eine Dreifaltigkeit, in Wien die Ruhe der h. Familie und Antiochus Epiphanes. O. verließ die Malweise seiner Vorgänger, indem er die Ausführung der Details aufgab und sich eine flinke Manier aneignete. Im Ausdruck, in der Gruppirung und Farbe beweist er, daß er nicht vergebens in Rom gewesen ist.

s. Immerzeel. Kramm. Michiels. Wessely.

Orlich: Leopold v. O., Reisender, geographischer und militärischer Schriftsteller, geb. am 30. Juni 1804 zu Stallupönen, Sohn des bekannten Vertheidigers Königsbergs gegen Ney, starb am 2. Juni 1860 zu London. O. entwickelte früh neben den Eigenschaften, die ihn zum tüchtigen Militär machten, gelehrte Neigungen, welche sich mit Entschiedenheit auf Geschichte und Geographie richteten. Schon als Lieutenant der Garde schrieb er mehrere Geschichtswerke, von denen 1836 „Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst“, 1838—39 „Geschichte des preußischen Staates im 17. Jahrhundert“, 1841 die „Geschichte der schlesischen Kriege“, 1842 „Fürst Moritz von Anhalt-Dessau“ zur Veröffentlichung gelangte. Diese Werke werden bis heute noch immer als vorzügliche Beiträge besonders aus dem kriegsgeschichtlichen Gesichtspunkte geschätzt. O. hörte Vorlesungen bei C. Ritter und stand mit diesem und A. von Humboldt in Verkehr. Die Gelegenheit zu einer Reise nach Asien, welche er lange geplant, bot sich 1842 dem inzwischen zum Hauptmann im Kaiser Alexander Gardegrenadier-Regiment Vorgerückten und gleich sovielen Kameraden der langen Friedenszeit Müden. In diesem Jahre wurde ein anscheinend schwerer und langdauernder Feldzug der Engländer nach Afghanistan vorbereitet, der zugleich eine vortreffliche Gelegenheit zur Einsammlung geographischer Informationen über ein ebenso interessantes wie wenig bekanntes Land zu bieten versprach. Das unglückliche Geschick der britischen Expedition von 1841 nach Afghanistan hatte den jungen Offizier mit Theilnahme erfüllt und als der Rachezug unter Pollock geplant ward, den man besonders auf dem Continent als den Anlaß zu einem ernsten Kriege auffaßte, entschloß sich O. kurz „dem bevorstehenden Feldzuge beizuwohnen, um in den Reihen der britischen Armee diejenigen Kriegserfahrungen zu gewinnen, welche ein vieljähriger Friede seinem vaterländischen Heere versagte“ *). Nach längeren Verhandlungen mit der britischen Regierung über den Charakter seiner Theilnahme, schiffte er sich am 1. Juli 1842 in Southampton ein, und landete am 6. August in Bombay. In dem ersten der Briefe, welche gesammelt 1845 als Reisebeschreibung erschienen, schildert O. die Reise durch das Mittelmeer, über den Isthmus von Suez und durch das Rothe Meer in der ruhigen, von treuer Beobachtung aber wenig Originalität zeugenden Weise, die alle seine späteren indischen Reisebriefe in gleicher Weise charakterisirt, dabei aber nicht ganz dem geistigen Niveau der beiden berühmten Adressaten entspricht. In Bombay von der englischen Kolonie, besonders seinen Kameraden, auf das freundlichste aufgenommen, lernte O. das Leben in Indien von der hellen Seite kennen, um auf der Fahrt nach Kuratschi, wo auf den gedrängt vollen Transportschiffen die Cholera in der heftigsten Weise ausbrach, sehr bald auch die dunkle zu erfahren. O. begab sich über Ferospur rasch nach der Front, erfuhr aber die Einnahme und Zerstörung von Kabul, noch ehe er an jenem Orte angelangt war. Er durchreiste Bawalpur und das Reich Rundschit Sings, von welchem ein Brief an A. v. Humboldt eine für die Kenntniß der Zustände der letzten Zeiten des Sikreiches wichtige Schilderung entwirft. Die Nachklänge des Krieges, die Ankunft des Generalgouverneurs Ellenborough, die Rückkehr der ruhmbedeckten Vertheidiger von Dschellalabad und der Erstürmer des Bala Hissar von Kabul, die Verhandlungen mit dem Hofe von Lahore, den er gemeinsam mit der Gesandtschaft unter Maddock besuchte, zogen in raschem Fluge an ihm vorüber. In einem langen Briefe, den er im Januar 1843 aus Karnaul an Ritter richtete, schildert er die britisch-indische Armee in einer eingehenden Weise, welche zeigt, wie gründlich er sich zu unterrichten gewußt hatte. Im

*) Reise in Ostindien 1845, Vorwort.

Februar begab er sich über Panipat nach Delhi und Agra, Burtpur und Mattra, im März reiste er durch Audh, besuchte Kaunpur, Luknau, Allahabad, Benares, Calcutta und schiffte sich am 5. April nach Madras ein, berührte auf dem Heimweg die Malediven, Aden und Kairo, wo er von Mehemed Ali empfangen ward, und landete am 8. Juni in Falmouth. Schon 1845 erschienen seine Reisebriefe als Buch, welches in jener an politischen wie geographischen Ereignissen armen Zeit mit Beifall aufgenommen wurde, eine Uebersetzung ins Englische und mehrere Auflagen (die letzte 1859) erlebte. Außer der Summe solider Belehrung, die es bot, zeichnete es eine Ausstattung aus, welche in jener Zeit Aufsehen erregte. Es sind diese „Reisen in Indien“ eines der ersten Bücher, welche in Deutschland mit Farbendrucktafeln illustrirt erschienen. O. stand bis 1848 als Hauptmann bei seinem Regiment in Berlin und erhielt im April dieses Jahres den erbetenen Abschied mit dem Charakter als Major. Seiner Vorliebe für englische Einrichtungen folgend, verlebte er von da an einen großen Theil seiner Zeit in England, wo er nach seiner Vermählung mit der Tochter von George Mathew von Fowlers Hall in Kent die nächsten persönlichen Beziehungen besaß und wo man ihn als Freund und ehrlichen Beurtheiler englischer Einrichtungen, besonders der Armee, immer schätzte. Von hier aus ließ er 1849 eine von christlichem und freiem Sinne erfüllte kleine Schrift „Ueber einige Vereine in England zur Hebung des leiblichen und sittlichen Wohles des Volkes“ ausgehen, welche zur besseren Fürsorge besonders in den Wohnungsverhältnissen der arbeitenden Classen auffordert. 1853 veröffentlichte O. als Ergebniß einer italienischen Reise die „Ausführliche Beschreibung Ischias“ in der Zeitschrift für Allgemeine Erdkunde. Zu erneuter Thätigkeit riefen ihn die Ereignisse auf, deren Schauplatz 1857 Indien war. Er veröffentlichte noch in demselben Jahre sein freimüthiges „Sendschreiben an Lord W. über den Militäraufstand in Indien“ und vollendete unter dem Eindruck dieses großen geschichtlichen Ereignisses, welches Indiens Stellung zu Großbritannien so tief umgestaltete, und der darauf folgenden Aufhebung der ostindischen Compagnie unter Uebergang ihrer Macht und Aufgabe an die britische Regierung 1859 den ersten Band seines größten Werkes: „Indien und seine Regierung. Nach den vorzüglichsten Quellen und Handschriften“ und kurz darauf die erste Hälfte des zweiten Bandes, während aus den reichen Notizen und Ausarbeitungen K. Böttger in Dessau dessen Schluß zusammenstellte und bearbeitete. Im ersten Band nimmt die Geschichte Indiens unter englischem Einflusse [6, 7] des Ganzen ein, während im zweiten die Geschichte des Sind, der Sik und von Audh dominiren, denen eine vielfach an die „Reise“ sich anlehnende Schilderung der religiösen, gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse in der Bearbeitung Böttger's sich anschließt. Die wichtigsten Abschnitte dieses Werkes sind die kriegsgeschichtlichen, für welche O. mancher Originalbeitrag, mündliche Mittheilungen und eigene Anschauung zur Verfügung standen, und diejenigen, welche von dem damaligen Zustande der britisch-indischen Armee handelten. Daß über letzteren O. einige Privatbriefe britischer Freunde veröffentlichte, wurde ihm verübelt, aber seine offenen Urtheile wurden in England mit großem Interesse aufgenommen und vielfach bestätigt. Sein Sendschreiben über den Militäraufstand in Indien rühmt die „Times“ als eine aus dem Meere der Broschüren über diesen Gegenstand hervorragende, durch gesunden Menschenverstand und Fernhalten von Uebertreibungen ausgezeichnete Arbeit. Vielleicht wurde O. in seinen letzten Jahren in England fast mehr beachtet als in Deutschland. Die Gründe liegen nicht fern. Seine innige Verbindung mit der englischen Gesellschaft beeinflußte seine politischen Sympathien und Urtheile. Er galt für freisinnig und in Kreisen, wo man ihn kannte, setzte man Hoffnungen auf seine langjährige vertraute Bekanntschaft mit Kaiser Wilhelm I., dem damaligen

Prinzen von Preußen. Indessen war O. mehr durch Fleiß und Treue in der Beobachtung und Aufzeichnung, als durch Selbständigkeit und originale Kritik ausgezeichnet. Auch sein Stil hat daher bei Klarheit und Einfachheit etwas Trockenes und Lehrhaftes.

Nekrolog in den Geogr. Mittheilungen, 1861. — Biogr. Nachruf in der „Times“ vom 10. Juni 1860, reprod. in der Allgem. Zeitung vom 12. Juni 1860. F. Ratzel.

Ornitoparchus: Andreas O., Musiktheoretiker und Magister der freien Künste. Wenn Fétis den Namen von ὄρνις und παρακομίζω ableitet und ihn mit „Vogelsang“ übersetzt, so ist jedenfalls letzteres falsch, da παρακομίζειν nicht singen, sondern zuführen heißt. Es dürfte eher Uebersetzung von „Vogler“ (ὄρνις und ἀρχὸς) sein; die Silbe — er wird auch in anderen ähnlichen Uebersetzungen für Herr genommen. O. wurde zu Meiningen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts geboren. Von seinen Lebensumständen ist uns sehr wenig bekannt geworden. Aus gelegentlichen Bemerkungen in seinem Buche „Micrologus“ ersehen wir, daß er ein gediegener Musiker und außerdem ein gebildeter, witziger und vielgereister Mann war. Er rühmt sich, fünf Königreiche, 63 Diöcesen und 340 Städte bereist und zwei Meere befahren zu haben. Seine Reisen erstreckten sich über das heutige Deutschland, Oesterreich, die Donaufürstenthümer, Rußland und Polen. In Tübingen, Heidelberg und Mainz hielt er öffentliche Vorlesungen über Musik. Daraus entstand sein späteres Compendium der Musiklehre, welches wir kurz beschreiben wollen. Musice Actiue | Micrologus Andree Orni- toparchi Ostrofranci Meyningensis, Artium | Magistri, Libris Quattuor digestus. Omnibus Mu-| sicae studiosis non tam vtilis quam necessarius. Laurentius Thurscenreutinus Ad studio-| sum Musices Lectorem.|

Musica: quam rursus mendis purgauerit anthor:
Jam redit ante oculos: lector amice tuos.
Jam redit ante oculos, Lypsick excussa Schumanni
Arte Valentini: qui bene pressit eam.
Arte Valentini facta est nitidissima tota:
Et tibi Arionios afferet illa sonos.

Darunter befindet sich in anderer Einfassung eine Tafel mit zwei Reihen Noten (Discantus und Tenor) von Orpheus und Euridice gehalten. Auf der Kehrseite des Titelblattes finden sich zwei Epigramme von Nicolaus Marescalcus Thurius (s. A. D. B. XX, 431) und Philippus Surus Miltenburgensis. Blatt 2 enthält die Dedication des Autors: „Spectabilibus preclarisque viris Luneburgensis reipublice moderatoribus“. Darauf folgt die „Prefatio in operis diuisionem“, worin die Autoren angegeben werden, auf welche O. sich stützt. Das erste Buch behandelt in 13 Capiteln das Allgemeine über Musik und die Lehre vom cantus planus. Das zweite Buch ist dedicirt dem „Georgio Bracchio, Musico peritissimo ac Ducalis cantorie Wirtenbergensis ductori primario“ und enthält in 13 Capiteln die Regeln der Mensuralmusik. Das dritte Buch ist dem „Philippo Suro Myltenburgensi Musico argutissimo Sacelli Palatini principis, ac Banarie ducis moderatori precipuo“ gewidmet und behandelt in acht Capiteln die Lehre von den kirchlichen Accenten. Das vierte Buch wird dem „Arnoldo Schlick Musico consumatissimo, ac Palatini Principis Organiste probatissimo“ zugeeignet und enthält in acht Capiteln die Lehre vom Contrapunkt. Am Ende steht: Excussum est hoc opus, ab ipso anthore denuo castigatum recognitumque: Lipsie in edibus Valentini Schumanni, calcographi solertissimi: Mense Nouembri: Anni virginei partus decimi septimi supra sesquimillesimum. Leone decimo Pont. Max. ac Maximiliano innictissimo impe-

ratore orbi terrarum presidentibus. Darunter das Druckerzeichen. Das ganze Buch (Bogen A bis M4 in klein 4°) ist mit gothischen Typen und Notenformen gedruckt und hat demnach ein recht alterthümliches Aussehen. Diese Ausgabe besitzt die königliche Bibliothek in Berlin und die Universitätsbibliothek in Bonn. Eine andere Ausgabe aus dem Jahre 1517, jedenfalls die erste, hat denselben Titel. Es fehlen jedoch die oben gesperrt gedruckten Worte; diese erschien „Mense Januario". Ein Exemplar findet sich auf der Staatsbibliothek in Paris, der Rathsschulbibliothek in Zwickau und der Universitätsbibliothek in Prag. Eine Ausgabe vom Jahre 1519 (Mense Aprili) aus demselben Verlag besitzen die Universitätsbibliotheken in Göttingen und Königsberg und die königliche Bibliothek in Berlin. Eine Ausgabe vom Jahre 1521 soll sich nach Fétis auf der Staatsbibliothek in Paris befinden. Außerdem führt dieser Gelehrte noch folgende Drucke an: Köln 1533 (Bibliothek des Conservatoriums in Paris), 1535 und 1540. Beinahe 100 Jahre nach dem Erscheinen der ersten Auflage veranstaltete ein englischer Musiker Namens Dowland eine Uebersetzung des Micrologus ins Englische unter dem Titel: „Andreas Ornithoparcus his Micrologus, or introduction: containing the art of Singing. Digested into foure Bookes, not onely profitable, but also necessary for all that the art studiosus of Musicke", London 1609, in klein Folio 92 Seiten (British Museum in London). Obwol schon früher in Deutschland gedruckte Compendien erschienen waren, welche die Choral- und Figuralmusik behandeln (Nicol. Wollick, Opus aureum, Köln, Quentell 1501 ff.; Gregor Reisch, De principiis Musicae, Basel 1496; Simon de Quercu, Opusculum musices, Wien, Weißenburger 1509 u. a.), so scheint doch das Büchlein des Ornitoparchus sich einer besonderen Beliebtheit beim musikstudirenden Publicum erfreut zu haben, denn im ersten Jahre seines Erscheinens erlebte dasselbe schon gleich zwei Auflagen. Die knappe Form der Darstellung und der gediegene Inhalt mögen ihm zu dieser Beliebtheit verholfen haben.

Fétis, Biographie universelle des Musiciens. Deuxième édition, tome VI. Paris 1875, p. 377 ss. — Monatshefte für Musikgeschichte X, 54; II, 20 u. 47; VIII, 22; X, 105. — Justus W. Lyra, Pastor in Bevensen bei Lüneburg, Andreas Ornithoparchus und dessen Lehre von den Kirchenaccenten. Nach der Schrift desselben Musicae activae Micrologus. Lipsiae 1517 dargestellt und mit Bemerkungen über die Anwendung der Lehre auf den liturgischen Gesang der lutherischen Kirche begleitet von ... Mit einer lithographirten Beilage. Gütersloh 1877 (VIII u. 57 S.).

Wilh. Bäumker.

Orphal: Wilhelm Christian O., als Verfasser natur- und forstwissenschaftlicher Werke bekannt, stammte aus einer in Waltershausen (Sachsen-Gotha) eingebürgerten Familie und wurde am 5. October 1773 in Zella St. Blasii geboren, wo sein Vater die Stelle eines herzoglichen Amtscommissars bekleidete. Nachdem er seine Vorbildung auf dem Gymnasium in Gotha erhalten hatte, studirte er in Jena die Rechte, widmete sich aber daneben noch eifrig den Naturwissenschaften, zu denen ihn der Einfluß und das Vorbild des von 1784 bis 1801 in Schnepfenthal und Waltershausen lebenden Joh. Matthäus Bechstein angeregt hatte. Nach der Rückkehr von der Hochschule ließ sich O. zunächst als Hofadvocat in Zella nieder, verheirathete sich hier und siedelte 1803 nach Ohrdruf über, wo er als vielbeschäftigter Anwalt bis zu seinem Tode gewirkt hat. Die Muße, welche ihm seine Praxis übrig ließ, verwendete er zu schriftstellerischen Arbeiten in seinem Lieblingsfache. Eine der ersten, das „Ornithologische Handbuch für Forstmänner und Gartenfreunde, oder Naturgeschichte aller Insecten vertilgenden Vögel Deutschlands" (1805), verschaffte ihm die Auszeichnung, zum

Mitgliede der Societät für Forst- und Jagdkunde in Dreißigacker bei Meiningen ernannt zu werden und zudem ein Ehrengeschenk des Herzogs August von Sachsen-Gotha zu erhalten. Neben einigen kleineren Schriften und mehreren Beiträgen im „Allgemeinen Anzeiger der Deutschen“ veröffentlichte er dann noch: „Die Wetterpropheten im Thierreiche, oder Musterung aller Thiere, die eine Witterungsveränderung anzeigen“ (1805); „Die Jägerschule, oder kurzgefaßter, aber gründlicher Unterricht in allen Haupt-, Hülfs- und Nebenwissenschaften, worin der Jäger nach den Erfordernissen der jetzigen Zeit bewandert sein muß“ (3 Bde., 1806—1808); „Musterung aller bisher mit Recht oder Unrecht für giftig gehaltenen Thiere Deutschlands“ (1807); „Der Philosoph im Walde, oder freimüthige Untersuchungen über die Seelenkräfte der sogenannten vernunftlosen Thiere“ (1807); „Anweisung, verschiedene Arten der Vögel zum Nisten in der Stube zu gewöhnen“ (1807); „Das Nützlichste, Wissenswertheste und Unentbehrlichste aus dem weiten Gebiete der Naturgeschichte“ (1. Bdchn., 1808) und „Sind die Thiere bloß sinnliche Geschöpfe, oder sind sie auch mit Fähigkeiten versehen, die eine Seele bei ihnen voraussetzen?“ (1811). O. starb am 6. October 1823 in Ohrdruf, nachdem er am Tage zuvor das 50. Altersjahr erreicht hatte.

Meusel, G. T. — N. Nekr., 1. Jahrg. (1823), S. 908. — A. C. P. Callisen, Medicin. Schriftsteller-Lexikon, 14. Bd., Kopenhagen 1833, S. 178 f. u. 31. Bd. (1843), S. 101. — A. Beck, Ernst II., Herzog zu Sachsen-Gotha u. Altenburg, Gotha 1854, S. 136. — Außerdem gef. Mittheilungen des Pfarrers Theobald Buddeus in Zella. (Geburts- u. Todesdatum in den Quellen unrichtig.) Schumann.

Orsäus: Johannes O., protestantischer Theolog und Dramatiker. Er wurde um 1576 zu Dortmund als Sohn eines Buchhändlers geboren, studirte zu Marburg und schloß sich hier nach seinem eigenem Berichte an den Professor Rudolf Goclenius, den bekannten Verfasser eines Lehrbuchs der Logik, und an die Theologen Winckelmann und Mentzer an. 1601 übernahm er das Rectorat in Stadthagen, wo bald nachher Graf Ernst von Schaumburg ein Gymnasium illustre gründete. 1608 ging er als Pastor nach Rodenberg und starb dort 1626 an der Pest. Historischen Werth für die Localgeschichte besitzt sein lateinisches Epos „Schaumburgias“ in zwei Theilen (1616—17), von litterargeschichtlichem Interesse ist seine über das Durchschnittsmaß nicht hinausragende Verdeutschung von Frischlin's lateinischem Drama „Rebecca“ (1603). O. war befreundet mit dem als Kirchenliederdichter bekannten Superintendenten Josua Stegmann.

C. A. Dollens Vermischte Beiträge zur Geschichte der Grafschaft Schaumburg 2, 63—79 (1754). — Strieder, hessische Gelehrtengeschichte 10, 175 f. — Goedeke, Grundriß [2] 2, 386. J. Bolte.

Ortelius: Abraham O. (auch Oertel und Ortels), Kartograph, Geograph und Archäolog, geb. am 4. April 1527 zu Antwerpen, † ebendaselbst am 28. Juni 1598 an der Wassersucht. Ortelius' Großvater war aus Augsburg eingewandert (in einer Widmung an Jacob Monarius nennt sich O. „Belgo-Germanus“), sein Vater Leonhard O. war ein wohlhabender Kaufmann und auch Abraham war trotz seiner wissenschaftlichen Neigungen gezwungen, sich einige Zeit dem Handelsstande zu widmen und besuchte in jungen Jahren häufig die Frankfurter Messen. Indessen war seine Erziehung von Anfang mehr eine gelehrte als für das Geschäft des Lebens bestimmte. Sein Vater, der selbst lateinisch und griechisch verstand, unterrichtete ihn hierin und außerdem scheint O. in der Mathematik rasche Fortschritte gemacht zu haben. Wir wissen nichts über seine weitere Ausbildung nach dem Tode des Vaters, der schon 1535 stattfand. Erst in vorgerückten Jahren begann O. seine für jene Zeit ausgedehnten

Reisen zu Zwecken des wissenschaftlichen Verkehres und des Studiums. Er bereiste in Gesellschaft des gleich ihm gelehrten Kaufmannes Vivian aus Valenciennes und eines gewissen Scoliers aus Antwerpen 1575 die Mosel- und Rheingegenden bis Mainz, 1577 besuchte er in Gesellschaft eines Verwandten, Emanuel Demetrius aus Antwerpen England und Irland. Italien, das er schon zweimal besucht, bereiste er 1578 zum dritten Mal in Begleitung des Antwerpener Malers Georg Hoffnagl (oder Houvnagl), welcher auch zu den Mitarbeitern am Ortelius'schen Atlas gehört. Nach Antwerpen zurückgekehrt, widmete sich O. mit vermehrtem Eifer seinen geographischen und archäologischen Arbeiten. 1579 und 80 veröffentlichte er Nachträge zum Atlas, die denselben über alle zeitgenössischen Arbeiten ähnlicher Art weit erhoben. Er schrieb den „Thesaurus geographicus", gab einige Werke zur alten Geschichte und Münzkunde heraus und führte in stetem Verkehr mit den Gelehrten der Stadt und des Auslandes, inmitten seiner museenartigen Sammlungen das Leben eines Fürsten der Wissenschaft. „In seinem Hause besaß er, wie der Biograph von 1603 meldet, Bilder, Statuen, griechische und römische Münzen, Muscheln aus Indien und von den Antipoden, Marmor aller Farben. Seine Bücherei war mit Büchern aller Art trefflich ausgestattet, und nicht mit Unrecht würde man sie „omnis politioris litteraturae officinam" genannt haben, nach der wie zu einem Lyceum peripateticum oder einer platonischen Akademie die Besucher von allen Seiten kamen". Aus der Erwägung, daß die Geographie zum Verständniß der Geschichte („Historiae oculus") unentbehrlich sei, ging der „Thesaurus Orbis Terrarum", der erste große Atlas des 16. Jahrhunderts hervor. Bis dahin waren geographische Karten ein Luxus gewesen. In handlicher Form sie dem Gebrauche Vieler zugänglich zu machen, war einer der Zwecke dieser Unternehmung. O. sammelte Karten aller Länder und Zeiten und sein vorgedrucktes Quellenverzeichniß, welches allmählich bis auf 183 Autoren vermehrt, in den posthumen Ausgaben aber nicht über 1595 hinaus fortgeführt wurde, gehört zu den werthvollen Quellen der Geschichte der Kartographie im 16. Jahrhundert. Gute Karten ließ er ohne andere Aenderung, als diejenige, welche die Gleichartigkeit bedingte, nachstechen und gab getreulich ihre Autoren an. Mit minder gutem Material und namenlosen Karten verfuhr er summarischer. Sich selbst erkannte er nur die Rolle des Sammlers und Ordners zu. Unedirte Karten sind öfters benützt. Wo O. aus eigener Erfahrung die Unzuverlässigkeit einer Karte wahrgenommen, verbesserte er sie. Er fand z. B. daß die niederländische Karte das Zurücktreten des Meeres bei Waterfliet (Seeland) nicht verzeichnete und trug nach eigenen Erkundigungen dieses nach. Am meisten änderte er aber durch Einsetzung der alten, besonders der lateinischen Namen. Auf Lesbarkeit der Schrift legte er den größten Werth. Die Arbeit fand schon vor dem Erscheinen das Lob des besten Beurtheilers kartographischer Leistungen jener Zeit, G. Mercator's, der in einem den späteren Ausgaben vorgedruckten Brief d. Duisburg 22. November 1570 die Vorzüge dieses Atlas treffend charakterisirt. Mit Sorgfalt ist der kurze Text behandelt, welcher der Vorderseite jeder Karte vorgedruckt ist und in welchem besonders die wichtigeren Quellen für jedes einzelne Land angegeben werden. O. ist darin so gewissenhaft, daß er z. B. bei Istrien angibt, es sei im allgemeinen nach einer Karte des Lazius bearbeitet, der untere Theil aber nach anderen Quellen. Jede Ausgabe erhält Verbesserungen. Aventins Karte von Baiern in der ersten Ausgabe wird bald durch ein Blatt nach Philipp Apian ersetzt. Aus der ersten Ausgabe ist z. B. die Hirsvogel'sche Karte des Drau- und Saugebietes in die späteren nur mit Entschuldigung wieder aufgenommen, da sie wenigstens theilweise durch eine bessere des Sambucus (Illyricum) ersetzt werden konnte.

Ebenso hat Sambucus eine neue Karte Ungarns zu der älteren hinzugefügt. Die neuesten Publicationen sind jederzeit berücksichtigt. Die Ausgabe von 1575 bringt z. B. bereits Würtemberg nach Gardner's Karte von 1575. In der vermehrten Ausgabe von 1579 sind sehr viele Ortsnamen in den jeder Karte vorgedruckten Beschreibungen verbessert, wie besonders Blatt 25 (Germania inferior) deutlich zeigt. Aus den 70 Karten der verschiedenen Ausgaben die von 1570 bis 1576 erschienen, sind in der verbesserten Ausgabe von 1579 93 geworden, von denen 3 speciell dem O. zuzuschreiben sind, nämlich die Reisen des hl. Paulus, das Römische Reich und Graecia vetus. Die übrigen stellen weitere Theile der neuen Welt, Deutschlands, Frankreichs, der Niederlande und Italiens dar. Unter dem gemeinsamen Titel „Additamentum Theatri Orbis Terrarum“ erschienen für 1580 ohne Angabe des Verlegers mit einer auf den Titel gedruckten Vorbemerkung, welche ihre Herausgabe als eine Erleichterung des Erwerbs der ganzen Sammlung für die Besitzer des ursprünglichen Atlas hervorhebt. Schon 1584 erschien ein weiteres Additamentum mit ähnlicher Vorbemerkung ebenfalls ohne Nennung des Verlegers, aber mit einem Lobgedicht des Nathan Chyträus „In Abrahami Ortelii diligentiam invictam“. Die Titelblätter beider Supplemente enthalten auffallende Versehen in den Kartenverzeichnissen (Hispania Peruviana statt H. nova, Cyprus statt Candia). Auch diese Sammlung enthält 23 neue Karten, darunter Erhard Reich's Karte der Oberpfalz, Caspar Henneberg's Preußen, und von des Ortelius Hand historische Karten des alten Aegypten, Belgium, Italia, das heilige Land u. a. Die letzteren zeigen, wie O. sich immer mehr der historischen Geographie zuwandte und noch mehr erkennt man dies aus den Commentaren der Karten, die bei den historischen mit viel Gelehrsamkeit verfaßt sind. Doch enthalten spätere Ausgaben, u. a. eine Karte von America mit dem Beisatz Ab. O. del. et excud. 1587, eine Karte des stillen Oceans von 1589, einem Antwerpener Patricier gewidmet, auf welcher u. a. Jesuitenmaterial verarbeitet und Neuguinea besser als früher gezeichnet ist, eine Karte von Lothringen, mit A. O. excud., Verkleinerungen der Karte des Artois von Surhon und derjenigen Flanderns von Mercator, dann eine Karte Fessae et Marocchi Regnum. In der posthumen Ausgabe von 1603 befinden sich 38 historische Karten und historische Landschaften, von welchen 29 die Signatur des O. und zwar mit Jahreszahlen von 1584—98 tragen. Die aus dem Todesjahre stammende Karte ist „Argonautica“, für welche Justus Lipsius in einem noch erhaltenen Briefe vom März 1598 dem O. dankt, in dem er aber zugleich dessen Krankheit beklagt. Einige Blätter hat O. überarbeitet, wenige, unter denen Tileman Stella's Palästina zu nennen, sind ganz von fremder Hand. Es ist schwer, die Anfänge und das Fortschreiten dieser bis zu ihrer Zeit unerreichten Sammlung ganz genau der Zeit nach zu bestimmen. Wahrscheinlich sind einzelne Karten für sich in den Handel gebracht und dem Atlas erst später einverleibt worden. Das Privileg des Königs von Spanien ist 1569 und 1579, das des Kaisers Maximilian II. 1575, des K. Rudolf 1576, die Vorrede Ortelius' 1570, Mercator's vorgedruckter Brief 1570 (derselbe durch Druckfehler in der frühesten Ausgabe 1560) datirt. Humfred Lhuyd's Karte von Anglia ist mit 1573 bezeichnet und im Quellenverzeichniß heißt es von dessen Karten: „Hoc nostro Theatro hoc anno 1573 publicata“. Um das Verdienst dieses großen Werkes des O. zu würdigen, muß man sich erinnern, daß dem Bedarfe nach Kartensammlungen bisher nur kleine Atlanten mit wenigen, nach spärlichen Quellen vielfach irrthümlich gezeichneten Karten entgegengekommen waren. Die verbreiteten venetianischen Pergamentatlanten in kl. 4°, Werke wie die des Schweizer und ähnliche oder die Holzschnittkarten in Seb. Münster's Kosmographey dienen nur dem raschen Ueberblick, die Karten der modernen Geographie in den Ptolemäusausgaben stellen nur ein Anhängsel der

immer nach altem Muster wiederholten angeblichen Ptolemäuskarten dar. Werke wie Apian's Baiern und Mercator's Flandern endlich waren zu kostspielig und zu schwer zu erlangen. So schuf denn O. zum ersten Male einen möglichst guten, großen Atlas, der beim Aufsuchen auch kleinerer Orte und bei Wegschätzungen zu benützen war, besonders aber dem historischen Studium dienen sollte. Wir wissen aus Nachrichten der Zeitgenossen, wie die einzelnen Karten sich gerade dafür nützlich zeigten. Guicciardini's Lob des neuen Gedankens, die ganze Welt in einziges Buch zu fassen, war sehr begründet und wurde von Vielen wiederholt. In einem Briefe von Non. Jul. 1587 ermahnt Justus Lipsius seinen gelehrten Freund, indem er ihm für Hispania vetus dankt, nun auch Gallia so auszuführen, wie er Germania schon gegeben, denn er könne diese Karten bei seinen Vorlesungen über Livius und den punischen Krieg so gut brauchen. In den späteren Ausgaben tritt gerade der gelehrte Zweck immer deutlicher hervor, während im Anfang die praktischen Ziele überwogen und auch das geschäftliche Interesse an dem Auflage um Auflage erlebenden kostbaren Werk allem Anschein nach bestimmender gewesen war, als später. In der ersten Ausgabe sind von 70 Karten 57 den einzelnen Ländern des modernen Europa gewidmet, nur 3 sind historische Blätter, in der letzten ist die Zahl der letztern auf 38 gestiegen. Die Gelehrsamkeit hatte früher O. nicht abgehalten, dem praktischen Bedürfniß gerecht zu werden. Indem er als Abtheilungen der Picardie Vermandois, Retelois, Tartenois und Tirascha anführt (auf der Karte von 1579) sagt er: malo his incolarum vernaculis vocabulis uti, quam nova latina facere. Häufig sind Privatmittheilungen aus dem ausgedehnten Verkehre eingestreut, den O. mit Gelehrten seiner Zeit unterhielt. So in der Erläuterung der Karte von Braunschweig und Lüneburg ein Brief des R. Trethag d. 1580 aus Halberstadt über den Rattenfänger von Hameln. Dieser Verkehr war ein lebhafter und O. scheint nicht nur seine humanistischen sondern auch die geistlichen Freunde für die geographischen Zwecke herangezogen zu haben. Zu diesen Freunden gehörte auch der Beschreiber Congo's, Pigafetta, dessen Karte von Congo verkleinert reproducirt ward (1595?). Einzelne Karten sind vorzügliche Arbeiten, welche nicht nur den historischen Werth des Werkes theilen, sondern die noch lange nach ihrem Erscheinen die Worte d'Anville's rechtfertigten: „Dieser Atlas umschließt einige Karten, welche bis heute die Kartographen mit Vortheil hätten benützen können und deren Vernachlässigung das Material, dessen man sich bedienen konnte, lückenhaft bleiben ließ". Daß indessen das Werk nicht ohne Schwächen, ergibt sich schon daraus, daß O. nicht in dem Sinne wie sein Zeitgenosse Mercator selbst Kartograph war. Diese Schwächen liegen zunächst in der Unzulänglichkeit des Materials, dessen Qualität O. nicht in allen Fällen sicher zu beurtheilen vermochte. Besonders wo die Karten sich decken, wie Baiern nach Apian und Tirol nach Lazius, tritt die compilatorische Natur des Werkes unangenehm hervor, denn hier sind die Voralpenregionen um Vieles schlechter gegeben als dort, selbst große Objecte wie die Seen, differiren außerordentlich. Um indessen die Stellung des Ortelius'schen „Theatrum" in der Geschichte der Erdkunde mit Gerechtigkeit zu bestimmen, muß man sich erinnern, daß O. und Mercator zwei verschiedene Seiten der Geographie im 16. Jahrhundert vertreten. Beide schreiten fort, schaffen Neues, Gutes, aber in verschiedenen Richtungen. O. bildet die alte Geographie fort, Mercator hilft den Boden der neuen sichern, der gewonnen werden mußte, nachdem der alte beschränkte Raum der alten Welt und die Welt der Alten verlassen worden war. Des Ortelius' Atlanten sind die dem modernen Bedürfnisse angepaßten wesentlich bereicherten ptolemäischen Kartensammlungen, die des Mercator sind Neuschöpfungen, wie das erweiterte Wissen auf neuer Grundlage sie verlangte. Die Bedeutung, welche Mercator für die Karten-

entwurfslehre hat, darf O. für die Ausbildung der historischen Kartographie und Geographie beanspruchen. Aber wie jeder Fortschritt in der Methode wirksamer und dauerhafter als der Fortschritt in der Anwendung, so ist auch des O. Werk früher veraltet als das des Mercator. Des W. Blaeuw zu beiden Atlanten 1631 herausgegebene Zusätze folgen schon viel mehr den Wegen des Mercator als des O., wiewohl dieser Kartograph beide auf Eine Linie stellt. Bezeichnend für des Ortelius Stellung ist auch, daß er auf das Weltbild und die Karten der neuen Welt viel weniger Aufmerksamkeit verwandte als Mercator. Er gehörte eben geistig mehr als dieser der alten Welt an. Während sein „Novus Orbis“ unverändert durch die Auflagen durchging, brachten die letzten von den 38 historischen Karten, die im „Parergon“ des „Theatrum Orbis Terrarum“ enthalten sind, das Thal Tempe, die antiochische Vorstadt Daphne und den Escurial gleichsam als historische Landschaften, letzteren zugleich als Weltwunder der neuen Zeit. Den Atlanten des O. sind entweder „Synonymia locorum Geographicorum“ oder „Nomenclator Ptolemaicus“, ferner ein Brief von Ortelius' wallisischem Freund Humfred Lhuyd aus Denbigh „De Mona Druidum Insula“ d. 1568 angehängt. Der „Nomenclator“ scheint 1579 zuerst erschienen zu sein und die „Synonymia“ später verdrängt zu haben. Die „Synonymia“ führen auf eine Zusammenstellung zurück, welche Arnold Mylius im Auftrag des O. für die erste Ausgabe des Atlas machte. O. arbeitete sie 1573 um und gab sie 1579 als besonderes Werk heraus. Nach erneuerter Umarbeitung erschien es 1587 als „Thesaurus geographicus“ und ist in dieser Form 1596 noch einmal und in verkleinertem Nachdruck 1611 zu Hanau erschienen. Als „Parergon sive Veteris Geographiae aliquot Tabulae“ erschienen auf Bitten der Freunde dem Theatrum angeschlossen, in dessen letzter Ausgabe die 38 historischen Karten, welche dann später vielfach als besonderes Werk veröffentlicht wurden. Von allen Werken des O. haben diese lexikalischen wohl am längsten der Wissenschaft gedient, auch wenn sie keine Erneuerung erfuhren, wie Joh. Moretus sie dem „Parergon“ in der Ausgabe von 1624 angedeihen ließ. Ein Lexikon der alten Geographie, wie der „Thesaurus“ es bot, wurde im ganzen 17. Jahrhundert nicht herausgegeben. Die „Annotationes des Holstenius“, welche 1666 erschienen, behandeln es als ein vollkommen actuelles Werk, während die Atlanten der neueren Geographie, welche Mercator, Hondius, die Blaeu, Janson u. A. herausgaben, das „Theatrum“ rascher zurückdrängten, welches denn dem Anschein nach sogar ein gelehrter Geograph des 17. Jahrhunderts, wie Becmanus nicht mehr aus Autopsie kannte, da er von ihm sagt: circa finem seculi edidit O. „Theatrum“, librum valde doctum. — 1584 veröffentlichte O. seine mit Johannes Vivianus aus Valenciennes durch einen Theil Belgiens und der Rheinlande bis Frankfurt unternommene antiquarische Reise in Form eines von 1575 datirten Briefes an Gerhard Mercator unter dem Namen „Itinerarium per nonnullas Galliae Belgicae partes“. Zahlreiche Inschriften sind in diesem Werkchen, das u. a. eine Abbildung des Igelsteines und manche Notizen zur alten Geographie Galliens bietet, mitgetheilt. Dasselbe ist eines der charakteristischsten jener Itinerarien, welche in diesem und dem folgenden Jahrhundert in größerer Zahl veröffentlicht wurden und meist mehr der philologisch-archäologischen als geographischen Litteratur angehören. Es wurde zusammen mit Pirkheimer's Descriptio Germaniae 1585 und mit des Hegenitius Itinerarium Frisio-Hollandicum mehrmals im folgenden Jahrhundert neu herausgegeben. — Unter den rein archäologischen und philologischen Arbeiten des O. nennen wir „Deorum, Dearum Capita e veteribus numismatibus“ (1573), eine dem Sambucus gewidmete Auswahl antiker Münzen aus seinen eigenen berühmten nach Guicciardini's Zeugniß von den Zeitgenossen bewunderten Sammlungen und nach Mitthei-

igen der gelehrten Freunde; „Aurei seculi Imago, sive Germanorum veterum a, Mores, Ritus et Religio, Iconibus del. et Commentariis ex utriusque line auctoribus descripta“ (1590), ein mit 10 Stichen nach Galläus geschmückter jer Commentar zu den alten Schriftstellern über Deutschland. Die „Antitates Gallo-Belgicae“, welche 1684 zu Jena erschienen, kann ich blos nach cher anführen. Mit Unrecht ist dem O. auch seines Enkels Jacob Colius ntagma Herbarum Encomiasticum (1606) als posthumes Werk zugeschrieben rden. Es ist eine kleine, unter dem Beifall und vielleicht der Hilfe des O. standene Schrift. Um die Verwirrung zu vermehren hat Rotermund dieses rkchen einem Augsburger Abraham Oertel zugeschrieben. O. soll die niederdische Ausgabe des Theatrum „Theatrum oft Toonneel des aerdbodens“, die 71 bei Van Diest in Antwerpen erschien, selbst besorgt haben. Im folgenden hr erschien im gleichen Verlag auf Befehl und Kosten des Autors eine hochtsche Ausgabe, welche ähnlich wie die anderen fremdsprachigen Ausgaben bis 137 Karten (1593) vermehrt wurde in dem Maße wie die lateinische iginalausgabe sich bereicherte. Zahlreich sind die verkleinerten Ausgaben und Auszüge. Mit Bewilligung des O. veröffentlichte noch zu dessen Lebzeiten Freund Philipp Galläus ein Epitome Theatri Orbis, d. h. eine Taschenausgabe, dann bis tief in das 17. Jahrhundert noch viele folgten, unter denen wir hier diejenige des Levin Hulsius (Frankfurt 1604) nennen wollen. Noch 1697 hien zu Venedig ein Teatro del Mondo di Abram O. — O. wurde von vielen genossen hoch verehrt. Sein Charakter wird als wohlwollend, über kleinen rf, der so häufig die Gelehrtenkreise stürmisch bewegt, erhaben, sein Benehmen fein und gewinnend bezeichnet. Seine Bescheidenheit war so groß, daß er selbst seinem Freunde Sambucus gegenüber als „ingenium exile“ bezeichnet. h religiösen Streitigkeiten war er abgeneigt. Bis an sein Ende war er katholisch und besaß besonders unter den Jesuiten nahe Freunde. Aus schönen Brustbilde, nach Gallaeus trefflich gestochen, das den späteren gaben des „Theatrum“, zuerst der von 1579 vorgedruckt ist, schaut uns ein tes hageres Gesicht von edeln Zügen an, zu dem der Wahlspruch: „Contemno rno, mente, manu“ trefflich paßt. O. wird als hochgewachsen, schlank, hellig geschildert. Er war nicht vermählt und seine gleichfalls unvermählte wester starb zwei Jahre nach ihm. „Quietis cultor, sine lite, uxore, prole“ die Grabschrift, die Justus Lipsius für sein Grab in der Prämonstratenseri verfaßte. 1575 wurde O. von Philipp II., dem das „Theatrum“ gemet ist, zum Geographus Regius ernannt, seine Zeitgenossen aber gaben ihm noch höher klingenden Beinamen des Ptolemäus seines Jahrhunderts. Justus ius widmete ihm seine Schrift De Amphiteatris. — Eine Silbermünze von 8 mit des O. Brustbild bewahrt das Cabinet zu Gotha.

Einleitung der ersten posthumen Ausgabe. — Justi Lipsi Epistolarum enturiae. — Macedo, Sur les travaux géographiques d'Ortelius in Annales es Voyages II, 1808. — J. C. Becmanus, Historia Orbis Terrarum. Sec. l. 1680. — Guicciardini, Descrittione di tutti i paesi bassi. Ed. Plantin. 581. — Lorenzo Crasso, Elogii, 1666. F. Ratzel.

Oertel: Christian Gottfried Oe., kursächsischer Legationskanzelist und atsrechtsschriftsteller. Von seinen zweifellos einfachen Lebensumständen ist wenig bekannt. 1718 zu Wittenberg geboren, besuchte er das dortige r dann die Hochschule und wurde kurz nach Beendigung seiner Rechts-lbst 1742 am Reichstage zu Regensburg als Kanzelist bei der sandtschaft ernannt, an deren Spitze damals der sächsische Con-h. Friedrich Graf Schönberg, später der Appellationsgerichtsrath auf Pohlen stand. O. hatte vermöge seiner Stellung Zutritt

in das Reichstagsarchiv und Gelegenheit zur Einsicht der Reichstagsacten. E
benützte deshalb seine Mußestunden zu staatsrechtlichen Arbeiten; doch schrieb e
keine selbständigen wissenschaftlichen Werke, sondern beschränkte sich darauf, staats
rechtliches Material zu sammeln und geordnet zusammenzustellen. Sein Haupt
werk ist das aus einigen Fortsetzungen bestehende „Reichstags-Diarium" vo
1745—1777 (Regensb. 4°), ein chronologisch-systematisches Sammelwerk mi
Register, worin „zuverlässige Nachricht geliefert wird von gesandtschaftliche
Legitimationen, und von allem was seit 13. Octbr. 1745 sowohl in politische
als Religionsangelegenheiten öffentlich dictirt, ad aedes distribuirt, in Antrag
gebracht oder in Deliberation gestellt worden ist; wie auch was außerdem a
Schriften, so in die Comitialhändel einschlagen, zum Vorschein gekommen" (Vor
bericht vom 2. Januar 1756). — Später veröffentlichte er ein „Vollständige
und zuverlässiges Verzeichniß der Kaiser, Kurfürsten, Fürsten und Stände de
hl. römischen Reiches" (Regensb. 1760. 4°) und ein „Verzeichniß aller Gesandt
schaften auf den Reichstagen von 1662—1760" (ebenda 1762. 4°); sodan
„Sammlung der nöthigsten Actenstücke, die Visitation des kaiserlichen un
Kammergerichts betr." (ebenda 1763—69. 4°), ferner: „Sichere Nachricht vo
der im Jahre 1764 erfolgten Erneuerung der Churvereine" (ebenda 1764. 4°
24 Seiten). — Im Kirchen-Staatsrechte befaßte er sich mit den evangelische
Religionsbeschwerden. Das erste Werk dieser Gattung ist das „Vollständige Re
gister über das ganze corpus gravaminum Evangelic." (Regensb. 1767. Fol.)
worin die bis 1720 erhobenen 137 Beschwerden alphabetisch nach dem Be
schwerdeorte „cum additamentis" aufgezählt sind. Dann erschien gewissermaße
als Fortsetzung das „Repertorium der gesammten Evangelischen Religions
beschwerden, welche beim hochpreißlichen corpore evangelicorum von 1720 bi
1770 angebracht worden sind (Regensb. 1778. Fol.). Endlich von 1771 bi
1775 „Vollständiges corpus gravaminum Evangelic.", ein in 8 Theile zerfallende
Sammelwerk der Religionsbeschwerden, welche arme evangelische Unterthanen katho
lischer Landesherrn an das beim Reiche bestandene corp. Evangelicorum richteten
Die nach der Vorrede beabsichtigte Fortsetzung des in Fachkreisen beifällig au
genommenen Werkes wurde durch den Tod des Verfassers vereitelt. — Die letzt
Arbeit führt den Titel „Sammlung der neuesten Merkwürdigkeiten, welche i
das Teutsche, sowohl allgemeine als besondere Staatsrecht einschlagen" (3 Bde.
Regensb. 1775—1776. 4°). Inhaltlich des „Hauptvorberichtes" liefert da
Werk wichtige Deductiones, Reichs-Hofraths-Conclusa, Kammergerichts-Visitations
decrete, Kammergerichtssentenzen, merkwürdige Responsa juris, auch Recensionen de
brauchbarsten und beliebtesten Bücher und Aehnl. Oertel's Arbeiten sin
zwar verlässig und reichhaltig, trotzdem als ziemlich geistlose Compilatione
wenig in Gebrauch. Ein vollständiges Verzeichniß der staatsrechtlichen Schrifte
findet sich in der Litteratur von Pütter Bd. II. S. 143, welcher Oe. irrthüm
licher Weise als Legations-„Secretarius" bezeichnet. —

S. auch Meusel X, 188 u. 189. — Biogr. univers. s. v.

v. Eisenhart.

Oertel: Eucharius Ferdinand Christian Oe., Theologe, Philolog
und „Hydrologe", 1765—1850. Er wurde als Sohn eines Pfarrers und Sprößling einer durch lange Generationen geistlichen Familie im damals ansbach
schen Dorfe Streitberg am 13. Mai 1765 geboren. Vorbereitet durch den
Unterricht des Vaters kam er nach dessen Tode auf die damals in Ansehen
stehende Fürstenschule in Neustadt an der Aisch und blieb hier, bis er 1785
die Universität Erlangen bezog, um Theologie und Philologie zu studiren.
Schon als Student zog er mit unermüdlichem Fleiße die verschiedensten Gegen
stände in den Bereich seiner Studien; er trieb außer den alten Studien auch

abisch, Englisch, Italienisch und Spanisch und hörte gleichzeitig medicinische ·rlesungen. 1789 zum Dr. phil. promovirt übernahm er zunächst eine Haus·rerstelle im freiherrlich v. Seckendorf'schen Hause in Oberzenn und wurde ann 1795 in die dritte Lehrerstelle am Gymnasium in Ansbach berufen, welche 32 Jahre lang bis zu seiner Emeritirung im J. 1827 verwaltet hat. Er rb am 16. Mai 1850. — Oe. war ein ungemein fruchtbarer Schriftsteller; s Verzeichniß seiner Schriften zählt nicht weniger als 79 Titel zum Theil hrbändiger Werke auf. Am werthvollsten sind einige seiner philologischen beiten, wie die Uebersetzungen des Aeschylos und Euripides, auch die Ab·ıdlungen „De Germanismis linguae latinae apparentibus seu falso suspectis" 96 und 1802); leider verlor er sich aber schon früh in theologische Schrift·erei, in der er, dem nach seinem eigenen Geständniß jede Religion verleidet ·, den plattesten Rationalismus breit trat: „Christologie oder die Resultate der esten Aufklärungen über . . die Gottheit Christi", 2 Bde., 1792; „Philo·ıische Bibelerklärung (Römerbrief)", 1793; „Johannisbriefe und ·Evangelien, ·aismenfrei übersetzt", 1795 x. In den letzten Jahrzehnten seines Lebens ·be er einer der begeistertsten Lobredner der Kaltwasserkuren, glaubte namentlich Cholera mit kaltem Wasser heilen zu können; seine hierauf bezüglichen ·riften, deren jährlich mehrere erschienen, sind werthlos. Ein Verdienst erwarb ich durch die Bearbeitung von Blancardi Lexicon Medico-Chirurgicum,). — Die Selbstbiographie des begabten, aber zerfahrenen Mannes (Prof. Oertel als Theolog, Philolog und Hydrolog. Von ihm selbst geschildert,)) bietet durch ihre Originalität manches Interessante.

Außer der Selbstbiographie N. Nekrolog d. D. 28, 1, S. 338–346, wo h auch ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften findet. R. Hoche.

Oertel: Hieronymus Oe.: s. **Oertl** u. S. 445.

Oertel: Friedrich Wilhelm Philipp Oe. wurde am 15. August 1798 zu ·, im Kreise Simmern der jetzigen Rheinprovinz, geboren. Sein Vater, ·iger daselbst, wurde 1804 als Präsident des Localconsistoriums nach Bacharach en und 1812 als Pfarrer nach Manubach im Kreise St. Goar versetzt, und iesen Orten verlebte der Knabe seine Jugendzeit. Von Jugend auf schwäch·und infolge von Krankheit an dem linken Bein etwas gelähmt, empfing O. Unterricht im elterlichen Hause, theils von seinem Vater, theils von ·ntarlehrern, bis er im 15. Jahre gänzlich der Leitung eines älteren ·ers übergeben ward, der in dem benachbarten Oberdiebach als Pfarrer stand. diesem zur Universität entsendet, studirte Oe. seit dem Herbst 1815 in lberg Theologie. Mit rastlosem Fleiße suchte er hier zunächst die Lücken Vorbildung auszufüllen und empfing darin besonders durch den Lyceal·for Lauter und den Kirchenrath Dr. Schwarz die förderndste Anregung. Beendigung seiner Studien kehrte er zur Unterstützung seines leidenden Vaters Manubach zurück, erhielt hier nach Absolvirung des ersten theologischen ·ns am 15. August 1819 die Weihe zum geistlichen Amte, trotzdem er das ·selbe nach altkirchlicher Sitte festgesetzte Alter von 25 Jahren noch nicht t hatte, ja er wurde, als sein Vater am 19. December 1819 starb, schon ·nuar des folgenden Jahres zum Pfarrverwalter in Manubach bestellt und ·li 1822, nachdem er auch seine zweite Prüfung ehrenvoll bestanden, zum ·hen Pfarrer daselbst ernannt. Sein Amt in der kleinen Gemeinde ließ ·iel freie Stunden und Oe. benutzte dieselben zu ortsgeschichtlichen For·r er später in ein novellistisches Gewand kleidete und dann unter W. Lips in der „Didaskalia", dem Beiblatte des „Frankfurter Abdrucke brachte. Nachmals erschienen sie gesammelt als ·ch-romantische Erzählungen und Geschichten" (III, 1833 bis

1834). Zu Anfang des Jahres 1835 wurde Oe. zum Prediger und Superintendenten nach Sobernheim berufen. Die Uebernahme neuer Pflichten, besonders als Ephorus und Kreisschulinspector, deren Erfüllung sich Oe. mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit unterzog, ließen ihm in den ersten Jahren wenig Zeit zu schriftstellerischer Thätigkeit, so daß außer kleinen Erzählungen und sonstigen Beiträgen zur Didaskalia, zum Rheinischen Taschenbuch und zu den Mannheimer Abendblättern nur die „Bilder aus dem Nahethale" (1837) erschienen, ein Büchlein, das den Kurgästen des eben erblühenden Kreuznacher Bades ein Wegweiser für ihre Ausflüge werden sollte, und worin er mit den Schilderungen der schönsten Punkte des herrlichen Thales die schönen Sagen verknüpfte, die daran hafteten. Erst mit dem Jahre 1845 gab er sich wieder mit erneutem Eifer seiner Lieblingsbeschäftigung hin, verließ aber das bisher von ihm gepflegte Gebiet der Romantik und wandte sich der Volkserzählung zu. Bei den vielfachen Berührungen, in welche ihn sein Amt mit dem Volke brachte hatte er nämlich eingesehen, daß, wer auf das Volksleben einwirken und zur Erhellung seiner dunklen Schattenseiten beitragen wolle, auch für eine veredelnde Volkslectüre sorgen müsse. Die miserablen Kalender, die er als einzige Unterhaltungslectüre in den Häusern der Dorfbewohner fand, erschienen ihm je mehr und mehr als die eigentliche Quelle vieler Uebelstände und beklagenswerther Erscheinungen, von denen er von Amtswegen Notiz nehmen mußte. Er kam daher der Aufforderung des Oberpräsidenten der Rheinprovinz, für diese einen Volkskalender zu schreiben, um so bereitwilliger nach, als seine Volkserzählung „Friedel" (1845), für welche er zum ersten Male sein neues Pseudonym W. O. v. Horn gebrauchte, ungetheilten Beifall und schnelle Verbreitung gefunden hatte. So erschien denn seit 1846 sein bekanntes Volksbuch „Die Spinnstube", das seinen Beruf zum Volksschriftsteller unzweifelhaft festgestellt und seinem Namen in Millionen deutscher Herzen diesseit und jenseit des Oceans ein sicheres, warmes Plätzchen bereitet hat. Da die ersten Jahrgänge der Spinnstube rasch vergriffen waren, so veranstaltete Oe. einen besonderen Abdruck der darin enthaltenen Erzählungen, die unter dem Titel „Des alten Schmiedjakobs Geschichten" (III, 1853—1854) ausgegeben wurden. Daneben begann er seit 1849 die Herausgabe seiner bisher gedruckten „Gesammelten Erzählungen" (XIII, 1850—1859), wovon er dann auch eine billige Volksausgabe unter dem Titel „Rheinische Dorfgeschichten" (IV, 1854) veranstaltete, und seit 1850 die Herausgabe mehrerer kleiner Schriften, wodurch er noch unmittelbarer auf das Volk zu wirken gedachte, so den „Rothpfennig" (1850), worin er durch volksthümliche Auslegung der besten deutschen Sprichwörter ernste Anweisung für die verschiedensten Lebensverhältnisse ertheilte, „Lehrgeld, oder Meister Konrads Erfahrungen im Jungen-, Gesellen- und Meisterstande" (1850) und „Franz Kerndörfer" (1851), beides Schriften, zur äußeren und inneren Hebung des Handwerkerstandes geschrieben, „Hand in Hand, eine Reihe von Geschichten für reich und arm in jedem Stande" (1852), worin er einen Beitrag zur Lösung der socialen Frage geben wollte, u. e. a. Im J. 1852 hatte Oe. zur Kräftigung seiner geschwächten Gesundheit eine Reise nach Tirol unternommen und im Sommer 1853 das Seebad Ostende besucht. Heimgekehrt, wandte er sich einem neuen Unternehmen zu, das ihm von dem Buchhändler Niedner in Wiesbaden vorgeschlagen war, eine Reihe kleiner „Jugend- und Volksschriften" herauszugeben, von denen in jedem Jahre fünf Bändchen erscheinen sollten. Mit diesen Schriften, die von 1853 an in regelmäßiger Folge bis zu seinem Tode erschienen, so daß ihre Zahl auf 75 stieg, hat Oe. ohne Zweifel am eingreifendsten auf die Bildung der Jugend und des Volkes gewirkt. Es sind nicht Erzeugnisse seiner Phantasie, sondern Erzählungen rein thatsächlichen Inhalts, Lebensbilder großer Männer und berühmter

ıuen, Bilder aus der Länder- und Völkerkunde, naturgeschichtliche Schilderungen, › alles in jener anziehenden Form, welche an dem Faden einer kleinen Ge- chte allerlei Perlen der Erkenntniß anzureihen weiß. Alle Jugend- und Volks- :iften stehen auf dem Boden einer wahrhaft christlichen Frömmigkeit, die nso weit vom verwässerten Humanismus wie vom engherzigen Confessionalis- s entfernt ist. Im J. 1858 begründete Oe. eine Monatsschrift „Die Maje. ı Volksblatt für alt und jung im deutschen Vaterlande", die mit dem 8. Jahr- ıg schloß. Die darin enthaltenen Erzählungen erschienen später gesammelt er dem Titel „Aus der Maje" (VI, 1879—1881) und enthalten die vier en Bände die von Oe. verfaßten Erzählungen. Von sonstigen Schriften rtel's sind noch zu erwähnen „Johannes Scherer oder Tonsor, der Wander- rrer" (1857), „Silberblicke" (1859), worin er Züge aus dem Leben edler, gezeichneter Menschen zum Exempel für jung und alt zusammengetragen hat, er Rhein. Geschichten und Sagen seiner Burgen, Abteien, Klöster und Städte" 166). Im J. 1863 war Oe. in den Ruhestand getreten und nach Wiesbaden rgesiedelt; hier starb er plötzlich an einem Gehirnschlage am 14. October 1867.

W. O. v. Horn, ein wahrer Freund des Volkes. Ein Lebensbild, für das deutsche Volk gezeichnet. Wiesbaden 1868.

Brümmer.

Ortenburg: Gabriel Graf v. O. führte in seiner spanischen Heimath, wo zu Argos in Altcastilien geboren wurde, den Namen seiner Familie Sala- nca. Wir wissen nicht, um welche Zeit er zur Welt kam, noch wie er in so ige Beziehungen zu dem Erzherzog Ferdinand, dem jüngeren Bruder Karls V. t. Aber schon in dem Jahre, in welchem Ferdinand, von seinem Bruder dort- ı abgesendet, nach den österreichischen Ländern kam, und zwar seit dem Februar 1521, finden wir Gabriel v. Salamanca als Kanzler von Tirol. s er zwei Jahre später, im März 1523, mit Ferdinand dorthin ging, wurde n das Amt eines Generalschatzmeisters übertragen, als welcher er dann — lleicht nicht ungerechtfertigter Weise — von seinen Gegnern beschuldigt wurde, erst seines eigenen Vortheiles bedacht zu sein. So wie er in Wien in dem ıgwierigen Zwiste der Stände mit dem „alten Regimente", dem sich ein neues ndisches als Opposition entgegenstellte, an die Spitze jener getreten war, lche sich eifrigst bemühten, den aufrührerischen Sinn der Stände zu beugen, bewog er auch in Tirol den größten Theil der Geistlichkeit und des Herren- ndes, auf die kaiserliche Seite zu treten, worauf er den Erzherzog bestimmte, bisherige Regierung von Tirol umzugestalten und den „Hofrath" ins Leben rufen, welcher durch die Vereinigung von sieben neuen Räthen mit vier der :en Regierung entstand. Als Generalschatzmeister erwies er Ferdinand I. fentliche Dienste, weshalb ihm dieser manche Lehen übertrug, so am 28. Juni 23 das Schloß und Dorf Brunstet, welches am 4. Juli desselben Jahres ch den Tod des Grafen Heinrich von Tiernstein erledigt wurde. Am 14. Fe- uar 1523 erhob ihn Karl V., indem er ihn mit den Herrschaften Freienstein ıb Karlsbach belehnte, in den Freiherrnstand, welcher ihm von Ferdinand I. 23. Juni desselben Jahres bestätigt wurde. Am 15. März 1524 erhielt er Grafschaft Ortenburg in Kärnthen und damit den Grafentitel. Von nun an heint er nur mehr als Gabriel Graf v. Ortenburg. Am 4. Januar 1525 rde er auf eigenen Wunsch des Schatzmeisteramtes enthoben, welches nunmehr nns Hofmann bekleidete. Gleichwol scheint O. diese frühere Stellung nur einer [illegible] ren und allgemeineren und noch viel größeren Machtvollkommen- vert[illegible] haben, denn merkwürdiger Weise heißt es in dem betreffenden rete[illegible] n Rewem zu obristem Schatzmeister und Superintendenten r u[illegible] ueter, Einkommen ...." ernannt wurde, „also das der ge-

melte Graf zu Ortenburg nu hinfür unnser obrister Schazmaister und Super Intendent über aller unnsre Erblichen Fürstenthumb unnd Lannde, Einkommen unnd Camergueter sein, und genent werden solle." Er war also nicht mehr Schatzmeister von Tirol, sondern oberster Schatzmeister über alle österreichischen Länder. Erst am 3. Mai 1526 wurde er eigentlich des Schatzmeisteramtes enthoben, und wenn er auch unter demselben Datum einen Expectanzbrief über die Landvogtei in Oberelsaß erhielt, so war es doch mit seiner früher so übermächtigen Stellung nicht nur in Tirol, das ihn in einem Ausschreiben an das Land Niederösterreich einen „erzarianischen Juden" und „stinkenden Ketzer" schalt, sondern in Oesterreich überhaupt zu Ende. An seine Stelle in Tirol trat Bernard v. Cles (s. A. D. B. IV, 324) als Präsident des geheimen Rathes. Trotz dieses Schicksalswechsels finden wir doch O. im J. 1527 auf einer Mission zuerst nach England und dann nach den niederburgundischen Landen, um bei 50,000 Ducaten von Karl V. aufzunehmen. Am 19. Juli 1528 wurde er Hauptmann in Görz, welche Grafschaft er als Pfandgläubiger Ferdinands erwarb. — O. war seit dem 20. Juli 1523 mit Elisabeth, der Tochter des Grafen Bernhard zu Eberstein und Kunigundens, einer geborenen Gräfin zu Sonnenburg, vermählt. Kinder besaß er keine. Er war mit der Familie Hoyos verschwägert; denn ein Baron Johann Baptist de Hoyos hatte Agnes, des Gonzales de Salamanca Tochter, Gabriels de Salamanca Schwester zur Gemahlin. 1544 starb O., und Hanns Hoyos, Hauptmann zu Triest, wurde zum Vertreter seiner Erben bestimmt. Schlitter.

Ortenburg: Joachim Graf v. O., Sohn des Grafen Christian v. O. und Anna's v. Firmian, geb. am 6. Sept. 1530, † am 19. März 1600. Als Stammvater der noch heute im Mannesstamm blühenden Familie O. (Wappen: Aestiger silberner Schrägbalken in Roth; auf dem Helm bald ein Flug, bald ein Köcher, wie der Schild bemalt) gilt Friedrich aus dem Grafengeschlecht von Sponheim oder Spanheim im Hunsrück, dessen Bruder Hartwich 991 zum Erzbischof von Salzburg erhoben wurde. Festbegründet ist die Annahme des Zusammenhanges mit dem pfälzischen Hause nicht, aber ebensowenig die Behauptung Huschberg's, daß Ahnen der O. schon unter den Gaugrafen des Rotachgau's zwischen Inn und Donau nachzuweisen seien (Riezler, Gesch. Baierns, I S. 869). Friedrich gelangte durch Vermählung mit Richiza, der Tochter Herzog Heinrichs II. von Kärnthen, zu großem Grundbesitz in jenem Herzogthum. Sein Sohn Engelbert II., um das Jahr 1080 mit Hedwig, der Tochter Herzog Heinrichs III. von Kärnthen, vermählt, wurde Pfalzgraf von Krainburg und Markgraf von Istrien; er ist der Erbauer der Burg Ortenburg in Kärnthen. Sein Sohn Heinrich, dessen Bruder Hartwich Bischof von Regensburg war, wurde 1127 zum Herzog von Kärnthen erhoben; nach seinem Tode (1130) folgte ihm im Herzogsamt sein jüngster Bruder Engelbert III. Die Söhne des ersten Herzogs von Kärnthen aus ortenburgischem Hause wurden die Stifter einer kärnthnischen und einer bairischen Linie. Der Erstgeborene Ulrich und seine Nachkommen waren im Besitz der herzoglichen Würde und der Grafschaft Ortenburg in Kärnthen. Die Herzogswürde ging aber schon 1269 an Ottokar von Böhmen verloren. Die Grafschaft wurde nach dem Erlöschen der Linie 1421 als heimgefallenes Lehen von Oesterreich eingezogen und trotz des Protestes der bairischen Agnaten an das Haus Cilli verliehen. Die jüngeren Söhne Engilberts III., Engilbert IV. und Rapoto wandten sich nach Baiern, wo sie als Erbe ihrer Großmutter Adelheid von Frontenhausen um Kraiburg am Inn und um Marquartstein im Süden und Westen des Chiemsee's Besitzungen hatten. Engilbert IV., der als Markgraf von Kraiburg, von Marquartstein und von Büren urkundlich auftritt, vermählte sich mit Mathilde

Tochter des Grafen Berengar von Sulzbach, und erbte nach ihrem Tode einen großen Theil der Sulzbachischen Güter. Nach seinem Tode fiel der gesammte Besitz in Baiern an seinen jüngeren Bruder Rapoto. Dieser, ebenfalls mit einer Sulzbacherin, Elisabeth, Tochter Graf Gebhards von Sulzbach, vermählt, erbaute die Burg Ortenburg in der Nähe von Vilshofen. Daß die Familie O. den ältesten bairischen Dynastengeschlechtern gleichgeachtet wurde, beweist die Uebertragung der durch die Aechtung Otto's von Wittelsbach erledigten Pfalzgrafenwürde an Rapoto II. (1209), der selbst durch Heirath mit Mechtild, einer Tochter Herzog Otto's I., mit dem wittelsbachischen Hause verwandt war. In den nächsten Jahrzehnten waren die bairischen Ortenburger häufig in gefährliche Fehden mit den Herzögen von Oesterreich, den Bischöfen von Passau und den Grafen von Bogen verwickelt, aber der Güterbesitz der Familie wuchs durch Heirathen, Kauf und Tausch immer beträchtlicher an; von den vier Erzämtern, womit sich der herzogliche Hof nach dem Muster des königlichen umgab, hatten Mitglieder der Familie sowohl das Truchsessen- als das Marschalkamt inne. Zu großem Reichthum gelangte insbesondere Ezelin, der mit Isabella von Baiern nach Frankreich zog und, von König Karl II. zum Kämmerer ernannt, gleich dem Bruder der Königin, Ludwig im Bart, einen ganzen Schatz von werthvollen Kleinodien erwarb. Auch der erste Obristkämmerer am Münchener Hof war ein O.; 1514 wurde durch die bairische Landschaft der fürstliche Rath Graf Christof von O. verordnet, „auf beider Fürsten (Wilhelm und Ludwig) Leib zu warten und ein Oberer zu sein derer, so zu Irer Gnaden Leib verordnet sind“. Graf Christof, der sich Abrundung seiner Grafschaft besonders eifrig angelegen sein ließ, starb 1551. Nach einem seit Jahrhunderten eingebürgerten Brauch hätte nun die Grafschaft an den Aeltesten des Hauses, den kaiserlichen Rath Grafen Sebastian v. O., übergehen sollen, allein dieser verzichtete zu Gunsten von Christof's Sohn, Joachim, der demnach, erst im 21. Lebensjahre stehend, die Regierung übernahm. Er hatte auf der Hochschule zu Ingolstadt studirt und sich im Lateinischen und Italienischen so vervollkommnet, daß er beide Sprachen „völlig rein und zierlich“ sprechen und schreiben konnte, war dann 1545 nach Italien gegangen und erst nach dem Tode des Vaters in die Heimath zurückgekehrt. Schon der Vater war mit den bairischen Herzogen in Streit gerathen; die Herzoge beanspruchten das Recht, Steuern für die Grafschaft auszuschreiben, sowie ein gewisses Aufsichtsrecht, Graf Christof und nach ihm sein Sohn Joachim vertheidigten energisch die Reichsunmittelbarkeit ihres Territoriums in vollem Umfange. Der Streit wurde verschärft, als Joachim 1563 zur evangelischen Lehre übertrat und in seiner Grafschaft die Reformation einführte. Am 17. October 1563 hielt der lutherische Prediger Johann Friedrich Coelestin die erste lutherische Predigt in der Marienkirche zu Ortenburg; durch ein offenes Patent, „gegeben auf unserm Schloß Alten-Ortenburg, 25. Oktober 1563“ machte Joachim allen Ständen des Reichs seinen Religionswechsel kund. „Ich will aus schuldigem Dank meine Unterthanen eines gleichen Lichtes theilhaftig machen und dem lieben Herrn Jesu Christo in meiner armen geringen, des heiligen Reichs erbfreien Grafschaft ein Türlein öffnen und Oertlein gönnen, darin er mit seinem Evangelio einziehen, hausen und herbergen mög.“ Dieses Patent des Ortenburgers wurde von Herzog Albrecht V. als eine förmliche Herausforderung betrachtet. Ueberdies fanden die lutherischen Predigten in Ortenburg solchen Zulauf, daß darin eine ernste Gefahr für die Erhaltung des alten Glaubens im bairischen Herzogthum erblickt wurde. Joachim wurde also nach München vorgeladen und leistete auch willig Folge. Als ihm aber Kanzler Eck eröffnete, der Herzog könne und wolle kein anderes Bekenntniß als das alte in seinem Herzogthum dulden und ebensowenig eine Reichsunmittelbar-

keit der Grafschaft Ortenburg anerkennen, erhoben Joachim und seine Beistände gegen solche Auffassung energischen Protest. Er sei, erklärte er, nur in seiner Eigenschaft als Landsasse dem Rufe des Herzogs gefolgt, als Reichsgraf aber sei er dem Herzog keine Rechenschaft schuldig und hoffe also nicht weiter behelligt zu werden. Herzog Albrecht wagte auch nicht, den Grafen in München festzuhalten, ließ aber das gräfliche Gebiet durch Reiter und Hackenschützen absperren, um jeden Verkehr mit den bairischen Unterthanen zu verhindern. Bald ging er noch einen Schritt weiter; er versuchte durch offene Gewalt den Widerstand Joachims zu brechen, um „die eiternde Pestbeule im Körper der bairischen Lande um jeden Preis auszuschneiden". Die Grafschaft wurde trotz des Protestes Joachim's durch bairische Mannschaft besetzt und die Oeffnung der Schlösser Alten- und Neuortenburg erzwungen. Nun eilte Graf Joachim nach Speier, um sich des Beistandes der dort versammelten Reichsstände gegen den übermächtigen Gegner zu versichern; er vertrat seine Sache mit ebensoviel Geschick wie Entschlossenheit vor Kaiser und Reich. Allein auch der Herzog hatte inzwischen eine Waffe gefunden, welche sich trefflich wider den Gegner gebrauchen ließ. Nach Einnahme der Burg Mattigkofen stießen die Baiern auf eine Anzahl Briefe des Grafen mit verschiedenen Gesinnungsgenossen in Baiern. Diese wurden sofort wegen Hochverraths in nothpeinliche Untersuchung gezogen. Umsonst verwahrte sich die Gattin Joachim's, Gräfin Ursula, unmittelbar bei Herzog Albrecht gegen den Vorwurf, als habe sie sich nicht immer gegen den Herzog „aller schuldigen Gebühr als ein ehrliebende arme Gräfin zu verhalten sonderbar beflißen und nicht ungehorsamen Trutz und Hitzigkeit, sondern nur geduldiges Befremden geäußert", vergeblich forderten die Verwandten Rückgabe der sequestrirten Güter und Nutzungen. Lange Zeit war auch Kaiser Maximilian, der warmen Antheil am Schicksal des Vertriebenen nahm, vergeblich bemüht, den Herzog zu versöhnen. Erst durch einen Vertrag vom 10. Mai 1566 wurde wenigstens ein provisorischer Vergleich zu Stande gebracht. Der Graf erklärte, er habe weder Conspiration, noch Rebellion oder Sedition im Sinne getragen, und erhielt darauf seine Güter zurück. Vorläufig sollte auch ihm und seinen Unterthanen unbenommen sein, sich zur evangelischen Lehre zu bekennen; in der Frage der Reichsunmittelbarkeit sollte durch das Reichskammergericht Entscheidung gefällt werden. Im Jänner 1568 erschien Joachim wieder auf dem Landtag zu München, ließ jedoch behutsam ins Protokollbuch eintragen, daß er und seine Vettern nur ihrer in Baiern gelegenen Landgüter, nicht der Grafschaft wegen erschienen seien. Auch bei der Hochzeit des Prinzen Wilhelm mit Renata von Lothringen war Graf Joachim als Gast anwesend. Er selbst schritt nach dem Tode seiner Gattin, „um sein ehrlich Haus nit auslöschen zu lassen", 1570 zu zweiter Ehe mit Lucia, Erbschenkin von Limburg, allein die Verbinduug blieb kinderlos. Am 4. März 1573 erfolgte endlich das Urtheil des Reichskammergerichts, welches die Reichsunmittelbarkeit der Grafschaft anerkannte. Darauf wurde die Reformation im ortenburgischen Gebiet vollständig durchgeführt; dies führte aber bald wieder zu Streitigkeiten mit Baiern, und auf's Neue wurde vom Herzog wie von Joachim an den Kaiser appellirt. Maximilian gab dem Herzog durch Urkunde vom 7. April 1574 mit Rücksicht auf die vielen beschwerlichen und langwierigen Handlungen und Irrungen, welche aus dem nachbarlichen Verhältniß erwuchsen, Expectanz auf die Grafschaft für den Fall einer Erledigung, bestätigte aber andrerseits eine — wie Wiguläus Hundt bemerkt — „aus Anregung Grafen Joachims als eines verständigen Herren" beschlossene Erbeinigung, wonach fortan alle Herrschaften und Güter nach dem Recht der Primogenitur bei dem männlichen Namen und Stamm erhalten bleiben sollten. Auch nach dem Tode Albrechts V. dauerten die Streitigkeiten mit Baiern fort:

Herzog Wilhelm V. war in Sachen der Religion nicht nachgiebiger als sein Vater, und weigerte sich, als im Auftrag des Kaisers die vier Kurfürsten von Mainz, Trier, Sachsen und Brandenburg die Klagpunkte untersucht und zu nämlichem Ergebniß wie das Reichskammergericht gelangt waren, das Urtheil anzuerkennen. „Graf Joachim von Orttenburg betreffend", schrieb er am 2. October 1582 an seinen Obristhofmeister Ottheinrich Grafen v. Schwarzenberg, „hören wir gleichwol gern, das er sich die Pflicht zu thun erbeut und zum Creuz zu kriechen ains besser stellen soll, als vorher beschehen; yedoch geben wir dem noch kainen rechten Glauben, bis wir die Werch sehen. Nichts desto weniger wollest mit den andern Reten davon handlen, wie ime weiter ze thun oder die Sach ainest mit ime zur gueter Endschaft ze bringen sein wöll, sonderlich weil man pflegt zu sagen, das das Eisen am besten zu schmieden, weil es noch warm, und sein Erbieten und Vorhaben noch neu ist." Der Herzog fuhr fort, Vorschriften zu geben und Forderungen zu erheben, welche Graf Joachim, wie er in einer Beschwerdeschrift vom 16. November 1588 erklärt, „Ehren-Gewissens und seiner dem hl. Reich verwandter Pflicht halber nit bewilligen" konnte. Da ein glücklicher Ausgang der Unterhandlungen für den Schwächeren immer zweifelhafter wurde, kam Joachim auf den Gedanken, seine Besitzungen dem Herzog zum Kauf anzubieten. Das erste Angebot erschien dem Herzog „nit allein sehr hoch, sondern auch gar general, gemein, dunkel und ungewiß", aber er ließ durch Graf Anton Fugger die Verhandlungen fortsetzen. Der Ortenburger wollte „für Alles und Jedes, darin auch die aufgehobenen Nutzungen begriffen sein sollen, unter 520,000 Gulden nit nehmen"; außerdem sollten die Grafen v. O. ihren Namen behalten, die ortenburgischen Unterthanen, welche sich nicht entschließen könnten, zum Katholicismus überzutreten, mit Hab und Gut auswandern dürfen. Auch ein Austausch der Grafschaft O. gegen die Herrschaft Dobritschau in Mähren wurde ins Auge gefaßt. Die Unterhandlungen zerschlugen sich jedoch, da dem Herzog die Bedingungen nicht annehmbar erschienen. Aufs Neue wurden Denkschriften und Proteste wegen der Landsasseneigenschaft der Ortenburger gewechselt. Graf Joachim erlebte den Ausgang des Streites nicht mehr. Er starb in Nürnberg, wo er sich mit besonderer Vorliebe aufzuhalten pflegte, ohne einen Sieg seines Rechts erreicht zu haben. Am 23. April 1600 brachte der Pfleger von Vilshofen zur Anzeige, daß des Grafen v. O. Leiche von Nürnberg nach Ortenburg durch herzogliches Gebiet gebracht werden sollte, worauf Herzog Maximilian die Landshuter Regierung anwies, dafür Sorge zu tragen, daß die Leiche „sine scandalo und ohne Geleit und sonst viel lutherisch Gepräng" durch den Pflegbezirk geführt werde. Obwohl Joachim sein Leben lang in Händel und Ungemach verstrickt war, betrieb er gelehrte Studien mit großem Eifer und unterhielt insbesondere mit dem bekannten Freunde der Gelehrsamkeit und der Gelehrten, Pfalzgraf Johann von Zweibrücken, lebhaften Briefwechsel über wissenschaftliche Materien. Wigulaeus Hundt von Sulzenmoos rühmt in seinem „Stammenbuch", daß er dem mit ihm befreundeten Grafen viele Aufschlüsse über die bairischen Geschlechter verdanke. Joachim selbst urtheilte bescheiden über sein Wissen. „Dann ich kein Graecus bin", schrieb er an Hundt, „und nur ein schlechter Historicus, aber meine höchste Freid und Lust ist in Historien."

Tangl, die Grafen v. O. in Kärnthen, im Archiv für österr. Gesch., 30. Bd., 203. — Huschberg, Gesch. des herzogl. u. gräfl. Gesammthauses O. — Handschr. der Münchner H. u. St.-Bibl., Cod. germ. 2236, den Auflauf in der Grafschaft O. 1573 betr. — Acta an dem hochlöblichen keyserlichen Cammergericht in causis Gerichtshandlungen zwischen den wohlgebornen Herrn Joachim der eltern Graven zu Ortenburg rc. Clägern an einem und den

Durchleuchtigen Fürsten und Herren weiland Herrn Albrechten, jetzo Herrn Wilhelmen, Pfaltzgraven bey Rhein ꝛc. Gedruckt im Jahr 1585. — Archivalisches Material im k. a. Reichsarchiv und im k. Kreisarchiv München.

Heigel.

Orth: Johann Philipp O., geb. zu Frankfurt a. M. 1698, † daselbst im März 1783. Er promovirte in Halle 1720 als Dr. juris. Gemeinsam mit seiner Gattin Susanna Elisabeth geb. Huth stiftete er 1768 ein Waiseninstitut. Er schrieb: „Nöthig und nützlich erachtete Anmerkungen über die sogenannte erneuerte Reformation der Stadt Frankfurt a. M.", 1731, 4⁰. Dann vier Fortsetzungen davon in vier Bänden, 1742—54 und endlich die Zusätze dazu 1774. „Ausführliche Abhandlung von den berühmten Herren-Reichsmessen, so in der Reichsstadt Frankfurt a. M. jährlich gehalten werden", 1765, 4⁰. Mit Beilage von 85 Urkunden. O. war ein überaus fleißiger und gründlicher Schriftsteller. Das Buch von den Reichsmessen, welches eigentlich zu den „Anmerkungen über die Reformation" gehört, aber wegen zu großen Umfangs selbständig herausgegeben wurde, ist eine noch heut unentbehrliche Schatzkammer zur Kenntniß jener in ihrer Blüthezeit ersten Messe der Welt mit ihren mancherlei culturhistorischen Bezügen. Es sind hier actenmäßig alle die Ausnahmen mitgetheilt, welche die „Meßfreiheit" in das engbegrenzte Leben der Reichsstadt mit sich brachte, und gleichzeitig die Stellen der Autoren ausgehoben, welche von der Bedeutung der Messe handeln. In der That legte die Messe eine weite Bresche in alle Polizeigesetze der Reichsstadt, und absolute Freiheit, nur mit papiernen Schranken umgeben, trat ein in Bezug auf Sanitäts- und Fremdenpolizei. Die Messe gab Anstoß zur Ausbildung des Wechselverkehrs und Münzwesens, hier concentrirte sich der Buch- und Pferdehandel. Kein Wunder, daß dies „Kleinod" der Stadt von anderen Reichsständen streitig gemacht wurde und daß es der äußersten Anstrengungen des Rathes bedurfte, sich die Messen zu erhalten. Das Alles ist gelehrt, aber ungelenk und in selbstgeschaffener Orthographie mitgetheilt. Ohne Beziehung auf die Frankfurter Geschichte sind seine „Merkwürdigen Rechtshändel", 1763—1778, 17 Thle.

A. Kirchner, Geschichte von Frankfurt, 1807, I, S. XLIII ff. — Meusel, Schriftstellerlexikon.

W. Stricker.

Orth: Wigand O., evangelischer Theologe, wurde 1537 zu Wetter in Hessen geboren. Vorbereitet in der Schule seiner Vaterstadt studirte er von 1552 an in Marburg alte Sprachen, sowie, hauptsächlich von Andreas Hyperius angeregt, Theologie. Nach einem kurzen Aufenthalt in Wetter, wo er sich unter der Leitung des späteren Marburger Pädagogiarchen Justus Vultejus mit Ethik und Physik beschäftigte, begab er sich nach Straßburg, um hier unter Hieronymus Zanchius und Petrus Martyr Vermigli seine theologischen Studien fortzusetzen. Mit tiefem Schmerze wohnte er der Abschiedsvorlesung bei, welche Petrus Martyr 1556 vor seinem Scheiden aus Straßburg hielt. Nach Marburg zurückgekehrt erlangte O. 1558 die philosophische Magisterwürde und wurde 1559 Informator Christophs, des Enkels Philipps des Großmüthigen. Auf seinen Wunsch erhielt er 1560 die Professur für hebräische Sprache in Marburg und eröffnete am 2. October seine Lehrthätigkeit mit einer Rede über das Studium und die Wichtigkeit des Hebräischen. Es wird ferner berichtet, daß er im folgenden Jahre, als der Senat den Beschluß gefaßt hatte, daß die Professoren von Zeit zu Zeit „zur Hebung der Sittlichkeit, der Frömmigkeit und des wissenschaftlichen Eifers unter den Studirenden" öffentliche Vorlesungen hielten, 1. Mose 1—4 zum Gegenstand seines Vortrags wählte. 1562 trat er zugleich der theologischen Facultät bei, wurde 1564 zum Ephorus der Stipendiatenanstalt ernannt und erhielt am 15. Mai desselben Jahres auf Betreiben des Landgrafen

Wilhelm zusammen mit den Professoren Lonich und Victor die theologische Doctorwürde. Als Promotor fungirte Schnepf aus Tübingen, ein eifriger Lutheraner. Da sowol Victor wie O. der reformirten Lehre zugethan waren, ohne indeß polemisch für dieselbe einzutreten, so ließ Schnepf die Promovenden vor dem Acte das Bekenntniß ablegen, daß sie besonders in der Lehre von der Erbsünde, der Rechtfertigung, den guten Werken und dem Abendmahle auf dem Boden der Confessio Augustana und der Apologie ständen (Marb. St.-Arch.). — O. wurde durch einen plötzlichen Tod der Universität entrissen. Er starb am 28. April 1566 im Alter von 29 Jahren an der Pest in Goßfelden bei Marburg. Er war ein ausgezeichneter Docent, starb aber zu früh, als daß er eine größere litterarische Thätigkeit hätte entfalten können. Er schrieb: „Theses de conditione et lapsu hominis deque eiusdem per Christum restitutione“, Marb. 1562, 4°, sowie eine selbständig (1564, 4°) und als Anhang zu Hyperius' Methodus Theologiae erschienene Leichenrede auf Hyperius. Endlich besitzen wir von ihm einen Brief vom 13. Juli 1561 an Zanchius (gedruckt in Kuchenbecker's Analecta Hassiaca, Coll. VIII, 1733, S. 427 ff.), in welchem er seinen früheren Lehrer wegen der Anfeindungen, die Zanchius von den Straßburger Lutheranern zu erdulden hatte, tröstet, wie er auch das amtliche Gutachten, in welchem die Marburger Theologen für Zanchius gegen Marbach Partei nahmen, mitunterzeichnet hat (vgl. Heppe, Kirchengeschichte beider Hessen, I. S. 308 f.).

Catalogus Studiosorum Scholae Marpurgensis ed. Julius Caesar, P. II, Marb. 1877. — Joh. Steuber, Oratio secularis in J. G. Estor, Auserlesene kleine Schriften, Bd. I, 2. Ausg., Gießen 1744, S. 626 ff. — Joh. Tilemanni, dicti Schenck, Vitae Professorum Theologiae Marburgensium. Marb. 1727, S. 112 ff. Adolf Link.

Orth: Zacharias O. (Orthus), lateinischer und griechischer Dichter, aus Pommern gebürtig, wurde zur Zeit der Reformation wahrscheinlich zu Stralsund geboren, und besuchte die Schule zu Lübeck unter Brassanus, vielleicht auch zu Greifswald, da er beim Beginn seiner Studien auf der dortigen Universität (5. Mai 1551) als „Zacharias Orth Grypheswaldensis“ immatriculirt ist. Sodann scheint er sich in Neubrandenburg aufgehalten zu haben, da er bei seiner Inscription in Rostock (November 1555) nach dieser Stadt benannt wird. Auf der Mecklenburger Hochschule verlieh ihm der spätere Hospodar der Moldau, Joh. Jakob Herakleides, welcher bei seinen Fahrten durch Deutschland von Kaiser Karl V. in der Würde eines Comes Palatinus bestätigt war (9. October 1556) die Auszeichnung eines poeta laureatus, während ihn die Facultät (18. Mai 1557) zum Magister promovirte, nachdem er schon längere Zeit Vorlesungen über Homer und Ovid gehalten hatte. Seit dem 1. September 1557 setzte er seine Thätigkeit als Dichter sowie als Erklärer der Classiker in Wittenberg fort, wo ihm Melanchthon eine väterliche Freundschaft und Hülfe bei seinen Arbeiten gewährte, welche O. in seinen Poesien mit innigem Danke hervorhebt. Auch schrieb der berühmte Gelehrte zu der von O. gehaltenen Rede über die Dichtkunst, mit welcher derselbe seine Vorlesungen über Homer's Odyssee eröffnete, als letztere 1558 im Druck erschien, die Vorrede, welche dem Herzog Johann Friedrich von Pommern O., als dessen Unterthan (Sundensis), mit Wärme empfiehlt. Diese sowie ein an Herzog Philipp I. gerichtetes Gedicht hatten die Folge, daß O. im September 1559 als Professor der Poesie und Geschichte nach Greifswald berufen wurde. Hier erläuterte er u. a. Virgil's, Ovid's und Cicero's Werke, las eifrig sämmtliche Bücher des Herodot und Thucydides, sowie des Bologneser Historikers Polydorus Vergilius († 1555), und gab 1561 eine Uebersetzung der griechischen Geschichte des byzantinischen Platonikers und Historikers Georgios Gemistios Pletho († 1451) heraus, welche er dem Könige Erich XIV. von

Schweden widmete. Mit dessen Unterstützung begab er sich (11. September 1561) nach Schweden und trat dort mit dem Erzieher des Königs Heinrich Moller sowie den Freiherren Georg und Karl v. Geer in Verbindung, kehrte aber schon im Frühling 1562 nach Stralsund zurück. Hier veranstaltete er eine den Brüdern v. Geer zugeeignete Ausgabe seiner kleineren lateinischen Gedichte, welche u. a. an Melanchthon, Philipp I., Heraklides, H. Moller, Val. v. Eichstedt gerichtet sind, und auch das auf Philipps I. Tod (14. Februar 1560) bezügliche Epicedium enthalten. Auch veröffentlichte er hier das epische Gedicht zum Lobe der Stadt Stralsund in 588 lateinischen Distichen, durch welches er den meisten Ruhm erwarb. Unter dem Namen „Inclytae urbis Stralsundae origo et res gestae" schildert dasselbe, gestützt auf die Vandalia von Alb. Krantz, und dem Zeitgeschmacke gemäß mit mythologischen Personen und Begebenheiten gemischt, die Gründung Stralsunds durch Jaromar I. (1209), dann die Zerstörung durch Lübeck (1249), den Sieg beim Hainholz mit der Gefangennahme des Herzogs Erich von Sachsen-Lauenburg und die Erbauung des Rathhauses durch das von ihm empfangene Lösegeld (1316), den Kampf mit den Seeräubern (1391 92), nebst dem Untergang der dänischen Flotte, unter der Führung von Erich XIII. Gemahlin Philippa von England (1429), und endet mit einer Beschreibung der Stadt, ihrer Teiche und Gärten, sowie der benachbarten Insel Rügen, welche für die Culturgeschichte jener Zeit von Bedeutung ist. Das Gedicht, welches am Schluß auch die Verdienste der vier Bürgermeister Franz Wessel, Nik. Gentzkow, Georg Smiterlow und Joach. Klinkow hervorhebt, wurde dem Stralsunder Rath gewidmet, welcher dem Verfasser ein Ehrengeschenk von 30 Thalern durch Gentzkow (s. A. D. B. VIII, 593) am 29. Januar 1562 überreichen ließ. Nach dieser Zeit begab sich O. aufs neue nach Wittenberg, wo er im Laufe des Jahres 1563 eine Reihe historischer Dichtungen in griechischen Distichen herausgab, welche weniger wegen ihres aus älteren Historikern entnommenen Inhaltes, als wegen seiner gewandten Beherrschung der griechischen Sprache merkwürdig sind. Das erste Epos, dem Herzog Albrecht von Preußen gewidmet, behandelt, nach Cuspinianus († 1529), in 45 Elegien die griechischen Kaiser, von Nicephorus (803) bis zur Einnahme Constantinopels. Daran schließt sich die Geschichte der türkischen Sultane, nach Paul Jovius († 1552), in 12 Gedichten, mit einer Widmung an den späteren Kaiser Maximilian II. Das dritte Epos, dem Heraklides zugeeignet, verherrlicht in 65 Elegien die römischen Kaiser von Julius Cäsar bis Constantin VI. und Irene (782); das vierte, dem Kaiser Ferdinand I. gewidmet, die deutschen Kaiser von Karl d. Gr. bis Ferdinand I. in 42 Elegien, von denen jede, ebenso wie in dem vorigen Epos, mit den Bildern der Kaiser in Holzstich verziert ist. In der Folge (1577) behandelte er noch das Leben von Jul. Cäsar, Augustus und Tiberius, in griechischer Sprache und lateinischer Uebersetzung, in einem der Königin Elisabeth von England gewidmeten Buch, welches auch das Lob berühmter Königinnen enthält. Mit Unterstützung des Herzogs Albrecht von Preußen begann O. nun für mehrere Jahre ein Wanderleben: von Königsberg nach Wien, wo er (1564) von Ferdinand I. und seinem Nachfolger Maximilian II. aufs neue zum Dichter gekrönt wurde und ein Wappen erhielt, dann nach Tübingen, von wo er mehrere Briefe an Herzog Albrecht richtete, und nach Frankreich. Von hier kehrte er nach Preußen zurück und empfing 1567 eine Professur in Königsberg, ging aber (1570) wieder nach Stralsund, dann (1572) nach Italien und (1573) nach Köln und starb schließlich, nach einem Aufenthalt in Stettin, am 2. August 1579 in Barth im Hause des Stadtsecretärs Thomas Müller. Die Mehrzahl seiner Bücher mit Randbemerkungen, u. a. das Lobgedicht auf Stralsund, gelangte an die Bibliothek des dortigen

Gymnasiums, und wurde letzteres nach dem Handexemplar des Verfassers 1831 von Zober wieder herausgegeben.

Schöttgen, Alt. u. Neues Pommerland, 1721, S. 579, der S. 149 auch das gleichfalls zur Verherrlichung Stralsunds verf. lat. Gedicht des Pastors Jakob Lieser zu Steinhagen, „Prodromus exh. Bellum Sundense, 1316“, Rostock 1639, N. A. Stralf. 1715, in 1510 Hex. erwähnt (vgl. Biederstedt, Leb. der Prediger I, S. 72 ff.). — Arnoldt, Hist. der Königsberg. Univ. I, 334. — Rotermund, Forts. v. Jöcher's G.-L. — Banselow, Gel. Pomm. — Zober, Z. Orthus' Lobgedicht a. Stralsund m. s. Leben, 1831; — Briefe des Z. Orthus, 1854. — Kosegarten, Gesch. d. Univ. Gr. I, 205. Pyl.

Oertl: Hieronymus Oe. (Ortelius), Sohn des Syndicus Franz Oe. zu Augsburg, geboren daselbst am 24. December 1524, kam schon in seinem fünfzehnten Jahre an den kaiserlichen Hof und bekleidete späterhin die Stelle eines kaiserlichen Hofprocurators und Notars. Oe. war ein eifriger Verfechter der freien Ausübung der Augsburger Confession in österreichischen Landen. Schon bald nach dem Regierungsantritt Kaiser Rudolfs II. i. J. 1577 war den evangelischen Ständen in Oesterreich die freie Religionsübung untersagt worden und der kaiserliche Statthalter, Erzherzog Ernst, hatte durch ein allgemeines decretum reformationis vom Jahre 1578 den Städten und Märkten die Einstellung des evangelischen Gottesdienstes und die Rückkehr in den Schoß der katholischen Kirche unter Androhung harter Strafe auferlegt. An der durch diese Maßregeln hervorgerufenen Bewegung der Protestanten, welche die fernere Zulassung der Augsburger Confession bezweckte, war Oe. als einer der Urheber und Verfasser der an den Erzherzog Ernst gerichteten Bittschriften betheiligt. Auf kaiserlichen Befehl wurde ihm 1580 zugleich mit Ortolf Eysenhamer und Casp. Huetoffer der Proceß gemacht. Alle drei wurden zum Tode verurtheilt, dann aber zu ewiger Verbannung begnadigt. Oe. ließ sich zu Nürnberg nieder, woselbst er am 14. Mai 1614 starb.

Oe. ist der Verfasser einer seinerzeit viel gelesenen und sehr geschätzten ungarischen Kriegschronik. Sie führte den Titel: „Chronologia oder Historische beschreibung aller Kriegsempörungen vnd belägerungen auch Scharmützeln vnd Schlachten, so in Ober vnd Vnder Vngern auch Sibenbürgen mit dem Türcken von Ao 1395 biß auff gegenwertige Zeitt gedenkhwürdig geschehen 2c.“ Sie behandelte anfangs nur die Zeit bis zum Jahre 1592 in einem „kurzen Tractat“, der „mit sondern fleiß auß vielen glaubwirdigen Authoribus und Historienschreibern“ zusammengetragen war. 1602 erschienen 2 Ausgaben in 3 Theilen bis zu diesem Jahre reichend, für die Jahre 1602 und 1603 kamen 1603 und 1604 besondere Continuationen hinzu, der vierte Theil bis 1607 kam 1613 heraus, zugleich damit noch ein Anhang die Geschichte Kaiser Mathias' von einer Erhebung zum ungarischen König i. J. 1608 bis zu seiner Kaiserwahl und Krönung i. J. 1612 umfassend. Die letzte vermehrte und fortgesetzte Ausgabe veranstaltete 1665 Martin Meyer zu Nürnberg.

Die Anregung zur Abfassung der Ungarischen Kriegschronik ging von Oertl's Schwager, dem bekannten Nürnberger Kupferstecher und Herausgeber des nach ihm benannten Wappenbuchs Joh. Sibmacher aus, von dem auch die beigegebenen Porträts und die Abbildungen der Festungen und Schlachten herrühren. S. hat selbst zunächst Material gesammelt. Im Vorwort zur Ausgabe von 1602 bemerkt er, daß er sich beflissen, das, was ihm „von ansehnlichen wahrhaften Leuthen hohes Standes, auch Privatpersonen“, insbesondere aber von Augenzeugen mitgetheilt worden, von Jahr zu Jahr in eine Ordnung zu bringen. Oe. sagt dann selbst, daß ihm Sibmacher zu dem Werk „vrsach vnd anleitung“ gegeben. Die eigentliche Bearbeitung aber ruhte auch zunächst schon

in Oertl's Hand, wie dies aus einer weiteren Bemerkung desselben zu schließen sein dürfte. Nach Oertl's eigener Darstellung beruht seine Chronik auf den Aufzeichnungen von Augenzeugen und auf „anderer namhafter Personen glaubwürdigen Schriften und Zeugnissen". Aus diesen „etwas weitläufigen" tagebuchartigen Aufzeichnungen hat er indeß, wie er sich ausdrückt, nur das Vornehmste und sozusagen den Kern genommen. Man könnte darnach ein auf tagebuchartige authentische Mittheilungen gestütztes Werk und etwas „Anderes als eine trockene Chronik und kunstlose Compilation von Thatsachen" erwarten. Es ist indeß mit Recht hervorgehoben worden, daß er sich vornehmlich an „die glaubhaften Zeugnisse und Schriften" und nicht allzuviel an die Tagebücher jener „fürnemen Personen" gehalten zu haben scheine. Jene glaubhaften Schriften aber sind nichts anderes, als die über den Türkenkrieg verbreiteten gedruckten Zeitungen und zwar die halbjährigen sowohl als auch die Einzelzeitungen. Hinsichtlich der Frage, was Oe. unter den gedachten Tagebüchern verstanden hat Stauffer mit seiner Vermuthung, daß Oe., dem gebornen Augsburger, die schriftlichen Berichte, welche sich die großen Handelshäuser zusenden ließen, zur Benutzung überlassen worden, und daß man hierbei in erster Linie an die Fugger'schen Relationen zu denken habe, wol das Rechte getroffen. Was den historischen Werth der Oertl'schen Chronik angeht, so gibt sie zwar neben Istvánffys Geschichte des ungarischen Reiches die eingehendste Schilderung der Türkenkämpfe, hat aber trotzdem den in den Zeitungen angehäuften Stoff weder völlig erschöpft, noch auch stets „treu und unverdorben" wiedergegeben. Flüchtigkeiten, Willkürlichkeiten und Mißverständnisse begegnen nicht selten. So vermag er die halbjährigen und Einzelzeitungen, ebensowenig wie die übrigen Chronisten des Türkenkrieges zur Zeit Rudolfs II., zu ersetzen und es hat von ihm zu gelten, was Stauffer über diese überhaupt sagt: Sie „werden in demselben Maße zurückzutreten haben, als die Zeitungen, die gedruckten und die handschriftlichen, aus den Winkeln der Archive und Bibliotheken hervorgesucht und ans Tageslicht gezogen werden." Oe. ist noch als Verfasser einer Reihe von Erbauungsschriften zu nennen, die sich eines nicht unbedeutenden Leserkreises erfreut zu haben scheinen. So das „schön nutzlich Tractetlein, darinnen Erstlicher Gründlicher bericht von den Heiligen Gottes Engeln, Ihrem Vrsprung, Ampt vnd verrichtungen gegen Gott vnnd dem Mennschen . . . Nachmals schön Trostreiche Gebet vnd Dankhsagunge zu Gott für Allerley Geistliche vnd Leibliche Wohlthaten ꝛc. . . . ." Nürnberg 1609. „Schöne Bildnus in Kupfer gestochen der erleuchteten berümbtisten Weiber altes und neues Testaments, mit iren Historien." Nürnberg 1610. „Vita Christi d. i. das Leben vnschuldig Leiden, Heilige Blutvergiessen vnd Heilwirdiger Tode Jesu Christi vnnsers Erlösers vnd Seeligmachers. Mit andechtigen Gebeten vnd in Kupffer gestochenen Figuren gezieret." . . Nürnberg 1611. Ferner findet sich noch angeführt eine „Historie von Erschaffung der Welt". Was die Schreibung des deutschen Namens angeht, so sei bemerkt, daß im Privileg Kaiser Mathias' vom Jahre 1613 — in der Ausgabe von 1615 vorgedruckt — Oertl und auf seinem und seiner Frau Ursula, einer geborenen Pulmännin († 1624), Grabstein auf dem Johanniskirchhof zu Nürnberg Örttl und Örttlin steht, nicht Orttl und Ortlin wie in Dr. Joh. Martin Trechsel, Verneuertes Gedächtnis des Nürnbergischen Johanniskirchhofs S. 162 unrichtig abgedruckt ist.

Will und Nopitsch, Nürnbergisches Gelehrtenlexikon. — Bernhard Raupach, Evangelisches Oesterreich. 1. Bd. Hamburg 1732. — Franz Christ. Khevenhillers Annales Ferdinandei. 1. Bd. Leipzig 1721. — Albrecht Stauffer, Hermann Christoph Graf von Russworm, kaiserlicher Feldmarschall in den Türkenkämpfen unter Rudolf II. München 1884, S 211 ff.

Mummenhoff.

Ortlepp: Ernst O. wurde am 1. August 1800 zu Droyßig bei Zeitz geboren, wo sein Vater Pastor war, der später als Propst nach Schkölen kam und hier verstarb. Von dem Vater vorgebildet, kam der Sohn mit 12 Jahren nach Schulpforta und machte hier so überraschende Fortschritte, daß er es z. B. wagen konnte, Goethe's „Iphigenia“ ins Griechische zu übersetzen. Im J. 1819 verließ er diese Schulanstalt mit den besten Zeugnissen und ging nach Leipzig, um Theologie zu studiren; indessen wandte er sich bald dem Studium der schönen Wissenschaften zu, das er bis 1824 fortsetzte. Dann kehrte er in das Vaterhaus nach Schkölen zurück und beschäftigte sich hier mit litterarischen Studien und poetischen Arbeiten. Seine erste Dichtung, die er veröffentlichte, war ein Drama, zugleich das einzige, das wir von ihm besitzen, „Der Cid. Ein romantisches Trauerspiel, zum Theil nach spanischen Romanzen gedichtet“ (1828). Die Ereignisse des Jahres 1830 führten ihn in das Lager der politischen Dichter, ja O. kann als einer der ersten Dichter bezeichnet werden, welche die Politik in den Kreis der poetischen Betrachtung zogen. Er war 1830 nach Leipzig zurückgegangen und veröffentlichte hier in rascher Folge seine Zeitgedichte „Allgemeines Neujahrsgedicht für die deutsche Nation“ (1831); „Osterlied für Europa“ (1831), „Pfingstlied für Europa“ (1831); „Polenlieder“ (1831); „Polens Sterbelied“ (1831). Sie bekunden ein reiches poetisches Talent, sind zum Theil von echtem Gefühl eingegeben, das der Dichter in beredter und schwunghafter Weise darzustellen weiß, zum Theil aber auch voll schwulstigen Pathos, ja hier und da voller Geschmacklosigkeit. Einmal in dieser Bahn, ließ O. nicht leicht ein historisches Ereigniß vorübergehen, ohne seine Leier ertönen zu lassen. Den Polenliedern folgten „Gustav Adolf. Eine lyrische Phantasie“ (1831); „Der 30. August in Leipzig“ (1831); „Gedicht zum Reformationsfest“ (1831); „Deutschlands Erntefest“ (1832); „Frankreich, Rußland, Deutschland und Polen, oder: Stimmen der Gegenwart“ (1832); „Washington oder: Der große Jubeltag der Freiheit“ (1832); „Goethe's Verklärung (1832); „Todtenkranz für Karl August und Goethe“ (1832); „Der Traum“ (1832); „Landtagslieder für die deutsche Nation“ (1833); „Das Siebengestirn der Kriegshelden. Lebens- und Todtenkränze“ (1833), worin er die hervorragendsten Helden der Kriegsgeschichte in schwunghaften Versen besingt; „Die Cholera. Episch-lyrisches Gedicht“ (1833); „Lyra der Zeit. Eine Sammlung größerer politischer und zeitgenössischer Gedichte“ (1834); „Beethoven. Eine phantastische Charakteristik“ (1836); „Gedicht zum Gutenbergfeste“ (1840). Alle diese Sachen sind sehr verschieden an Werth, wie auch Ortlepp's gesammelte „Gedichte“ (1831) und seine „Belustigungen und Reisen eines Todten, aus Zickzack's nachgelassenen Schriften“ (1834). Wenig Werth haben ferner seine in dieser Zeit entstandenen Romane „Cölestine“ (1833) und „Die Geächteten, oder: Valerio und Isidora“ (II, 1836). Dagegen zeichnet sich „Orlando und Maria, oder das Buch der Liebe. Romantische Dichtung“ (1836) durch gute, mit Glück durchgeführte Erfindung, sowie durch treffliche Schilderung der Leidenschaften aus, und die „Hymne an Gott, und: Das Kreuz oder die Religion. Zwei religiöse Dichtungen“ (1836) entfalteten eine reiche Bilderpracht und wirken zum Theil großartig durch die Gluth der Darstellung, während die „Bilder der Nacht in lyrischem Rahmen“ (1837) Ergüsse einer wilden Phantasie sind, die sich im Grausigen gefällt. Im J. 1836 war O. angeblich „wegen mangelnder Subsistenzmittel“, in der That aber wegen mißfälliger politischer Gesinnungen aus Leipzig ausgewiesen worden. Er wandte sich nach Stuttgart, wo er längere Zeit mit Uebersetzungen (Shakespeare und Byron) und anderen litterarischen Arbeiten beschäftigt war. Hier schloß er sich auch den durch Herwegh's Freiheitslyrik in eine neue Bahn geleiteten demokratisch-politischen Dichtern an und schrieb seine „Lieder eines politischen Tagewächters“ (1843), in denen er freilich zur alltäg-

lichen Phrase herabsank. Im J. 1854 kehrte O. in die Heimath zurück und machte hier den letzten Versuch, die vernachlässigte Theologie wieder aufzunehmen. Der gehoffte Erfolg blieb aus, und so lassen die weiteren Lebensjahre des Dichters nur eine Reihe von Tagen des Jammers, der Entbehrung und der Zerrissenheit blicken. Seine Muse ruhte zwar nicht; doch war sie zur dienenden Magd geworden, die sich selbst nicht entblödete, gereimte Einladungen zu Festlichkeiten für Dorfgastwirthe zu schreiben; sie war durch Noth und Elend zu einer Hochstaplerin herabgesunken, welche den Mitteln für die materiellen Bedürfnisse des Dichters durch Lobgedichte an begüterte Privatpersonen oder Widmungen an fürstliche Personen aufzuhelfen strebte. Während seines wechselnden Aufenthalts in Schkölen, Kamburg und Naumburg entstanden in dieser Zeit „Neue preußische Soldatenlieder“ (1855) und „Klänge aus dem Saalthale“ (1856), von denen nur die letzteren an sein ehemaliges reiches Talent erinnern und manches schöne, tiefgefühlte Lied enthalten, das seiner Sehnsucht nach der Heimath Ausdruck gibt. Dann ging es schnell mit ihm bergab. Unfähig, sich selbst ein geregeltes Fortkommen in der Welt zu ebnen, zerrissen in seinem Innern über ein verfehltes Leben, sank er schließlich zum Lohndichter, ja zum Bettler herab und am 14. Juni 1864 fand man ihn todt im Mühlgraben (Kleine Saale) bei dem Dorfe Almrich: er befand sich auf dem Wege von Naumburg zu seinem unermüdlichen Wohlthäter, Professor Keil in Schulpforta. Ob er den Tod freiwillig gesucht hat, oder ob er verunglückte, ist nicht festgestellt worden.

Jenaische Zeitung vom 21. August 1878. — Prutz, Museum, Jahrg. 1864, S. 379. — Kurz, Geschichte der deutschen Nationallitteratur, Bd. IV, S. 27. Brümmer.

Ortlieb: Joh. Nep. O., Porträtmaler, geb. 1791 zu Großnesselwang, zeigte schon in frühester Jugend entschiedene Neigung zur Kunst, kam aber erst in seinem zwanzigsten Jahre auf die Münchener Akademie, wo er sich zu einem im Porträtfache äußerst tüchtigen Künstler bildete. Seine Leistungen errangen bei Fachgenossen und Laien die ehrendste Anerkennung. Leider gestattete ihm in der letzten Hälfte seines Lebens eine fast ununterbrochene Kränklichkeit keine anstrengende Arbeit, weshalb er sich auch vielfach mit Gemälde-Restauration beschäftigte. Im Frühjahr 1851 empfahlen ihm die Aerzte ein milderes Klima zur Erholung, welche er im südlichen Tirol zu erlangen hoffte, er fand aber schon am 9. Juli 1851 zu Meran den Tod.

Vgl. Raczynski II, 443. — Nagler 1841, X, 384. — Kunstvereins-Bericht für 1851, S. 51. Hyac. Holland.

Ortlob: Johann Christoph O., geb. zu Breslau 1675, Rector der Nicolaischule und Rathsbibliothekar zu Leipzig, † 26. Nov. 1751. (Meusel, Lexik., Bd. X, S. 233.) Seine zahlreichen exegetischen Abhandlungen, welche Meusel a. a. O. aufführt, verrathen eine vorwiegende Neigung, sich mit kleinen Fragen zu beschäftigen, und dieselben im Interesse der altkirchlichen Anschauung vom A. T. zu lösen. Also z. B. weshalb sind dem Adam die Thiere vorgeführt worden (Gen. 2, 19)? Ob deshalb, damit er unter ihnen vergeblich nach einer Genossin suche und dadurch für die Weibesschöpfung vorbereitet werde? — Mit der Schlange ist nicht zugleich der Satan bestraft („serpentem non punitum cum Satana, Gen. 3. 14. 15“, 1708 p. 26 ff.). — Das Kainszeichen war das bloße Gottesurtheil, daß Niemand den Kain tödten dürfe („de signo Caini“ 1701); Kain will in Gen. 4, 13 sagen: „meine Sünde ist größer, als daß ich mein Angesicht erheben dürfte“ („de Caine non desperante“ 1706). In dieser Art ist alles Uebrige. C. Siegfried.

Ortlob: Karl O. wurde am 17. Januar 1628 zu Oels in Schlesien
boren, wo sein Vater kaiserlicher Steuereinnehmer war. Er studierte seit 1647
Wittenberg Theologie, weilte nach Beendigung seiner Studien noch bis zum
hre 1656 als Docent daselbst und schloß sich während dieser Zeit besonders
August Buchner an, durch den er auch schon als Studierender zum Dichten
geregt wurde. Im Februar 1657 wurde O. Pastor und Assessor des Oels-
chen Consistoriums zu Bernstadt, und im Juli desselben Jahres Stadt- und
ɔfprediger, sowie Consistorialrath in seiner Vaterstadt Oels. Im Juni 1669
ırde ihm auch die Oelsnische Superintendentur übertragen, doch legte er im Juli
70 dieses Amt eingetretener Zerwürfnisse wegen, die ihn beim Hofe in Un-
ade brachten, wieder nieder und zog sich in das Privatleben nach Breslau
rück. Hier übernahm er im Juli 1672 das Diaconat an der Elisabethkirche
d verwaltete dasselbe bis zu seinem Tode, am 17. August 1678. — Die
gendlichen Früchte seiner Dichtergabe, in deren Anwendung er nach seinem
genen Bekenntniß Opitz, Buchner (s. A. D. B. III, 425) und Joh.
ter Titz folgte, sind uns aufbewahrt in M. Karl Ortlob's „Siebenmal sieben
istliche Gedanken in gebundener Rede" (1651), während seine späteren Lieder
ter dem Titel „Gottselige Betrachtungen" erschienen sein sollen. Weitere Ver-
itung in Gesangbüchern fanden die Lieder „Gute Nacht, mein Fleisch und
lut", gedichtet, als seine beiden ersten Kinder früh verstorben waren, und
Unser Wandel ist im Himmel, dort ist unser Bürgerrecht".

Koch, Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs, Bd. III, S. 67 ff.
Stuttg. 1867. Brümmer.

Ortloff: Friedrich O., Präsident des Oberappellationsgerichts zu Jena,
urde am 10. October 1797 zu Erlangen geboren. Sein Vater Dr. Johann
ndreas Ortloff hatte sich, aus einer Schuhmacherfamilie stammend und selbst
m Schuhmacher bestimmt, durch seltene Energie eine wissenschaftliche Stellung
worben und wurde Professor der Philosophie zu Erlangen. 1803 siedelte
mit seiner Familie nach Koburg über und wurde daselbst Polizeidirector und
ofrath. Er ist der Verfasser der Schriften: „Das Recht der Handwerker"
. Ausg. Erlangen 1818) und „Corpus juris opificiarii oder Sammlung von
lgemeinen Innungsgesetzen" (2. Aufl. Erlangen 1820). Seine Liebe zur
Wissenschaft und ernste Lebensauffassung übertrug der Vater auf seinen einzigen
ohn Friedrich. Dieser besuchte das Gymnasium zu Koburg von 1809 bis
814, in welchem Jahre er die Universität Jena bezog. Mehr noch als die
uristen Seidensticker und Schweitzer haben dort wohl der Historiker Luden und
r Naturforscher Oken auf ihn eingewirkt. Er setzte seine Studien dann in
öttingen, wo er bei Hugo und Bergmann hörte, und in Erlangen fort, und
suchte stets neben den juristischen auch naturwissenschaftliche Vorlesungen.
816 wurde er zu Erlangen nach Einreichung einer Abhandlung über die
ovelle 118 „Justinians neue Verordnungen über die Intestaterbfolge" u. s. w.
Koburg 1816) zum Doctor der Philosophie promovirt. Dann bestand er das
Staatsexamen und wurde noch im gleichen Jahre Hofadvocat in Koburg.
817 übernahm O. zu seiner advocatorischen Praxis auch die Professur der
Geschichte am Gymnasium Casimirianum. Auf Grund der Dissertation „Com-
mentatio juris romani de thesauris" etc. (Erlangae 1818) erlangte er 1818
zu Erlangen die Würde eines Doctor der Rechte. Rufe als außerordentlicher
Profe[illegible] nach Halle und als ordentlicher Professor nach Königsberg lehnte O.,
[illegible] Landesfürsten zum Herz. Sächs. Hofrath ernannt, ab und übernahm
[illegible] übertragene ordentliche Professur der Rechte an der Landes-
[illegible] Er führte sich in dieselbe ein mit der Schrift „Von den

Handschriften und Ausgaben des salischen Gesetzes" u. s. w. (Koburg und Leipzig 1819) und las über Pandekten, deutsches Privat- und Lehnrecht, Handelsrecht und Kirchenrecht. Bis 1825 war O. auch ein thätiger Mitarbeiter im Schöppenstuhl und verfaßte viele Urtheile. 1826 wurde er zum Rath im Oberappellationsgericht ernannt, schied damit als ordentlicher Professor aus der juristischen Facultät aus, widmete sich jedoch noch bis Ostern 1844 der akademischen Thätigkeit als ordentlicher Honorarprofessor, als welcher er über deutsches Privatrecht und Kirchenrecht las. Seine Vorlesungen wurden nicht sowohl wegen ihrer äußeren Form, die nicht bestechend war, als wegen ihrer wissenschaftlichen Gründlichkeit und Gediegenheit hochgeschätzt. Aus der Thätigkeit für dieselben gingen die „Grundzüge eines Systemes des Teutschen Privatrechts mit Einschluß des Lehnrechts" (Jena 1828), ein Grundriß mit sorgfältigen Litteraturangaben und werthvollen Anmerkungen hervor, der von späteren Lehrbüchern über diesen Gegenstand gründlich ausgebeutet worden ist. Ein Ergebniß sorgsamer Studien der handschriftlichen Ueberlieferung ist die „Sammlung Deutscher Rechtsquellen", deren 1. Band das Rechtsbuch nach Distinctionen nebst einem Eisenacher Rechtsbuch enthielt (Jena 1836), während der 2. Band das Rechtsbuch Johann Purgolds und statutarische Rechte von Gotha und Eisenach mittheilte (1860). Im März 1844 wurde O. „in Berücksichtigung seiner durch langjährige Dienstführung bewiesenen und erprobten Wissenschaftlichkeit, Thätigkeit und Berufstreue" zum Präsidenten des Gesammt-Oberappellationsgerichts zu Jena ernannt. An dem berechtigten Ansehen dieses Gerichtshofes hat O. dadurch, daß er stets in der Mitte der geistigen Arbeit stand und bedeutende und umfangreiche Referate selbst übernahm, einen wesentlichen Antheil gehabt. Ein Zeugniß davon ist das Referat über den Unterrohner Landeshoheitsstreit zwischen S.-Weimar und S.-Meiningen. Dasselbe ist mitgetheilt in „Juristische Abhandlungen und Rechtsfälle von Ortloff, Heimbach, Schüler und Guyet" (2 Bde. Jena 1847—57). Zu dieser Sammlung steuerte O. u. a. noch Aufsätze über den Diffessionseid und über die Vermögensstrafen bei der Ehescheidung bei. Hatte sich O. durch diese und frühere Arbeiten als ein der historischen Richtung angehörender Jurist bewährt, so folgte jetzt eine Reihe von Arbeiten, die ihn in hervorragender Weise an Arbeiten der Gesetzgebung betheiligt und sie mit ebenso scharfem als praktischem Verstand fördernd zeigen. Ein erstes Zeichen seiner Theilnahme an der gesetzgeberischen Aufgabe der neueren Zeit ist seine „Allgemeine deutsche Wechselordnung mit vollständiger Erläuterung nach den Protocollen der zu Leipzig abgehaltenen Conferenz" (Jena 1848). Bedeutsamer ist die unmittelbare praktische Theilnahme, die O. an den Vorarbeiten zu dem in den Thüringischen Ländern von 1850 bis 1870, bez. 1879 geltenden Strafgesetzbuch nebst Strafproceßordnung, sowie an dem königlich sächsischen bürgerlichen Gesetzbuch von 1863 zu nehmen berufen war. Namentlich bei den Arbeiten zu dem letzteren hat O. durchaus eine führende und leitende Stellung eingenommen.

Im J. 1848 erhielt O. von den zum Oberappellationsgericht Jena vereinigten Regierungen den Auftrag, einer Commission zur Ausarbeitung des Entwurfs einer Strafproceßordnung und zur Revision des bisher in mehreren Staaten geltenden sächsischen Criminalgesetzbuchs von 1838 zu präsidiren. Regelmäßige Theilnehmer dieser Commission waren Prof. Guyet aus Jena und Appellationsgerichtsrath Groß aus Hildburghausen, unregelmäßige Geh. Justizrath Kopp aus Gotha, v. Dörnberg und v. Eckendahl. Die Commission hielt vom 4. September bis 2. November 1848 und vom 4. Januar bis 14. März 1849 im Ganzen 94 Sitzungen. Die Revision des Criminalgesetzbuchs sollte mit Rücksicht auf die deutschen Grundrechte erfolgen, der Berathung über eine

Strafproceßordnung lag ein handschriftlicher Entwurf für das Königreich Sachsen zu Grunde. Für einzelne Theile wurden Referate erstattet. Auf Grund der gefaßten Beschlüsse redigirte O. die Entwürfe. Nachdem der Entwurf zur Strafproceßordnung in der Partie der Rechtsmittel noch wesentlich verändert und revidirt worden war, wurden die Entwürfe einer Strafproceßordnung und eines Strafgesetzbuchs für die thüringischen Staaten gedruckt (Jena 1849). Nach nochmaliger Berathung durch eine Conferenz zu Weimar im Frühjahr 1849, der O. gleichfalls präsidirte, besorgte dieser die Redaction und den Druck der Regierungsentwürfe, die dann zu Gesetzen erhoben wurden. Länger und intensiver wurde Ortloff's unermüdliche Arbeitslust und Arbeitskraft in Anspruch genommen durch seine Mitwirkung an der vom 20. Mai 1856 bis 18. Juni 1863 periodisch in Dresden tagenden Conferenz der Abgeordneten Sachsens und der bei dem Oberappellationsgericht zu Jena betheiligten Staaten zur Abfassung des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs und einer bürgerlichen Proceßordnung. Präsident dieser Commission war v. Langenn, Mitglieder waren Held (Referent und Verfasser des ersten Entwurfs des bürgerlichen Gesetzbuchs), Hänel, Marschner, Schneider, v. Criegern, v. König, sämmtlich dem Königreich Sachsen angehörig. Im Auftrage der Regierungen des Gesammt-Oberappellationsgerichts zu Jena schlossen sich obigen an Ortloff, Sintenis und Heerwart, nur eine kürzere Zeit hindurch auch Groß für Sachsen-Meiningen speciell. Held starb am 24. April 1857 und an seine Stelle trat Siebenhaar. Der Gang der Berathungen der Commission war der, daß zunächst die den Entwurf feststellenden Beschlüsse in voller Versammlung gefaßt wurden (Revisions-Commission) und daß dann eine besondere Redactions-Deputation die Beschlüsse redigirte, worauf die volle Versammlung sie endgültig genehmigte. Die sogenannte Revision des als ungenügend befundenen Held'schen Entwurfes gestaltete sich unter Ortloff's Führung zum Schaffen eines im wesentlichen neuen Werkes, sodaß der ursprünglichen Vorlage im wesentlichen nur die Bedeutung einer Materialiensammlung verblieb. Ortloff's Anträge und Redactionsvorschläge erlangten regelmäßig die Zustimmung der Commission und bei wichtigen Theilen des Gesetzbuches wurden von O. ausgearbeitete Fassungsvorschläge, sowie ganze Specialentwürfe der Berathung von vornherein zu Grunde gelegt und im wesentlichen angenommen, so bei den wichtigsten Capiteln des allgemeinen Theils, z. B. der Handlungsfähigkeit, beim Pfandrecht und den Dienstbarkeiten und namentlich beim allgemeinen Theil des Obligationenrechts. Der Referent Held ordnete sich dem Uebergewicht Ortloff's, der besonders an Schneider eine wirksame Unterstützung fand, in vorurtheilsfreier Resignation unter und O. wußte es zu rühmen, wie das Schicksal des ursprünglichen Entwurfes Held's Arbeitskraft nicht ermatten ließ. Mit Recht bezeichnete Groß den Entwurf bis zum allgemeinen Theil des Obligationenrechts als nach Form und Inhalt im wesentlichen Ortloff's Werk. Ganz besonders gilt dies von dem zuletzt genannten Abschnitt des Gesetzbuchs, von dem wichtigen und bedeutsamen allgemeinen Theile des Rechts der Forderungen, der auch in der Praxis als die am sorgfältigsten bearbeitete und gelungenste Partie des bürgerlichen Gesetzbuches allgemein anerkannt worden ist. An dem bei der Berathung zu Grunde gelegten Entwurfe Ortloff's wurde nur wenig geändert und es gelang bei der Vortrefflichkeit der Vorlage, die Berathung dieses Theiles in der kurzen Zeit von kaum einem Monate zu Ende zu führen. Schon vor der Berathung des allgemeinen Theils des Obligationenrechts war von Seiten sächsischer Mitglieder der Commission der Vorschlag gemacht worden, bei der Berathung nicht mehr Ortloff'sche Entwürfe, sondern den Held'schen zu Grunde zu legen. Er wurde indeß von dem Präsidenten der Commission v. Langenn selbst im Hinblick auf die bis-

herigen Resultate der Commissionsarbeit widerlegt und hierauf abgelehnt. Nach dem Eintreten des formgewandten und juristisch schärferen neuen Referenten Siebenhaar gelang es dessen Arbeitskraft jedoch, die gegenüber dem unzureichenden älteren Entwurfe nöthigen neuen Vorlagen für den speciellen Theil des Obligationenrechts, sowie für Familien- und Erbrecht rechtzeitig zu beenden und wurden diese von nun an der Berathung zu Grunde gelegt. Bei der eingehenden Prüfung, sowie der mannigfachen materiellen und redactionellen Umgestaltung auch dieser Theile, die entweder nicht von so principieller Bedeutung wie die früheren Abschnitte waren oder bereits bewährte neuere Gesetze als Grundlage benutzen konnten, stand Ortloff's Wirken nach wie vor im Vordergrund. Die erste Lesung des Entwurfs wurde Ende März 1860, die zweite Ende Mai desselben Jahres beendet. Seit 1865 steht das bürgerliche Gesetzbuch Sachsens in gedeihlicher und von Juristen und Bevölkerung anerkannter Wirksamkeit. In den thüringischen Staaten wurde es jedoch, trotzdem O. warm dafür eintrat, nicht eingeführt, namentlich wegen der Schwierigkeiten, die das Grundbuch- und Hypothekensystem des Gesetzbuches gegenüber dem bisherigen Rechtszustand dieser Staaten mit sich geführt haben würde. Der Heimath vermochte so die langjährige aufopfernde Geistesarbeit Ortloff's nicht zu nützen, im Königreich Sachsen ist ihr großer Antheil an dem geltenden Gesetzbuch nur wenigen Eingeweihten überhaupt bekannt geworden.

Ohne praktisches Ergebniß überhaupt blieben die Berathungen der sächsisch-thüringischen Commission über den von Marschner ausgearbeiteten Entwurf einer Civilproceßordnung. Sie wurden vom 26. Februar 1861 bis zum 18. Juni 1863 zu Dresden abgehalten. O. vertrat diesmal allein die thüringischen Staaten. Auch hierbei sicherten die Schärfe des juristischen Urtheils, die praktische Erfahrung und formales Geschick O. eine leitende Stellung. In edler Bescheidenheit rechnete O. in einem Briefe an die Seinen „diese Arbeiten zu den wichtigsten geschäftlichen Ereignissen seines unbedeutenden Lebens". Am 19. Juli 1866 feierte O. im Kreise seiner Familie zu Jena unter allseitigster Theilnahme sein 50jähriges Dienstjubiläum als praktischer Jurist. Von Weimar wurde er zum wirklichen Geheimerath mit dem Prädicat Excellenz ernannt, während andere thüringische Staaten ihm hohe Orden verliehen.

War O. unzweifelhaft ein bedeutender und scharfsinniger Jurist, so war er nichts weniger als ein einseitiger. Die schon in der Jugend bewährte Neigung für Naturwissenschaften und ganz besonders die für Geschichte begleitete ihn durch sein ganzes Leben. Durch seine „Geschichte der Grumbach'schen Händel" (4 Bde. Jena 1868—70) hat er die letztere Wissenschaft nicht als Dilettant, sondern als unmittelbar aus den Quellen arbeitender gründlicher Gelehrter bereichert. Während angestrengter Thätigkeit in der Gesetzgebungscommission zu Dresden wußte O. auch noch die Zeit für die mühseligsten Studien im königlich sächsischen Hauptstaatsarchiv zu erübrigen, welches für die ganze Arbeit den Hauptstoff lieferte. In der Abenteurergestalt des fränkischen Ritters Wilhelm v. Grumbach mit seinen Beziehungen zu den Bischöfen von Würzburg und den Herzogen von Sachsen spiegelt sich der Geist einer rohen, von Gewaltthätigkeit und Aberglauben bewegten Zeit. Nur mühsam ließen sich die Fäden wirrer Ereignisse und zerfahrener Strebungen verknüpfen und das Gerüste des Actenmaterials ragt überall aus der Darstellung heraus. Aber um ein anmuthig lesbares „Bild aus der deutschen Vergangenheit" war es dem Verfasser nicht zu thun gewesen. Die Forscher in der Geschichte des 16. Jahrhunderts, sowohl der politischen als der Culturgeschichte werden auf lange Zeit hinaus Ortloff's gediegene und ernste Forscherarbeit benutzen und seiner selbstlosen Hingabe und seiner Opferwilligkeit — das Werk wurde auf des Verfassers eigene Kosten

gedruckt — Dank schulden. Den Druck und das Erscheinen der letzten Theile dieses Geschichtswerks sollte sein Verfasser nicht mehr erleben, er starb am 10. October 1868 zu Jena an einer Lungenentzündung. Von seiner Familie überlebten ihn vier Kinder erster Ehe, sowie seine Frau und drei Kinder zweiter Ehe. Zwei seiner Söhne widmeten sich der Rechtswissenschaft, von denen einer, Dr. Hermann Ortloff, früher außerordentlicher Professor der Rechte zu Jena, jetzt Landgerichtsrath zu Weimar, die vom Vater mit seltener Auszeichnung vertretene Disciplin durch zahlreiche Arbeiten förderte, z. B. „Methodologie der Rechts- und Staatswissenschaft" (Braunschweig 1863), „Lehrbuch der Criminalpolizei" (Leipzig 1881), „Die strafbaren Handlungen" (München 1883), „Gerichtliche Redekunst" (2 Thle. Neuwied 1887).

In Allen, die O. kannten, hat die Erinnerung an seinen lauteren und unbestechlichen Wahrheitssinn und seinen geraden und aufrichtigen Charakter dauernd nachgewirkt. Mit Humanität und Milde, mit regem Familiensinn und Freude an Geselligkeit und Kunst paarte sich ein ernster und strenger Zug, dem die Pflichterfüllung das oberste Gesetz des Lebens war. Wie er jeder Beeinflussung seines richterlichen Urtheils von oben unzugänglich war, schloß er sich auch gegenüber den unteren Strömungen der stürmischen achtundvierziger Jahre bei allem patriotischen Sinn und voller Würdigung der constitutionellen Regierungsform ernst und streng ab. Eine von ihm verfaßte Broschüre „Die Agitation in Jena im April 1848" (Jena 1848) kennzeichnete das Treiben untergeordneter Agitatoren mit sarkastischer Schärfe. Der sich regende Unwille scheiterte an der allgemeinen Werthschätzung des Mannes.

Was O. den Lebenden werth machte, die harmonische Vereinigung ernster geistiger Arbeit und dauernden wissenschaftlichen Verdienstes mit einer abgeschlossenen charaktervollen Persönlichkeit wird auch die Erinnerung an ihn über die mit ihm lebende Generation hinaus wach erhalten.

Nekrolog von Hermann Ortloff in den Blättern für Rechtspflege in Thüringen und Anhalt. Bd. 16. K. Schulz.

Ortolf v. Weisseneck, Erzbischof von Salzburg, (seit 1344, † am 12. Aug. 1365). Nachdem er die Dompropstei angetreten, trat bald der Tod seines Vorgängers Heinrich (von Pyrnbrunn, 1338—1343) im August 1343 ein, und der Wahl Ortolfs folgte ohne Schwierigkeit die Bestätigung durch Papst Clemens V. in Avignon (Januar 1344). Seine politische Thätigkeit begann der neue Erzbischof in der Erneuerung der Bündnisse mit dem Hause Habsburg (Herbst 1344). Diese Beziehungen mußten sich kräftigen, als O. mit dem niederbairischen Herzoge Stefan (1357) in eine verwüstende Fehde gerieth, und Herzog Albrecht II. von Oesterreich mit seinem bekannten Geschicke in diplomatischen Dingen den Passauer Frieden zwischen den beiden Streitenden vermittelte. Doch blieb die Kriegsgefahr entfesselt, da der Vasall des Erzbischofs, Eberhard von Thann, als Anhänger Baierns, von seinem geistlichen Lehnsherrn geächtet, demselben, im Vertrauen auf Baiern, Trotz bot. Da trat Herzog Rudolf IV. von Oesterreich, bemüht, eine Liga wider seinen kaiserlichen Schwiegervater Karl IV. zu Stande zu bringen, und zu diesem Zwecke im Winter des J. 1362 (E. Jänner bis Februar) Gast des Erzbischofs, seit (29. Jänner) 1362 ihm eng verbündet, als Schiedsmann ein und bewirkte einen leidlichen Ausgleich zwischen O. und seinem unbotmäßigen Vasallen. Bald trug aber auch der Erzbischof als Bundesgenosse Rudolfs IV. die ganze Last des Krieges mit den bairischen Wittelsbachern, seit Tirols Erwerbung durch die Habsburger (1363) geschworenen Feinden des letzteren. Sie wuchs ihm bald über den Kopf, als die Baiern Mühldorf belagerten, und wiederholt erging sein Hilferuf an den Habsburger, der endlich erschien, und durch seinen Angriff auf Ried (Aug. 1364) den Entsatz Mühldorfs bewirkte. Aber auch der

Papst legte sich ins Mittel, und bedrohte den Erzbischof mit dem Banne, wenn er nicht die Waffen niederlege. So mußte sich O. zum Frieden bequemen. — Aus der inneren Geschichte Salzburgs verdient: die erneute Bergwerksordnung von 1344, die Aufnahme von zwei Judenfamilien in die Stadt „unter allen Rechten und Freiheiten", die sie in Salzburg und an andern Orten im Lande genößen (1346), die das Land (1348) verheerende Seuche, der „schwarze Tod", welche vom Volkswahne zur Judenverfolgung ausgebeutet wurde und die Verbesserung des Münzwesens (1353) durch Bestallung eines Florentiner Münzmeisters — Erwähnung.

(Kleinmayern), Unparteyische Abhandlung von dem Staate des f. E. Salzburg und dessen Grundverfassung (1770). — Th. Zauner, Chronik von Salzburg III. — A. G. Pichler, Salzburgs Landesgeschichte (1865). — Zillner, Salzb. Kulturgeschichte in Umrissen (1871). — Huber, Verein. Tirols mit Oesterreich (1863) und Gesch. Rudolfs IV. von Oesterreich (1865). **Krones.**

Ortolf: Dr. „O. von Bayrlandt oder Beyerlande", Dr. „der erßnei", ein äußerst viel genannter Arzt, dessen volksthümliche medicinische Bücher lateinisch in Menge abgeschrieben und nachher in hochdeutscher und niederdeutscher Bearbeitung viel gedruckt sind, ist seinen Lebensumständen nach fast unbekannt. So kam es, daß er nach den Lübecker Drucken in die zweite Hälfte des 15. Jahrh. gesetzt wurde, auch fälschlich als Ortolf Megenberger, Meienberger (von Megenberg) angeführt ist (wie bei Häser, 2. Aufl.), während er doch nur Konrad von Megenberg (s. A. D. B. XVI, 648) benutzte. Sicher ist, daß er aus Bayern stammte und um 1400 in Würzburg lebte. Er schrieb aus den ihm bekannten Arzneybüchern des Alterthums und Mittelalters das „Arzneybuch" zusammen „von allen gepräßten der Menschen" ꝛc., niederdeutsch „Bók der arstedien van allen krankheyten van ghebreken des mynschen". Das Buch „wo sick en mynsche regeren schal in den XII maentten des jares" scheint nur ein Theil von jenem; dessen letztes Buch „van der natnre der krude" lautet. Außerdem ist von ihm ein Buch erhalten „wie sich schwangere frauen verhalten sollen — ortholffus doctor in der ercznei"; es erschien gedruckt s. l., a. et typ., ist aber wohl nur Uebersetzung aus dem Latein (s. Hain, Nr. 12,117). Lateinische Handschriften sind mehrfach in München, das hochd. „Arzneybuch" erschien s. l., a. et typ. (vielleicht bei Zayner in Augsburg), 1477 in Nürnberg bei Ant. Koberger (O. Hase, Die Koberger, S. 161), 1479—1482 und 1488 bei Ant. Sorg in Augsburg und 1490 bei Hansen Schoppfer in Augsburg (Hain, Nr. 12111—12116). Niederdeutsch bildet das Werk den bedeutendsten Theil des „Promtuarium medicinae — en bok der arstedien", gedruckt zu Lübeck bei Bartholomaeus Gothan, 1484 (Hain 4035, Deecke, S. 8 f.). Noch 1523 wird „Meyster Ortolff" bei der Uroscopie im „Shapherders Kalender", Rostock, L. Dietz, genannt; es ist daher fraglich, wie weit er an dem „Herbarius" oder „Ortus sanitatis" betheiligt ist, der als „Ghenochliche Gharde der Suntheit" 1492 bei Steffan Arndes in Lübeck in argem *Plagiat* gedruckt wurde und als 2. Anhang ein Buch „van allen varwen des waters der Mynschen" führt. (Deecke, S. 17 f.)

J. Zacher, Zu Macer Floridus, in Zeitschr. f. deutsche Phil. XII, S. 349 ff. — H. Häser, Lehrb. der Gesch. der Medic., 3. Bearb. I, S. 818 und 820. — Wackernagel, Gesch. der Deutsch. Litt., 2. Aufl. (E. Martin) I, S. 435. — Ueber den Ortus Sanitatis: E. Meyer, Gesch. der Botanik IV, S. 190. — Gurlt u. Hirsch, Biogr. Lex. der hervorr. Aerzte IV, S. 440. **Krause.**

Ortulf: Magister Ortulphus vollendete am 20. Dec. 1382 die Orgel im Minoritenkloster zu Görlitz. Der Nekrolog nennt ihn berühmt (famosus) im

Orgelbau (in arte organica). Er soll auch das Schnitzwerk am Rathsgestühl gefertigt haben, arbeitete 1377 und in den folgenden Jahren am Neubau des Rathhauses, erhielt namentlich 1378 anderthalb Schock Groschen pro stuba, also da von einer Badestube nicht die Rede sein kann, für eine (durch erwärmte Luft?) heizbare Stube, die sonst „Laube" genannt wird. Vielleicht erhielt er den Lohn für geschnitztes Getäfel.

Script. rer. Lusatic. Neuer Folge 1. Band S. 305 und 342.

Krause.

Ortvinus Gratius: s. **Gratius**, Bd. IX, S. 600.

Ortzen: Iman O. (Ortzenius de Zeeuw), Reformationsprediger im 16. Jahrhundert, dessen Wirksamkeit besonders für die Gemeinde zu Wesel ihre hohe Bedeutung hatte. Im Dorfe Oude-Tonge auf der südholländischen Insel Flakkee 1505 geboren, trat er in den Priesterstand, und übte seine geistlichen Pflichten zu Middelharms, Haag, Deventer, Köln und an anderen Orten vielleicht schon in milderem evangelischen Sinne. Der Heterodoxie verdächtig, verließ er 1531 sein Vaterland, und fand 1538 eine Anstellung als Prediger der Reformirten zu Wesel. Dort wirkte er neben dem wohlbekannten Rector Adolf Clarenbach (s. A. D. B. XVI, 61), unermüdet zehn Jahre in Zwingli's Geiste. Als aber 1548 das Interim verkündet wurde, verweigerte er, wie seine Collegen, die Annahme und wurde seines Dienstes entlassen. Jetzt kehrte er in die Heimath zurück und soll zu Middelburg und an mehreren Orten Zeeland's eine große Thätigkeit für die Sache der Reformation entwickelt haben, bis er 1560 wieder von der Gemeinde Wesel, wo sich die Sachlage geändert hatte, berufen wurde; dort wirkte er fortan bis an seinen Tod am 1. Juni 1571; den vielen Flüchtlingen aus Holland ein treuer Pfleger. Er zeichnete sich wie durch Gelehrsamkeit so durch die Unabhängigkeit seines Charakters aus und muß, wiewohl er keine schriftstellerischen Arbeiten hinterlassen hat, doch unter die kräftigsten Stützen der Reformation gezählt werden.

Vgl. namentlich Wolters, Reformationsgesch. der Stadt Wesel. — C. J. F. Jansen, de Nederl. Hervormden te Wezel in Archief voor Kerkgesch., Bd. V, Bl. 368 ff. und die dort und bei van der Aa und Glasius erwähnten Quellen.

van Slee.

Os oder van Os ist der Name mehrerer niederländischer Buchdrucker aus dem Ende des 15. und dem Anfang des 16. Jahrhunderts. So Treffliches in den Monuments typographiques des Pays-Bas au XV^e siècle von J. W. Holtrop, La Haye 1868, zur Illustration der niederländischen Buchdruckergeschichte und von W. F. A. G. Campbell in den Annales de la typographie Néerlandaise au XV^e siècle, La Haye 1874 (nebst Suppl. 1 und 2, ebd. 1878 und 1884) zur Bibliographie derselben geleistet worden ist, so fehlt es doch bis jetzt noch fast ganz an Untersuchungen über die persönlichen Verhältnisse jener Meister, und so sind wir namentlich auch hinsichtlich der Träger des Namens Os in fraglicher Beziehung lediglich auf das, was ihre Drucke an die Hand geben, angewiesen. Ihren Namen haben dieselben jedenfalls von der Ortschaft Os in der Provinz Nord-Brabant, wo demnach ihre oder ihrer Familie ursprüngliche Heimat zu suchen ist. Als den Ort ihrer nächsten Herkunft aber bezeichnen alle außer Gottfried O., welcher seine Heimath überhaupt nicht angibt, die Stadt Breda in derselben Provinz. Es ist dies der gleiche Ort, aus welchem ein anderer, sehr namhafter Buchdrucker stammte, der in Deventer thätig war und sich schlechtweg Jacob von Breda nannte (s. A. D. B. XIII, 550 ff.). Wenn Nordhoff, Denkwürdigkeiten aus dem Münsterischen Humanismus, 1874, S. 143 annimmt, daß auch dieser Letztere den Namen O. oder van O. geführt

habe, so fehlt es für diese Vermuthung nicht ganz an Anhaltspunkten. Aber zunächst jedenfalls liegt nur die Thatsache vor, daß er selbst sich niemals also nennt und es muß demnach die Entscheidung dieser Frage weiteren Nachforschungen überlassen bleiben. Als nachweisliche Träger des Namens O. bleiben darnach noch vier Buchdrucker, unter welchen der älteste und zugleich der bedeutendste ist:

Peter O. oder, wie er sich ungleich häufiger nennt, Peter van O. Er druckte ausschließlich in Zwolle, der Hauptstadt der jetzigen Provinz Overyssel. Denn wenn einige Bibliographen, darunter auch noch Brunet (vgl. seinen Manuel du libraire, 5. éd., 1861, col. 1572) in ihm den unbekannten Drucker von Hasselt (in derselben Provinz) vermuthen, der sich mit P. B. bezeichnet, was dann = Petrus Bredensis sein müßte, so hat schon Holtrop (im „Sommaire" der 11. Lieferung, S. 2 f.) unter Hinweis auf die Verschiedenheit der Typen, der Druckerzeichen und der gewöhnlichen Benennungsweise, die Unrichtigkeit solcher Annahme nachgewiesen. In Zwolle war Peter van O. wol nicht der erste Drucker — denn es gibt einige Erzeugnisse dortiger Pressen, welche vor den nachweisbaren Anfang seiner Thätigkeit, in das Jahr 1479, fallen, und welche die Bibliographen wegen der abweichenden Form der Typen ihm nicht glauben zuschreiben zu dürfen — aber er war dafür weitaus der rührigste. Dank den Nachforschungen Campbell's kennt man bis jetzt nicht weniger als 74 Drucke von ihm, 47, die ausdrücklich seinen Namen nennen, 27 deren Druckerzeichen oder deren Typen wenigstens auf ihn hinweisen. (Dabei sind vier zweifelhafte nicht gerechnet — Campbell a. a. O. Nr. 701, 1024 und Suppl. 2, N. 432 a. b. — deren Existenz oder Zugehörigkeit zu seiner Presse noch fraglich ist.) Der frühest datirte dieser Drucke fällt ins Jahr 1480, der späteste in das Jahr 1510. Durch diese Jahre wäre denn die Zeit der Thätigkeit Peters begrenzt. Auffallend ist dabei jedoch, daß, wenigstens nach der gewöhnlichen Darstellung, alle seine Drucke bis auf Einen ins 15. Jahrhundert fallen, somit seine Thätigkeit mit dem Jahr 1500 scheinbar in der Hauptsache abschließen und nur noch einmal, 1510, zu ganz kurzer Dauer wieder aufleben soll. Allein es ist zu vermuthen, daß diese Lücke durch eine Anzahl der undatirten Drucke, die jetzt dem 15. Jahrhundert zugewiesen werden, wenn ihr Datum noch festgestellt werden könnte, ausgefüllt würde, wie denn von einem derselben, des Murmellius Enchiridion scholasticorum, bereits nachgewiesen ist, daß er nach 1500 entstanden. Ihrem Inhalt nach betrachtet, bestehen die Drucke unseres Meisters in der Hauptsache aus Werken, die den Bedürfnissen des praktischen Lebens dienen: Lehrbücher der lateinischen Sprache, Schulausgaben von Classikern, Grammatiken, Vocabularien auf der einen Seite, andererseits Predigten und Erbauungsbücher bilden die weit überwiegende Mehrzahl. Als verdienstlich mag es Peter van O. aber angerechnet werden, daß er, zumal bei der letztgenannten Litteratur, holländische Schriften, beziehungsweise Uebersetzungen ins Holländische besonders gepflegt hat. Mehr als ein Dritttheil seiner sämmtlichen Drucke ist in dieser Sprache geschrieben und es ist innerhalb des 15. Jahrhunderts nur Gerhard Leeu in Gouda und Antwerpen, der ihn hierin noch übertroffen hat. Auch auf die Ausschmückung seiner Preßerzeugnisse mit Zierinitialen und Holzschnitten hat dieser Drucker etwas gehalten; es weist z. B. die Ausgabe der Schrift: Dat liden ende die passie ons heren von 1487 53 und eine ähnliche von 1497: Devote ghetiden van leven ende passie Jhesu Christ sogar 82 der letzteren auf. Damit stimmt es ganz, daß wir Peter schon vom Anfang seiner Thätigkeit an im Besitze eines Druckerzeichens finden. Dasselbe kommt in zweierlei Größen und Gestalten vor. Das kleinere besteht aus zwei Schilden, welche an zwei gekreuzten Aesten hängen. Auf dem linken Schilde findet sich das

Wappen der Stadt Zwolle, ein silbernes Kreuz in blauem Felde (hier durch ein weißes Kreuz auf punktirtem Grunde wiedergegeben); der andere trägt das Wappen des Druckers selbst, 5 Schlegel auf schwarzem Grunde, von denen drei mit den Köpfen nach oben, zwei nach unten gerichtet sind. Zwischen beiden Schilden ist ein schwarz gedruckter Stern. Das größere der beiden Signete zeigt in einem Bogenfenster einen knieenden Engel, der vor sich den Wappenschild von Zwolle hält. In den oberen Ecken des das Ganze einrahmenden Oblongums sieht man in kleiner Ausführung rechts noch einmal den Wappenschild von Zwolle, links denjenigen des Druckers (z. Th. erscheinen übrigens diese Schilde auch leer). Diese beiden Druckerzeichen sind abgebildet bei Holtrop a. a. O. Taf. 82 und 83 (nach der auf den Tafeln selbst angebrachten Numerirung, nach der im Text angenommenen Zählung: Taf. 90 und 92); ebenda findet man Taf. 82—84, 110 (90—93) Proben von den in Peters van Os Drucken vorkommenden Holzschnitten und Zierinitialen sowie insbesondere — zusammen mit Taf. 113 (50*) — Facsimiles seiner verschiedenen Typengattungen, die alle gothischen Charakter zeigen. Die Drucke selbst sind kurz zusammengestellt bei Campbell a. a. O., S. 583—586, wozu noch Nr. 1073 (S. 587 irriger Weise Tyman O. zugeschrieben) und aus Suppl. 1 Nr. 250a, 1442a, 1541a, aus Suppl. 2 Nr. 115a, 680a, 1031a, 1502a zu nehmen sind. — Neben Peter van O. sind die andern Träger des Namens nur kurz zu erwähnen. Ihm am nächsten steht

Tyman O.; denn er ist, was mit Unrecht schon bestritten worden ist, sein Sohn. Nennt er sich auch nirgends Petersoen Os van Breda, wie Holtrop a. a. O. S. 92 behauptet, so doch immer — und dies ist ja gleichbedeutend — Tymanus Petri (Peterp)os de Breda. Zu allem hin kommt auf dem unten zu erwähnenden Drucke Tyman's von 1510 ein Signet vor, auf welchem sich neben dem Wappen von Geldern als der Hauptfigur links oben das Wappen von Zütphen, rechts aber des Druckers Schild findet und dieser zeigt in der einen Hälfte eine Lilie, in der andern aber die Schlegel des Peter van O. Auch das andere Druckerzeichen, welches Tyman braucht, erinnert an den letzteren. Es entspricht nämlich dem kleineren Signet desselben ganz genau, nur daß die beiden Schilde an verschlungenen Schnüren hängen, das Wappenschild von Zwolle sich rechts befindet (mit schwarzem Grund) und der Schild des Druckers statt der fünf Schlegel fünf Stäbe (?) aufweist; s. diese Signete nebst Typenproben und einem Holzschnitt, der aber nicht, wie oben Bd. XIII, S. 551 geschieht, auch für eine typographische Marke gehalten werden darf, bei Holtrop a. a. O. Taf. 85 (94). An Drucken des Tyman O. kennt man nur fünf, welche seinen Namen tragen, auf Grund der Identität der Typen werden ihm aber von Campbell innerhalb der Grenzen des 15. Jahrhunderts noch acht weitere zugeschrieben, s. a. a. O. S. 587 (wo aber nach Obigem die Nr. 1073 zu streichen ist). Es sind, wie bei seinem Vater, der Mehrzahl nach Schul- und Erbauungsbücher. Nur einer der Drucke Tyman's hat ein Datum, des Robert von Cöln Tractat: Die costelike scat der geesteliker rijckdom, in welchem außer dem Drucker als Ort des Erscheinens Zütphen, als Druckjahr 1518 (nicht wie Holtrop sagt, 1517), genannt wird. Wir sehen somit, daß Meister Tyman um genannte Zeit an einem andern Ort als sein Vater thätig war; doch muß er vorher auch in Zwolle gedruckt haben, da mehrere Erzeugnisse seiner Presse das oben erwähnte Signet mit dem Wappen dieser Stadt tragen. Gewöhnlich nimmt man an, daß seine Thätigkeit in Zwolle in die Jahre 1497—1500 falle, und daß er bald nach diesem Jahre fortgezogen sei. So viel wir sehen, ist aber auch die Annahme nicht ausgeschlossen — was nachzuweisen hier zu weit führen würde —, daß er erst später, etwa als sein Vater

aufhörte, in Zwolle zu drucken begonnen hat, in welchem Fall dann auch die große Lücke in seiner Thätigkeit — zwischen 1500 und 1518 kennt man ja nach der gewöhnlichen Annahme keinen Druck von ihm — wegfallen würde.

Aelter als Tyman O., ein Zeitgenosse von dessen Vater ist Gottfried O. in Gouda, einer Stadt in der Provinz Südholland. Dieser Drucker ist bis vor wenigen Jahrzehnten völlig unbekannt gewesen (auch Panzer und Hain wissen nichts von ihm). Denn sein Name kommt nur auf Einem Druck vor, dem Opusculum quintupertitum grammaticale (oder Exercitium puerorum) von 1486, das wol schon von Maittaire u. a. erwähnt wurde, aber ohne daß die Schlußschrift Beachtung fand, bis Holtrop durch Henry Bradshaw, Bibliothekar in Cambridge, darauf aufmerksam geworden, diesen Drucker eigentlich neu entdeckt hat. Seitdem hat man noch 8 oder nach Abzug von 3 zweifelhaften noch 5 weitere undatirte Drucke gefunden, deren Typen auf Gottfried O's' Presse hinweisen. Sie alle werden in die Jahre 1486—1489 gesetzt; s. Campbell a. a. O. S. 582 f. Darnach war er jedenfalls nicht der erste Drucker in Gouda, da vor 1486 wenn nicht von Andern, so doch von Gerhard Leeu (seit 1477) dort eine Presse unterhalten wurde. Ob Gottfried O. mit seinen Namensvettern in Zwolle zusammenhängt, ist ungewiß. Die Gemeinsamkeit des Berufs macht es wahrscheinlich; möglich, daß er ein Bruder Peters war.

Noch ist Gregor O. in Münster in Westfalen zu nennen. Bei ihm ist der Zusammenhang mit den Zwoller Buchdruckern, wenn auch noch nicht näher bestimmt, so doch unzweifelhaft, denn er nennt sich ausdrücklich wie jene Os van Breda. Wir kennen nur Einen Druck von ihm, welcher seinen Namen trägt; es ist des Augustinus Datus isagogicus libellus in eloquentiae praecepta, dem ein adnotamentorum libellus von Murmellius angehängt ist. Da der Letzteren Schrift von 1507 datirt ist, und wie Reichling, Joh. Murmellius 1880, S. 143 sagt, schon 1509 citirt wird, so kann der ohne Angabe des Jahrs erschienene Druck nicht erst in das Jahr 1512, er wird vielmehr schon in das J. 1507 fallen und es ist darnach Gregor nicht als der Dritte, sondern als der Zweite in der Reihe der Münsterschen Typographen zu zählen. Außer dem genannten Drucke scheint es noch weitere von Gregor O. zu geben und es muß noch weitere geben, wenn die Behauptung Nordhoff's in den Denkwürdigkeiten aus dem Münsterischen Humanismus, S. 143 richtig ist, wornach seine Thätigkeit erst 1515 erloschen. Doch ist es uns nicht gelungen, Genaueres festzustellen. Nordhoff, der unter dem Titel: Altmünsterische Drucke in der vom Verein für Geschichte u. s. w. Westfalens herausgegebenen Zeitschrift für vaterländische Geschichte XXXIV, 1876, S. 149 ff. eine Ergänzung zu Niesert gibt führt außer obigem Drucke keine andern an.

Steiff.

Osann: Emil O., Arzt, Bruder des Philologen und Archäologen Friedrich Gotthilf O. (s. u.) und Neffe und Schwiegersohn von C. W. Hufeland, ist am 25. Mai 1787 in Weimar geboren. Nach Beendigung seiner medicinischen Studien in Jena und Göttingen, promovirte er im Jahre 1809 an der letztgenannten Universität nach Vertheidigung seiner „Dissertatio sistens saturni usum medicum maxime internum“ und ließ sich, nachdem er in Preußen die ärztliche Staatsprüfung abgelegt hatte, als praktischer Arzt in Berlin nieder. Auf Veranlassung von Hufeland trat er in das von diesem neu begründete und geleitete poliklinische Institut als Assistenzarzt ein; 1814 wurde ihm eine außerordentliche Professur an der medicinisch-chirurgischen Militärakademie übertragen, im Jahre darauf habilitirte er sich als Privatdocent an der Universität, wurde 1818 zum außerordentlichen, 1826 zum ordentlichen Professor für Heilmittellehre

1833 zum Director des poliklinischen Institutes ernannt, welches er bis in gemeinschaftlich mit Hufeland geleitet hatte. In diesen Stellungen hat bis zu seinem am 11. Januar 1842 erfolgten Tode gewirkt. — O. war, sein Biograph sagt, ein edler Mensch in der vollsten Bedeutung des Wortes; erfreute sich einer ausgebreiteten Praxis in den höheren Gesellschaftskreisen, im sich aber mit gleicher aufopfernder Liebe der armen Kranken an und war, feiner Gattin unterstützt, stets bemüht, menschliches Elend nach Kräften zu dern. Die Theilnahme, welche sich bei seinem unerwarteten Tode unter allen inden der Berliner Bevölkerung aussprach, zeugte unzweideutig von der allgeinen Liebe, welche er sich in derselben erworben hatte. — Von Hufeland geregt, hat O. seine wissenschaftliche Thätigkeit vorzugsweise dem Studium der ilquellenlehre zugewendet; die Resultate seiner Forschungen hat er zuerst in er Reihe von Artikeln in Hufeland's Journal der Heilkunde und in einzelnen onographieen niedergelegt, darunter namentlich eine Arbeit über „Die Minequellen zu Kaiser Franzensbad bei Eger" (1822, in 2. verm. Aufl. 1828), welche ihm vom Kaiser von Oesterreich die große goldene Ehrenmedaille liehen worden war. Dann erschien sein Hauptwerk „Physikalisch-medicinische rstellung der bekannten Heilquellen der vorzüglichsten Länder Europas", die te vollständige Schrift über Balneologie, wie sie keine andere Nation zu jener it aufzuweisen hatte; die ersten beiden Bände (1829, 1832, in 2. Aufl. 1839, 41) enthalten die Bäder Deutschlands, die Bearbeitung des 3. Bandes, in welm die Heilquellen außerhalb Deutschlands behandelt werden sollten, und für den bereits ein großes Material gesammelt hatte, ist ihm nicht vergönnt gewesen, ihn zuvor der Tod ereilte. — Ferner hat O. in Gemeinschaft mit Hufeland ei Jahresberichte über die Leistungen des poliklinischen Instituts, die Jahre 20—29 umfassend (Berlin 1823, 1826, 1830 erschienen, auch in Hufeland's urnal für Heilkunde abgedruckt) herausgegeben, zahlreiche Beiträge zu dem n der medicinischen Facultät zu Berlin veröffentlichten encyclopädischen Wörbuche der medicinischen Wissenschaften geliefert, und sich seit dem Jahre 1821 der Herausgabe des Hufeland'schen Journals betheiligt, vom Jahre 1837 (nach Hufeland's Tode) dasselbe allein redigirt.

Nekrolog in Augsb. allg. Ztg. 1842, Beil. Nr. 53, auch abgedruckt in Neue medic.-chirurg. Zeitung 1842, Nr. 35, S. 156—60. — Ein vollständiges Verzeichniß der Schriften von O. findet sich in Callisen, med. Schriftsteller-Lexikon, Bd. XIV, S. 184—192 und Bd. XXXI, S. 102—3.

A. Hirsch.

Osann: Friedrich Gotthilf O., Philologe, 1794—1858. Er wurde Weimar als der Sohn des herz. Reg.-Rathes Friedr. Heinr. O. am 22. August 794 geboren; seine Mutter war eine geborene Hufeland, eine Schwester des berühmten Berliner Arztes. Den ersten Unterricht erhielt er durch Hauslehrer, itweilig in Berlin im Hause des Oheims mit den Kindern desselben durch deren ehrer Luden, den späteren Jenenser Professor der Geschichte; später besuchte er as Gymnasium in Weimar, wo u. A. Franz Passow, Heinrich Voß und Joannes Schulze seine Lehrer waren. Vornehmlich scheint aber der Director Ch. udw. Lenz auf ihn gewirkt zu haben; seiner Anregung verdankte er namentlich ie Einführung zu Plautus, in den er sich schon als Schüler einarbeitete. Ostern 813 bezog O. die Landesuniversität in Jena, um ausschließlich Philologie zu tudiren; sein Wunsch, am Kampfe gegen Napoleon theilnehmen zu können, ging icht in Erfüllung. Er trat zwar in eine in Jena gebildete freiwillige Reiterbtheilung [illegible] erhielt einige militärische Ausbildung, kam aber nicht ins Feld. Ostern 181[illegible] nach Berlin, um F. A. Wolf und Boeckh zu hören, fand in diesen [illegible] Aufnahme und wohlwollende Förderung und namentlich

auch im Hufeland'schen Hause den bildendsten und anregendsten Verkehr. Die 1815 durch Angelo Mai gemachte Entdeckung des Ambrosianischen Plautus-Palimpsestes gab seinen während der ganzen Universitätszeit mit besonderer Liebe fortgesetzten Plautusstudien neue Nahrung; als er 1816 zur Erwerbung der Doctorwürde in Berlin eine Dissertation veröffentlichte: „Analecta critica poësis Romanorum scenicae reliquias illustrantia“, machte er in einer Appendix zu derselben die Entdeckung Mai's in Deutschland zuerst bekannt. Auf Grund dieser Aufsehen erregenden Schrift erwarb er noch in demselben Jahre in Berlin die venia legendi, begann aber eine akademische Lehrthätigkeit damals noch nicht. Die Wiederverheirathung seiner Mutter mit dem Geheimen Staatsrathe Christian Gottl. v. Voigt setzte O. in die Lage, noch einige Jahre ausschließlich seiner wissenschaftlichen Ausbildung und Vorbereitung für ein akademisches Amt leben zu können; er nahm zunächst einen längeren Aufenthalt in Dresden, um sich durch das Studium der dortigen Kunstsammlungen für eine größere Reise vorzubereiten, und trat diese sodann im Herbst 1817 an; er durchreiste Deutschland, Frankreich, England, Italien, blieb in Paris und Rom je ein Halbjahr, überall an die hervorragendsten Männer empfohlen und von diesen freundlich aufgenommen und in seinen Studien unterstützt. Auf Boeckh's Anregung sammelte er auf der Reise eifrig Beiträge zu dem damals vorbereiteten „Corpus inscriptionum graecarum“, auch lateinische Inschriften wurden mit großer Mühe und vielen Kosten beschafft. 1819 kehrte er zurück und ging nach kurzem Aufenthalte in Weimar wieder nach Berlin, um dort die Ergebnisse seiner Reise der Akademie der Wissenschaften vorzulegen; aus nicht hinreichend aufgeklärten Gründen lehnte diese seine Betheiligung an der Herausgabe des Corpus inscr. gr. ab und veranlaßte O. hierdurch, seine Sammlungen selbständig zu veröffentlichen; in zehn Heften erschien die „Sylloge inscriptionum antiquarum graecarum et latinarum“ in den Jahren 1822—34, allerdings durch die späteren Publicationen der Akademie — seit 1828 — bald überholt. — Die akademische Lehrthätigkeit begann O. in Berlin sogleich nach seiner Rückkehr, 1819, und hatte schon als Privatdocent guten Erfolg; bereits Ostern 1821 wurde er als besoldeter außerordentlicher Professor nach Jena berufen. Als er im Frühjahr 1825 von einer neuen wissenschaftlichen Reise nach Paris zurückkehrte, lernte ihn der großherzoglich hessische Minister v. Grolmann kennen und veranlaßte seine Berufung als ordentlicher Professor der Philologie nach Gießen. Dieses neue Amt, welches er bis an sein Lebensende beibehalten hat, trat er im Herbst 1825 an; er war der erste eigens für Philologie berufene Gießener Professor, während bis dahin sowohl die philologischen Vorlesungen, wie die Leitung des Seminars nur nebenbei von Professoren der Theologie besorgt worden waren. Am Seminar blieben zunächst auch noch zwei theologische Professoren betheiligt; erst 1827 wurde O. nach dem freiwilligen Rücktritte dieser Collegen zum Director des Seminars ernannt. Die philologischen Studien nahmen durch sein Verdienst in Gießen einen früher nicht für möglich gehaltenen Aufschwung, vornehmlich durch seine Leitung des Seminars, in welcher der Schwerpunkt seiner Thätigkeit lag: durch eine völlig neue Organisation, Anstellung einer zweiten Lehrkraft, Einrichtung von Preisen u. s. w., wurde das Seminar allmählich dem anderer Universitäten ebenbürtig gemacht. Freilich blieben die Verhältnisse in Gießen immer eng und die Masse der Vorlesungen, welche O. als alleiniger Professor der Philologie über die verschiedensten Zweige seiner Wissenschaft zu halten hatte, und ebenso die zahlreichen Verpflichtungen, welche ihm als professor eloquentiae et poeseos oblagen, verhinderten eine Concentration seiner wissenschaftlichen Thätigkeit; in angenehmen häuslichen Verhältnissen lebend — seit 1827 war er mit einer Tochter des Archivrath Klunk in Darmstadt verheirathet — griff er wenig

die wissenschaftlichen Kämpfe seiner Zeit ein, zumal auch der Mißerfolg seiner
lloge ihn etwas zurückhaltend gemacht hatte. Auch eine vorbereitete Plautus-
sgabe blieb liegen, seitdem Ritschl diesen Schriftsteller in die Hand genommen
te. Dagegen ist die Zahl seiner Abhandlungen, welche er in den 33 Jahren
ner Gießener Zeit über die mannigfachsten philologischen Aufgaben und über
verschiedensten alten Schriftsteller veröffentlichte, eine überaus große. Sein
rthvollstes größeres Werk dürften die „Beiträge zur griechischen und römischen
teratur-Geschichte" sein, welche 1834 und 1839 in zwei Bänden erschienen.
Ein hervorragendes Verdienst hat er sich durch seine Lehrthätigkeit in Gießen
vorben, die ihm ein dauerndes Andenken sichert; es war nicht zu viel gesagt,
nn man ihn als den Begründer eines hessischen Gymnasiallehrerstandes
hnte. Er starb nach kurzer Krankheit in Gießen am 30. November 1858.

W. Wiegand, Professor Dr. Friedrich Osann, im Leben wie im Wirken das Bild eines Humanisten. Gießen 1859. Hierin auch S. 38—46 ein Verzeichniß der Schriften Osann's. — Bursian, Gesch. d. Philol. S. 821.

R. Hoche.

Osann: Gottfried Wilhelm O., geb. am 26. October 1796 in Weimar, am 10. August 1866 in Würzburg, war erst Privatdocent der Physik und emie zu Erlangen (1819), Jena (1821—1823) und wieder Erlangen (1823), nn Professor der Chemie und Pharmacie zu Dorpat (1823—1828), endlich bis seinem Tode ordentlicher Professor der Physik und Chemie zu Würzburg. O. ar der Sohn des weimarschen Regierungsrathes Friedrich Heinrich O. und ssen Frau, geb. Hufeland, welche sich nach dem frühen Tode ihres Mannes it dem Staatsminister Christian Gottlieb v. Voigt verheirathete. Die ver-auten Beziehungen des Letzteren zu dem glänzenden litterarischen Kreise Wei-ar's, besonders auch zu Goethe, wurden für den jungen O. bedeutungsvoll. oethe war gerade zu der Zeit, als O. seinen Beruf zu wählen hatte, ganz sonders mit seinen naturwissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigt und es ist klarlich, daß bei dem lebendigen Verkehr der Voigt'schen Familie mit dem oethe'schen Hause, die Forschungen Goethe's anregend auf den jungen O. wirk-n, was dieser selbst seinen Freunden bestätigt hat. Zuerst beschäftigte sich O. st ausschießlich mit der Chemie, aus deren Gebiet er eine Anzahl beachtenswerther rbeiten veröffentlichte und zwar meist in selbständigen Büchern. Seine Schrift lleber die Meßkunst der chemischen Elemente" erschien schnell hintereinander in Auflagen (Dorpat 1825, Jena 1830). Nach seiner Rückkehr aus Dorpat hat . seine litterarische Thätigkeit hauptsächlich physikalischen Arbeiten zugewendet, on denen allerdings eine größere Zahl, elektrolytische Untersuchungen betreffend, it der Chemie im engsten Zusammenhange standen. Die ungemein zahlreichen hysikalischen Abhandlungen Osann's beziehen sich aber auch auf andere Zweige er Physik, namentlich auf die Optik, sie sind fast durchgehend in Poggend. Ann. der in den Schriften der physikalisch-medicinischen Gesellschaft in Würzburg ver-ffentlicht. O. war der Mitbegründer der genannten Gesellschaft; dieselbe hat in Andenken durch eine in ihren Schriften niedergelegte Gedächtnißrede geehrt.

Siehe Dr. Rinecker, Gedächtnißrede auf G. W. Osann, gehalten am 1. December 1866, Würzburger naturwissensch. Zeitschr. Bd. VI, S. XLV, Würzburg 1866—67. — S. a. Pogg. biogr.-litter. Handw. II. 335.

Karsten.

Oseborn: Zabel O., Bürgermeister von Stralsund, war ein Sohn des ortigen Rathsherrn Johannes O. († 1451) und durch seine Mutter, Brigitte Rubenow, Everhard R. Tochter, der Erbe des Greifswalder Bürgermeisters und niversitätsstifters Dr. Heinrich Rubenow († 1462, s. d. Art.), dessen Wappen,

mit den drei Windspielen, gleichfalls auf ihn überging. Seit 1491 Rathsherr und 1494 Bürgermeister, gewann er einen großen Einfluß auf die städtische Verwaltung, namentlich durch seine gewandte Vermittelung der zwischen der Stadt und Herzog Bogislav X. von Pommern (1504—12) ausgebrochenen Streitigkeiten. Durch einen Zwist mit seinem Amtsgenossen, dem Bürgermeister Henning Morder († 1517) über das Gut Mützkow, zog er sich jedoch die Feindschaft von dessen Neffen und Erben Rolof Moller (s. d. Art.) zu, welche ein wesentliches Motiv für dessen Verhalten zur Zeit der Reformation bildete. O. war nämlich ein ebenso eifriger Anhänger des aristokratischen Regimentes des Rathes, wie der katholischen Kirche, und hatte deshalb vorzugsweise die Angriffe Moller's und Lorbeer's (s. d. Art.) zu ertragen, welche schließlich (1523 bis 1525) die Einführung des bürgerschaftlichen Collegiums der Achtundvierzig und der Reformation, sowie die Ernennung seiner beiden Gegner zu Bürgermeistern bewirkten, welche er jedoch nicht lange († 1526—1528) überlebte.

Kantzow, h. v. Kosegarten, II, p. 289 ff. — Sastrow, h. v. Mohnike I, p. 30. — Mohnike, Zober, Stralf. Chron., I, 18—38. — Fock, Rüg. Pom. Gesch. V, 77 ff. — Dinnies, Stemmata Sundensia s. v. — Kosegarten, Gesch. d. Univ. Gr. II, Nr. 89, 121. Pyl.

Osenbrügge: Johannes O., in dessen Leben manches Dunkel herrscht, starb als erster lutherischer Superintendent in Stade 1553. Er ist in die Reformationswirren Hamburgs und Lübecks verflochten, doch sind die Einzelheiten seines Wirkens mühsam zu sammeln. Zwischen 1509 und 1517 kommt er als Prämonstratenser zu St. Georg in Stade und in einer Antoniusbrüderschaft vor, welcher der ganze Convent angehörte. Dieser löste sich bald auf, die Mönche wurden wohl meist, wie Johann Hollmann (Bd. 12, S. 759), reformatorische Prädicanten. O. wird sicher der am 3. März 1520 in Wittenberg immatriculirte „Fr. Joannes de Stadis dioc. Bremen. ordinis premonstraten." sein. Vermuthlich ist er auch der in Hamburg zwischen 1521 und 1523 die Reformation beginnende „weiße Mönch, Herr Johann Widenbrügge", der sonst nirgend zu finden und wahrscheinlich in Gisecke's Hamburger Chronik nur verschrieben ist, namentlich aber dadurch verdunkelt wurde, daß Lappenberg den „weißen" Mönch für einen Franziskaner hielt. Die weiße Tracht ist aber nur bei den Prämonstratensern zu finden, die Franziskaner sind braun und braungrau und theilen daher den Namen „grisei" gelegentlich mit den eigentlich grauen, den Cistercienſern. Dieser weiße W. (O.) disputirte in Hamburg mit den dominicanischen Doctoren Engelien und Kissenbrugge. Darauf erscheint O. nebst einigen anderen, namentlich dem „Prämonstratenser her Manhuß aus Stade", als erster Reformationsprediger 1524 in Lübeck von Hamburg her. Letzterer predigte einmal vor 300 Hörern. Da nun in Stade solch ein Name nicht vorkommt, im St. Georgsconvente und der Antoniusbrüderschaft aber ferner nur ein einziger Hermann: Hermannus German, so ist dieser sicher der Her Manhuß; man hielt die erste Silbe seines Namens nur für den geistlichen Titel: „her". Während dieser den Verfolgungen entkam, ließ der Lübecker Rath den O. am 26. August 1524 in den Thurm werfen und hielt ihn hartnäckig gefangen, trotzdem die Bürger seine Freigebung verlangten und König Friedrich von Dänemark am 1. November 1525, Herzog Christian von Holstein am 21. November 1525 und der Kurfürst von Sachsen sich für ihn verwandten. Luther erkannte die Stierköpfigkeit des Rathes und rieth daher dem Kurfürsten eine Wiederholung seiner Fürsprache, um welche Lübecker Bürger baten, ab. O. saß über 3 Jahre bis 1528, wo 400 Bürger ihn drohend frei baten. Jetzt entließ ihn der Rath, doch mußte er die Stadt auf 10 Meilen Umkreis abschwören und fuhr nun mit Karsten Düvel's Schiff nach Riga. Aber während die Domherren den Witz aus-

trachten, der Teufel habe ihn weggeführt, spielte sein Name noch eine Rolle in den 1529 folgenden Wirren, welche der Reformation zum Siege verhalfen. Die viel verbreitete stets auf Starcke's Lübeckische Kirchengeschichte, des Samuel Pomarius Sacra Semiotica oder Westphalen, Mon. ined. III, S. 1136 zurückgeführte und irrig auf 1529 verlegte Geschichte stammt aus der handschriftlichen Chronik von Reimer Kock und geht wahrscheinlich auf Korffmaker (Bd. 16, S. 703) zurück. Aus Livland war Nachricht über O. nicht zu erlangen, aber 1550 erscheint er in des Draconites „Widder ohne Wandel", an zweiter Stelle neben Berthold Wilcken, Johann Berg und Lorenz Zervest (inscribirt in Wittenberg am 7. Mai 1520) als Pastor in Stade, entweder zu St. Nicolai oder zu St. Willehadi. Wann er „Superattendent" wurde, ist nicht ermittelt, die anscheinend so klare Reformationsgeschichte unserer nordischen Städte liegt noch vielfach im Argen. — Die Familie O. kommt übrigens schon früh in Stade, Hamburg und Lübeck vor, hier 1264, 1278 und 1309. Der vor dem 11. Januar 1430 verstorbene Martin O. errichtete im Burgkloster einen neuen Altar zum Gedächtniß des Leidens Christi mit einer neuen Tafel rc. (Lübecker Urk. B. VII, Nr. 378 und 424). Ein Johann Osenburg aus Königsberg (de monte regis) wurde 1511 in Wittenberg immatriculirt.

Krause, Archiv des Stader V. f. Gesch. I, S. 152 ff., wo die ältere Litteratur. — Lappenberg, Hamb. Chron. in niedersächs. Sprache. — Waitz, Lübeck unter Jürgen Wullenweber I, S. 40, 267 und 409 ff., der auch die von Petersen herausg. Ausführliche Geschichte der Lübeckischen Kirchenreformation R. Kock zuweist. — Dietr. Schäfer, die Lüb. Chronik des Hans Reckemann, Hans. Geschichtsbl. VI, 1876 (1878), wo die von Waitz benutzten Stücke Korffmaker zugewiesen werden. — W. Sillem in Monatsschr. für die evang.-luth. Kirche im Hamburger Staat V, 1885, S. 329 ff.; Derselbe, die Einf. d. Reform. in Hamburg (Schr. d. V. f. Reform.-Gesch. 16). Krause.

Osenbrüggen: Eduard O., einer der wenigen neueren Criminalisten, die sich eingehender mit der Geschichte des deutschen Strafrechts beschäftigt haben, und als solcher nicht ohne wissenschaftliche Bedeutung. Erst in reiferem Alter freilich und nach mannigfachem Wechsel seiner Arbeitsgebiete hat sich O. den strafrechtsgeschichtlichen Studien zugewandt, und nicht bis zum Ende seiner Wirksamkeit ist er ihnen treu geblieben; wohl aber bezeichnen sie den Höhepunkt seiner geistigen Entwickelung und seines wissenschaftlichen Verdienstes. Geb. am 24. Dec. 1809 zu Uetersen in Holstein und vorgebildet auf dem Gymnasium zu Hildesheim (1827—30), widmete sich O. 1830—35 auf den Universitäten zu Kiel und Leipzig dem Studium der classischen Philologie. Unmittelbar nach Beendigung der Studienzeit habilitirte er sich 1835 für letztere Wissenschaft an der heimischen Universität Kiel, wo er sich nun hauptsächlich der römischen Geschichte und den römischen Alterthümern zuwandte. War bereits hierdurch auch das römische Recht seinem Gesichtskreise nahe gerückt, so wurden die Beziehungen zu diesem für ihn noch engere, als er Ende der dreißiger Jahre für die Kriegel'sche Corpus juris-Ausgabe die Bearbeitung der Justinianischen Novellen übernahm (erschienen 1840). Wie seine akademischen Vorlesungen, so bewegen sich auch seine litterarischen Productionen aus dieser Zeit („De jure belli et pacis Romanorum liber singularis", Lips. 1836; „Das altrömische Paricidium, eine philologisch-juristische Abhandlung", Kiel 1841; „Cicero's Reden für T. Annius Milo", Hamburg 1841; für S. Roscius aus Ameria, Braunschweig 1844; „Zur Interpretation des Corpus juris civilis", Kiel 1842) auf dem Grenzgebiet zwischen Philologie und Jurisprudenz; im J. 1842 trat er als Docent des römischen Rechtes völlig zur juristischen Facultät über. Ein neuer Fachwechsel trat für O. ein, als er mit Schluß des Jahres 1843 einem Rufe als ord.

Professor des Criminalrechtes, Criminalprocesses, der Rechtsgeschichte und juristischen Litteratur an die Universität Dorpat Folge leistete. Damit begann seine criminalistische, noch nicht seine rechtshistorische Periode, auf welche jedoch das in Dorpat gehaltene Colleg: Erläuterung des „Reineke Vos" aus den deutschen Rechtsalterthümern, bereits hinweist. Die Einarbeitung in die neu übernommenen Lehrfächer ließ größere litterarische Arbeiten zunächst nicht zu Stande kommen; mit desto regerem Eifer, dem der Erfolg nicht fehlte, wandte sich O. der akademischen Lehrthätigkeit zu. Insbesondere begann er alsbald — damals noch eine Seltenheit auf deutschen Universitäten — criminalistische Practica abzuhalten, über deren Bedeutung für die juristische Ausbildung er sich bereits in seiner akademischen Erstlingsrede („Der Rechtsunterricht auf den Universitäten mit nächster Beziehung auf die Forderung einer praktischen Richtung derselben", Dorpat 1844) ausgesprochen hatte, und deren Einrichtung er in einem „Bericht über ein Practicum criminale" (Dorpat 1848) darlegte. Zur Benutzung bei diesen Uebungen veröffentlichte er eine Reihe praktischer Criminalfälle mit theoretischen Erläuterungen („Theorie und Praxis des liv-, esth- und kurländischen Criminalrechts in einer Darstellung von Rechtsfällen mit Excursen", 2 Lief., Dorpat 1846), wie er andererseits als Resultate seiner Lehrthätigkeit einige criminalistische und romanistische Abhandlungen seiner Schüler unter dem Titel „Dorpater juristische Studien" (Dorpat 1849) herausgab. — Noch eine andere Seite seiner Begabung tritt uns in Dorpat zuerst entgegen: das Interesse für die ihn umgebenden landschaftlichen, socialen, culturellen Verhältnisse und die Fähigkeit, das Beobachtete und Erforschte in ansprechender und anregender Weise darzustellen. Eine Reihe damals entstandener und theilweise in Zeitschriften erschienener Federzeichnungen aus dem baltischen Leben veröffentlichte er einige Jahre später als „Nordische Bilder" (Leipzig 1853, neue Ausg. 1864). — Auch seinen Hausstand begründete O. in Dorpat durch Verehelichung mit der einem livländischen Geschlechte angehörigen Therese v. Samson-Himmelstierna, aus welcher Ehe zwei Söhne und drei Töchter hervorgingen.

Der Dorpater Aufenthalt sollte plötzlich ein unerwartetes Ende finden. O. stand in freundschaftlichen Beziehungen zur Baronin Bruiningk, geb. Fürstin Lieven, welche durch ihre offen ausgesprochenen Sympathieen für die damalige deutsche Freiheitsbewegung wie durch ihre Abneigung gegen das russische Wesen den Unwillen Kaiser Nikolai's erregt hatte. Bei dieser hatte man Briefe Osenbrüggen's gefunden, selbst zwar nicht politischen Inhalts, aber doch Antworten auf die sehr politischen Briefe der Baronin. Da nun letztere selbst durch die Flucht sich dem kaiserlichen Zorne entzogen hatte, so mußte diesem ein anderes Opfer fallen in der Person ihres unschuldigen Correspondenten. Während sich O. im Sommer 1851 auf einer Ferienreise in Finnland befand, wurde seitens der russischen Polizei eine Haussuchung bei ihm gehalten, seine Papiere mit Beschlag belegt, er selbst bei seiner Rückkehr nach St. Petersburg citirt, dort längere Zeit in den Mauern der geheimen Polizei, der bekannten „dritten Abtheilung", festgehalten, um endlich, da „seine Ansichten nicht mit dem Geiste der russischen Regierung übereinzustimmen schienen", mit den höflichen Worten: Monsieur, il faut que vous quittez la Russie des Reiches verwiesen und damit aus Amt und Brod vertrieben zu werden. Den Sorgen einer unsicheren Existenz wurde er glücklicherweise bald (Herbst 1851) enthoben durch einen Ruf auf den bis dahin von Geib inne gehabten Lehrstuhl für Strafrecht, Strafproceß und Civilproceß an der Universität Zürich, den er mit Freuden annahm. Hier, in Zürich entfaltete er nun während 28 Jahren, bis zu seinem am 9. Juni 1879 erfolgten Tode, eine ebenso eifrige Lehr- wie fruchtbare Schriftstellerthätigkeit. Für letztere war die neue und eigenartige, von allem bis-

rigen so verschiedene landschaftliche und sociale Umgebung, in die O. ge-
ten und die auf sein empfängliches Gemüth einen großen Eindruck hervor-
achte, von maßgebendstem Einfluß. Er empfand bald das Bedürfniß sich mit
nd und Leuten der Schweiz näher bekannt zu machen; und indem er nun
ne Ferien zu Wanderungen durch die Gebirgswelt der Kantone benutzte,
ten ihm allenthalben Einrichtungen und Zustände alterthümlichsten und durch-
s deutschnationalen Gepräges entgegen. Insbesondere fesselten die alther-
brachten, echtdeutschen Rechtsgewohnheiten in Appenzell und den Urkantonen
e Aufmerksamkeit des Juristen, vor allem auf strafrechtlichem Gebiete. Diese
ebenden Rechtsalterthümer", wie er sie nennt, zeigten ihm die im Volksgeiste
genden Wurzeln des einheimischen Rechts, führten ihm den Zusammenhang
n Vergangenheit und Gegenwart lebendig vor Augen, und weckten in ihm
s Streben nach näherer Erforschung und Erkenntniß der geschichtlichen Ent-
ickelung des deutschen Strafrechts. Er wurde damit wieder zum Rechts-
storiker, aber ein Historiker nun nicht mehr des römischen, sondern des deutschen
chtes.

Auf dem Gebiete der deutschen Strafrechtsgeschichte war seit Wilda's
oßem Werke über das Strafrecht der Germanen (1842) kaum eine bedeutendere
rbeit mehr erschienen; jenes selbst war über die älteste Periode deutschen Rechts
cht hinausgekommen. Eine Fortführung des hier Begonnenen durch die Zeiten des
ittelalters war es, was O. nun als seine Aufgabe ins Auge faßte; aber
züglich der Arbeitsmethode schienen ihm wesentliche Abweichungen von Wilda
boten. Mehrfach, besonders in dem Aufsatze „Die Aufgabe einer Geschichte
s deutschen Strafrechts" (Münchener Krit. Vierteljahrsschr. IV, S. 200 ff.)
tonte er es als seinen Hauptgrundsatz, „daß wir nur durch die genaue Be-
achtung des Besonderen zum Allgemeinen vordringen können". Hieraus ergab
ch ihm die Nothwendigkeit einer „Separirmethode" im Gegensatze zu Wilda's
Agglomerations- und Konfusionsmethode", d. h. die Nothwendigkeit, einer Ge-
mmtgeschichte des deutschen Strafrechts zunächst gründliche Specialunter-
chungen der einzelnen Institute und eine gesonderte Behandlung der einzelnen
tammesrechte vorangehen zu lassen. Er erkannte damit ferner die Nothwendig-
it, vor Aufstellung allgemeiner Principien über den Gang und Geist der Rechts-
ntwickelung die Quellen selbst mit kritischer Nüchternheit bis ins kleinste, des
usammenhangs wegen stets wichtige Detail zu erforschen, wobei nicht nur die
gentlichen Rechtsaufzeichnungen, sondern auch die Zeugnisse des praktischen
echtslebens und damit des wirklichen Rechts, wie Gerichtsbücher, Urkunden,
hroniken und sonstige historische Schriften zu berücksichtigen seien. Auf Grund
ieser, den Principien der historischen Rechtsschule entsprechenden, aber auf straf-
echtlichem Gebiet bis dahin wenig beachteten und noch weniger befolgten Ge-
chtspunkte machte er sich nun mit energischem Fleiße an das Studium des
eutschichtigen mittelalterlichen Quellenmaterials, in Sonderheit der, gegenüber
en sächsischen bisher fast ganz vernachlässigten süddeutschen Rechtsdenkmäler,
or allem derjenigen seiner neuen alemannisch-schweizerischen Heimath. Das
ahrzehnt von 1857—1866 brachte in einer Reihe mehr oder weniger umfangreicher
chtshistorischer Arbeiten die Früchte dieser Studien, unter welchen die Mono-
raphie über den Hausfrieden (Erlangen 1857), dann das Hauptwerk Osen-
rüggen's, in welchem seine Einzelforschungen zu einem Ganzen zusammengefaßt
ind: „Das Alamannische Strafrecht im deutschen Mittelalter" (Schaffhausen
1860), sowie das zur Ergänzung und Berichtigung Wilda's bestimmte „Strafrecht
er Langobarden" (Schaffhausen 1863) besonders hervorzuheben sind. Daneben
ehen in großer Anzahl kleinere Abhandlungen über verschiedene Gegenstände

des mittelalterlichen Strafrechts, welche in der von O. mitherausgegebenen Monatsschrift des wissenschaftlichen Vereins in Zürich, Jahrg. 3 u. 4 (auch separat als: „Deutsche Rechtsalterthümer aus der Schweiz", 3 Hefte, Zürich 1858—59), ferner in der Zeitschr. für deutsches Recht Bd. 17, 18, 20, in der Oesterr. Gerichtszeitung 1857, in der Heidelb. Krit. Zeitschr. f. d. gesammte Rechtswissensch. Bd. 5, in der Zeitschr. f. Rechtsgesch. Bd. 1, in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wiss., philosoph.-histor. Classe, Bd. 41 („Rechtsalterthümer aus österreichischen Pantaidingen"), in der Münchener Krit. Vierteljahrsschrift Bd. 5, 8, 12, 13 (besonders in Bd. 8: Das Strafrecht in K. Ludwigs Landrechtsbuch von 1346), sowie in der Züricher Gratulationsschrift zu Mittermaier's 50jährigem Doctorjubiläum („Ein Beitrag zur Strafrechtsgeschichte der deutschen Schweiz", Zürich 1859) veröffentlicht wurden. Einen großen Theil dieser Abhandlungen gab er dann als „Studien zur deutschen und schweizerischen Rechtsgeschichte", Schaffhausen 1868, aufs neue heraus, mit welchem Sammelwerk die rechtshistorische, ja die wissenschaftlich productive Thätigkeit Osenbrüggen's überhaupt ihren Abschluß findet. Die Bedeutung dieser Arbeiten liegt, abgesehen von der bereits erwähnten Einführung einer gesunden, mit philologischer Genauigkeit gepaarten, rechtshistorischen Methode in die strafrechtliche Forschung, hauptsächlich darin, daß uns hier zum ersten Male eine umfassende und detaillirte Kenntniß von vergangenen nationalen Rechtszuständen eröffnet worden ist, deren Erkenntniß für das Verständniß alles späteren Rechts von größter Wichtigkeit, deren Nachwirkung selbst noch in der Gegenwart mannigfach zu verspüren ist, von deren Beschaffenheit man bis dahin aber kaum eine Ahnung gehabt hatte. Und diese bedeutende Erweiterung unseres rechtshistorischen Wissens ist um so werthvoller, als sie uns in objectiv-unbefangener, weder durch Phrasen noch durch transscendente oder romantische Velleitäten getrübter, wohl aber durch manche treffende Bemerkung gewürzter Weise geboten wird. Diesen Vorzügen gegenüber läßt sich jedoch andererseits ein gewisser Mangel an Tiefe und Eindringlichkeit nicht verkennen. Der Verfasser erzählt, referirt, citirt; aber er untersucht wenig, so daß häufig feste juristische Resultate in diesen Arbeiten zu vermissen sind. Indem er leicht von einem Gegenstand zum andern springt, die Dinge vielfach nur an der Oberfläche berührt, ist es ihm nicht überall gelungen, den eigentlichen Gehalt und Zusammenhang der rechtlichen Erscheinungen genügend herauszustellen, oder gar bis zu den tieferen Gründen der geschichtlichen Entwicklung vorzudringen.

Weniger umfangreich und bedeutend ist die meist in die ersten Züricher Jahre fallende Thätigkeit Osenbrüggen's auf dem Gebiete der Strafrechtsdogmatik. Außer einer Reihe kritischer Besprechungen über neuere Erscheinungen der criminalistischen Litteratur, Gesetzgebung und Rechtspflege in der Heidelb. Krit. Zeitschr. Bd. 1—5, in der Züricher Monatsschrift Jahrg. 1, in der deutschen Strafrechtszeitung, Jahrg. 3—7, im Gerichtssaal (dessen Redaction er seit 1867 angehörte) Bd. 16, 17, 19, 21, 22, sowie in der österr. Gerichtszeitung 1867 (woselbst ein der österreichischen Regierung erstattetes, auch separat erschienenes Gutachten über den Entwurf eines österreichischen Strafgesetzbuches von 1867 abgedruckt ist), kommen hier folgende Werke in Betracht: eine Monographie über die Brandstiftung in den Strafgesetzbüchern Deutschlands und der deutschen Schweiz, Leipzig 1854, welcher schon früher ein Aufsatz „Ueber den Dolus bei der Brandstiftung" im Archiv des Criminalrechts, N. F. 1850 vorhergegangen war; dann: „Abhandlungen aus dem deutschen Strafrecht" (erster und einziger Band, Erlangen 1857), deren Inhalt — über Beschaffenheit und Beweis der rechtswidrigen Absicht — zum Theil bereits in einigen Aufsätzen des ersten Jahrganges der Züricher Monatsschrift (1856) niedergelegt war; sowie

e Vollendung von Morstadt's Commentar zum Feuerbach'schen Lehrbuch des inlichen Rechts (Schaffh. 1855). Dazu kommen noch zahlreiche Reden und orträge über allgemeinere und populär-juristische Gegenstände; so über: „Die erufung auf das Rechtsbewußtsein im Volke" (Arch. d. Cr.-Rechts, N. F. 354), „Das Criminalrecht und der Zeitgeist" (das. 1855), „Die Raben des 1. Meinrad" (Schaffh. 1861), „Die Wissenschaft und die Phrase" (Gerichts-al 1869), „Die Ehre im Spiegel der Zeit" (Virchow-Holtzendorff'sche Samm-ng gemeinverst. wissensch. Vorträge, Heft 152, 1872), „Die deutschen Rechts-rüchwörter" (Oeffentl. Vorträge geh. in der Schweiz, Bd. 3, Heft 9, 1876), Eine Metamorphose im deutschen Strafrecht" (Deutsche Zeit- und Streitfragen, eft 102, 1878); letzteres der Schwanengesang unseres Autors. — Für die auch Zürich mit Eifer betriebenen criminalistischen Uebungen hatte er gleich anfangs ne neue Sammlung praktischer Rechtsfälle herausgegeben unter dem Titel: Casuistik des Criminalrechts", Schaffh. 1854, welche sich vielfacher Anerkennung id auch der Benutzung seitens anderer Rechtslehrer zu erfreuen hatte. — Auch r legislatorische Werke war er thätig, indem er, abgesehen von dem oben er-ähnten Gutachten für Oesterreich, auf Einladung sich an den Arbeiten der zur erathung eines neuen Strafgesetzbuches für den Kanton Zürich eingesetzten ommission betheiligte (1869—70).

Diese ausgedehnte und mannigfaltige Wirksamkeit genügte jedoch der rbeitskraft Osenbrüggen's nicht: neben dem Gelehrten machte sich in immer irkerem Maße der Belletrist in ihm geltend, um schließlich, im letzten Jahr-hnt seines Lebens, allein das Feld zu behaupten. Anlaß und Gegenstand oten dieselben Ferienwanderungen durch die Schweiz, welche O. auch zum echtshistoriker gemacht hatten. Seine anmuthigen, mit Geist und Humor hin-worfenen, dabei auf feiner Beobachtung auch der versteckteren Züge beruhenden ilder des schweizerischen Natur- und Culturlebens erwarben sich einen großen ?serkreis und trugen nicht wenig zu einer besseren Erkenntniß und richtigeren eurtheilung der schweizerischen Zustände und Eigenthümlichkeiten bei. Doch eß sich der Verfasser durch den Anklang, den er damit gefunden, wie durch ine leichte Darstellungsgabe mit der Zeit etwas zur Vielschreiberei verleiten. on größeren, hierher gehörigen Schriften sind zu nennen: „Culturhistorische ilder aus der Schweiz" (Leipzig 1862, 2. Aufl. 1867), „Neue culturhistorische ilder aus der Schweiz" (Leipzig 1864), „Wanderstudien aus der Schweiz" Bde., Schaffhausen 1867—76), „Die Schweizer daheim und in der Fremde" Berlin 1874); letzteres Buch, erschienen in der Sammlung des allg. Vereins ir deutsche Litteratur, bietet eine Zusammenfassung seiner bisherigen Forschungen ber die Schweiz und ihre Bevölkerung. Kürzere Zusammenfassungen dieser rt enthalten auch die beiden Vorträge: „Land und Leute der Urschweiz" Sammlung gemeinverst. wissensch. Vortr., Heft 6, 1866, 2 Aufl. 1874) und: Die Schweiz in den Wandlungen der Neuzeit" (Sammlung gemeinverst. issensch. Vortr. Heft 252, 1876). Hierzu kommt noch: „Der Gotthard und das essin" (Basel 1877), sowie die Abfassung des Textes für die illustrirten rachtwerke: „Die Urschweiz" (Basel 1870), „Das Hochgebirge der Schweiz", 2. Aufl. Basel 1875), „Axenstein" (Zürich 1876); zusammen mit L. Rohock ab er „Das Berner Oberland" (Darmstadt 1874) heraus.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die Persönlichkeit Osen-rüggen's, so wird uns derselbe als eine gerade, offene Natur geschildert, liebens-ürdig, wennschon etwas empfindlich, im Verkehr mit Collegen und Freunden, regend und fördernd gegenüber seinen Schülern und Zuhörern, pflichttreu und erschrocken im Amte, ei[...] warmer Verehrer der Schweiz, ohne das alte deutsche aterland je aus dem [...] verlieren. Die Hochschule Zürich wählte ihn

dreimal zu ihrem Rector; die Stadtgemeinde Zürich verlieh ihm 1875 in Anerkennung seiner Verdienste als Forscher, als Lehrer und als Schriftsteller auf dem Gebiete der schweizerischen Heimathkunde, das Ehrenbürgerrecht, nachdem er sich zu Anfang der 70er Jahre in Fluntern angekauft und dadurch das schweizerische Landrecht erworben hatte.

Grabrede von Prof. A. v. Orelli im Berner „Bund" vom 19. Juni 1879. — A. Teichmann im Gerichtssaal, Bd. 31, S. 321 ff. — Pözl in der kritischen Vierteljahrsschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, Bd. 21 (Neue Folge Bd. 3) S. 321 ff. R. Loening.

Oeser: Adam Friedrich Oe., Maler und Radirer, geb. zu Preßburg in Ungarn am 17. Februar 1717, † in Leipzig am 18. März 1799. Er ging aus dem Handwerkerstande hervor, sein Vater war ein Riemergesell und aus Berlin eingewandert. Die Anfänge des Zeichnens erlernte Oe. bei einem mittelmäßigen Maler und begab sich dann 1732 nach Wien, wo er bis 1739 blieb, jedoch nicht ununterbrochen, da er dazwischen sich auch eine Zeit in seiner Vaterstadt aufhielt. In dieser malte er zwei Holztafeln, die als Aushängeschilder eines Kaufmannsladens dienten. In Wien war er Schüler von van Schuppen und Dan. Gran, während P. v. Meytens ihn in der Emailmalerei unterwies, Bibiena ihn in der Perspective unterrichtete, und R. Donner ihm Unterweisung in der Bildhauerei gab. Im J. 1735 gewann Oe. den ersten Preis, den die Akademie ausgesetzt hatte, für seine Composition: „Isaak's Opferung", die er später in Oel ausführte, auch in vielfacher Variation wiederholte. Im J. 1739 verließ er Wien und ging nach Dresden, das ihn durch seine Sammlungen und seinen kunstliebenden Hof angezogen haben mag; doch wird auch R. Mengs und C. W. Dietrich ihn mit ihrer Kunst beeinflußt haben. Er selbst befaßte sich mit Porträtmalerei in Oel und Miniatur, wodurch er sich einen Namen erwarb, so daß er einen Ruf nach Rußland erhielt, dem er aber nicht folgte, da inzwischen die russische Kaiserin gestorben war. Diese Berufung hatte der russische Gesandte Graf Bestucheff vermittelt, den Oe. malte und für den er eine liegende Venus ausgeführt hatte. Weitere Arbeiten waren von keiner Wichtigkeit: ein paar Kutschenschilder, Decorationen für das Theater und mehrere decorative Bilder für die eben vollendete katholische Hofkirche. Solche für den Augenblick bestimmte decorative Bilder verführen zum schnellen flüchtigen Arbeiten, die keineswegs die Kunst fördern. Im J. 1749 war der Künstler im Schloß Hubertusburg beschäftigt, aber nicht zu eigenem Vergnügen, da der König an Stelle der von ihm componirten Diana mit den Nymphen Armaturen und Trophäen zu haben wünschte. Dem Dresdener Aufenthalte gehören zwei Oelbilder, Seitenstücke, an: Semiramis und Dido, ein desgleichen „Saul vor der Hexe in Endor". In Folge der Kriegsunruhen, die der siebenjährige Krieg über Dresden brachte, verließ Oe. mit seiner Familie die Stadt und fand in Dahlen beim Grafen Bünau eine Zufluchtsstätte. Im Herbst 1759 siedelte er endlich nach Leipzig über, um hier seinen ständigen Aufenthalt zu nehmen. Im J. 1764 wurde er zum Director der Kunstakademie daselbst ernannt; zugleich erhielt er den Titel eines Professors der Dresdener Akademie und Hofmalers. Nun konnte Oe. mit Ruhe seinem Berufe leben. Er hatte auch die Akademie in Leipzig mit besseren Vorlagen versehen und sich bemüht, den Manierismus in der Kunst zu vertilgen und ihr classische Weihe zu verschaffen. In dieser Weise loben ihn seine Zeitgenossen; wenn wir aber erfahren, daß Carpioni sein Liebling war, den er den angehenden Künstlern zum Muster voranstellte, so wird unser Urtheil über Oe. stark herabgesetzt werden müssen, wie auch Goethe, der als Freund im Hause des Künstlers verkehrte und sein Schüler war, sein Lob desselben verständnißvoll zu mäßigen versteht. Später verkehrte Oe. oft mit ihm in Weimar,

wo auch die Großherzogin dem Künstler gewogen war. Von Werken, die Oe. in Leipzig ausführte, sind zu nennen: Der Vorhang des neuen Theaters (die Geschichte des Drama), 1766, sowie das Deckenbild desselben Theaters mit allegorischer Darstellung. Auch Decorationen für dasselbe hat er gemalt. Als Receptionsbild malte er 1766 sein Familienbild, wahrscheinlich angeregt durch Chodowiecki's Radirung Cabinet d'un peintre. Eine Allegorie war weiter der Gegenstand des Deckenbildes im Bildersaal des Gottfr. Winkler. Vom Jahre 1778 ist das Oelbild: „Erfindung des Saitenspiels", nach einer Idylle von Gessner, 1769 „Die erzürnte Athenerin", 1771 „Loth mit seinen Töchtern", 1773 „Daphnis und Chloe", 1774 „Christus in Emaus". Eine Wiederholung der letzten Composition schenkte er als Altarbild seiner Vaterstadt Preßburg. Vom Jahre 1777 ist eine „Hochzeit in Cana" zu verzeichnen (jetzt im städtischen Museum), es folgen Wandmalereien, die sehr umfangreichen im Hause des Bürgermeisters Müller mit allegorischen und pastoralen Vorwürfen 1780, der Plafond des Concertsaales 1781, dann 1785—1796 die Ausmalung der Nicolaikirche. Andere Deckenbilder, sowie eine reiche Anzahl Staffeleibilder, führt der Biograph des Künstlers, A. Dürr, auf. — Es wurde bereits bemerkt, daß Oe. durch Donner in der Bildhauerei unterwiesen wurde. Er hatte in Leipzig oft Gelegenheit, diese Kunst auszuüben, indem er Modelle entwarf, nach denen dann von anderen Künstlern unter seiner Aufsicht gearbeitet wurde. Meist waren es Grabdenkmäler, die er entworfen hatte, wie sie zu seiner Zeit Mode waren, Säulenstämme, Urnen neben allegorischen Figuren. So entstand das Denkmal Gellert's in einem Leipziger Garten (jetzt im Garten des Paulinums), so das Denkmal der Königin Mathilde von Dänemark in Celle, so jenes des Kurfürsten Friedrich August auf der Esplanade in Leipzig, sein Hauptwerk u. a. mehr. — Schließlich hat sich der Künstler auch mit der Radirnadel beschäftigt; er hat verschiedene Compositionen von Rembrandt, Eeckhout und unterschiedliche Vignetten zu Winkelmann's Werken radirt. Nach seinen Gemälden und Zeichnungen haben Bause, Geyser, dessen Schwiegersohn u. a. gestochen.

A. Dürr, Monographie über den Künstler. — Keil, Bause.

Johann Friedrich Ludwig Oe., Maler und Radirer, des Vorigen Sohn, geb. in Dresden 1751, † daselbst am 15. Mai 1791. Er kam mit seinen Eltern 1759 nach Leipzig, wo er seines Vaters Schüler wurde und wandte sich zuerst der Historienmalerei zu, die er aber später verließ, um ausschließlich die Landschaftsmalerei zu pflegen. Im J. 1774 siedelte er nach Dresden über und die malerische Umgebung der Stadt bot ihm ein weites Feld für landschaftliche Aufnahmen dar. Er wurde in Dresden zum kurfürstlichen Landschafts- und Historienmaler ernannt. Von seinen radirten Blättern heben wir hervor: „Die Marter des h. Stephan" nach Rubens, „Das Opfer Abraham's" nach Ribera, mehrere Blätter nach Rembrandt, „Die Nachtwache", nach Salvator Rosa.

Wessely.

Oeser: Rudolf Oe., s. Glaubrecht, O., Bd. IX, S. 222.

Oesfelde: Hermann v. Oe., nennt sich selbst van Ovesvelt, andere Namensformen sind: Ovestvelt, Ösfeld, alle dem heutigen Oebisfelde entlehnt. Von diesem einer Magdeburgischen Bürgerfamilie angehörenden und zu Magdeburg im 14. Jahrhundert lebenden Juristen wissen wir theils durch von ihm selbst verfaßte und uns erhaltene Schriften, theils durch Nachrichten der gleichzeitigen Magdeburger Schöffenchronik, zu denen noch einige Notizen der ältesten Magdeburgischen Lehnbücher hinzukommen. Als 1358 die Stadt Magdeburg von Herzog Rudolf von Sachsen in Angelegenheiten der Burggrafschaft beim kaiserlichen Hofgerichte verklagt wurde, zog sie Hermann van Oe. als einen Bürger, de sik rechtes wol verstunt und eine Arbeit über den Sachsenspiegel ver-

faßt hatte, in dem man Schutzmittel gegen die Vorladung zu finden hoffte, zu Rathe. Er schlug vor, an des Kaisers Hof zu senden und um gemeine Urtheile zu fragen, ob nicht die Sachsen gegen Ladung außerhalb ihres Landes geschützt seien und der Herzog hier Recht wider sie suchen müsse. Hermann v. Oe. ward dann selbst im Frühjahr 1359 mit dem Schöffenschreiber, dem Verfasser der Schöffenchronik, in dieser Mission abgesandt und erwartete den von Aachen heimkehrenden Kaiser Karl IV. zu Mainz. Als der Kaiser hier den 7.—14. April verweilte, wußte Herzog Rudolf die Vorlassung der Magdeburger Gesandtschaft zu hindern. Mit Hülfe der Mainzer Rathmannen erhielten sie dann doch Zutritt; als aber Hermann v. Oe. ihr Anliegen vorbrachte, erklärte der Kaiser ihn nicht zu verstehen, obschon er doch, wie der Chronist hinzusetzt, früher zu Wittenberg ihn wohl verstanden, viel mit ihm geredet und ihm Fragen zum Zweck der Urtheilsfindung vorgelegt habe. Da die Fürsten ihnen feindlich gesinnt waren und der Kaiser sie offenbar nicht gern hörte, zog sich die Magdeburger Botschaft zurück. Von jener früheren Thätigkeit Oesfelde's in Gegenwart des Kaisers, die nach dem Itinerar zu Anfang December 1348 stattgefunden haben müßte, ist nichts weiter bekannt. Die schriftstellerischen Arbeiten des Hermann v. Oe. sind zwei kurze Aufsätze processualischen Inhalts, von denen sich der eine „Cautela“, der andere „Premis“ nennt. Beide sind in den Handschriften mit den Richtsteigen des sächsischen Landrechts oder Lehnrechts verbunden und in Zusammenhang mit diesen auch publicirt. Die Cautela beweist mit Citaten aus der Bibel, dem Kaiserrechte, besonders aber dem sächsischen Landrechte, wie wichtig es für Richter, Schöffen und Fürsprecher sei, das Recht zu wissen; die Premis enthält kaum mehr als den guten Rath, den Gegner, der vor Gericht mit zweideutigen krausen Worten redet, zu zwingen, bei einem Sinne zu bleiben, als man ein phert mit eime premse (Bremse) twinget. Die Arbeit Hermanns v. Oe., von der die Schöffenchronik in den Worten: er hat dat lantrecht geregistreret berichtet, ist noch nicht wieder aufgefunden. Das älteste 1376 aufgestellte Magdeburger Lehnbuch nennt H. v. Oe. unter den Lehn vom Erzbischof tragenden Bürgern und verzeichnet ihn, den es Hermannus de Ovestvelt senior heißt, mit 4 Pfund Wiß- oder Vogtpfennigen aus Groß-Santersleben.

Magd. Schöffenchron. (Städtechron. VII), S. 226. — Homeyer, Richtsteig Landr. S. 390—398. — Stobbe, Gesch. der Rechtsqu. I, 398. — Die ältesten Lehnbücher der Magd. Erzbischöfe (Gesch.-Qu. der Prov. Sachsen XVI) hg. von Hertel, S. 4, 5, 23, 45, 151, 331, 332.

F. Frensdorff.

Oesfeld: Karl Wilhelm v. Oe., bedeutender Topograph und Kartograph, geb. am 28. Juni 1781 zu Berlin, † daselbst am 2. November 1843, stammt aus einer recht eigentlich brandenburgisch-preußischen Familie. Sein Großvater, Johann Friedrich Oe., war Prediger des Cadettencorps zu Berlin, lutherischer Hof- und Garnison-Prediger und Inspector des großen Militärwaisenhauses zu Potsdam, sowie Feldprediger im Königsregiment und stand daher bei König Friedrich Wilhelm I. in großer Gunst, auf dessen Befehl er verschiedene Predigten drucken lassen mußte, während dessen beide Söhne, und zwar Friedrich Wilhelm v. Oe. als Advocat und Financier, der jüngere Karl Ludwig v. Oe. aber als Topograph, sich rühmlichst hervorgethan haben. Der erstere, geb. am 16. November 1736 zu Potsdam, wurde 1758 Hof-Fiscal und Advocat beim Stadtgericht zu Frankfurt a. O., dann durch einstimmige Wahl der Kreisstände 1765 Kreiseinnehmer zu Potsdam, wozu ihm König Friedrich II. den Charakter als Hofrath verlieh, 1769 landschaftlicher Zinsenmeister daselbst, 1782 Director des dem großen Militär-Waisenhause zuständigen Lombard- oder Pfandleihinstituts und ist Verfasser verschiedener wissenschaftlicher

Werke, von denen am bekanntesten geworden ist: „Versuch einer Anleitung zur Finanz-Rechnungswissenschaft und Verwaltung öffentlicher Cassen", Berl. 1773. — Sein Bruder Karl Ludwig v. Oe., als Topograph und Ingenieur rühmlichst genannt, geb. am 4. März 1741 und † am 4. November 1804, trat 1759 auf Empfehlung des Generals v. Schenkendorf als Conducteur bei dem königlichen Ingenieurcorps ein, wurde als solcher während des siebenjährigen Krieges der Suite des Königs attachirt, 1762 Fähnrich im v. Schenkendorf'schen Regimente und nahm nach dem Hubertsburger Frieden seine Demission als Ingenieurlieutenant. Im J. 1770 auf Vorschlag der Teltow'schen Kreisstände zum Kreisrendanten mit dem Charakter als Hofrath ernannt, wurde er vom Minister v. Herzberg vielfach mit archivalischen Arbeiten, namentlich für das „Landbuch des Kurfürstenthums und der Mark Brandenburg", Berl. 1781, betraut, übernahm 1782 als Generalpächter der preußischen Kalender, welche zum Besten der preußischen Akademie der Wissenschaften erschienen, die Herausgabe derselben und unterzog sich selbst der Redaction der „Almanachs portatifs et militaires généalogiques" für die Jahre 1784 und 1785. Im J. 1788 erhielt er als Zeichen besonderer königlicher Gnade, zugleich mit der Erneuerung des Adels für ihn und seinen Bruder, den Charakter als Geheimer Rath. Sein bekanntestes schriftstellerisches Werk ist die mit großem Fleiße ausgearbeitete: „Topographische Beschreibung des Herzogthums Magdeburg und der Grafschaft Mansfeld Magdeburgischer Hoheit", Berlin 1780, zu welcher die Resultate von ihm größtentheils an Ort und Stelle gewonnen waren. Sein großer Sammelfleiß vererbte sich auf seinen einzigen Sohn Karl Wilhelm v. Oe., späteren Oberst und Chef des trigonometrischen Bureaus des großen Generalstabes der Armee. Dieser war ohne Zweifel einer der bedeutendsten Kartographen unserer Zeit, obwohl im Ganzen weniger bekannt, weil sich seine Thätigkeit auf dem Gebiete der Topographie und Trigonometrie mehr der Verbesserung und Berichtigung des bereits Vorhandenen und dem deutschen Elemente als dem Neuzuschaffenden zugewandt hat, obwohl er auch in diesem sich nicht minder hervorgethan. Fast ein halbes Jahrhundert hat er gewirkt und sich während dieser Zeit durch anhaltende, geräuschlose und angestrengte Thätigkeit in der geographischen Welt eine Stelle errungen, welche ihm einen ehrenvollen Namen sichert. In jeder Beziehung günstige Verhältnisse seiner Jugend bildeten seinen Geschmack und seine Liebe zu den geographischen Wissenschaften früh aus. Sein Vater besaß ein nicht unbedeutendes Vermögen und insbesondere eine reiche Bibliothek, sowie außer vielen Kunst- und Kupferstichwerken, eine schöne Sammlung von sämmtlichen gestochenen und gezeichneten Landkarten des preußischen Staates in genere und specie von Anfang der brandenburgischen Geschichte, welche, später durch Kauf von König Friedrich Wilhelm II. erworben, in den Besitz der königlichen Bibliothek zu Berlin übergegangen ist. Unter solchen Verhältnissen und den unmittelbaren Eindrücken aus den eigensten Anschauungen, mußte sich in dem Sohne bald eine besondere Vorliebe für das geographische Studium entwickeln; dieses Gebiet zu erforschen und auszubilden, blieb denn auch sein Lebensziel und ihm hat er auch seine letzte Lebenskraft gewidmet. Nachdem v. Oe. vier Jahre als Pensionär die königliche Académie militaire, welche zur wissenschaftlichen Ausbildung von tüchtigen Officieren damals in Berlin bestand, besucht hatte, trat er im März 1801 als Fähnrich in das Regiment v. Arnim ein und avancirte in diesem im J. 1804 zum Secondelieutenant. Schon als solcher nahm er reges Interesse an topographischen Arbeiten und gab, erst 23 Jahre alt, einen „Grundriß des Manöverplatzes bei Potsdam" heraus, welcher nach der eigenen Aeußerung Königs Friedrich Wilhelm IV. lange zu den besten gerechnet wurde. Als in den folgenden Jahren der unglücklichen Kriegsperiode die meisten preußischen

Regimenter aufgelöst wurden, verließ auch v. Oe. seine bisherige Stellung, wurde aber bei der Reorganisation der Armee im J. 1813 auf besondere Empfehlung des Prinzen Wilhelm von Preußen demselben als Adjutant, sowie dem Generalstabe des Fürsten Blücher attachirt. In dieser Stellung machte er die Campagne von 1813 und 1814 mit und wurde vorzüglich zur Aufnahme von Lagerplänen und Festungen verwandt, wobei er oft in persönliche Gefahr gerieth; im J. 1813 mit dem eisernen Kreuze decorirt, wurde er zum Stabscapitän in dieser Stellung ernannt. Zur Wahrnehmung der Grenzregulirungs-Interessen ging er dann 1814 auf Specialbefehl des Königs nach Wien zum Congresse, wurde 1820 Major und auf seinen Wunsch zum Dirigenten des trigonometrischen Bureaus des Generalstabes ernannt. Diese Stellung benutzte v. Oe. von nun an unablässig zur Ausbeutung aller Zweige des geographischen Wissens; auch gab sie ihm Muße genug, seine litterarischen und kartographischen Bestrebungen eifrigst zu verfolgen. Diese waren es auch, welche ihn mit den berühmtesten Geographen der Zeit, mit Al. v. Humboldt, Karl Ritter, Berghaus, Mädler, Reymann u. a. in nahe Berührung brachten. Zugleich begann er die Herausgabe seiner mannigfachen Kartenwerke, sowie eine umfangreiche Sammlung von Karten, Grundrissen und Zeichnungen, welche, in etwa 30 000 Bl. bestehend, die ältesten seltenen kartographischen Werke enthielt und nach seinem Tode in den Besitz der französischen Regierung übergegangen ist. Um aber diese nicht als todtes Material liegen zu lassen, sondern das sehr umfangreiche Gebiet der verschiedenen Zweige der Geographie, der Topographie, Trigonometrie zc. für die Wissenschaft überhaupt nutzbar zu machen, entwickelte sich bei v. Oe. die Idee eines großen, kritisch-litterarischen Kartenwerks über alle seit Ursprung der Welt erschienenen Karten zc. zc., dessen selbstredend unvollendeter Katalog im Manuscript, welcher den Beweis seiner bis ins Unendliche gehenden minutiösen Genauigkeit und Sorgfalt giebt, sich gegenwärtig im Besitz der königlichen Bibliothek zu Berlin befindet. Der im J. 1841 begonnene „Kartenfreund", einen Theil jenes Katalogs bildend, mußte wegen der inzwischen eingetretenen Krankheit v. Oesfeld's unvollendet bleiben. Er starb am 2. November 1843 zu Berlin. Von den noch nicht erwähnten größeren Arbeiten v. Oesfeld's sind folgende bemerkenswerth, welche sämmtlich ebenso von dem großen Fleiße als von der treuen Gewissenhaftigkeit ihres Urhebers zeugen: „Der Brocken für Harzreisende", „Geographische Darstellung der europäischen Meilen, soweit deren Größe sicher bekannt, im Maßstabe von 1/100 000", 1831, „Litteratur der besseren Karten der Niederlande zc.", 1832, „Litteratur der besseren Karten der Schweiz zc.", 1833, „Tafel zur unmittelbaren Verwandlung mehrerer Längenmaße in Pariser Fuße zc.", 1836; „Verzeichniß der Autoren von den vorzüglichsten Landkarten europäischer Landestheile" o. J., „Kartenindex, nach den Hauptländern geordnet, mittelst des Verhältnisses der Maßstäbe zur natürlichen Länge", o. J., und als das bedeutendste, leider immer noch nicht vollendete Werk, auf welches v. Oe. in seinen letzten acht Lebensjahren alle seine materiellen wie geistigen Kräfte und den unausgesetztesten Fleiß verwandt hat, die Fortsetzung der berühmten Reymann'schen topographischen Specialkarte von Deutschland in 342 Blatt, von denen er einen großen Theil neu umarbeitete, einen anderen neu herausgegeben hat. Ueber den Werth dieser Arbeiten hat die Kritik längst entschieden, denn v. Oe. verstand es, bei seiner großen Sachkenntniß, seinen Erzeugnissen stets einen Grad der Vollkommenheit zu geben, wie er der Zeit und Wissenschaft angemessen. Uebrigens war er einer der eifrigsten unter den Stiftern der Berliner geographischen Gesellschaft, zog sich aber später aus ihr zurück, weil dieselbe nach seiner Ansicht falschen Tendenzen huldigte, ebenso Mitglied der Breslauer naturforschenden Gesellschaft, auch Mitarbeiter von vielen militärischen Zeitschriften und in diesen als strenger Kritiker sehr gefürchtet.

M. v. Oesfeld.

Osiander: Andreas O. ist nach der gewöhnlichen Angabe am 19. Decbr. 1498 zu Gunzenhausen an der Altmühl im fränkisch-brandenburgischen Gebiete geboren, als Sohn eines gleichnamigen Schmieds und dessen Ehefrau, einer geborenen Herzog. Indessen nennt ihn der mit ihm von frühauf bekannte Joh. Eck eines Schmieds Sohn, bei dem Kloster Ahausen im Dorf geboren, Vater und Mutter hätten sich mit ihrer Arbeit beim Kloster genährt. Gemeint ist hier die Benedictinerabtei Ahausen (Auhausen, Ohawsen) an der Wörnitz unweit Wassertrüdingen, also wenige Stunden von Gunzenhausen entfernt, wo 1608 die protestantische Union geschlossen wurde, jetzt Pfarrdorf Auhausen. Da im Städtekrieg (1450) die Schirmgerechtigkeit an die Markgrafen von Brandenburg übergegangen war, so bestünde damit Osiander's eigene Aussage, wenn er später den Herzog Albrecht von Preußen als geb. Markgrafen von Brandenburg seines Vaterlands, darinnen er geboren und erzogen, rechten natürlichen Herrn nennt*). Den Namen Osiander, der vielfach und wahrscheinlich richtig = Hosiander, Heiligmann gedeutet wird, von andern aber als halb gräcisirende Umbildung eines deutschen Namens, Hosmann, Hosanderle, d. i. Hos-Andreas (wie der Vater genannt worden sei) angesehen wird, hat nach Osiander's Versicherung schon sein Vater und Großvater getragen. Wenn das richtig, so möchte man, da der Vater ein Handwerksmann, außerhalb der gebildeten Kreise stand, auf die Vermuthung kommen, daß besondere Umstände im Leben des Großvaters ihm den auffallenden Namen eingetragen hätten. Die Angaben über die jüdische Abstammung Osiander's legen, falls ihnen Wahrheit zu Grunde liegt, die Annahme nahe, daß der Großvater ein getaufter Jude gewesen und bei seiner Bekehrung ihm der Name beigelegt sei. Doch sind jene zu unsicher, um mehr als Muthmaßung zu gestatten.

In Gunzenhausen — mag nun sein Vater immer da gelebt haben oder von Ahausen dahin übergesiedelt sein — ist O. jedenfalls als Kind unbemittelter und einfacher Leute aufgewachsen, der Vater aber soll es hier zur Stellung eines Rathmannes gebracht haben. Der Sohn wurde dann auf die Schule nach Leipzig und Altenburg geschickt und hat wie Luther vor den Thüren gesungen. Dann besuchte er die Universität Ingolstadt als Informator vornehmer Zöglinge. Hier, wo Joh. Eck seit 1510 wirkte, hat er den Grund gelegt für die ihn auszeichnende vielseitige (humanistische) Bildung; es war der Beginn der humanistischen Glanzperiode Ingolstadts (Jacob Locher!). Insbesondere hat er hier den Grund für die ihn auszeichnende Kenntniß des Hebräischen gelegt, wofür seine Beziehungen zu Böschenstein, der bis 1517 in Ingolstadt lebte, wichtig waren; ebenso muß er dort seinem Landsmann im engeren Sinne, Joh. Peurle (Ammonius Agricola) aus Gunzenhausen, der seit 1515 dort Lehrer der griechischen Sprache und Litteratur war, nahe gestanden haben; denn derselbe mußte später, als er zum Vorstand der Drachenburse gewählt wurde, den Verkehr mit dem inzwischen zum Ketzer gewordenen O. abschwören (Prantl, Gesch. der Universität Ingolstadt I, 149). Dagegen hat O. dem schulmäßigen Gang des theologischen Studiums fern gestanden, einen theologischen Grad nicht erworben. „Ex schola Prisciani hat er sich geschlungen in die Schule Pauli", wie Eck später dem „selbstgewachsenen Theologus" vorwirft. Im J. 1520 empfing O. in Nürnberg die Priesterweihe und wurde Lehrer der hebräischen

*) Zu den Nachweisungen, in meinem Leben Andr. Osiander's (S. 1 mit Anm.), auf welches im Folgenden die in Klammern beigefügten Seitenzahlen hinweisen, vgl. noch Chroniken der deutschen Städte II, 522, 25 f.; III, 81, 11. Eine abweichende Ansetzung des Geburtsdatums auf 14. December 1496 erhält an einer eigenen Aeußerung Osiander's einen erheblichen Stützpunkt; wir hätten dann ein zweites Beispiel, wie beim Geburtsjahr Luther's, daß eine Genitur ein anderes Datum als das richtige vorausgesetzt hätte.

Sprache bei den Augustinern; eine Frucht seiner Studien war die Herausgabe einer lateinischen Bibel, eines nach dem Grundtext und der griechischen Uebersetzung verbesserten Vulgatatextes. Seinen Unterhalt gewann er noch durch Lesen von Privatmessen. Aber er war in Nürnberg auf einen Boden gekommen, auf welchem die religiösen Bewegungen bereits die Gemüther mächtig erfaßt hatten; er kam in Berührung mit jenem Kreise großentheils humanistisch interessirter hervorragender Männer, welche um die mystische lebendige Frömmigkeit und die feine Natur Staupitzen's sich in Verehrung sammelten, mit den Wittenbergern in lebhaftem Verkehr standen und den ersten Schritten Luther's mit lebhaftester Theilnahme folgten; zugleich auf den Boden des reichen, kräftigen und vielseitig bewegten Lebens der blühenden Reichsstadt, das den populären Antrieben der Reformationszeit sich äußerst empfänglich öffnete (s. Fr. Roth, Die Einführung der Reformation in Nürnberg, Würzburg 1885). Gerade das Augustinerkloster unter dem Prior Wolfgang Volprecht, wo Luther's Freund Wenc. Link schon damals eine Zeit lang lebte, war ein Herd der neuen Ideen. Der Rath besetzte — nach seinem Recht — die Propsteien der beiden Pfarrkirchen St. Lorenz und St. Sebald mit Männern der neuen Richtung, und O. ward 1522 von dem neuen Propst Pömer zum Prädicanten an St. Lorenz angenommen und gewann schnell bedeutenden Zulauf; bald gehört er zu den Führern der Bewegung, voll starken Selbstgefühls im Bewußtsein ungewöhnlicher Begabung, eigenthümlicher religiöser Entwickelung und selbsterworbener theologischer Einsicht, leidenschaftlich, rücksichtslos, im Einvernehmen mit Laz. Spengler und selbst auch noch mit Pirkheimer, der ihn noch 1523 dem Erasmus lobt. Der zum Reichstag von 1522/23 nach Nürnberg kommende päpstliche Legat Chieregati hatte schon Ursache, sich über Osiander's heftige Predigten gegen den Papst und die Marienverehrung zu beschweren, und benutzte zugleich die Gerüchte von seiner jüdischen Abstammung gegen ihn, wofür seine hebräischen Kenntnisse und die dunkele Gesichtsfarbe die Handhaben boten. Als beim Reichstage des folgenden Jahres die Wogen der Bewegung schon so hoch gingen, daß in beiden Pfarrkirchen großen Scharen das heilige Abendmahl unter beiderlei Gestalt ausgetheilt wurde, stand O. auf der Höhe der Bewegung und im Vollgefühl des Siegs. Schon am Tage nach dem mit absichtlicher Vermeidung alles Gepränges vollzogenen Einzuge des Legaten Campegius, der Nürnberg schon für eine dem Papste verlorene Stadt ansah, hatte O. von der Kanzel gegen den päpstlichen Antichrist gepredigt: „Da der Kaiser Constantinus ist von Rom gezogen, ist der Antichrist eingezogen". In der Charwoche predigte er über die Leidensgeschichte so, daß er in dem Christus zum Tode bringenden jüdischen hohen Rath die päpstliche Hierarchie, in dem Verräther Judas die päpstlich gesinnten Theologen abgeschildert fand. In derselben Zeit empfing die Königin Isabella von Dänemark (Gemahlin des vertriebenen Christian II. und Schwester Karls und Ferdinands) aus Osiander's Hand das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Der im Reiche Hilfe für seine Bedrängniß suchende Hochmeister des deutschen Ordens, Markgraf Albrecht empfing in Nürnberg von O. entscheidende Eindrücke.

Bei den vorwärts drängenden Schritten, wie bei deren Vertheidigung gegen die Maßregeln des Bamberger Bischofs stand O. den beiden Pröpsten der Pfarrkirchen als bedeutendste Kraft zur Seite, wie er auch bei der von ihnen veröffentlichten Rechtfertigungsschrift (Grund und Ursach &c., 1524) wesentlich betheiligt erscheint (S. 27). Als dann im Hinblick auf die in Aussicht genommene Nationalversammlung zu Speier zur Erörterung der religiösen Frage Markgraf Casimir von Brandenburg mit seinen Nachbarn, der Stadt Nürnberg und dem Grafen Wilhelm von Henneberg, sich über 23 Fragartikel einigte, über welche Gutachten aufgestellt werden sollten, lieferte O. in Gemeinschaft mit seinen Amtsbrüdern

Dominicus Schleupner und Venatorius den am entschiedensten vorgehenden Rathschlag. Es ist die bedeutende Schrift: „Ein gut Unterricht und getreuer Ratschlag aus heiliger göttlicher Schrift, wes man sich in diesen Zwietrachten, unsern heiligen Glauben und christliche Lehre betreffend, halten soll. Darinnen was Gottes Wort und Menschenlehr, was Christus und der Antichrist sei, fürnehmlich gehandelt wird", 1524. Sie ist Osiander's eigenstes Werk, in welchem seine eigenthümliche von einer starken Ader speculativer Mystik durchzogene Theologie sich mit großer Sicherheit und Selbständigkeit ausbreitet, aber freilich auch mit Verkennung der Grenzen zwischen einem populären Bekenntniß und einer individuellen Theologie (vgl. S. 24—44 und Heberle in den Stud. und Krit., 1844, S. 371 ff.). Ungefähr um dieselbe Zeit schüttete O. seinen ganzen Zorn gegen die den evangelischen Bestrebungen feindseligen Mönche, insbesondere die Bettelmönche aus, indem er den Brief des bambergischen Hofmeisters Joh. v. Schwarzenberg an seinen Bischof, worin dieser rechtfertigte, daß er seine Tochter wieder aus dem Kloster genommen, herausgab mit einer langen Vorrede, „darinnen die Mönche ihres zukünftigen Unterganges erinnert und ernstlich gewarnt werden". Diese gestaltet sich in Form einer allegorischen Schriftauslegung zu einer äußerst heftigen Bekämpfung des kirchlichen Systems, deren scharfer Ton das Misfallen des vorsichtigen Raths erregte. Endlich aber war O. der ausschlaggebende Sprecher der evangelischen Partei auf dem durch die städtische Obrigkeit in den Fasten 1525 veranstalteten Religionsgespräch, welches über die religiöse Stellung der Stadt entschied, sowie zunächst über das Schicksal der Klöster. Im Spätherbst desselben Jahres that O. dann den für seine persönliche Stellung entscheidenden Schritt der Verheirathung.

Die Anfänge der religiösen Umwandlung hatten sich nun aber vollzogen mitten unter den politisch-socialen Bewegungen der Bauernunruhen, welche auch Nürnberg bedrohten und in der städtischen Bevölkerung viel Zündstoff fanden. O. an der Spitze der religiösen Freiheitsbewegung sah sich ähnlich wie Luther genöthigt, gleichzeitig Front zu machen gegen diese Umsturztendenzen, welche die Sache der religiösen Erneuerung zu compromittiren und in verhängnißvolle Bahnen zu treiben drohten. Wie unter den Bauern eine Zeit lang die Hoffnung herrschte, die Reichsstadt für ihre Sache zu gewinnen, so erscheint in der Schrift: Handlung, Ordnung und Instruction so fürgenommen worden sein von allen Rotten ꝛc. (Strobel, Beiträge z. Litt. II, 30) der Vorschlag eines Schiedsgerichtes über die Forderungen der Bauern unter Ferdinand, dem Kurfürsten von Sachsen, Nürnberg u. a. und mit Heranziehung ihrer christlichen Lehrer, und hier wird nach Luther ꝛc. auch Osiander's Name genannt. Der Rath von Nürnberg, der es verstand, durch kluges Laviren bei starker Nachgiebigkeit in manchen Dingen doch das Heft in der Hand zu behalten, forderte in dieser Zeit die Prediger ausdrücklich auf, die „Freiheit eines Christenmenschen wohl zu verdeutschen und zu zeigen, daß die Freiheit, so durch das Blut Christi erlangt, sich nicht auf die äußerlichen Bürden und Schulden ziehen lasse" (Roth a. a. O. S. 165). Infolge dessen hielt O. am Sonntage Lätare 1525 eine bald darauf in Druck gegebene Predigt über Matth. 17, 24—27 (S. 72 ff.), welche dem in trefflicher Weise entsprach. — Nicht minder aber zeigte sich die klare Sonderung der evangelischen Anschauungen Osiander's von den radicalen der Schwärmer Münzerischer Richtung in dem Gutachten gegen die Schriften des um diese Zeit (Octbr. 1524) in Nürnberg erscheinenden Heinrich Pfeifer, gen. Schwertfeger (S. 63 ff.). Wie hierin O. im Wesentlichen auf demselben Boden steht mit Luther, so finden wir ihn auch bereits eines Sinnes mit ihm in der Bekämpfung einer blos symbolischen Auffassung des heil. Abendmahls, wie das Gutachten über den Maler Greiffenberger zeigt (S. 66 ff.). Dem in den

nächsten Jahren wachsenden Einfluß Zwingli's in Oberdeutschland bemühte sich O. nach Kräften entgegenzuwirken. Man predigte in Nürnberg eifrig gegen die Lehre der Schweizer, ohne Zweifel auf Anregung der Prediger ließ der Rath Zwingli's und Oekolampad's Schriften in Nürnberg nicht zu. Dann zog Laz. Spengler O. heran, um den ihm befreundeten Billican in Nördlingen von seiner Hinneigung zur Zwingli'schen Auffassung zurückzubringen. Jetzt (Frühjahr 1527) wandte sich Zwingli selbst in einer ausführlichen brieflichen Darlegung an O., welche O. mit einer schroffen und groben zurückweisenden Erwiderung in Druck gab (Epistolae duae etc. S. 85 ff.). Die Kluft wurde unüberbrückbar. Die kirchenpolitischen Wünsche und größern Gesichtspunkte des Landgrafen Philipp führten zwar zu dem Marburger Gespräch (Octbr. 1529), zu welchem er neben den Wittenbergern auch Brenz und O. einlud; aber O., obwol er die Auszeichnung gewiß zu schätzen wußte, versprach sich doch einen reellen Erfolg davon ebensowenig wie Luther, da er sich einen solchen nur so denken konnte, daß die Schweizer ihre Lehranschauung aufgäben.

Die Nothwendigkeit, sich nach verschiedenen Seiten abwehrend zu verhalten, hinderte übrigens O. nicht, auch ferner römische Kirche und Papstthum in entschiedenster Weise zu befehden. In origineller Art ist dies geschehen in einer Schrift, zu welcher er sich mit Hans Sachs verbunden und überdies die Hülfe des Holzschneiders in Anspruch genommen hat. Er ließ eine ältere „Prophecey im Bilde (ohne alle Wort) gestellt", von der sich ein Exemplar im Karthäuserkloster, das andere in der Rathsbibliothek fand, im Bilde reproduciren, gab eine Erklärung dazu, deren Summa Hans Sachs in kurze Reime faßte: „Ein wunderliche Weissagung von dem Papstthum, wie es ihm bis an das Ende der Welt gehen soll ꝛc.", 1527 (S. 97 ff.). Ohne Zweifel ist schon der ursprüngliche Sinn dieser Bilder eine Polemik gegen die Verweltlichung des Papstthums, wahrscheinlich drücken sich in ihnen, die aus dem Jahre 1278 stammen sollten, joachimitische Ideen von einem Gericht über das Papstthum und einer Reformation durch das lautere Mönchthum aus; es wurde O. nicht schwer, sie frischweg auf Luther's Werk zu deuten, eine ohne Zweifel nach Geist und Stimmung der Zeit höchst wirkungsvolle Art der Polemik, die aber von Seiten des maßvollen und vorsichtigen Raths dem Drucker wie dem Theologen und Dichter eine Rüge zuzog.

Andererseits machte sich das Bedürfniß einer positiven Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse immer gebieterischer geltend. Nach dem Tode des Markgrafen Casimir verband sich dessen Bruder und Nachfolger Georg mit der Reichsstadt Nürnberg zu einer gemeinsam abzuhaltenden Kirchenvisitation in den benachbarten Gebieten. Hierfür waren von Seiten der markgräflichen Theologen Artikel (d. h. Bezeichnung der Punkte, auf welche sich die Visitation richten sollte) gestellt, welche dann von O. und Schleupner inhaltlich entwickelt wurden: die sog. Schwabacher Visitationsartikel von 1528 (bei v. d. Lith, Erläuterung der Reformationshistorie, Schwabach 1733, S. 247 ff. u. ö.; nicht zu verwechseln mit den Schwabacher Artikeln, welche der Augsburgischen Confession zu Grunde liegen). Hieran und an die 1528 und 1529 gehaltene Visitation schlossen sich jahrelange Bemühungen und Verhandlungen behufs Herstellung einer Kirchenordnung, bei denen die evangelischen Prediger Nürnbergs mit der eigenwilligen und herrischen Natur Osiander's in manche Reibung geriethen, O. aber schließlich doch als die bei weitem bedeutendste theologische Kraft in Gemeinschaft mit dem durch Markgraf Georg hinzugezogenen Brenz den Abschluß der brandenburgisch-nürnbergischen Kirchenordnung zu Stande brachte, welche 1532 im Druck erschien, aber mit der Jahreszahl 1533, da sie

vom ersten Tage dieses Jahres in Nürnberg gelten sollte. Dies geschah also, nachdem durch den sogenannten Nürnberger Religionsfrieden die gefahrvolle Lage der Augsburgischen Confessionsverwandten, wie sie seit der Speierschen Protestation sich gestaltet hatte, friedlicheren Verhältnissen gewichen war. In jener gefahrvollen Zeit, wo angesichts des bevorstehenden Augsburger Reichstags die Möglichkeit des gewaltsamen Vorgehens des Kaisers sich zeigte, und wo auf den Conventen der protestantischen Partei (Schwabach, Schmalkalden) die Frage aufgeworfen wurde, ob man äußersten Falls zu bewaffneter Gegenwehr gegen den Kaiser berechtigt sei, wie Philipp von Hessen und auch die juristischen Rathgeber des Kurfürsten von Sachsen behaupteten, Luther aber und die meisten der evangelischen Theologen bestritten, finden wir O. auf ersterer Seite. Er trennte sich hier nicht nur von Luther, sondern auch von Laz. Spengler, der in dieser Frage schon durch die traditionelle Stellung der Städte zum Kaiser bestimmt war. „Es scheine als wolle man aus dem Kaiser einen Gott machen", äußerte er und erbot sich zu einem schriftlichen Gutachten (S. 126). Dieses halte ich mich für berechtigt, in einem „theologischen Rathschlag von Nürnberg" wiederzufinden, der uns anonym (bei Hortleder, Ursachen des teutschen Kriegs II, I, 7 ff.) erhalten ist, und dessen Grundgedanken darüber, „daß nicht alle, sondern nur die ordentliche Gewalt von Gott, und daß deswegen die untere Obrigkeit im Reich wohl befugt, wider die unordentliche Gewalt der Oberen in Glaubenssachen ihre Unterthanen zu schützen" in späteren Aeußerungen Osiander's entschieden wiederklingen. Während des Augsburger Reichstags wurde auch O. für einige Zeit von seiner Obrigkeit dorthin gesandt, wie es scheint erst nach der Uebergabe der Confession (s. Herzog's Realencycl. 2. A. IX, 121. Anm.). Er verkehrte dort mit den Theologen, war aber über die Zaghaftigkeit Melanchthon's sehr unwillig; Melanchthon aber hatte Grund, sich von Osiander's persönlichem Verhalten unangenehm berührt zu fühlen. Nach Nürnberg zurückgerufen, setzte dann O. wol nach den Aufzeichnungen, welche Camerarius bei Anhörung der päpstlichen Confutationsschrift gemacht hatte, eine Apologie auf, welche noch unter der Voraussetzung, daß der Kaiser noch eine Beantwortung der Confutatio annehmen würde, als Rathschlag des Nürnberger Theologen an Melanchthon gesandt wurde. Beachtenswerth ist in dieser Apologie die Entschiedenheit, mit welcher das katholische Autoritätsprincip bekämpft und deshalb am römischen Begriff der Kirche getadelt wird, daß für den Begriff der sichtbaren Institution der Kirche ohne Weiteres die idealen Prädicate in Anspruch genommen werden, welche der Kirche, sofern sie Gegenstand des Glaubens ist, zukommen. Als dann auf dem Tage zu Schmalkalden (Decbr. 1530) auch Nürnberg, obwol es in den schmalkaldischen Bund nicht eintrat, doch sich dem Beschluß einer Appellation wider den Augsburger Reichstagsabschied anschloß, lieferte O. seiner Obrigkeit ein Gutachten für eine solche Appellation an ein Concil (S. 147 ff.), welches dem Kaiser das Recht abspricht, die Religion, die Lehre und den Glauben zu regieren.

Ueberall wird man in diesen Erörterungen eine eigenthümliche Kraft und Energie der Gedanken wahrnehmen, aber auch ein Naturell, welches zwar, so weit es sich um Durchsetzung der Forderungen evangelischer Reformation, um Losreißung vom Alten handelt, von durchschlagender Kraft ist, viel minder aber die Eigenschaften für ein geduldiges, vorsichtig abwägendes und sich den realen Verhältnissen anpassendes Verfahren im Aufbauen des Neuen erkennen läßt. Daher folgt denn auf die Periode in Osiander's Leben, wo er an der Spitze der Bewegung stehend einer großen Popularität genoß, eine Periode, in welcher sein entscheidender Einfluß drückend empfunden wird, und besonders das Verhältniß zum Rath wie zu seinen Collegen zu wiederholten Reibungen führt. Schon in

den Verhandlungen wegen der Kirchenordnung läßt sich das erkennen, besonders aber dann in dem Beichtstreite (S. 169 ff., dazu noch Spengler's Brief bei Seidemann, in den Stud. u. Krit. 1878, 320). Der Aufrichtung des Bannes, wie er als eine für die Selbsterhaltung der Kirche wesentliche Function von O. und andern für die Kirchenordnung gefordert war, hatte sich der Rath entschieden widersetzt; in der That fehlten nach Aufhören der bischöflichen Gerichtsbarkeit die geeigneten Organe, wenn nicht die Prediger zu souveränen Herrn der Gemeinde gemacht werden sollten. Die Kirchenordnung hatte nun zwar im Interesse kirchlicher Zucht eine zeitweilige Zurückhaltung vom Sacramente vorgesehen. Diese aber blieb ein todter Buchstabe, solange Privatbeichte und Absolution nur empfohlen, nicht aber obligatorisch waren, und die an alle Besucher des Gottesdienstes sich richtende allgemeine Beichtvermahnung und Zusage der Sündenvergebung (die sog. offene Schuld) das Uebliche war. Dem gegenüber trat O. zuerst 1533 mit zähester Leidenschaftlichkeit auf, da diese nach seiner Ansicht unberechtigte Anwendung des Löseschlüssels die Handhabung des zur Herstellung strengerer kirchlicher Zucht erforderlichen Bindeschlüssels unmöglich machte. Ein berechtigtes Gefühl, das z. B. auch Brenz theilte, trieb ihn doch in große Leidenschaftlichkeit, offenbare Uebertreibung und Consequenzmacherei hinein; selbst L. Spengler war entrüstet über Osiander's hoffärtigen und verächtlichen Geist; es sei Zeit, „daß O. durch unser aller Patron Dr. Luthern in einem sondern Schreiben ernstlich am Zaum geritten wird, denn dies Roß will zu viel frech und ungehalten, auch mit scharfem Sporn geritten werden“. Die Wittenberger mußten vermitteln und O. schwieg. Aber noch zweimal, 1536 und 1539, brach der Streit wieder aus. Den zuchtlosen Elementen der städtischen Bevölkerung wurde dies eine willkommene Gelegenheit zu seiner Verkleinerung. Als im J. 1539 das seit 15 Jahren (also seit Beginn der Reformation) unterbliebene Schönbartlaufen wieder gehalten wurde, wobei die übermüthige Jugend der reichen Nürnberger Geschlechter allerlei Ueppigkeit und Uebermuth zu treiben pflegte, erschien auf der sogenannten Hölle, einem großen Schiff, das umhergezogen und zuletzt verbrannt wurde, die Gestalt Osiander's abgebildet mit einem großen Schlüssel darüber. Mit dem dabei gegen O. und sein Haus verübten Unfuge hing zusammen, daß das Schönbartlaufen von da an untersagt wurde.

An den öffentlichen Verhandlungen der Protestanten hat O. mehrfach Theil genommen; so wurde er auf Melanchthon's Wunsch mit Veit Dietrich den Nürnberger Gesandten zum Schmalkaldener Convent 1539 beigegeben und betheiligte sich an den Verhandlungen der Theologen; es erregte aber Anstoß, daß er wenige Tage nach Luther über denselben Text wie dieser (1. Joh. 4, 1—3) predigte, um seiner Lieblingsidee von der wesentlichen Einwohnung Christi in den Gläubigen entschiedenen Ausdruck zu geben. Indessen blieb er gerade in den folgenden Jahren in lebendigem Verkehr mit den Wittenbergern. Auch an den Verhandlungen zu Hagenau (Sommer 1540) und Worms (November 1540), den vorbereitenden Handlungen für den Regensburger Einigungsversuch nahm er Theil; von Hagenau aus besuchte er auch Straßburg (Corp. Ref. XXXIX, p. 69). Damals wurde er auch mit Calvin, der in Hagenau und nachher in Worms war, bekannt, und verletzte ihn durch den Mangel jener strengen sittlichen Haltung, insbesondere bei Tische und beim Trunk, die ihm öfter zum Vorwurf gemacht wurde. Durch sein schroffes Auftreten gegenüber den Schachzügen Granvella's und der, wie er nicht ohne Grund urtheilte, gefährlichen Nachgiebigkeit Melanchthon's erregte er aber das Mißfallen der Nürnberger Herren, die ihn von Worms abriefen und am Regensburger Gespräch (1541) nicht ihn sondern Veit Dietrich Theil nehmen ließen. Dagegen finden wir ihn im folgenden Jahre bei dem Pfalzgrafen Ottheinrich in Pfalz-

Neuburg, der sich von Nürnberg einen Theologen erbeten hatte zur Reformation seines Gebiets. O. durfte hier, seiner Neigung entsprechend, als selbständige geistliche Autorität auftreten, und es überrascht zu sehen, wie sehr er auf Ottheinrichs Wunsch dem Reformationsmandat eine möglichst wenig provocirende, dem Kaiser gegenüber möglichst unverfängliche Form gab und wie conservativ er in der Ausarbeitung der pfalz-neuburgischen Kirchenordnung, der er im Ganzen die brandenburgisch-nürnbergische zu Grunde legte, dem Wunsche Ottheinrichs nachgebend in der Beibehaltung von Ceremonien war, indem er sich in dieser Hinsicht vielfach an die kurbrandenburgische anschloß.

Es kamen nun trübe Zeiten für O., nicht nur durch persönliche Gehässigkeit gegen ihn, sondern auch durch die düsteren Aussichten für die Evangelischen in Deutschland. In ersterer Beziehung reizte ihn eine anonyme Schmähschrift in lateinischen Versen, Speculum Andreae Osiandri praedicatoris, Norimb. 1544 (abgedruckt im Litterarischen Museum II. Altorf 1780. S. 187 ff.). Mit einer starken Beleuchtung der unleugbaren Schwächen seines Charakters, seines hochfahrenden rechthaberischen Wesens und eines gewissen Eigennutzes, den man in seinen Verhandlungen mit dem Rath (1534) finden konnte, da er sein Bleiben in Nürnberg von vergleichsweise starken Forderungen abhängig machte (S. 203 ff.), verbindet sich unzweifelhaft lügenhafter Klatsch über Osiander's Privatleben. O. sah darin das Werk eines Zwinglianisch gesinnten und vertheidigte sich dagegen in einer lateinischen Apologie (1545). Wichtiger aber waren die allgemeinen Verhältnisse; die Stimmung in Nürnberg, welche verglichen mit den früheren Entscheidungsjahren eine merklich abgekühlte war, empfand er als sträfliche Lauheit; das Stadtregiment, von je gewohnt, sein Aufsehen auf den Kaiser zu haben, wurde unter den drohenden Verhältnissen, welche schließlich den schmalkaldischen Krieg herbeiführten, in seiner sehr vorsichtigen Haltung bestärkt, während O. die reformatorische Stellung in ihrer ursprünglichen Schroffheit festhielt und aus der Offenbarung Johannis und dem Propheten Daniel das nahebevorstehende Gericht über das Papstthum als den Antichrist nachwies (conjectura de ultimis temporibus 1544). Sein tiefer Unmuth über Lauheit und religiöse Indifferenz, welche nur von weltlichen Interessen sich bestimmen läßt, klingt aus der Schrift von den Spöttern des Wortes Gottes (1545) hervor, und in der viel Schönes enthaltenden „Trostschrift wider die gottlosen Verfolger des Wortes Gottes aus den ersten drei Bitten des heiligen Vater Unsers gezogen" (Sommer 1546), schlug er gerade in den Tagen der bängsten Erwartung unmittelbar vor dem Losbrechen des Unwetters einen Ton an, der zusammen mit seiner ganzen Haltung es begreiflich macht, daß er sich nachher beim Durchzug der kaiserlichen Truppen auf ihrem Wege nach Sachsen besonders gefährdet sah, zumal er und Veit Dietrich durch Briefe compromittirt waren, die bei der Besetzung von Schwäbisch-Hall durch die kaiserlichen Truppen unter den Papieren von Brenz gefunden worden waren. Indessen ging die Gefahr vorüber. Als aber nun Nürnberg sich genöthigt sah, trotz des Widerstrebens seiner Theologen, vor allen Osiander's, das Interim wenigstens pro forma anzunehmen, verließ O. plötzlich die Stadt, nachdem sein sehr scharfes „Bedenken vom Interim" auswärts (vielleicht in Magdeburg) wider Willen des Raths gedruckt worden war. Der Rath hatte von den Geistlichen verlangt, nicht wider das Interim zu predigen. O. aber wollte nicht schweigen und scheint überdies weitere Maßregeln gegen sich gefürchtet zu haben.

Von Breslau aus bot O. (2. December 1548) seinem alten Gönner, dem Herzog Albrecht von Preußen, der in ihm seinen geistlichen Vater verehrte, seine Dienste an, „auf dem Predigtstuhl oder mit Lectionen an der Universität", und erhielt freundliche Antwort. Am 24. Januar 1549 traf er in Königsberg ein,

wo ihm die Pfarrstelle an der altstädtischen Kirche übertragen wurde, welche seit kurzer Zeit Osiander's Landsmann, der ebenfalls wegen des Interims aus dem Nürnberger Gebiet entwichene Joh. Funck, interimistisch versehen hatte. Zugleich sollte aber Osiander auch an der Universität wirken; ja, er wurde bald professor primarius in der theologischen Facultät, obwohl er keinen akademischen Grad besaß. Die bedeutende, aber auch herrische, ihres Uebergewichtes sich stark bewußte Persönlichkeit des sichtlich vom Herzog bevorzugten Mannes wurde von vorn herein mit mißgünstigen Augen betrachtet; man fühlte sich durch ihn bedrückt. Staphylus, der viel jüngere Mann, der seine theologische Lectur kurz vorher niedergelegt hatte, aber bei Albrecht viel galt, fühlte sich ihm gegenüber innerlich unsicher. Osiander's Antrittsdisputation (de lege et evangelio, 5. April 1549), sowie Aeußerungen in seinen Vorlesungen über die ersten Capitel des 1. Buchs Mosis' wurden von einem jungen Magister, Mathias Lauterwald, der in Wittenberg studirt hatte und sich auf die Lehre der Wittenberger, besonders Melanchthon's, berief, angegriffen. Lauterwald veranlaßte auch den Leipziger Theologen Bernh. Ziegler sich einzumischen. O. aber verfolgte seine Gegner um so schärfer, als er in ihnen zugleich das verhaßte Interim, dem sich ja Wittenberg und Leipzig gefügt hatten, traf, das Interim, vor dessen seelengefährlichen Folgen er nicht müde wurde, den Herzog zu warnen. Er wurde nun zum Mittelpunkt einer kleinen einflußreichen Partei; namentlich ließ sich Joh. Funck, jetzt Hofprediger Albrecht's, nach einem merkwürdigen anfänglichen Schwanken von O. völlig hinnehmen und wurde sein rücksichtslosester Parteigänger, und sodann wurde der bei Albrecht viel geltende Leibarzt Andreas Aurifaber Osiander's Schwiegersohn und verstärkte so noch Osiander's Einfluß auf den Herzog. Gegen den Begünstigten erschienen jetzt Epigramme und Pasquille, deren Urheber von O. heftig verfolgt wurden: die Universität wurde in die häßlichsten persönlichen Zwistigkeiten hineingezogen, wobei O. auch manche Mißbräuche in der Verwaltung der Universität aufdeckte und dadurch um so mehr gegen sich aufreizte. Er blieb aber siegreich; nicht nur Lauterwald, sondern auch sein Hauptgegner an der Universität, der Mediciner Bretschneider (Placotomus), mußten aus Königsberg weichen. Der Hauptkampf aber brach erst aus in Folge der Disputation Osiander's vom 24. October 1550, „Von der Rechtfertigung des Glaubens", wobei der junge Martin Chemnitz und Melchior Isinder seine Opponenten waren. Der Fassung der Rechtfertigung des Sünders vor Gott als der göttlichen Gewährung der Sündenvergebung und Gerechterklärung des Sünders um des Verdienstes Christi willen, welche vom Glauben angeeignet wird, setzte O. die mystisch-speculative Anschauung entgegen, welche in der That von Anfang an seine Theologie beherrscht hat, daß auf Grund der objectiv durch Christus beschafften Sündenvergebung der Glaube Christum selbst, d. h. die ewige Gottheit selbst im ewigen Worte Gottes und damit die wesentliche (substantielle) göttliche Gerechtigkeit empfange; eine Anschauung, welche O. weiter dahin entwickelte, daß der Mensch seiner ursprünglichen Bestimmung nach eben auf jene wesentliche Einwohnung Gottes angelegt sei, so daß die Menschwerdung Gottes in Christo nicht blos als eine durch die menschliche Sünde veranlaßte besondere Heilsveranstaltung Gottes erscheint, sondern als Ausführung der ursprünglichen Idee einer von Gott erfüllten Menschheit, deren organisches Haupt der Gottmensch ist („An filius dei fuerit incarnandus, si peccatum non introivisset in mundum etc." 1550). Der damals eben nach Königsberg berufene Joachim Mörlin, Pfarrer am Kneiphöfischen Dom, gleich O. ein heftiger Gegner des Interims, schien anfangs zu einer Vermittelung zwischen O. und den Gegnern, welche in Wittenberg eine andere Theologie gelernt hatten, geneigt und geeignet

er der Gegensatz zwischen O., der sich den Häuptern der deutschen Reformation ebenbürtig fühlte, und seinen Gegnern (Hegemon, Isinder, Venediger und onders Staphylus), die epigonenhaft an der Melanchthonischen Lehre hielten d O. in keiner Weise gewachsen waren, verschärfte sich rasch, genährt durch iander's Schriften mit ihrer feindseligen Gereiztheit gegen die Wittenberger Bericht und Trostschrift an seine Nürnberger Freunde", s. S. 418 f.). Die m Herzog gewünschte Vermittelung durch Mörlin und Andr. Aurifaber (Febr. 51) scheiterte. Von beiden Seiten berief man sich auf Luther, in dessen :heren Schriften O. in der That eine gewisse Anknüpfung für seine eigenimliche Anschauung fand. Zwischen Mörlin und O. kam es endlich zum lligen Bruch und zur rücksichtslosesten Polemik von Kanzel und Katheder; verolich versuchte das Mandat des Herzogs vom 8. Mai 1551 den Streit in Bahnen ruhiger theologischer Verhandlungen zu leiten. Die Erbitterung ichs noch durch einen anderen Umstand. Nach dem Tode des Bischofs von imland, Georg v. Polenz, hatte Albrecht für die Verwaltung der geistlichen unctionen eines solchen — denn einen Bischof wollte er trotz früherer Zusage ht wieder ernennen — Joh. Brenz zu gewinnen gesucht, aber vergeblich. rade jetzt nun, im Sommer 1551, machte er den so gehaßten und gefürchteten zum „Verwalterpräsidenten" des Bisthums. Dies goß Oel ins Feuer; an erklärte, ihn als solchen nicht anerkennen zu können. Mörlin wollte nen Osiandristen zum Sacrament zulassen und nahm eigenmächtig Ordinationen n Candidaten vor, welche ihm von Patronen dazu präsentirt wurden, „weil das Heiligthum nicht beim Teufel suchen wollten". Während nun Mörlin d die Seinen es dahin zu bringen suchten, daß Osiander's Sache auf einer eußischen Synode verhandelt und dann ohne Zweifel verurtheilt wurde, verchte Albrecht, der dem O. den Druck seines Bekenntnisses gestattete, seinen egnern aber den Druck wehrte, einen anderen Ausweg, indem er (5. October 51) sein „Ausschreiben" an die Fürsten und Städte evangelischer Confession Deutschland richtete und mit ihm Osiander's Confession („Von dem einigen littler Jesu Christo und Rechtfertigung des Glaubens", Königsb., 8. September 551) und eine Darlegung der bisherigen Streitigkeiten sandte. Aber die eisten der nun einlaufenden Urtheile und Gutachten fielen wenig günstig für inen Schützling aus, und wurden zunächst nicht vom Herzog veröffentlicht. Nur s würtemberger Responsum vom 5. December 1551, dessen hauptsächlicher Urber der von Alters mit O. in intimeren Beziehungen stehende Brenz war, verchte in einer für O. wohlwollenden Weise eine Vermittelung und Ausgleichung r einander gegenüber stehenden Ansichten. Aber die Gegner wollten sich darif nicht einlassen, und O. veröffentlichte eine Streitschrift nach der anderen, runter: „Daß ich nun über 30 Jahre allerweg einerlei Lehre geführt habe". egen ein sehr maßvolles Gutachten Melanchthon's, welches von Paul Eber ne Wissen Melanchthon's und unter Beifügung recht gehässiger und plumper eußerungen Bugenhagen's und Försters in Druck gegeben war, schrieb O. die deutende Schrift: „Widerlegung der ungegründeten, undienstlichen Antwort hilippi" (S. 481 ff.), worin aber auch die ganze Gereiztheit Osiander's gegen n herrschenden theologischen Einfluß Melanchthon's und den engen Kastengeist r an Philippus und ihren der Wittenberger Schule geleisteten Eid (Doctoreid) bundenen jüngeren Generation zum vollsten Durchbruch kommt. Nun aber aten auch die Männer, welche gleich ihm besonders wegen des Interims den ittenbergern grollten, Flacius Illyricus, Gallus u. a. mit Streitschriften von icht geringer Heftigkeit gegen ihn auf und zeigten, daß O. auch von dieser eite nichts zu hoffen hatte. kannte natürlich bei seiner vertrauten Stellung um Herzog die eingelaufenen noch nicht veröffentlichten Gutachten; litte-

rarisch aber durfte er nur die bereits zahlreich im Druck erschienenen Schriften berücksichtigen. Dies that er in der Schrift „Schmeckbier“, worin er, da der Unermüdliche doch nicht sofort alle eingehend widerlegen konnte, aus einer ganzen Anzahl gegnerischer Schriften je einzelne Stücke herausgriff als Proben ihres Geistes, „gleich als wenn man ein Faß anzäpft und Schmeckbier daraus gibt, da man denn aus einem oder zwei Trunken wol schmecken kann, was im ganzen Faß ist“. Auch das zweite nun im Sommer 1552 eingehende würtembergische Responsum vermochte nach Lage der Sache nichts, da die Gegner unbedingte Revocation Osiander's, dieser volle Anerkennung seiner dogmatischen Position verlangte, an einer ausgleichenden Verständigung aber beiden Parteien nichts lag. Es schien nur noch gewaltsames Eingreifen gegen die eine oder die andere Partei übrig zu bleiben; und dergleichen Befürchtungen beherrschten in der That die Gemüther. Die Anwesenheit des Königs von Polen in Königsberg im September 1552 hat vielleicht schon damals zu Versuchen seitens des ständischen Adels und der mit der Hofpartei unzufriedenen Elemente im Lande geführt, mit Hilfe Polens einen Druck auf Albrecht zu üben.

Aber O. sollte den Kämpfen schnell entrückt werden. Der schon seit einiger Zeit leidende Mann hat am 2. October 1552 zum letzten Male gepredigt, dann sich bald gelegt und ist am 17. October nachmittags gegen 4 Uhr vom Schlag getroffen gestorben, dann unter Beisein des Hofes mit einer hochrühmenden Grabrede Joh. Funck's in der altstädtischen Pfarrkirche beigesetzt worden. Aber der über sein Grab weiter tobende Streit hat ihm den Ruheplatz nicht gegönnt. Nach der Katastrophe, welche die Hinrichtung J. Funck's herbeiführte, ist sein Leichnam ausgegraben und, man weiß nicht wo, beigesetzt.

Blicken wir noch auf die gelehrte Thätigkeit Osiander's, so weit sie nicht im Obigen bereits dargestellt ist. Ohne Zweifel liegt ja das Schwergewicht in den reformations-historischen und dogmatisch-polemischen Schriften, deren wichtigste genannt sind. Ich erwähne noch seine Schrift gegen Eck, eine der leidenschaftlichsten und gröbsten: „Verantwortung des Nürnbergischen Katechismi“, 1539. Eine umfangreiche Schrift Eck's über die Kirchenordnung hatten die Urheber derselben unbeantwortet gelassen; eine spätere Anzapfung aber der Lehre des der Kirchenordnung beigegebenen „Katechismus oder Kinderpredigt“, veranlaßte O. zu der obigen sehr umfangreichen Gegenschrift; ein Umstand, der doch dafür spricht, daß der Antheil Osiander's an jenen Kinderpredigten (die Justus Jonas 1539 ins Lateinische übersetzte, Cranmer 1548 in englischer Sprache herausgeben ließ), wohl kein ganz geringer war, obgleich sie gewöhnlich nur Brenz zugeschrieben werden. Der Kampf gegen das unter dem Gesichtspunkt des Antichristenthums betrachtete Papstthum setzt sich nicht nur in den erwähnten Conjecturae (Vermuthung von den letzten Zeiten) und der Schrift gegen das Interim fort, sondern auch in der merkwürdigen Schrift „Von dem neugeborenen Abgott und Antichrist zu Babel“, 1550 (S. 363 ff.). — Die hebräischen und rabbinischen Studien, zu deren Vervollständigung er in Nürnberg eine Zeitlang die Hilfe eines jüdischen Schulmeisters zu Schnaitach in der Oberpfalz benützte, der unter besonderer Genehmigung der Obrigkeit im Monat ein- oder zweimal zu ihm in die den Juden verschlossene Stadt kommen durfte, verrathen sich wiederholt bei O. Auch mit dem bekannten Elias Levita hat er in Verbindung gestanden. Als die Juden im Bisthum Eichstädt im Verdacht des Mordes von Christenkindern zu rituellen Zwecken standen, überreichten sie 1540 dem Bischof ein Büchlein, welches sie gegen diesen Verdacht in Schutz nahm, und dessen (nicht genannter) Verfasser O. war. Die kleine, ohne Ort und Datum gedruckte Schrift („Ob es war vnn glaublich sey, daß die Juden der Christen kinder heymlich erwürgen, vnd jr Blut gebrauchen 2c.“), wurde sofort von Eck be-

kämpft (s. Wiedemann, J. Eck S. 636 ff. und meinen Osiander S. 561). — In der Evangelienharmonie (Harmoniae evang. ll. IV. Basil. 1537. Ins Deutsche übersetzt von Schweintzer, Frankf. a. M. 1541), der ersten von evangelischer Seite, hat O. die harmonistischen Grundsätze unter Voraussetzung einer sehr strengen Inspirationsvorstellung mit großer Gewaltsamkeit durchgeführt. — Von einer günstigen Seite lernen wir O. als praktischen Seelsorger in einigen kleineren Schriften und Predigten kennen: „Wie man um zeitlichen Fried ꝛc. Gott bitten soll", 1527 (S. 107); „Wie und wohin ein Christ die grausame Plag der Pestilenz fliehen soll", 1533 (S. 156), „Unterricht an einen sterbenden Menschen", 1537 (S. 204), „Unterricht und Vermahnung, wie man wider den Türken beten und streiten soll", 1542 (S. 245). Andere Predigten zeigen uns den Reformator, so die zu Neuburg an der Donau gehaltenen mit ihrer evangelischen Belehrung über Heiligenanrufung, Fegfeuer und Gebet für die Todten ꝛc. (S. 250 ff.); noch andere dienen dem evangelischen Schriftverständniß, wie die der Königsberger Zeit angehörigen (S. 510 ff.). In allen ist Wärme, Tiefe und eigenthümliche Kraft des religiösen Gedankens zu spüren, sowie freie Beherrschung der Sprache, doch macht der Theolog sich etwas zu stark geltend, sie stehen wenigstens hinter denen Luther's an Unmittelbarkeit und Popularität zurück. — Die gelehrten Interessen Osiander's gingen aber auch über das theologische Gebiet hinaus; insbesondere auch auf Mathematik und Astronomie. Wie er auf diesem Gebiete ganz den astrologischen Liebhabereien der Zeit huldigt, so steht er doch mit hervorragenden Mathematikern, auch mit Nicol. Copernicus, in näheren Beziehungen, und so konnte J. Rhäticus, als er 1543 in Nürnberg den Druck des berühmten Werkes des Copernicus betrieben, bei seinem Weggang Andreas O. die Beaufsichtigung des Drucks übertragen, wobei O., entsprechend seiner schon 1540 brieflich dem Copernicus geäußerten Ansicht sich erlaubte, eine Vorrede beizufügen, welche, um möglichen Anstoß zu beseitigen, die Resultate des Copernicus nur als „bewunderungswürdige Hypothesen" bezeichnet, die für die Berechnung der Gestirnbahnen die ausreichende Grundlage gäben (S. 258, vgl. Kepleri opp. ed. Frisch. 1858 p. 236 ff. u. Prowe, N. Coppernicus, I, 2 S. 517 ff.). Auch Hieronymus Cardanus schätzte O. und widmete ihm mit einer schmeichelhaften Vorrede seine Ars magna von den algebraischen Regeln, welche O. vielleicht ebenfalls zum Druck befördert hat. — O. war dreimal verheirathet, zuerst (1528) mit Katharina Preuin, die ihm 800 Goldgulden mitbrachte und 1537 starb. Noch am Ausgang desselben Jahres heirathete er seine Jugendfreundin seiner ersten Frau, eine Wittwe Helena Künhoferin, welche ihm ebenfalls Vermögen zubrachte und 1545 starb. Zum dritten Male trat er noch in Nürnberg, ich weiß nicht wann, in die Ehe mit einer Tochter des angesehenen Nürnberger Arztes Magenpuch, welche ihn überlebte. Eine Tochter erster Ehe heirathete 1548 den Nürnberger Theologen Hieronymus Besold, eine andere aus derselben Ehe im Januar 1550 den bereits verwittweten Leibmedicus Andr. Aurifaber. Nach dessen Tode wurde diese (1561) die zweite Frau Joh. Funck's (s. Alfr. Hase, Herzog Albr. v. Pr. und sein Hofprediger S. 278. Darnach ist meine Anmerkung in Herzog's Real-Encycl. 2. A. IV, 716 zu berichtigen). Name und Geschlecht Osiander's wurde durch seinen Sohn Lucas (geb. 1534, s. u. S. 493) nach Schwaben verpflanzt. Das Geschlecht, aus welchem berühmte Theologen hervorgegangen sind, blüht noch heute daselbst.

Vgl. Wilken, Andr. Osiander's Leben, Lehre und Schriften I, Stralsund 1844, 4°. — W. Möller, Andreas Osiander's Leben und ausgewählte Schriften, Elberfeld 1870 (5. Bd. des Leben der Väter und Begründer der luth. Kirche).

W. Möller.

Osiander: Andreas O. II., der älteste Sohn von Lucas I. O. (s. … Margarethe, geborene Entringer, Kanzler in Tübingen, geb. am 27. März … in Blaubeuren, † am 21. April 1617 zu Tübingen. Der begabte K… welcher auch an Mathematik, besonders Astronomie, Freude hatte, zum … logen bestimmt, bezog nach der Sitte der Zeit sehr frühzeitig die Univer… seines Vaterlandes, wurde nach sehr fleißigen Studien 1582 Repetent … theologischen Seminar, am 2. Mai 1584 Diakonus in Urach, 1586 Pfarr… Güglingen, 1590 Hofprediger in Stuttgart und damit College seines Va… 1598 erhielt er die durch die Entsetzung seines Vaters erledigte Pr… Adelberg. Am 3. Mai 1605 wurde er zum Kanzler der Universität, Prop… der Stiftskirche und Mitglied der theologischen Facultät in Tübingen ern… schon 1592 war er Dr. theol. geworden. Ein tüchtiger, gelehrter Theo… viel milder und maßvoller als sein Bruder Lucas (II.), theilte er die theo… sche Richtung seines Vaterlandes und seiner Familie, nahm Theil an der … ligionsgesprächen in Baden (1589) und Regensburg (1601); seine theolog… Schriften erstrecken sich besonders auf das exegetische („Biblia latina cum an… tionibus“ 1606) und polemische Gebiet („De omnipraesentia Christi contra … Waldensem“ 1587; „Responsum ad analysin Gregorii de Valentia de e… 1593. „Papa non papa“, 1599 öfters aufgelegt); ein guter Prediger, mach… sich unter dem Volke noch besonders bekannt durch sein „Praktisch-erbau… wirtembergisches Communicantenbüchlein“, 1590, sehr oft gedruckt. Ein … Sohn seiner Heimath lehnte er die Berufungen, welche von Leipzig, K… Jena an ihn ergingen, ab. Seine Ehefrau Barbara Heiland gebar ihm … 33 Jahren ihrer Ehe 18 Kinder, von welchen 9 (6 Söhne und 3 Töc… den Vater überlebten.

Leichenpredigt von Matth. Hafenreffer, 1617. Th. Sch…

Osiander: Christian Nathaniel O., geb. am 15. Januar 1… war 1808 Professor am oberen Gymnasium in Stuttgart, 1834 Kreis… inspector für den Schwarzwaldkreis, 1842 Prälat in Ulm, wo er nach N… legung seines Amtes am 13. April 1855 gestorben ist. Er gab seit 182… Tafel und Schwab die „Griechischen und röm. Dichter und Prosaiker in … Uebersetzungen“ heraus. Es sind darin folgende Werke von ihm selbst … tragen: „Apollonius Rhodius, Argonautenfahrt“; „Cicero, Reden“; „Herod… Gesch. des Kaiserthums“; „Thucydides“; „Virgil, Idyllen und Landb…“ „Xenophon, hellen. Geschichten“.

Nach güt. Mitteil. des Oberstudienraths Heyd. …

Osiander: Johann Ernst Wilhelm O. ward geboren am 18. Sept… 1829 zu Maulbronn, wo sein Vater Johann Ernst (s. S. 492) Professor … Prediger am Seminar war. Hier empfing er auch seine Vorbildung für das … demische Studium, welches er 1847 in dem evangelischen Stift zu Tübingen … gann, wo auf seine theologische Ausbildung besonders Beck und Land… Einfluß gewannen. Früh erwachte hier in ihm der Trieb für Erforschung … orientalischen Sprachen, welcher durch Heinrich Ewald Leitung und ma… Förderung erhielt. Nach 4½ jährigem Studium ward er ein halbes Jahr … bei seinem Vater, der inzwischen nach Göppingen als Decan versetzt wa… trat dann im Herbst 1852 eine wissenschaftliche Reise an, die ihn zuerst … Leipzig zu dem berühmten Arabisten Fleischer führte; nebenher suchte er … theologischen Verkehr und besonders die Predigten Ahlfeld's auf. Nach einem … halben Jahre reiste er nach England und Schottland, wo er den Grund … seinen bahnbrechenden Arbeiten über den südarabischen Dialekt legte. … J. 1854 ward er als Repetent am Seminar zu Maulbronn angestellt … Ueberwindung einer schweren Krankheit kam er von dort 1857 als Re… nach Tübingen. Doch durch ein abermaliges schweres mehr als …

Leiden ward seine Thätigkeit in diesem Amte wieder unterbrochen; endlich genesen, ward er 1861 als Helfer (Diakonus) beim Filial von Göppingen eingeführt. Gleich darauf verheirathete er sich mit Ernestine, Tochter des Pfarrers Lauerbach in Baiern. Aus gesegneter Amtswirksamkeit, aus tiefgelehrter Forschung, aus glücklicher Ehe, riß den erst 34½jährigen ein tödtliches katarrhalisches Fieber am 21. März 1864 hinweg. (Vgl. Zum Andenken an Helfer Osiander, Dr. phil., Göppingen 1864, S. 9—15.) — Sämmtliche Arbeiten Osiander's sind in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft veröffentlicht worden. Die erste erschien 1853 in Bd. 7, S. 463—505 und behandelte „Die vorislamische Religion der Araber", wozu als Ergänzungen S. 573—575 und Bd. 8, S. 599, 600 hinzukommen. Der Verfasser untersucht in einer von seiner, sprachlicher Bildung und kritischer Besonnenheit zeugenden Weise im Interesse seines Themas die altarabischen Eigennamen und stellt sodann die zerstreuten und spärlichen Nachrichten über den altarabischen Sterndienst, sowie über die Namen der alten Idole und die denselben gewidmeten Dienste zusammen. Eine Arbeit, die eine treffliche Grundlage bot für Ludolf Krehl's spätere (1863) Erforschung desselben Gegenstandes und von diesem wiederholt (vgl. z. B. S. 74 u. a.) mit Anerkennung angeführt werden konnte. — Seine eigentliche und bleibende Bedeutung hat aber O. als Begründer der südarabischen Sprach- und Alterthumskunde errungen. Der erste Anbau dieses schwierigen Gebietes mit damals noch geringen Hilfsmitteln erfolgte 1856 in der Abhandlung: „Zur himjaritischen Alterthums- und Sprachkunde" (Bd. 10, S. 17—73). Es folgte 1860 der Aufsatz: „Ueber einige dem jamanischen (himjarischen) Dialekt angehörige Wörter" (Bd. 14, S. 557—561), worin aus arabischen Handschriften werthvolle Mittheilungen über die richtige Form von vier derartigen Wörtern beigebracht werden, welche Abbé Bargès im Journal asiatique von 1849 hatte unerklärt lassen müssen (vgl. Bd. 15, S. 396, 397 die Notiz über die arabische Form palmyrenischer Namen). — 1863 erschien mit Nachträgen ein schon früher gehaltener Vortrag „Ueber eine Sammlung neu entdeckter himjarischer Inschriften" (Bd. 17, S. 789—798), in welchem besonders die 37 Inschriften von Aden nach ihrer paläographischen, sprachlichen und religionsgeschichtlichen Bedeutung mit gediegenster Sachkenntniß besprochen wurden. — Den mit abschließenden Studien auf diesem Gebiet beschäftigten Gelehrten riß 1864 der unerbittliche Tod dahin. Glücklicher Weise war ein, wenn auch unvollendeter, so doch reicher, litterarischer Nachlaß vorhanden, dessen Veröffentlichung den bewährten Händen M. A. Levy's (s. A. D. B. XVIII, 510, 511) anvertraut wurde. Die Veröffentlichung erfolgte (1865, 1866) in zwei Abtheilungen unter dem gemeinsamen Titel: „Zur himjarischen Sprach- und Alterthumskunde". Die 1. Abtheilung (in Bd. 19, S. 159—293) brachte die Erklärung von 42 Inschriften des englischen Sammelwerkes Inscriptions of the Himyaritic character, London, printed by order of the Trustees 1863. Die Inschriften sind der Reihe nach 1. kurz beschrieben; 2. ist ihre Lesung in hebräischer Umschrift gegeben; 3. zu den einzelnen Worten, der Reihenfolge nach, ein eingehender Commentar gegeben. Die Arbeit lag im Wesentlichen fertig vor, Levy hat nur Redaction und einige formelle Ergänzungen (s. bes. den Nachtrag, S. 291—293) hinzugethan. — Die 2. Abtheilung (Bd. 20, S. 205—287) enthielt die zusammenfassende Darlegungung der Resultate der Entzifferung. Hier wurden zuerst die paläographischen Ergebnisse erörtert, sodann unter der Ueberschrift „Linguistik" eine Zusammenstellung alles dessen gegeben, was sich aus den Inschriften für die Laut- und Bildungslehre, hier und da auch für den Satzbau des Himjarischen, gewinnen ließ und zwar unter steten Vergleichungen der analogen Erscheinungen in anderen semitischen Dialekten. Besonders werth-

voll ist die abschließende Zusammenfassung alles dessen, was dem Himjarischen einerseits mit dem Arabischen und Aethiopischen gemeinsam ist und andererseits dessen, was den unterscheidenden Charakter dieses Dialekts bildet. Ein weiterer Abschnitt zieht die geschichtlichen und antiquarischen Ergebnisse der Inschriften an das Licht. Die Namen der Einwohner und der Landschaften des sabäischen Reiches werden zur Gewinnung von geschichtlichen Erkenntnissen genutzt und ebenso mit spürendem Scharfsinn die Andeutungen der Inschriften über die inneren Zustände des Landes. Die Abhandlung über die religionsgeschichtlichen Resultate der Inschriften ist nur bis zu der Mittheilung und Besprechung von 8 Götternamen gekommen. Dann reißt das Manuscript plötzlich ab und, obwohl dankbar für Alles, was wir erhalten, sehen wir doch mit Bedauern, daß uns sicher noch manches Werthvolle verloren ist. (Vgl. Gosche, wissenschaftlicher Jahresber. für 1862—1867 als Supplement zu Bd. 24 der gen. Zeitschr., S. 45, 46.). — Noch wäre eine kurze Auslassung über Schelef in Gn. 10, 26 zu erwähnen, welche sich a. a. O. Bd. 11, S. 153—155 findet; O. weist hier Sulaf oder Salif als Stammesnamen in Jemen nach. — Der handschriftliche Reisebericht des Verstorbenen über seine oben erwähnte wissenschaftliche Reise (an den königl. würtembergischen Studienrath gerichtet), welcher dem Ref. durch die Güte der Wittwe vorlag, ist wegen der klaren und anschaulichen Schilderungen der kirchlichen und theologischen Zustände der durchreisten Länder und Orte lesenswerth, trotzdem natürlich manches darin veraltet ist. Auf seine eigentlich wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete der arabischen Sprach- und Alterthumskunde geht der Verf. nur sehr selten und dann meist nur in ganz kurzen Andeutungen ein, so daß dem Leser, der Osiander's Abhandlungen in der Zeitschrift der d. m. Ges. kennt, aus diesem Manuscripte kein neuer Stoff zuwächst. — Ergötzlich sind darin die Schilderungen des damaligen englischen Universitäts- und besonders Bibliothekswesens, in denen die „Erbweisheit“ in einem nicht gerade vortheilhaften Lichte sich ausnimmt. C. Siegfried.

Osiander: Friedrich Benjamin O. wurde am 9. Februar 1759 in Zell in Würtemberg geboren, studirte in Tübingen Medicin, promovirte 1779 und ließ sich dann als praktischer Arzt in Kirchheim unter Teck nieder. In Tübingen hatte ihn Siegwart, ein Schüler von Puzos (Paris) und Fried (Straßburg) in der Geburtshilfe unterrichtet. O. ging aber zu seiner weiteren Ausbildung in diesem Fache 1779 noch nach Straßburg und 1781 zu Stein in Kassel. Dieser gab ihm einen besonderen Curs in der Geburtshilfe, zog ihn vielfach zu Operationen hinzu, und betraute ihn auch mit Ausführungen derselben in seiner Privatpraxis. Kirchheim, wo er demnächst prakticirte, schien ihm viele Gelegenheiten zu operativen Eingriffen bei Kreissenden zu bieten, denn er machte daselbst in 11 Jahren (1780—1791) unter 168 Entbindungen nicht weniger als 118 Operationen bei Längs- und Schieflagen und war, noch ehe er als Nachfolger von Fischer im J. 1792 zum ordentlichen Professor der Geburtshilfe nach Göttingen berufen wurde, ganz im Gegensatz zu der Wiener Schule unter Boer der Ansicht, daß die Hilfe der Kunst nie aufgeschoben und die Gebärende nie dem Zufall überlassen werden müsse. So hat er denn in Göttingen von 1792 bis 1822 unter 2540 Geburten nur 1381 den Naturkräften überlassen, aber 1159 künstlich beendet. Der Ruf seiner operativen Geschicklichkeit zog von weit her Schüler herbei, leider aber hat er durch seine Lehren viel dazu beigetragen, daß ein unnöthig häufiges Operiren in Deutschland sehr aufkam und daß die Gefährlichkeit vieler geburtshilflicher Operationen, namentlich der Zangenoperation, nicht mehr anerkannt oder auch einfach geleugnet wurde. Die Ausführung der Perforation, der künstlichen Frühgeburt und des Schamfugenschnittes erklärte O. für unnütz, schädlich und die Entbindungskunst entehrend. Er hatte zwar

selbst ein einziges Mal die Perforation ausgeführt, aber später bediente er sich derselben nie mehr, sondern kam immer mit seiner langen Zange aus, wobei er denn 100—175 Tractionen nicht scheute. Außer dieser Zange hat er noch einen Hebel, ein Dilatatorium, Messer für den Kaiserschnitt, einen Beckenmesser, einen Wassersprenger und andere Instrumente angegeben und manche geburtshilfliche Operation in Bezug auf ihre Technik, z. B. die Zange und Wendung sehr vervollkommnet. Zahlreich sind seine Schriften und zwar nicht bloß auf geburtshilflichem, auch auf medicinischem Gebiete überhaupt; sie finden sich sämmtlich aufgeführt in Oesterley's Geschichte der Universität Göttingen von 1820—1837. Wir citiren von geburtshilflichen nur: „Beobachtungen, Abhandlungen und Nachrichten, welche vorzüglich Krankheiten der Frauenzimmer und Kinder und die Entbindungswissenschaft betreffen" 1787, 8, ferner: „Denkwürdigkeiten für die Heilkunde und Geburtshilfe aus den Tagebüchern der k. praktischen Anstalten zur Erlernung dieser Wissenschaften in Göttingen, 2 Bde. Göttingen 1794—1795. 8. Ferner: „Lehrbuch der Hebammenkunst" Göttingen 1796, 8. Dann: „Lehrbuch der Entbindungskunst, 1. Theil: Litterarische und pragmatische Geschichte dieser Kunst", Göttingen 1799. 8, ferner „Annalen der Entbindungsanstalt zu Göttingen im J. 1801", den „Grundriß der Entbindungskunst zum Leitfaden bei seinen Vorlesungen", 2 Theile, Göttingen 1802, 8 und endlich das „Handbuch der Entbindungskunst", 1819—1821, dessen dritten Band sein Sohn Joh. Friedrich O. (geb. 2. Feb. 1787), gleichfalls Professor zu Göttingen, erst nach dem Tode des Vaters herausgab. Osiander d. V. gründete ferner eine geburtshilfliche Gesellschaft in Göttingen, die jedoch nicht lange bestand, und ein anatomisches Museum, welches später in den Besitz des Staates überging und noch in der Göttinger Gebäranstalt sich findet; die interessantesten Theile desselben hat er in seinen „Epigrammata in complures, musei sui anatomici res, quae versuum amore fecit" Götting. 1807 beschrieben.

Nach Siebold's Versuch einer Geschichte der Geburtshilfe Bd. II, p. 599—607 und Häser, Lehrbuch der Geschichte der Medicin II. Bd. 1881, S. 1012. F. Winckel.

Osiander: Heinrich Friedrich O., Nationalökonom, geb. in Stuttgart 1782, † ebenda am 8. October 1846. Zum Kaufmannsstande vorgebildet, trat er in den Dienst holländischer Handelshäuser und lebte bis gegen Ende der zwanziger Jahre als Kaufmann in Holland, nicht ohne schon da dem öffentlichen Leben seine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Seine erste Schrift: „Beleuchtung des Kampfs über Handelsfreiheit und Verbotsystem in den Niederlanden, gegründet auf eine Darstellung des Getreidehandels und der allgemeinen Handelsverhältnisse", Amsterdam 1828, sowie die bald (1829) nachgefolgte „Geschichtliche Beleuchtung der niederländischen Finanzen seit der Wiedererlangung der Selbständigkeit des Staates in dem Jahre 1813", die auch ins Französische übersetzt wurde, zeigen ihn als scharfen Beobachter und energischen Vertheidiger des Freihandelsprincips, womit er auch bedeutende Wirkung erzielte. In seine Heimath zurückgekehrt, lebte er als Privatmann nur mehr seinen Studien und Schriften; einige Zeit lang war er Lehrer der Prinzessin Sophie in der holländischen Sprache. Ein Mann von unscheinbarem Aeußeren und vielen Sonderbarkeiten, verdrossen und sehr empfindlich, wozu übrigens auch ein chronisches Leberleiden beitragen mochte, sind auch seine Schriften lehrreicher durch die Schärfe, nur oft verbitterte Polemik, als durch ihren Inhalt an positiven und schöpferischen Ideen. Außer einer Fortsetzung seiner Schrift über die niederländischen Finanzen für die Zeit von 1830—1833 (Stuttgart 1834) und einer Darstellung der französischen Finanzen 1830—1837 (in Mährlen's Geschichte unserer Tage, XXI, 1. Hälfte 1839) hat er sich hauptsächlich die Bekämpfung

des List'schen Protectionssystems zur Aufgabe gesetzt; die „Betrachtungen über den preußischen Zolltarif und die deutschen Handelsinteressen“ 1837 und insbesondere die Schrift „Enttäuschung des Publikums über die Interessen des Handels und der Industrie und der Landwirthschaft, oder Beleuchtung der Manufacturkraft-Philosophie des Dr. List nebst einem Gebet aus Utopien“, Tübingen 1842 (Verlag von C. F. Osiander) zeugen von einer geradezu leidenschaftlichen Gegnerschaft und diese wurde nur noch verschärft dadurch, daß ihn List nie einer besonderen Beachtung und Erwiderung würdigte. Im J. 1840 veröffentlichte O. seine größte Schrift „über den Handelsverkehr der Völker“ (Stuttgart, 2 Bde., 2. Ausg. 1842), welche er der Akademie in Paris als Preisschrift eingereicht hatte. (An derselben Preisfrage hatten sich auch List und Kosegarten versucht, ohne damit glücklicher zu sein.) Dafür, daß sie nur belobt, aber nicht gekrönt wurde, rächte sich O. mit beißendem Spotte an dem Referenten der Akademie, Ch. Dupin, „dem Tabellenfabrikanten, nach dessen Meinung Hamburg am schwarzen Meere liege“. Im J. 1844 schrieb er noch über den Entwurf zu einem neuen Handelsgesetzbuch für das Königreich Würtemberg vom praktischen Gesichtspunkte aus beleuchtet.

Neuer Nekrolog d. Deutschen 1846. — Allgem. Zeitung 1846 Nr. 289.

Inama.

Osiander: Johann Adam O., geb. am 3. December 1622 zu Vaihingen a. d. Enz (Würtemberg), † am 26. October 1697 in Tübingen als Kanzler der Universität. Sein Vater war Johann Balthasar O., Urenkel von Lucas I. O. (s. u.), damals Diakonus in Vaihingen, seine Mutter Katharina geb. Hartmann. Begabung und Familientradition führten ihn der theologischen Laufbahn zu, in welcher er dieselben hohen Würden erreichte wie seine beiden Großonkel Andreas und Lucas II. Die Schrecknisse des 30jährigen Krieges warfen einen düsteren Schatten in seine Jugend, nach der Schlacht bei Nördlingen, als Würtemberg von den kaiserlichen Truppen überschwemmt und grausam verheert wurde, mußte er zu Verwandten auf die Festung Neuffen flüchten und die harte Belagerung derselben mit aushalten. Die Festung erlag dem feindlichen Angriffe nicht, aber O. verlor während derselben fast all sein irdisch Hab und Gut, auch waren beinahe alle seine Freunde gestorben. 1639 wurde er in das herzogliche Stipendium (evangelisch-theologisches Seminar) zu Tübingen aufgenommen, wo er sich bald durch Fleiß und Talent hervorthat. 1642 magistrirte er, 1647 wurde er Repetent, in welcher Stellung er schon theologische und philosophische Vorlesungen hielt; 1648 erhielt er das Diakonat in Göppingen, dieselbe Stelle, welche ein Jahrhundert zuvor sein Urgroßvater bekleidet hatte; 1653 nach Tübingen als Diakonus berufen, wurde er am 24. November 1656 Doctor der Theologie, bald außerordentlicher, 1660 ordentlicher Professor, 1662 zugleich Stiftsprediger, 1680 Kanzler, welche Stellung er bis zu seinem Tode einnahm. Dreimal (1662, 1668, 1682) war er Rector, 1677 bei der zweiten großartigen Säcularfeier der Gründung der Universität Prorector, auch andere akademische Würden und Aemter fielen ihm reichlich zu. Während seiner langen akademischen Thätigkeit hielt er gegen 270 Vorlesungen über theologische und philosophische Materien, speciell war ihm das Fach des Griechischen, der neutestamentlichen Exegese anvertraut. Von seinen Zeitgenossen wurde O. als einer der ersten Theologen des Jahrhunderts gepriesen, ja das Auge der lutherischen Kirche genannt; um seinen Katheder drängten sich die Studirenden aus allen Ländern, besonders aus Schweden kamen sie sehr zahlreich, indessen hat er doch in keiner Weise schöpferisch gewirkt, dagegen den alten Stolz der Tübinger, den Kampf gegen die Irrlehren mit allen Waffen der Gelehrsamkeit und mit allen Künsten der Dialektik und des Disputirens zu treiben hielt er treulich aufrecht, er war trotz seiner Freundschaft mit Spener ein Ver-

treter der alten Zeit, die das Hauptgewicht der akademisch-theologischen Lehrthätigkeit in die Polemik, die Controversen legte. So las O. meistens nicht über einzelne Bücher des Neuen Testaments, sondern nur über einzelne Stellen, loca difficiliora, mit welchen man die Gegner am besten schlagen könne; seine Weitläufigkeit wurde ihm einmal ausdrücklich vorgehalten. Daß er sich gegen das Eindringen der cartesianischen Philosophie, sowie gegen die immer wiederkehrenden unionistischen Bestrebungen zwischen Protestanten und Katholiken ablehnend verhielt, war die nothwendige Folge seiner ganzen Richtung. — Beim zweiten französischen Einfall 1693 floh er in das sechs Stunden entfernte Balingen; als treuer Hirte kehrte er indessen zur sonntäglichen Predigt zurück. Verheirathet war er dreimal, erstens 1650 mit Anna Magdalena Schüpper, die zweite Ehe schloß er am 18. April 1689 mit Anna Maria, Wittwe des Hofgerichtsadvocaten Johann Georg Behr, nach ihrem Tode 1696 ging er am 8. April 1697 eine dritte Ehe ein mit Agathe Christiane, Wittwe des in der französischen Gefangenschaft als Geisel zu Metz gestorbenen Prälaten Johann Ludwig Dreher von Hirsau. Von der ersten Frau hatte er acht Kinder, darunter zwei Söhne, den Professor der Medicin Johann Adam O. und den späteren geheimen Rath Johannes O. (s. d. Art.). Seine sehr zahlreichen Schriften führt Fischlin, Memoria theol. Wirt. II, 292 ff. sowie Hochstetter (s. u.) an, sie erstrecken sich auf alle Gebiete der Theologie, erwähnt seien: „Theologia moralis", 1671; „Theologia casualis", 1682; „Collegium systematicum theologiae universae", 1686; „Commentarius in Pentateuchum", 1676; „C. in libros Josue-Samuelis", 1682 2c. „Collegium Anti-Cartesianum", 1684.

Leicheurede von Andr. Adam Hochstetter. Tüb. 1698. Th. Schott.

Osiander: Johannes O., geb. am 22. April 1657 in Tübingen, † am 18. October 1724 ebendaselbst, Sohn von Johann Adam O. (s. S. 488) und Anna Magdalena geb. Schüpper, evangelischer Theologe, würtembergischer Geheimrath und Kriegsrathsdirector, der vielseitigste, wol auch begabteste, jedenfalls liebenswürdigste und interessanteste dieser berühmten Gelehrtenfamilie, ein sprechender Beweis zu dem viel angeführten Satze, daß ein würtembergischer Theologe (Stiftler) den verschiedensten Aemtern und Geschäften gewachsen sei. Sein Leben bildet eine Kette interessanter merkwürdiger Ereignisse und Abenteuer, die sich oft wie ein Roman lesen und in welchen er sich stets durch Klugheit, Muth und Gewandtheit auszeichnete, auch bei den schwierigsten Verhältnissen den makellosen Ruf eines Ehrenmannes und frommen Christen bewahrte; der Mangel einer tüchtigen Biographie, welche der seltene Mann wohl verdiente, gestattet nur ein unvollkommenes Bild seiner vielfachen und merkwürdigen Wirksamkeit zu geben. — Der sehr begabte Knabe war der Tradition des Hauses gemäß zum Theologen bestimmt, mit 14 Jahren bezog er die Universität und zeichnete sich bald so aus, „daß man schon frühe wahrnahm, daß dieser kleine Zweig den Osiander'schen Stamm herrlich fortpflanzen werde"; er verstand trefflich Latein, Griechisch, Hebräisch, Syrisch und Arabisch, auch in den neuen Sprachen war er sehr wohl bewandert, hatte eine hübsche musikalische Anlage und war in allen körperlichen Uebungen sehr gewandt. Nach Beendigung der Universitätsstudien wollte ihn der Tübinger Magistrat zum Spitalprediger wählen, aber der lebensfrohe, mit „sonderbarer Vivacität" begabte Theologe zog vor, in großen Reisen die Welt kennen zu lernen; Liebenswürdigkeit, gediegene Kenntnisse und Gewandtheit machten es ihm möglich und leicht, überall die vornehmsten und bedeutendsten Persönlichkeiten kennen zu lernen und ihnen näher zu treten. 1681 ging er nach Altorf und Nürnberg, wo er Sigmund v. Birken traf, auf einer zweiten Reise desselben Jahres kam er über Heidelberg (Professor Heiland), Frankfurt (Spener), Gießen, Marburg, Hannover nach Hamburg, wo er bei Edzardi hebräische Studien trieb. Nach einjährigem Aufenthalt nahm er eine Hof-

meisterstelle bei dem Grafen Bengt-Horn an, dem Sohn des schwedischen Feldmarschalls Heinrich Horn; bei einem Abstecher nach Berlin wurde er dem großen Kurfürsten vorgestellt, dann reiste er mit seinem Zögling über Heidelberg (Kurfürst Karl Ludwig) nach Tübingen, da derselbe im collegium illustre, der dortigen berühmten Erziehungsanstalt für Adelige, ein Jahr zubringen sollte. 1683 ging er über Basel zu längerem Aufenthalte nach Genf (Tronchin, Turretini), 1684 über Besançon nach Paris. Während des dortigen zweijährigen Aufenthaltes kam der junge Schwabe, der sich auch durch hohe Gestalt und ein feines intelligentes Gesicht bemerklich machte, mit allen Berühmtheiten der Weltstadt zusammen, er war bei mehreren Audienzen Ludwigs XIV. zugegen, lernte Condé, den jüngeren Colbert, Le Tellier, Boufflers, ebenso Bossuet, La Chaise kennen, war ein besonderer Liebling des schwedischen Gesandten v. Lilienroth, der ihn öfters als Secretär gebrauchte. Besonders nahe trat er den Häuptern der Hugenotten, deren grausame Bedrückung er tagtäglich mit ansehen mußte; der Marschall Schomberg, der Herzog de la Force, der Marquis von Ruvigny, der Admiral du Quesne, die Gräfin du Roy zogen ihn in ihren Umgang. Er war Zeuge von der Aufhebung des Edicts von Nantes, von der Zerstörung des protestantischen Tempels in Charenton, und mit Befriedigung hebt sein Biograph hervor, daß er manchem Reformirten, besonders in Angers, zur Flucht verholfen, auch die Kostbarkeiten der Flüchtlinge bis zu seiner eignen Abreise verwahrt und nicht ohne Gefahr für sich selbst unter seinem eignen Gepäck mitgenommen habe. Was die damalige Hauptstadt der Welt zu sehen bot, lernte er kennen, auch die Gefahren der großen Stadt blieben ihm nicht fremd, aber allen Nachstellungen und Abenteuern wußte er mit Muth und Klugheit zu entgehen. Ueber Brüssel, Antwerpen, Amsterdam, Leyden (Gronov) kehrte er nach Stade zurück, wo er seinen Zögling wohlbehalten dem Vater überlieferte, 1686; die ihm als gebührenden Lohn angetragene Consistorialrathsstelle im Herzogthum Bremen schlug er aus und reiste „vergnüglich" nach Tübingen, wo ihm in demselben Jahre die Professur der hebräischen und unmittelbar darauf die der griechischen Sprache übertragen wurde. Eine Ausgabe von Thucydides mit Anmerkungen hatte er eben begonnen, der erste Bogen war schon in Amsterdam gedruckt, da machte der Einfall der Franzosen im J. 1688 allen friedlichen Studien ein Ende, gab ihm aber die glänzendste Gelegenheit, seine sprachlichen Kenntnisse, seine Bekanntschaft mit der französischen Aristokratie, seine rednerische Begabung und diplomatische Gewandtheit im Dienste seines Vaterlandes, zur Rettung und zum Schutze seiner Vaterstadt auf das trefflichste zu verwerthen. Eine aufgeregte vielbeschäftigte Zeit begann für ihn, die Streit- und Schlagfertigkeit der Osiander, welche die früheren Glieder der Familien in litterarischen Fehden und Gesprächen bewiesen hatten, zeigte sich bei O. in diesen höchst schwierigen Verhältnissen als echte soldatische Unerschrockenheit und Tapferkeit. Den französischen General Peysonel, welcher von Monclar zur Besetzung von Tübingen abgesandt war, verstand er durch taktvolles und festes Auftreten so zu gewinnen, daß derselbe von der Plünderung der Stadt abstand, auch von der Contribution nachließ und strengere Ordnung als sonst beobachtete. Die von Monclar befohlene Sprengung der Hauptbasteien und Thürme des stark befestigten Schlosses vereitelte O. dadurch, daß er mit Lebensgefahr aus den gelegten Minen einige Pulverfäßchen entwandte, so daß die Minen nur noch geringe Wirkung hervorbrachten. (In einem officiellen Berichte ist eigenthümlicher Weise dies nicht erwähnt; die Sache ist nicht ganz aufgeklärt.) In Herrenberg und Stuttgart war seine Vermittlung ebenfalls von großem Erfolge, überhaupt war er von dort an eine zu militärischem und diplomatischem Dienste vielbegehrte und stets bereite Persönlichkeit. 1689 versah er Generaladjutantendienste bei dem Administrator Herzog Friedrich, bei der

rönung Josefs I. zum römischen König in Augsburg war er würtembergischer
esandter; 1690 zum Kriegsrath propter summam injuriam temporis ernannt,
leitete er die wilden ungarischen Kriegsvölker, welchen sonst Niemand entgegen
ehen wollte, in ungarischer Kleidung durch Franken, wohnte auch dem Treffen
on Waghäusel bei, unternahm im Auftrag seiner Regierung mehrere Reisen nach
Bern, Tirol, Mailand ꝛc. Friedlichere Arbeiten brachte die Bekleidung des Univer-
tätsrectorats 1692 und die Ernennung zum Ephorus des evangelischen Seminars;
ber schon das Jahr 1693 führte ihn bei dem neuen Einfall der Franzosen in
er Lager. 1697 wurde er zum Prälat in Königsbronn, 1699 von Hirsau ernannt.
it dem Rechte, seinen Wohnsitz in Tübingen behalten zu dürfen. An Reisen
it würtembergischen Prinzen (z. B. 1701 nach Genf) schlossen sich große Reisen
n Auftrage des Herzogs nach Schweden (1701), Polen (1702 und 1703),
talien (1705), bei den späteren Einfällen der Franzosen im J. 1707 trat er
reulich für sein Land ins Mittel, insbesondere wußte er den Marschall Villars
u bewegen, die Contribution bedeutend zu ermäßigen und die in Straßburg ge-
angen gehaltenen Geiseln freizugeben. In „importanten Affairen“ wurde er
ndlich im Sommer 1721 von seinem Landesherrn nach London geschickt, auch
iese Reise wurde glücklich überstanden und die „verschiedenen negotia cum suc-
essu approbirt“, seine diplomatische Laufbahn war damit zu Ende. Ueber seine
irchliche Wirksamkeit ist zu erwähnen, daß er im October 1708 zum Director
es Consistoriums ernannt wurde; die ganze Leitung des evangelischen Kirchen-
und Schulwesens war ihm dadurch unterstellt; als die bleibendste Frucht seines
Thuns ist die Einführung der Confirmation hervorzuheben (herzogliches Decret
vom 11. December 1722), welche trotz des Widerstandes der gegen jede Neuerung
n religiösen Dingen mißtrauischen Bevölkerung in den Jahren 1722—23 über-
ll durchgeführt wurde. Mehrfach Visitator der Universität, im weiteren und
päter im engen Ausschuß der Landschaft, liebte der vielbeschäftigte Mann in
einen Mußestunden sich in seinen bescheidenen Landsitz, Osiandrium genannt, nach
Tübingen zurückzuziehen. Seiner Ehe mit Anna Susanna Camerer (geschlossen
am 31. August 1686) waren vier Kinder entsprossen, von welchen nur ein Sohn
Johann Rudolf O., Doctor und Professor der Theologie in Tübingen, den
Vater überlebte. In der Morgenfrühe des 18. October 1724 schloß der rastlos
hätige, fromme und bescheidene Mann sein vielbewegtes und gesegnetes Leben;
die zahllosen Ehrenbezeugungen, welche ihm von Fürsten und Ständen des In-
und Auslandes zugekommen waren (z. B. Porträts fürstlicher Personen, 1703 der
Titel eines schwedischen Kriegsraths und eines sächsischen Consistorialraths, 1713
der eines wirklichen würtembergischen Geheimraths), hatten seinen einfachen Sinn
nicht geändert, er blieb freundlich und dienstfertig gegen Jedermann und gab
noch in seiner letzten Verfügung „ohne Pomp begraben zu werden“ Ausdruck
von dieser Gesinnung. Von seiner Freimüthigkeit und seltenen, nie angezweifelten
Uneigennützigkeit gab sein ganzes Leben den Beweis; die schwerste Probe hatten
diese Eigenschaften zu bestehen nicht im Verkehr mit den fremden Kriegsbanden,
sondern mit einem Hofe, an welchem eine raubgierige, gewaltthätige Maitresse,
die Gräfin von Grävenitz, Jahrzehnte lang ein ebenso verhaßtes und verderb-
liches, als beinahe unumschränktes Regiment führte. O. wußte sich an demselben
in Achtung zu halten und seine Stellung zu wahren, ebenso wie er auch das
Mißfallen seiner Landsleute nicht scheute und für die Beibehaltung der nur für
die Kriegszeiten bewilligten Truppen, dem Anfange eines stehenden Heeres, gegen
die übrigen Landstände eintrat. Sein Biograph wird nicht müde eine ungezählte
Menge von wunderbaren Errettungen aus allen möglichen Lebensgefahren an-
zuführen, die er auf seinen Reisen bestand (öfters beinahe ertrunken, von Räubern
angefallen, von einer Lawine verschüttet, von streitsüchtigen Duellanten ange-

fallen ꝛc.; einmal fiel er von der Stadtmauer hinab, eine Stückkugel nahm ihm Hut und Perrücke ꝛc.). In einem einfachen frommen Gebet, mit welchem er seinen (handschriftlich noch vorhandenen?) Lebenslauf schließt, hat er dem Gefühle der Dankbarkeit gegen Gott, der alles wohl gemacht in seinem ganzen Leben, Ausdruck gegeben, es ist der schöne würdige Schluß eines reichen, gesegneten, frommen Lebens. Schriftstellerische Leistungen von ihm sind mir nicht bekannt.

Hauptquelle: Leichenrede von G. C. Pregizer, Tüb. 1725, leider ohne Porträt; aus ihr schöpfte [Abel,] Lebensbeschreibung J. O., Tüb. 1795.

Th. Schott.

Osiander: Johann Ernst O., evangelischer Theologe, geb. am 23. Juni 1792 zu Stuttgart, † am 3. April 1870 in Göppingen als Prälat, war der Sohn von Johann Eberhard O., Stiftsoberhelfer in Stuttgart, und Dorothea Friederike geb. Walz. Bis ins 18. Jahr besuchte der Knabe, der seinen Vater frühe verlor, das Stuttgarter Gymnasium, eine entschiedene Neigung zum Studium der Theologie machte sich auch bei ihm geltend, doch zeigte er daneben große Vorliebe für sprachliche Studien, speciell der classischen und orientalischen Sprachen. Im J. 1809 bezog er die Universität Tübingen, wo besonders der ältere Flatt bestimmenden Einfluß auf seine theologische Richtung ausübte. Von Jugend auf positiv gerichtet, mit den religiös angeregten Kreisen Würtembergs in Verbindung stehend, gehört O. zu den supranaturalistischen Theologen, die Starrheit des Standpunktes wurde durch biblisch-theologische Studien sowie durch den Einfluß Schleiermacher's gemildert. Nach beendigten Studien übernahm er eine Hauslehrerstelle in Bremen, wurde 1817—1819 Repetent am theologischen Seminar in Tübingen und 1820 Diakonus in Metzingen, O.A. Urach, 1824 wurde er Professor am niederen Seminar in Maulbronn und 1840 erhielt er die Stelle eines Dekans in Göppingen, der freundlichen, in der Geschichte der O. so häufig vorkommenden Landstadt in der Nähe des Staufen, welches Amt er bis zu seinem Tode bekleidete. Sein reiches theologisches Wissen, ein außerordentlich glückliches Gedächtniß begünstigte den in ihm liegenden Zug, eine rein wissenschaftliche Thätigkeit einzuschlagen; 1826 wurde er von der theologischen Facultät in Tübingen zu einer Professur vorgeschlagen, aber ohne Erfolg, doch war es O. auch in seinem praktischen Kirchenamte möglich, seinem wissenschaftlichen Triebe zu genügen; die Commentare über die beiden Briefe Pauli an die Korinther I, 1847, II, 1858 legen durch ihre Verbindung theologischer und philologischer Gelehrsamkeit, durch die ruhige besonnene Auslegung vollgültiges Zeugniß ab von seinem genauen soliden Arbeiten. 1860, am Todestage Melanchthons, wurde er von den Facultäten zu Göttingen und Tübingen zum Ehrendoctor der Theologie creirt. In seiner kirchlichen Thätigkeit war der einfache, bescheidene, leidenschaftslose, etwas trockene Mann, der von der Streitsucht der früheren Osiander nur auch gar nichts geerbt hatte, dem dagegen ein gewisser mystischer, jener Familie sonst unbekannter Zug anhaftete, treu für seine Gemeinde besorgt, gründete eine Kinderrettungsanstalt, nahm auch an den Geschicken der Gesammtkirche regen Antheil (bei der Commission für die Herausgabe eines neuen Kirchen- und Gesangbuches mitwirkend). 1820 hatte er sich mit Wilhelmine Camerer, der Tochter seines geliebten Stuttgarter Lehrers, verheirathet, am 23. Januar 1823 wurde sie ihm durch den Tod entrissen, 1824 vermählte er sich mit ihrer Schwester Henriette. Von den fünf Kindern aus beiden Ehen überlebte die Eltern nur eine Tochter, ein talentvoller Sohn Johann Ernst, der eine theologische Preisaufgabe mit Erfolg gelöst hatte, orientalischen Sprachstudien mit Eifer sich hingab und seit 1861 der Amtsgenosse des Vaters in Göppingen war, starb am 21. März 1864 (s. o. S. 484), am 7. April 1864 folgte die Mutter im Tode nach. Sein 50jähriges Amtsjubiläum, wobei er mit Titel

und Rang eines Prälaten ausgezeichnet wurde, überlebte O. nur wenige Wochen. Außer den erwähnten Werken finden sich einige Abhandlungen von ihm in der Tübinger Zeitschrift, Jahrg. 1832, 1833, 1834; ein gedankenreiches, aber trockenes und wenig anregendes Lehrbuch zum christlichen Religionsunterricht erschien 1839.

Th. Schott.

Osiander: Lucas (I.) O., geb. am 16. December 1534 in Nürnberg, Sohn von Andreas O. (s. o. S. 473) und der Katharine Preu, † am 17. September 1604 in Stuttgart, würtembergischer Hofprediger. 1549 war er mit seinem Vater nach Königsberg gezogen, nach dessen Tode kam er 1553 nach Würtemberg, ohne daß mit Sicherheit angegeben werden kann, auf wessen Veranlassung dies geschah. Bei den vielfachen engen Beziehungen zwischen Herzog Albrecht von Preußen und Herzog Christoph von Würtemberg liegt die Vermuthung nahe, daß der erstere treulich sorgend für die zahlreiche Familie seines Hofpredigers, die Uebersiedlung nach Würtemberg und den Schutz Herzog Christophs vermittelte. Nach kurzem Studium wurde der sehr begabte und fleißige Theologe Diakonus in Göppingen (1555), er blieb von dort an im würtembergischen Kirchendienst und wurde der Stammvater einer sehr hervorragenden, gegenwärtig noch blühenden Theologenfamilie, deren Glieder 1½ Jahrhunderte hindurch in beinahe ununterbrochener Folge die wichtigsten und höchsten kirchlichen und theologischen Stellen innehatten und auf die ganze Entwickelung des religiösen und kirchlichen Lebens, auf die Ausgestaltung und Eigenthümlichkeit der würtembergischen Theologie den größten Einfluß hatten, auch bei der Durchdringung der politischen und kirchlichen Verhältnisse in Würtemberg für die Regierung des Landes bedeutungsvoll waren. Familienverbindungen, bei dem schwäbischen Zusammenhalten mit Vorliebe gepflegt, trugen ebenfalls dazu bei, den Grund dieses aufstrebenden Hauses fest zu legen, es sei nur an Jakob Andreä, seinen Schwager und Collegen in Göppingen erinnert. Rasch erstieg O. die Stufenleiter der kirchlichen Würden in seinem neuen Vaterlande bis zur höchsten, 1557 wurde er Superintendent in Blaubeuren, 1562 Stadtpfarrer an der Leonhardskirche zu Stuttgart, 1567 Hofprediger und Mitglied des Consistoriums; die beinahe 30 Jahre, während welcher er diese Stellung bekleidete, waren seine Blüthezeit, und seine Wirksamkeit in derselben war mit entscheidend für die Gestaltung des Protestantismus in Deutschland. Er war der Lehrer Herzog Ludwigs, dem er alle Morgen ein Capitel aus der Bibel, ein Stück der Augsburgischen und der würtembergischen Confession erklären mußte, nach dessen Regierungsantritt (1568) bis zu des Fürsten Tode (1593) sein einflußreicher Rathgeber und Liebling, der auch bei den letzten Augenblicken des jäh dahingerafften Fürsten zugegen war. Die Vorliebe des jungen Regenten für die Theologie, im Charakter der Zeit liegend und ein Erbstück seines Vaters Christoph, wurde durch den gelehrten, disputirgewandten, in allen Feinheiten der aufkommenden protestantischen Scholastik trefflich beschlagenen und eifrigen Gottesgelehrten merklich gefördert, bei dem Zustandekommen und bei der Einführung der Concordienformel, in welcher die lutherische Lehrentwickelung zur Ruhe gelangte, waren Andreä und er die am meisten betheiligten würtembergischen Theologen. 1576 verfaßte er mit Balthasar Bidembach die sogenannte „Maulbronner Formel“, die „Grundlage der Concordienformel“, deren 2 Theile, die Epitome und solida declaratio, er ins Lateinische übersetzte, im Auftrag seines Herzogs machte er verschiedene Reisen, um Reichsstädte und Fürsten zur Annahme derselben zu bestimmen. An dem eigenthümlichen Briefwechsel, welchen die würtembergischen Theologen mit dem Patriarchen Jeremias von Constantinopel 1577 anknüpften, um an der griechischen Kirche eine Stütze gegen das Papstthum zu haben, nahm er Antheil, ebenso an den mancherlei Religionsgesprächen, in welchen nach der An-

schauung und Hoffnung der Zeit die theologischen und confessionellen Gegensätze vereinigt oder überwunden und damit vernichtet werden sollten, welche Hoffnungen sich regelmäßig nicht erfüllten; der tüchtige Theologe, „über die Maßen mächtig zu ermahnen und zu lehren", war sehr geeignet dazu und die Disputationskraft und -Kunst pflanzte sich als hervorragendes Erbstück fort in der Osiandrischen Familie. 1564 war er Schriftführer bei den Maulbronner Gesprächen, 1579 verhandelte er mit Weiß in Heidelberg, Mai 1586 mit Th. Beza in Mömpelgard, 1594 zu Regensburg mit S. Huber; 1590 fand in Stuttgart in Gegenwart des Herzogs Ludwig von Würtemberg und des Herzogs Wilhelm von Baiern eine Disputation statt zwischen O. und dem Jesuiten Gregor v. Valencia, welcher im Gefolge des Baiernfürsten war, über die Lehre von der Rechtfertigung, sowie: ob in Glaubenssachen der Papst oder die Schrift Richter sei. Gewandt im Rathe, diente er auch zu diplomatischen Sendungen, so wurde er 1582 auf den Reichstag in Augsburg, 1583 zum Erzbischof Gebhard von Köln gesandt, als dieser die Reformation einführen wollte. Daß er bei Universitätsangelegenheiten und bei allem, was mit theologischen Dingen zusammenhing, um Rath gefragt wurde, verstand sich von selbst. Ueber die Einführung des Gregorianischen Kalenders gab er ein sehr abfälliges Urtheil; der Haß gegen das Papstthum — der Streit sei nicht wichtiger als das filzige Haar eines alten Bauern zu kämmen — ging dabei Hand in Hand mit seinem Glauben an das nahe bevorstehende Ende der Welt. Mit dem Tode von Herzog Ludwig († 1593) verlor O. seine einflußreiche Stellung; der selbständige prachtliebende Herzog Friedrich war keineswegs geneigt, die bevormundende Sprache seines Hofpredigers, welcher den Hofleuten ebenso gut das Gewissen schärfen wollte als das anderer Menschen, lange zu dulden, er versetzte ihn an die Stiftspredigerstelle in Stuttgart. Zu einem noch ernsteren Streite kam es, als der Herzog den Juden Freiheiten und Vergünstigungen im Rechte der Niederlassung, in Handel und Wandel im Herzogthum einräumen wollte, welche in starkem Gegensatze standen zu den bisherigen Beschränkungen; bei den bekannten alchymistischen Neigungen des Herzogs und der damit zusammenhängenden Furcht vor Verschwendung war das Mißtrauen des ständischen Ausschusses, zu welchem auch O. gehörte, nicht ungegründet. In einem Briefe an den Herzog hob O. neben dem Haß der Juden gegen das Christenthum auch ihre Magie hervor, der Herzog durch den allzu freimüthigen Ton aufs äußerste gereizt, verlangte eine fußfällige Abbitte, welche O. nicht leistete, sondern erklärte, lieber solle man ihm seinen Kopf auf offenem Markte herabschlagen. Der Herzog entsetzte ihn sowol seiner Predigerstelle als der Prälatur Adelsberg, welche ihm 1596 übertragen worden war. 1598 nahm nun O. eine Predigerstelle in der Reichsstadt Eßlingen an. 1603 erhielt er wegen schwacher Leibesbeschaffenheit seine Entlassung; bald nach seiner Rückkehr nach Stuttgart lähmte ihn ein Schlaganfall, nach langem Leiden starb er am 17. September 1604 und wurde zwei Tage nachher in der Stiftskirche begraben. Seine Frau Margarethe geb. Entringer, welche von ihrem ersten Manne Caspar Lyser einen Sohn Polykarp mit in die Ehe brachte (1555), verlor er am 16. Januar 1566; seine zweite Frau war Tabitha Engel, von welcher erzählt wird, daß sie sehr häufig, gegen Ende ihres Lebens wöchentlich das heilige Abendmahl genoß; seine drei Söhne wurden alle Theologen, wie auch seine Töchter sich an Theologen verheiratheten. O. war ein sehr fruchtbarer theologischer Schriftsteller, welcher die theologische Doctorwürde, zu der ihn 1564 Heerbrand creirte, wohl verdiente; aber auch lobende Worte der Leichenrede: daß er die reine Lehre mit vielen in den Druck verfertigten Schriften gegen die päpstlichen Scribenten, Sacramentirer, Calvinisten, Schwenkfelder, gegen Puccius, Huber rc. vertheidigt habe, geben von seiner umfangreichen Thätigkeit sowie von der Art derselben ein charakteristisches treffendes

Bild. Ein Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften gibt Fischlin, Memoria theolog. Wirtemberg., hier seien hauptsächlich angeführt sein „Lateinischer Commentar über die ganze Bibel", 1573—1585; „De praedestinatione", 1597; „De studiis verbi divini ministrorum", 1733; die polemischen, und ihre Zahl ist nicht klein, sind gerichtet gegen die Zwingli'schen Irrthümer, Schwenkfeld, Johann Naß, Jakob Feucht, die Prediger zu Heidelberg, die Jesuiten, die „Giftspinnen G. Scherer und Chr. Rosenbusch", den „aufgeblasenen Goliath" Joh. Pistorius, Sam. Huber &c. Auch als Kirchenhistoriker machte er sich einen ehrenvollen Namen durch einen Auszug aus den Magdeburger Centurien und durch die Fortsetzung derselben bis zum Jahre 1600, „Epitome historiae ecclesiasticae", 1592—1604, worin auch seiner eigenen Thätigkeit, z. B. beim Mömpelgarder Gespräch, ausführlich gedacht ist. Ein tüchtiger Prediger, machte er sich besonders bekannt durch seine „Bauernpostille", 1609, entstanden aus Predigten, welche er der kleinen Filialgemeinde Hundsholz hielt; weit entfernt von der skurrilen Popularität Abrahams a St. Clara enthält sie, einfach gehalten, evangelische Predigten, nicht mit spitzigen Disputationen oder Historien aus heidnischen Scribenten geziert, auch nicht kanzleiisch geredet, sondern in wohlbekannten Worten so gesetzt, daß der Zuhörer denken muß, der Pfarrer rede mit ihm ganz allein. Ein bleibendes Verdienst erwarb sich der gute Musiker dadurch, daß er die folgenschwere Neuerung anbahnte, beim Choralgesang die führende Stimme, welche bis dahin der Tenor innegehabt, dem Diskant zu übertragen; er wollte, daß die ganze Gemeinde durchaus mitsingen könne, setzte auch 50 geistliche Lieder und Psalmen so (1586) und gab die Anweisung, daß der Schülerchor zwar mehrstimmig singen, aber in Mensur und Takt sich nach der Gemeinde richten solle.

Leichenrede von Joh. Magirus, 1604. — Köstlin, Geschichte der Musik. — Stälin. Th. Schott.

Osiander: Lucas II. O., Sohn von Lucas I. O. und Tabitha Engel, geb. am 6. Mai 1571 in Stuttgart, † am 10. August 1638 in Tübingen, Doctor und Professor der Theologie, Kanzler der Universität Tübingen. Mit 15 Jahren wurde der begabte Jüngling Baccalaureus, mit 19 Jahren Repetent am evangelischen Seminar in Tübingen, von 1591—1594 war er Diakonus in Göppingen, wo auch sein Vater gewesen war, 1597 wurde er Pfarrer in Schwieberdingen, 1601 Dekan in Leonberg, 1606 in Schorndorf, 1612 Prälat in Bebenhausen, 1616 in Maulbronn, 1618 wurde er Doctor der Theologie und ordentlicher Professor in Tübingen, 1620 Kanzler. Seine Polemik wegen der Reichsreligionssache im 30jährigen Kriege führte beinahe zu seiner Versetzung auf eine Prälatur 1628, aber infolge einer beweglichen Vorstellung der Universität, in welcher neben seinen Verdiensten auch auf die Schadenfreude seiner Widersacher hingewiesen wurde, unterblieb die Versetzung. Er war dreimal verheirathet: 1) mit Elisabeth Rhiden, 2) mit Maria Jakobina Daser, 3) mit Barbara Schropp. Die Gelehrsamkeit, durch welche sich die ganze Familie auszeichnete, besaß auch er, und in ganz hervorragender Weise war bei ihm die polemische Gabe, die Schlagfertigkeit des Disputirens ausgebildet; in einer Reihe von Schriften gegen Calvinisten, Schwenkfelder, Wiedertäufer, Jesuiten &c. bewies sich dieselbe; an dem bekannten Streite der Tübinger und Gießener Theologen über die Person Christi nahm er sehr lebhaften Antheil, vor Arndt's „wahres Christenthum" warnte er in einer geharnischten Streitschrift „Theologisches Bedencken welcher Gestalt Joh. Arndten wahres Christenthum anzusehen sei", 1623. Nicht ganz mit Unrecht hat man über ihn gesagt, daß er zu den Theologen gehöre, welchen der heilige Geist mehr in Gestalt eines Raben als einer Taube erschienen zu sein schiene. Seine unerschrockene Mannhaftigkeit, mit welcher er in den schwersten Zeiten, welche die würtembergische Kirche zu überstehen hatte, während des

30jährigen Krieges seinen evangelischen Glauben bekannte, hat ihm ein dankbares Andenken bewahrt; erwähnenswerth ist, daß er 1636 von einem fanatischen Menschen (Ludwig Friedrich Giftheit?) auf der Kanzel mit bloßem Schwerte angefallen wurde, nur seine Gewandtheit und die Kraft, womit er den Mörder zurückstieß, retteten ihn. Seine zahlreichen Schriften, hervorragend polemischer Natur, s. Fischlin; zu erwähnen sind: „Enchiridion controversiarum“, 1603, oft aufgelegt; „De omnipraesentia Christi hominis“. 1619; „De communicatione idiomatum“, 1619; „De enthusiasmo“, 1622.

Leichenrede von Melchior Nicolai. 1638. — Quellen für die Osiandrische Familie außer den Leichenpredigten, welche letztere den meisten Stoff geben: Stälin, Wirtembergische Geschichte, Bd. IV. — Sattler, Geschichte des Herzogth. Würtemberg. — Römer, Kirchliche Geschichte Würtembergs. — W. Spittler, Geschichte Würtemb. — Weizsäcker, Lehrer u. Unterricht an der evangel.-theolog. Facultät zu Tübingen. Th. Schott.

Oesler: Christoph Otto Oe., Arzt, geb. in Stettin am 19. December 1602 als Sohn des pommerschen Hofraths Jeremias Oe., studirte von 1625—1631 in Greifswald und Leyden und wurde, nachdem er an der letzteren Universität promovirt und darnach längere Reisen nach Dänemark und Preußen gemacht, auch in England, Frankreich und Italien die hohen Schulen besucht hatte, 1637 ordentlicher Professor der Medicin in Greifswald, trat aber noch in demselben Jahre als Leibarzt in die Dienste des Herzogs Friedrich von Holstein. Der Kriegsunruhen wegen zog er sich 1645 in seine Geburtsstadt Stettin zurück und fungirte daselbst als angesehener Arzt bis an seinen im April 1657 erfolgenden Tod. Seine zahlreichen medicinischen Schriften haben wol nur noch historischen Werth.

Vanselow, Gelehrtes Pommern. v. Bülow

Ossanäus: Johann Richard O., gebürtig aus Oß in Brabant (nach Foppens aus Herzogenbusch), wurde im J. 1569 Professor der Rechte in Ingolstadt, war seit 1579 Assessor am Reichskammergericht zu Speier. Nähere Nachweise über sein Leben fehlen. Er schrieb eine Anzahl von Dissertationen, wovon die bekannteste „De decimis“ zu Ingolstadt 1572 erschien. Aufgezählt bei Mederer I, 317. Dazu Kobolt S. 490, Nachtr. S. 388. Foppens II, 716. Jöcher, Forts. S. 1241. v. Schulte.

Osse: Melchior v. O. (Ossa) — er selbst schreibt sich stets Osse —, der Rechte Doctor, hervorragender Jurist und bedeutender Staatsmann. Ueber ihn veröffentlichte 1858 v. Langenn eine Monographie, welche im Wesentlichen nur auf das sogenannte Osse'sche Handelsbuch, d. i. Tagebuch (von 1541 bis 1555) gestützt ist und einen Ueberblick über dessen sogenanntes Testament, eine die gesammte Staatsverwaltung berücksichtigende Denkschrift, giebt. Insbesondere ist zu bedauern, daß v. Langenn bei seiner Arbeit nicht die im königlich sächsischen Hauptstaatsarchive über Osse vorhandenen Nachrichten mit verwerthet hat. — v. O. wurde nach Köhlers Abbildung der 1543 auf ihn geprägten Denkmünze 1506 (Jöcher: 1494) zu Ossa bei Geithain i. S. geboren. Die Familie ist längst ausgestorben. — Osses Vater hieß Balthasar, seiner Mutter Name hat sich nicht ermitteln lassen. Mit der erwähnten Denkmünze ist uns v. Osses Porträt und sein Wappen überliefert worden. Eine dem Jahre 1551 angehörende Stelle des Handelsbuches (S. 154), welche v. Langenn nicht berücksichtigt hat, nennt aus seiner engeren Familie folgende Glieder: Crispine, geb. v. Dobeneck, sein „liebes Weib“, mit welchem er sich 1535 verheirathet zu haben scheint (königlich sächsisches Hauptstaatsarchiv: Cop. 93, 111) und welche ihn sieben Jahre übertebte, seine beiden Söhne, Michael Friedrich, welcher schon 1571

als verstorben erwähnt wird (ebenda: Geneal. v. Osse Bl. ††) und Melchior auf Frauenfels bei Altenburg. Töchter Osses lebten damals folgende fünf: Sibylle O., Gemahlin Georgs v. Todtleuben (auf Buch), Eva, Ursula, Gemahlin Hans Georgs v. Luchau zum Harlis, früher Hofdienerin der Gräfin von Schwarzburg-Rudolstadt, Anna Brigitta und Amalia (vgl. auch v. Langenn a. a. O. S. 199, 61, 128, 130). v. O. starb auf Frauenfels am 8. April 1557 Abends 10 Uhr und wurde in der Familiengruft zu Ossa beigesetzt. Er war ein überaus gelehrter, gewissenhafter und fleißiger, ehrlicher, milder und dazu ein sehr frommer Mann. Nachdem er zu Leipzig die Rechte studirt hatte, nahm er Kriegsdienste, erwarb 1534 die juristische Doctorwürde an der Hochschule zu Leipzig, wo er alsbald mehrere Jahre um sechzig alte Schocke die vornehmste Lectur in den kaiserlichen Rechten vertrat. 1537 wird er bei Zarncke (Acta rectorum Lips. 1859, S. 91, vgl. S. 130) als consiliarius Misnensis erwähnt, er blieb Herzog Georgs Rath bis zu dessen Tode. 1541 schrieb Herzog Moritz vertraulich an ihn, er werde sein nicht vergessen, habe er nur erst die Regierung, dann solle v. O. mit ihm auf den Reichstag ziehen (königlich sächsisches Hauptstaatsarchiv: Etliche 2c. Loc. 9667 Bl. 1). Noch in demselben Jahre kam er in Moritz' Dienste, derselbe entließ ihn aber schon 1542 auf wiederholtes Bitten des Kurfürsten Johann Friedrich, dessen Kanzler v. O. auf sechs Jahre gegen hohes Entgelt wurde. 1545 gab er auch diese Stellung wieder auf, da er viele gehässige Gegner hatte, ging nach Leipzig, wo er mit Muße den Studien oblag, manches Amt inzwischen ausschlagend. Später zog er nach Meiningen, von wo aus er besonders dem Grafen Wilhelm von Henneberg diente, 1549 auch eine Verwaltungsstelle bei demselben annahm und fortan auf dem Schlosse Schleusingen wohnte. Schon 1547 ernannte ihn Kurfürst Moritz zu seinem Hofrichter in Leipzig (königlich sächsisches Hauptstaatsarchiv Loc. 10 041 Churf. Moritzen 2c. 1547 48 Bl. 5, Instruct. v. 7. Aug. 1547, nicht erst 1553, wie vielfach behauptet worden ist), er wartete seines Amtes, von Schleusingen aus die einzelnen Hofgerichtstage besuchend. Den auf die Bestellung Moritz' bezüglichen Revers v. Osses, d. d. Chemnitz, den 6. September 1549 besitzt das königliche Hauptstaatsarchiv: Rep. LII Gen. 1918ᵃ Bl. 27ᵇ ff. 1550 besuchte er für Moritz den Reichstag zu Augsburg und wurde damals kaiserlicher Rath. Kriegsrath ist er nie gewesen. Die liebste Thätigkeit war v. O. die richterliche. Er verblieb in derselben bis 1555, oft von Krankheit befallen, zog sich dann auf sein Gut Frauenfels zurück und verfaßte dort sein berühmtes „Testament", über dessen Entstehungsgeschichte, dessen Manuscript, Abschriften davon und über v. Osses guten Ruf in Kursachsen ich kürzlich im Neuen Archive für die sächsische Geschichte VII, 153 ff. Einiges mitgetheilt habe und hier nur dazu nachtrage, daß auch die Universitätsbibliothek zu Leipzig eine 1579 gefertigte Abschrift dieses Testaments besitzt. Groß ist der schriftliche Nachlaß v. Osses (man vergleiche die von mir in dem angezogenen Neuen Archive VII, 154 Anmerkung 26 citirten Acten, über deren Verbleib bisher jedoch noch nichts ermittelt werden konnte). Vor Allem dürfte es sich empfehlen, einmal das v. Osse'sche Handelsbuch (königliche öffentliche Bibliothek MS. R. 1) wörtlich herauszugeben, dasselbe ist keineswegs so unleserlich geschrieben, wie nach v. Langenns Mittheilung zu vermuthen ist. Weitere Schriften v. Osses erwähnt v. Langenn (S. 111), insbesondere (S. 127) einen Tractat über die Natur der Contracte. Von dem „Testament" erschien 1607 und 1622 ein Theil, 1609 derselbe in Uebersetzung von Casp. Pistoris, im Druck, die vollständige Herausgabe desselben verdanken wir Christian Thomasius (1717), von welcher die königliche öffentliche Bibliothek zu Dresden (Polit. 466) auch einen Abdruck mit vielen theilweise beachtungswerthen Randbemerkungen besitzt.

Außer der gelegentlich angezogenen Litteratur vgl. m. die Vorrede, die v. Osse'sche Zuschrift und die Anmerkungen Thomasius' in der erwähnten Testamentsausgabe. — Köhler, Münzbelustigung, Thl. XV, 1743, S. 193 ff. — Kneschke, N. allg. dtsch. Adelslexikon VII, 1867, S. 1. — Zedler; das bei Jöcher zuletzt angezogene Bedencken dürfte mit dem „Testament“ identisch sein. — Stobbe, Gesch. d. dtsch. Rechtsquellen II, 1864, S. 26 ff. (Nr. 47), 56 ff. — Muther, Zur Geschichte der Rechtswissenschaft 2c., 1876 (vgl. d. Register). — Flathe, Gesch. v. Sachsen I, 1867, S. 520, 578; II, 1870, S. 60, 89. — Stintzing, Gesch. d. dtsch. Rechtswissensch. I, 1880, S. 74 (vgl. Register). — Friedberg, Colleg. jurid. Lips. 1882, S. 104, — meinen kürzlich (Bd. VII S. 89 flgd. der Zeitschr. der Savignystiftung) erschienenen Aufsatz über den Leipziger Schöffenstuhl (I), insbes. S. 103 flgde. — M. s. über seine politische Thätigkeit auch die Register in v. Langenns Christoph v. Carlowitz und Moritz v. Sachsen, in v. Webers u. im Neuen Archive f. d. sächs. Gesch., in v. Druffels Briefen und Acten 2c. und alle sonst über die fragliche Zeit erschienenen einschlagenden Geschichtswerke, sowie die an den fraglichen Orten angezogene Litteratur.

Theodor Distel.

Ossenfelder: Heinrich August O., Schriftsteller, Jugendfreund Lessing's, wurde geboren zu Dresden am 28. August 1725, besuchte gleichzeitig mit Lessing die Meißener Fürstenschule (1741—1746), studirte dann in Leipzig, lieferte zahlreiche feuilletonistische Beiträge in Prosa und Versen für Christlob Mylius' „physikalische Wochenschrift“ „Der Naturforscher“ (1747 f.) und die demselben Kreis angehörigen „Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüths“ (1747), ohne jede Originalität. Er war ein flotter Cumpan; in dem Gedicht „An Herrn L. und Herrn O.“ (Ermunterungen S. 632 f.) ruft Mylius: „meinem O**** gleich bin ich ein Held in Venus Reich.“ Sehr anstößig ist von ihm „Der Vampir“. Mit Lessing verband ihn die Liebe zur Neuber'schen Truppe; vgl. sein auch theatergeschichtlich bedeutsames Gedicht „An Herr Lessingen in Camenz“ (Ermunterungen S. 616 ff., wieder abgedruckt und erläutert durch H. Uhde „Dramaturgische Blätter“, 1877, S. 279 ff. und S. 324 ff., auch in der Hempel'schen Lessingausgabe 20[1], 3 ff.), das uns einen kundigen Stammgast der Bühne, einen gewandten Versifex, einen munteren Kopf vor Augen stellt. Ich möchte ihm u. a. den Theaterbrief im 22. Stück des „Naturforschers“ S. 172 f. zuschreiben. Seine flüchtige Lyrik, der anakreontischen Mode der „bei Wein und Liebe großen Geister“ folgend, wurde 1753 in vier Abtheilungen als „Oden und Lieder von Heinrich August Ossenfelder der deutschen Gesellschaft in Jena Mitglied (Anakreontische Vignette) Dresden und Leipzig bey Joh. Wilh. Harpeter“ (152 S., Vorrede und Register) zusammengefaßt, nachdem eine kleine Ausgabe von Hochzeitsgedichten Beifall gefunden. Er singt Prinzen und Gönner in hochtrabenden Versen an, übersetzt aus Horaz und französischer petite poésie, tändelt mit Phyllis, Fritzchen 2c., liefert in „Die Küsse“ ein Seitenstück zu Lessing's bekannter Kleinigkeit und erweckt durch saftige Schmaus- und Tanzlieder, aber auch durch einige Kindheitsbildchen mehr als durch schäferliche Zuthaten den Glauben an Wirklichkeit. Auch Satirisches, wie „Die Frau Magisterin“ gelingt nicht übel. Die gern dialogisch und mit Refrains spielende Form ist leicht. Vier Nrn. erschienen 1756 componirt in F. W. Marpurg's „Neuen Liedern zum Singen beym Clavier“. Uz, der dem „fließenden Reimer“ auch die mir unzugänglichen „Kurzen und langen Lieder, jedes in seiner eigenen Manier“ (Dresden 1754) zuweisen möchte, fällt über unsere Sammlung ein sehr verächtliches Urtheil: „Lauter Wasser!“ (Briefe von J. P. Uz an einen Freund ... Leipzig 1866, S. 28, vgl. S. 29), und verwünscht die irreführende Reklame eines Zeitungsschreibers. Lessing lobte den Band, Vossische Zeitung vom 22. December 1753

verschmähte aber in seinen Epigrammen gegen den „stumpfen Stiel“ des rasch abgethanen Freundes den wohlfeilen Wortwitz „Knochenacker“ für „Offenfelder“ nicht. Von Lustspielen Offenfelder's ist mir nichts bekannt. Sollten ihm „Die einigen Zänker“, eine kleine flotte Komödie, gehören (Ermunterungen St. 8)? O. ist früh aus dem Litteratenorden ausgeschieden und verschollen. Wir wissen nur, daß er Hof- und Justizkanzleisecretär in seiner Vaterstadt wurde, später nach Frankfurt a. M. übersiedelte und dort am 6. Mai 1801 starb. 1771 hat er die „Gedichte eines ehemals in Leipzig studirenden Bauers-Sohnes“ (Gottlieb Fuchs) mit einer Vorrede herausgegeben. Erich Schmidt.

Oefinger: Johann Felix O., gelehrter Augustiner, stammte aus einem Patriciergeschlechte zu München, war Magister der Theologie, Prior im Augustinerkloster daselbst, dann zweimal Provinzial der bairischen Provinz und endlich Generalassistent seines Ordens. Er starb am 6. October 1767. Ein Jahr später erschien seine noch heute sehr brauchbare „Bibliotheca Augustiniana historica, critica et chronologica, in qua 1400 Augustiniani ordinis scriptores ..... inveniuntur“, Ingolstadt und Augsburg 1768, Fol.

Vgl. Baader, Lex. verstorb. baierischer Schriftsteller I, 2. Thl., 119. — Hurter, Nomenclat. III, 137. Stanonik.

Ostade: Adriaen van O., Maler und Radirer, geb. in Harlem im December 1610, † ebenda 1685. Die Bemerkung Houbraken's, Adriaen und sein Bruder Isaak wären Lübecker von Geburt gewesen, verführte alle nachfolgenden Schriftsteller, die über O. schrieben, bis in die Neuzeit, anzunehmen, daß Lübeck der Geburtsort beider Brüder gewesen. Houbraken behauptet es aber nicht apodiktisch, sondern sagt: sofern ich gut unterrichtet bin und drückt damit schon seinen Zweifel in die überkommene Nachricht aus. Noch in neuerer Zeit hat Gaedertz in seinem Werke über den Meister Lübeck als dessen Geburtsort verfechten wollen, aber mit Ausnahme der Bemerkung, die Familie stamme aus dem Dorfe Ostede im Lüneburgischen, bringt er keine zwingenden Beweise für seine Ansicht bei. Dagegen führt die Forschung, die A. van der Willigen in den Archiven von Harlem angestellt hat, zu Resultaten, die jeden Zweifel vernichten. O. war der Sohn des Jan von Eyndhoven, bei welchem ganz nahe das Dorf Ostade liegt. Eigennamen wurden damals oft vom Geburtsorte entlehnt und Jan dürfte ebenda geboren sein. Später siedelte er nach Harlem über und betrieb die Weberei. O. war ein Schüler des Franz Hals; zu derselben Zeit befand sich auch Adrian Brouwer als Schüler bei demselben Meister. Im J. 1636 wurde O. Mitglied der Bürgerwehr, zwei Jahre darauf hat er sich verheirathet. Im Trauschein werden beide Eheleute ausdrücklich Harlemer genannt. Houbraken hat noch andere Irrthümer hinsichtlich unseres Künstlers begangen. Er läßt ihn im J. 1662 alle seine Habseligkeiten verkaufen und aus Furcht vor den Franzosen nach Amsterdam flüchten. Ludwig XIV. fiel aber erst zehn Jahre später in Holland ein. Außerdem war O. in demselben Jahre (1662) Dekan der Gilde in Harlem und wohnte daselbst bis zu seinem Tode 1685 und wurde am 2. Mai in der Kirche St. Bavon ebenda beerdigt. Franz Hals war der rechte Meister, um das angeborene Talent seines Schülers zur vollen Blüthe entfalten zu helfen; dieser lernte auch Tüchtiges, sowol was Zeichnung als Farbe anbelangt. Es war für Ostade's Kunstrichtung, in welcher er einer der ersten Meister geworden ist, höchst wichtig, daß er zum fleißigen Studium nach der Natur angeleitet wurde. Nicht sobald hat einer seine Umgebung so verständnißvoll angesehen und so treu im Bilde geschildert wie O. Zwar ist der Kreis der Darstellungen, in dem sich O. bewegt, ein begrenzter, aber in diesem bewegt er sich mit voller Freiheit und versteht es in die enge Begrenzung die reichste Mannigfaltigkeit der Motive hineinzubringen. Das Leben der niederen Volks-

schichten ist es, dem O. sein ganzes Interesse, seine volle Aufmerksamkeit entgegenbringt. Und dieses Leben schildert er nicht in allen seinen Richtungen, sondern meist nur in der Stunde der Ruhe, der Erholung, und da von Seite der Gemüthlichkeit. Eine Ausnahme von der beliebten Stoffwahl des Meisters macht das Bild des Museums zu Braunschweig, es stellt die Verkündigung der Geburt Jesu an die Hirten dar. Freilich sind die Hirten nahe verwandt dem Personale seiner meisten Compositionen. Rembrandt's Radirung mit gleichem Gegenstand hat ihn offenbar beeinflußt, wie auch dieses Künstlers meisterhaftes Helldunkel an O. den glücklichsten Nachahmer gefunden hat. Wildbewegte Scenen kommen in der Kunst Ostade's selten vor; raufende Bauern in der Schenke sind der Gegenstand eines Bildes in der Pinakothek; eine derartige Scene weist auch sein radirtes Werk nach („Der Messerstich"), auch Suyderhoef hat einen solchen Gegenstand nach O. gestochen. Auch bei der Arbeit mag der Künstler seine Leute nicht belauschen; eine Ausnahme bildet der „Schuhflicker" (Radirung) und er selbst, in seinem Atelier arbeitend (ein Bild in Dresden und Radirung), endlich „Der Schullehrer" (Bild in Paris). Vielleicht könnte noch „Die Spinnerin vor der Hausthüre" herbezogen werden (Radirung), aber die ganze Composition, von den Figuren angefangen bis zu den schlafenden Schweinen, athmet eine solche Ruhe, daß sie von der Arbeit der Bäuerin kaum unterbrochen erscheint. Seine volle Kenntniß des zu schildernden Personals, sowie Virtuosität, seine Bewegungen, Unterhaltungen und Freuden lebendig im Bilde wiederzugeben, offenbart der Künstler in den mannigfachen Scenerien der Dorfschenke. In dieser findet er einen Schauplatz, wie er ihn für sein Farbenspiel braucht; nie stellt er ein viereckiges Gemach dar; Anbauten, Treppen, Leiter, Alcoven, Kamine schieben sich in das Quadrat hinein, bilden mehr oder weniger beleuchtete Ecken und Winkel, die der Meister mit seinem duftigen, durchsichtigen Helldunkel ausfüllt und mit den Gruppen der Staffage eine künstlerisch vollendete Harmonie erzielt. Da sehen wir die Bauern — und O. scheint nicht die schönsten Exemplare gewählt zu haben —, wie sie rauchen, trinken, karten oder Triktrak spielen. Wir können zum Beleg des Gesagten nicht alle Bilder dieses Genres anführen, die sich in öffentlichen und privaten Sammlungen befinden. Zuweilen werden uns Bauernpärchen vorgeführt, die von zarteren Gefühlen belebt erscheinen und der Meister hat es verstanden, mit seinem Humor diese Herzensbewegung in den verwitterten Gesichtern zu betonen. Dann geht es auch recht lustig zu: der Leiermann, Dudelsackbläser oder Violinspieler läßt das Instrument ertönen und die schwerfälligen Paare bewegen sich in waghalsigen Sprüngen, die sie Tanz nennen. Zuweilen, besonders zur Zeit der Kirmeß, wird der Tanz ins Freie, vor die Schenke, verlegt. Da kommen auch Zahnbrecher herbei, Quacksalber mit unfehlbaren Heilmitteln, Kinder mit altklugen Gesichtern und auch Hunde und Schweine mischen sich ungestört unter die frohe Gesellschaft. Poetisch wirken seine Bilder, in denen er die fröhliche Gruppe in den Schatten einer Weinlaube hinsetzt, wie uns J. Visscher in einigen seiner Blätter nach seinen Bildern beweist. Unvergleichlich ist er auch, wenn er uns drei Gevatterinnen vorführt, die untereinander ihr Geschwätz abspinnen; man glaubt sie zu hören, diese abgedienten holländischen Grazien, die schwatzen und nicht hören. Es ist leicht erklärlich, daß die Kunst Ostade's zu allen Zeiten in allen Landen ihre Verehrer zählte; dies beweisen die hohen Preise, die für seine Bilder gezahlt wurden, dies auch die vielen Kupferstiche, die von den besten Künstlern nach seinen Gemälden ausgeführt wurden, und die den Meister auch da populär machten, wo seine Gemälde nicht zugänglich waren. In dieser Hinsicht hat der Künstler selbst auch für seinen Nachruhm gesorgt, da er 50 Radirungen selbst ätzte und uns die Vielgestaltigkeit seiner Kunst auf einem eng beschränkten Gebiete bewies. Diese Blätter, besonders

solche vor späterer Ueberarbeitung, werden jetzt sehr gesucht und erzielen hohe Preise. O. hat auch sich selbst gemalt. Besonders ist als Hauptwerk zu nennen: des Meisters Familienbild im Louvre. Sein Schüler Corn. Dusart hat ihn auch gemalt (geschabt von J. Gole). O. hatte mehrere Schüler herangezogen, davon einzelne berühmte Künstler wurden, wie sein Bruder Izaak, Corn. Bega und der erwähnte C. Dusart.

Izaak O., Maler, geb. in Harlem 1621, † ebenda 1649. Er war der jüngere Bruder des Vorigen und auch dessen Schüler. Houbraken bemerkt dazu: „er starb, ehe er jene Kunst erreichte, auf welcher sein Bruder die Lorbeeren seines Eifers und seiner Mühe pflückte." Dennoch ist seine Kunst des Beachtens werth. In seiner frühesten Periode bewegte er sich auf derselben Bahn des Bauernlebens wie sein Bruder, später aber schuf er sich ein eigenes Repertoir. Da er mit besonderer Vorliebe das Thier, in erster Reihe das Pferd, zum Gegenstande seines Studiums machte, so belebte er seine Landschaften und Schenken gern mit solchen Scenen, wo die Thiere mitspielen, was sein Bruder nie gethan hat. So bilden Reisende vor der Schenke öfters den Gegenstand seiner Bilder. Bei Sir Rob. Peel ist von ihm ein Bild mit einem Reiter, in der königlichen Sammlung (England) befindet sich eins mit Reisenden zu Pferd und in der Postkutsche, bei Lord Ashburton sieht man eine Schenke mit vielen Reisenden. Außerdem liebte es der Künstler die winterliche Landschaft darzustellen, die ihm Gelegenheit gab, die Unterhaltung auf dem Eise als Staffage anzubringen. Im Louvre und in München (Pinakothek) sind Hauptwerke dieser Gattung. J. Smith führt in seinem Katalog 69 Bilder des Meisters an, doch dürfte das Verzeichniß damit noch nicht abgeschlossen sein. Auch nach ihm haben verschiedene Kupferstecher gearbeitet. Ob er selbst auch radirt habe, ist bis jetzt nicht mit Sicherheit ausgemacht. Man schreibt ihm das Blatt mit der Lauserin zu, das Bartsch dem Adriaen zuschreibt. Es hat keine Bezeichnung und ist ein Endurtheil um so weniger zu fällen, als die Composition eher dem Brouwer als einem der beiden O. angehören dürfte.

Houbraken. — Immerzeel. — Kramm. — Gaedertz (Adriaen van Ostade). — J. Smith. — Bartsch, P.-Grav. — A. v. d. Willigen, Les artistes de Harlem (die franz. Ausgabe). — Faucheux. — Bode, Holl. Malerei.

Wessely.

Osten: Dinnies v. d. O. auf Woldenburg und Plathe, dem alten pommerschen Adelsgeschlechte dieses Namens angehörig, soll 1452 vom Kaiser Friedrich III. bei Gelegenheit der Kaiserkrönung in Rom zum Ritter geschlagen worden sein. Jedenfalls hat er mehrere Jahre im Dienste des Kaisers gestanden, die Behauptung aber, es sei ihm beim Ritterschlag auch das von Osten'sche Wappen in seiner gegenwärtigen Gestalt verliehen worden, ist unrichtig, da die Wappenfigur viel älter ist. Als gewaltiger Kriegsmann weit über Pommern hinaus bekannt, blieb er, als Herzog Erich I. von Pommern und König der drei skandinavischen Reiche diese letzteren verließ, dort zurück, um die Interessen des Königs zu wahren, was aber nicht gelang. Als indeß die Stadt Colberg mit des Königs Gegnern in Dänemark Verbindung anknüpfte und ein Schutzbündniß mit ihnen schloß, wurde die Züchtigung derselben O. übertragen. Am 21. December 1462 überschritt er, vom Dunkel der Nacht geschützt, mit einem Heer, dessen Größe zwischen 1200 und 1600 Mann schwankend angegeben wird, die zugefrorene Persante, ließ die Sturmleitern in der Nähe des Mühlenthors anlegen und stand mit den Seinen bereits auf der Mauer, als Lärm erscholl und der Bürgermeister Hans Schlieff mit dem Rufe: Up kind gades, de vind is dor, die Bürger aus dem Schlafe rief. Sage und Dichtung haben den Vorfall reich ausgeschmückt,

Thatsache aber bleibt, daß der Sturm abgeschlagen wurde und O. mit Verlust weichen mußte. Noch im vorigen Jahrhundert wurden auf dem Colberger Rathhause Trophäen dieses Sieges gezeigt. Nun begann ein Verwüstungskrieg des platten Landes; O. fiel über die Stadtdörfer her, die Colberger dagegen verbrannten die Ostenschen Güter und belagerten sein festes Haus Woldenburg, als die übrigen pommerschen Städte sich drein legten und eine Waffenruhe zu Stande brachten, der 1475 ein förmlicher Friedensschluß zwischen O. und der Stadt folgte. In der Familiengeschichte wird ihm der Beiname „der Weise" gegeben, ohne daß sich der Nachweis wissenschaftlicher Thätigkeit führen läßt; doch hat er in der Geschichte des pommerschen Schulwesens ein bleibendes Denkmal sich dadurch gestiftet, daß er sein in der großen Domstraße in Stettin gelegenes Haus, gegenüber der Marienkirche, im J. 1469 dem Jageteufel'schen Colleg daselbst vermachte (s. A. D. B. XIII, 660 Jageteufel), welches bis in die jüngste Zeit in demselben seinen Sitz gehabt hat. O. war zweimal verheirathet, erst mit Anna v. Brüsewitz, dann mit Sophie v. Plessen; er starb am 4. Mai 1477.

Banselow, Adeliches Pommern. — Riemann, Geschichte von Colberg.
v. Bülow.

Osten: Friedrich Wilhelm v. d. O., geb. am 24. Februar 1721, † am 27. Februar 1786 in Plathe in Hinterpommern als ältester Sohn des am 11. November 1736 in Halberstadt verstorbenen Kammerpräsidenten und Staatsministers Alexander Friedrich v. d. O. aus dessen zweiter Ehe mit Eva Katharina v. Barfuß. Er begann seine Laufbahn als Kammerherr und Regierungsrath in Halberstadt, wurde später zum Comthur der Johannitercommende Lietzen designirt und war Landrath und Director des Ostenschen Kreises in Hinterpommern. Nachdem er in den Besitz der Ostenschen Güter Plathe 2c. gelangt war, legte er auf Schloß Plathe eine früher viel gerühmte und von Gelehrten besuchte Bibliothek, Handschriften- und Münzsammlung an, die Familienbesitz bleiben und der Forschung in pommerscher Geschichte dienen sollte. Obgleich vieles verloren ist, enthält die Bibliothek doch noch jetzt eine Menge werthvolles Material zur pommerschen Geschichte, so Abschriften von Klemtzens Pomerania, Schwalenberg's Biographien pommerscher Fürsten, Schumacher's Chronikon, des Lupold v. Wedel Reisebeschreibung ins heilige Land 1566, Herzog Philipp Julius von Pommern Reisen 1602, die einzig bekannte Abschrift von J. Bugenhagen's Kirchenordnung für Wollin 1535, deren Original verloren ist, u. a. m. O. war großer Genealoge und sammelte eifrig Material zur pommerschen Adelsgeschichte, erwarb und vervollständigte auch das Manuscript von A. C. Banselow's Pommerschem Adelsspiegel, 14 Folianten. Von den werthvollen Bibliotheken, die in der Zeit des 16.—18. Jahrhunderts adliche Geschlechter Pommerns sich anlegten, dürfte die v. d. Osten'sche die einzige sein, die, wenn auch nur in Trümmern, bis auf unsere Zeit gekommen ist. Die Liebeherr'sche (Stifter war v. Liebeherr auf Woitfick, Osten's Schwager), die Löper'sche, die Borcke'sche Bibliothek sind theils in anderen Händen, theils zerstört. Veröffentlicht hat O. von seinen vielen Arbeiten nur wenig, so: „Kurze Nachrichten zur pommerschen Münzwissenschaft", Greifswald 1782. Aus seiner Ehe mit Charlotte Henriette v. Liebeherr, † am 13. November 1791 im Alter von 57 Jahren, hatte O. acht Kinder, doch überlebte ihn nur ein Sohn August Wilhelm Heinrich v. d. O., geb. am 15. Juni 1760.

Banselow, Geneal. Beschreibg. d. Geschl. v. d. Osten, 1738. — Joh. Bernouilli, Reisen durch Brandenburg, Pommern, Preußen 2c., Bd. II, Leipzig 1776, S. 176. — Nachrichten aus der v. d. Osten'schen Bibl. und dem Kirchenbuch in Plathe.
v. Bülow.

Osten: Hedwig v. d. O., geistliche Liederdichterin, geb. 1613 in Woldenburg bei Regenwalde in Pommern. Während der Unruhen des 30jährigen Krieges in ihrer Jugend mit Eltern und Geschwistern in beständiger Flucht vor dem Feinde, verlor sie 1629 ihren Vater und Bruder in Küstrin an der Pest und vermählte sich 1633 in Stettin mit Georg Ehrenreich v. Borchstorf, brandenburgischem Oberstlieutenant, später Comthur von Schivelbein und Gouverneur von Küstrin. Die Ehe war, wenn auch durch den Beruf des Gemahls äußerlich sehr unruhig, durch die innere Harmonie beider Gatten eine sehr glückliche, mit zehn Kindern gesegnete, von denen aber nur ein Sohn, Bernd Hildebrand v. Borchstorf, übrig blieb, um das Geschlecht fortzupflanzen. Dem vielfachen Mißgeschick des Lebens gegenüber suchte und fand O. Trost im Verfassen geistlicher Lieder und Betrachtungen, die heute nicht mehr beachtet über ein Jahrhundert lang in vielen Kreisen erbauend gewirkt haben. Man kennt von ihr: „Geistlicher Trost-Brunn in 33 lieblichen Trost-Quellen und 17 andächtigen Betrachtungen bestehend", Stettin 1667, 8°, unter dem Titel: „Geist-erquickende Trost-Quelle aus dem lebendigmachenden Worte Gottes, in geistreichen Betrachtungen und Andachten — — von einer hochadelichen Person und Liebhaberin Jesu Christi in ihrem Wittwenstande verfertiget", im J. 1754 in Leipzig zum zweiten Mal herausgegeben. Letztere Ausgabe enthält eine Lebensbeschreibung der Dichterin von Joh. Chr. Philipp, Pastor in Zeitz. Ferner veröffentlichte sie: „Zwölf geistliche Aufmunterungen", Stettin 1668, 8°, und hinterließ handschriftlich einen „Tractat von unserm Erlöser Jesu Christo". Sie starb im J. 1676.

J. C. C. Oelrichs, Histor. Nachr. vom Pommerschen gelehrt. Frauenzimmer. 1767. v. Bülow.

Ostendorf: Gottfried Friedrich Johannes Julius O. wurde am 2. April 1823 zu Soest geboren. Sein Vater war Prediger an der Petrikirche dieser Stadt, seine Mutter eine geb. Rochol. Schon im achten Lebensjahre verlor der Knabe den Vater. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, und da er sehr talentvoll und lernbegierig war, so konnte er schon Ostern 1840, eben 17jährig, nachdem er die Reiseprüfung sehr gut bestanden hatte, zur Universität gehen. Er studirte anfangs Theologie auf den Universitäten zu Bonn, Halle und Berlin. Da er aber zu erkennen glaubte, daß er sich besser zum Schulmanne eigne, so wendete er sich philologischen Studien zu und bestand im Herbst 1845 vor der königlichen Commission die Prüfung pro facultate docendi. Sein pädagogisches Probejahr leistete er am Archigymnasium zu Soest und war dann an derselben Schule beschäftigt, bis er um Weihnachten 1846 zu commissarischer Wirksamkeit an das Gymnasium zu Wesel berufen wurde. Eben sollte er in dieser Stellung definitiv angestellt werden, als ihn eine schwere Erkrankung im August 1847 zwang dem Amte zu entsagen und in seiner Heimath die Genesung zu erwarten. Bald danach traten die politischen Stürme des Jahres 1848 ein. O. betheiligte sich lebhaft an dem Vereinsleben zu Soest und wurde von dem Wahlkreise Soest-Hamm zum Mitgliede des Frankfurter Parlaments erwählt. Er schloß sich der sogenannten Erbkaiserpartei an, deren hauptsächlichste Führer Heinrich v. Gagern und Dahlmann waren. Als die preußischen Mitglieder des Parlaments Ende Mai 1849 abberufen wurden, schied auch O. aus der Versammlung, nahm aber an den Verhandlungen seiner Parteigenossen in den letzten Junitagen zu Gotha theil, in welchen das Programm der Gothaer aufgestellt wurde: Bundesstaatliche Verfassung für Deutschland mit Ausschluß von Oesterreich in constitutionellen Formen unter dem preußischen Erbkaiserthum. Getreu diesem Programme, welches 1866 und 1871 zu voller Verwirklichung gelangte, hat O. auch in seiner gesammten pädagogischen Wirksamkeit auf die nationale Erziehung der Jugend stets be-

sonderen Werth gelegt. Dann lebte O. wieder als Privatgelehrter zu Soest, bis er 1850 nach Lippstadt ging. Diese Stadt war bis dahin halb lippisch, halb preußisch gewesen und kam 1850 durch einen Staatsvertrag ganz in den Besitz von Preußen. Dadurch wurde auch eine lange geplonte Umwandlung der Schulverhältnisse herbeigeführt Ein seit 1520 bestehendes Gymnasium war in den Kriegszeiten zu Anfang unseres Jahrhunderts aus Mangel an Geldmitteln mehr und mehr zurückgegangen und schließlich zu einer dreiclassigen „höheren Stadtschule" geworden. So genügte die Anstalt den Anforderungen der Zeit nicht mehr, sie sollte zu einer Realschule erweitert werden. Da erkrankte am Anfange des Jahres 1850 der alte Rector Wahlert und O. wurde zu seiner Vertretung berufen. Gleich darauf starb der Rector und so blieb O. in Lippstadt. Man hatte den rechten Mann gefunden. In 22jähriger Wirksamkeit hat O. der Stadt eine mustergiltige Realschule erster Ordnung geschaffen, sich selbst aber den Ruf eines der tüchtigsten deutschen Schulmänner, eines ausgezeichneten Directors erworben. Schnell hob sich die Schülerzahl, da auch von auswärts viele Eltern ihre Kinder nach Lippstadt schickten. Die Staatsbehörden deuteten voll Anerkennung auf die große Zahl der auswärtigen Schüler hin, in welcher sich das Vertrauen der Eltern zu dieser Schule äußere und rühmten die ehrenvolle Stellung, welche sich die Anstalt unter den Realschulen „nicht blos unserer Provinz" erworben habe. Diese Erfolge wurden hauptsächlich dadurch erreicht, daß O. ein ausgezeichnetes Collegium zu bilden und dasselbe durch seine unermüdliche und aufopfernde Hingebung an die Aufgaben des Amtes zu gemeinsamer Arbeit zu begeistern, es trotz der geringen Gehalte lange an die Schule zu fesseln verstand. In gleicher Weise bemühte er sich um das körperliche wie um das geistige Wohl der Jugend. Vielleicht weil O. an sich selbst erfahren hatte, wie die Vernachlässigung körperlicher Uebung und Abhärtung in der Jugend sich im späteren Leben rächt, nahm er nicht blos das Turnen, sondern auch das Schwimmen, das Exerciren, das Schlittschuhlaufen in die Obhut der Schule und solange es ihm seine Gesundheit gestattete, unternahm er auch in den Ferien größere Reisen mit den Schülern an den Rhein, an die Weser, nach Thüringen, ja selbst bis in die Schweiz. Sein Hauptbestreben aber war darauf gerichtet durch Verbesserung und Ausbildung der Lehrmethode, durch weise Beschränkung des Lehrstoffs der Ueberbürdung der Schüler entgegenzuarbeiten und ganz besonders durch Beziehung der einzelnen Lehrfächer aufeinander und geeignete Concentration des Unterrichts das Interesse zu steigern und das Lernen zu erleichtern. In dieser Concentration, über welche er ebenso wie über die Leibesübungen und über die nationale Erziehung sich in Programmabhandlungen und Schulreden mehrfach ausgelassen hat, hat er Großes geleistet. Diese Bemühungen Ostendorf's fanden volle Anerkennung. Das Curatorium der Schule zeigte sich stets bereit, seine Pläne zu fördern; die städtischen Behörden kargten nicht mit der Bewilligung der für die Stadt verhältnißmäßig hohen Ausgaben; die Mitbürger übertrugen ihm die Ehrenämter eines Stadtverordneten, eines Kirchenältesten, eines Synodalmitgliedes; die Staatsbehörden lobten wiederholt den ehrenhaften und höchst strebsamen Sinn des gesammten Lehrercollegiums, die löbliche Führung und den Gesundheitszustand der Schüler, das in dem ganzen Charakter der Anstalt hervortretende Streben, besonders Ostendorf's eigne Bemühungen und Leistungen. Am meisten aber ehrt den vortrefflichen Lehrer die pietätsvolle Gesinnung, welche seine Schüler ihm weihten und welche sie noch nach seinem Tod in der Ostendorffeier vom 8. Juni 1878 so schön bekundet haben. Diese Feier galt der Enthüllung des Denkmals, welches ihm auf dem Platze vor dem Gebäude des Realgymnasiums errichtet worden ist. Ehemalige Schüler hatten die Sammlungen zur Aufbringung der Kosten angeregt und außer denselben auch

noch ein Capital für eine Ostendorfstiftung aufgebracht. Das Denkmal trägt die von Robert Cauer ausgeführte Büste Ostendorf's.

Schon mehrfach waren an O. Berufungen an größere Schulen mit günstigeren Bedingungen für ihn persönlich ergangen. Im Interesse seiner Schule hatte er dieselben abgelehnt. Da kam 1872 eine Aufforderung, das Directorat der Realschule erster Ordnung zu Düsseldorf zu übernehmen. In Lippstadt hatte er gethan, was zu thun war. Die Schule war fertig; sein rastlos weiter strebender Geist bedurfte neuer Arbeit. Schon seit den letzten 50er Jahren war O. als eifriger Verfechter der Realschule aufgetreten und hatte die Ansicht ausgesprochen, daß dieselbe mit ihren Lehrgegenständen ebenso wol wie das Gymnasium im Stande sei, die zur allgemeinen freien Bildung führende geistige Schulung zu gewähren. Im weiteren Verlaufe seiner pädagogischen Entwickelung war er zu der Ueberzeugung gekommen, daß das gesammte höhere Schulwesen in Deutschland einer durchgreifenden Umgestaltung bedürfe. Um die einheitliche Grundlage für alle höheren Schulen möglichst lange festzuhalten befürwortete er, daß der fremdsprachliche Unterricht nicht mit dem Lateinischen, sondern mit einer neueren Sprache (Französisch) beginnen solle. So hatte ihn der Plan einer grundsätzlichen Schulreform schon in den letzten Lippstadter Jahren beschäftigt. Eine höhere Bürgerschule nach seinem Sinne einzurichten und zu leiten war sein Lieblingswunsch geworden. Die Gelegenheit dazu bot sich in Düsseldorf, hier konnte er mit der Realschule erster Ordnung eine höhere Bürgerschule verbinden. So folgte er denn dem Rufe nach Düsseldorf und trat damit in diejenige Periode seines Lebens, in welcher er hauptsächlich als Schulreformer zu wirken bestrebt war.

Ostern 1872 wurde O. zu Düsseldorf in sein neues Amt eingeführt; in seiner Antrittsrede besprach er die Mängel des höheren Schulwesens und entwickelte seine Reformgedanken. Die von ihm gewünschte höhere Bürgerschule wurde schon zu Michaelis d. J. eröffnet. Freilich mußte O. sich, um der Schule die Militärberechtigung zu sichern, zu Concessionen im Lehrplan entschließen; so mußte namentlich das Englische aufgenommen werden, obwol O. empfahl, sich auf eine fremde Sprache (Französisch) zu beschränken. Die Schule nahm einen sehr glücklichen Aufschwung und befindet sich gegenwärtig, seit Ostendorf's Tode, unter einem besonderen Director in höchst blühendem Zustande. Die Realisirung seiner übrigen Reformgedanken hat O. nicht erlebt. Freilich hat er sich auch selbst darauf keine Hoffnung gemacht; er war der Meinung, daß sie erst in der Zukunft zu voller Anerkennung und Durchführung gelangen würden.

Zunächst aber bot sich ihm eine günstige Gelegenheit zur Vertretung seiner Ansichten an maßgebender Stelle. Im October 1873 berief der Minister Falk eine Conferenz zur Berathung über das höhere Schulwesen des preußischen Staats und O. wurde zu dieser Conferenz hinzugezogen. Hier trat er energisch für die Nothwendigkeit der vielfach angefochtenen Realschulen erster Ordnung ein und befürwortete lebhaft diejenige Gestaltung des höheren Schulwesens, welche er in seinen beiden kurz vorher veröffentlichten Schriften „Das höhere Schulwesen unseres Staates" und „Mit welcher Sprache beginnt zweckmäßigerweise der fremdsprachliche Unterricht" empfohlen hatte. Nach denselben sollte auf den dreijährigen Elementarcursus (vom 6. bis 9. Lebensjahre) die Mittelschule vom 9. bis 12. Lebensjahre folgen. Sie war für alle diejenigen bestimmt, deren Bildung über den Kreis der Volksschule hinausgehen sollte, und nahm gleich auf der untersten Stufe das Französische auf. Mit dem vollendeten 12. Jahre sollte sich das Gymnasium anschließen mit zwei gemeinsamen Unterclassen und Latein und dann sollte noch fünf Jahre hindurch (also vom 14. bis 19. Lebensjahre — um ein Jahr sollte die Schulzeit verlängert werden —) eine Scheidung in drei Abtheilungen eintreten: in eine altsprachliche, eine neusprachliche und eine naturwissenschaftlich-mathematische

Abtheilung. In der Conferenz wurde anerkannt, daß der Plan ein wohl durchdachter sei und von zwei hochangesehenen Männern (Wiese und Bonitz) wurde der Wunsch ausgesprochen, es möge ein Versuch gemacht werden, wie sich der Beginn des fremdsprachlichen Unterrichts mit dem Französischen statt mit dem Lateinischen bewähren würde. O. hat selbst diesen Versuch nicht mehr machen können. Erst nach seinem Tode ist er gemacht worden und zwar mit günstigem Erfolge. In Altona wurde die Realschule, welche im wesentlichen der Ostendorf'schen Mittelschule entspricht, 1878 mit einem Realgymnasium verbunden, welches durch Gabelung in Untertertia beginnt und in dieser Classe erst das Latein anfängt. Das preußische Unterrichtsministerium genehmigte den Plan des Directors, indem es ihn als ausführbar und für Altona zweckmäßig anerkannte. Ein anderer Theil des Ostendorf'schen Planes ist im Realgymnasium des Johanneums zu Hamburg ins Leben getreten, nämlich die Gabelung der Oberclassen (Obersecunda und Prima) in eine neusprachliche und mathematisch-naturwissenschaftliche Abtheilung. Auch diese Einrichtung fand den Beifall des preußischen Unterrichtsministeriums und kann als bewährt bezeichnet werden. Die Directorenconferenz der Provinz Schleswig-Holstein beschäftigte sich 1883 mit der Frage dieser Bifurkation und sprach im wesentlichen ihre Billigung derselben aus. Unmittelbar vor der Octoberconferenz hatte sich O. noch eine andere Gelegenheit geboten, für seine Ansichten in weiten Kreisen Propaganda zu machen. Die Freunde der Realschulen, besonders ihre pädagogischen Vertreter, bildeten die Realschulmännerversammlungen, von welchen die zu Eisenach im Herbst 1872 die vorbereitende war. Es folgten im Herbste 1873 und 1874 die Tage zu Gera und zu Braunschweig. Beiden Versammlungen präsidirte O. und erfüllte sie mit seinem Geiste. In Gera wurden in seinem Sinne die Grundsätze aufgestellt, welche nach den Wünschen der Versammelten bei der Gestaltung des höheren Schulwesens maßgebend sein sollten. In Braunschweig versuchte man durch eingehendere Vorschläge den Weg anzudeuten, auf welchem die Reform angebahnt werden könne. Die Zeit schien in manchen Beziehungen für Ostendorf's Absichten sehr günstig zu sein. Am Tage des Zusammentritts der Braunschweiger Versammlung wurde O. in dem Kreise Bielefeld-Herford-Halle in den preußischen Landtag gewählt, um bei der erwarteten Vorlage des Unterrichtsgesetzes seine Reformpläne zu vertreten. Indessen war es ihm nicht beschieden, weitere Erfolge zu gewinnen. Unter den Realschulmännern trat eine lebhafte Gegenbewegung gegen ihn hervor, weil viele die Realschule erster Ordnung durch sein Auftreten bedroht glaubten. Im Landtage, in welchem er sich der nationalliberalen Partei angeschlossen hatte, kam er zu keiner Bedeutung, da er, um sein Amt möglichst wenig zu vernachlässigen, immer nur auf kurze Zeit in Berlin anwesend war. Auch hemmte schon die böse Krankheit, welche ihn nach wenig Jahren hinwegraffen sollte, in hohem Grade seine Thätigkeit. Der Realschulbewegung hielt sich O. von da an fern, theils dieser Krankheit wegen, zum Theil aber auch, weil die Bewegung eine Richtung nahm, die ihm nicht ganz recht war. Seine Reformpläne sichern ihm einen Platz in der Geschichte der deutschen Pädagogik. Manche Anzeichen deuten darauf hin, daß bei der zukünftigen Gestaltung des höheren Schulwesens seine Gedanken nicht ohne Einwirkung bleiben werden.

O. ist mehrfach von schweren Krankheiten heimgesucht worden. Die letzte Krankheit war ein sehr schmerzhaftes Blasenleiden, an welchem er länger als ein Jahrzehnt litt und das ihn in den letzten fünf Jahren seines Lebens mehr und mehr belästigte. Vergebens versuchte er dem Umsichgreifen desselben durch den Aufenthalt in den Alpen während der Ferien oder durch den Besuch von Karlsbad und Wildungen entgegenzuwirken. In den Herbstferien 1877

unterwarf er sich zu Halle a. S. einer Operation, die zwar glücklich ausgeführt wurde. Dann aber trat eine verderbliche Wendung ein und am 31. August erlag er seinen Leiden. Die Leiche wurde zur Bestattung nach Lippstadt geführt.

O. war seit dem 28. August 1868 mit Fräulein Hilbeck aus Lippstadt verheirathet und hinterließ seine Wittwe mit zwei Söhnen und einer Tochter. Außer den schon angeführten Schriften und zahlreichen Programmabhandlungen („Ueber die Leibesübungen", „Beiträge zur Realschulfrage", „Ueber den neusprachlichen Unterricht") und außer verschiedenen Aufsätzen im Pädagogischen Archiv (z. B. „Zur Concentration des Unterrichts") hat O. noch folgende Schriften veröffentlicht: „Die Vorbildung für das Lehramt an Realschulen", 1870; „Volksschule, Bürgerschule und höhere Schule", 1872; „Ueber das nationale Kaiserthum der Hohenzollern", 1873; „Ueber nationale Erziehung", 1874; „Die Conferenz zur Berathung über das höhere Schulwesen des preußischen Staates", 1874; „Die Umgestaltung des hiesigen Volksschulwesens", Düsseldorf 1876. Eine Lebensskizze oder Lebensgeschichte Ostendorf's ist, soweit mir bekannt, bisher nicht geschrieben: die Quellen für die obigen Mittheilungen sind vornehmlich: die Programme der von O. geleiteten Anstalten; verschiedene Acten, in welche mir gütigst Einsicht gestattet wurde; private Mittheilungen, welche ich der Familie, besonders der Frau Dr. O. und mehreren seiner ehemaligen Amtsgenossen, namentlich Herrn Professor Lottner in Lippstadt, zu danken habe.

Konrad Friedlaender.

Ostendorfer: Michael O., Maler und Zeichner für den Formschnitt, war, wie es scheint, in dem Städtchen Hemau in der Oberpfalz geboren und vielleicht zuerst in pfälzischen Diensten gestanden, ehe er nach Regensburg kam. Es ist charakteristisch, daß er einmal in einem Schreiben von seinem „gnädigen Fürsten Herzog Friedrich" redet, er scheint sich als eine Art Unterthan desselben betrachtet zu haben. Dieser Fürst, Friedrich II. der Weise von der Kurpfalz, hatte ihn die Stadt Amberg auf Tuch abkonterfeien lassen, wofür der Künstler 50 Gulden erhielt (Brief Ostendorfer's an Dr. Joh. Hiltner, am Palmabend 1553). Wie dem sein mag, unser Maler erscheint zuerst im J. 1519 in einer Kirchenrechnung über den Bau der Kapelle zur schönen Maria als Maler und Meister. Offenbar war er damals schon Bürger und vielleicht, wie Schuegraf hinzufügt, auch verheirathet. Seine erste Frau hieß Anna Wechin und war die Tochter eines Kürschners. Er erhielt mehrere Söhne von ihr und eine Tochter Dorothea. Im J. 1528 erkauften die Ehegatten von Lienhard Wolfsmüller Haus und Hofstatt in der Schreinergasse (heutzutage Pfarrergasse) um 15 Gulden Rheinisch; es kann also nur ein kleines Anwesen gewesen sein. Damals waren des Künstlers Verhältnisse offenbar, wenn auch nicht glänzend, doch erträglich; mit Anfang der fünfziger Jahre, vielleicht schon beträchtlich früher, erscheinen sie als wahrhaft bejammernswerth. An den Kaufmann Michael Straßer hatte O. eine Schuld von 19 Gulden, welche er auf dessen Klage hin laut Rathsprotokoll vom Januar 1550 in drei Fristen bereinigen mußte. Eine andere kleinere hatte er an einen gewissen Vogel, der ihm 1555 für die Hochzeit der Dorothea Geld vorgestreckt hatte. Im J. 1550 starb Frau Anna, und das Inventar, welches am 9. December d. J. der Stadtschreiber Nikolaus Dinzl aufnahm, beweist, wie gering damals ihre Habe gewesen war. Es scheint jetzt vollends bergab mit dem Maler gegangen zu sein und gar, als er sich wieder mit einem Weibe verheirathete, das aus den Acten als eine lüderliche Person erscheint; Mann und Frau trennten sich wieder. Noch dazu warf den Künstler die Gicht wiederholt aufs Krankenlager. Er fing an den Rath mit jämmerlichen Bettelbriefen zu bestürmen, sprach von seiner „Trübsal", „Traurigkeit" ꝛc. und nannte sich den armen Michel. Der Magistrat that einiges für O., besonders auf Ver-

wendung des genannten Rathsherrn Hiltner, des Gönners Michaels, und gewährte ihm im Mai 1556 die Aufnahme in das allgemeine Bruderhaus. Hier gefiel es O. gar nicht, da man ihn, wie er behauptet, darin in der Arbeit hindern wolle, er ersuchte am 23. Juli besagten Jahres um ein „kleines Pfründle“ damit er sich eine Herberge anschaffen könne. Ob er diese Pfründe erhielt, wissen wir nicht, wol aber existirt über das Gesuch ein Gutachten der Almosenpfleger, das den Künstler von der unvortheilhaftesten Seite schildert; es spricht von seiner Unruhe, Unbotmäßigkeit, Zanksucht, Frechheit, leichtfertigen Verschwendung ꝛc. Es scheint in der That, daß O. mit schuld an seiner traurigen Lage war, daß er gern trank und, wenn er Geld hatte, nicht arbeiten wollte. Freilich trugen auch die damals bereits herabgekommenen Verhältnisse Regensburgs sicher das Ihrige dazu bei. Anfangs December 1559 starb der Aermste, das am 14. December aufgenommene Inventar seines Nachlasses entrollt begreiflicher Weise ein jämmerliches Bild.

O. war unstreitig ein Künstler von Talent, es erhellt dies mehr noch aus seinen Holzschnitten als aus seinen Gemälden, obwol die letzteren auch deutliche Spuren verrathen, daß der Maler, wenn er sich zusammen nahm, etwas Vorzügliches leisten konnte. Mangel an sittlicher Zucht und die gesunkenen Verhältnisse der Reichsstadt an der Donau mögen beigewirkt haben, daß aus O. das nicht wurde, was man zu erwarten berechtigt war. Uebrigens war seine Kunst bereits veraltet, die italienische Manier beherrschte mehr und mehr die deutsche Formgebung und O. stand ihr fast gleichgültig gegenüber. So blieb er ein Ausläufer der Richtung Altdorfer's, jedoch ohne dessen Feinheit und eingehendes Studium, von der poetischen Ader Altdorfer's gar nicht zu reden. Ostendorfer's Farbe ist meist ohne Sorgfalt behandelt und nachgedunkelt, seine Figuren ohne Genauigkeit gezeichnet, seine Gesichter ohne tieferen seelischen Ausdruck. Gemälde finden sich von ihm u. a. zu Nürnberg im germanischen Museum, Köln (Judith von 1530), München (Darstellung aus der Apokalypse, wenig erfreulich), Schleißheim (Bildniß des Herzogs von Baiern Albrecht V. vom Jahre 1543; Christus am Kreuze vom Jahre 1552; vgl. über dieses Bild W. Schmidt in der Zeitschrift für bildende Kunst II, 245) und Regensburg. An letzterem Orte ist besonders das ehemalige Altarblatt der neuen Pfarrkirche bemerkenswerth, wofür der Künstler die Bestellung Ende 1553 vom Stadtrathe empfing und das Ende September 1555 in der Hauptsache vollendet war. Es ist charakteristisch für die Beziehungen unseres Künstlers zur Reformation, übrigens ein ziemlich rohes Werk. Was die Holzschnitte Ostendorfer's anbelangt, so sind besonders die zwei prächtigen großen Blätter bemerkenswerth, welche die Wallfahrt zur alten Kirche zur schönen Maria in Regensburg und die Ansicht der neuen Kirche zur schönen Maria, wie sie werden sollte, darstellen (für das letztere erhielt der Künstler im J. 1520 von der Kirchenverwaltung die Summe von 12 Gulden). Diese beiden Schnitte gehören offenbar zu den schönsten xylographischen Erzeugnissen der Periode. Roher sind andere Blätter, z. B. die 24 Illustrationen zu dem (protestantischen) Katechismus des Nik. Gallus, 1554. Ebensowenig erreicht der sonst recht kräftige Holzschnitt mit der Reise des Kurfürsten Otto Heinrich vom Jahre 1556 jene ersten Werke. Wir können hier unmöglich die Xylographien des Meisters beschreiben, wir müssen in dieser Beziehung auf Nagler's Monogrammisten IV, Nr. 2024 verweisen, die ein vollständigeres Verzeichniß als Bartsch und Passavant bringen.

Ueber die Lebensverhältnisse Ostendorfer's siehe die Monographie von J. R. Schuegraf im 14. Band der Verhandlungen des historischen Vereins von Oberpfalz und Regensburg, 1850. Wilh. Schmidt.

Osterberger: Georg O., Buchdrucker und Verlagsbuchhändler zu Königs- ; i. Pr. im 16. Jahrhundert. Um 1542 in Franken geboren, ward er 1565 rkgräflicher Kanzleiverwandter in Königsberg und 1579 Notarius beim sam- bischen Consistorium. Mit Cordula, der Tochter des 1553 vom Herzoge recht nach Königsberg als Buchdrucker berufenen Johann Daubmann (s. A. B. IV, 769) verheirathet, übernahm O. nach dem 1573 erfolgten Tode es Schwiegervaters, mit Genehmigung des Markgrafen Georg Friedrich, neben en Amtsgeschäften die Buchdruckerei, mit welcher eine Papiermühle und ein hladen verbunden war. Zur Hebung des Buchgewerbes in seinem Lande erstützte genannter Fürst O. mit vielen Vorrechten: nur er und seine Erben ten allein das Recht im ganzen Fürstenthume das Druckgewerbe ausüben zu fen, dagegen sollte er und seine Erben correct, sauber und auf reinem Papier cken, nach einer festgesetzten Taxe verkaufen und die Druckerei „rüstig, richtig nothdürftig halten." Ferner durfte er in seinem Buchladen einen Buch- bergesellen halten und zur Erleichterung des Betriebs seiner Papiermühle üten ihm sämmtliche Lumpen zugebracht und durften nicht außer Lands ver- t werden. O. bewies sich diesen Vorrechten gegenüber nicht unwürdig; er besserte die Druckerei durch neue Typen und sein Verlagsbuchhandel erstreckte auf zahlreiche deutsche, lateinische und polnische Bücher, deren Vortrefflich- selbst im benachbarten Polen durch ertheilte Privilegien gegen Schutz vor hdruck anerkannt wurde. Nach seinem Tode, am 10. März 1602, gingen e Geschäfte in den Besitz seiner Wittwe über, welche sie in Gemeinschaft mit m Tochtermanne Johann Schmidt (latinisirt Fabricius) und einem Kanzlei- vandten Georg Neycke weiter führte. Nachdem Schmidt am 23. März 1623 orben war, erwarb Lorenz Segebeden die Druckerei mit allem Zubehör.

(Meckelburg), Geschichte der Buchdruckereien in Königsberg. Ausgegeben un Tage des in Königsberg stattfindenden Buchdrucker-Jubiläums am 5. De- ember 1840. Königsberg o. J. 8°. Pallmann.

Osterfrank: Laurentius Albertus O., Verfasser der ersten deutschen mmatik. Das seinem Namen beigefügte Ostrofrancus ist zwar, wie schon 47) Reichard bemerkte, nur Angabe seiner Heimath, aber man hat sich schon ; gewöhnt, ihn mit diesem Namen zu bezeichnen. Von seinem Leben und en Lebensverhältnissen läßt sich nur wenig mit Bestimmtheit sagen. Er hat ı Lutherthum, zu dem er sich anfangs bekannt halte, später entsagt und dadurch die Gunst des Fürstbischofs von Würzburg, Friedrich v. Wirsberg, ıngt haben, der ihn als Lehrer an seinem Pädagogium angestellt habe. Einige erlässige Andeutungen über seine Lebensverhältnisse finden sich in seiner deut- n Grammatik: „Teutsch Grammatick oder Sprachkunst. Certissima ratio endae. augendae, ornandae, propagandae conservandaeque linguae Alemanorum, Germanorum, grammaticis regulis comprehensa et conscripta per Lauren- n Albertum Ostrofrancum. Cum gratia et privilegio imperiali. Augustae ıdelicorum excudebat Michael Manger. MDLXXIII." Gewidmet ist dieselbe ı apostolischen Protonotar und herzoglichen Hofrath Joh. Aegolf von Knö- gen, späteren Bischof von Augsburg (seit 1573), der als gelehrter und iger Förderer wissenschaftlicher Studien bekannt ist. Vgl. über ihn Prantl, ch. der Ludwig-Maximiliansuniversität I, 344 f. A. feiert ihn als seinen icen, rühmt die ihm zu Gebote stehende reiche Bücher- und Handschriften- ımlung desselben und gesteht, daß v. Knöringen's lebhaftes Interesse für achliche Untersuchungen, besonders seine Vorliebe für die deutsche Sprache ihn grammatischen Arbeiten über das Deutsche angeregt habe. Den Bischof drich von Würzburg (s. A. D. B. VIII, 60) nennt er in dieser Dedication, die rzburg, 20. September 1572 datirt, seinen [illegible]digsten Herrn, der ihn vieler

Gnade und Vertraulichkeit gewürdigt, ja ihm einen Theil seines Unterhaltes gegeb habe. Die Grammatik erschien Ende 1572, sie wird in dem „Verzeichnis d neuen Bücher“ aufgeführt, „welche seidher der nechstverschienenen Herbstmeß offentlichem Truck ausgangen und zu Frankfurt diese Fastenmeß (1573) mehr teils feil gehalten worden sindt“. Sie hatte das Unglück, daß sie von d Straßburger Notar Oelinger in unredlicher Weise benutzt und ihr Verfasser v K. v. Raumer des Plagiates an seinem Plagiator beschuldigt wurde. Darlegung des wahren Sachverhaltes habe ich oben S. 301 unter Oelin gegeben.

L. A. besaß nach Ausweis seines Buches eine gründliche grammati Bildung, er war in den alten Sprachen wol bewandert und zeigt sich übe als strebsamen Gelehrten, der die litterarischen Hülfsmittel seines Gönners Erfolg benutzt hat. Seine deutsche Grammatik schrieb er aus wissenschaftlic Interesse und aus Liebe zu der deutschen Sprache, die ihm wegen ihres Alt ihres Reichthums, ihrer großartigen Schönheit verehrungswürdig erschien. nahm dabei nicht allein Rücksicht auf örtliche Mundarten, sondern sehr oft a auf die ältere Gestalt der Sprache, manchmal mit gutem Verständniß, im gemeinen aber so, wie wir es von einem Grammatiker des 16. Jahrhunderts warten können. Lassen wir seine Mißverständnisse und Irrthümer, die er den Zeitgenossen gemein hat, und betrachten wir nur, was er vor ihnen vor hat. Er war der richtigen, aber mit Erfolg erst später von Ratichius vertrete Ansicht, daß die Kenntniß der deutschen Sprache das Erlernen der fremden leichtere. Sein Buch ist reich an trefflichen Bemerkungen. Er hatte erka daß die Bedeutung der Wörter in den verschiedenen deutschen Gegenden eine du aus verschiedene sei, daß z. B. die Sachsen Wörter in gutem Sinne gebrauch welche bei den Oberdeutschen eine tadelnde Bedeutung hätten. Die deuts Mundarten gruppirte er richtig und zählte sorgsam die Stämme auf, die ihrer bedienen. Er bemühte sich festzustellen, wo das richtige Deutsch gesproc und gedruckt werde. Auch auf die Wortbildung richtete er sein Augenm stellte die Endungen zusammen, durch welche Verbalia von Verben und Adjecti gebildet werden. Er dachte sogar an die Zurückführung des gesammten deuts Sprachschatzes auf Wurzeln, er wußte, daß die primitiven Wurzeln des Deuts einsilbig seien. Noch überraschender ist, daß er ein Verständniß hatte für ältere deutsche Sprache und ihre Eigenthümlichkeiten. Die schönen und beze nenden Ausdrücke, die er in alten deutschen Handschriften gefunden, brach ihn auf den Gedanken, ein umfangreiches deutsches Wörterbuch auszuarbei Bei einer neuen Auflage wollte er seiner Grammatik eine Geschichte der E wickelung der deutschen Sprache vorausschicken. Ueberhaupt gedachte er s Grammatik wesentlich zu erweitern. Keiner dieser Pläne ist zur Ausführung langt. Der Werth der Beobachtungen des A. auf dem Gebiete der deuts Prosodie ist schon von Höpfner gebührend hervorgehoben worden, ohne je Grund bezweifelt Borinski die Selbständigkeit derselben. Vielfach benutzt wu die Grammatik des A. durch Joh. Clajus (s. A. D. B. IV, 270), der alle Vorgän in Schatten stellte mit seiner 1578 auf Luthers deutschen Schriften gegründe Grammatik.

Reichard, Versuch einer Historie d. d. Sprachkunst (1747) 38 ff. — v. Raumer in K. v. Raumer's Gesch. d. Pädagogik (1847) III, 2, 37 ff. G. J. Keller, Gründung des Gymnasiums in Würzburg durch den Fürstbis F. v. Wirsberg. Würzburg 1850, 14 f., wo noch andere Schriften L. genannt. — Höpfner, Reformbestrebungen auf dem Gebiete d. d. Dichtung 16. und 17. Jahrh. (1866) 15 ff. — R. v. Raumer, Gesch. d. germ. Philolo (1870) 64 ff. — v. Wegele, Gesch. d. Univ. Würzburg, I (1882) 100. Borinski, die Poetik der Renaissance (1886) 36 ff. Al. Reifferscheid.

Oesterlen: Friedrich Oe., Arzt, wurde am 22. März 1812 zu Murrhardt in Würtemberg geboren als Sohn des damaligen Unteramtsarztes und späteren fürstlich Hohenlohe-Oehringen'schen Leibarztes Dr. Christian Oe. Schon als Gymnasiast mit tüchtigen Kenntnissen in Botanik und Physik ausgestattet, widmete sich Oe. in Tübingen mit Eifer dem Studium der Medicin. Seine Bearbeitung der Preisaufgabe über „Einheit oder Mehrheit der venerischen Contagien“ wurde 1833 mit dem Preis gekrönt und nach glänzend bestandenen Prüfungen war Oe. bestrebt in Würzburg, Wien und Paris sich die technischen Fertigkeiten in Untersuchungsmethoden und Operationen zu eigen zu machen, zu deren Erwerbung das damalige Tübingen keine Gelegenheit geboten hatte. Als Unteramtsarzt 1835 in seiner Vaterstadt Murrhardt angestellt, vermählte sich Oe. 1838 mit der Tochter eines würdigen Landgeistlichen. Die spärliche Zeit, welche der angestrengte ärztliche Dienst in bergiger Gegend frei ließ, benutzte Oe. zu wissenschaftlichen Arbeiten, und Untersuchungen, wie die über den Magen des Krebses (Müller's Archiv) und die in den beiden ersten Jahrgängen des Roser-Wunderlich'schen Archivs erschienenen „Versuche über die Imbibition thierischer Gebilde“ und die bedeutenden „Versuche über den Uebergang des regulinischen Quecksilbers in die Blutmasse“ machten den Namen des jungen Landarztes in der wissenschaftlichen Welt bald bekannt. Im J. 1841 nahm Oe. einen längeren Urlaub, um bei Henle in Zürich mit der mikroskopischen Technik sich vertraut zu machen. Im J. 1843 habilitirte Oe. sich in Tübingen und las als Privatdocent mit großem Erfolg über Heilmittellehre, allgemeine Pathologie u. a. Die Vertiefung in das Studium der Heilmittellehre ließ ihn den traurigen Zustand erkennen, in welchem diese Disciplin sich damals befand und als ein reformirendes Werk erschien 1844 sein „Handbuch der Heilmittellehre“, welches zündend einschlug und vermöge seiner streng wissenschaftlichen Fassung und seiner Gründlichkeit selbst für solche ein werthvolles „Handbuch“ wurde und zwei Jahrzehnte lang blieb, welchen seine Kritik und sein Skepticismus zu weit zu gehen schienen. Im J. 1846 folgte Oe. einem Ruf als ordentlicher Professor an die Universität Dorpat. Hier las er zunächst Heilmittellehre und übernahm im zweiten Semester die Leitung der medicinischen Klinik. Sein ernstes Streben, seine ungewöhnliche Lehrgabe, sein bei aller Energie humanes Wesen erwarben ihm rasch die Liebe von Collegen und Schülern; allein er war überarbeitet, seine Frau wurde kränklich, ein Urlaubsgesuch wurde abgeschlagen (1848!) und so manches andere trat störend und verstimmend an ihn heran. So nahm er die ihm nicht gerne gewährte Entlassung aus dem russischen Staatsdienst und kehrte im Juni 1848 nach Deutschland, zunächst nach Stuttgart zurück. Mit diesem Schritt war die unter günstigen Auspicien begründete akademische Laufbahn Oesterlen's beendet. Er hatte nicht daran gezweifelt, an einer deutschen Universität wieder eine Stellung gewinnen zu können. In dieser Hoffnung sah er sich getäuscht, und so war er von nun an darauf angewiesen, ohne die mit einer akademischen Stellung verbundenen Förderungen für Sache und Person seiner Wissenschaft weiter zu dienen. In schwerem Ringen hat er die Wissenschaft hoch gehalten und nach Kräften gefördert, allein es konnte ihm nicht erspart bleiben zu sehen, daß so manches, was er gesäet hatte, von anderen gezeitigt wurde und daß der volle Erfolg ihm, dem auf sich selbst Angewiesenen und Isolirten, nicht zu Theil wurde. Nach einem in Stuttgart verbrachten Jahre, in welchem er bei Fehling einen praktischen Cursus in der Chemie durchgemacht hatte, übersiedelte er nach Heidelberg, hielt daselbst als Privatdocent Vorlesungen über Heilmittellehre und Hygieine und ließ 1850 das „Handbuch der Hygieine“ erscheinen. Dieses Werk lehnte sich zunächst an französische und englische Vorbilder an; es war das erste, das den in jenen Ländern gewonnenen Stand der öffentlichen und privaten Ge-

sundheitspflege auch in Deutschland bekannt machte und das Interesse der Aerzte und weiterer Kreise für diese wichtigen Fragen zu erwecken suchte. In seiner Hoffnung, in Heidelberg eine außerordentliche Professur für Heilmittellehre zu erlangen (das Handbuch war schon in 5. Auflage erschienen), getäuscht, gab Oe. die Lehrthätigkeit, zu der er vor Vielen berufen war, auf. Er verlebte nun von 1854 an einige arbeitreiche Jahre in Stuttgart und machte dazwischen 1856 eine längere Reise in England und Belgien, welche ihm und den späteren Auflagen des Handbuchs der Hygieine sehr zu statten kam. Im J. 1858 nach Zürich übergesiedelt, gab er daselbst die erste deutsche Zeitschrift für Hygieine und medicinische Statistik heraus, für welche aber die Zeit noch nicht gekommen war. Als Frucht nahezu zwanzigjähriger, mühsamer Arbeit erschien 1865 das „Handbuch der medicinischen Statistik", eine reiche Fundgrube für spätere Arbeiter auf diesem Gebiet. Land und Leute der Schweiz waren Oe. lieb geworden; Hochtouren in den Alpen waren die einzige Erholung, welche zeitweise sein immer mehr verdüstertes Gemüth aufheiterten. Um seinen geliebten Bergen näher zu sein war Oe. 1869 nach Glarus gezogen. Rücksicht auf die erschütterte Gesundheit seiner Frau und die Empfindungen, welchen jeder gute Deutsche 1870 sich hingab, bestimmten ihn, in diesem Jahre wieder nach Deutschland zurückzukehren. In Stuttgart vollendete er im Mai 1876 die dritte Auflage seiner Hygieine. Im September desselben Jahres verlor er, was seinem Leben Reiz und Glück verliehen hatte, seine treue Frau, und das Geschick hat es gut mit ihm gemeint, indem kaum ein halbes Jahr später, am 19. März 1877, ein Hirnschlag rasch und sanft sein Leben beendete. Bücher von Oe. sind außer den genannten: „Historisch-kritische Darstellung des Streites über die Einheit oder Mehrheit der venerischen Contagien", 1836; „Beiträge zur Physiologie des gesunden und kranken Organismus", 1843; „Medicinische Logik", 1852; „Der Mensch und seine physische Erhaltung. Hygieinische Briefe für weitere Leserkreise", 1859; „Die Seuchen, ihre Ursachen, Gesetze und Bekämpfung", 1873.

Otto Oesterlen.

Oesterley: Ferdinand Oe., geb. zu Göttingen am 15. Mai 1802, Sohn von G. Heinr. Oe. dem Jüngeren (s. u.), war eine kurze Zeit als juristischer Privatdocent und Beisitzer des Spruchcollegs thätig, hat aber seine Hauptwirksamkeit im Communaldienst der Stadt Göttingen gefunden. 1831 wurde er Stadtsyndikus, 1853 nach Einführung der neuen Städteordnung Bürgermeister. Bei den Wahlen zur Ständeversammlung im November 1847, die Hoffnung auf ein wiedererwachendes politisches Leben gaben, setzte die Stadt Göttingen an die Stelle des gefügigen Magistratsdirectors Ebell den Syndikus Oe., der zu der staatsgrundgesetzlichen Opposition in freundschaftlichen Beziehungen gestanden hatte. In der im März 1848 zusammentretenden Versammlung gehörte er der Partei an, die das Ministerium Stüve mit Ausdauer und Nachdruck unterstützte und das neue Verfassungsgesetz vom 5. September zu Stande brachte. Nach dieser Zeit hat er dem politischen Leben nicht mehr angehört. Schriftstellerisch ist er in verschiedenen Richtungen thätig gewesen. Am bekanntesten und verdienstvollsten ist sein Buch: „Das deutsche Notariat" (Hannover 1842 bis 1845), das in zwei Theilen historisch und dogmatisch sein Thema behandelt. Außer dem Gebiete der sogenannten Extrajudicial-Jurisprudenz interessirten ihn besonders wirthschaftliche Fragen: 1834 erörterte er, ob es rathsam sei die Zunftverfassung aufzuheben, 1836 gewann er den von der königlichen Societät der Wissenschaften ausgesetzten Preis durch die Schrift: „Von den Ursachen des Verfalls des Gewerbes der Wollenweberei im Königreich Hannover und den Mitteln, um dasselbe wieder zu heben", abgedruckt im hannoverschen Magazin von 1836 Nr. 9—36; 1846 trat er für den Bau der hannoverschen Südbahn ein. — L.

starb am 6. Juni 1858 als Bürgermeister seiner Vaterstadt. Von seinen Söhnen ist einer Oberst in der preußischen Armee, ein anderer Bibliothekar in Breslau und bekannter Litterarhistoriker.

Pütter, Gött. Gelehrten-Gesch. IV, 484. — Oppermann, Zur Gesch. Hannovers II, 7. F. Frensdorff.

Oesterley: Georg Heinrich Oe., geb. am 27. October 1774 zu Göttingen, † daselbst am 14. Juli 1847. Neben seiner Wirksamkeit als praktischer Jurist — 1808 erster Greffier, 1809 Richter des westfälischen Tribunals erster Instanz zu Göttingen, 1804 Secretär, 1814 Vicesyndikus der Universität — war er 1804 bis 1821 als Privatdocent thätig, las über die Theorie des gemeinen bürgerlichen Proceßrechts und veranstaltete Proceßpraktika und Relatoria, wie auch seine schriftstellerischen Arbeiten dem Gebiete des Processes, des französisch-westfälischen und des hannoverschen, gewidmet waren. Mit der neuen Organisation des Universitätsgerichts im J. 1821, welche die bisherige Einrichtung, wonach die richterliche Entscheidung allein in der Hand der wechselnden Prorectoren lag, durch eine collegialische ersetzte und dem Prorector zwei ständige Universitätsräthe beigab, wurde Oe. Universitätsrath, eine Stelle, die er bis zu seinem Tode bekleidete. Seine Schriften aus dieser Zeit gelten vorzugsweise der Universität. Auch seine Darstellung der Gerichtsverfassung in der Universitätsstadt Göttingen (Göttingen 1833) berücksichtigt die Universitätsbehörden besonders ausführlich und behandelt in einem umfangreichen Anhange eine Reihe von Fragen der akademischen Verwaltung. Besonders verdienstlich unter seinen Arbeiten ist die der Geschichte der Universität wie der deutschen Litterärgeschichte gleichermaßen förderliche „Geschichte der Universität Göttingen in dem Zeitraum von 1820—37“ (Göttingen 1838), eine Fortsetzung der bekannten von Pütter begonnenen und von Saalfeld weitergeführten Göttinger Gelehrtengeschichte. — Der Vorstehende ist nicht zu verwechseln mit einem Verwandten gleiches Vornamens, der 1758 bis 1825 zu Göttingen lebte, bis 1809 juristischer Privatdocent war und nachher sich vorzugsweise der Advocatur widmete. Er ist der Verfasser einer „Geschichte Otto des Kindes, Herzogs von Braunschweig-Lüneburg“ (Göttingen 1786), die mitunter noch citirt wird. Zum Unterschiede von diesem älteren Verwandten bezeichnete sich der obige Oe. in seinen früheren Schriften als der jüngere.

Pütter, Gel.-Gesch. III. 387; IV. 350, 191; vgl. das. II. 201, III. 222, IV. 306. F. Frensdorff.

Ostermann: Petrus O. (Ostermannus), Rechtsgelehrter und juristischer Schriftsteller, über dessen Leben wir ziemlich dürftige Mittheilungen besitzen. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts zu Hamm in der Mark in Westphalen geboren, widmete sich O. in Köln und Würzburg der Rechtswissenschaft, promovirte als Doctor beider Rechte, wurde frühzeitig in Köln Professor der Jurisprudenz und 1629 dort einstimmig zum „Dictator collegii juridici“ erwählt. — Nach dem Urtheile seiner Biographen verwaltete er sein Amt „mit Ruhm“; er erfreute sich großer Schülerzahl und erwarb sich durch gediegene civilistische wie staatsrechtliche Arbeiten einen geachteten Namen. Später gerieth er mit Kölner Bürgern („civibus Coloniensibus — rectius forte Calumniensibus“ schreibt O.) wegen Erbschaftsangelegenheiten in böse Händel und kam zuletzt in Arrest, worüber er 1642 eine sehr nachdrückliche Bittschrift an den Kurfürsten von Mainz, als seinen gnädigsten Herrn richtete, da Professor O. seit 1634 zugleich kurmainzischer Hof- und Geheimrath war. Auch in seinem „Bifida clavis et avis“ (Viennae 1645, 4°), welches Werk in 10 Capiteln eine Reihe politischer und staatsrechtlicher Fragen damaliger Zeit beleuchtet, kommt der Schwergekränkte auf die leidige

Angelegenheit zurück, indem er dort in einer allerunterthänigsten Ansprache an Kaiser Ferdinand III. (unter dem Titel „Humillima relatio super captivitate sesquinnali, et passione mei Doctoris P. O. in Colonia exantlata etc.“) mit drastischen, thränenreichen Worten die gewaltsame Hinwegnahme seiner Habe und die schnöden Mißhandlungen schildert, welche in seiner am 19. October 1639 auf höchst rohe Weise vollzogenen Gefangennahme ihren Gipfel erreichten. O. saß infolge dessen sechs Monate unter harten Entbehrungen hinter Schloß und Riegel. 1644 wurde er — nach mehr als 20jähriger Lehrthätigkeit — kaiserlicher Reichshofrath in Wien, welche Stelle er bis zu seinem Tode bekleidete; er scheint jedoch nach Aeußerung Zwierlein's kein hohes Alter erreicht zu haben.

Unter den mannigfachen Arbeiten, welche aus Ostermann's gewandter Feder flossen, sind besonders hervorzuheben: „Disputat. juris publici“ (Colon. 1629 und 1631, 4°), worin verschiedene Materien des deutschen Reichsrechtes behandelt werden. „Syntagma juris Camer. juxta seriem O. C. ordinarium; decisiones, observationes etc. complectens“ (Colon. 1633 und 1637, 4°). Ein jetzt seltenes Buch, welches in neun Dissertationen die Einrichtung und das reichskammergerichtliche Verfahren nebst allem dazu Gehörigen erörtert. Hofrath J. J. Zwierlein bemerkt in seinem Discursu praeliminari ad jus camerale Ludolfi: O. habe in fraglichem Buche musterhaften Fleiß entwickelt und hätte, wäre ihm ein längeres Leben beschieden gewesen, unbedingt den Vorrang vor sämmtlichen älteren Schriftstellern behauptet („— — habuissemus, quem cunctis antiquioribus praeferre potuissemus“). Dann: „Disput. coll. publ. jurid. Colon. ordinariarum etc. ad Pandectas“, 2 Vol. (Colon. 1629 und 1642, 4°); beigebunden sind die ebendaselbst 1639 erschienenen „Disput. extraordin. juxta ordinem Treutleri. — Legitima corona Ferdinando III Ratisbonae 1636 imposita“, worin die Richtigkeit der von Kurpfalz angefochtenen Wahl Kaiser Ferdinand III. dargelegt wird. — Zu seinen letzten Schriften gehören: „Die ars parendi und imperandi“ (Mogunt. 1643, 4°) und eine „Sammlung aller des hl. röm. Reichs gehaltenen Reichs-Täge, Ordnungen, Satzungen und Abschiede“ (Mainz 1642 Fol. und ibid. 1660); auf besonderen Befehl des Kurfürsten Anselm Casimir von Mainz zusammengestellt, welcher auch selbst durch Schreiben an den Kaiser um das privilegium Caesareum für den Verleger nachsuchte. Reichsfreiherr v. Senckenberg bespricht vorstehende Sammlung in seinem Sendschreiben vor der neueren Sammlung der Reichsabschiede (Frankfurt 1747 f. S. 49 a. E.) mit dem Beifügen, daß O. „gewiß kein ungeschickter Jurist sei und daß er mehrere von dessen Werken besitze, indessen keine „Encyclopadiae Osterm.“ gesehen habe, welche Letzterem wol fälschlich zugeschrieben werde.“ — 1637 erschien unter dem Pseudonym: Innocenz Ehrenfried v. Kreutzlag „Der schwedische Störenfried“, eine politisch-polemische Schrift über den Prager Frieden und wird wol nicht mit Unrecht O. für den Verfasser gehalten. — Die bereits erwähnte, sehr weitschweifige „Humillima relatio Doct. Ostermanni ad Serenissimum etc. Ferdinandum tertium etc.“ (sie umfaßt volle 36 Seiten), welche dem Werke „bifida clavis et avis“ vorangestellt ist, gibt einige biographische Aufschlüsse, namentlich ausführliche Schilderungen der ärgerlichen Kölner Händel. Außerdem: Senckenberg a. a. O. Eisenhart.

Ostermayer: Hieronymus O., ein siebenbürgisch-sächsischer Chronist des 16. Jahrhunderts, von dessen äußeren Lebensschicksalen nicht viel bekannt ist. Er war geboren in Großscheuern bei Hermannstadt, kam aber als Organist nach Kronstadt, wohin ihn der Rath der Stadt am 1. Adventsonntag 1530 als einen „in der Tonkunst überaus gebildeten und in musikalischen Weisen hocherfahrenen“ Meister mit einem Jahresgehalt von 40 Gulden berief; hier ist er 1561 gestorben. Sein Leben fällt in die vielfach bewegte Zeit, die dem Lande die Reformation brachte und im langen Kampf der Waffen nach der Schlacht bei

Mohatsch (1526) zwischen Ferdinand von Oesterreich und Zapolya für den letztern und damit für die türkische Herrschaft entschied. Das mächtig erwachte geistige Leben drängte auch zu Aufzeichnungen, der Trieb nach Mittheilung und Festhaltung des Erlebten wird so stark wie nie zuvor; das Geschlecht ist zugänglich den mannigfachen Eindrücken, die es zu verarbeiten sucht und so wächst aus der ganzen Zeit die sächsische Chronikschreibung heraus. O. ist der älteste, seine Aufzeichnungen umfassen die Jahre 1520—1561. Wie es natürlich ist, beziehen sie sich hauptsächlich auf Kronstadt, wo er lebt und dessen Umgebung, doch nicht ohne auch die Gesammtentwickelung des Landes im Auge zu behalten und in den bedeutendsten Ereignissen festzuhalten. Seine Chronik enthält bei der eigenthümlichen Verknüpfung der siebenbürgischen Geschichte mit der moldauischen und walachischen auch werthvolle Beiträge zur Kenntniß dieser Nachbarländer. Vor allem aber spiegelt sich die reformatorische Bewegung und der Gang des Kampfes zwischen Habsburg und Zapolya in der Chronik wieder. Dabei ist es bezeichnend, daß O. doch nicht blos Chronist ist. Er macht aus seinem Urtheil, seiner Stellung zu wichtigen Fragen kein Hehl. So wenn er bei der Mittheilung, es habe Honterus sein Reformationsbüchlein drucken lassen, das „der Königin hart zuwider“, hinzufügt: „Gott aber der allmächtige wolle wider all Toben und Wüthen dies angezündete wahre Licht bey uns und unsern Nachkömmlingen gnädiglich erhalten und bis in Ewigkeit uns scheinen lassen. Amen“, oder bei der schönen Charakteristik, die er von Honterus entwirft. Die Angelegenheiten, die auf dem Landtag verhandelt werden, finden ebenso Darstellung wie die Schicksale der Personen, die den Schreiber interessiren. Die Chronik ist später vom Kronstädter Rathsmann Andr. Hegyes weiter fortgesetzt worden. Nach einer alten Nachricht hat O. folgende Grabschrift erhalten:

Anno MD.LXI.
Ist gestorben H. Hier: Ostermayer,
Geboren zu Markt Groß Scheyer,
War Organist in Stadt allhier,
Hat nie trunken Wein, u. Bier,
War gelehrt, fromb, u. guth,
Nun er im Himmel singen thut.

Trausch, Schriftstellerlexikon III, S. 43. — J. Kemeny, Deutsche Fundgruben der Gesch. Siebenbürgens. Klausenburg 1839, I. S. 3, wo auch die Chronik S. 9—68 veröffentlicht wurde. Fr. Teutsch.

Osterrath: Heinrich Philipp O., preußischer Parlamentarier, geb. am 13. December 1805 in Arnsberg als Sohn des dortigen Hofkammer-Accessisten O., besuchte bis 1823 die Volksschule und das Gymnasium der Vaterstadt, studirte bis 1827 in Bonn und Berlin die Rechte und die Cameralwissenschaften, trat dann beim Land- und Stadtgericht in Brandenburg als Auscultator ein, ließ sich hierauf an das Hofgericht in Arnsberg versetzen, von welchem er theils als Actuar, theils als Hilfsrichter zu verschiedenen Untergerichten abgeordnet wurde, trat 1831 als Referendar bei der Regierung in Arnsberg zur Verwaltung über, wurde 1834 zum Assessor in Frankfurt a. O. bestellt, von der dortigen Regierung jedoch zunächst beauftragt, die Veräußerung von Domänengrundstücken in Kottbus zu leiten. 1835 wurde er als Domänen-Departementsrath an das Regierungscolleg in Frankfurt zurückberufen, 1838 als Regierungsrath nach Merseburg, 1839 nach Magdeburg versetzt und 1847 zum Oberregierungsrath und Leiter der Finanzabtheilung der Regierung in Danzig ernannt. Vorsitzender des dortigen Pius-Vereins, wurde er 1848 vom Wahlbezirk Konitz in die deutsche Nationalversammlung gewählt, in welcher er, zum katholischen Theile der Partei der Rechten gehörend, zwar im Plenum nur einmal, nämlich

für die zweimalige Berathung der Grundrechte besonders auftrat, dagegen im volkswirthschaftlichen Ausschusse sich hervorthat. Das Mandat legte er noch vor Abberufung der preußischen Abgeordneten nieder. Eine umfangreichere Thätigkeit war ihm für lange Zeit in der preußischen Volksvertretung beschieden. In der zweiten Kammer den Bezirk Schwetz-Konitz vertretend, betheiligte er sich lebhaft an den Verhandlungen über die Verfassung, namentlich über die Bestimmungen bezüglich der Theilbarkeit des Grundeigenthums sowie der Schul- und Kirchenfragen und trat als Gegner der Punkte auf, deren Zugeständniß Manteuffel schließlich als Bedingung für das Zustandekommen der Verfassung erklärte. Osterrath's Bemühungen, durch die Verfassung die volksthümliche Entwickelung der nicht deutsch redenden Volksstämme Preußens gewährleisten zu lassen, hatten keinen Erfolg. Ausgedehnter wurde seine Wirksamkeit in der zweiten Kammer von 1850, in welcher er den Bezirk Paderborn-Büren vertrat. Obwol zur nicht zahlreichen katholischen Partei gehörend, fand seine Mitwirkung an den Gesetzentwürfen über die Deichlast, die Ablösung der Reallasten, die Zertheilung der Grundstücke, die Errichtung von Rentenbanken, die Gemeindeordnung, vornehmlich aber in allen finanziellen Fragen wegen seiner großen Sachkenntniß und hohen Objectivität auf allen Seiten große Anerkennung. Mit Vorliebe nahm er sich der Angelegenheiten der katholischen Kirche an, wo irgend es sich um Wahrung der Rechte derselben handelte. So 1849 in Sachen der Schullehrerseminare und 1853 bei dem gegen die Beschränkung der Abhaltung katholischer Missionen und die Ausbildung katholischer Geistlichen gerichteten Waldbott'schen wie auch bei dem die Dotirung der Bisthümer betreffenden Otto'schen Antrage. Wegen Versetzung an die Regierung in Oppeln legte er am 14. August 1853 das Mandat nieder, erhielt aber 1855 vom dortigen Bezirk ein neues Mandat, in dessen Besitz er bis 1862 sich an allen wichtigeren gesetzgeberischen Arbeiten hervorragend betheiligte und einer der hauptsächlichsten Bearbeiter des Etats, mehrfach Referent für denselben war. Da es zweifelhaft schien, ob mit seiner Ernennung zum Stellvertreter des Regierungspräsidenten in Minden, wohin er 1861 versetzt war, das Mandat erloschen sei, er auch diese Stellung mit der eines unabhängigen Abgeordneten unvereinbar hielt, legte er am 29. Jan. 1862 das Mandat in der Absicht nieder, der parlamentarischen Thätigkeit zu entsagen; auf wiederholtes Ersuchen nahm er jedoch 1863 die Wahl für den Bezirk Heinsberg-Erkelenz an. Bald nach Auflösung der Kammer wurde er 1866 nach Arnsberg versetzt, worauf er abermals jede Wiederwahl ablehnte. Erst nachdem er 1875 in Ruhestand versetzt war, nahm er die Wahl für den Bezirk Konitz und 1876—79 die für Pleß-Rybnik an. O. starb am 28. Januar 1880 in Arnsberg. In einem Nekrolog der „Germania" (Nr. 23 v. 1880) heißt es: „Osterrath's ausgezeichnete Kenntnisse in Budgetfragen fanden allseitige Anerkennung. Ueberall, wo er gewirkt, hat er sich den Ruf eines ausgezeichneten Verwaltungsbeamten und die größte Hochachtung in allen Schichten der Gesellschaft erworben. Seine treue Hingabe für die Sache der Kirche und des Volkes sichern ihm ein dauerndes Andenken bei dem katholischen Volke." Aehnlich sprach sich die „Kölnische Volks-Ztg." aus, welche ihn auch Mitbegründer der „katholischen Fraction" nennt.

Biogr. Umrisse d. Mitgl. d. d. Nat.-Vers. Hft. 2 (Frkf. a. M. 1849). — Die kathol. Interessen bei den Budgetverhandlungen in den preuß. Kammern d. J. 1852—53 (Paderb. 1853); dasselbe f. 1853—54 (Düsseldf. 1854). — Die Ministerialerlasse v. 22. Mai u. 16. Juli 1852 in d. 2. Kammer (Paderb. 1853). — Die Lage der Katholiken in Preußen am Schluß der 3. Legisl.-Periode (Düsseldf. 1855).

Wippermann.

Oesterreicher: Heinrich Oe., hervorragender Abt des Prämonstratenserklosters Schussenried in Oberschwaben, geb. in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. (nach einigen Nachrichten) zu Schussenried oder Augsburg, nach anderen Angaben (so in Crusius' schwäbischer Chronik) im Oestreichischen, Doctor des geistlichen Rechts (decretorum), † am 18. April 1505 in Schussenried. Er galt schon als Mönch weit und breit für einen hochgelehrten Mann, namentlich für einen trefflichen Juristen und war als Rechtsbeistand, Berather, Gutachter und Schiedsrichter sehr gesucht und thätig, weshalb ihm auch die hohe Auszeichnung eines wirklichen kaiserlichen Rathes zu Theil wurde. Im J. 1481 zum Nachfolger des Abtes Peter Fuchs erwählt, vermehrte er das Besitzthum des Stiftes, u. a. auch mit Weinbergen bei Mörsburg am Bodensee und ließ, trotzdem daß er mit vielen Schwierigkeiten, u. a. alsbald nach seinem Regierungsantritte mit einer nicht unbedeutenden Bauernbewegung, einem Vorspiel des großen Bauernkrieges, zu thun hatte, die Klosterkirche nach und nach von Grund auf renoviren, dieselbe, den Kreuzgang und die damalige Bibliothek, das nachmalige Archiv und jetzige „Chörlein" — das einzige, was von seinem Bauwesen noch erhalten geblieben und ob dessen Eingang jetzt noch sein schön in Stein gehauenes Wappen mit der Jahrzahl 1486 und entsprechender Inschrift zu sehen ist — mit einem festen Gewölbe versehen und im J. 1493 den Chor sowie eine Kapelle zum heiligen Christophorus unweit des Glockenthurmes neu erbauen. Auch stattete er die Kirche innen schön, namentlich mit vielen herrlichen Silbergeräthen aus; nicht minder ließ er die Klostergebäude innen und außen hübsch herrichten. Im J. 1487 erhielt er für sein Kloster von Kaiser Friedrich III. das Recht, daß es von allen Land- und anderen Gerichten für seine Diener, eigenen Leute und Unterthanen befreit wurde, und im J. 1504 von Kaiser Maximilian I. den wiederholten Schutz des Auswanderungsverbotes. Das höchste Interesse nahm der gelehrte Abt an der zu seiner Zeit ins Leben getretenen Buchdruckerkunst; es soll sogar, was noch nicht ausgemacht, damals (um das Jahr 1478) eine eigene Druckerei im Kloster bestanden haben; das einzige noch bekannte Schussenried zugeschriebene Druckerzeugniß „Aretini Calphurnia et Gurgulio-comoedia in monasterio Sorten" soll übrigens nach neuerer Ansicht in Köln oder Straßburg gedruckt worden sein und Schussenried blos der Abfassung oder Aufführung nach, nicht aber als Druckarbeit angehören. Jedenfalls ließ er sich die Pflege und Vermehrung der Bücherei sowie die Ordnung des Archivs sehr angelegen sein, was fast alles leider schon ein paar Jahrzehnte darauf der Wuth aufrührerischer Bauern zum Opfer fiel. Er selbst war litterarisch thätig; so übersetzte er für Herzog Eberhard im Bart von Würtemberg, bei welchem er schon als Mönch wohlgelitten war, in dessen Auftrag im J. 1491 den Columella „von den puren Geschäften", welcher jetzt noch in einer schön verzierten Pergamenthandschrift auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart mit dem Gebetbuche Eberhards aufbewahrt ist. — In Ordenssachen veranlaßte er eine nicht unwichtige Neuerung. Bis zu seiner Zeit war nämlich den Prämonstratensermönchen nicht nur die beständige Enthaltung von allen Fleischspeisen aufs strengste in ihren Satzungen zur Pflicht gemacht, sondern auch sogar der Gebrauch der Butter, der Eier und Milchspeisen an den Fasttagen verboten. Abt Heinrich fand dies etwas zu hart und war der erste, der auf eine Milderung hin arbeitete; und er erlangte auch in der That im J. 1501 von Cardinal Raimund, Nuntius in Deutschland, mit der regelmäßigen Zulassung der Butter, der Eier und Milchspeisen, „da hierorts kein Baumöl wachse", eine kleine Dispensation. — Nach einer nahezu 25jährigen trefflichen Regierung hinterließ er bei seinem Absterben den Ruf eines der größten Prälaten seiner Zeit und Gegend und das Stift seinem verdienten Nachfolger Johannes Wittmayer in der schönsten Blüthe, welcher dann freilich durch den Bauernkrieg ein baldiges Ende

bereitet wurde. Er wurde in der von ihm erbauten Kapelle vor dem Apostelaltar beigesetzt und ihm zum ehrenden Gedächtniß ein kunstvolles eigenes erzenes Epitaphium errichtet, welches aber nach dem Schwedenkriege aus großer Noth als altes Metall veräußert werden mußte. Dagegen ist er in dem schönen Schussenrieder, von dem Kemptener Künstler Franz Georg Hermann ausgemalten Bibliotheksaale bei der Jurisprudenz verewigt; ebenso ist sein in Oel gemaltes Brustbild (die Feder in der Hand vor einem Bauriß oder dgl.), aus dessen Zügen Intelligenz und Thatkraft spricht, noch von Klosterzeiten her in der Pfarrei erhalten. Sein Wappen, über dessen Schild der Krummstab sichtbar ist, war ein goldener Stern im blauen Felde über drei grünen zusammenhängenden Hügeln, von welchen der mittlere die beiden anderen überragt.

Die Schrift des Unterzeichneten über das Prämonstratenserreichsstift Schussenried, Stuttgart 1883. Verlag des „Deutschen Volksblattes“.

P. Beck.

Oesterreicher: Paul Oe., Geschichtsforscher und Archivar, geb. 1766 zu Forchheim, † am 3. Februar 1839 zu Bamberg. Anfangs in seiner Vaterstadt, später an dem Gymnasium in Bamberg in die humanistischen Studien eingeführt, besuchte Oe. daselbst auch die Universität. Am 6. September 1784 erwarb er sich die philosophische Doctorwürde und widmete sich hierauf an genannter Hochschule der Rechtswissenschaft. Die Professoren dieser Disciplin: Pfister, Gönner, v. Reider und Schott scheinen ihn lange gefesselt zu haben; erst am 31. Juli 1795 unterzog er sich der akademischen Prüfung und erlangte am 3. October desselben Jahres die juristische Licentiatenwürde mit der Dissertation: „Num pactum, quo princeps exteros detractu liberat, status obliget mediatos?“ Auffallenderweise wurde diese Abhandlung nicht gedruckt, obgleich Oe. in der folgenden Zeit fast in jedem Jahre einige Schriften veröffentlichte. Bald nach seiner Promotion ließ er sich als Advocat in Bamberg nieder und blieb auch in der Kriegsperiode vom Jahre 1796—1801 in dieser Stellung. Im letztgenannten Jahre wurde er fürstbischöflicher Hofrath und übernahm die Redaction der Bamberger Zeitung. Als er aber im J. 1803 zum Archivar in Bamberg ernannt worden war, legte er die Redaction dieser Zeitung nieder, um von seinen amtlichen Berufsgeschäften nicht weiter abgezogen zu werden. Eine äußerst bewegliche Natur, konnte Oe. nie unthätig sein. Nach seinem Uebertritt in den baierischen Staatsdienst warf er sich mit Energie und Geschick auf das Feld der historischen Forschung, wobei aber die Förderung rein dienstlicher Arbeiten niemals von ihm vernachlässigt wurde. Die Akademie der Wissenschaften erkannte dieses Verdienst auch an und ernannte ihn zu ihrem correspondirenden Mitgliede. Man kann ohne Bedenken behaupten, daß seine schriftstellerische Thätigkeit eine nicht geringere war als seine Thätigkeit im Archive; nur wollen manche bedauern, daß er nicht seine ganze Kraft zur Förderung der Bamberger Geschichte, gewissermaßen zur Fortsetzung der von seinen amtlichen Vorfahren, Heyberger und Kuger, begonnenen Arbeiten verwendet habe. In den ersten Jahren seiner amtlichen Thätigkeit gab er mit großen materiellen Verlusten das „Archiv des Rheinischen Bundes“ heraus, eine Sammlung von Urkunden und Actenstücken über die Militär- und Kriegsereignisse des Rheinlandes während des Krieges 1806/7. Er scheint bei Herausgabe dieser Zeitschrift von dem Gedanken geleitet worden zu sein, daß es nöthig sei Urkunden, Actenstücke und Abhandlungen aus der Staatsgeschichte mitzutheilen, um die große Masse allmählich mit den politischen Verhältnissen, insbesondere mit dem eben abgeschlossenen Rheinbunde zu versöhnen. Meint er doch, daß „diejenigen, welche in der engen Verbindung des rheinischen Bundes oder der Teutschen mit Frankreich etwas Arges finden wollten, nicht bedacht hätten, daß dieses Teutschland das Vater-

land der Franken sei, welche einstens auszogen, um in Gallien ein Reich sich zu gründen, welches von dem teutschen Namen der teutschen Sieger das Frankenreich bis auf unsere Zeiten geheißen habe." Allein trotzdem wurde weder dieses noch das in 11 Heften herausgegebene „Kriegsarchiv" viel gelesen oder gar gekauft. Oe. hatte nicht nur materielle Verluste, welche mit diesen Unternehmungen verbunden waren, zu beklagen, sondern mußte sich auch ob seines Liebäugelns mit Frankreich schief ansehen lassen. Er trat nunmehr mit dem Landesdirectionsrath Stumpf, welcher „Denkwürdigkeiten der teutschen, besonders fränkischen Geschichte" herausgegeben hatte, in Unterhandlung, um dieses Unternehmen, welchem Stumpf keine rechte Freude mehr abzugewinnen vermochte, fortzusetzen. Oe. wollte indessen nicht blos Beiträge zur Geschichte, sondern auch zur Statistik, Geographie, Topographie und überhaupt zu allem liefern, was die Kenntniß der Staaten bereichern könne. Er muß nämlich in dem früheren Unternehmen, über den Rheinbund aufzuklären und für denselben zu begeistern, manche Schwierigkeit gefunden haben, denn er sagt wörtlich: „Ich begreife" (= will umfassen) „mit dieser Zeitschrift nicht blos den teutschen Rheinbund; denn das übrige Teutschland ist mit diesem noch in manchen Verhältnissen. Da einmal Völkerschaften, die eines anderen Ursprungs sind, die teutsche Sprache, Sitten und Verfassungen angenommen haben, so besteht dadurch noch immer eine starke Gemeinschaft mit den Urteutschen, die sich jetzt in einen neuen Staatenbund vereinigt haben." Kurz, er will diese neue Zeitschrift als Nebenstück zum Archiv des Rheinischen Bundes angesehen wissen. Von jetzt an erscheinen fast in jedem Jahre, im Ganzen 106, Abhandlungen, welche er theils als eigene Schriften, theils in der von ihm mit F. Döllinger redigirten Zeitschrift für Archiv- und Registraturwissenschaft (von der übrigens nur wenige Hefte erschienen sind), theils in den geöffneten Archiven, in der Zeitschrift für Baiern, theils im Baireuther und Würzburger Archiv des historischen Vereins, theils in den sechs Bänden „Beiträge zur Geschichte" herausgab. Wir verkennen nicht, daß Oe. fast immer Herr des gewählten Stoffes war, und daß er das ihm zur Verfügung stehende reiche Urkundenmaterial redlich benutzt hat, jedoch der polemische Ton, den er fast regelmäßig anschlug, ferner die nicht gehörige Verarbeitung des Quellenmaterials verschafften seinen Schriften nicht die Beachtung und Würdigung, welche die sonst interessanten, manche dunkle Stelle in der Geschichte des Frankenlandes aufklärenden Forschungen wohl verdient hätten. Geradezu unerquicklich sind die litterarischen Fehden, welche Oe. mit dem Bamberger Bibliothekar Jäck führte, dessen kampflustiges Wesen freilich ein gut Theil Schuld daran trug, wenn die Kritik, welche Oe. an den historischen Arbeiten Jäck's mit unerbittlicher Strenge zu üben pflegte, allmählich in wüstes Litteratengezänke ausartete. Eigenthümlich berührt es, daß Oe. im J. 1808 von sich selbst schreibt: er bedaure, daß man Urkunden und Acten, wie Geheimnisse, die nie verrathen werden dürften, sonst bewahrt habe. Auf solche Weise sei Geschichtsforschung unmöglich gewesen. Es sei ein Glück, daß die Zeit angebrochen, in welcher diese Heimlichkeiten aufhörten, in welcher aufgeklärte Regierungen für Verbreitung der Wissenschaften und für die Geistescultur ihrer Völker sorgten. Diese Zeit sei nicht zu versäumen, denn sie könnte wieder einmal nicht mehr sein! Es müsse Licht werden, denn der Hang zur Finsterniß sei bedenklich groß. Er werde nach diesem Licht streben, soweit es sein Wirkungskreis erlaube und seine Kräfte reichten. Ich sage, daß uns diese Worte eigenthümlich berühren, deshalb, weil der sonst so liberale und selbst so fleißige Archivar gerade Männern der Wissenschaft, angesehenen Geschichtsforschern, sehr oft die Einsichtnahme der Acten verweigerte, wol aus keinem anderen Grunde, als weil er jeden wichtigen und interessanten Stoff im Laufe der Tage selbst verarbeiten zu können hoffte. Aber diese seine Hoffnung, mit der er eifersüchtig die Schätze des Bamberger Archivs

hütete, erfüllte sich nicht. Am 3. Februar 1839 ereilte ihn der Tod, ohne daß ihm eine Ausbeutung des Archivs in jenem geplanten, umfassenden Sinne vergönnt gewesen wäre. Er hinterließ zwei Söhne, von denen der eine, Adolf, als Curatus im Hospital auf dem Michelsberge in Bamberg 1867 starb; derselbe war lange Zeit Secretär des historischen Vereins von Bamberg und redigirte als solcher den Jahresbericht. Der andere trat in die baierische Armee und starb als Oberstlieutenant. In Anerkennung seiner archivalischen und litterarischen Verdienste war Oe. bereits am 21. Juli 1821 zum königlich baierischen Rath ernannt worden. Es würde zu weit führen, wollte ich die litterarische Thätigkeit Oesterreicher's hier eingehend beleuchten und in ihrer Vielseitigkeit würdigen. Sie läßt sich in drei Hauptgruppen scheiden: die eine umfaßt Beiträge zur Diplomatik, die andere schließt zahlreiche Studien zur Geschichte Frankens in sich ein, die dritte endlich trägt einen ausgeprägt specialhistorischen Charakter und besteht aus gediegenen Forschungen zur Geschichte des Fürstbisthums Bamberg, welche als Früchte einer reichen archivalischen Thätigkeit zu betrachten sind.

S. Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 1839. — Fränk. Merkur, 1820. — Jäck's Pantheon der Litteraten u. Künstler Bambergs, 1814, S. 838. — Jäck's 2. Pantheon S. 94, 1844. Leitschuh.

Ostertag: Albert O., evangelischer Theologe, geb. am 18. April 1810 zu Stuttgart, † als Lehrer am Missionshaus in Basel am 17. Februar 1871. Aus einer alten in Stuttgart einheimischen Familie stammend, der Sohn des Hofgürtlers Johann Friedrich O. und der Charlotte geb. Wenzler, hatte er das Glück, nach dem frühen Tode seines Vaters († am 20. April 1811) in dem zweiten Manne seiner Mutter, dem Gymnasialpräceptor Christoph Blumhard, einen trefflichen Ersatz, einen treuen väterlich besorgten Erzieher und Leiter seiner Studien zu finden; durch ihn trat er in den Kreis der strengreligiösen (pietistischen) Gemeinschaft in Stuttgart, auch für seinen zukünftigen Lebensberuf ist diese Verbindung entscheidend gewesen. Der religiös sehr ernst gerichtete, mit einem feinen tiefen Gemüth und guten Anlagen begabte Knabe ergriff aus freien Stücken das Studium der Theologie und bezog zu diesem Zwecke im Frühjahr 1828 die Universität Tübingen; ein Kreis gleichgesinnter Freunde war sein Umgang, sein theologische Entwickelung scheint nach seinem Tagebuche zu schließen, welches er von dieser Zeit bis zu seinem Lebensende führte, durch keine gewaltigen inneren Kämpfe gestört und unterbrochen worden zu sein, er blieb stets nach Glauben und Wandel auf der geraden Straße des positiven Christenthums, auf welche ihn eigener Wille und Familienbeziehungen gestellt hatten. Schon damals trat die ernste Neigung hervor, dem Dienste zum Wohle der Mitmenschen sich hinzugeben, sie wurde die schön und einfach durchgeführte Aufgabe seines Lebens. Ein großer Freund der Musik, mit einem hübschen poetischen Talente, welches sich in Gelegenheitsgedichten, besonders religiösen Inhalts gerne kundgab, mit offenem Sinn für die Schönheit der Natur, freundlich und von Herzen liebreich, war O. überall, wohin er kam, ebenso geliebt als geachtet. 1832 wurde er Vicar in Thailfingen bei Herrenberg, im März 1833 in Ebersbach bei Kirchheim, im Januar 1834 nahm er eine Hofmeisterstelle bei der Familie v. Palm in Stuttgart an, wobei er zugleich Stadtvicarsdienste versah und bald einen angesehenen Namen als guter Prediger erhielt. Nach wohlbestandener zweiter Prüfung (2. März 1836) unternahm er im Mai d. J. eine große ¾ Jahre währende Reise, welche ihn über Zürich, Basel, Hofwyl, Genf, Lyon, St. Etienne, Avignon, Marseille, Toulouse, Bordeaux, Orleans nach Paris zu einem längeren Aufenthalte führte; die Rückreise ging über Antwerpen den Rhein herauf; überall suchte er die wohlthätigen Anstalten, Hospitäler, Asyle, Kinderrettungsanstalten 2c. auch bei Katholiken auf.

Reich an Erfahrungen, bekannt mit allen hervorragenden Persönlichkeiten jener ng verbundenen Welt, welche sich die Förderung der strengreligiösen Interessen nit den daraus sich ergebenden kirchlichen und socialen Aufgaben zum Ziele teckt, kehrte O. in die Heimath zurück (Februar 1837), um sie schon im März . J. für immer zu verlassen. Ein Ruf seines Oheims, des Missionsinspectors Blumhard, führte ihn nach Basel, an der 1816 eröffneten Missionsschule nahm r eine Lehrstelle an; seiner Neigung und Anlage war die Verbindung von wissenschaftlicher und praktischer Thätigkeit, welche dieser Beruf mit sich brachte, vollständig angemessen; er konnte wirken für das, was sein Herz wünschte, für die Mission, für die Ausbreitung des Reiches Gottes nach verschiedenen Seiten, er konnte dem Forschungstriebe seines Geistes, der sich mit Vorliebe historischen Studien zuneigte, in seinen Lehrstunden und in sorgfältig ausgearbeiteten und elegant ausgeführten Schriften Genüge leisten. In richtiger Erkenntniß dieser Eigenart wählte das Basler Comité nach Blumhard's Tode († am 19. December 1838) nicht ihn, sondern Wilhelm Hoffmann, seinen Landsmann, zum Missionsinspector; ein Antrag Steinkopf's, sein Gehilfe im Predigtamt in London zu werden, scheiterte an Ostertag's zarter Gesundheit, 1844; seitdem blieb er der Missionsarbeit treu, wurde auch Mitglied des Comité's. Am 23. Juni 1840 heirathete er Marie Forkart von Speyr, auf ihrem Landsitz Gundeldingen bei Basel gründeten die gleichgesinnten Gatten, welchen das Elternglück versagt blieb, eine Heimath für Missionskinder, eines derselben, Emilie Kruse, adoptirten sie später förmlich; sie wurde die treue Pflegerin ihres Alters. Mit litterarischen Arbeiten: „Die Bibel und ihre Geschichte", 1855, zum Jubiläum der Basler Bibelgesellschaft, nachher mehrfach aufgelegt; der Herausgabe der Bibelblätter, des Missionsmagazins (seit 1856), dem er eine neue mehr wissenschaftliche Richtung gab, wechselten ab die zahlreichen Reisen zu Versammlungen, Kirchentagen ꝛc. An den Geschicken seiner deutschen Heimath in den Entscheidungsjahren 1848, 1866 und 1870 nahm er lebhaften Antheil; 1854 erwarb er sich mit einer Arbeit über chinesische Anthropologie den Doctortitel. In treuer Arbeit in der Schule, im Kreise seiner Missionstöchter, in regem Verkehr mit den unzähligen Fremden, welche Basel besuchten, mit den zahlreichen Freunden in Nah und Fern flossen die Tage dahin. Seit 1863 zwang ihn ein Herzleiden, seine litterarischen Arbeiten zu beschränken, am 15. Juni 1866 verlor er seine innig geliebte Gattin, am 17. Februar 1871 folgte er ihr nach langen geduldig getragenen Leiden im Tode. Seine sauber und fein ausgearbeiteten Schriften, dem Werke der Mission und Bibelverbreitung gewidmet, sind: „Züge aus dem Werke der Bibelverbreitung", 1. 2., 1857; „Uebersichtliche Geschichte der protestantischen Missionen von der Reformation bis zur Gegenwart", 1858, ein erweiterter Separatabdruck aus Herzog's Realencyklopädie; „Entstehungsgeschichte der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel", 1865, aus Anlaß des 50jährigen Jubiläums derselben verfaßt; „Wege der Bibel", 1870; „Bilder aus dem Reiche Gottes", 1—3, 1871—1872.

Vgl. die anziehende mit vielen Auszügen aus Briefen u. dem pünktlich geführten Tagebuch bereicherte Biographie: Dr. Albert O. Ein Lebensbild, Basel 1876, welche auch ein gut getroffenes Bild des Mannes gibt mit seiner vornehmen edlen Haltung u. dem feinen geistig belebten Gesichte.

Th. Schott.

Ostertag: Johann Philipp O., Philologe, Mathematiker und Schulmann, 1734—1801. Er wurde in Idstein in Nassau als der Sohn eines Stadtpfarrers und Consistorialraths am 30. Mai 1734 geboren, erhielt seinen ersten Unterricht durch den Vater und besuchte sodann das damals in Idstein bestehende Gymnasium, dessen Scholarch und Rector Joh. Michael Stritter, seiner Mutter Bruder, war. Durch diesen empfing er eine lebhafte Anregung für Mathematik

und Astronomie („er wurde mein Mystagog"), aber auch gute philologisch Bildung. 1751 verließ O. das Gymnasium und begab sich nach Jena, um dor nach dem Wunsche des Vaters Theologie zu studiren; schon hier trieb er danebe ausgedehnte mathematische und philologische Studien, noch mehr in Gießen wohin ihn namentlich der Ruf des Mathematikers Böhm zog. Hier hörte e auch canonisches Recht beim Kanzler Pfaff, begann auch als Privatdocent Vor lesungen zu halten. Als er im J. 1755 in die Heimath zurückkehrte, trug ihn der damalige nassau-weilburgische Regierungspräsident v. la Potterie die Con rectorstelle am Landesgymnasium in Weilburg an; er folgte dieser Berufung wurde bald zum Prorector befördert und bereits 1763 zum Rector der Schul ernannt. In dieser Stellung hatte er freie Hand, die Verhältnisse der ihm an vertrauten Schule neu zu gestalten; als einer der ersten unter den deutschen Schulmännern führte er den Unterricht in der Mathematik und Physik ein, legt eine Sammlung physikalischer Geräthe an, erweiterte den deutschen Unterricht ordnete die Schulzucht und die äußeren Verhältnisse der Lehrer, erweiterte abe auch den Lehrplan der Schule in einer jetzt kaum noch verständlichen Wei durch Einführung von Vorlesungen über „neuere politische Geschichte, Statistik Aesthetik, Redekunst"; auch Lehrer für Tanzkunst, Musik, Französisch, Reitkunst ꝛc. wurden von ihm angestellt. Die Schule gewann durch diese Einrichtungen wei verbreiteten Ruf; selbst Ausländer kamen vielfach, um sich „zum Berufe de Officiers, des Kaufmanns und des Künstlers vorbereiten zu lassen". Dieser Um stand veranlaßte die mehrfachen Berufungen Ostertag's in auswärtige Stellungen; 1774 nahm er die ihm angetragene Stelle des evangelischen Predigers im Haag zwar an, zog aber seine Annahme im letzten Augenblicke wieder zurück; auch das Anerbieten des hessen-darmstädtischen Ministers Karl v. Moser, die Superintendentur in Darmstadt oder eine Professur in Gießen zu übernehmen, lehnte er „seines Gönners Schicksal ahnend" ab. Dagegen folgte er 1776 der Berufung seitens des Rathes der freien Stadt Regensburg in das Rectorat des dortigen evangelischen Gymnasiums und hat dieses Amt bis an seinen Tod beibehalten, wenngleich wiederholt Einladungen in andere, namentlich akademische Aemter an ihn ergingen. Als vielseitiger Gelehrer und vorzüglicher Lehrer fand er auch in Regensburg bald allgemeine Anerkennung; vornehmlich aber wußte er durch sein kraftvolles Regiment die ihm unterstellte Schule nach Innen und Außen zu heben. Man rühmt von ihm ganz besonders, daß er die Schwierigkeiten, welche wegen der Ansprüche der Mitglieder des ständigen Reichstages vielfach erwuchsen, mit ruhiger und unparteiischer Festigkeit zu überwinden gewußt, daß ihm „die Mahlzeit bei Vornehmen die Zunge nicht gelähmt" habe. Er starb am 21. December 1801. — Die überaus zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten, durch welche sich O. einen Namen gemacht hat, zerfallen in der Hauptsache in zwei Gruppen; die eine umfaßt die Uebersetzungen alter Schriftsteller, vornehmlich römischer Historiker (Euripides Phönissen 1771, Justinus 1781, Suetonius, 2 Bde., 1788, 1789, Scriptores Historiae Augustae, 2 Bde., 1790, 1793, Livius, 10 Bde., 1790—1798, Curtius, 2 Bde., 1783, 1786, Lucanus, Bd. I, erschienen 1811 u. a.), welche zum Theil in mehreren Auflagen erschienen und auch wegen der beigefügten erläuternden Anmerkungen noch jetzt Beachtung verdienen; die zweite Gruppe bilden die Schriften über mathematische, astronomische und physikalische Probleme des Alterthums, wie die „Commentatio philologico-physica de Jove Elicio", 1775; „De Scaphiis veterum", 1778; „De auspiciis et acuminibus", 1779; „Ueber die Scaphien der Alten und zwar von ihrem gnomonischen Gebrauche", 1780; „Ueber die Berechnung der Zinsen bei den Griechen und Römern", 1784; „Antiquarische Abhandlung über die Gewitter-Electricität", 1785; „Ueber den ehemaligen auf dem Marsfelde zu Rom

gestandenen gnomonischen Prachtkegel", 1785; „Ueber den Ursprung der Sternbilder und die daraus zu erklärende Mythologie", 4 Hefte, 1787—90; „Ueber das Verhältniß der Maaße der Alten zu den heutigen Maaßen und ein bei allen Nationen einzuführendes Eichmaaß", 4 Hefte, 1791—94 ꝛc. Diese letzteren Schriften, welche ein damals sehr wenig bekanntes Gebiet eröffneten und noch jetzt mehr als blos historischen Werth haben, trugen O. die Mitgliedschaft der königlich baierischen Akademie ein. Dagegen sind die zahlreichen Predigten und Reden über die verschiedensten Gegenstände (u. a. eine Festrede über den Urang-Otang 1770) in Vergessenheit gerathen. — Eine ziemlich umfangreiche „erste Sammlung" seiner kleinen Schriften gaben 1810 seine Freunde Bösser, v. Seckendorf und Kayser heraus, die Fortsetzung ist nicht erschienen. Dort findet sich auch ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften S. XXIII—XXVIII, sowie ein Anhang über das Regensburger Keplerdenkmal, um dessen Errichtung O. das Hauptverdienst hatte.

Wieland, Deutscher Merkur, Januar 1802. — Gampert, Fürstl. primat. Consistorialrath, biographische Einleitung zu der oben genannten Auswahl aus Ostertag's Schriften, S. VII—XXII. — Eichhoff, Gesch. d. Landesgymn. in Weilburg, 1840. — Wiese, D. höh. Schulwesen in Preußen II, S. 473.

R. Hoche.

Osterwald: Georg O., ein vielseitig gebildeter Künstler, der als Maler, Zeichner, Lithograph und Radirer vorzügliches geleistet hat, wurde am 22. December (nach anderer Angabe am 26. Januar) 1803 zu Rinteln im Weserthal geboren. Beim Besuch des dortigen Gymnasiums gewann seine Neigung für die Kunst bald das entschiedene Uebergewicht und als ihm die alten Classiker vorgelegt wurden, konnte die erregte jugendliche Phantasie sich nicht enthalten, Schlachten und mancherlei andere großartige und erhabene Begebenheiten in bildlichen Versuchen darzustellen. Nachdem die oberste Classe erreicht war, begab er sich zu einem älteren Bruder, der in Bonn beim Oberbergamt angestellt war und wurde bei der dortigen Zeichnenkammer beschäftigt. Gleichzeitig ließ er sich bei der Bonner Universität immatriculiren und besuchte die mathematischen, archäologischen und artistischen Vorlesungen der Professoren D'Alton, Diesterweg, A. W. v. Schlegel und Welcker. Architektur wurde sein Lieblingsfach, besonders der gothische Stil. Nach Verlauf von drei Jahren wanderte er mit guten Empfehlungen nach München, um unter Professor Gaertner's Leitung seine Ausbildung fortzusetzen. Bei der Münchener Baugewerkschule wurden ihm einige Lehrfächer übertragen. Drei Jahre währte sein Aufenthalt in Baierns Hauptstadt; dann erhielt er eine Anstellung als Lehrer im Zeichnen, Malen, in der Perspective ꝛc. in dem zu jener Zeit berühmten v. Fellenberg'schen Institut zu Hofwyl bei Bern. Die großartigen Eindrücke der Schweiz bewirkten, daß er nun vorzugsweise zum Studium der Landschaftsmalerei überging, zu welchem Zweck er in der Ferienzeit nicht nur das Schweizerland, sondern auch Oberitalien durchwanderte, und zahlreiche Bilder waren die Frucht dieser Wanderungen. 1829 verlebte er eine kurze Zeit bei seinem Bruder Karl auf der Saynerhütte am Rhein, sich mannigfach beschäftigend mit Entwürfen zu Monumenten ꝛc., welche dort in Guß ausgeführt wurden. 1830 begab er sich nach Paris, wo er tüchtigen Meistern der Kunst näher trat und durch ihren Umgang seine Fähigkeiten bereicherte. Besonders in der Technik bot sich ihm hier Gelegenheit zu erheblichen Fortschritten, vor allem in der Aquarellmalerei, worin die französischen Künstler sich auszeichnen. Während der beiden Jahre, die er hier zubrachte, führte er mancherlei Arbeiten aus, für die es weder an Beifall noch an Abnehmern fehlte; auch ertheilte er Unterricht in verschiedenen Häusern ersten Ranges sowie in einem Erziehungsinstitut für junge Engländerinnen. Von Paris 1832 in die Heimath

zurückgekehrt, ward ihm von Pyrmont aus von dem Hofrath C. Th. Menke d Auftrag, eine Anzahl ausgezeichneter Conchylien für ein naturgeschichtlich Werk abzubilden, was ihm meisterlich gelang. Dann wählte er Hannover zu Wohnsitz, wo er bald die angenehmste Stellung fand, bei Hofe sowohl wie i Kreise der Kunstgenossen und Kunstfreunde beliebt und anerkannt. Die h verbrachten 8 Jahre waren die schönsten seines Lebens und zeigten ihn auf de Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens. 1841 ging er nach Dresden, u dem Studium der dortigen Gallerie einen Sommer zu widmen. Ein oftm wiederholter Wunsch seines Bruders Wilhelm, damaligen Mitchefs der Heberle'sch Antiquarhandlung, führte ihn nach Köln, und die herrlichen architektonisch Merkwürdigkeiten der ehrwürdigen Colonia vermochten es, ihn dauernd hier fesseln. Um 1855 trat zwar eine mehrjährige Unterbrechung ein, indem e einem lange gehegten Wunsche folgend, Italien aufsuchte, von wo er jedo 1859 nach Köln zurückkehrte. 1864 verlieh ihm König Wilhelm von Preuße in Anerkennung seiner artistischen Leistungen, den Titel eines königlichen Pr fessors. Bis zu seinem am 1. Juli 1884 erfolgten Tode hat er mit ung schwächter geistiger Kraft seine künstlerische Thätigkeit ununterbrochen fortgese Bei den Ausstellungen des Kölner Kunstvereins sowie bei den zur Verloosun in der Dombau-Lotterie einlaufenden Oel- und Aquarellgemälden war er bi zuletzt stets vertreten. Durch seine Herzensgüte hatte er sich viele Freunde un die allgemeine Verehrung erworben.

Die Kunstschöpfungen Osterwald's gehören den verschiedensten Gebieten an Sein lebhafter, das Schöne in allen Gestaltungen warm erfassender Geist trie ihn dazu an. Von Oelgemälden seien genannt: Der Markt mit dem schöne Brunnen in Nürnberg; kam 1835 in den Besitz des Königs von Hannover Das Innere der Kirche zu Altenberg und äußere Ansicht derselben Kirche 1845 und 1846 vom Kölner Kunstverein angekauft. Der Saal im Kölne Rathhaus, 1846; im Besitz des Königs von Preußen. Auch manche Bildniss hat er in Oel gemalt. Unter den Aquarellen erschienen ganz vortreffliche Ar beiten, wie denn überhaupt unser Künstler sich in diesem Fache von der vorthei haftesten Seite zeigt. So in dem 1843 als eins seiner ersten Kölner Werk vollendeten großen Blatte: „Haltet Frau Musica in Ehren", das sich durch sinnreiche Erfindung und äußerst fleißige farbenprächtige Ausführung auszeichnet Der Kronprinz von Hannover erwarb dasselbe. Vortrefflich gelangen sein Copien der Wandgemälde im Domchor zu Köln, 1846 im Auftrag König Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen gefertigt, für dessen Album er in demselben Jahre noch acht andere Aquarelle malte. 1858 sandte er aus Italien ein vorzügliches Aquarellbild nach Köln, die Ansicht von Rom vom palatinischen Hügel aus; es wurde vom Kunstverein für seine Verloosung ge wählt. Großen Beifalls erfreute sich auch eine Suite von 25 Aquarellen, zu welchen sich ihm die Vorbilder auf einer mit dem Regierungspräsidenten v. Möller unternommenen Reise durch Schweden und Norwegen dargeboten hatten. Kreidezeichnungen, Lithographien und Radirungen lieferte er in großer Anzahl, die mannigfaltigsten Gegenstände behandelnd: Historisches, Humoristisches, Bild nisse, Architektonisches, Landschaftliches ꝛc. Sie finden sich in annähernder Voll ständigkeit (bis 1850) in Merlo's Nachrichten von Kölnischen Künstlern ver zeichnet. In größerer Bilderfolge illustrirte er Knigge's Reise nach Braun schweig, 7. Auflage, Hannover 1839; Pfarrius' Waldlieder, Quartausgabe, Itotbenii pictoris Alphabetum mortis. 1849. Beachtenswerth bleiben die von ihm illustrirten Kataloge über verschiedene unter der Leitung von J. M. Heberle in Köln zur öffentlichen Versteigerung gelangte Kunst- und Antiquitäten-Samm lungen: Pet. Leven, Frau Mertens-Schaaffhausen, Jos. Essingh, J. P. Weyer u. a.

Zahlreich sind auch die Einzelblätter und Bilderfolgen, welche nach seinen Zeichnungen von anderen Künstlern in Stahlstich, Lithographie und Holzschnitt ausgeführt worden sind. J. J. Merlo.

Osterwald: Peter v. O. geb. 1718 zu Weilburg im F. Nassau, † am 19. Januar 1776 zu München. Mit 14 Jahren trat er zur katholischen Kirche über, besuchte, nachdem er am Gymnasium seiner Vaterstadt eine gründliche Vorbildung erlangt hatte, die Universitäten Leipzig, Jena, Halle und Straßburg, wo er außer der Jurisprudenz sich auf Philosophie, Geschichte und Mathematik verlegte. Im J. 1740 trat er in das Benedictiner-Reichsstift Gengenbach, betrieb theologische Studien und unterrichtete in der Mathematik, verließ aber nach acht Monaten das Stift und ging nach Augsburg, wo er in nähere Beziehung zu dem Stadtbaumeister und späteren Prälaten der Schotten zu Regensburg, Bernhard Stuart und dem Mathematiker Brander trat, nahm im J. 1744 in Regensburg im Schottenstift die Stelle des Lehrers der französischen Sprache, in St. Emmeran die eines Lehrers der Mathematik an. Der Fürstbischof Johann Theodor (H. v. Baiern, Cardinal) ernannte ihn 1745 zu seinem Secretär, 1749 zum Hofrath und Zahlmeister. Im J. 1757 wurde er von demselben zum Cabinetssecretär, im folgenden Jahre zum wirklichen Geheimen Rathe befördert und in den Adelstand erhoben und bei der Regierung in Freising (Johann Theodor war zugleich B. von Freising, von 1744 auch von Lüttich) beschäftigt. Der Kurfürst Maximilian Josef von Baiern rief ihn 1760 nach München, machte ihn 1761 zum Geheimen Rath, weltlichen Director des kurfürstlichen geistlichen Raths; die Akademie gab ihm eine Pension von 800 fl., wählte ihn am 27. Mai 1762 zum Director der philosophischen Classe, welche Würde seitdem regelmäßig erneuert wurde. In der Stellung beim geistlichen Rathe war er in hervorragender Weise betheiligt bei den vom Kurfürsten unternommenen kirchenpolitischen Reformen, indem er nicht blos durch seine amtlichen Arbeiten, sondern auch in Druckschriften dieselben begründete und rechtfertigte. Von großer Bedeutung war die im Auftrag des Kurfürsten von ihm unter dem Pseudonym Veremund von Lochstein verfaßte Schrift „Gründe sowohl für als wider die geistliche Immunität in zeitlichen Dingen. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von F. L. W. Straßburg 1766." Die Schrift entwickelt zunächst objectiv die von klerikaler Seite aufgestellten Gründe für die geistliche Immunität, zieht dann mit scharfen Gründen und dabei ruhig zu Felde gegen die curialistische Theorie, besonders des Cardinals Bellarmin, wonach der Papst der König der Könige, Fürst der Fürsten, souveräner Herrscher aller Staaten sei, legt dar, daß der Geistliche in weltlichen Dingen weder für seine Person, noch seine Güter eine Exemtion beanspruchen könne, daß der Staat souverän und von der geistlichen Gewalt gänzlich unabhängig sei. Seine Argumente sind wesentlich Febronius entlehnt. Die Schrift rief einen Sturm hervor. Der Fürstbischof Clemens Wenzel von Freising erließ ein öffentliches Verbot vom 13. August 1766 dagegen, welches auch im Kurfürstenthum an den Kirchenthüren angeschlagen wurde. Der Kurfürst cassirte dasselbe mit Erlaß vom 29. August als „einen sonderbaren Eingriff in unseren Landeshoheitsrechte", drohte den Geistlichen Temporaliensperre, den Weltlichen „willkührliche Straff" an, wenn sie es nicht fortnähmen, rechtfertigte das Buch, weil es „keine Glaubens- und Religions-Sachen, sondern nur landesherrliche Gerechtsame und Befugnisse" abhandle, verbot die Gegenschriften und die Abhandlung Bellarmin's über die päpstliche Gewalt in zeitlichen Dingen, sah selbst die zweite Auflage durch und ernannte O. am 30. August 1768 zum ersten Director des geistlichen Raths. Auf den Index wurde es am 26. Mai

1767 gesetzt. Denselben Gegenstand betrifft seine Schrift „Antworten auf die Fragen eines ungenannten Mitglieds der churbair. Akad. d. Wiss. wegen der geistlichen Immunität in zeitlichen Dingen". Straßb. 1767, einen andren die anonyme: „Nahe Beleuchtung derjenigen Einwürfe, welche einige Canonisten wider das churbairische Sponsaliengesetz vom 24. Juli 1769 machen", München 1770, dann nach Einigen auch die Schrift „De religiosis ordinibus et eorum reformatione, liber singularis, quem e germ. in latin. traduxit suisque auxit animadversionibus T. R. a. G. in Germ." 1781. Außerdem enthalten die bairischen Acten viele Gutachten von ihm; verschiedene in der Akademie gehaltene Reden sind unter seinem Namen gedruckt. O. war ein durchaus kirchlicher Mann, besuchte den öffentlichen Gottesdienst regelmäßig „mit der größten Erbaulichkeit bis an sein Ende", wurde, wie Westenrieder angibt, von den Hausgenossen, die unvermuthet in sein Zimmer kamen, „nicht selten knieend und im stillen Gebet" angetroffen und begegnete nach dessen Zeugniß dem Klerus auf die beste Weise. Seine Schriften und Thätigkeit greifen nur den Mißbrauch an, ohne radical zu sein.

L. Westenrieder, Rede zum Andenken des P. v. O. u. s. w. den 2. April 1778 . . abgelesen, München 1778, 4; desselben Geschichte der kön. baier. Akademie der Wissensch. Münch. 1784, 1807, 2 Thle. I, 58, 110, 130 u. ö. (S. 235—240 die beiden Erlasse von 1766), II, 547 ff. (ein Auszug aus der Rede). — Ersch u. Gruber, 3. Sect. 7 Th. S. 49 ff., wo noch andre Litteratur. — Pütter, Litter. d. Staatsr., II, 161. — v. Sicherer, Staat u. Kirche in Baiern. Münch. 1874, S. 8 ff. — Friedrich, Beitr. zur Kirchengesch., S. 41. — Die Gegenlitteratur des Veremund v. Lochstein in Annalen der baier. Litter. v. J. 1781, II, 134. — Moshamm, über die Amortisationsgesetze, S. 14 f. v. Schulte.

Ostorodt: Christoph O., latinisirt Paschasius oder Paschalodus, eines der Häupter der Socinianer, war ein Sohn des Predigers Henning O. in Goslar. Letzterem wird das Wort in den Mund gelegt: „Christoph, mein Sohn, ist ein Schalk und will nicht folgen wie die andern, und wird dich, liebe Catharina, wenn ich einmal das Haupt lege, in große Noth und Fahr bringen." Nach Vollendung seiner (1581 begonnenen) Studien in Königsberg wurde er Schulrector zu Sluchow in Pommern an der polnischen Grenze. Daselbst bekannt geworden mit den Lehren der Socinianer reiste er zu ihrer Synode in Chmielnicz (1585) und ließ sich durch die Wiedertaufe in ihre Gemeinschaft aufnehmen. Als er, nach Sluchow zurückgekehrt, für seine socinianischen Ansichten Propaganda machte, ward er seines Rectorats entsetzt. Er begab sich hierauf in seine Vaterstadt und bekehrte seine Mutter und andere Familienglieder zum Socinianismus. Die Prediger von Goslar hielten mit ihm am 3. Juni 1585 ein resultatloses Colloquium ab (Chr. A. Heumann, Relatio de colloquio, quod Goslariae cum Chr. Ostorodo habitum est in der Bibl. Brem. V, 948.) Der vom Magistrat, ne lues pestifera ad plures traheretur, über ihn verhängten Haft entging er durch die Flucht. Seine verhaftete Mutter zu befreien, suchte er die Hülfe der Synode zu Chmielnicz an. Diese entsandte zwei Abgeordnete, Andreas Lubieniec und Johann Balcerovic mit einem Schreiben dd. 13. September 1586 nach Goslar, in welchem dem Stadtrath vorgestellt wurde, daß solche Gewaltthätigkeiten mit der Sanftmuth Christi und selbst mit den Grundsätzen Luthers, Brenzens und anderer Theologen in Widerspruch ständen. Diese Intervention bewirkte, daß Ostorodt's Mutter mit ihren Töchtern und Vermögen unter der Bedingung, nie wiederzukehren, die Stadt verlassen durfte. Inzwischen war er selbst Lehrer zu Chmielnicz, dann Prediger der antitrinitarischen Gemeinde zu Smigla, endlich als vir eximie doctus et pius Vorsteher der Kirche

Racow, der Hauptstätte des Socinianismus, geworden. Der strengeren
rtei der Socinianer angehörig, hat er die Nothwendigkeit der Taufe ver-
idigt, die Waffenführung, Eidesleistung, Reichthum, Bekleidung öffentlicher
mter anabaptistisch verworfen, wodurch er in Collision mit seinen eigenen
aubensgenossen kam. In dem für Faustus Socinus trüben Jahre 1598 ging
man weiß nicht sicher aus welchem Grunde, mit Andreas Voidow nach
lland und gewann in Amsterdam und Leyden vielen Anhang. Auf
und eines Gutachtens der theologischen Facultät in Leyden ließen die
neralstaaten von Holland und Westfriesland die von beiden mitgebrachten
hriften in ihrer Gegenwart verbrennen, sie selbst des Landes verweisen (Apo-
gia ad decretum illustr. ordinum provinciarum foederatarum Belgii editum
ntra Chr. Ostorodum et Andr. Voitovium die tertio Sept. 1598, scripta ab
dem mense Aug. 1599, edita 1600). O. starb als Prediger zu Buscow
n 8. August 1611 in hohem Ansehen. Wie bei seinen Lebzeiten Deputirte
r Generalsynode den durch seine Härte — denn er war ein vir morosi et
rtinacis ingenii — gestörten Frieden unter den socinianischen Gemeinden
rstellen mußten, so bedurfte es auch nach seinem Tode noch der Friedens-
rmittelung. Seine bekannteste Schrift „Unterrichtung von den vornehmsten
auptpunkten der christlichen Religion, in welcher begriffen ist fast die ganze
onfession oder Bekenntniß der Gemeinen im Königreich Polen" (Rakow 1604;
A. 1629; holländisch 1649), verfaßt aus Liebe zu seinen deutschen Mit-
ürgern, unter welchen selbst diejenigen noch viele Irrthümer hegten, die dem
apstthum entsagt haben, ist eine verständige Reproduction des socinianischen
ehrbegriffs. Seine Disputation mit dem Erzpriester Powodowski in Krakau
urde verboten. Seine Schrift „Von der Gottheit Christi und des heiligen
eistes" (2. A. Rakow 1625) ist wider des Augsburgischen Syndicus Georg
rabel „Iudicium und Ableinung über eine erschreckliche arianische in Polen
usgegangene Schrift" (1596) gerichtet.

G. G. Zeltner, Historia Crypto-Socinismi. Lips. 1729, S. 281—84.
— E. Ensfelder, Chr. Ostorodt, sa vie et son principal écrit. Strasb.
1859. — Die übrige biographische Litteratur verzeichnet F. Wachter in der
Allg. Encyklopädie III, 7, 166 f. G. Frank.

Ostrogotha: O., König der Ostgothen, c. 250, damals in den Donau-
ändern auf dem linken Ufer des Stroms, der natürlich von diesem Volke den
Namen empfangen, nicht ihm diesen gegeben hat, dessen erster geschichtlich be-
glaubigter König er ist; die angeblich vorhergehenden: Berich, dann vier Un-
genannte, ferner Filimer bei Jordanis (s. unten die Quellenangabe) Getica c.
2. 4. 5. 16. 17. 24 sind sagenhaft; hinter Filimer schiebt Jordanis (d. h.
n Wahrheit Cassiodorius, den er ausschreibt) vermöge der falschen Identificirung
von Geten und Gothen getische, dakische, skythische Herrscher ein; nun
folgt zur Zeit des Kaisers Philippus Arabs (244—249) O. als der erste Ost-
gothenkönig aus dem Hause der Amaler: die O. vorhergehenden (zum Theil
zweifellos sagenhaften) Amaler: Isarna, Amala, Augis, Halmal, Gapt werden
auch von der Sage nicht als Könige aufgeführt. — Wegen Vorenthaltung der
von dem Kaiser gezahlten Jahrgelder löste sich das lange Zeit friedliche Ver-
hältniß des Volkes zu den Römern, O. überschritt die Donau und heerte in
Mösien und Thrakien. Bei einem zweiten Feldzug ernennt er die beiden
adligsten Männer seines Volkes, Argait (vielleicht identisch mit Arguntbis,
welchen Capitolinus unter Kaiser Gordian (243) einen „König der Skythen"
nennt,) und Guntherich zu Heerführern gegen Kaiser Philippus. Seine letzte
Waffenthat war ein Sieg über die stammverwandten Gepiden, deren König

Fastida Landabtretungen gefordert hatte. Ostrogotha's Nachfolger Kni... (c. 260) war kein Amaler.

Zeuß, die Deutschen und die Nachbarstämme, München 1837. — Kö... deutsche Forschungen, Berlin 1859. — Dahn, die Könige der Germanen, ... München 1862, S. 54. — v. Wietersheim-Dahn, Geschichte der Völ... wanderung, 2. Auflage, I, Leipzig 1880, S. 198—204, 250. II, 18... S. 4, 6. — Zu Jordanis die Etymologieen von Müllenhoff in Mommse... Ausgabe, Monum. Germ. histor. Auctor. antiquiss. V, I, Berlin 1882.

Dahn.

Ostrogotho: O., Tochter Theoderichs des Großen (475—526) von ei... Buhle schon in Mösien, also vor 489, geboren, nicht von Audifleda, d... Schwester Chlodovech's (481—511), vermählt mit Sigismund, dem König d... Burgunden (516—523); uneheliche Abstammung schloß weder Söhne no... Töchter von der Ehre des königlichen Blutes aus, falls nur der Vater d... Kindschaft anerkannte; Theoderich suchte durch solche Verschwägerungen pla... mäßig die übrigen germanischen Königsgeschlechter in Freundschaft u... Bündniß zu ziehen. Vgl. folgenden Stammbaum:

Theodemer—Ereliva (Buhle) Childerich (— 4..1

Buhle — Theoderich d. Gr. — Audifleda Chlodo...

Sigismund v. Burgund—Ostrogotho Theudigotho—Alarich II., Westgothe Amalaswintha

Suavegotho Sigrich † 522 Amalarich Athalarich

aus dieser Ehe entsprossen Sigrich (angeblich von seinem Vater auf Anstif... einer Stiefmutter, nach Ostrogotho's Tod hatte dieser eine Unterthanin ge... heirathet, 522 ermordet), und Suavegotho, 522 vermählt mit Theuderich v... Austrasien (511—533), Chlodovechs ältestem Sohn.

Dahn, die Könige der Germanen, II, München 1862, S. 142. Ur... geschichte der germanischen und romanischen Völker, I, Berlin 1881, S. 2... III, 1883, S. 74. — Binding, das burgundisch-romanische Königreich, I, Lpz. 1868. — Jahn, die Geschichte der Burgundionen und Burgundiens, I, Halle 1874, S. 298.

Dahn.

Oßwald: Heinrich Siegmund O. wurde am 19. Juli 1751 zu Schmiede... berg (nach Koch am 30. Juni 1751 zu Nimmersatt) geboren und war Buch... halter in Breslau. Hier heirathete er eine Tochter des späteren Oberconsistoria... rath in Berlin Hermann Daniel Hermes (s. Bd. XII, S. 196 f.). Bal... nachdem Hermes nach Berlin versetzt war, wurde auch O. (1791) dorthin ge... zogen, und zwar wurde er Vorleser (Lector) beim König Friedrich Wilhelm II. Nach dem Tode des Königs zog er sich nach Breslau zurück, wo er am 8. September 1834 (nach Koch am 7. Sept.) starb. O. hat eine große Anzahl geistlicher Lieder gedichtet, welche in verschiedenen (? sechs) Sammlungen zwische... 1790 und 1820 erschienen.

Rambach, Anthologie VI, S. 220 ff. — Goedeke, Grundriß, 1. Aufl. II, S. 1109; III, S. 1266. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. w., 3. Aufl., VI, S. 395 f.

l. u.

Otbert, von 1091 bis 1119 Bischof von Lüttich, hat sich einen guten Namen gemacht durch seine kraftvolle Verwaltung des Bisthums, für welches er das Schloß Bouillon erwarb. Im Anschluß an seinen Vorgänger Heinrich (XI, 534) bemühte er sich den Frieden aufrecht zu erhalten, gegen dessen Störer er mit Strenge einschritt. Treuer Anhänger Heinrich's IV., dem er in seinen letzten Tagen eine Zuflucht gewährte, gerieth er in scharfen Gegensatz zu den Mönchen

welche der gregorianischen Richtung zugethan waren, und wird deshalb in den Klosterchroniken sehr ungünstig beurtheilt. Daß er eine höhere wissenschaftliche Bildung besessen habe, wird nicht gesagt, und was wir von seiner Thätigkeit wissen, spricht wenig dafür, daß er sich nach dieser Richtung ausgezeichnet habe. Um so unverdienter ist es, daß in ihm, zuerst von Goldast, der Verfasser des Lebens Heinrich's IV. vermuthet wurde, einer Schrift, welche allerdings von einem eifrigen, bis über das Grab getreuen Verehrer des Kaisers herrührt, aber auch mit so ungewöhnlicher stilistischer Kunst verfaßt ist, daß an O. nicht gedacht werden darf. Sie giebt in meisterhafter Weise einen Ueberblick über die lange, vielbewegte Regierung des Kaisers, in einer nach classischen Vorbildern sorgfältig gebildeten Sprache, nimmt es aber mit der Wahrheit wenig genau, und ist durchaus eine Parteischrift. In neuerer Zeit sind über den Verf. verschiedene Vermuthungen aufgestellt; besonders nachdrücklich hat, gestützt auf besondere Eigenthümlichkeiten der Schreibweise, W. Gundlach die Ansicht entwickelt, daß der Verf. ein in Briefen und Urkunden deutlich kennbarer Kanzleibeamter Heinrich's IV. gewesen sei, in welchem er auch den Verf. des Epos über Heinrich's Sachsenkrieg erkennen will, und in dem er den Propst Godeskalk von Aachen vermuthet.

Ausg. der Vita Heinrici IV. von Aventin 1518, zuletzt von Wattenbach Mon. Germ. SS. XII, 268, in 8°. 1876. — W. Gundlach, Ein Dictator aus der Kanzlei Heinrich's IV., Innsbr. 1884. — Wattenbach, Geschichtsquellen (5. Aufl.) II, 83–85. 493. Wattenbach.

Otbert, oder wie Reimer Kock ihn nennt Otbrecht, ein Bauer zu Bokel an der Otter bei Bevern, Kirchspiels Selsingen, im Regierungsbezirk Stade, läuft beim Jahre 1218 als St. Otbert oder Bruder Otbert, nach Albrechts von Stade Vorgange in den Ann. Hamburg. durch alle norddeutschen Chroniken, von der Sachsenchronik bis Detmar und Kock und ist in von Kobbe's Herzogthum Bremen und Verden I. S. 115 mit neuen Erfindungen noch wieder aufgewärmt. Er besprach mit bäurischen Sprüchen Krankheiten, ließ baden, prophezeiete und fand Glauben, ungeheuren Zulauf und reiche Opferspenden, die er mit dem herzoglichen (d. h. pfalzgräflichen) Vogte auf der Burg Bremervörde, Heinrich von Ochtenhausen theilte, und dafür dessen Schutz fand. Als aber die Ministerialen des Bremer Erzbischofs im Kampfe um die Grafschaft Stade die Burg überrumpelten, flüchtete er nach Lübeck und soll von da nach Riga gegangen und verschollen sein. Uebrigens ließ man im Mittelalter und noch später, gern alles, was von der Elbe ab verscholl, über Lübeck nach Riga gehen. In Lübeck wollte man von ihm das plattdeutsche Sprüchwort ableiten: „It helpet so vele alse broder Otbrechts segeninge“. Mit dem tanzenden Otbern bei Alb. Stad. 1021 oder 1012 (M. G. SS. XVI, S. 213), ist er nicht zu verwechseln. In den Heiligenverzeichnissen kommt ein Otbert oder Otbrecht nicht vor, in das plattdeutsche (lübische) Passional aber ist er hineingerathen und noch R. Kock führt ihn daraus an als einen großgeachteten Heiligen mit einer großen Geschichte von seiner „Flasche“.

Mon. Germ. SS. XVI, S. 381; über die von Lappenberg in den Hamb. Ann. ausgelassene aber bei Langebeck angegebene Geschichte vergl. Weiland in den Forschungen z. deutschen Gesch. XIII, S. 166 ff. Krause.

Otfrid, Mönch zu Weißenburg, der erste deutsche Dichter, dessen Name zugleich mit seinem Werke auf uns gekommen ist; ja, wir können sagen, einer der ersten deutschen Dichter überhaupt, wenn wir diesen Ausdruck im alten Wortsinne fassen. Dichten ahd. tihton, aus dem lateinischen dictare entlehnt, bedeu-

tet eigentlich „schriftlich abfassen". Eine für das Schreiben bestimmte deutsche Poesie gab es erst seit der Zeit Karls des Großen, da die alte Volksdichtung stets mündlich vorgetragen und fortgepflanzt worden war. Daß es auch zu Otfrid's Zeit noch als etwas Neues galt, deutsche Dichtung sogleich schriftlich abzufassen, läßt der Dichter selbst erkennen, in dem 1. Cap. seines I. Buches, welches überschrieben ist: „Cur scriptor hunc librum theotisce dictaverit". Er rechtfertigt sich gegen die Ansicht, daß nur die lateinische Dichtung der Aufzeichnung werth sei; sei doch auch die deutsche Sprache fähig, Stoffe zu behandeln und Formen anzunehmen, welche jener vorbehalten zu sein schienen.

Indem O. als einer der ersten in Deutschland ein Werk der Kunstdichtung, und wohl zuerst ein so großes unternahm, eröffnete er eine Bahn von unabsehbarer Ausdehnung. Es ist nur eine wohlverdiente Gunst des Schicksals, daß uns dies Werk in ganz vorzüglicher Erhaltung überliefert ist. Wir haben drei Handschriften und Bruchstücke einer vierten: abgesehen von der früher in Freising, jetzt in München befindlichen, welche um 900 abgeschrieben ist, sind alle übrigen ohne Zweifel unter den Augen des Dichters abgefaßt, eine von ihnen, die jetzt der Wiener Hofbibliothek angehörige, zeigt Correcturen, die ihrer Art nach nur von O. selbst herrühren können, sowie Stücke, die von derselben Hand geschrieben sind. Ueberzeugend legen dieses Verhältniß die photolithographischen Nachbildungen (noch besser die Photographien selbst) dar, welche O. Erdmann in den Schriften der Berliner Akademie 1880 veröffentlicht hat. Alle drei Handschriften zeigen freilich eine sehr ähnliche und zwar außerordentlich sorgfältige Ausstattung. Die Wiener Hs., Otfrid's Handexemplar, ist noch dazu mit Zeichnungen geschmückt, welche Christi Einzug in Jerusalem, Abendmahl und Kreuzigung darstellen, und welche, so roh sie auch sind, doch als die ältesten Reste der deutschen Malerei auch in der Kunstgeschichte eine hervorragende Stelle beanspruchen dürfen (Abbildungen in Schilter's Thesaurus zu 1, 240. 256 und in verkleinertem Maßstabe bei Piper in Kürschner's Nationalbibl. I. 1884). Die Hochhaltung Otfrid's, welche sein Werk so sorgfältig bewahrt hat, ist auch auf die philologische und litterarhistorische Forschung übergegangen. Er hat zuerst das gelehrte Interesse erregt, welches seit der Humanistenzeit auch das deutsche Alterthum umfaßt: Trithemius nannte O. und sein Gedicht, das er irrthümlich in mehrere Werke zerlegte, aber der Zeit nach richtig bestimmt hat, im Catalogus virorum illustrium, Mainz 1495. Beatus Rhenanus berichtete über die damalige Freisinger Handschrift in den libri III rerum Germanicarum 1531. Dann erschien 1571, zu Basel, die erste Ausgabe, welche auf Grund einer Abschrift des Augsburger Arztes, P. Gasser (s. A. D. B. Bd. VIII, S. 396), aus der jetzt zu Heidelberg befindlichen Handschrift von Matthias Flacius veranstaltet wurde, aus theologischem Interesse, das noch dazu an ein Mißverständniß des Titels anknüpfte. Flacius' Text wurde wiederholt von Schilter im Thesaurus Antiquitatum Teutonicarum I, Ulm 1728. Nach der wissenschaftlichen Begründung der deutschen Philologie durch die Brüder Grimm und Lachmann wandte sich die Forschung auch unserem Dichter von neuem zu, an welchem Lachmann zuerst die Gesetze der althochdeutschen Verskunst und Betonung nachwies (Abh. der Berliner Akad. 1831 ff. Lachmann, Kleinere Schriften 1, 358 ff.), 1831 erschien die Ausgabe von Graff mit dem willkürlich gewählten, aber auch jetzt noch zuweilen gebrauchten Titel Krist. Einen sorgfältigen Abdruck der Wiener Hs. mit Angabe der sonstigen Varianten gab Kelle 1856, dem als II. Band die Grammatik (Formen- und Lautlehre) 1869, als III. ein Glossar 1881 folgten; eine Uebersetzung hatte Kelle 1870 veröffentlicht. Nach der Heidelberger Handschrift gab einen Text mit Varianten und Commentar Piper 1878 (2. Ausgabe 1882), II. Band (Glossar) 1884. Wiederum die Wiener Handschrift liegt

der Ausgabe von Erdmann (Halle 1881) zu Grunde, von welchem auch Untersuchungen über die Syntax der Sprache Otfrieds, 1874. 1876 erschienen sind. Die Menge der kleineren Arbeiten über O., insbesondere die metrischen, kann hier nicht im Einzelnen aufgeführt werden.

Ueber Otfrid's Leben stehen uns kaum andere Quellen zu Gebote, als die, welche schon Trithemius besaß: des Dichters eigene Angaben. Denn auch darin ist er Kunstdichter, daß er über seine persönlichen Verhältnisse sowie über seine dichterischen Ansichten und Absichten Näheres mittheilt. Er thut dies in mehreren Begleitschreiben zu seiner Dichtung, von denen eines, lateinisch und in Prosa abgefaßt, das ganze Werk dem geistlichen Vorgesetzten des Dichters, dem Erzbischof Liutbert von Mainz, zur kirchlichen Beurtheilung zustellt, während die übrigen, in deutschen Strophen mit akrostichischer Anordnung, Theile des Werkes oder das Ganze an Freunde und Gönner empfehlen. Die Freunde sind zwei St. Galler Mönche, Hartmuat und Werinbert, die Gönner der Bischof Salomo von Konstanz und König Ludwig der Deutsche. Liutbert ward Erzbischof 863, Ludwig starb 876; aus der Erwähnung der fridosamo zîti in der Zuschrift an den letzteren dürfen wir schließen, daß Otfrid's Gedicht 868 fertig ward, nachdem die von Ludwigs gleichnamigem Sohne verursachte Empörung niedergeworfen war: darauf spielt wohl auch der Vergleich König Ludwigs mit David an.

O. bezeichnet sich selbst als Mönch und Priester zu Weißenburg, womit nur die im Speiergau gelegene Abtei gemeint sein kann. Hier scheint er um 825 eingetreten zu sein, s. Piper, libri confraternitatum St. Galli, Berlin 1882, S. 72. In den Urkunden des Klosters Weißenburg erscheint er mehrmals, auch als Ausfertiger, insbesondere in einer vom J. 851, s. Zeuß, traditiones Wizenburgenses, Speier 1842 S. 196. Als ein ausgezeichneter Lehrer der Klosterschule zu Leucopolis wird O. gerühmt in dem lateinischen Gedichte, welches Dümmler in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 19, 117 herausgegeben hat.

In dieser Thätigkeit zeigte O. sich als würdiger Schüler des Hrabanus Maurus, dessen Unterweisung genossen zu haben O. in der Zuschrift an Liutbert bekennt. Hraban hatte ja die von Alcuin im Reiche Karls des Gr. neugepflanzten Studien nach Deutschland übertragen und in der Klosterschule zu Fulda, die er auch als Abt noch bis 842 leitete, die vorzüglichsten Gelehrten der nächsten Zeit ausgebildet, so auch Otfrid's Freunde, die St. Galler Hartmuat und Werinbert. Möglicherweise war auch Salomo, der von 839 an den Bischofsstuhl von Constanz inne hatte, in Fulda ein Lehrer Otfrids, der ihn als solchen dankbar preist.

In Fulda haben auch die litterarischen Bestrebungen, denen Otfrid's Evangelienbuch diente, ihren Mittelpunkt. Es sollte die evangelische Geschichte dem deutschen Volke näher gebracht werden. Das bezweckt die Uebersetzung der Evangelienharmonie des Tatian, welche gegen 825 in Fulda selbst verfaßt wurde; das bezweckt auch die unter dem Namen Heliand bekannte Bearbeitung dieser Evangelienharmonie in altsächsischen allitterirenden Versen. Wie deren Verfasser, nur in weit größerem Umfange benutzte O. den Commentar Hrabans zum Evangelium Matthäi. Merkwürdig ist die Uebereinstimmung zwischen Tatian 45, 2, Heliand 2025, Otfrid 2, 8, 17, wo überall Jesu Wort an seine Mutter zu Cana: quid tibi et mihi est, mulier? dahin geändert wird, daß er sagt, was geht das uns beide an (daß der Wein hier ausgeht).

Es wird anzunehmen sein, daß Hraban zu den hochbewährten Männern gehörte, welche O. zu seiner Dichtung veranlaßten; von seinen St. Galler Freunden gibt er dies deutlich an. Außerdem nennt er Liutbert gegenüber eine matrona Judith, welche ihn dringend dazu aufgefordert habe. Man hat an die Kaiserin

Judith gedacht, welche allerdings ihren Gemahl Ludwig den Frommen nicht nur durch Schönheit und Geist, sondern auch durch ihre Theilnahme an seinen theologischen Studien fesselte. Auch hätte die Kaiserin O. in Fulda oder Weissenburg sehen können, wo sie verschiedentlich gewesen ist. Aber der Titel matrona wäre doch für sie zu gering. Und so ist wohl eher eine gleichnamige Nichte der Kaiserin, die Mutter des mit O. befreundeten Mönches Hartmuat als die Hauptveranlasserin der Dichtung Otfrids anzusehen.

Als den Wunsch derer, die ihn antrieben, gibt O. an, es solle „der Vortrag dieser Lectüre (hujus cantus lectionis) doch ein wenig das Spiel der weltlichen Stimmen unterdrücken". O. stellt sich hiermit in einen ganz bestimmten Gegensatz zur Volkspoesie. Nur das Christliche ist erlaubt, nur das Geistliche schön. Der Dichter des Heliand wollte die vor kurzem erst bekehrten Sachsen dadurch für das Christenthum gewinnen, daß er dessen heiligen Geschichten und Lehren so gut als möglich Gestalt und Farbe der alteinheimischen Heldendichtung gab: O. wendet sich an die längst christlich erzogenen Franken, er will ihnen als deutscher Dichter den biblischen Inhalt so bieten, wie er in der lateinischen Unterweisung der Klosterschule geformt wurde und seine Zierde in den aus dem Texte gezogenen Mahnungen und Deutungen fand. Insbesondere liebt er die allegorische Auffassung der biblischen Geschichten, wie er es nennt, den sens oder sin zu entfalten, wobei er sich übrigens an die Mustereregeten der damaligen Theologie, Beda, Alcuin, Hraban anschloß. Manches davon wird auch uns sinnig und gemüthvoll erscheinen, wie die Deutung des irdischen Heimwehs aus dem elilenti, aus der Fremde, auf das Verlangen nach der himmlischen Heimath, anderes dagegen als gesucht und sogar geschmacklos. Ganze Capitel sind diesen Deutungen und Mahnungen gewidmet und Mystice oder Spiritaliter oder Moraliter überschrieben. Derartig sind namentlich die Einleitungs- und Schlußcapitel der einzelnen Bücher, die er als Praefatio oder Conclusio bezeichnet. Auch die Zahl der Bücher ist auf einen mystischen Grund zurückgeführt: es sind 5, wie es fünf Sinne gibt, welche der Dichter durch die Lectüre seines Werkes zu reinigen und zu heiligen wünscht. Das erste enthält die Jugend Jesu bis zur Taufe, das II. seine Lehre, das III. die wichtigsten Wunder, das IV. die Leidensgeschichte, das V. Auferstehung, Himmelfahrt und jüngstes Gericht.

Daß er die mittleren Stücke zuletzt, und schon ermüdet, abgefaßt habe, gibt er selbst an. Doch hat er den Schluß des Ganzen erst später angefügt und ebenso in den ersten Büchern noch manches offenbar erst nachträglich eingeschaltet.

Die früher fertig gewordenen Theile sind mit den Zueignungen an Bischof Salomo und die St. Galler Mönche veröffentlicht worden. Es wird darüber gestritten, ob diese oder jener die Stücke des ersten Buches erhalten haben. Für die erstere Möglichkeit spricht, daß diese Stücke „die Merkmale einer noch unfesten Kunstübung, die Unregelmäßigkeiten des Versbaues" in besonderem Maße tragen (Müllenhoff, Zu den Denkmälern deutscher Poesie und Prosa, 2. Aufl. S. 290) und daß ebenso in der Widmung an die Sangaller das Akrostichon nur für die letzte Halbzeile den Schlußbuchstaben berücksichtigt, während die übrigen Widmungen auch die vorletzte ganz genau mit demselben Buchstaben schließen. Die Anordnung der Widmungen in den Handschriften des ganzen Werkes ist natürlich nach den Rangverhältnissen der Adressaten vorgenommen worden.

Als Titel des Ganzen hat man Evangeliorum liber anzusehen, wenn schon diesem Titel, der dem ersten Buch vorausgeht, in der Wiener Handschrift später ein Primus zugesetzt worden ist. In der lateinischen Zueignung spricht der gewissenhafte Dichter, weil er in seinem Werke nicht den ganzen Inhalt der Evangelien behandelt hat, von diesem als pars evangeliorum, und im Gedichte selbst

von evangeliono deil; aber als Titel wäre wohl auch ihm dies unpassend erschienen.

Gewissenhaft gibt er auch am Rande seiner Handschriften die Bibelstellen an, welche er in deutsche Verse umsetzt. Ja, von der Größe und Schönheit des Grundtextes und von seiner eigenen Unfähigkeit sie wiederzugeben, durchdrungen, mahnt er wiederholt den Leser zu jenem selbst zu greifen. Wo die Auffassung der biblischen Geschichte eine verschiedene war, wie bei der Zahl der Jahre, welche das Kind Jesu in Aegypten zubrachte, stellte er die abweichenden Ansichten einander gegenüber (1, 19, 23 ff.). Uebrigens benutzte er für die Kindheitsgeschichte auch die apokryphen Evangelien. Ausdrücklich nennt er an anderen Stellen die Kirchenväter Augustinus, Gregorius, Hieronymus (5, 14, 27 ff. und 5, 25, 69) als seine Gewährsmänner.

Wie für den Stoff, so hat auch für Auffassung und Behandlung O. sich dieselben Meister gewählt, die in der lateinischen Dichtung der Geistlichen und des karolingischen Hofes ausschließlich gepriesen und nachgeahmt wurden. Er nennt selbst Virgil, Lucan, Ovid und von christlichen Dichtern Juvencus, Arator, Prudentius. In wiefern er von den beiden letztgenannten beeinflußt ist, hat Olsen in der Zeitschr. f. deutsch. Alterth. 29, 242 ff. untersucht. Ebenso stammen manche Ausdrücke und Wendungen Otfrid's aus Hymnen, die er ebenso wie der Heliandbichter benutzte, s. die Ausleger zu 3, 6, 36. Wenn O. am Schluß seines Werkes (5, 25) davon spricht, sein Segel niederzulassen und die Ruder einzuziehen, so erinnert das an Theodulf's Verse an die Richter, 955. 956, welche ihrerseits aus Ovid AA. 1, 772 Ex P. 5, 2, 42 geschöpft sind.

Noch weiter geht die stilistische Abhängigkeit von diesen Meistern. Otfrid's Anrede an das elilenti 1, 18, 25 ff. läßt sich nur mit der Art vergleichen, wie Virgil Aen. 3, 56 zur auri sacra fames spricht. Die Neigung größere Zahlen in kleinere zu zerlegen (s. Erdmann zu 1, 3, 36) findet sich bei Ovid z. B. Metam. 2, 496 ter quinque. Otfrid's Wendung Thara zua fuagi I, 1, 72 erinnert an Metam. 3, 136 Huc adde. Ebenso lieben beide Dichter die Epanaphora, die Widerholung einzelner Worte und Verse.

Leider entschädigt dieser fremde Schmuck nicht dafür, daß O. den festen Halt aufgegeben hat, welchen die alteinheimische Poesie mit ihren Formeln gewährte. Mühsam schreitet der Dichter vorwärts. Flickwörter und Flickzeilen müssen zum Reim und zur Strophenausfüllung helfen. Schwerere Gedanken kommen zuweilen unverständlich heraus. So ist z. B. das I. Capitel des I. Buches vielfach aus der lateinischen Zueignung erst klar zu machen.

Den vollen Gegensatz auch in dieser Beziehung gibt der Heliand mit seiner Fülle von anschaulichen Ausdrücken und eindringlichen Redewendungen. Ob O. dies Gedicht gekannt habe, hat insbesondere E. Behringer, Krist und Heliand, Würzburger Programm (auch Berlin 1870) untersucht. Aber die Uebereinstimmungen sind aus der Benutzung gemeinsamer Quellen und aus dem allgemein deutschen Sprachgebrauch jener Zeit genügend zu erklären. Und O. hätte dieses Vorgängers doch irgendwie gedenken sollen, wenn er ihn gekannt hätte.

Mit einem anderen allitterirenden, aber kleineren Denkmal, dem Muspilli, hat O. einen Vers gemeinsam 1, 18, 9, der noch dazu aus der sonstigen Form seines Gedichtes herausfällt. Allein die Formel ist weitverbreitet: s. Müllenhoff zu den Denkmälern III, 14. Ebenso beruht die Verwandtschaft von O. 1, 7, 27. 28 mit dem Bittgesang an den h. Petrus (Denkm. IX, 7, 8) wol auf einer vielbenutzten Wendung des christlichen Volksgesanges.

Dagegen kann wol nicht bezweifelt werden, daß O. das uns unvollständig erhaltene Gedicht von Christus und der Samariterin (Denkm. X) gekannt und benutzt hat: die Uebereinstimmungen sind zahlreich und auffallend. Freilich

läßt ein Vergleich gerade dieses Gedichts mit O. 2, 14 unseren Dichter in recht ungünstigem Lichte erscheinen.

Dieser Hinweis auf ältere reimende, strophische Gedichte in deutscher Sprache genügt, um die Behauptung zu widerlegen, daß O. seine metrische Form selbst erfunden habe. Der Vers ist noch dazu die alte epische Langzeile von zweimal vier Hebungen, von denen O. zwei in jeder Halbzeile durch Accente hervorzuheben pflegt. O. gebraucht die Strophe von zwei Langzeilen unvermischt mit anderen Strophenformen. Zuweilen wiederholt er einzelne Strophen und Strophengruppen refrainartig; auch sonst ist eine Gruppirung nach bestimmten Strophenzahlen ersichtlich. Deutet dies schon auf eine Bestimmung zum Singen, so ist überdies einigen Stellen in der Handschrift die Neumierung übergeschrieben. Andererseits sorgt der Dichter für das Auge, indem er in den Zueignungen Anfangs- und Schlußbuchstaben der Strophen zu Doppelakrostichen verbindet, geradeso wie dies Ermoldus Nigellus gethan, mit dem O. in Straßburg am bischöflichen Hofe zusammengetroffen sein könnte.

Das Band der Halbzeilen ist der Reim, auch dieser schon vor O. in der althochdeutschen Poesie bekannt, aber wohl auch wie die Strophe durch die lateinischen Hymnen empfohlen. Otfrid's Reim ist freilich noch mehr Assonanz, wenn schon zuweilen auf zwei Hebungen ausgedehnt. S. Zarncke, Berichte der sächs. Gesellsch. der Wissensch. 1874, S. 34—39 und das Reimverzeichniß von Ingenbleek, Quellen und Forschungen XXXVII, Straßburg 1880. Ingenbleek stellt auch die Fälle zusammen, in welchen O. dem Reim zu Liebe ungewöhnliche Wortformen gebraucht. Für den Reim kam ihm übrigens sehr zu Statten die Manigfaltigkeit und Fülle des Vocalismus in seiner Mundart. Es ist dies die der Weißenburger Gegend, wie sich aus der Uebereinstimmung mit den Formen der deutschen Namen in den Urkunden des Klosters sowie denen des Weißenburger Katechismus vom Ende des 8. Jahrhunderts ergibt (Müllenhoff, Vorrede zu den Denkmälern, 2. Aufl. S. XVI). Diese Mundart, die südfränkische, verbindet mit der fränkischen Vorliebe für weiche Consonanten die reiche Entfaltung der alemannischen Vocale, für welche insbesondere ia und ua anstatt io und uo bezeichnend ist. Dazu kommt bei O. die Vocalharmonie, wonach die Vocale der Endsilben die der vorhergehenden Ableitungs- und selbst Stammsilben bestimmen: liub lieben liaban liabomo sind Formen desselben Wortes.

Zu dieser weichen, melodischen Sprache stimmt der persönliche Charakter, der sich in Otfrid's Auffassung seines Gegenstandes zeigt. Man hat ihn nicht mit Unrecht als frauenhaft bezeichnet und gern die hierher gehörigen Stellen hervorgehoben: die Beschreibung der Mutterfreuden der heiligen Jungfrau, den Wunsch des Dichters, Gott möge seine Fehler so strafen wie eine Mutter, die ihr Kind züchtigt, aber es vor jeder fremden Hand schützt, die Vergleichung der Sehnsucht, mit welcher die Jünger nach dem auferstandenen Christus ausschauen, mit der des Liebenden, der die Geliebte erwartet (vgl. insbesondere Scherer, Geschichte des Elsasses).

Damit steht nicht in unversöhnlichem Gegensatze das lebhafte Gefühl des Dichters für die Größe seines Volkes, für die innige Treuverbindung zwischen König und Volk. In jenem Capitel I, 1 hebt sich aus der übrigen unbeholfenen Erörterung das Lob des Frankenlandes und des Frankenvolkes glänzend heraus. Patriotismus ist auch die Triebfeder für Otfrid's Dichtung, die Griechen und Römern gegenüber auch das einzige noch den Franken fehlende Lob, Christus in der eigenen Sprache zu besingen, für sie gewinnen will. So schildert O. auch mit Begeisterung den Heldenmuth des Petrus, der mit dem Schwert allein, ohne Schild und Speer, sich unter die Schergen stürzt, die seinen Herrn gefangen nehmen. Aber auch Christus erscheint als treuer Führer seines Volkes.

Daß er als Kind nach Aegypten flüchtet, wird entschuldigt; habe er doch später sich für sein Volk geopfert, thaz kuning ander ni duat (1, 20, 34): ein Beweis, daß O. nicht als Schmeichler seines irdischen Herrn die Königstreue feiert. Solche mehr lyrische Stellen, und andere, wie die prachtvolle Schilderung der Verkündigung Mariae, werden immer von neuem den Leser gewinnen und für so manche stockende, stammelnde Erörterung entschädigen.

Daß O. auf die Dichtung seiner und der folgenden Zeit eingewirkt habe, ist kaum anzunehmen. Uebereinstimmungen einzelner Gedanken und Wendungen in späteren Gedichten mit Stellen seines Werkes beweisen noch nicht, daß jene aus diesem schöpften. Eine solche Nachwirkung hätte auch die Ungunst der unmittelbar nachfolgenden Jahrzehnte abschneiden müssen, in denen das Geschlecht Karls des Großen unter unfähigen Herrschern seinem Ende entgegenging und die Schöpfungen Karls den schwersten Stürmen ausgesetzt waren. Eine Vorahnung dieses Geschickes glaubt man schon in der auf die himmlische Heimath gerichteten Sehnsucht unseres Dichters zu empfinden. Seine Poesie muthet uns an wie eine Frühlingsblüthe, die der zurückkehrende Frost zu vernichten im Begriffe steht.

Die ältere Litteratur über O. bespricht gut H. Hoffmann, Fundgruben I (Breslau 1836) S. 38 ff. — Bibliographisches Verzeichniß auch der späteren in Piper's Ausgabe Bd. I und II. — Außer den oben angeführten Schriften wären für die litterarhistorische Würdigung noch hervorzuheben: Lachmann, Art. Otfrid in Ersch und Gruber's Encyklopädie, 1833 (Kl. Schr. 1, 449 ff.). — Wackernagel, Elsäss. Neujahrsblätter, 1847 (Kl. Schr. 2, 193). — Lechler in den Theolog. Studien und Kritiken, 1849, S. 305 ff. — F. Rechenberg, Otfrid's Evangelienbuch, Chemnitz 1862.

E. Martin.

Othjar: Christian O., geboren am 21. Juli 1609 zu Terpitz im Meißnischen, als Sohn des Pastors, späteren Superintendenten zu Wismar (seit 1624, † 19. Februar 1635), Mag. Wenzeslaus O., studirte bei langen, wechselvollen Wanderzügen während des dreißigjährigen Krieges Philosophie, Theologie und Medicin zu Rostock, Königsberg, Greifswald, Frankfurt a. O., wo er 1642 zum Magister promovirte, Wittenberg, Leipzig, Helmstädt, Rinteln, Kopenhagen, Soroe, Holland, durchreiste dabei auch Polen, England und Frankreich. Nachdem er kurze Zeit vom Herzog Adolf Friedrich in Schwerin als Erzieher seiner Tochter, der Prinzessin Sophie Agnes angenommen war, ist er kurze Zeit Schulcollege zu Bordesholm in Holstein gewesen. Schon 1644 hatte er in Rostock ein theologisches Buch erscheinen lassen, war 1650 daselbst in die philosophische Facultät aufgenommen, promovirte aber 1653 wieder, mit einer Schrift über die Melancholie, in Leiden zum Dr. med. Den Rest seines Lebens verbrachte er als praktischer Arzt wechselnd in Wismar und Rostock, wo er am 22. December 1660 starb. Seine Schriften nennen Moller, Jöcher und Rotermund. Berühmt wurde sein 1645 in Elbing erschienener und zahlreich in Niederdeutschland nachgedruckter „Geistlicher Herzfasser und Seelenstiller betrübter und unruhiger Christen in aller Traurigkeit". Noch 1678 erschien er wieder in Leipzig mit einer Vorrede des Christ. Scriverius. Aus diesem Werke ist das Lied „Auff, die du also liegst nieder" in das Hamburger Gesangbuch von 1681 und das Wismarer von 1700 (hier mit dem Anfange „Auff, auff, die du liegest nieder") aufgenommen.

Krey, Andenken an die Rostockschen Gelehrten, Anhang, S. 20. — Joh. Bachmann, Gesch. des evangel. Kirchengesanges in Mecklenb. S. 328 f. — A. Blanck, die Meklenb. Aerzte, S. 37. Krause.

Othmayr: Caspar O., ein angesehener Componist des 16. Jahrhunderts, über dessen Leben in jüngster Zeit durch eine fleißige Quellenforschung nach und nach eine Nachricht um die andere ans Tageslicht geschafft wurde, so daß dasselbe heute klar vor uns liegt, während Gerber und Fétis sich noch mit der Angabe eines einzigen Titels seiner gedruckten Compositionen begnügen mußten. Sein Geburtsjahr ist in des Joh. Garcaeus Methodus Astrologiae (Basel 1570) verzeichnet; er ward am 12. März 1515 geboren, und zwar in Amberg, wie Mettenleiter in seiner Musikgeschichte Ambergs festgestellt hat. 1545 treffen wir ihn als Rector an der Klosterschule in Heilsbronn und 1546 bewirbt er sich um ein Canonicat zu St. Gumprecht in Ansbach, „damit — wie es in der Eingabe heißt — er sein Leben und Wesen allein haben und sich seiner Kunst seines Gefallens ihm selbst und andern zum Nutz brauchen möge". Im Jahre 1547 wurde ihm das Canonicat verliehen. Bei dem Abgange aus Heilsbronn gibt ihm der Abt Greulich das Zeugniß: „Er ist vor Andern in unserem Lande ein hoch und weit berühmter Musicus." Da er sich in demselben Jahre mit der Tochter des Heilsbronner Richters Hans Hartung vermählte, so erhielt er die Erlaubniß, mit seiner Frau im Heilsbronner Hofe zu Ansbach wohnen zu dürfen. 1548 ernannten ihn die beiden Markgrafen von Ansbach und Bayreuth zum Propst in Ansbach, doch durch eine Meinungsverschiedenheit zwischen der Vormundschaft des unmündigen Markgrafen von Ansbach und dem Markgrafen von Bayreuth, wurde ihm die Stelle von erstgenannter Seite streitig gemacht; es erwuchs ihm ein Mitbewerber und damit ein höchst ärgerlicher Proceß, welcher erst mit dem Tode Othmayr's seinen Abschluß fand. O. starb nach langwieriger schwerer Krankheit in Nürnberg, wohin er sich hatte bringen lassen, ward aber in Ansbach begraben, wo sein Grabstein in der Kirche zum heiligen Kreuz folgende Inschrift trägt: „Anno Dni. 1533 den 4. tag des monats Februarij Ist in Christo verschiden zu Nürnberg Der Erwürdig wolgelert Auch weit berümbt Componist und Musicus Herr Magister Caspar Othmayr, Probst und Canonicus St. Gumprechts Stifft zu Onolzbach so alhie begraben welchem Gott wolle verleihen ein fröliche aufferstehung und das Ewige Leben Amen." Nachzutragen wäre noch, daß Georg Forster, der Arzt in Nürnberg und Herausgeber der 5 Theile Deutsche weltliche Lieder, O. in der Dedication zum 3. Theil von 1549 erwähnt und ihn seinen Tisch- und Bettgenossen in Heidelberg nennt, woraus hervorgeht, daß O. in Heidelberg einst studirte. — Von seinen Werken haben sich nur sehr wenige bis auf uns gerettet, bis heute auch nur in je einem einzigen Exemplare bekannt. Zwickau besitzt eine Sammlung dreistimmiger Motetten von 1549: „Tricinia in pias aliquot", Nürnberg, bei Berg und Neuber gedruckt und eine Sammlung zweistimmiger Lieder und Psalmen (circa 1547) ebendort erschienen. Die Gymnasialbibliothek in Heilbronn (Würtemberg) besitzt das sehr merkwürdige fünfstimmige Werk „Tomus I. Symbolorum" von 1547, ebendort gedruckt, welches sich zum Text die Wappenschilder und Inschriften deutscher Fürsten gewählt hat. Mozart meinte zwar, alles lasse sich componiren und lieferte dazu gleich den Beweis durch die Composition eines Wiener Speisezettels. In Nordamerika hat sogar ein Componist jüngst die Verfassung der Vereinigten Staaten in Musik gesetzt und im Oratorienstil behandelt! — Die von Gerber citirten deutschen Lieder von 1551, die Draudius anzeigt, haben sich bis heute noch nicht gefunden, dagegen hat der oben erwähnte Georg Forster 25 vier- und fünfstimmige weltliche Lieder von O. in seinem Sammelwerke veröffentlicht. Die letzteren allein liegen mir in Partitur vor und ermöglichen ein Urtheil über den Componisten. Forster selbst bezeichnet ihn als einen „derzeit weit berühmten Componisten", doch unter den 25 Liedern will uns keins so recht zu Gefallen sein. Ernst, fast düster sind

selbst die heitersten Texte behandelt; seine Harmonie ist hart, steif und monoton und die zwar durch Kreuzung der Stimmen vermiedenen häufigen Quintenfortschreitungen werden dadurch dem Ohre nicht angenehmer. Am ansprechendsten sind noch Nr. 27 im 3. Theile: „Hab mir ein Espen-Zweigelein, gebogen zu der Erden“ und Nr. 65: „Wolauff gut gsell von hinnen“. Hier tritt eine mehr schmiegsame Ausdrucksweise hervor, die ihm sonst so sehr mangelt; und doch würde er von den Zeitgenossen nicht so geschätzt worden sein, wenn seine Leistungen sich nicht über das Niveau der Anderen um ein Bedeutendes erhoben hätten. Rob. Eitner.

Otho: Georg O., Orientalist, wurde in Sattenhausen, einem im Kreise Göttingen gelegenen Dorfe, welches zu dem damals hessen-kasselschen Amte Neuen-Gleichen gehörte, am 25. Juli 1634 geboren. Er besuchte nach einander die Pädagogien zu Göttingen und zu Kassel, die Gymnasien zu Bremen und zu Gröningen, von 1654 an die Universität Marburg. Von diesen, J. C. Melm's Progressus funebris in Othonis obitum entnommenen Angaben weichen andere, leider nicht mehr zu controlirende Nachrichten ab, welche Strieder von einem „Freunde seines Instituts“ erhalten hat: Jesuiten aus Heiligenstadt hätten O., als er in Sattenhausen die Schweine hütete, mit sich genommen; er sei ihnen indeß nach 5 Jahren entflohen, habe sich längere Zeit in Kassel aufgehalten und dann in Marburg, endlich auch, nachdem er manche Widerwärtigkeiten zu überstehen gehabt, in Bremen studirt. — 1656 wird O. Conrector in Detmold, 1665 Privatlehrer in Kassel, 1670 Rector in Hanau, 1676 Conrector am Pädagogium in Kassel, endlich 1679 Professor der griechischen Sprache und der Dichtkunst sowie Bibliothekar, später außerdem noch Professor der orientalischen Sprachen in Marburg. Er starb am 28. Mai 1713. — Aus seinen zahlreichen, meist dem Gebiete der orientalischen Philologie angehörenden Schriften heben wir hervor: „Vexatissimarum S. S. vocum Urim et Thummim verus sensus“, Marburg 1680. 1695. 1696; „Δειπνον Κυριακον, h. e. de sacra domini coena exercitationes philol. quinque“, Marburg 1682; „De sanctissimo Dei nomine tetragrammato“, Marburg 1685; „Virga Aharonis polyglottos (Num. 17, 1—11)“, Marburg 1692; „Brevissimum universae accentuationis sacrae linguae Compendium“, Marburg 1697; „Synopsis institutionum Samarit. Rabbin. Arabic. Aethiop. et Persicarum“, Frankf. a. M. 1701; Ed. 2: 1717; „Palaestra linguarum orientalium (Gen. 1—4)“, Frankf. a. M. 1702.

Nach Strieder, Grundlage zu einer hessischen Gelehrtengeschichte, Bd. X, S. 186 ff. XIII, S. 360. Adolf Link.

Otho: Johannes O., auch Ottho und Otto oder Ottonis, schrieb einen bis 1580 reichenden handschriftlich vielverbreiteten „Catalogus omnium episcoporum et archiepiscoporum Bremensium etc.“, der seiner guten Latinität wegen bei F. B. Mencken Aufnahme in die Scriptores Rer. Germ. III, Sp. 773 bis 818 fand, obwol O. nur aus Krantz und Renner compilirte, anscheinend auch aus Wolter's Chronik (Meibom Bd. II) ausgeschrieben hat. Er war 1563 und noch 1566 Schulcollege an der St. Michaelisschule, nicht der Ritterakademie, zu Lüneburg, nachher Conrector; Lucas Lossius in seiner Lunaeburga Saxoniae S. 70 nennt ihn einen Gelehrten unter dem Namen Otto; Bertram im Evang. Lüneburg nennt ihn Otho und gibt an, daß er die Formula concordiae unterschrieben, auch 1580 eine Series et continuatio episcoporum Aldenburgensium et Lubencensium vollendet habe, die im Manuscript liege, anscheinend aber verschollen ist. Aller Wahrscheinlichkeit nach war er ein Sohn des Heinrich Otho (bei Luc. Lossius l. c. S. 76 Othonis), eines der ersten lutherischen Prediger zu St. Johannis in Lüneburg. Sein weiteres Leben ist

unbekannt. Wie sich Erpold Lindenbrog diesen Catalogus hat zu eigen machen gesucht, ist bei Lappenberg, Geschichtsquellen des Erzstiftes und der S. Bremen S. XXIX zu ersehen; auch Justus Johann Kelp schrieb eine F. setzung bis 1584.

(Pratje), Herzogthümer Bremen und Verden I, S. 288 f. — Ma. III, praefat. p. IX. Kraus.

Othrich, Domherr zu Magdeburg und Vorsteher der dortigen Schule z. Zeit des ersten Erzbischofs Adelbert (968—981), wird als Lehrer Adelb. Erzbischofs von Prag, genannt und genoß als Erzieher des heranwachs. Clerus eines großen Rufes. Kaiser Otto II. zog ihn an seinen Hof, wozu E. bischof Adelbert, der ihm nicht wohlwollte, nur ungern seine Zustimmung g. Nach Adelberts Tode wurde er zu dessen Nachfolger gewählt. Die Wahl s. durch eine Gesandtschaft dem damals in Italien weilenden Kaiser ange. werden, aber Bischof Giselher von Merseburg, welcher sich in der Umgeb. des Kaisers befand und viel bei diesem vermochte, wußte durch Bestechung die Bestätigung derselben zu hintertreiben und sich den erzbischöflichen S. von Magdeburg zu verschaffen. O. verließ den kaiserlichen Hof und g. nach Benevent, wo er am 7. Octbr. 981 starb. Thietmar von Merse. rühmt ihn als einen Mann, der an Weisheit und Beredsamkeit seines Gl. nicht hatte.

Thietmar von Merseburg III, 8 und IV, 19 bei Pertz, Monum. G. hist. SS. III. K. Janick.

Oetinger: Friedrich Christoph Oe., geb. am 6. Mai 1702 zu Göpping. Würtemberg, wurde von seinem Vater zur Theologie bestimmt, und besuchte d. Klosterschulen in Blaubeuren und Bebenhausen. Hier trat ihm die Zumuthung n. die Rechte zu studiren und verwickelte ihn in eine lange dauernde peinliche Ue. legung, welche er durch den Gedanken zum Schluß brachte, er könne zwar als J. zu Glanz, Macht und Ehre gelangen, es sei jedoch besser als Theolog Gott dienen. Die Stellung dieses Dilemma ist nicht im Sinne des Protestantism. sondern ist pietistisch. Demgemäß wurde Oe. sogleich ein anderer Mensch, ging n. mehr in Gesellschaft, war nicht mehr elegant gekleidet, redete wenig, gab . Lesung der Classiker auf und las nur die Bibel. In der Ablehnung der s. nannten Mitteldinge ist er sich sein Leben hindurch gleich geblieben. Al. jedoch 1722 sein theologisches Studium in Tübingen begann, trat er zun. unter den Einfluß des Wolfianers Bilfinger. Jedoch interessirte er sich z. für die Kabbala, wurde mit Jakob Böhme, ferner mit der modernen kathol. Mystik bekannt, und kam binnen 3 Jahren zu der Ueberzeugung, daß die n. listische mechanische Weltanschauung von Leibnitz und Wolff nicht den le. Begriffen entspreche, welche Christus und die Apostel besessen hätten. Aus . Bibel wollte er vielmehr erkennen, daß nicht einfache Dinge im Causalzusamm. hang zur Welt zusammengesetzt seien, sondern daß die Elemente derselben Wesen bestehen, welche als „Leben" Vielheit umfaßten und körperlich wä. Diesen Aufschluß fand Oe. in den sieben Geistern Gottes, in der vierfachen G. stalt der Cherube; diese mythologischen Elemente der heiligen Schrift gener. sirte er zu dem Begriff des Lebens als dem Grundsatze einer zugleich meta. sischen und religiösen Theorie von Gott, Welt, Mensch und Erlösung. In . „massiven Begriffen" heiliger Schrift hatte er einen Vorgänger an J. A. Ben. Jedoch was dieser nur in der Lehre von dem Blut Christi versucht h. wurde von Oe. auf den ganzen Lehrstoff angewendet. In diesem Sinne hat sich dauernd mit Chemie beschäftigt. Er erklärt sich darüber in Briefen an . Grafen von Castell: „Wer die wahre Metaphysik heiliger Schrift mit aus . Chemie lernt, der hat etwas gelernt, daraus er bei dieser verrückt philosophischen

ıerften des Herzens fanatischen und indifferent orthodoxen Zeit Festigkeit beweisen n, die Schrift nicht metaphorisch zu verstehen, wo sie proprie auch in den ersten ɟriffen von der Seele will begriffen sein." „Die Chemie und die Theologie ı mir nicht zwei, sondern Ein Ding." Das führt zum Materialismus, auch ın Oe. diese Folgerung ablehnt. Er sagt: „Leibhaftig sein ist eine Realität r Vollkommenheit, wenn sie nämlich von den der irdischen Leibhaftigkeit antenden Mängeln gereinigt ist. Diese sind die Undurchdringlichkeit, der Widerıd und die grobe Vermischung. Diese drei können von der Leiblichkeit hinweg- ɟan werden, wie aus dem Fleisch und Blut Christi bei Joh. 6 und aus der ɟerstehung der Gläubigen erhellt.". Nun ist dies eine Erklärung der unbenten Leiblichkeit, welche nur in der Verneinung der constitutiven Merkmale bekannten Leiblichkeit besteht, und die angeführten Beispiele enthalten eben ɟts Deutliches. Ist nun aber hiedurch der geforderte Begriff von Leiblichkeit ɟt erklärt, so ist er entweder nicht denkbar oder mit den Merkmalen der ıterie versehen; in der Anwendung dieses Begriffs von Leben auf Gott und menschliche Seele ist es also unvermeidlich, diese Größen als materiell zu en. Diese vorgeblich realistische Ansicht von Gott und Welt, Mensch und löſung, welche Oe. seine philosophia sacra nannte, und welche er zugleich als halt der göttlichen Offenbarung in der heiligen Schrift und als den nothndigen Gegensatz gegen den philosophischen Idealismus seiner Zeit schätzte, ist ı ihm später in vielen Schriften in naturgemäßer Undeutlichkeit ausgeführt rden. Wie er nun hierin hauptsächlich von Jakob Böhme abhängig war, so er durch seinen Pietismus bis in das männliche Alter immer wieder zu er separatistischen Haltung gegen die Kirche versucht worden. Er hat sich tiefer t Separatisten eingelassen als irgend einer von den Pietisten seiner Zeit, erst mit dem inspirirten Sattler Rock, einem Würtemberger, der in Isenburgidingen wohnhaft, wieder in seinem Vaterlande erschien, dann mit dem Annger Böhme's, Dr. med. Kaiser in Stuttgart. Seit 1729 auf Reisen, hat er Frankfurt einen separatistischen Schriftsteller Fend, in Berleburg die Inspitionsgemeinde, in Jena die erweckten Studenten aufgesucht, welche sich um G. Spangenberg sammelten, dann suchte er im Winter 1729—30 als magister ɟens in Halle die Verbreitung seiner philosophia sacra zu betreiben, und ging derselben Absicht im Mai 1730 nach Herrnhut zu Zinzendorf. Dieser nahm n Anschein, sich für Oetinger's Weisheit sehr zu interessiren, suchte aber wirkɦ ihn in seine Angelegenheiten zu verflechten, und wollte ihm eine Sendung ıch Frankreich auftragen. Der Würtemberger jedoch entzog sich ihm, indem er ne dienstliche Pflicht gegen seinen Herzog vorwandte, und kehrte im December 730 zurück. Von 1731 im Frühjahr bis eben dahin 1732 war Oe. Repetent ı herzoglichen Stipendium. In dieser Frist hing er wieder dem Studium öhme's nach und kam in einer Schrift: „Abriß der evangelischen Ordnung ır Wiedergeburt" mit dem Problem der Weltflucht und der Zurückziehung von r Kirche so in die Enge, daß ihm Bengel den Rath gab, wieder auf Reisen ı gehen. Der Besuch, welchen Zinzendorf 1733 in Tübingen machte, gab den ılaß, daß Oe. vom Juni 1733 bis Juli 1734 zum zweitenmale sein Glück ı Herrnhut versuchte. Freilich für die philosophia sacra zeigte der Graf keine ɟugänglichkeit, aber umgekehrt trat Oe. als litterarischer Vertheidiger des ɟerrnhutischen Gesangbuches auf, indem er zugleich für einige Lieblingsideen er radicalen, separatistischen Pietisten eintrat, von welchen man in dem Geɟngbuch Spuren und Andeutungen gefunden hatte. Uebrigens vermochte Oe. ɟch den Plänen Zinzendorf's nicht anzuschließen, weil er die „zweizüngige ja weiherzige" Haltung desselben durchschaute. Bei seiner immer stärkeren Neigung um Separatismus erwog aber Oe., daß er mit seiner theologischen Bildung

vielleicht keinen Lebensberuf gründen werde, und widmete sich seit dem Somme 1734 in Leipzig dem Studium der Medicin. Er setzte dasselbe in Halle und in Homburg v. d. Höhe bei dem Dr. Kämpf, einem Anhänger der Inspirations- gemeinde fort, nachdem er inzwischen in Holland die Gichtelianer, eine Gruppe der Böhmisten besucht hatte. Allein trotz dieses Verkehrs kam Oe. doch nicht zu dem Entschluß, aus der Kirche auszuscheiden; deshalb trat die Möglichkeit, in den Dienst der Kirche zu treten, ihm wieder nahe, und als er im Sommer 1737 nach Würtemberg heimgekehrt war, legte er die Entscheidung in die Hand des Consistoriums, daß wenn man ihn für verdächtig hielte, man ihn auf die Ausübung der Medicin verweisen möge. Indem das Con- sistorium auf die Erörterung dieser Frage nicht einging, berief es Oe. als Pastor zu Hirsau bei Calw 1738. In der Ausübung seines Amtes kam er über die Versuchungen zum Separatismus hinaus, indem er die Strenge des christlichen Lebens immer als die Aufgabe hochhielt, um deren willen er an der Kirche Zweifel gehegt hatte. In seinen Predigten streift er gelegentlich den separatistischen Grundsatz, um sogleich die Ungiltigkeit desselben zu behaupten. — Oe. hat den Ort seiner Wirksamkeit sehr häufig gewechselt. Von Hirsau kam er 1743 nach Schnaitheim bei Heidenheim, 1746 nach Walddorf bei Tübingen, 1752 als Decan nach Weinsberg, 1759 in gleicher Eigenschaft nach Herren- berg, endlich 1766 als Prälat nach dem Kloster Murhard. An allen diesen Orten hat seine eigenthümliche Predigtweise keinen Anstoß gegeben, außer in Weinsberg, wo die Gemeinde sich aus ihrer kirchlichen Legatität und sittlichen Schlaffheit nicht wollte aufrütteln lassen. Oe. aber hat sich in seinen Predigten die Freiheit genommen, gegen Plato und Leibnitz zu streiten, die apokalyptischen Rechnungen Bengel's und die Entdeckungen Swedenborg's im jenseitigen Leben vorzutragen und die Kabbala als Quelle der Wahrheitserkenntniß zu empfehlen. Hierdurch zog er aber gerade die Aufmerksamkeit der Pietisten im Lande an sich, welche zahlreich seinen Predigten zuliefen. Nur gegen die herrnhutische Methode erklärte er sich, hatte aber auch die Gegenwirkungen der Anhänger derselben zu erfahren, welche um das Jahr 1750 in Würtemberg auch schon nachweisbar sind. Es ist hier nicht möglich, eine Anschauung der Theologie Oetinger's zu gewähren, deren Erkenntnißmethode schon bezeichnet ist, und in welcher die Vorbilder von Böhme, Bengel und Swedenborg verwerthet sind. Das System, aus zahlreichen Schriften geschöpft, ist dargestellt von Auberlen: Die Theosophie Oetinger's (Tübingen 1847). Allein es verdient hervorgehoben zu werden, daß Oe., indem er absichtlich den vollen Gedankengehalt der heiligen Schrift für die Theologie zu verwenden unternahm, eine Gedankenreihe zu betonen vermocht hat, welche in der früheren Theologie unbeachtet geblieben ist. In den Briefen an die Kolosser und Epheser ist ausgesprochen, daß Christus als das Haupt der Gemeinde der Zweck der von Gott geschaffenen und geleiteten Welt ist. Das ergibt einen andern Ansatz für die Erkenntniß von Gott, Christus und Welt, als ihn die hellenistische Combination in der altkirchlichen Christo- logie darbietet, einen Ansatz, der fruchtbarer ist, weil er nicht mit hellenischer Weisheit, sondern im christlichen Sinne formulirt ist. Diese Entdeckung muß Oe. zum Verdienst angerechnet werden. Eine eigentliche theologische Schule ist auf Oe. nicht gefolgt. In den Conventikeln aber sind seine Schriften gelesen worden. Wie Vieles von seinen eigenthümlichen Ansichten in jenen Kreisen angeeignet worden ist, läßt sich natürlich gar nicht ermessen. Jedoch hat die Anerkennung, welche Oe. der Swedenborg'schen Entdeckung der Ordnungen der jenseitigen Geisterwelt und des Verkehrs mit derselben geschenkt hat, den Mythus hervorgerufen, der an ver- schiedenen Orten seines Wirkens nachgewiesen ist, daß Oe. im Walde oder in der Kirche bei Nacht den Geistern gepredigt hat. —

Obige Darstellung beruht auf einer Selbstbiographie von Oe., welche 845 von Hamberger zuerst herausgegeben ist. Dieselbe ist auch enthalten in)etinger's Leben und Briefe, herausgegeben von Karl Chr. Eberhard Ehmann, ;tuttgart 1859. Daselbst von S. 337 an ein chronologisches Verzeichniß on Oetinger's sämmtlichen Werken. Vgl. auch meine Geschichte d. Pietismus, . Bd. (Bonn 1886). A. Ritschl.

Oetker: Friedrich Oe., Publicist und kurhessischer Politiker, geb. den April 1808 im Dorfe Rehren Amts Obernkirchen im nördlichen Theile der ıessischen Grafschaft Schaumburg, stammte aus einer urkundlich seit wenig- s 1639 in jener Gegend sowie in Wiedensahl bei Minden ansässigen bäuer- 'n Gutsbesitzerfamilie. Der Familienname, welcher im Schaumburg'schen ger gesprochen wird und an od Gut, sowie ger Speer erinnernd, Guts- heidiger bedeuten soll, kommt in Urkunden des Klosters Loccum noch vor r Zeit vor. Der Großvater Johann Heinrich Oe. († 1801) galt in jenen ,enden als ein Musterlandwirth. Der Vater Christian Oe. († 1847) be- ıntе die kleine Steinbachsmühle in Rehren, welche seine Frau, eine geb. uer, von ihrer Mutter, einer geb. Heusinger von Waldegg, geerbt hatte. wurde vom Vater, einem nüchternen und ernsten Manne, frühzeitig zu länd- en Arbeiten angehalten. Auch wurde er zur Zeit der herrschenden Frohn- ıfte als Treiber bei den sog. Klapperjagden in den herrschaftlichen Forsten nahen Bückeberges verwendet. Für alle solche Leistungen erwies er sich r bald als zu schwach. Dazu befiel ihn eine Heiserkeit, welche ihn niemals der verließ und für seine ganze Lebensrichtung entscheidend wurde. Wegen änklichkeit unfähig, Anerbe zu werden, wurde er nach dem Besuche der Dorf- ıle in Rehren und nachdem ein zweijähriger Aufenthalt beim Oheim Oe. auf ;olten-Stätte" in Wiedensahl die Gesundheit nicht gebessert hatte, zum Stu- en bestimmt. Er besuchte daher seit Herbst 1825 das Gymnasium in Rinteln, ihn eine enge Freundschaft mit Franz Dingelstedt verband. Nach Absol- ung des Gymnasiums entschied ein Schäfereistreit des Vaters für die Wahl ; Rechtsstudiums, obwohl er in einer Zeit, wo Oeffentlichkeit und Mündlich- t verlangt wurden, wegen Kurzathmigkeit geringe Aussichten für diesen Beruf haben schien. Auf der Universität Marburg widmete sich Oe. nicht blos dem udium der Rechte, sondern wandte sich mit Dingelstedt der schönen Literatur und gründete mit diesem ein litterarisches Kränzchen, in welchem er mit ,chtungen auftrat. Eine derselben „Der sterbende Jüngling" hat Dingelstedt 36 in seinem „Hessischen Album" veröffentlicht. Angeregt durch die schon ld nach dem Zustandekommen der kurhessischen Verfassung von 1831 ent- ındenen Verfassungsfragen, rief Oe. in Marburg auch das Akademische Lese- ufeum ins Leben, wodurch er mehrfach in Verbindung mit S. Jordan, dem uptsächlichsten Redactor jener Verfassung kam. Die Prüfung bei der Mar- ırger Juristenfacultät bestand er gut; nach der Staatsprüfung in Kassel erhielt aber nur die Befähigung bei Untergerichten und wurde 1835 Rechtspraktikant im Stadtgericht in Kassel. Wegen der Mehrkosten des Aufenthalts in der esidenz mit dem Vater in Streit gerathen, suchte er sich selbständig durch- ,schlagen durch Unterrichtung von Rechtscandidaten, durch Proceßschriften für ıwälte und durch Beiträge für die „Zeitung für die elegante Welt", sowie für e „Abendzeitung". Nach kurzer Zeit auch zu den Arbeiten bei höheren Ge- chten zugelassen, wurde er 1½ Jahre beim Obergericht in Kassel beschäftigt. ugleich schrieb er für die dortige juristische Zeitschrift „Rechtsfreund" verschie- ıne Abhandlungen. Daneben mit scherzhaften und launigen Dichtungen viel schäftigt, erregte er Aufseh[...] rch Aufsätze und Gedichte, in welchen die

damaligen Verhältnisse der kleinstaatlichen Residenzstadt satyrisch behandelt wurde. Nachdem 1836 Dingelstedt als Lehrer nach Kassel versetzt war, trieben beide dies systematisch. Des Ersteren „Kasseler Bilder“ in Lewalds „Europa“ wurden von Oe. in einer anderen Zeitschrift scheinbar, jedoch so bekämpft, daß es dabei mit der Geißelung der betreffenden öffentlichen Zustände noch schlimmer wurde. Eine Folge war die Ausschließung Beider aus dem „Abendverein“. Hassenpflug's Angebot, für eine ministerielle Zeitschrift zu schreiben, lehnte Oe. ab; hierauf wurde aber auch sein Gesuch um Anstellung als Anwalt abgeschlagen; doch wurde er nach Hassenpflug's Rücktritt im Juli 1837 wenigstens provisorisch als Anwalt in Kassel zugelassen. Daneben leitete er die Redaction des von Dingelstedt gegründeten „Salon“, welcher im December 1842 einging, und eine Abendunterhaltung, welche zwar geselligen Vergnügungen gewidmet war, zugleich aber einen Mittelpunkt der oppositionellen Elemente gegen das herrschende Regierungssystem bildete. Auf Spohr's Veranlassung übernahm er 1838 die Bearbeitung des Textes zu dessen Oratorium „Der Fall Babylons“. 18.. und 1845 schilderte Oe. in nichthessischen Blättern die Mißregierung in Kurhessen und suchte durch mahnende Betrachtungen wie durch Ironie der Gleichgültigkeit und Aengstlichkeit der Bevölkerung entgegen zu wirken. In seinen Sonetten von 1847 geißelte er ebenso die Schlaffheit der Spießbürger wie die Herrschaft der Orthodoxen. Gleichen Zweck hatten seine „Harmlosen Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Gemüthlichen“. Doch bald riefen ihn die Ereignisse zu ernsterer Beschäftigung mit den öffentlichen Zuständen. Durch eine Schrift „Die deutschkatholische Frage in Kurhessen“ (Leipzig 1847) suchte er auf die Beschlüsse des Landtags zu Gunsten der bedrängten Deutschkatholiken in Hanau einzuwirken. In den Märztagen von 1848 wurde er durch einige Flugblätter rasch ein einflußreicher Mann. Im Anschluß an dieselben gründete er in Kassel die „Neue Hessische Zeitung“, in welcher er die Bestrebungen des Märzministeriums kräftig unterstützte und bald in heftigen Kampf mit den Demokraten gerieth. In dem im December 1848 eröffneten Landtage die schaumburger Städte vertretend, regte er hier mehrere wichtigere Fragen an. Zu diesen gehört ein Versuch, den Kurfürsten zur vertragsmäßigen Verwendung seiner Civilliste für die Unterhaltung von Monumentalbauten, besonders der Wilhelmshöhe, zu bewegen. Als im Februar 1850 Hessen durch die Wiederberufung Hassenpflug's tief erregt wurde, mahnte Oe. in seiner Zeitung und im Landtage zur Ruhe und Mäßigung in dem bevorstehenden Verfassungskampfe, an welchem er sich dann in hervorragender Weise betheiligte. Im Mai schilderte er in der Kammer, wie unvereinbar es mit der Ehre des Landes sei, daß ein in Preußen wegen Fälschung gerichtlich verfolgter Mann in Hessen Justizminister sei. Bald darauf nöthigte er diesen in einem Kammerausschusse, Erklärung über seine Pläne in der deutschen Frage zu ertheilen und die Erklärung, daß der Bundestag ohne Zustimmung der Landtage nicht hergestellt werden könne, schriftlich niederzulegen. Auch wurde auf Oetker's Antrag die Regierung ersucht, die von Hassenpflug zu viel bezogenen Ministergehalte einzuziehen. Im Sommer 1850 trug ein Proceß gegen Oe. wesentlich dazu bei, die Sache dieses Ministers noch weiter herabzusetzen, indem er von der Anklage, in seiner Zeitung den Charakter der Regierung „ein Deficit an Zuverlässigkeit, Redlichkeit und Ehrgefühl“ genannt zu haben, auf die Einrede der Wahrheit hin vom Schwurgericht in Kassel einstimmig freigesprochen wurde, nachdem er in einer Schrift „Das Ministerium Hassenpflug“ die Gesetzwidrigkeiten des Ministers zusammengestellt hatte. Die Verhandlungen dieses Processes veröffentlichte er unter dem Titel „Die Redlichkeit und das Ehrgefühl des Ministeriums Hassenpflug vor dem Schwurgericht in Kassel.“ Mit den weiteren Schritten gegen die Re...

ſſung wuchs die Bedeutung von Oetker's Zeitung, und ſein ebenſo ruhiges ie unerſchrockenes Verhalten gegenüber jenen Angriffen übte vorbildlichen influß auf die fortdauernd geſetzliche Haltung der Bevölkerung des Landes. ls weitere Maßregeln gegen das Blatt durch das von Oe. bewirkte Ein- hreiten des bleibenden Ständeausſchuſſes vereitelt waren und die Gerichte in Sachen dieſer Zeitung die September-Verordnungen für ungeſetzlich erklärt hatten, lieb der Kriegszuſtand auch in anderen Fällen wirkungslos. Zuvor ließ der Oberbefehlshaber am 4. October 1850 Oe. ins Kaſſeler Caſtell abführen; allein er Staatsprocurator, der General-Staatsprocurator, das Obergericht und das vom Generalauditoriat angewieſene Kriegsgericht verlangten die Freilaſſung, etzteres unter Bedrohung des Oberbefehlshabers mit Verhaftung. Dieſer, erzürnt ber ſpöttiſche „Offene Briefe“ an ihn, welche Oe. aus der Haft in ſeiner zu Gotha weiter erſcheinenden Zeitung veröffentlicht hatte, verſuchte vergeblich, ihn n der Haft einzuſchüchtern und zum Aufgeben der Zeitung zu bewegen. Nach dem Einrücken der Bundesexecution lebte Oe. eine Zeitlang in Braunſchweig und auf Wangerooge; um aber ſicherer zu ſein vor ſteckbrieflicher Verfolgung, welche im September 1851 infolge einer Anklage wegen Ausbreitung von Miß- vergnügen gegen die heſſiſche Regierung wider ihn eingeleitet war, begab er ſich nach Helgoland. Hier beſchäftigte er ſich drei Jahre eingehend mit den Zu- ſtänden der Inſel und gab dann eine Schrift heraus „Helgoland. Schilde- rungen und Erörterungen“ (Berlin 1855). Später folgten „Helgoländer Sonette“ (Leipzig 1857). Geſundheitsgründe veranlaßten im October 1854 ſeine Ueber- ſiedlung nach Brüſſel. Hier ſowie in Mecheln und Oſtende beſchäftigte er ſich ſehr eingehend mit der vlamiſchen Bewegung. Er ſchrieb hierüber eine Ab- handlung, welche von Dautzenberg ins Vlamiſche überſetzt, unter dem Titel „De Vlaemsche Taelstryd“ (Gent 1857) ſowie in franzöſiſcher Ueberſetzung („Le mouvement flamand“ Tournai 1858) erſchien. In Kaſſel war die Anklage gegen ihn 1856 zurückgezogen, doch ließ er ſich erſt im Auguſt 1859 dort wieder dauernd nieder. Den um dieſe Zeit in Kurheſſen wieder aufgelebten ſchwachen Hoffnungen auf Beſeitigung der „proviſoriſchen Verfaſſung“ von 1852 gab Oe. durch die von ihm am 10. November 1859 gegründete „Heſſiſche Morgen- zeitung“ in Kaſſel einen feſteren Anhalt. Mit großer Vorſicht und vielem Geſchick deckte er in dieſem Blatte nach und nach eine ganze Reihe von ſchwachen Seiten des herrſchenden Verfaſſungs- und Rechtszuſtands auf; durch wiederholte Angriffe auf dieſe Blößen führte er einen hartnäckigen litterariſchen Krieg gegen die poli- tiſche Neuordnung und den noch nicht gelungenen formellen Abſchluß und er wußte durch perſönliche Vertretung ſeiner öffentlichen Behauptungen vor Gericht der Regierung der Nachfolger Haſſenpflugs empfindliche Niederlagen beizubringen. Näheres über dieſe Thätigkeit iſt in Nr. 38 der Gartenlaube von 1862 und ſpäter von ihm ſelbſt geſchildert in „Nord und Süd“ (Bd. 11. Breslau 1879). Auf ſolche Art weckte er die Bevölkerung Kurheſſens aus mehrjähriger Lethargie zu lebendigſter Geltendmachung ihrer Rechte und trug das Weſentlichſte dazu bei, die Hinderniſſe für den Abſchluß der neuen Verfaſſung unüberſteiglich zu machen. Zugleich regte er durch Artikel in den wichtigſten deutſchen Zeitungen und durch zahlreiche perſönliche Verbindungen auch außerhalb Heſſens das leb- hafteſte Intereſſe für deſſen Sache an. Bald hatte er mit dem Verlangen nach Herſtellung der Verfaſſung von 1831 den größten Theil der Bevölkerung Heſſens hinter ſich, welche mit unbedingtem Vertrauen auf die Parolen lauſchte, durch welche die Schachzüge der Regierung vereitelt wurden. Die vielen Beſchlag- nahmen ſeiner Zeitung, die Wiedergabe ſeiner gerichtlichen Vertheidigungsreden und die Flugblätter, welche er vom Krankenlager in Montreux aus verbreiten ließ, hielten das Publikum lange in großer Spannung. Mitbegründer des

Nationalvereins und Pfleger desselben für Hessen, forderte er, in Benutzung der Lücke einer Verordnung, zu einem verschleierten Beitritt auf, bis im Januar 1860 eine besondere Verordnung dies zu verhindern suchte. Auch gründete er eine Kasse zur Unterstützung der 1850 wegen Eidestreue entlassenen Officiere. Nach Erlaß der Verfassung vom 30. Mai 1860 wurde jener Kampf heftiger. Oetker's Erörterungen über das Widerrechtliche der betreffenden Bundesbeschlüsse und das Mangelhafte ihrer Befolgung verstärkten den Widerstand der Bevölkerung außerordentlich. Auf seine Agitation ist es anerkanntermaßen zum größten Theil zurückzuführen, daß die Landtagswahlen auf Grund jener Verfassung wiederholt unter Verwahrung für die Verfassung von 1831 vorgenommen wurden und daß die zweite Kammer sich für unzuständig erklärte, Vorgänge, infolge deren der Streit sich wieder zur deutschen Frage erhob. Auch stand Oe. dem Zustandekommen der badischen Denkschrift vom 14. Juli 1862 nicht fern. Sein Wirken fand besondere Anerkennung durch seine Ernennung zum Ehrenbürger von acht hessischen Städten, durch eine Ehrengabe, durch seine demonstrative Wahl in den Kasseler Bürgerausschuß und in einer Erklärung von hundert Mitgliedern des ersten deutschen Juristentags. Nachdem die Verfassung von 1831 unvollständig hergestellt worden, setzte Oe. selbständig vom Landtage, in welchem er wieder die schaumburger Städte vertrat, den Kampf in gewisser Weise fort. An den Bemühungen des Landtags für Herstellung zeitgemäßer Gesetze und gegen die kurfürstliche Stagnation der Regierungsgeschäfte nahm Oe. 1863—65 den regsten Antheil, vertrat jedoch mehrmals mit einigen Genossen eine entschiedenere und strengere, zuweilen eine vorsichtigere Richtung gegen die Mehrheit der Liberalen. Dieser Zwiespalt, von Persönlichkeiten nicht ganz zu trennen, datirte schon aus der Zeit, da Oe. im Kampfe fast allein stand. Der zu verschiedenen Zeiten gegen ihn erhobene Vorwurf dictatorischen Vorgehens war zum Theil begründet. Für die ersten Zeiten des wiederbegonnenen Kampfes rechtfertigte Oe. dies jedoch mit der sachlichen Nothwendigkeit. Im Hinblick auf die für die Menge schwerverständlichen Rechtsfragen würden nicht Viele unter einen Hut zu bringen gewesen sein. Dieses Verfahren liebte er aber, veranlaßt durch seine zunächst aus Gesundheitsrücksichten gebotene Fernhaltung von öffentlichen Versammlungen, auch in späteren Zeiten fortzusetzen, wo eine Reihe wohl zu beachtender Mitstreiter in Betracht kam. Näheres über diese für die späteren Parteiverhältnisse nicht unwichtigen Vorgänge s. in „Grenzboten" 1873 Nr. 31. Nach der Besitznahme Hessens durch Preußen trat Oe. in der Presse sehr entschieden für möglichste Wahrung der Rechtseigenthümlichkeiten des Landes, zunächst für die Uebergangszeit, soweit es ohne Nachtheil für die nationale Sache thunlich sei, auf. Hierin ist er vielfach mißverstanden. Berliner Blätter, auch liberale, warfen ihm unberechtigten Particularismus vor; die Thatsachen haben ihm aber insofern recht gegeben, als eine Reihe ministerieller Verordnungen des Dictaturjahrs im August 1867 an maßgebender Stelle als Mißgriffe anerkannt wurden. Wegen der Art der Zustimmung zur Einverleibung Hessens in Preußen gerieth Oe. selbst mit ihm näher Stehenden in starke Meinungsverschiedenheit. Die Erhaltung des größten Theils des hessischen Staatsschatzes für die besonderen Anstalten Hessens sowie die Belassung des kurhessischen Landtags als Communallandtag sind größtentheils durch Oetker's Wirken in Berlin, wo er im October 1867 auch Mitglied der hessischen Vertrauensmänner war, bewirkt. Als später das Bestehen einer Reihe von Uebelständen, namentlich in der Landwirthschaft, Oe. schuld gegeben wurde, erließ er im December 1873 eine klarstellende Widerlegung. 1868—74 dem hessischen Communallandtage angehörend, war er, namentlich im Verwaltungsausschusse, für die Angelegenheiten hessischer gemeinnütziger Anstalten hervorragend thätig, lehnte aber 1875 die Wiederwahl ab.

Im Abgeordnetenhause, in welchem er 1867—70 den Bezirk Hofgeismar-Wolfhagen, 1870—73 den Bezirk Schlüchtern-Gelnhausen, 1873—76 den Landkreis Kassel, 1877—81 den Kreis Rinteln vertrat, wirkte er als Mitglied der rechten Seite der nationalliberalen Partei fast nur durch persönlichen Einfluß, fühlte sich aber durch die großen Parlamentarier und infolge seines zunehmenden krankhaften Zustandes sehr zurückgesetzt. In allen hessischen Angelegenheiten blieb er in Berlin wie in der Heimath eine große Autorität. Im Reichstag vertrat er seit der Zeit des Norddeutschen Bundes den heimathlichen Bezirk, ohne die Schritte seiner Partei zu billigen, welche zu deren Abwendung vom Reichskanzler führten. In seinen letzten Jahren behielt er die Mandate zu den Parlamenten nur auf besonderen Wunsch der Wähler, erfuhr aber infolge der Verschiebung der Parteien selbst in der engeren Heimath neue heftige Angriffe, über welche Karl Braun in seinen „Zeitgenossen" (Bd. 1, Braunschweig 1877: „Ein Chattenhäuptling") Näheres mitgetheilt hat, und infolge deren er einen Ehrenbürgerbrief zurücksandte. Vorwiegend wandte er sich der schriftstellerischen Thätigkeit wieder zu. Von seinen Aufsätzen in vielen Zeitschriften sind zunächst die über die Reform der preußischen Verfassung, über den Sprachen- und Rassenstreit in Belgien und über Ministerverantwortlichkeit in den „Preuß. Jahrbüchern" von 1870 und 1871 hervorzuheben. In der „Köln. Ztg." trat er im April 1876 entschieden gegen die auf Helgoland herrschenden politischen Zustände auf und suchte dann in einer Schrift „Verfassung und Recht auf Helgoland" (Stuttgart 1878) nachzuweisen, daß die 1864 und 1868 dort eingeführten Verfassungen mit den bei der englischen Besitznahme ertheilten Zusicherungen nicht in Einklang ständen. Dies veranlaßte eine Polemik in der englischen Presse und Lord Roseberry brachte die Sache im englischen Parlament zur Sprache. In Oetker's „Belgischen Studien" (Stuttgart 1876) sind die Ergebnisse eingehender Forschungen aus seinen Flüchtlingsjahren niedergelegt. Sie betreffen das Vereinswesen sowie die Schaubelustigungen in Belgien in alter und neuer Zeit, Städtebilder, die Beginenhöfe sowie das Strand- und Dünenleben, die Seethiere und -Pflanzen an der Küste von Ostende. Werthvoll für die Einzelnheiten der politischen und der Culturgeschichte Kurhessens für die Zeit von 1809—59 sind Oetker's „Lebenserinnerungen" (2 Bde. Stuttgart 1877 u. 78). Ferner ist zu erwähnen Oetker's Aufsatz über „Karlsbad und seine Badeschriften" in der Allg. Ztg. Nr. 140 von 1875 und seine Schrift „Ueber Erziehungsanstalten und verwahrloste Kinder" (Hefte 114 u. 115 der Deutschen Zeit- und Streitfragen). Nachdem er seinen Antheil an der Hess. Morg. Ztg. verkauft, legte er seit 1880 seine Ansichten über die laufenden hessischen Angelegenheiten im Hess. Tageblatt in Kassel nieder. Sein Buch „Aus dem norddeutschen Bauernleben" (Berlin 1880), zum Theil in niedersächsischem Plattdeutsch geschrieben, enthält in novellistischen Erzählungen aus seiner Jugend und Heimath eine culturgeschichtlich geschätzte Schilderung des Lebens des norddeutschen Bauern. Oe. starb am 17. Februar 1881 im Augusta-Hospital zu Berlin und wurde in Kassel beerdigt. Vor der Ueberführung dahin hielt bei einer Todtenfeier der Abg. Löwe-Calbe eine Rede, in welcher er ihn einen großen Bürger seines Heimathlandes nannte und sein Ringen für die Einheit und Freiheit Deutschlands treffend schilderte (Hess. Morg. Ztg. vom 24. Februar 1881). — Nekrologe in Allg. Ztg. Nr. 62 u. 63, Beil.; Kass. Tagespost und Hann. Cour. vom 18., Frankf. Ztg. vom 19., Magd. Ztg. 22. Februar, Nat.-Ztg. vom 31. Juli und 10. August, Gartenlaube Nr. 11 von 1881. Später erschien: „Heimatherinnerungen an F. Dingelstedt und Fr. Oe." von Rodenberg (Berlin 1882); „F. Dingelstedt und Fr. Oe." in Allg. Ztg. vom 7. und 8. Juli 1882;

Pfaff: „Zur Erinnerung an Fr. Oe." (Gotha 1883). Oe., welcher einst eine erhebliche Summe für die Sache Schleswig-Holsteins beigetragen und 1867 durch einen Geldbeitrag Petermann zur Aufrechthaltung des Plans einer ersten deutschen Nordpolfahrt bewogen hatte, ließ letztwillig gemeinnützigen Anstalten in Hessen erhebliche Summen zu Theil werden. Fast 5 Jahre nach Oetker's Tode gab ein Neffe desselben aus dem Nachlaß einen dritten Band von dessen „Lebenserinnerungen" (Kassel und Berlin 1885) heraus. Nur ein kleiner Theil dieses Buchs enthält jedoch eigene Aufzeichnungen Oetker's, und auch hiervon sind nur die auf belgische Zustände bezüglichen in der von ihm selbst zur Veröffentlichung bestimmten Fassung. Aus dem übrigen massenhaften Material ist eine „fingirte Selbstbiographie" construirt. Diese ist werthvoll für die Geschichte des zweiten hessischen Verfassungsstreits, geht aber zu sehr ins Einzelne. Von allgemeinerem Interesse sind mehrere ausführlich behandelte Rechts- und Verfassungsfragen Kurhessens, sowie Unterredungen, welche Oe. 1862—65 mit den preußischen Ministern Graf Bernstorff und v. Bismarck über die Frage von Preußens Vorgehen für die Sache Kurhessens führte.

Wippermann.

Otloh: O., im Nekrologium von St. Emmeram Otlohc geschrieben, geb. im Anfang des elften Jahrhunderts im Freisinger Bisthum, wurde schon als Knabe dem Kloster Tegernsee übergeben, um sich in der Kunst des Schreibens ausbilden zu lassen, in welcher er es zu großer Meisterschaft brachte. Höhere Studien betrieb er dann auf der berühmten Schule zu Hersfeld, und gewann hier große Liebe zu den alten Classikern, besonders zu Lucan. Allein später hat er, der strengeren kirchlichen Richtung der Zeit folgend, sich von diesen Heiden gänzlich abgewandt, und sogar die Catonischen Spruchverse durch eine von ihm verfaßte Spruchsammlung aus dem Unterricht zu verdrängen gesucht. Als geschickter Schreiber nach Würzburg berufen, wurde er bald darauf von dem damals so überaus starken Drange zum klösterlichen Leben ergriffen, entsagte, seine Leichtfertigkeit bereuend, dem freieren Stande der Weltgeistlichen und wurde 1032 Mönch im Kloster St. Emmeram zu Regensburg, wo er die Leitung der Schule erhielt. Bedrängung durch den Bischof Otto von Regensburg trieb ihn 1062 nach Fulda, auch in Amorbach hielt er sich auf, bis er 1067 nach St. Emmeram zurückkehrte, wo er schriftstellerisch thätig bis zu seinem Tode am 23. November eines unbekannten Jahres verharrte.

Vorzüglich beschäftigte er sich mit der Abfassung von Legenden, von Nikolaus, Alto, dem Gründer von Altenmünster, Magnus; ferner von Bonifacius auf Bitten der Mönche von Fulda, mit Benutzung der dort ihm bekannt gewordenen Briefsammlung. Da diese aber auch uns bekannt ist, hat für uns historischen Werth nur das Leben des Bischofs Wolfgang von Regensburg (972—994), für welches er neben Arnold von St. Emmeram (I, 582) eine sonst nicht bekannte Biographie benutzte, wobei er achtungswerthen Sinn für Kritik zeigte. Außerdem verfaßte er noch weitläufige Werke erbaulichen Inhalts, welche gelegentlich auch wissenswerthe Thatsachen über sein Leben und Anderes enthalten, auch in Versen Sprüche, und Ermahnungen an die habsüchtigen und weltlustigen Kleriker, ihr Leben zu ändern.

Seine Werke, jetzt gesammelt bei Migne CXLVI; Auszüge des geschichtlich Brauchbaren von Köpke, Mon. Germ. SS. XI, nebst Lebensabriß. — Wattenbach, Geschichtsqu. (5. Ausg.), II, S. 60—62. Wattenbach.

St. Otmar, erster Abt von St. Gallen, gestorben am 16. November 759. Nicht der landesfremde Columbansjünger St. Gallus (A. D. B. VIII, 345. 346) ist der Urheber eines eigentlich klösterlichen Lebens und damit der

zukünftigen Größe St. Gallens gewesen, sondern der im curischen Rätien unter der Obhut des dortigen Präses Victor herangebildete Alamanne O. Derselbe stand zuerst einer Kirche des St. Florinus in Rätien — vielleicht derjenigen zu Remüs im Unter-Engadin — vor. Dann aber wurde er nach der von Gallus wahrscheinlich 613 geschaffenen Ansiedelung in der Gebirgseinsamkeit an der Steinach berufen. Der angesehene Centenar Waltram, von dessen Familie die am thurgauischen Bodenseeufer liegende und wahrscheinlich auch den Arbongau in sich schließende Hundertschaft den Namen Waltramshundert erhielt, hatte in O. die geeignete Persönlichkeit erkannt, um bei der Zelle, für die ihm als dem „tribunus Arbonensis" die Sorge oblag, eine klösterliche Ordnung zu gestalten. 720 geschah diese Einführung des der Regel entsprechenden Lebens, zugleich mit baulichen Veränderungen, die zwar wohl noch in bescheidenem Maßstabe sich hielten. Anstalten zur Aufnahme von Armen, ein Siechenhaus wurden errichtet, und der mildherzige Abt widmete sich ganz voran diesen Werken der Barmherzigkeit. Ebenso ist die Annahme gestattet, daß die ersten Anfänge der Schule schon unter O. fallen. Ferner beginnen zahlreichere urkundliche Nachrichten über die Ausstattung des Klosters, und zwar kommen die Schenkungen und Uebertragungen von Landbesitz alsbald nicht blos aus den nächsten Umgebungen, sondern besonders auch aus den entfernteren zürichgauischen Gegenden des Thurgaus, ferner von den jenseitigen Ufern des Bodensees, sowie aus der Baar und vorzüglich aus dem Breisgau. Als 747 der Majordomus Karlmann nach Niederlegung seiner Gewalt nach Italien ging, besuchte er St. Gallen und empfahl seinem Bruder Pippin brieflich das Kloster. Darauf reiste O. mit diesem Schreiben an den Hof Pippin's. Dieser übergab dem Abte behufs Einführung in St. Gallen die Benedictiner-Regel, vor der nunmehr die Regel Columbans zurücktrat. Ferner schenkte er einige zinspflichtige Leute im Thurgau — eine spätere urkundliche Erwähnung Ludwigs des Frommen gedenkt noch einer ähnlichen Vergabung im Breisgau — und eine Glocke an das Kloster. Der Umstand, daß 746 durch Karlmanns scharfe Maßregeln die Alamannen endgültig zum Gehorsam zurückgebracht worden waren, mag diese nähere Verbindung St. Gallens mit dem arnulfingischen Hause erklären. Dagegen ist in Anbetracht der weitgehenden, in der nachherigen St. Galler Tradition überall zu Tage tretenden Widersprüche abzulehnen, was noch von weiteren Beziehungen des Klosters vorgebracht wird, von einer Uebertragung St. Gallens schon an Karl Martell, sowie von einer Immunitäts-Ertheilung durch Pippin. Das Aufblühen des Klosters rief nun aber Angriffe auf O. hervor. Die durch Pippin als Statthalter mit einer außerordentlichen Amtsgewalt ausgestatteten Grafen Warin und Ruodhart erlaubten sich habgierige Eingriffe in das Klostervermögen und legten Abt O., als er sich für sein Recht bei Pippin verwandte, gefangen. In seiner Haft, wohl nur kurze Zeit nach seiner Wegführung vom Kloster, starb O.: der Platz seines Todes, das Inselchen Werd am Ausflusse des Rheines aus dem Bodensee, vor dem Städtchen Stein, ist bis heute mit seiner Capelle St. Otmar ein Wallfahrtsort. Erst eine aus späteren parteigefärbten Vorstellungen herausgewachsene Beleuchtung dieser Dinge hat in der in St. Gallen erwachsenden Geschichtserzählung den Constanzer Bischof Sidonius in die Angelegenheiten von Otmars Entfernung verflochten.

Otmar's Leiche blieb längere Zeit auf Werd; denn erst nach zehn Jahren wagten es die Mönche, dieselbe nach dem Kloster zu bringen. Das spätere Attribut des Heiligen, „St. Otmars Lägel", das Fäßchen, welches derselbe auf dem Arme trägt, weist auf ein Wunder hin, das von der Ueberfahrt des Körpers über den See erzählt wird, wobei das im Schiffe für die Ruderer mitgeführte Gefäß eine auch im Sprichwort gerühmte Unversiegbarkeit aufgewiesen

habe. In der Kirche, die in etwas soliderer, geräumiger Bauart durch O. selbst an die Stelle des alten einfachen Bethauses ohne Zweifel gesetzt worden war, wurde er nun beigesetzt. Dann aber gerieth Otmar's Andenken sichtlich allmählich in Vergessenheit, sodaß 830 beim Niederreißen jener alten St. Galluskirche man schwere Steine auf seine Grabstätte niederfallen ließ. Man trug nun die Reliquien in die St. Peterskirche, ließ sie aber wieder ein Menschenalter hindurch liegen. Erst am 24. September 867, drei Jahre nachdem der Leib des Heiligen in die längst beendigte St. Galluskirche zurückgebracht worden war, geschah unter Abt Grimald die letzte feierliche Translation in die inzwischen erstellte und an diesem Tage durch Bischof Salomon I. von Constanz eingeweihte St. Otmarskirche, welche später das westlichste Stück des das Münster bildenden Gebäudecomplexes ausmachte. Diese Translationen gaben ferner den Anlaß zu historiographischen Arbeiten über O. Gleich nach derjenigen von 830 schrieb der gleiche Diakonus Gozbert (A. D. B. IX, 523), welcher schon in seiner Fortsetzung der Wunder des heiligen Gallus von O. gehandelt hatte, ein Leben des Heiligen sammt einigen Wundern, bis auf die Gegenwart hinunter. Nachher, nach den Feierlichkeiten von 864 und besonders von 867, machte sich der Lehrer an der Klosterschule Iso (A. D. B. XIV, 637) an die Arbeit und beschrieb diese Translationen, fügte geschehene Wunder bei, beleuchtete aber vorzugsweise, nach den besten Quellen, nochmals unter Festsetzung der Zeitverhältnisse in einem Excurse die Geschichte des Abtes und seiner Reliquien. Seit 867 stieg das Ansehen Otmar's als eines Heiligen. Von 878 ist die erste Urkunde, welche O. neben Gallus als Schutzpatron des Klosters nennt, während noch der Bauplan aus Abt Gozbert's Zeit Otmar's gar nicht gedacht hatte. Kaiser Karl III. dann war ein besonders warmer Verehrer Otmar's, zu dessen Dienst er den königlichen Hof Stammheim an St. Gallen schenkte. Von da an erscheinen Gallus und O. als einander gänzlich beigeordnet, und noch heute ist in der Umgebung von St. Gallen der 16. November, der Tag Otmar's, ein besonders populärer Festtag.

Vgl. die vom Verf. d. Art. in Hft. 12 und 13 der Mittheilungen des histor. Vereins von St. Gallen neu edirten, oben erwähnten Geschichtsquellen und Ratperts Casus, mit den kritischen Erörterungen in dem beigegebenen Commentare. Meyer von Knonau.

Otmar: O. (Othmar, Ottmar) ist der Name einer Buchdruckerfamilie, die im ersten Jahrhundert der Druckerkunst geblüht hat und von welcher wenigstens die beiden ältesten Glieder, Johann und Silvan, bedeutend genug sind, um auf diesen Blättern genannt zu werden. — Johann O., der Stammvater der Familie, war von Reuttingen, woher ja auch ein Günther und ein Joh. Zainer stammte. Er nennt sich Magister (ist auch in die Tübinger Universitätsmatrikel mit dieser Bezeichnung eingetragen) und muß demnach studirt haben, was für ihn bei seinem späteren Berufe den Vortheil hatte, daß er seinen eigenen Corrector machen konnte. Wo er jedoch studirt hat, ist uns trotz der Nachforschungen in den Matrikeln von Basel, Freiburg i. Br., Heidelberg, Erfurt, Köln, Tübingen, Ingolstadt und Wien festzustellen nicht gelungen. Als Buchdrucker war er zunächst in Reutlingen selbst thätig und zwar gilt als sein erster dortiger Druck die Summa Pisani (d. h. des Rainerius von Pisa), die nach der Schlußschrift in den ersten Tagen des Jahres 1482 vollendet wurde, sodaß die Errichtung der Presse jedenfalls schon 1481 erfolgt sein muß. Uebrigens gibt es, worauf erstmals Heinr. Klemm in dem Beschreibenden Katalog seines bibliographischen Museums, 1884, S. 266, aufmerksam gemacht hat, mehrere undatirte Drucke, welche mit ganz denselben Typen, wie sie Johann O. verwendet hat, gedruckt sind, aber vor 1482 fallen, so namentlich des Joh. Nider Prae-

ceptorium, das auch nach Hain 11783 nicht nach 1479 angesetzt werden kann. Es ist hiernach zwar nicht gewiß — die betreffenden Typen könnten, ehe sie in Johann Otmar's Besitz kamen, ja auch einem anderen Drucker gehört haben — aber doch höchst wahrscheinlich, daß unser O. schon 1479 in Reutlingen als Drucker thätig war. Wie dem aber auch sei, jedenfalls ist er und nicht, wie vielfach angegeben wird (auch oben Bd. IX, S. 651) Mich. Greyff, der erste Buchdrucker in der schwäbischen Reichsstadt gewesen; denn der angeblich erste Druck des Letzteren von 1480 gehört vielmehr dem Jahre 1490 an, sein nachweisbar erster Druck aber fällt erst in das Jahr 1486. Von Reutlingen ist Johann O. einer Aufforderung des Paul Scriptoris in Tübingen folgend gegen Ende des Jahres 1497 in letztere Stadt übergesiedelt, wo Anfang 1498 sein erster dortiger Druck, des Paul Scriptoris Lectura über Occam erschien, der allererste Druck, welchen die genannte Universitätsstadt aufzuweisen hat. Doch nicht lange hielt es ihn an diesem Ort; denn schon 1502, wenn nicht noch 1501, verlegte er seine Presse nach Augsburg, ohne Zweifel von der Hoffnung geleitet — die ihn schließlich auch nicht getäuscht hat — hier eine noch bedeutendere Wirksamkeit entfalten zu können. Seine Officin befand sich in Augsburg beim St. Ursula-Kloster am Lech (schräg gegenüber). Bis zum Jahr 1513 war er hier unausgesetzt thätig; dann scheint er sich nach und nach vom Geschäft zurückgezogen zu haben. Denn in dem genannten und im folgenden Jahre kommt bald sein, bald des Silvanus O. Name auf den Drucken vor; das letzte bekannte Preßerzeugniß, das seinen Namen trägt, ist der Dionysius Cato von 1517. Was nun die Bedeutung unseres Meisters anbelangt, so ist dieselbe zunächst in dem großen Umfange seiner Thätigkeit zu suchen. Etwas mehr als hundert Drucke haben wir verzeichnet, die aus seiner Presse hervorgegangen sind; und es sind darunter viele große, umfangreiche Werke, die eine stattliche Bibliothek miteinander ausmachen würden. Ungefähr 40 der Drucke fallen in seinen Reutlinger, 18—19 in seinen Tübinger, circa 50 in seinen Augsburger Aufenthalt. Hat er in Reutlingen vorzugsweise auf den Bedarf der praktischen Geistlichkeit und des (lateinischen) Schulunterrichts Rücksicht genommen, so treten in Tübingen neben derartige Schriften auch wissenschaftliche Werke, unter welchen diejenigen des Gabriel Biel und des Konrad Summenhart hervorzuheben sind. Hier wie dort sind es fast nur Werke in lateinischer Sprache, mit denen wir es zu thun haben. Dies wird in Augsburg anders, indem nunmehr — und dieses ist ein Zweites, was seine Thätigkeit bemerkenswerth macht — die deutsche Litteratur ganz entschieden in den Vordergrund tritt. Etwa zwei Drittheile seiner dortigen Drucke gehören hierher. Meist sind es Werke religiösen Inhalts und zwar solche, die auf Vertiefung des christlichen Lebens dringen. Es genügt Namen wie Suso, Tauler, Geiler von Kaisersberg zu nennen, um die Richtung, welche durch Johann Otmar's Presse gepflegt wurde, zu bezeichnen. Auch die Herausgabe der deutschen Bibel im J. 1507 — man zählt sie als die dreizehnte der vorlutherischen Bibelausgaben — stimmt dazu. Von seinen Drucken nicht-theologischen Inhalts sei nur noch Ulrich Tengler's „Neuer Layenspiegel“ genannt, dessen erste und dessen zweite für alle folgenden maßgebend gewordene Ausgabe eben aus seiner Presse 1509 bezw. 1511 hervorgegangen ist (noch ein drittes Mal hat er ihn 1512 gedruckt). Joh. Rynmann von Oehringen, der auch sonst viel bei Johann O. drucken ließ, war der Verleger dieses epochemachenden Rechtsbuches. Viele von unseres Otmar's Augsburger Drucken — so gleich der eben genannte — sind mit Holzschnitten der besten Augsburger Künstler reich verziert und das ist es, worin weiterhin und nicht am wenigsten die Bedeutung von seiner, wie sodann auch von des Silvan O. Presse liegen dürfte, daß sie es wie sonst keine andere in Augsburg verstanden

haben, die Kunst so namhafter Meister, wie Hans Burgkmair, Hans Schäuffelin, Daniel Hopffer und der unbekannte Meister mit dem Monogramm H. F. waren, für die Illustration ihrer Bücher sich dienstbar zu machen. Burgkmair speciell ist auf dieses ihm vorher fremde Gebiet, wie Muther a. u. a. O. I, S. 131 sagt, erst durch Johann O. hingelenkt worden.

Silvan O. also ist es, der, was den künstlerischen Schmuck der Drucke anbetrifft, unmittelbar neben Johann O. gestellt werden muß. Daß der Erstere zu Letzterem im Verhältniß des Sohnes zum Vater gestanden ist, dafür fehlt es zwar bis jetzt an einem ausdrücklichen Zeugniß. Aber dieses Verhältniß der Beiden zu einander kann nicht zweifelhaft sein, wenn wir bedenken, daß Silvan mit dem Beisatz de Rütlingen am 31. October 1495 als Student in die Tübinger Universitätsmatrikel eingetragen ist, daß er sodann wie Johann O. nach Augsburg geht und hier in demselben Maß, wie dieser sich vom Geschäft zurückzieht, als sein Nachfolger auftritt. Und er leitete das Geschäft ganz im Geiste seines Vaters. Nicht blos daß er wie dieser die Augsburger Künstler für die Ausschmückung seiner Bücher in Anspruch nahm — Daniel Hopffer insbesondere lieferte ihm hübsche Titeleinfassungen —, auch der Charakter der von ihm gedruckten Schriften erinnert ganz an Johann O. Dem Layenspiegel des Letzteren möchten wir bei Silvan den mehrmals (1516 u. 1517) von ihm herausgegebenen Sachsenspiegel in niederdeutscher Sprache, den Schriften von Suso und Tauler möchten wir die Deutsche Theologie von 1518 an die Seite stellen und der dreizehnten deutschen Bibel, die Johann O. 1507 herausgegeben hat, entspricht die vierzehnte (und letzte vorlutherische), die 1518 aus Silvan's Presse hervorgegangen ist. War es sonach ganz die Richtung seines Vaters, die er in der Pflege der religiösen Litteratur einhielt, so war es nicht zu verwundern, wenn er, als Luther auftrat, seine Presse in den Dienst der reformatorischen Bewegung stellte. Was man aber weniger erwarten konnte, ist der Eifer, mit welchem er dies that. Alle andere Thätigkeit tritt von 1518, mehr noch von 1519 ab in den Hintergrund gegenüber der Verbreitung von Luther's und der ihm Gleichgesinnten Schriften. Auch das Verbot des Augsburger Raths vom 28. August 1520 „in den irrungen, die sich halten zwischen den geistlichen und Doctorn der heiligen geschrift“, etwas ohne seine, des Raths, Vorwissen zu drucken, konnte ihn nicht abschrecken; es hatte nur die Folge, daß er ohne Nennung des Orts seine Drucke ausgehen ließ. Seine bekannten Titelrandleisten machten sie aber wol damals schon und machen sie heute noch leicht erkennbar. Mit dieser Thätigkeit hat sich unser Meister zwar zum Theil in die Reihe jener Nachdrucker gestellt, über welche sich Luther einmal energisch beklagt, aber er ist andererseits damit dem Bedürfniß des Volks, das die Wittenberger Drucker weit nicht befriedigen konnten, entgegengekommen und hat zur Verbreitung der Reformation in Süddeutschland in einem Umfang beigetragen, wie wenig andere seiner Berufsgenossen. Außer der Luther'schen Bibelübersetzung, von welcher er das alte Testament 1523—25, das Neue Testament 1523 und 1524, und zwar letzteres in diesen Jahren nicht weniger als viermal druckte, waren es, wie natürlich, meist kleinere Schriften, die er in solcher Weise ausgab; um so mehr derselben aber konnte er drucken, und so ist denn die Zahl seiner Preßerzeugnisse trotz der kürzeren Dauer seiner Wirksamkeit größer als die von Johann Otmar's Drucken: es sind gegen 150, die wir gezählt haben. Die Hauptthätigkeit seiner Officin fällt in die erste Hälfte der zwanziger Jahre; dann nimmt sie ganz bedeutend ab und im vierten Jahrzehnt lassen nur noch einzelne Drucke mit seinem Namen sich feststellen. Der letzte derselben fällt, soviel wir finden, in's Jahr 1533. — Silvan's Nachfolger war Valentin O., ohne Zweifel sein Sohn. Obwohl dessen Presse namentlich in den vierziger Jahren ziemlich thätig gewesen ist und

obwohl man noch aus den sechziger Jahren Drucke von ihm kannte, so ist er doch nicht mehr von eigentlicher Bedeutung. An die Wirksamkeit seiner Vorgänger reicht die seinige lange nicht hin. Außer ihm giebt es noch einen weiteren Buchdrucker des Namens O. Ein Johann Othmar druckt gegen Ende des 16. und am Anfang des 17. Jahrhunderts in Prag. Ob derselbe mit der Augsburgischen Druckerfamilie zusammenhängt, darüber haben auch Erkundigungen an letzterem Ort keinen Aufschluß gebracht. Von Bedeutung ist er jedenfalls auch nicht gewesen.

Vgl. Zapf, Augsburg's Buchdruckergeschichte I. II, 1788, 91, wo übrigens die Augsburger Drucke der Otmar weit nicht vollständig verzeichnet sind. Es sind dazu Panzer's bibliographische Werke und Weller's Repertorium typogr. mit seinen beiden Supplementen (letzteres Werk aber nicht bloß nach dem Register) hinzuzunehmen, und diese selbst wieder finden durch Weigel's Thesaurus libellorum historiam reformationis illustrantium nebst Supplement und ähnliche Schriften Ergänzung; ferner Steiff, der erste Buchdruck in Tübingen, 1881; derselbe, Reutlingen und das erste Jahrhundert des Buchdrucks in der Literarischen Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg, 1882, S. 385 ff., (auch abgedruckt im Börsenblatt für den deutschen Buchhandel); Butsch, die Bücherornamentik der Renaissance I, 1878 (s. Reg.), und Muther, die deutsche Bücherillustration der Gothik und Frührenaissance, 1884, (s. das Reg. des I. Bandes und in Band II die Taff. 176. 177. 186—189. 202).

Steiff.

Ott: Christoph O., geb. zu Freiburg i. B. 1612, gehörte seit seinem 16. Lebensjahre dem Jesuitenorden an und verwaltete zuerst das Lehramt der Humaniora und der Philosophie in den Schulen des Ordens, widmete sich aber später ausschließlich der Seelsorge und dem Predigtamte. Damit in Verbindung stand seine Betheiligung an der confessionellen Controverse: Demonstratio catholicae veritatis (Augsburg 1660, gegen den Pastor Thomas Hopfer); confutatio Tremelliana (Augsburg 1662, gegen den Apostaten Joh. G. Tremellius); Ursachen über Ursachen weßhalb man katholisch soll werden (Augsburg 1664; dagegen der Preßburger Pastor Anton Reiser: „Ursachen ohne Ursachen" u. s. w.) — Daneben pflegte O. auch das Geschichtsfach: „Historia nova saeculi nostri XVII ferreo-aurei, complectens gesta per Imperium Romano-Germanicum sub Rudolpho II, Matthia I, Ferdinando II et Ferdinando III" (Innsbruck 1682, als Fortsetzung der Historia Mundi des P. Tursellin), ferner: „Roma gloriosa oder das glorwürdige Rom in seinen 249 Päpsten" (Innsbruck 1676). „Unvergleichliche Ehrencron u. s. w." (Verzeichniß berühmter Convertiten) Dillingen 1686.

Siehe Backer I, S. 529 f. Werner.

Ott: Hans O. (Ottl, Otto), Buchhändler in Nürnberg und Herausgeber bedeutender Musik-Sammelwerke in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Ueber sein Leben selbst sind wir gar nicht unterrichtet, fälschlich wird er sogar mehrfach als Buchdrucker in neueren Werken bezeichnet, da er sich „Buchfuerer" unterzeichnet. Ein Buchführer ist aber die alte Bezeichnung für Buchhändler. Seine Drucke ließ er bei Hieronymus Formschneider in Nürnberg herstellen. Ueber den Begriff und die Bedeutung der Musik-Sammelwerke des 16. Jahrhunderts ist es wohl nöthig einige erklärende Worte vorauszuschicken, da sie in damaliger Zeit eine weit höhere Bedeutung hatten als heute, und zeitweise fast die überwiegende Form der Veröffentlichungen von Compositionen bildeten. Die Werke der Meister aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts sind uns fast mehr durch Sammelwerke als durch Sammlungen von Compositionen eines Au-

tors bekannt. Unter Sammelwerken verstehen wir daher eine Auswahl von Compositionen verschiedener Autoren in einen Band vereint, während eine Sammlung nur Compositionen desselben Autors enthält. Das 16. Jahrhundert, besonders in seiner ersten Hälfte gab der ersteren Form eine ganz besondere Bevorzugung und die Werke eines Josquin Deprès, Finck, Stoltzer, Isaac, Senfl und vieler andrer sind uns fast nur in dieser Art der Veröffentlichung erhalten. — Hans O. ist nicht der Buchhändler gewöhnlichen Schlages, sondern der Sammler und Herausgeber der besten Meisterwerke seiner und der früheren Zeit, der wohlbewußt und mit Kenntniß und Geschmack wählt und nur dem Besten den Vorzug giebt. Bis heute haben sich von seinen Drucken folgende erhalten: 1) die deutsche Liedersammlung von 1534, betitelt: „Der erst teil. Hundert und ainundzweinzig newe Lieder von berümbtenn dieser kunst gesetzt". Die kgl. Staatsbibliothek in München und die Rathsschulbibliothek in Zwickau besitzen vollständige Exemplare, während der kgl. Bibliothek zu Berlin der Altus und die quinta vox noch fehlen. 2) die Motettensammlung von 1537 und 1538, betitelt: „Novum et insigne opus musicum, sex, quinque et quatuor vocum. Tomus I. et Tomus II." mit zusammen 100 Motetten. Dies Sammelwerk hat sich in 8 Exemplaren erhalten, welche die Bibliotheken Berlin, Wien, München, Dresden, Jena, Kassel, Augsburg und Frankfurt a. M. besitzen. 3) eine Sammlung Messen von 1539: „Missae tredecim quatuor vocum a praestantiss. artificib. compositae". Dies Werk ist in 9 Exemplaren bekannt, die sich in Berlin, Wien, Königsberg, Jena, Zwickau, Heilbronn, Regensburg, Kassel und in Privatbesitz befinden. 4) eine zweite Liedersammlung von 1544, betitelt: „Hundert vnd fünfftzehen guter newer Liedlein mit vier, fünff, sechs stimmen", ist nur in einem vollständigen Exemplar in Berlin bekannt, während Zwickau und Jena unvollständige Exemplare besitzen. Die Gesellschaft für Musikforschung hat im J. 1873 davon eine Partiturausgabe veranstaltet (Leipzig, bei Breitkopf & Härtel). Den Schlußstein bildet die großartige Sammlung geistlicher Gesänge von Heinrich Isaac, betitelt: „Coralis Constantini", in drei Bänden, nach deren Vollendung ihn aber der Tod ereilte, so daß erst die Erben dieselbe bei Formschneider drucken ließen. Da dieselbe das Datum 1550 trägt, so giebt uns dies zugleich einen Fingerweis, daß er gegen 1549 gestorben sein muß und nicht erst 1560, wie bisher angenommen wurde. — Nach wie strengen Kunstansichten O. die Werke zusammenstellte, ersieht man aus einzelnen Aeußerungen, die er in den Dedicationen einfließen läßt. So findet sich in der Dedication zum 2. Theil des „Novum et insigne opus musicum" der Ausspruch, daß er nur „ausgezeichnete Denkmäler älterer Tonsetzer" gewählt habe. „Es sind jetzt Zeiten und Sitten", fährt er fort, „durch welche nicht der Musik allein, sondern allen andern ehrbaren Künsten die äußerste Sittenverwilderung droht. Darum muß es mit allen Kräften dahin gebracht werden, daß die Würde der Kunst, welche der gemeine Hause in so niedrigdenkender Weise verachtet, mehr und mehr gefördert werde". Einer strengen und sorgfältigen Prüfung unterwirft er die Werke und wählt nur „was sich durch Süßigkeit und Geist auszeichnet". (Den lateinischen Wortlaut findet man abgedruckt im 4. Band der obigen Publication S. 11 u. ff.). Daher genügte ihm auch nur ein ganz kleiner Kreis Componisten, „unter tausend Künstlern, sagt er, gelingt es kaum einigen, dem Kunstwerke den eigenthümlichen Stempel göttlicher Herkunft aufzudrücken". Wer diese seine Unterscheidungsgabe nicht besitze, oder durch die Süßigkeit der Harmonie nicht bewegt würde, der sei vollständig werth entweder keine oder des Midas ähnliche Ohren zu besitzen". Wie tief er in den Geist der Werke eindringt, erkennen wir an dem Urtheile, welches er über zwei Gesänge von Josquin fällt, indem er sie ganz besonders auszeichnet; so die Passionsmotette

„Huc me sidereo“, wo er in die Worte ausbricht: „wann hat ein Maler das Angesicht des leidenden Erlösers ausdrucksvoller gemalt, als es hier in Tönen geschieht“! Josquin, Isaac und Senfl, diese drei Tonmeister sind es, die er vor allen bevorzugt, dann Arnold von Bruck und Wilhelm Breitengasser, während er von allen Uebrigen nur ein und den anderen Tonsatz aufnimmt.

Rob. Eitner.

Ott: Johann Heinrich O., geb. zu Hollfeld in Franken am 4. März 1744, wurde zu Bamberg am 23. März 1762 zum Dr. phil., im J. 1765 baccal. theol. und 1. Juli 1772 zum Dr. jur. erhoben, war Canonicus an St. Stephan daselbst, wurde 1778 geistlicher Rath und starb im Besitze von drei Pfründen daselbst am 2. Februar 1801. Er schrieb die Doctordissertation „De libertatibus ecclesiae Germaniae“, Bamb. 1772. 4.

Jäck, Pantheon Sp. 841. v. Schulte.

Ott: Joh. Nep. O., Landschaftsmaler, geb. am 14. Januar 1804 zu München als der Sohn eines Geheimen Secretärs und k. Rathes, war erst zum Studium bestimmt, gab aber bald frühzeitige Proben seines Talentes und kam deßhalb an die Akademie seiner Vaterstadt (1818), wo er eine große Fertigkeit im Figurenzeichnen entwickelte. Doch wendete er sich nicht zu dem historischen Fach, sondern zur Landschaftsmalerei, worin ihn Professor Wilhelm v. Kobell unterrichtete. Weiter bildete er sich auf vielfachen Ausflügen nach dem baierischen Gebirge, dessen prächtige Seen und blühende Thäler reichen Stoff zu Studien und Bildern boten, welche ihm frühzeitig die Achtung der Künstler und Kunstfreunde gewannen. Mit einem königlichen Reisestipendium ging O. nach Italien und wanderte 1832—33 über Nizza und Genua, wo er sich zuerst in Marinemalerei übte, dann Livorno, Florenz, nach Rom, Neapel und fuhr schließlich auch nach Sicilien hinüber. Sein glücklicher Farbensinn und sein feines Gefühl für die Schönheit der Linien verhalfen ihm unter seinen Zeitgenossen zu einem sehr ehrenvollen Namen. Er starb am 28. Februar 1870 zu München. Unter seinen Arbeiten erinnern wir an: Ein Kloster am Wasser im Mondschein; Kloster in Taormina; Partie aus dem Oberinnthal; Alpe bei Gastein u. s. w.

Vgl. Nagler 1841. X. 419 und Kunstvereinsbericht f. 1870. S. 52.

Hyac. Holland.

Ott: Karl Freiherr O. v. Bátorkéz, k. k. Feldmarschall-Lieutenant, Commandeur des Militär-Maria-Theresien-Ordens, Inhaber des Husaren-Regiments Nr. 5, geb. zu Gran im J. 1738, gestorben zu Ofen am 10. Mai 1809, angeblich von einem alten ungarischen Adelsgeschlechte abstammend, wirkte namentlich Ende des 18. Jahrhunderts im Kampfe gegen Frankreich als vielfach verwendbarer und stets unerschrocken ausdauernder, sorgsamer und beispielgebender Truppenführer. Seine Ausbildung hatte O. in der Ingenieur-Akademie zu Wien erhalten, aus welcher er im J. 1756 als Fähndrich in das Infanterieregiment Nr. 57 eingetheilt wurde. Von diesem Zeitpunkte an bis zu den Türkenkriegen mangelt jedoch den wenigen Angaben über O. jedwede Begründung, so den Mittheilungen, daß er sich im siebenjährigen Kriege bei Landshut ausgezeichnet habe, bei Liegnitz verwundet worden sei, und später als Oberstlieutenant bei Palffy-Husaren Nr. 6 und im baierischen Erbfolgekriege als Major bei Kalnoky-Husaren Nr. 2 in Verwendung stand. Erst die Berichte über den Türkenkrieg 1788—1790 bieten bestimmtere Aufschlüsse über Ott's besondere Leistungsfähigkeit. O. hatte nämlich 1788 als Oberstlieutenant den wichtigen Posten bei Valje Mullieri am Törzburger Passe den 19. Juni trotz der Uebermacht der Türken und bedeutender Verluste festzuhalten gewußt und am 26. August durch rechtzeitiges energisches Sammeln der in Unordnung gerathenen Infanterie die der genannten Stellung drohende Gefahr abgewendet. Im J. 1789 führte er als Oberst sein Regiment am 7. October ehrenvoll im

Gefechte bei Rimnik, worauf er im J. 1790 am 16. Juni bei der
des türkischen Lagers bei Kalafat deshalb des höchst angesehenen
des Militär-Maria-Theresien-Ordens würdig befunden wurde, weil
Verantwortung mit seinem Regimente an der Seite der stürmend
in die Verschanzungen des Gegners eindrang, denselben in die Flu
ungesäumt mit erfolgreichem Nachdrucke verfolgte. Bereits im J.
O. mit seinem Regimente zu den gegen Frankreich operirenden
Rhein und in den Niederlanden, wo er 1793 zum Generalmajor
jedoch 1792—1794 zu hervortretenden Thaten die Gelegenheit
haben. Die ihm bezüglich Famars und Marchiennes zugeschrieben
beruht auf einer Verwechslung mit dem damaligen Generalmaj
gegen steht fest, daß O. im Feldzuge 1795 bei Friesenheim am
bei Lingenfeld am 20. November, bei Kaiserslautern am 10. De
Rhodt und Weyher am 11. December mehrfach als selbständig
im Geiste der erhaltenen Weisungen bestens zu entsprechen wußte
und den Verlauf der Operationen nach Möglichkeit unterstützend
sein Verhalten 1796 als Vorhut-Commandant der unter
nach Italien vordringenden Colonne. Denn O. hat hiebei am
nebst 2 Geschützen, 500 Mann Gefangenen und ein großes Proviant
Feinde entrissen und ferner auch dadurch zur Sicherung der Hau
getragen, daß er den am 31. Juli gleichfalls erstürmten Ort Lo
ließ, als er von beiden Seiten umgangen war, jedoch gleich
San Marco Stellung nahm. Und als ihm auch hier die Fr
Flanke fielen und seine Verbindung mit Quosdanowitsch durch
Gavardo unterbrachen, da vertrieb O. kalten Blutes und entsch
mit der eigenen Nachhut und verkehrter Front am 3. August
aus Gavardo. Nun hat O. bei der zweiten Vorrückung gegen
September den Ort Cerea mittels eines wohlgeordneten Angri
walt gebracht, und indem er gleichzeitig den Gegner von der
den Weg nach Mantua für Wurmser freigelegt. Ebenso umsi
nutzbringend führte O. seine gut disciplinirten Truppen in den
dieses Feldzuges, besonders bei Roncoferraro und Casellaro am
dann bei Favorita nächst Mantua am 14. September, sow
häufigen Ausfallsgefechte bis zum 2. Februar 1797 und tra
vernolo am 31. September 1796 das Mißgeschick, an den vor
Feind einen Theil seiner Abtheilungen als Gefangene zu verli
großer Thatkraft und anerkannter Hingebung wirkte O., sei
Feldmarschall-Lieutenant, auch im Feldzuge 1799 anfänglich
von Brescia am 21. April, dann in der Schlacht bei Cassan
während welcher er im Centrum durch Zähigkeit und gewandte
Terrainverhältnisse in nicht geringem Maße dazu beitrug, di
Rückzuge nach Gorgonzola und unmittelbar nachher zur Räu
bardei zu zwingen. An der Vorbewegung über den Ticino nam
Theil, weil er schon früher über Pavia, Piacenza nach Parma
war, von wo er den gegen Bologna vorbrechenden Montrichard
durch Besetzung der Herzogthümer Parma, Modena, Reggio
Mantua zu decken hatte. Dieser Bestimmung entsprach O
des Monats Juni. Als aber damals Moreau und Macdonald
Vereinigung ihrer Armeen in's Werk zu setzen suchten, da
seiner schwachen Anzahl von Truppen vorsichtshalber langsam
am 17. Juni am Tidone bei Veruto und Ponte Tidone ini
das österreichisch-russische Heer herangerückt war. In dessen

O. tags hierauf in der Schlacht an der Trebbia die Vorhut des linken Flügels und veranlaßte durch bravourvolle Leitung seiner Abtheilungen bei Rottofreddo und Imento den Gegner zum Rückzuge auf das rechte Ufer der Trebbia. Wenige Wochen später nöthigte O. nach dreitägiger Beschießung aus einfachem Feldgeschütz das Fort St. Urbano am 10. Juli zur Capitulation. Bezüglich der Schlacht bei Novi am 15. August, in welcher O. den linken Flügel Kray's befehligte und seine von Hitze und Durst gequälten Colonnen durch sein Beispiel begeistert neunmal den Feind siegreich angegriffen haben, erklärte Kray im Schlachtgewühl: „Ich finde nicht Ausdrücke genug, den Werth und die bei dieser Gelegenheit erworbenen Verdienste der beiden Feldmarschall-Lieutenants Graf Bellegarde und Baron O. lebhaft zu schildern". Auch in den späteren Hauptkämpfen dieses Feldzuges hat O. jederzeit die Ehre der k. k. Waffen hochgehaltten und besonders bei Genola (auch Savigliano) am 4. und 5. November sich dadurch hervorgethan, daß er, obzwar körperlich leidend, dem Gegner gleich offensiv entgegentrat und denselben dann mit Entschiedenheit verfolgte. O., dem schon am 13. October 1799 für seine ruhmreichen Waffenthaten das Commandeur-Kreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens außer Capitel verliehen worden war, hat ferner noch am Feldzuge 1800 nennenswerthen Antheil genommen. Er bekämpfte anfänglich die Franzosen in den Apenninenpässen von Genua, worauf er als Blokade-Commandant von Genua bei guter Wahl von wirksamen Geschützpositionen und unausgesetzten Angriffen im Vereine mit der englischen Flotte Masséna mit solchem Nachdrucke bedrängte, daß sich dieser am 1. Juni zu Unterhandlungen geneigt zeigte. Und daß diese schon am 4. Juni mit der Capitulation schlossen, bewirkte vornehmlich seine Energie sowie sein Entschluß, den ihm inzwischen von Melas ertheilten Auftrag zur Aufhebung der Blokade für kurze Zeit geheim zu halten. Nun eilte aber O. am 6. Juni in beschleunigten Märschen über die Bocchetta und Tortona zur Hauptarmee. Hiebei hat er leider in allzugroßem Selbstvertrauen und bei anscheinend ungenügender Kenntniß der gegnerischen Bewegungen und Stärkeverhältnisse dem ihm am 9. Juni bei Casteggio (Montebello) angreifenden Lannes Stand zu halten gesucht und ungeachtet tüchtiger Leitung seiner im Angriffe sowie in der Vertheidigung heldenmüthigen Truppen die Schlacht verloren. Trotz dieses Unfalles blieb aber O. wie zuvor der angesehene, einflußreiche Feldherr für sein Corps, denn dasselbe retirirte nur nach seinen bestimmt und unverzagt gegebenen Anordnungen in möglichst guter Verfassung hinter die Scrivia, worauf es am 14. Juni bei Marengo mit großer Bravour in die rechte Flanke von Lannes fiel und es so O. ermöglichte, die österreichischerseits bedeutendste taktische Leistung in dieser Schlacht zu vollführen. O., welcher bald nachher seiner geschwächten Gesundheitsumstände wegen dem Generalcommando zu Ofen zugetheilt wurde, organisirte endlich noch im J. 1808 auf kaiserlichen Befehl das ungarische adelige Insurrections-Corps. Unerfüllt blieb dagegen sein Wunsch, nochmals das Kampffeld betreten zu können, auf dem er sich durch Unternehmungssinn, Geistesgegenwart, Kühnheit und Feldherrngaben um Kaiser und Staat vielfache denkwürdige Verdienste erworben hatte und nur insofern irrte, als er mitunter den Gegner unterschätzte und zu waghalsig operirte.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterreich. 21. Th. Wien 1870. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden 2c. Wien 1857. — Szöllösy, Tagebuch gefeierter Helden. Fünfkirchen 1837. — Schweigerd, Oesterreichische Helden 2c. 3. Bd. Wien 1856. — Smola, das Leben d. F.-M. Heinrich Graf Bellegarde. Wien 1847.

Schz.

Ott: Konrad, Historiker in Zürich, † am 13. December 1843. — O., der Sohn eines vielseitig gebildeten, für litterarische und künstlerische Zwecke verdienstlich thätigen Kaufmanns in Zürich, J. Konrad O. († 1872), wurde am 9. Februar 1814 geboren. Geistig reich beanlagt, entwickelte er sich unter der sorgsamen Pflege der Eltern und dem anregenden Einflusse seines mütterlichen Großvaters, des zürcherischen Staatsrathes und nachmals Bürgermeisters Paul Usteri († 1831, s. unten), ungewöhnlich rasch und zeigte sich frühe schon seinen Mitschülern, obwohl jünger als die meisten derselben, an Wissen und Selbständigkeit des Denkens und Willens überlegen. 1833 trat er als Studirender an die damals eröffnete Hochschule Zürich über, deren Stiftung ihn begeisterte. Hier wandte er sich den Fächern der Philologie, Philosophie und Geschichte zu. Die Geschichtschreiber der Alten wurden der Gegenstand seines eifrigsten Studiums und seiner Bewunderung. Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers und ihre Bedeutung hielt er im Kreise der Studirenden einen gedankenreichen beredten Vortrag. Aber auch die Gegenwart und insbesondere die politische Entwicklung der Schweiz fesselten seine Aufmerksamkeit. Die Unterhaltungen darüber, denen er schon als Knabe im Hause seines Großvaters lauschen durfte, die bedeutende, einflußreiche Stellung des Letzteren in den zürcherischen Räthen und weitern eidgenössischen Kreisen, lenkten Ott's Blicke frühe schon auch auf dieses Gebiet und mußten ihn mit dem Verlangen erfüllen, sich dereinst im Sinne Usteri's am politischen Leben der Heimath zu betheiligen. 1835 veröffentlichte er eine erste litterarische Arbeit, eine „Biographie Paul Usteri's“, die seiner pietätvollen Erinnerung an den Verstorbenen Ausdruck gab, zugleich aber auch bestimmt war, seine Anschauungen über die künstlerische Aufgabe des darstellenden Historikers durch die That zu zeigen. Die Bedeutung der neueren Geschichte und Litteraturen, ihrer Entwicklungen und der Vorgänge in den großen Mittelpunkten des Lebens der Gegenwart trat O., der sich auch in den modernen Sprachen ungewöhnliche Kenntnisse erworben hatte, mehr und mehr entgegen. Diesen Gebieten galt sein aufmerksames Studium immer ernster und zu dessen Behuf wandte er sich 1835 zu längerem Aufenthalt nach Paris. Dahin zogen ihn der Wunsch nach unmittelbarer Anschauung des geistigen, politischen und gesellschaftlichen Lebens der Hauptstadt an der Seine und manche persönliche Anknüpfungspunkte, wie u. a. die Förderung, die er sich von Usteri's vieljährigem, vertrauten Freunde, dem greisen Stapfer, versprechen durfte. Im lehrreichen Verkehre mit Stapfer, Lacretelle, Lerminier, Mignet und andern angesehenen Männern brachte O. zwei Jahre in der französischen Metropole zu, deren historische Monumente, deren künstlerische und litterarische Sammlungen er sah, deren öffentliches Leben, insbesondere auch in den parlamentarischen Vorgängen, er aufmerksam verfolgte. Unter der Fülle von Anschauungen und Gedanken, die ihm zuströmten, suchte er aber auch des eigenen Zieles sich zu versichern, wurde desselben immer klarer und fester bewußt und begann, sich für den erwählten Beruf der Geschichtschreibung das Arbeitsfeld bestimmter abzustecken und zu begrenzen. Entschlossen, sich der neueren Geschichte zu widmen, entwarf er den Plan und verlor ihn nicht mehr aus den Augen, als ein in sich abgeschlossenes Thema aus derselben die Geschichte der letzten „Hundert Tage“ des Kaiserreiches zu schreiben. Emsig sammelte er was ihm nicht nur in gedruckten oder handschriftlichen Quellen hierüber zugänglich war, sondern ganz vorzüglich auch was er aus mündlicher Mittheilung noch lebender einstiger Zeugen der Vorgänge oder ihrer unmittelbaren Nachfolger erfahren konnte. Daneben machte er sich mit der gesammten französischen Litteratur seit der Revolutionszeit gründlichst bekannt, — Studien, aus denen bemerkenswerthe Kritiken französischer Werke in Brockhaus' Blättern für litterarische Unterhaltung hervorgingen — und über-

ig, mit eigenen Zusätzen, L. v. Sinner's „Leben und Schriften von Diamant rai" in's Deutsche (Zürich 1837). Mitten unter diesen Beschäftigungen er- lt O. unerwartet die Aufforderung zu praktischer Betheiligung an der schwei- ischen Politik, in einer an ihn gelangenden Einladung, die erledigte Redaction r Neuen Zürcher Zeitung zu übernehmen. Das Blatt, einst von seinem :oßvater geleitet, war das einflußreiche, weitverbreitete Organ der „liberalen" ırtei, die unter Usteri's Vorgang und Namen 1830 an Zürich's Spitze ge- ten war, der damaligen Umgestaltung der Staatsverfassung, der großartigen ıtwicklung des öffentlichen Unterrichtswesens vorgestanden hatte und, obwohl in etem über die Ideen und Ziele ihres ursprünglichen Hauptes weit hinausge- ritten und hinausstrebend, dennoch die Eigenschaft seiner Nachfolge beanspruchte. . hielt es für Pflicht, dem an ihn ergangenen Rufe seine weiteren Studien- ıd Reisepläne zu opfern. Er trat Mitte 1837 die ihm gewordene Aufgabe ıt Entschlossenheit, Geist und Geschick an. In würdiger Haltung verfocht er n da an in der Neuen Zürcher Zeitung, die 1842 zu einem täglichen Blatte weitert wurde, die Grundsätze und Anschauungen des gemäßigten schweizerischen beralismus, dessen Organ dasselbe zu sein bestimmt war, und übernahm 1840 ıch die regelmäßige schweizerische Correspondenz in der Augsburger Allgemeinen eitung, die einst, Jahre hindurch, seines Großvaters vertraglich ausschließliches echt gewesen war. Mit diesem publicistischen Berufe verband O. aber auch n ihn noch mehr beschäftigenden und ihm theuren des akademischen Lehrers, dem er zu Ostern 1838 sich an der Hochschule Zürich als Docent der Geschichte ıbilitirte und besuchte Vorträge über neuere Geschichte Frankreichs, über die elvetische Republik, die schweizerische Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts, ıch über die Geschichte der schweizerischen Politik hielt. Für historische Zwecke ar er zugleich als Secretär der 1840 gegründeten allgemeinen geschichtsforschenden esellschaft der Schweiz, für litterarische bei der Pflege des zürcherischen luseums thätig, dessen Mitbegründer und langjähriger Vorsteher sein Vater ar. Diese Anstalt verdankte u. a. O. die Anregung zu ihrer Jubelfeier der uchdruckerkunst, aus welcher 1840 eine schöne Denkschrift, betreffend „die ırcherische Litteratur" hervorging. Die publicistische Laufbahn von O. fiel dessen in Jahre, die für Zürich und die Schweiz ungewöhnlich ereignißvoll aren. In Zürich führte die Berufung von D. Fr. Strauß zu einer theologischen rofessur an der Hochschule eine Erschütterung des Gemeinwesens herbei, deren ese Nachwirkungen Jahrzehnte lang spürbar blieben. In der katholischen Schweiz ingen aus dem Gegensatz religiös politischer Parteien blutige Wirren im Aargau nd im Wallis, die Aufhebung der Aargauischen Klöster, der Sonderbund von eben Kantonen und die Berufung der Jesuiten nach Luzern hervor, — Vor- ereitungen des inneren schweizerischen Krieges, dem die Umgestaltung der Eid- enossenschaft 1847 folgte. Natürlich konnten für O. und sein Blatt ernste ıchliche Kämpfe und für ihn und auch für manche seiner einstigen Jugendfreunde ersönlich schwere Entschlüsse und Trennungen nicht ausbleiben. Mochte man ber auch mit seinen Anschauungen nicht sympathisiren, in seiner Art und Aus- rucksweise Einfachheit und Natürlichkeit oft vermissen, seiner Einsicht, Gesinnung nd Haltung konnte man aufrichtige Achtung niemals versagen. Eine amtliche Bethätigung an den öffentlichen Geschäften, zu welcher er bei gewöhnlichem Lauf er Dinge unzweifelhaft gelangt wäre, versagten ihm die Ereignisse. Um so mehr Befriedigung fand O. im akademischen Wirkungskreise, glücklich darüber, aß gemeinsame Unterstützung durch die Führer beider kämpfenden Parteien die ürcherische Hochschule für die er stets lebhaft einstand, unversehrt aufrecht erhielt. Am meisten aber fühlte er sich glücklich, endlich, nach Abschluß aller Vorarbeiten, em Werke sich widmen zu können, mit dem er sich seit so manchem Jahre trug.

S. 79, 126—130, 397 und 399. — R
Jagdwesens in Deutschland, 1879, S. 593
Judeich, Die Forsteinrichtung, 4. Aufl., 1885,
lungen.

Oetter: Friedrich Wilhelm Oe., Decan (S
geb. am 2. Febr. 1754 zu Linden, einem mittelfrä
1824. Aeltester Sohn von Samuel Wilhelm Oetter
Universität in Erlangen absolvirt hatte, 1776 Vi
desselben und erhielt 1789 dessen Pfarrei Markt
war er ein Freund geschichtlicher Forschungen
Geschichte, sowie sein Wissen auf diesem Gebi
lichungen. Seine bedeutendste Arbeit in dieser
Marienlieder des Tegernseer Abtes Werinher (
Handschrift aus der Schilter'schen Manuscriptensa
v. Senkenberg und von dessen Sohne an San
F. W. Oe. verkaufte sie (was ich hier einschalten
den geheimen Staatsrath und späteren Staatsmini
kam sie in den Besitz des preußischen Staates. We
Oetter's sind die Biographie seines Vaters 1792
Erlbach" in Beer's Magazin für die ansbach-bay

Fikentscher, Gelehrtes Bayreuth, Nürnbe
predigt am Grabe F. W. Oetter's, 1824.
Tegernseensi, 1831.

Oetter: Samuel Wilhelm Oe., geb. am 25.
Pfarrer zu Markt Erlbach, † am 7. Jan. 1792. Sein
hauer, war hochfürstlich brandenburgischer Hauptman
Umgelder wie auch Rathsbürger zu Goldkronach, ein
Mann. Oe. besuchte von 1736 an das Bayre
1742 an die damals von Markgraf Friedrich s
gestiftete, im folgenden Jahre aber nach Erlan
zeichnete sich schon damals durch Fleiß und Wis
daß er nicht nur die Aufmerksamkeit seiner Lehr
grafen auf sich lenkte, welcher ihn noch während
wesung des Conrectorats des Erlanger Gymnasiu
wurde Oe. wirklicher Conrector dortselbst und bli
Pfarrei in Linden, einem Dorfe im baierischen
hier aus ist er 1762 nach dem Marktflecken Markt
Pfarrer versetzt worden und dort blieb er, seit 178
Tode. Diese anscheinend so wenig hervorragende S
nicht, durch eine große Reihe von Veröffentlichung
deutsche Litteratur zu werden. Die Mehrzahl se
Journalartikel mit eingerechnet, aber abgesehen vo
die in seinem Nachlasse sich gefunden haben, die
zählt) behandeln Fragen der Geschichte und der Neben
Genealogie, Heraldik und Numismatik. Dabei ist e
Vorzeit, die er mit Vorliebe durchforschte; er war,
zeugt, „ein wahrer Patriot des Hauses Brandenbu
rischen Arbeiten tritt uns eine seltene Belesenheit,
Berücksichtigung seines, jeden litterarischen Hülfsmitt
geradezu erstaunliche Kenntniß des Urkundenmaterial
ein ungemein weiter Gesichtskreis seiner Forschungen ent

schmähte, auch das Unbedeutendere, wie das Bedeutende mit gleicher Umständlichkeit zu behandeln. Durch diese letzterwähnte Eigenthümlichkeit wurde er gehalten, seine umfassenden Pläne, namentlich bezüglich der älteren burggräflichen Geschichte, ganz zu verwirklichen; der Leser hat manchmal Mühe, aus den Details der Darlegungen und Aufstellungen zu einem Ueberblick des Hauptsächlichen zu gelangen. Eine ganze Reihe dieser Detailergebnisse sind jedoch bis zur Gegenwart geschätzt und von zweifellosem Werth; wie denn auch seinem Eifer der Erforschung der Denkmale der Vergangenheit, die Todtenhügel nicht entgingen, die in seiner Pfarrei sich vorfanden: er war der erste, der einige derselben öffnen ließ. Der Contrast zwischen dem entschiedenen, selbstbewußten Tone seiner stets bereiten Polemik, mit welcher er seine Ansicht, mitunter auch manche gewagte Hypothese verfocht, und dem submissen Stile seiner zahlreichen „Widmungen" an Fürsten und Vornehme, der jedem seiner Leser auffallen muß, ist nicht sowohl für ihn allein, als für eine ganze Reihe deutscher Gelehrten seiner Zeit charakteristisch. — Seine erste Veröffentlichung, ein Schulprogramm, fällt in das Jahr 1745, in den Jahren 1747—1749 erschien seine Sammlung verschiedener Nachrichten aus allen Theilen der historischen Wissenschaften", worauf noch 1749 seine Ernennung zum Ehrenmitgliede der deutschen Gesellschaft zu Göttingen, 1756 der gelehrten Gesellschaft zu Duisburg, und im kaiserlichen Hof- und Pfalzgrafen erfolgte. Hieran reiht sich seine Aufnahme in die Gesellschaft freier Künste in Leipzig 1762 und in die Münchener Akademie der Wissenschaften 1763. — Hauptschriften Oetter's sind: „Versuch einer Geschichte der Burggrafen zu Nürnberg", 3 Bände, 1751—1758, die aber nur bis zum Jahre 1280 gediehen, und 8 Stücke „Wöchentlicher Wappenbelustigungen", die von der Augsburger „Franziszischen Akademie freier Künste", deren Mitglied und Rath er seit 1757 gewesen, herausgegeben worden sind. Seine letzte Veröffentlichung trägt die Jahreszahl 1791. — Der erste Band seines Versuchs der brandenburgischen Geschichte ist Friedrich dem Großen, das erste Heft seiner Wappenbelustigungen Kaiser Franz I., der Gesammtband dem römischen Könige Joseph II. gewidmet; die Gestattung dieser Widmungen, wie die Ehrengeschenke, die er von vielen Höfen empfangen hat, geben einen Anhaltspunkt zur Bemessung seines Ansehens und der Wichtigkeit, die man seinen Arbeiten beilegte, wie er denn in geschichtlich-staatsrechtlichen Fragen und Fragen der Wappenkunde vielfach consultirt worden ist. Im J. 1762 wurde er vom ansbachischen Markgrafen Karl Alexander, damals noch nicht sein Landesherr, zum Historiographen des Fürstenthums Ansbach (mit einem Jahresgehalt von 50 Thlr.) ernannt. Er war ansbachischer, bayreuthischer und hohenlohischer Consistorialrath; mehrfache Anerbietungen zu hohen Aemtern und Würden schlug er aus. Die Hochschätzung, die er genoß, ergibt sich auch aus dem Briefwechsel, den er mit mehr als 200 Personen, darunter einer großen Zahl der hervorragendsten Männer Deutschlands, führte. So stand er mit dem Reichshofrath v. Senckenberg und dem preußischen Minister Graf Herzberg, mit letzterem 17 Jahre lang, in eifriger Correspondenz. Die Briefe Herzberg's wurden von den Erben Oetter's, weil zum Theil von Werth für die Zeitgeschichte 1841 an König Ludwig I. von Baiern geschenkt. Das Versprechen Friedrich Wilhelm Oetter's, die ganze Correspondenz seines Vaters herauszugeben, kam nicht zur Erfüllung. Ungeachtet aller dieser Auszeichnungen blieb er der einfache Landpfarrer, der seine höchste Befriedigung darin fand, ein eifriger Seelsorger und Berather seiner Pfarrkinder zu sein; es ist ein Zeichen seiner Bescheidenheit, daß er es zurückwies, zu einer Sammlung von Lebensbeschreibungen bedeutender Männer Deutschlands, ihn betreffende biographische Notizen zu liefern, „weil

seine Schriften lauter Kleinigkeiten seien". — Ein schmerzhaftes Magenleiden machte seinem Leben (1792) ein Ende.

Nachrichten von dem Leben Samuel Wilhelm Oetter's von seinem Sohne Friedrich Wilhelm Oetter, 1792, auch im Journal von und für Franken, Bd. 4. — Fikenscher, Gelehrtes Bayreuth, Bd. IV. — Schlichtegroll's Nekrolog auf das Jahr 1792, Bd. I. — Encyklopädie von Ersch und Gruber, Section III, Th. 2. Haenle

Otterbein: Georg Gottfried O., hervorragend als reformirter Kanzelredner und asketischer Schriftsteller, geb. am 14. Januar 1731 als Sohn des Predigers Johann Daniel Otterbein zu Frohnhausen bei Dillenburg, † am 10. Septbr. 1800 zu Duisburg. Mit seinen übrigen 5 Brüdern studirte er die Theologie in Herborn. Von diesen wurde neben ihm am bekanntesten Philipp Wilhelm, Pastor zu Baltimore, den eine bedeutende methodische Kirchengemeinschaft Amerika's, die United Brethren in Christ, als ihren Stifter ansieht. Nachdem O. 6 Jahre das Predigtamt an der evangelischen Gemeinde zu Kerken am Niederrhein geführt, folgte er 1762 einem Rufe nach Duisburg, wo er bis zu seinem Tode in einem höchst gesegneten Wirkungskreise stand. Gegen die damalige seichte Aufklärung in der Theologie kämpfte er muthig und geschickt in Wort und Schrift. Sein „Geist des wahren Christenthums", Frankfurt und Leipzig 1792, ist eine vortreffliche Auslegung des 12. Capitels des Römerbriefes. Von seinen übrigen Schriften führen wir noch an: „Unterweisung in der christlichen Religion nach dem Heidelberger Katechismus mit einem zwiefachen Anhang eines kürzeren Unterrichts", Frankfurt 1786. 2. Aufl. 1789, eine durchaus praktische Auslegung dieses köstlichen Lehr- und Bekenntnißbuches der reformirten Kirche; sowie seine „Predigten" über diesen Katechismus, deren erster Theil 1800 zu Duisburg und zweiter nach seinem Tode 1803 zu Lemgo erschien. Letztere sollten ein Andachtsbuch für die Glieder der Gemeinden sein. Noch heute trifft man dieselben vielfach am Niederrhein. „Denen, schreibt O. in der Vorrede zum ersten Theil, welchen Bibel und Bibelwahrheit noch etwas werth ist, die nicht weiser sein wollen als die biblischen Schreiber, die biblische Erbauung lieben, unter welchem Vehikel sie sie auch erhalten, suche ich zu dienen. Verstand und Herz sollen dabei ihre Nahrung finden. Die Antwort auf die erste Frage: Was ist dein einiger Trost im Leben und im Sterben? — wie vielen ist die nicht dem Christen werth? Wie vielen gab sie nicht Beruhigung und Muth? Wie vielen war sie nicht Trieb zu einem heiligen Leben? Welcher Redliche, der sie kennt, wird nicht fest daran halten? — Etwas dazu beizutragen, daß Jesus Christus, der Herr, erkannt und bekannt werde ꝛc. ist die lautere Absicht des Verfassers". Mit seinem „Lesebuch für deutsche Schulkinder", welches 17.. zu Dessau und Leipzig erschien, stieß dagegen O., wie sehr günstig es auch von mehreren Zeitungen recensirt war, auf Widerstand seitens seiner neologischen Amtsbrüder. Es wurde dagegen auswärts gesucht und erlebte bereits 17.. eine zweite Auflage. Sein Leben und Wandel war, wie ein Nachruf bezeugt, exemplarisch, sein Ende erbaulich. Drury in dem unten angeführten Werke schreibt S. 33 von ihm: He was imbued with apostolic zeal, and was thoroughly convinced of the error of the spirit of his age.

Rev. A. W. Drury, A. M., The life of Rev. Phil. William Otterbein, fonder of the Church of the United Brethren in Christ. Dayton, Ohio 1884. — Fr. W. Cuno, Otterbein-Album in der Clevelander Reformirten Kirchenzeitung für 1883, Nr. 22 ff. — Meusel, Gelehrtes Deutschland, Bd. V. — Recklinghausen, Reformations-Gesch. der Länder Jülich, Berg, Cleve und Meurs, III, S. 136. — Goebel, Gesch. des christl. Lebens in der rhein.-westphäl. Kirche, III, S. 53 ff. Cuno

Oettingen: s. **Wallerstein.**

Ottinger: Franz Freiherr v. O., k. k. General der Cavallerie, Ritter des Militär-Maria-Theresienordens, 1852—1869 zweiter Inhaber des Husarenregiments Nr. 1, geboren im J. 1792 zu Oedenburg, † am 8. April 1869 zu Wien, hat als unternehmender, stets kühn und sicher leitender Reiterführer mehrfach vortheilhaft gewirkt und in der Zeit innerer politischer Wirren und Kämpfe in hohem Grade Mannesmuth, Gesinnungstüchtigkeit und Menschlichkeit bethätigt. Er diente von 1810—1813 als Cadet im Husarenregiment Nr. 5, als Unterlieutenant im Husarenregiment Nr. 8, als Oberlieutenant neuerlich im Husarenregiment Nr. 5. In letzterer Eigenschaft focht O. im J. 1814 im parmaischen Gebiete, bei Cadeo am 17. Februar bis zum Augenblick seiner Verwundung mit solchem Nachdruck und Geschick, daß ein Theil der bereits abgeschnitten gewesenen k. k. Infanterie sich der drohenden Gefangenschaft entziehen konnte. Ebenso brav und ausdauernd war sein Verhalten im Gefechte bei Fiorenzuola am 13. April, in welchem er mit seinen Husaren den reißenden Taro durchschwamm und unmittelbar hierauf an der Zurücktreibung der Franzosen bis Castelguelfo einen derartig kräftigen Antheil nahm, daß er von Murat, dem Könige von Neapel, mit dem Militärorden des vereinigten Siciliens ausgezeichnet wurde. Auch im letztgenannten Kampfe hatte O. eine schwere Verwundung erlitten und konnte diesesmal erst nach siebenmonatlichem Krankenlager zum Heere einrücken, wo er am 4. Mai 1815 den Auftrag erhielt, den von Macerata nach Fermo retirirenden Gegner mit Husaren- und Dragonerabtheilungen zu beobachten. Bei dieser Gelegenheit hat O. die aus einem Hohlwege debouchirende feindliche Cavallerie so lange Zeit festgehalten, bis die Hauptcolonne herangerückt war und zur gänzlichen Zersprengung des Gegners geschritten werden konnte. Nun wurde O., dessen Ruf als selbstthätiger, verläßlicher Reiterofficier schon allgemein bekannt gewesen, im Feldzuge 1821 von Ravenna aus zum kaiserlichen Consul in Ancona mit mündlichen und schriftlichen Befehlen und dann zur Recognoscirung des Tronto entsendet. Für diesen an der Spitze von 20 Reitern in nur 10 Tagen über Sinigaglia, Ancona Loreto, Fermo, den Tronto und zurück nach Foligno mit bestem Erfolge hinterlegten und verdienstvollen Reiterzug wurde O. der öffentlichen Anerkennung gewürdigt. Wiederholte Zufriedenheit fand gleichfalls seine Friedensthätigkeit bis zum Jahre 1848, während welcher Zeit er der Ausbildung der Truppe in jedweder Beziehung eine bemerkenswerthe Aufmerksamkeit widmete. Seinen Leistungen entsprechend, waren aber auch seine Beförderungen; er avancirte 1825 zum Rittmeister II. Classe, 1830 zum Rittmeister I. Classe, 1834 zum Major, 1836 zum Oberstlieutenant, 1838 zum Obersten und Commandanten des Husarenregiments Nr. 1, 1846 zum Generalmajor. In dieser Charge befehligte O. bei Beginn der Operationen 1848 in Ungarn die Cavalleriebrigade im Armeecorps Jellačič und führte dieselbe in dem Bestrebe für des Kaisers Recht und die Herstellung der staatlichen Ordnung nach Möglichkeit zu wirken, allerorts entschieden und streng disciplinirt in den Kampf. Dabei unterließ es aber O. nie, dort wohlwollende Mahnungen vorangehen zu lassen, wo er Irregeführte zur Rückkehr auf die Bahn der Pflicht bewegen zu können glaubte. So versuchte er am 22. Decbr. 1848 bei Abda nächst Szigeth-Hochstraß die gegnerischen Vedetten — Leute seines Husarenregiments Nr. 1 — an den geleisteten Eid zu erinnern, wobei er allein über die Eisdecke der Raabnitz auf die durch sein Erscheinen unverholen freudig erregten Husaren zuschritt. Der in Aussicht stehende Erfolg wurde jedoch durch das Hinzukommen eines Honvédofficiers verhindert. Auch bei Bábolna den 28. December ritt der hochherzige General

mit nur einer Ordonnanz, dem Gemeinen Kalliwoda des Dragonerregiments Nr. 7 — beide mit verhängtem Säbel — bis auf 20 Schritte auf ein ehemaliges kaiserliches Infanteriebataillon zu, welches ihn aber mit einer Decharge empfing. Hierdurch sah sich O. zum Gefechte gezwungen, welches mit der Rettung des Gestütes Bábolna, der vollständigen Niederlage des aus Infanterie und Cavallerie bestehenden Gegners und dessen Zurückweisung bis Szent-Igmand endete. Zwei Tage später siegte O. wieder glänzend bei Moor; dort errang er sich das Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresienordens vorwiegend dafür, daß er in Erkenntniß der günstigen Verhältnisse und ohne die Division Hartlieb abzuwarten, auf eigene Verantwortung allein den Angriff einleitete, den Gegner schlug und bei Bedrohung der feindlichen Rückzugslinie ein Honvédbataillon gefangen nahm. Hierauf hat O. nach der Einnahme von Pesth-Ofen den Gegner anfangs Januar 1849 bis Szolnok verfolgt, die Eisenbahn- und Telegraphenverbindung gegen Pesth rasch hergestellt und sich zu Szolnok bedeutender Vorräthe an Getreide, Salz, sowie einer Kossuthnotenpresse &c. bemächtigt. Große Manövrirfähigkeit, richtige Leitung anstrengender Märsche, dann geschicktes Eingreifen in den Kampf bekundete O. ferner gegenüber dem mit Artillerie besser ausgerüsteten Feinde bei Szolnok am 22. Januar, Czegled 25. Januar, Czibakhaza 4. und 24. Februar, Szolnok 5. März, wo er die Brigade Karger vor gänzlichem Verderben rettete, dann bei Iszaszeg 6. April. Nachdem nun O. am Rákosbache den 11. April den Gegner bei namhaftem Verluste in die Flucht geschlagen, erfolgte dessen Eintheilung als Feldmarschalllieutenant und Cavalleriedivisionär bei der Südarmee. In den Kämpfen mit dieser ehrt O. ganz besonders das Treffen bei Káty (Kacs) nördlich von Peterwardein, am 9. Juni, denn bei diesem Orte hat er den Feind zu unbedachter Vorrückung verlockt und denselben dann in beiden Flanken derart ungestüm und überwältigend angegriffen, daß dessen Rückzug hinter die Römerschanze in eine wilde Flucht ausartete, wobei Ottinger's Cavallerie bei dem Mangel an Durchgängen über die steilen Böschungen der Römerschanze geraden Weges hinübersetzte. Bei Hegyes am 6. Juli operirte dagegen O. deshalb verdienstvoll, weil er den Gegner mit Vorbedacht zum Aufmarsche nöthigte und, als er dessen Ueberzahl erkannt hatte, dem voraussichtlich nachtheiligen Gefechte gewandt auszuweichen wußte. Endlich kämpfte O. noch umsichtig in der Schlacht bei Hegyes am 14. Juli, während welcher ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde. O., der bis 1856 eine Division commandirte, 1856—1866 die Vertrauensstellung eines Oberlieutenants der Arcierenleibgarde begleitete und 1866 als General der Cavallerie in den Ruhestand trat, hat zeitlebens seine Pflicht mit jener Hingebung und Opferwilligkeit erfüllt, welche Kaiser und Vaterland von jedem Militär zu erwarten berechtigt sind. Vor allem charakterisirten ihn gute militärische Kenntnisse, scharfes Beobachten und richtiges Urtheilen, rasches Handeln, Sorgfalt für die Untergebenen und ein zum Besten des Einzelnen sowie Aller geübter, wohlwollender Ernst. Die ihm am 22. Febr. 1851 verliehene Freiherrnwürde wurde mit kaiserlicher Genehmigung am 18. Octbr. 1859 und 16. Septbr. 1865 an seine Neffen und Adoptivsöhne Gottfried und Gustav Adolf übertragen.

Wurzbach, Biogr. Lex. des Kaiserth. Oesterr., 21. Th., Wien 1870. — Strack, Die Generale der k. k. Armee, Wien 1850. — Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresienorden &c., Wien 1857. — Schweigerd, Oesterreichs Helden &c., 3. Bd., Wien 1854. — Gesch. d. k. k. 5. Hus.-Rgts. in Schels' öst. milit. Ztschr., 2. Bd., Wien 1834. — Victorin, Gesch. d. 7. Drag.-Rgts., Wien 1879. — (Windischgrätz), Der Winterfeldzug 1848—49 in Ungarn, Wien 1851.

Schz.

Oettinger: Eduard Maria Oe., belletristischer und historischer Schriftsteller, geb. am 19. Novbr. 1808 in Breslau, † am 26. Juni 1872 in Blasewitz bei Dresden, war der jüngste Sohn einstmals sehr reicher jüdischer Eltern, welche durch den Krieg verarmt waren. Er mußte wegen Mittellosigkeit, nachdem er das Gymnasium zu Maria Magdalena in Breslau bis zur Prima besucht hatte, seine Studienzeit abbrechen und ließ sich in Wien nieder, wo er den katholischen Glauben annahm. Hier entschied sich rasch sein Lebensberuf dadurch, daß er in Adolf Bäuerle einen väterlichen Freund fand, der seine schriftstellerische Begabung erkannte und ihn als Mitarbeiter an seiner Theaterzeitung in die journalistische Laufbahn einführte. Noch nicht 21 Jahre alt begann Oe. in Berlin ein humoristisch-satirisches Tageblatt „Eulenspiegel" selbständig herauszugeben, und das Walten preßpolizeilicher Behörden ward fortan die Macht, welche vorzugsweise auf den Gang seines äußeren Lebens bestimmend einwirkte. Ermüdet durch die Bedenklichkeiten seines Berliner Censors und angezogen durch den Ruf der bairischen Preßfreiheit hatte er Berlin verlassen und in München seinen Wohnsitz aufgeschlagen, um hier in Cotta's Verlag ein Tageblatt unter dem Titel „Das schwarze Gespenst" erscheinen zu lassen. Dieses Blatt wurde jedoch schon nach drei Monaten unterdrückt und Oe. selbst wegen seiner Entgegnungen auf ein den Schauspieler Eßlair in Schutz nehmendes Edict des Königs in Anklagestand versetzt, zwar freigesprochen, aber vom Könige des Landes verwiesen. Er unternahm nun eine Reise nach Frankreich, Belgien und Holland und versuchte alsdann nochmals sein Glück in Berlin. Aber es wiederholte sich dort, daß sein am 1. Octbr. 1830 neu begonnener „Till Eulenspiegel" dreizehn Monate später verboten wurde, und als ihm im October 1836, nachdem er bis dahin den „Berliner Figaro" redigirt hatte, die Erlaubniß zur Herausgabe einer neuen Zeitschrift versagt wurde, siedelte er nach Hamburg über. Von Hamburg wegzugehen, wo er mit der Zeitschrift „Argus" vielen Erfolg hatte, wurde er durch glänzende Versprechungen Bäuerle's veranlaßt, der ihm im Sommer 1838 die Stelle Saphir's an seiner Theaterzeitung übertrug. Oe. ahnte nicht, daß er schon wenige Wochen nach seiner Ankunft in Wien aus Oesterreich verbannt werden sollte und hierdurch, da auch der gegen ihn erlassene bairische Ausweisungsbefehl aufrecht erhalten wurde, genöthigt sein würde, eine Zuflucht in der Schweiz zu suchen. Sieben Monate hatte er in Zürich verbracht, als er sich von dort nach Stuttgart begab. Hier beschäftigte ihn der Buchhändler Cotta an dem Morgenblatt und der Allgemeinen Zeitung. Dies hinderte jedoch nicht, daß er den Entschluß faßte, Deutschland zu verlassen. Er beabsichtigte seinen Aufenthalt in Paris zu nehmen, erkrankte aber auf der Reise dahin in Mainz und ließ sich nach erfolgter Genesung von dem Mannheimer Buchhändler Heinrich Hoff bestimmen, die Redaction seines „Deutschen Postillons" zu übernehmen. Die letzten Jahrzehnte seines Lebens verbrachte Oe., einige Jahre ausgenommen, während deren er in Paris und Brüssel verweilte und an ersterem Orte 1853 eine Verhaftung wegen seines Romans „König Jerome" erlebte, in Sachsen, und zwar bewohnte er von 1842 an Leipzig, von 1861 an Dresden. In beiden Städten setzte er seine journalistische Thätigkeit fort und gab dort den „Charivari" und den „Narren-Almanach", hier kurze Zeit ein „Echo der Zeit", einen „Satanino" und einen „Drachen" heraus. — Mit seinen zahlreichen journalistischen Unternehmungen ist nun aber Oettinger's schriftstellerische Thätigkeit keineswegs erschöpft. Ueber ihren Umfang und Charakter belehrt uns ein von ihm selbst in dem 1868 erschienenen sechsten Bande seines Moniteur des Dates (S. 83) veröffentlichtes, auch Ungedrucktes enthaltendes Verzeichniß seiner Schriften, welches außer 12 von ihm redigirten Zeitschriften in fünf Unterabtheilungen und unter 69 Nummern „bibliographische",

„biographische und geschichtliche“, „dramatische“ und „lyrisch-poetische“ Werke nebst „Romanen, Novellen und Satyren“ aufzählt. Oe. war ein Vertreter jenes für den Geschmack des großen Publikums und den geschäftlichen Erfolg arbeitenden Litteratenthums, zu dessen Wesen auch die Massenhaftigkeit der litterarischen Production gehört. Aber er besaß die Gabe geistvoller Unterhaltung in hohem Grade und vereinigte mit ihr einen staunenswerthen Fleiß, den er freilich nicht selten in den Dienst eines allzu stark hervortretenden Sinnes für Curiositäten stellte. Zwei wahrhaft verdienstliche Werke aus seiner späteren Lebenszeit, die sich ihrem Inhalte und Zwecke nach von den meisten seiner übrigen erheblich unterscheiden, sind besonderer Erwähnung werth. Es sind seine „Bibliographie biographique“ und sein „Moniteur des Dates“, der nach seinem Tode von Hugo Schramm fortgesetzt wurde.

(Wollheim), E. M. Oettinger, auch ein Zeitgenosse, Heft 1, Hamburg 1837. — K. G. Nowack, Schlesisches Schriftsteller-Lexikon, Heft 5, Breslau 1841, S. 123—127. — Aug. de Reume, Notice bio-bibliographique sur M. E. M. Oettinger, Brux. 1854. — Neuer Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekwissenschaft, Jahrg. 1869, S. 1 ff., 45 ff. ꝛc. — Schröder, Lexikon der Hamb. Schriftsteller, Bd. 5, Hamb. 1870, S. 580 f. — v. Wurzbach, Biograph. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich, Th. 21, Wien 1870, S. 29 bis 34. — Illustrirte Zeitung 1872, 27. Juli, S. 63 f.

F. Schnorr von Carolsfeld.

Oettinger: Ludwig Oe., Mathematiker, geb. am 7. Mai 1797 in Edelfingen, einem an der Tauber gelegenen Dorfe, † am 10. Octbr. 1869 zu Freiburg im Breisgau. Auf dem Karlsruher Lyceum vorgebildet bezog O. die Universität Heidelberg, um dort Theologie, Philologie und Philosophie zu studiren. 1817 machte er ein theologisches Examen und wurde für kurze Zeit Pfarrer in Mundingen. Bald wandte er sich jedoch dem Lehrfache zu. Er wurde der Reihe nach Lehrer am Pädagogium zu Lörrach 1818, Director des Pädagogiums zu Durlach 1820, Professor am Gymnasium zu Heidelberg 1822 und daneben Privatdocent an der dortigen Universität 1831, endlich ordentlicher Professor der Mathematik an der Universität Freiburg 1836. O. gehörte seiner Entwicklung nach der combinatorischen Schule an, zu deren geistvolleren und kenntnißreicheren Gliedern er gezählt werden muß. Seine Hauptverdienste erwarb er sich daher in Schriften, welche dem combinatorischen Gebiete angehören. Wir nennen die „Lehre von den Combinationen nach einem neuen System bearbeitet und erweitert“, 1837, die „Theorie der Lotterieanlehen nebst einer Methode, den Werth eines Capitals bei verschiedenem Zinsfuße und dem hieraus sich ergebenden Curs zu bestimmen mit Rücksicht auf großherzogl. badische Staatsanlehen“, 1843, die „Anleitung zu finanziellen, politischen und juridischen Rechnungen“, 1845, als Werke, die noch keineswegs veraltet und mit großem Nutzen angewandt werden können, um sich die betreffenden, insbesondere höheren Finanzbeamten nöthigen Kenntnisse zu erwerben. Anwendungen der Combinatorik auf Gegenstände der Analysis wie die „Forschungen in dem Gebiete der höheren Analysis mit den Resultaten und ihrer Anwendung“ 1831, wie eine Art Summen- und Differenzenrechnung, welche unter dem Titel „Aufstufung der einfachen Functionen“ Bd. XI bis XVI des Crelle'schen Journals, wie die „Untersuchungen über die analytischen Facultäten“, Bd XXXIII, XXXV, XXXVIII, XLIV der gleichen Zeitschrift und Aehnliches darf man dagegen nur mit Vorsicht lesen, da die Benutzung unendlicher Reihen sowie manche Grenzübergänge als leichtfertiger bezeichnet werden müssen, als der Mathematiker sie sich gestatten darf. Den Nachweis dafür hat Weierstraß in seiner Facultätenabhandlung (Crelle LI) geführt. O. hat in einer Abhandlung die Vorstellungen der alten Griechen und Römer über die Erde als Himmelskörper 1850 und in der Bearbeitung

verschiedener Artikel für Pauly's Realencyklopädie der classischen Alterthumswissenschaft auch gezeigt, daß ihm Interesse für die Geschichte seiner Wissenschaft innewohnte.

Poggendorff, Biogr.-litter. Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften, Bd. II, S. 313—314. — v. Weech, Badische Biographien, Bd. II, S. 114 (unterzeichnet J. Lüroth). Cantor.

Oettl: Georg v. Oe., Bischof von Eichstätt. Comthur des königlich baierischen Verdienstordens vom hl. Michael, Ritter des Civilverdienstordens der baierischen Krone, Großkreuz des königl. sicil. Constantinordens und des königl. griechischen Erlöserordens, Ritter des Ordens vom hl. Grabe rc., geb. am 26. Januar 1794 zu Gängham, in der damals salzburgischen, nun oberbairischen Pfarre Palling, † zu Eichstätt am 6. Febr. 1866. Ob seiner hervorragenden Talente wurde er, der Sohn einfacher und wohlhabender Landleute, zum Studiren bestimmt, machte mit ausgezeichnetem Erfolge die Gymnasial- und philosophischen Studien zu Salzburg, die theologischen zu Landshut, empfing am 15. Septbr. 1817 die priesterliche Weihe und wirkte zunächst als Coadjutor im Markte Schwaben und vom 10. Januar 1820 als Cooperator in Zolling bei Freising mit glühendem Eifer und Begeisterung in der Seelsorge; doch im nämlichen Jahre noch wurde er diesem Berufe entzogen, indem er auf Empfehlung seines ehemaligen Professors Sailer, der ihn in Landshut überaus liebgewonnen, am 20. December als Religionslehrer der Prinzen und Prinzessinnen des Kronprinzen und nachherigen Königs von Baiern Ludwig I. erkiest wurde. In dieser Vertrauensstellung blieb er bis zum Jahre 1829, in welchem er durch Verleihung des königl. Civilverdienstordens zum Canonicus und bald darauf (2. Decbr. 1832) zum Dechanten des Metropolitancapitels von München-Freising ernannt wurde. Durch volle 18 Jahre wirkte Oe. segensreich an diesem Platze, geleitet von echt kirchlichen Grundsätzen und getragen vom Vertrauen seines Königs. Die Stiftung Metten's ist neben Sailer hauptsächlich auf ihn zurückzuführen; die Wiederaufrichtung von Frauen-Chiemsee, die Gründung Altomünsters, die Einführung der Frauen vom guten Hirten, die Berufung der Schul- und barmherzigen Schwestern ist zumeist ihm zu verdanken; im Streit über die gemischten Ehen ist hauptsächlich seiner Intervention das versöhnliche, Kirche und Staat befriedigende Gesetz zuzuschreiben; um anderes zu übergehen, sei nur noch erwähnt, daß er von jeher ein Freund wissenschaftlicher Bestrebungen auch mit den Koryphäen derselben in näheren Contact trat und allwöchentlich eine Anzahl derselben, wie Görres, Schelling, Ringseis, Baader, Fuchs, Kerz, Lasaulx, Möhler u. a. zu neuer geistiger Anregung und freundschaftlichem Ideenaustausch um sich zu versammeln pflegte. Er war auch Vorstand des katholischen Büchervereins. Allgemein geachtet und geehrt wurde er am 3. Octbr. 1846 auf den Bischofsstuhl von Eichstätt, der durch die Berufung des Grafen Karl August v. Reisach auf das Erzbisthum München-Freising erledigt war, erhoben und nach erfolgter Präconisation in Rom am 21. Decbr. und seiner Consecration in München am 7. Febr. 1847, feierlich am 18. Febr. desselben Jahres in seine neue Kathedrale eingeführt. Was er nun als Bischof im treuen Anschlusse an Rom für Clerus und Volk gethan und gewirkt, ist in Aller dankbarem Andenken. Die Ausgestaltung und Dotirung des Seminarium Wilibaldianum ist ihm nach vielen Mühen, Sorgen und Kämpfen gelungen; die Gründung des Vincentius- und Walburgisvereines zum Troste und Hülfe der Armen ist sein Werk; die einheitliche Regelung der Seelsorge durch Einführung der Instructio pastoralis. die Abhaltung jährlicher Capitelcongresse zur Berathung schwebender kirchlicher Fragen von Wichtigkeit, die Pastoralconferenzen, die Begründung eines eigenen Pastoralblattes für die Diöcese, die regelmäßigen

Priesterexercitien, alles das u. a. knüpft sich an Oettl's Namen; in Wohl... und Frömmigkeit, in Geduld und Arbeitseifer war er Allen ein leuchtendes Vorbild. „Doch auch alles, was überhaupt menschlich groß, edel und ... was geeignet ist, die Errungenschaften des menschlichen Geistes auf ... irdischen Pilgerfahrt zu mehren, auch wenn es nicht gerade unmittelbar ... und kirchliche Gebiete berührte, konnte seiner Achtung und thätigen Förder... gewiß sein." In seinem 63. Lebensjahr (1857) traf ihn noch die herbe ... fung, daß er, der Mann rastlosen Arbeitens, das Augenlicht verlor; doch ... diesen Schlag ertrug er mit gewohnter Geduld, und von der äußeren Welt ... geschlossen, steigerte und schärfte sich nur seine geistige Thätigkeit, bis ihr ... wartet am 2. Febr. 1866 ein Schlaganfall ein Ziel setzte, der ihn am 6. ... selben Monats in das bessere Jenseits hinüberführte, nachdem er durch ... 19 Jahre ruhmvoll seiner Diöcese vorgestanden.

Vgl. Lebensabriß Georgs . . . Bischofs von Eichstätt, veröffentlicht ... Namen und Auftrag des trauernden bischöflichen Domcapitels im Eich... Pastoral-Blatte, Jahrg. 1866. S. 41—60. P. Ant. Wei...

Ottmer: Karl Theodor O., berühmter Architekt, geb. am 19. Jan. 1800 in Braunschweig, † am 22. August 1843 in Berlin. Er offen... bereits in früher Jugend Talent für Kunst und entschied sich, während er ... bis 1819 das Collegium Carolinum seiner Vaterstadt besuchte, für das B... fach, in dem er zur Zeit seiner Studien auch bereits thätig war. Prak... vorgebildet kam er 1822 nach Berlin, um die Vorlesungen an der Bauaka... zu besuchen. Er concurrirte für den Bau des königsstädter Theaters b... und erhielt den Preis und brachte, trotz Neidern und Feinden den Bau ... Ende, der sich in seiner Construction für Optik und Akustik günstig er... Der Künstler wurde bei Eröffnung des Theaters unter großem Beifalle ... vom kunstsinnigen Publikum hervorgerufen. Darauf baute er in Berlin ... Singakademie, die 1827 vollendet wurde. Durch diese Bauten wurde ... Meisters Ruhm begründet und er von vielen Städten zum Bau von The... angegangen, aber er wollte vorher seiner Sehnsucht nach Italien genügen ... wohin er sich im Herbst 1827 begab, um dort im Angesicht der edlen cl... Kunstbauten seine Studien zu vollenden. Außer Rom besuchte er auch ... und Pästum. Im J. 1829 kehrte er nach Deutschland zurück; er sollte ... Dresden ein neues Theater bauen, doch zerschlug sich dieser Plan; aber ... Künstler feierte keineswegs, da der Herzog von Meiningen ihn berief ... Theater zu bauen. Im folgenden Jahre kehrte O. nach seiner Vaterstadt ... die der Schauplatz seiner reichsten und herrlichsten Thätigkeit wurde. Er ... das herzogliche Lustschloß Richmond im angelsächsischen Stil (nicht ... endet), das Hoftheater in Braunschweig und im Schloß zu Wolfenb... letzteres im altdeutschen Stile, die Kaserne, mehrere Privathäuser, viele Förste... des Herzogthums sowie Stationshäuser der Eisenbahn. Auch wissenschaftlich ... der Künstler thätig. Er gab 1830 die erste Abtheilung seiner „Architekton... Mittheilungen" heraus, die zweite Abtheilung erschien 1838. Sein Haupt... in Braunschweig, wie überhaupt seines Lebens, ist der imposante Bau ... herzoglichen Schlosses in Braunschweig, der ihm vom Herzog Wilhelm ... getragen wurde, nachdem 1830 das alte Schloß in Folge der Revolution ... stört und verbrannt worden. Ursprünglich sollte nach dem Plane des M... die Hauptfaçade des Schlosses durch Nebengebäude und Arkaden flankirt ... wie sein noch erhaltener Plan zeigt, und es ist Schade, daß von diesem ... danken abgegangen wurde, da sich die mächtige Baugruppe malerischer ... haben würde. Aber auch so ist das Schloß ein echt fürstliches Wohnhaus ... dem sich Eleganz und Bequemlichkeit in allen Theilen offenbart. O. ...

neben voller Kenntniß der architektonischen Aufgaben zugleich eine reiche Phantasie und lebendigen Sinn für Pracht und Anmuth der Decoration und einen feinen malerischen Geschmack. Er war Hofbaurath, der Herzog verlieh ihm den Ritterorden Heinrichs des Löwen und mehrere gelehrte Gesellschaften zählten ihn zu ihrem Mitgliede. Wegen einer schmerzlichen Krankheit suchte er in Berlin Hilfe, die er nicht fand.

S. Brunonia, Monatsschrift 1839. — Zeitschr. für prakt. Baukunst, 1843.
Wessely.

Otto I., der Große, deutscher König und römischer Kaiser, geb. am 23. November 912, † am 7. Mai 973, war der älteste Sohn aus der im J. 909 geschlossenen Ehe König Heinrichs I. mit der Mathilde, einer Dame aus edelstem sächsischen Geschlecht, das seinen Ursprung auf den Herzog Widukind, den in Geschichte und Sage berühmten Gegner Karls d. Gr. zurückführte. Vor dieser Ehe war König Heinrich schon eine andere Verbindung eingegangen, indem er die Tochter des Grafen Erwin vom Hassegau und Friesenfeld, Hatheburg, heimführte; allein da Hatheburg, als sie Heinrich die Hand reichte, bereits Witwe war und den Schleier genommen hatte, galt diese Verbindung der Kirche als unrechtmäßig und ward nach einigen Jahren, und nachdem ihr ein Sohn Thankmar entsprossen war, von Heinrich gelöst. Das reiche Erbe Hatheburgs behielt Heinrich dabei gleichwol in seinem Besitz und versagte es auch Thankmar, der, wenngleich mit anderer nicht unansehnlicher Ausstattung später entschädigt, dies Verfahren des Vaters immer und nicht ohne Grund als schwere Kränkung seines Rechts empfunden hat. Aus Heinrichs Ehe mit Mathilden sind nach Otto's Geburt noch vier Kinder hervorgegangen: zwei Töchter, Gerberga und Hadwig, die vor, und zwei Söhne, Heinrich und Bruno, die wahrscheinlich beide nach 919, dem Jahr der Thronbesteigung des Vaters, das Licht der Welt erblickten.

Noch nicht sieben Jahre zählte der junge O., als die Wahl der Franken und Sachsen seinen Vater zum König des deutschen Volkes erhob (Mai 919). Seine Knabenjahre, über deren Erlebnisse und Eindrücke es uns völlig an Nachrichten fehlt, verstrichen während der Kämpfe, die der Vater um die Gründung oder Herstellung des Reiches im Süden und Westen desselben zu führen hatte; er war schon ein waffenfähiger Jüngling, als die Kriege mit den slavischen Völkerschaften des Ostens begannen, deren Unterwerfung für die Interessen des sächsischen Stammes besonders wichtig war. Daß der junge Königssohn während dieser Kriege thatenlos daheim gesessen habe, wird man kaum annehmen dürfen, wenngleich keine Quelle von seiner Theilnahme an denselben etwas zu melden weiß; vielleicht hat er selbst in irgend einem dieser Kämpfe jene slavische Häuptlingstochter gefangen heimgeführt, der er sich dann in Liebe zuwandte und die ihm — wahrscheinlich im Jahre 929 — einen Sohn, den nachmaligen Erzbischof Wilhelm von Mainz, gebar. Gerade diese Verbindung aber wird den Vater veranlaßt haben, die Vermählung seines Sohnes mit einer ebenbürtigen Gattin zu beschleunigen; wohl noch im Jahre 929 ward sie geschlossen; die Braut war Edgitha, die Tochter des fünf Jahre zuvor verstorbenen englischen Königs Eadward, deren Hand Heinrich von ihrem Bruder König Aethelstan durch eine übers Meer geschickte Gesandtschaft erbeten hatte. Die Hochzeit wurde mit glänzendem Gepränge gefeiert; sie bildete gleichsam eine Nachfeier zu dem entscheidenden Siege, den der König am 4. September bei Lenzen über die Wenden davongetragen hatte. Im Zusammenhang aber mit dieser Begründung eines selbständigen Haushalts durch den jungen O. stand es, wenn gleichzeitig die Verhältnisse des königlichen Hauses neu geordnet wurden; wie Otto's Gemahlin das noch zu großen Dingen bestimmte Magdeburg als Witthum em-

pfing, so wurden auch der Königin Mathilde noch einmal die ihr zugesprochenen Dotalgüter: Quedlinburg, Nordhausen, Pöhlde, Grone und Duderstadt verbrieft; indem O. dieser urkundlichen Verfügung des Vaters in aller Form seine Zustimmung ertheilte, ward er gewissermaßen als der eigentliche Erbe der väterlichen Stellung proclamirt.

Doch nicht ganz unbestritten sollte ihm dieselbe zu Theil werden. Zwar der ältere Stiefbruder Thankmar konnte, nachdem die Ehe seiner Eltern als unrechtmäßig gelöst war, nicht wohl den Ansprüchen Otto's entgegentreten. Dagegen war es Mathildens zweiter Sohn Heinrich (geboren zwischen 919 und 922), für den sich manche Stimme erheben mochte. Zwischen ihm und O. bestand ein merkwürdiger Gegensatz. Während O. in seinem ganzen Wesen mehr der Mutter geglichen zu haben scheint, von der er insbesondere den ausgesprochen kirchlichen Sinn und das mächtig hervortretende Herrscherbewußtsein geerbt haben mag, war Heinrich nicht nur in seiner von jugendlicher Schönheit strahlenden äußeren Erscheinung ganz das Ebenbild des Vaters, sondern auch ein oder der andere Charakterzug des Königs schien in diesem gleichnamigen Sohn getreuer wiederzukehren, als in dem älteren Bruder. Trotzdem oder vielleicht ebendeswegen bevorzugte die Mutter Heinrich; eine nicht wohl anzuzweifelnde Ueberlieferung bezeugt, daß Mathilde diesem, nicht O. die Nachfolge im Reich zuzuwenden wünschte. Derartigen Bestrebungen kam es zu statten, daß einerseits eine feste Thronfolgeordnung mit einem unbestreitbaren Vorzug des Erstgeborenen in Deutschland nicht bestand, andererseits Heinrich nach einer gerade im zehnten Jahrhundert mehrfach wiederkehrenden Anschauung sich rühmen konnte, edleren Blutes zu sein: war er doch der Sohn König Heinrichs, während O. dem Vater, solange er nur sächsischer Herzog hieß, geboren war.

Unsere durch höfische Rücksichten aller Art beeinflußten Quellen machen uns leider eine genauere Erkenntniß dieser im königlichen Hause bestehenden Gegensätze sowie ihrer Aeußerungen und Wirkungen unmöglich. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach hängt es mit ihnen zusammen, daß König Heinrich gegen die Sitte fränkischer Herrscher erst in seinem letzten Regierungsjahre, da er schon etwa das sechzigste Lebensjahr erreicht hatte und vom Schlage getroffen sein Ende nahe fühlen mochte, Fürsorge für die Sicherung der Nachfolge zu treffen sich entschloß. Dann freilich entschied er sich gegen die Wünsche seiner Gemahlin. Auf einer Versammlung der Großen des Reichs, die er nach Erfurt berief, bestellte er sein Haus. Er vertheilte seine Erbgüter und Schätze unter seine Söhne und designirte O. zu seinem Nachfolger im Reich. Nach dem Zeugniß Widukinds wird man nicht bezweifeln dürfen, daß diese Verfügung Heinrichs, wenn sie gleich an sich keine rechtsverbindliche Wirkung hatte, in irgend welcher Form von den anwesenden Grafen anerkannt wurde: kam es auch in Erfurt noch nicht zu einer förmlichen Wahl Otto's, so konnte doch nach dem, was hier geschehen war, seine Thronfolge als gesichert betrachtet werden.

Nicht lange nach dem Erfurter Act, am 2. Juli 936, starb König Heinrich. Ob sein gleichnamiger Sohn nach dem Tode des Vaters noch einmal den Versuch erneuert hat, dessen letztwillige Anordnung zu durchkreuzen, wie man aus dem Bericht eines gleichzeitigen, aber den deutschen Dingen doch ferner stehenden Chronisten hat folgern wollen, müssen wir dahingestellt sein lassen; wenn etwas derartiges geschehen ist, so sind diese Versuche jedenfalls erfolglos geblieben. Auch darüber, welcherlei Verhandlungen zwischen den Fürsten in dem auf den Tod des Königs folgenden Monat etwa gepflogen sind, läßt sich den dürftigen und mehrdeutigen Worten unserer Quellen nichts bestimmteres entnehmen; gewiß ist nur, daß auf den Anfang des August eine allgemeine Wahlversammlung in

der alten Kaiserpfalz zu Aachen anberaumt wurde, auf der die Herzoge und andere geistliche und weltliche Große des Reiches sich einfanden. Von diesen ward O. feierlich zum König gewählt, und ihre Wahl ward, nachdem sie zunächst dem neuen Herrscher vasallitische Huldigung geleistet hatten, von dem in dem herrlichen Münster zahlreich versammelten Volk am 7. oder 8. August 936 mit erhobenen Händen und lautem freudigen Zuruf bestätigt. Gleichzeitig aber ward noch ein anderer Act vollzogen, welcher der Herrschaft Otto's von vornherein einen ihr stets eigen gebliebenen und sie von derjenigen des Vaters bestimmt unterscheidenden Charakter aufprägte. Heinrich hatte einst nach seiner Wahl in Fritzlar die ihm von dem Erzbischof von Mainz angebotene Salbung und Krönung, aus welchen Gründen immer, mit bescheidenen Worten, aber in bestimmtester Weise abgelehnt und seine Weigerung hatte zwar den Beifall des Volkes gefunden, ihm aber von Seiten der Geistlichkeit manchen Tadel zugezogen. O., der am Tage von Aachen die gewohnte sächsische Tracht mit der fränkischen vertauscht hatte, ließ es geschehen, daß ihn Erzbischof Hildebert von Mainz (der Erzbischof von Trier hatte den Anspruch auf die Vollziehung der Handlung aufgeben müssen, und der von Köln mußte sich mit der Rolle eines Assistenten bei derselben begnügen) in feierlichen Formen und unter eindringlichen Mahnungen an seine Regentenpflichten mit den Insignien der Herrschaft bekleidete und ihn zum König salbte und krönte. So ward gleich im Anfang der neuen Regierung kund gethan, daß dieselbe eine andere Haltung gegenüber der Kirche einnehmen würde, als die des letzten Herrschers gewesen war; und zweifellos mit bewußter Absicht ward an das karolingische Herkommen wieder angeknüpft, von dem der Vorgänger sich entfernt hatte.

Ein feierliches Mahl beschloß nach alter Sitte den Krönungsact. Während der Tafel des Königs versahen die vier Herzoge Giselbert von Lothringen, Hermann von Schwaben, Eberhard von Franken, Arnulf von Baiern persönlich den Dienst. Willig hatten sie sich, wie vorher durch die Huldigung so jetzt durch diesen Hofdienst dem neuen Herrscher untergeordnet; nichts ließ an diesem glücklichen Augusttage die schweren Conflicte voraussehen, zu denen es bald zwischen dem König und den Vertretern und Leitern der einzelnen deutschen Stämme kommen sollte.

Wie sich das Verhältniß der Herzoge zur Krone unter Heinrich I. gestaltet hatte, war es nach manchen Beziehungen hin noch unbestimmt, ja unklar und schwankend. Sie waren des Königs Vasallen, sie erkannten seine Oberherrschaft über das ganze Reich an; aber wie weit die Befugnisse dieser Oberherrschaft in die Regierung der einzelnen Stämme eingreifen durften, das bestimmte von einzelnen Punkten abgesehen keine vertrags- oder gesetzmäßige Ordnung. Das Verhältniß war neu und hatte in keiner früheren Bildung der karolingisch-fränkischen Geschichte eine völlig zutreffende Analogie; ein Gewohnheitsrecht, das neue Normen schaffen sollte, konnte sich erst in längerer Praxis ausbilden. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß O. entschlossen war, dieser Rechtsbildung eine andere Richtung zu geben, als die unter seinem Vater eingeschlagene war, daß er das Herzogthum in eine entschiedenere und straffere Abhängigkeit vom Königthum zu versetzen suchte. Heinrich war selbst aus dem Kreise der Herzoge hervorgegangen und hatte einst ihr Recht gegen König Konrad vertreten, O. war als Sohn eines Königs herangewachsen: das erklärt den Unterschied ihrer Auffassung zur Genüge.

Diejenige Otto's fand bald Gelegenheit sich zu bethätigen. Im J. 937 lehnte sich Bruning, ein sächsischer Vasall Eberhards von Franken, dem auch der sächsische Hessengau unterstellt war, gegen den Herzog auf. Eberhard griff zur Selbsthülfe, die ihm gestattet schien, und durch die er des Königs Recht

nicht zu kränken meinte; er überfiel und verbrannte eine Burg ..
erschlug deren Besatzung. O. aber machte sofort die königliche
geltend; er berief Eberhard und die vornehmsten seiner Mannen
Richterstuhl, verurtheilte jenen zu schwerer Buße, diese zu der
Strafe, Hunde nach der königlichen Pfalz zu Magdeburg zu traa..
die Strafe verbüßt war, suchte der König die Gezüchtigten durch
reiche Geschenke zu versöhnen: aber in ingrimmiger Erbitterung
Franken vom Hofe des sächsischen Königs.

Nicht lange darauf, am 14. Juli 937, verschied Herzog Arnu..
dem Heinrich einst, um ihn zur Unterwerfung zu bewegen, die ..
ständnisse gemacht, insbesondere das Recht übertragen hatte, ..
innerhalb seines Herzogthums zu besetzen. Er hinterließ mehrere ..
ältester Eberhard war, und die ohne Frage die Erben der vät..
in ihrem vollen Umfang zu sein glaubten. Hat O. ihnen dies..
räumen wollen? Folgt man lediglich den kurzen Berichten unser..
denen freilich hier wie sonst die Gesichtspunkte der Opposition g..
nirgends zum Ausdruck gelangen, so haben Arnulfs Söhne in ..
muth dem König die Huldigung geweigert, auf eigene Hand ..
Gewalt ergriffen und die Empörung gegen den Herrscher beschloss..
erst ihr mächtiger Vater willig Treue gelobt hatte. Ihr Verfah..
verständlich, und jeder Versuch, dasselbe aus politischen Gründen
stößt auf große Schwierigkeiten. Leicht erklärbar aber wird dasselbe
unter Berücksichtigung einer Stelle Thietmars von Merseburg (1, 1..
leicht darauf hindeutet, die Vermuthung wagen, daß O. den Erb..
das jenem von Heinrich übertragene Recht der Besetzung der Bis..
hat zugestehen wollen. Der König würde damit nur einer ihm in..
wohnenden Ueberzeugung von den mit seiner Krone verbundenen
rechten gefolgt sein, und er würde zugleich ganz im Sinne der k..
schauungen gehandelt haben, die es ohnehin als ein Unrecht empfa..
eine andere Person als der oberste Landesherr über die höchsten
Aemter verfügte; von den Söhnen Arnulfs aber würde man le..
daß sie, wenn O. ihnen dasjenige Zugeständniß versagte, auf Grun..
ihr Vater sich Heinrich unterworfen hatte, auch ihrerseits sich we..
Huldigung zu leisten, und daß sie sich anschickten, was sie für ihr ..
mit den Waffen in der Hand zu behaupten.

Indem nun so in Baiern ein Conflict ausbrach, bereitete sich
Sachsen eine Erhebung gegen den König vor. Etwa um dieselbe
Arnulf von Baiern war der sächsische Graf Siegfried verstorben
sehenste Mann Sachsens, dem König Heinrich durch seine erste Eh..
burg verschwägert, Graf oder Markgraf im Hessengau und einigen ..
an die slavische Grenze stoßenden Gebieten. Wie Heinrich, so hat
O. große Gunst geschenkt; er hatte ihm eben noch, während er se..
Krönung nach Westen begab, die Leitung Sachsens übertragen und
zum Pfleger seines Bruders Heinrich bestellt. Je mehr diese Stellun..
auf dem persönlichen Vertrauen Otto's beruhte, um so weniger m..
König jetzt seinem Halbbruder Thankmar verleihen, der auf die erled..
Ansprüche erhob; er ernannte den Grafen Gero (s. A. D. B. IX, 38) au..
zuerst bedeutsamer in die Geschichte eintretenden Geschlecht zum Nac..
frieds. Ob auch hier kirchliche Anschauungen zu Grunde lagen, die de..
einer kirchlich verbotenen Ehe das Erbrecht versagten, ob etwa
Mathildens, die dem Sohn der Hatheburg schwerlich gewogen war,
gemacht hat, vermögen wir nicht zu sagen: gewiß ist nur, daß der ..

sein Vorgehen zu den Gegnern in Franken und Baiern sich auch solche in Sachsen geschaffen hat.

O. versuchte zunächst in Baiern einzugreifen, allein ein Zug dorthin, den er zu Anfang des Jahres 938 unternahm, verlief ergebnißlos und endete mit dem Rückzug des Königs. Ebensowenig gelang es auf einer Versammlung des sächsischen Stammes zu Steele bei Essen an der Ruhr die Ruhe in Sachsen herzustellen: weder Thankmar noch seine Anhänger, noch der wegen der Bevorzugung seines Bruders Hermann, des späteren Sachsenherzogs, gegen O. erbitterte Graf Wichmann erschienen auf dem Landtage. Vielmehr traten die verschiedenen Führer der Opposition in Sachsen und Franken mit einander in Verbindung und verschlimmerten dadurch die Lage des Königs. Thankmar überfiel die dem König gehörige Burg Belecke in Westfalen, auf der sich sein Stiefbruder Heinrich befand, nahm sie ein und führte den Bruder des Königs in Fesseln fort: er gab ihn Eberhard von Franken in Gewahrsam, der damit seinen Abfall vom Könige offen kundthat. Zunächst besetzte Thankmar die Eresburg (Stadtberge) an der Diemel und suchte von hier aus die umliegende Gegend mit Raub- und Plünderungszügen heim. Im Juli 938 zog darauf O. mit starker Macht gegen die Eresburg; die Bewohner öffneten ihm die Thore; Thankmar flüchtete in die Kirche, aber die Vasallen Heinrichs, die sich dem Heere des Königs angeschlossen hatten, verfolgten ihn bis in die geheiligte Stätte, und vor dem Altar wurde der Stiefbruder des Königs erschlagen. O. soll die That mißbilligt haben, aber er strafte den Thäter nicht, während er gegen die gefangenen Anhänger Thankmars aufs strengste einschritt.

Nach dem Tode Thankmars war die Ruhe in Sachsen bald wieder hergestellt, zumal Wichmann schon vorher zum Gehorsam gegen den König zurückgekehrt war; aber auch Eberhard war durch das Schicksal seines sächsischen Bundesgenossen gewarnt und entmuthigt; er suchte die Vermittlung Heinrichs, seines Gefangenen zu gewinnen und durch diese die Gnade des Königs. Damals zuerst offenbarte Heinrich seinen treulosen und unzuverlässigen Charakter. Er versöhnte sich mit dem Herzog, aber nur unter der Bedingung einer gemeinsamen Verschwörung gegen den König, die ihm selbst die lange erstrebte Krone verschaffen sollte; daraufhin freigelassen, wurde er von Otto freundlich und arglos aufgenommen. Auch Eberhard unterwarf sich demnächst unter Vermittelung des Erzbischofs Friedrich von Mainz, der sich Heinrich angeschlossen haben wird; um ihn nicht ganz ungestraft zu lassen, wurde er zu kurzer Haft in Hildesheim verurtheilt, bald aber völlig begnadigt. Ob Eberhard aber wirklich aufrichtig auf die Pläne Heinrichs eingegangen ist, muß dahingestellt bleiben; nach einem nicht unglaubwürdig erscheinenden Bericht war sein Gedanke, die beiden sächsischen Brüder sich untereinander aufreiben zu lassen und so dem eigenen Hause die Krone wiederzugewinnen — ein Gedanke ganz im Charakter dieser Zeit und dieser Menschen.

O. hatte durch diese Vorgänge in Sachsen und Franken freie Hand erhalten und als er noch im Herbst des Jahres ein zweites Mal nach Baiern zog, trug er einen vollständigen Erfolg davon. Er unterwarf das Land, vertrieb Eberhard, Arnulfs Sohn aus demselben und verlieh das Herzogthum dem Bruder Arnulfs, Berchthold, welcher sich allen Einschränkungen der herzoglichen Gewalt fügte, die der König anordnete. Die wichtigste derselben war der Verlust jenes Hoheitsrechtes über die Landesbisthümer, um dessen willen, wie wir vermutheten, der Streit ausgebrochen war; doch kam wahrscheinlich noch anderes hinzu: eine Verkleinerung des herzoglichen Amtssprengels durch die Abtrennung des Vinschgaues und des Engadins, die zu Rhätien geschlagen wurden; die Herausgabe der karolingischen Krongüter, welche in Baiern mit dem Herzogsgut

verschmolzen gewesen zu sein scheinen; die Restitution wenigstens eines Theiles der den bairischen Bisthümern in den letzten Jahrzehnten verloren gegangenen Besitzungen; endlich die Schöpfung oder Erneuerung eines bairischen Pfalzgrafenamtes, das ein Gegengewicht gegen das Herzogthum werden konnte.

So schien zu Ende des Jahres 938 das Reich im inneren vollständig beruhigt zu sein; aber nur scheinbar war das der Fall. Heinrich, jetzt der Leiter aller gegen seinen königlichen Bruder gerichteten Unternehmungen, bereitete mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln einen neuen Aufstand vor. Es war von entscheidender Bedeutung, daß er sich zu Anfang 939 nach Lothringen begab und seinen Schwager Gisilbert zum offenen Anschluß an seine Sache bewog. Dessen Motive bleiben dunkel; unruhig und unzuverlässig war er immer gewesen, und mit Eberhard von Franken verknüpften ihn innige Freundschaftsbande. Bereits 938 während der ersten Erhebung Eberhards und Thankmars war seine Haltung verdächtig gewesen: dann soll er der Verschwörung Eberhards und Heinrichs nicht fern gestanden haben; doch hatte er bisher den Schein der Treue gegen O. zu bewahren gewußt. Wenn er sich jetzt mit den Aufständischen offen verband, so hat ihn dazu kaum, wie man gemeint hat, der Gedanke bewogen, sein Herzogthum in ein unabhängiges Königreich zu verwandeln: daß ein selbständiges lothringisches Reich zwischen Deutschland und Frankreich sich nicht behaupten könne, wird ein so berechnender Politiker, wie Giselbert war, sich nicht verhehlt haben; eher ist es möglich, daß er einen Anschluß an das westfränkische Reich plante, unter dessen schwachen Königen die Macht der großen Vasallen bessere Aussichten hatte sich zu behaupten, als unter dem so energisch die Rechte der Krone wahrnehmenden Regiment der deutschen Herrscher.

O. verfolgte seinen Bruder mit Heeresmacht an den Niederrhein: bei Birten unweit Xanten kam es zum Treffen mit den Schaaren Heinrichs und Giselberts. Nur ein kleiner Theil des königlichen Heeres befand sich bereits am linken Ufer des Rheins, als die Feinde angriffen; der König selbst mit dem größten Theil seiner Mannschaften konnte ihnen keine Hilfe bringen, weil es ihm an Schiffen fehlte, um über den Fluß zu setzen. Während O. mit seinem ganzen Heere am rechten Ufer des Stromes auf die Kniee sank und in inbrünstigem Gebet Gottes Beistand anflehte — ein denkwürdiges und für die Sinnesart des Königs überaus charakteristisches Bild — begann drüben der Kampf. Die Königlichen, obwohl in der Minderzahl, behaupteten den Sieg; Heinrich, selbst nicht unbedeutend verletzt, suchte mit Giselbert sein Heil in der Flucht. In Sachsen ward das Gerücht verbreitet, er sei gefallen: darauf ergab sich die Mehrzahl seiner Burgen; nur Merseburg und Scheidungen hielten sich und in die erstere Veste warf sich Heinrich selbst. Hier schloß ihn O. ein und zwang ihn nach zweimonatlicher Belagerung zur Uebergabe der Festung unter der Bedingung freien Abzuges. Der Kampf war freilich damit noch nicht zu Ende. Heinrich begab sich abermals nach Lothringen, dessen Herzog Giselbert mit seinen Großen jetzt dem westfränkischen König Ludwig huldigte. Letzterer eilte in Folge dessen nach Lothringen und fiel von hier aus in den Elsaß ein. Inzwischen hatte sich auch Eberhard von Franken erhoben und durch seine Leute die elsässische Veste Breisach besetzen lassen, offenbar um dem westfränkischen Könige die Hand zu reichen, während er selbst sich mit Giselbert — wohl in der Gegend des Mittelrheins — vereinigte. O., dessen Lage auch nach den Erfolgen des Frühjahres keineswegs unbedenklich war, begab sich zunächst nach dem Elsaß, um die Franzosen aus dem Lande zu treiben, und belagerte, nachdem Ludwig sich schon vor seiner Ankunft zurückgezogen hatte, Breisach. Von hier aus ließ er durch den Erzbischof Friedrich von Mainz, der im Vorjahre für Eberhard eingetreten war, Verhandlungen mit dem Herzoge anknüpfen, die auch zum

schluß eines von Friedrich eidlich bekräftigten Vertrages führten. Die Be-
:gungen desselben sind uns nicht bekannt: sicher ist aber, daß O. den Vertrag
ht ratificirte; und daß er dadurch nicht nur den Erzbischof sich zum Feinde
.chte, sondern mit diesem auch zahlreiche andere Vassallen, geistliche und weltliche
oße des Reichs, die das Verfahren des Königs in dieser Angelegenheit nicht ge-
ligt zu haben scheinen. So wurde seine Lage abermals eine höchst gefährliche.
: Truppen der verbündeten Herzoge überschritten bei Andernach den Rhein und
ternahmen einen Plünderungszug in das rechtsrheinische Gebiet; auf die
nde von diesem Ereigniß verließen Friedrich von Mainz, der Bischof von
raßburg und mehrere andere Bischöfe und Grafen das königliche Lager und
ter denen die zurückblieben, verbreiteten sich Schrecken und Muthlosigkeit; nur
· König selbst bewahrte auch in dieser Lage seine volle Geistesgegenwart, und
erschütterliches Gottvertrauen hielt ihn aufrecht.

Ein nicht vorherzusehendes Ereigniß rechtfertigte die Zuversicht Otto's und
)rte einen gänzlichen Umschwung der Lage herbei. Als die Herzöge schon ihr
er mit reicher Beute beladen über den Rhein zurück gesandt hatten, selbst
er noch diesseits des Stromes verweilten, wurden sie unvermuthet von einer
inen Schaar von Anhängern des Königs überfallen; Eberhard und der größte
)eil seiner Begleiter wurden im Handgemenge erschlagen, Giselbert kam bei
ıem Fluchtversuch in den Fluthen des Rheines um. Der Tod dieser Führer
ıchte dem Aufstand ein schnelles Ende; Breisach ging zum König über, der
:zbischof von Mainz und der Bischof von Straßburg ergaben sich und wurden
.t kurzer Haft bestraft; Heinrich flüchtete sich nach Frankreich, unterwarf sich
er ebenfalls noch in demselben Jahre und ward gleichfalls in Haft genommen;
s gegen das Ende des Jahres war Lothringen wieder ganz in der Gewalt
s Königs; nur mit dem westfränkischen Reiche dauerten die Feindseligkeiten
ch fort.

Damit war der erste der großen Bürgerkriege, welche den Anfang von
tto's Regierung ausfüllten, zu Ende. Es war kein Kampf gegen die Einigung
s Reiches in dem Sinne, wie Heinrich I. sie hergestellt hatte, wol aber ein
ampf gegen die Versuche Otto's, die Stellung des Herzogthums in höherem
laße zu beschränken. Otto's Verdienst in diesem Kampfe ist die Standhaftig-
it und Energie, mit der er an seinem Ziele festhielt; den Sieg verdankt er
cht seiner eigenen Tapferkeit oder seinem Feldherrngeschick, sondern dem helden-
ıften Kampfesmuth seiner Krieger bei Birten und einem unerwarteten Glücks-
ll in dem Treffen gegenüber Andernach: beide entscheidenden Kämpfe sind von
m nicht herbeigeführt, und er hat an ihnen nicht einmal Theil genommen.
ber der Erfolg kam ihm ganz zu statten.

Und die Folgen dieser Kämpfe waren sehr bedeutend. Frankens glaubte
. so vollständig Herr zu sein, daß er hier überhaupt das Herzogthum nicht
neuerte: das Land stand fortan unmittelbar unter dem Könige. Die Ver-
altung Lothringens übertrug O. 940 seinem Bruder Heinrich, dem er schon
ıch kurzer Zeit verziehen hatte, der sich aber in dem von inneren Zwistigkeiten
ıwühlten Lande nicht zu behaupten vermochte und vertrieben wurde. O. ging
ırauf im Herbst über den Rhein, restituirte aber seinen Bruder nicht, sondern
nannte einen einheimischen Grafen Otto, Richwins Sohn, zum Herzoge. Das
heint die Veranlassung zu einer neuen Verschwörung des undankbaren Heinrich
:wesen zu sein, die besonders unter dem sächsischen Adel Anhänger fand, der
ber auch der Erzbischof von Mainz nicht ferngestanden haben soll. Die Absicht
ar, O. am Osterfeste 941 zu ermorden; allein der Plan wurde verrathen und
e Verschworenen wurden streng bestraft. Friedrich von Mainz reinigte sich

durch die Abendmahlsprobe; Heinrich wurde in Ingelheim gefangen gehalten bis ein Fürstengericht das Urtheil über ihn sprechen würde. Zwar gelang ihm mit Hilfe eines Mainzer Geistlichen aus der Haft zu entkommen; aber Weihnachten 941 warf er sich in der Kirche zu Frankfurt seinem Bruder zu Füßen und bat um Vergebung, die ihm gewährt wurde. Schwerlich hat wahre Reue den unzuverlässigen und gewissenlosen Mann zu diesem Schritt geführt, eher wohl die Erkenntniß, daß er an der Seite des Bruders, begünstigt durch den Einfluß der Mutter, die auch bei dieser Gelegenheit für ihn eingetreten sein wird, für seinen Ehrgeiz und seine Thatkraft ein freieres und weiteres Feld finden würde, als in vergeblichen Kämpfen gegen denselben. Und darin hat er sich nicht getäuscht, wenn auch erst nach einigen Jahren das Verhältniß der beiden Brüder ein wirklich freundschaftliches wurde.

In der inneren Politik Otto's tritt in den nächsten Jahren deutlich das Bestreben hervor, die Stellung der Herzogthümer noch weiter in dem Sinne, auf den er von Anfang seiner Regierung an das Augenmerk gerichtet hatte, umzugestalten. Eine Reihe von Todesfällen erleichterte ihm die Verwirklichung seiner Absichten. Zu Anfang 944 starb Otto von Lothringen; O. ernannte zum Nachfolger den treuesten und mächtigsten seiner fränkischen Anhänger Konrad von Worms, den man den Rothen nannte; 947 oder 948 wurde dieser mit Liutgard oder Dudicha, der Tochter des Königs, vermählt. Im November 947 starb Berchthold von Baiern; sein Herzogthum erhielt unter Uebergehung seines unmündigen Sohnes, auf Mathildens Fürbitte des Königs Bruder Heinrich, der mit Judith, einer Tochter Herzog Arnulfs, vermählt war. Endlich im December 949 starb Hermann von Schwaben; er hinterließ nur eine Tochter Ida, die mit Liudolf, dem 930 geborenen Sohn Otto's und der Edgitha verheirathet war; 950 wurde dieser zum Herzog von Schwaben ernannt. So war von den vier Herzogthümern, die O. beim Beginn seiner Herrschaft vorgefunden hatte, das eine, Franken, unbesetzt: an der Spitze der drei anderen standen der Schwiegersohn, der Bruder, der Sohn des Königs, stammfremde Männer, und Männer, die ihre Stellung nur der Gnade des Königs und ihrer Zugehörigkeit zu seinem Geschlecht verdankten. Auch zwischen ihnen und dem König konnten sich Gegensätze entwickeln und sind thatsächlich Gegensätze hervorgetreten: aber die Kämpfe, in welche sie später mit dem Königthum verwickelt wurden, sind aus Conflicten der persönlichen Interessen hervorgegangen, und es handelt sich in ihnen nicht mehr oder doch nur in sehr untergeordnetem Maße um einen Widerstand der Stämme als solcher gegen das Reich und seinen König. Die Stellung der Herzogthümer war in den ersten anderthalb Jahrzehnten von Ottos Regierung gründlich verändert worden.

Während derselben Zeit waren aber auch gegen die auswärtigen Feinde des Reiches nicht unbeträchtliche Erfolge erzielt worden. Noch vor Otto's Thronbesteigung war es in Böhmen zu einer national-heidnischen Reaction gegen die an Deutschland, insbesondere die deutsche Kirche sich anlehnende Regierung des Herzogs Wenceslav I. gekommen; der Herzog war am 28. September 935 von seinem Bruder Boleslav ermordet worden, welcher ihm in der Herrschaft folgte und gleich nach Heinrichs I. Tode die Feindseligkeiten gegen Deutschland eröffnete. Gleichzeitig kam es zu einer Erhebung der slavischen Stämme an der Ostgrenze des Reichs, die von Heinrich I. unterworfen und tributpflichtig gemacht waren und nun ihre Unabhängigkeit wieder zu gewinnen suchten. An den Kämpfen gegen die einen und gegen die anderen Feinde, welche sich durch eine lange Reihe von Jahren hinzogen und den Charakter eines grausamen und blutigen, mit allen Mitteln brutaler Gewalt und tückischer List geführten Grenzkrieges trugen, hat O. persönlich nur geringen Antheil genommen. In Böhmen

führte allerdings er selbst die Entscheidung herbei, indem er durch einen Feldzug des Jahres 950 Boleslav zwang, die vierzehn Jahre lang behauptete Selbstständigkeit aufzugeben und die deutsche Oberherrschaft wieder anzuerkennen. Gegen die Elbslaven aber kämpften unter nur gelegentlicher Theilnahme des Königs mit wechselndem Glück, aber doch mit auf die Dauer immer wachsendem Erfolge zwei sächsische Fürsten, denen der König besonderes Vertrauen schenkte: der Graf Hermann, dessen Geschlecht viel spätere Quellen als das der Billunger bezeichnen, und der Graf Gero, den wir als den Nachfolger des Merseburger Grafen Siegfried schon kennen gelernt haben. O. selbst hatte während dieser Jahre seine persönliche Thätigkeit, soweit sie nicht durch die inneren Wirren in Anspruch genommen war, wesentlich den Beziehungen zu den westlichen und südlichen Grenznachbarn des Reiches zugewandt. Sein Kampf mit dem westfränkischen König drehte sich um die Oberherrschaft über Lothringen, jene unglückliche und künstliche Schöpfung des Vertrages von Verdun, die aus deutschen und romanischen Gebietstheilen zusammengesetzt und weder durch die Stammeseinheit der Bevölkerung, noch durch die Gleichheit der materiellen Interessen zusammengehalten, durch mehr als ein Jahrtausend der Zankapfel zwischen Deutschland und Frankreich gewesen ist. Während Ludwig von Frankreich sich, wie wir gesehen haben, mit den lothringischen Rebellen des Königs verband, hatte O. in gleicher oder ähnlicher Weise mächtige französische Große, die aus gleichen oder ähnlichen Beweggründen ihrem Herrscher widerstrebten, als Bundesgenossen gewonnen. Ein wesentlicher Vortheil in diesen Kämpfen war es für O., daß es ihm gelang, sich, wir wissen nicht auf welche Weise, der Person des jungen Königs Konrad von Burgund zu versichern, der 937 seinem Vater Rudolf II. nachgefolgt war: wenn auch vielleicht keine rechtliche, so doch eine thatsächliche Abhängigkeit Burgunds von Deutschland wurde dadurch herbeigeführt und eine Vereinigung der beiden durch die Nationalität der Bevölkerung einander so nahe stehenden Reiche, in welche das alte Gallien zerfiel, gegen Deutschland gehindert. Nachdem dann Ludwig durch seine Vermählung mit Gerberga, der Witwe Giselberts von Lothringen, der Schwager Otto's geworden war, suchte er selbst, von seinen Vasallen, insbesondere dem Herzog Hugo von Francien, dem Gemahl von Otto's jüngerer Schwester Hadwig, immer härter bedrängt, den Feindseligkeiten mit Deutschland ein Ende zu machen. Im J. 942 fand eine Zusammenkunft der beiden Könige statt, die zu einer Versöhnung führte; Ludwig verzichtete auf seine Ansprüche auf Lothringen, O. gab seine Verbindung mit den westfränkischen Vasallen auf und brachte sogar einen Ausgleich derselben mit ihrem Könige zu Stande, der freilich nur von kurzer Dauer war. Schon 943 oder 944 brachen neue Mißhelligkeiten zwischen Ludwig und Hugo aus, und indem beide Theile in Aachen Otto's Intervention oder Vermittelung anriefen, dieser aber Hugo zu begünstigen schien, kam es hier, da die Gesandten Ludwigs O. in schmähenden Worten des Vertragsbruches beschuldigten, wieder zu offenem Zerwürfniß zwischen den beiden königlichen Schwägern. Nun aber wurde im Juli 945 Ludwig durch Verrath von den Normannen gefangen genommen und an Hugo ausgeliefert. Damit hatte der Herzog von Francien eine übermächtige Stellung errungen, die ihm O. selbst nicht zugestehen mochte: es war das begreifliche Interesse des deutschen Königs in dem Streit zwischen seinem unzuverlässigen französischen Nachbar und dessen Vasallen, weder die eine noch die andere Partei das vollständige Uebergewicht gelangen zu lassen. Um so eher gab er den Bitten seiner Schwester Gerberga nach und beschloß in Frankreich zu interveniren, obwohl inzwischen Hugo seinen Gefangenen, gegen die Abtretung seiner Festung Laon, frei gelassen hatte. Durch einen großen, drei Monate dauernden Feldzug im J. 946, an dem außer Ludwig auch

Konrad von Burgund theilnahm, zwang O. den Herzog Hugo zur Uebergabe von Reims, konnte aber weder durch eine vergebliche Belagerung von Paris — es war das erste Mal seit der Auflösung des Frankenreichs, daß deutsche Truppen die französische Hauptstadt umlagerten — noch durch einen Plünderungszug an die Loire oder einen Vorstoß gegen Rouen die Gegner Ludwigs zur Unterwerfung zwingen. Auch der Bannstrahl, den eine deutsche Synode zu Ingelheim (Juni 948) dem Herzog von Francien androhte und den eine zweite Synode zu Trier (September 948) wirklich verhängte, blieb ohne Wirkung, und ein Feldzug nach Frankreich, den auf Otto's Befehl Herzog Konrad von Lothringen im Sommer 948 unternahm, verlief ohne durchgreifenden Erfolg. Erst 950 gelang es, zwar nicht unmittelbar durch Waffengewalt, aber doch ohne Frage unter dem nachhaltigen Einfluß der Unterstützung, die O. seinem königlichen Schwager gewährte, den Frieden in Frankreich zu Stande zu bringen. Bei einer Zusammenkunft zwischen Ludwig und Hugo, die an der Marne stattfand, und der im Auftrage des deutschen Königs Konrad von Lothringen beiwohnte, unterwarf sich Hugo und verstand sich zur Herausgabe des Thurmes von Laon, den er bis jetzt hartnäckig festgehalten hatte. Als dann im nächsten Jahre noch einmal Irrungen zwischen beiden ausbrachen, erschien Hugo auf Otto's Einladung selbst in Aachen und fügte sich den Wünschen des Königs.

Eine rechtliche oder auch nur thatsächliche Oberherrschaft des deutschen Königs über Frankreich beweisen natürlich die erzählten Vorgänge nicht; aber den vorwaltenden Einfluß der deutschen Großmacht, wie O. ihre Kräfte in strafferer Einigung zusammengefaßt hatte, lassen sie auch über die Grenzen des Reiches hinaus deutlich erkennen. Und noch viel energischer und wirksamer machte sich die deutsche Macht südlich von den Alpen in Italien geltend.

Die italienischen Verhältnisse hatte schon Heinrich I., so sehr er mit der Herstellung des deutschen Reiches beschäftigt war, nicht aus den Augen verloren. Es ist glaubwürdig überliefert, daß er gegen das Ende seiner Regierung selbst nach Rom zu ziehen gedachte, und daß nur der Ausbruch seiner letzten Krankheit ihn an der Ausführung dieses Planes verhindert hat. Dabei hat er gewiß nicht bloß die Absicht gehabt, wie man wohl gemeint hat, als frommer Pilger an den Schwellen der Apostel sein Gebet zu verrichten. Das würde einen kirchlichen Sinn voraussetzen, der zu dem, was wir sonst von Heinrichs Wesen sagen können, wenig paßt und die Worte, in die Widukind seine Nachricht kleidet: „nachdem er ringsum alle Nationen bezwungen hatte, beschloß der König zuletzt nach Rom zu ziehen", lassen kaum einen Zweifel daran, daß auch diesem Plane Herrschergedanken zu Grunde lagen. In viel höherem Maße aber noch als den Vater mußten den Sohn und Nachfolger, der mehr als jener in karolingischen Tendenzen lebte, die italienischen Dinge anziehen. Und an Veranlassung, sich mit ihnen näher zu beschäftigen, fehlte es O. nicht.

Um das Jahr 941 war der Markgraf Berengar von Ivrea, durch seine Mutter ein Enkel Kaiser Berengars I., vor einem Anschlage des grausamen und tyrannischen Königs Hugo von Italien nach Deutschland geflohen; Herzog Hermann von Schwaben, zu dem er sich zunächst begab, führte ihn an den Hof Otto's. Berengar ward Vassall des deutschen Königs; dieser gewährte ihm seinen Schutz und lehnte das von Hugo gestellte Begehren seiner Auslieferung ab; aber damit begnügte er sich auch, zumal Hugo durch reiche Geschenke, die er jährlich über die Alpen sandte, seine Ergebenheit zu bezeugen suchte. So gewährte denn O. auch im J. 945, als Berengar, durch die wachsende Unzufriedenheit mit Hugo's hartem Regiment ermuthigt, sich zur Rückkehr nach Italien anschickte, demselben keine unmittelbare Unterstützung; aber er verhinderte seinen Zug nicht und ließ es geschehen, daß eine Anzahl deutscher Krieger im

Gefolge des Markgrafen ihr Glück suchten. Dieser fand in Italien zahlreiche Anhänger und zwang dem König Hugo ein Abkommen ab, nach welchem letzterer und sein zum Mitregenten ernannter Sohn Lothar zwar den königlichen Namen behaupteten, Berengar aber nicht nur in seine Markgrafschaft wieder eingesetzt wurde, sondern auch der eigentliche Leiter der Regierungsgeschäfte ward, eine Stellung, die der Markgraf mit noch größerer Entschiedenheit behauptete, als Hugo 947 verstorben war. Drei Jahre später, am 22. November 950 ward auch der junge Lothar vom Tode ereilt, und nun ließ Berengar sich selbst zum König von Italien wählen und krönen; sein Sohn Adelbert trat ihm als Mitregent zur Seite. Durch seine Gemahlin war Berengar mit Hugo verwandt; Adelheid, die Wittwe Lothars, die zugleich als Tochter Rudolfs II. von Hochburgund und Italien auch um dieser Abkunft willen Ansprüche auf die Krone machen konnte, ließ er im April 951 gefangen nehmen und in strenger Haft halten; auch unwürdige Mißhandlungen soll sie zu erdulden gehabt haben.

So trug ein Vasall des deutschen Königs die Krone Italiens. Hatte auch Berengar den Huldigungseid einst nur für seine Person und nicht für das italienische Reich, das er noch nicht besaß, geleistet, so blieb er doch nichtsdestoweniger an denselben gebunden, und schon aus diesem Verhältniß konnte O. ein Recht auf die Einmischung in die italienischen Dinge ableiten. Daß von Seiten Adelheids oder ihrer Anhänger ein Hilfegesuch an ihn gelangt sei, wird, so wahrscheinlich es an sich ist, nicht bestimmt bezeugt; sicher aber ist, daß O., den der Tod Edgitha's im J. 946 zum Witwer gemacht hatte, ihre Hand, die um ihrer viel gepriesenen Schönheit willen schon an sich begehrenswerth war, und mit derselben die Krone Italiens zu erlangen beabsichtigte: die ohne seine Einwilligung erfolgte Königswahl seines Vasallen war er anzuerkennen nicht gesonnen.

Während nun in Deutschland umfassende Vorbereitungen für den Zug nach Italien unternommen wurden, führte der Plan des Königs neue und überaus gefährliche Irrungen innerhalb der königlichen Familie herbei. Unmittelbar nach dem Tode seiner Gemahlin Edgitha hatte O. im J. 946 die Nachfolge im Reich seinem einzigen ehelichen Sohne Liudolf gesichert. Der Vorgang war ähnlich demjenigen gewesen, durch welchen O. selbst als Erbe im Reich anerkannt war: O. hatte Liudolf zum Nachfolger designirt, und die Großen hatten dem zugestimmt; es wird diesmal ausdrücklich bezeugt, daß sie ihm Treue geschworen hatten. Es ist begreiflich, daß sein Oheim Heinrich, dem durch diese Designation jegliche Aussicht auf die Krone geschwunden war, zu dem Neffen, dessen herrliche Gaben des Geistes und des Körpers alle uns erhaltenen Quellen in einmüthigem Preise bezeugen, nicht in guten Beziehungen stand; daß er ihm sein Glück neidete, wird ausdrücklich überliefert, und auch von Grenzstreitigkeiten zwischen beiden ist später die Rede. Nun hatte Heinrich sich wahrscheinlich gleich nach dem Tode Lothars gewaltsam in den Besitz eines Theils des italienischen Reiches gesetzt, indem er die Hauptstadt des Patriarchats von Aquileja besetzte; für Liudolf mochte der Verdacht nahe liegen, daß er aus der Eroberung Italiens den Hauptvortheil ziehen würde; vielleicht hatte ihm der Bruder schon damals eine Machtvergrößerung in Aussicht gestellt, wie er sie später thatsächlich erhalten hat. Dazu kam, daß Liudolfs Designation sich nur auf Deutschland, nicht auch auf Italien bezog; erlangte O. die lombardische Krone durch Vermählung mit Adelheid, so lag die Möglichkeit nahe, daß er einem Sprößling dieser Ehe, nicht dem Sohn der Edgitha die Nachfolge südlich der Alpen zuwenden würde. Diese Erwägungen erklären es ausreichend, wenn Liudolf beschloß, dem Vater in der Occupation der Lombardei zuvorzukommen; an eine

aus nationalen Gesichtspunkten hervorgegangene Opposition gegen die italienische Politik des Vaters zu denken, wie man sie in seinem Entschluß hat erblicken wollen, berechtigen die Quellenzeugnisse in keiner Weise. Gelang es Liudolf Italien vor der Ankunft des Vaters zu erobern, so konnte ihm der Dank nicht wohl verweigert werden; er konnte hoffen, daß er als Nachfolger auch hier anerkannt werden würde und jedenfalls erwarten, daß etwa von Italien abzutrennende Gebietstheile nicht zu dem bairischen, sondern zu dem schwäbischen Herzogthum würden geschlagen werden. Sein Unglück war, daß sein Unternehmen scheiterte. Nur von einem kleinen Heere begleitet, hatte er gehofft, daß die mit Berengars Thronbesteigung unzufriedenen Italiener ihn freudig aufnehmen würden; diese Hoffnung aber vereitelte eine Intrigue Heinrichs, der durch vorausgeschickte Boten überall vor dem Anschluß an den Sohn des Königs warnen ließ, vielleicht unter dem Vorgeben, daß sein Zug dem Vater nicht genehm sei, oder, worauf eine dunkle Andeutung eines italienischen Schriftstellers zu deuten scheint, indem er den Neffen verdächtigte, er wolle die zu ihm übergehenden Italiener an Berengar verrathen. Es ist wohl nur ein Compliment, wenn Hroswitha und Widukind Liudolf wenigstens einige Städte und Burgen einnehmen lassen; nach einer anderen, von höfischen Einflüssen unabhängigen Quelle hat er gar keine Erfolge erzielt: während er selbst den Vater erwartete, tiefen Groll gegen den Oheim im Herzen tragend, mußte es diesem leicht sein, die Motive des gescheiterten Unternehmens bei O. zu verdächtigen.

Zu Anfang des Herbstes 951 zog der König mit ansehnlichem Heere selbst über die Alpen; Heinrich und Konrad von Lothringen waren in seinem Gefolge, Liudolf schloß sich ihm alsbald an. Auf Widerstand stieß er nirgends. Schon am 23. September stand er in Pavia, das Berengar am Tage zuvor geräumt haben muß, um sich in eine feste Burg zurück zu ziehen. Die weltlichen und geistlichen Fürsten eilten herbei, ihm zu huldigen; schon im October nahm O. den Titel eines lombardischen Königs an und zählte in seinen Urkunden nach Jahren seiner Regierung in Italien; daß er sich hätte wählen oder krönen lassen, wird nicht berichtet. Inzwischen war Adelheid bereits im August in wundersamer Flucht ihrer Haft entkommen; O. warb durch Gesandte um ihre Hand und schickte ihr, als die Werbung angenommen war, seinen Bruder Heinrich entgegen, der sie feierlich nach Pavia geleitete; noch vor dem Schluß des Jahres ward die Hochzeit begangen.

Liudolf wird mit diesen Vorgängen nicht eben sehr zufrieden gewesen sein; daß er der Stiefmutter nicht geneigt war, ist erklärlich; und seinen Unmuth erhöhte der steigende Einfluß Heinrichs nicht blos auf O., sondern auch auf Adelheid, deren Gunst der Schwager durch eifrigste Dienstfertigkeit zu gewinnen beflissen war. Und bald fand der Sohn des Königs Genossen seines Grolls. Noch von Pavia entsandte O. den Erzbischof Friedrich von Mainz und den Bischof von Chur nach Rom; sie sollten wegen der Kaiserkrone, die der König begehrte, unterhandeln. Allein Papst Agapit II., ganz unter dem Einfluß des allmächtigen Patricius Alberich stehend, der auch Hugo stets von Rom fern gehalten hatte, lehnte es ab, den König in der ewigen Stadt zu empfangen. Es scheint, daß dieser Mißerfolg seiner Mission zwischen dem Erzbischof und dem König eine neue Verstimmung hervorgerufen hat; Friedrich kehrte mit Liudolf ohne Genehmigung des Königs noch vor dem Schluß des Jahres 951 nach Deutschland zurück; zu Weihnachten versammelte der Herzog in Saalfeld eine Anzahl Anhänger um sich, und bald verbreitete sich das Gerücht von verhängnißvollen Plänen, die hier geschmiedet worden seien.

Nicht unmöglich, daß die Kunde davon den König veranlaßt hat, seine Rückkehr nach Deutschland zu beschleunigen; mit Waffengewalt gegen Rom vor-

zudringen war er offenbar nicht vorbereitet, und thatenlos konnte er das Heer ohnehin nicht allzulange in der Fremde zusammenhalten. Im Februar 952 verließ er Pavia und kehrte über Como und Chur nach Deutschland zurück; in Italien wurde Konrad von Lothringen mit einem Theile des Heeres als Statthalter zurückgelassen. Zu diesem begab sich nun Berengar, dessen Stellung in Italien durch den Zug Otto's zwar erschüttert aber keineswegs ganz unhaltbar geworden war, gleich nach dem Abzuge des Königs, knüpfte Friedensunterhandlungen an und traf mit ihm ein Abkommen, demzufolge er den Herzog nach Deutschland begleiten sollte, um sich dem Könige zu unterwerfen. Welche Bedingungen dabei verabredet worden sind, erfahren wir nicht; als gewiß aber darf nach den folgenden Ereignissen betrachtet werden, daß Konrad ganz bestimmte Versicherungen gemacht hat, auf Grund deren Berengar sich entschloß ihm zu folgen. In Magdeburg trafen beide den König, wurden aber ungnädiger aufgenommen, als sie erwartet hatten. Erst nach drei Tagen ließ O. Berengar vor sich; Berengar übergab sich in feierlicher Form nach hergebrachter Weise in des Königs Gewalt und erhielt demnächst Verzeihung und die Erlaubniß zur Rückkehr nach Italien; die näheren Bestimmungen aber über sein zukünftiges Verhältniß zum König wurden nicht sofort, sondern erst auf einem Augsburger Reichstage im August 952 getroffen, auf welchem Berengar, diesmal von seinem Sohn Adalbert begleitet, sich einfinden mußte. Beide leisteten hier dem deutschen Könige den Vasalleneid und wurden dann mit dem Königreiche Italien belehnt, mußten sich aber eine beträchtliche Gebietsverkleinerung gefallen lassen, indem die Marken von Verona, Aquileja, Istrien und das Gebiet von Trient, d. h. das ganze altlangobardische Herzogthum Friaul von Italien abgetrennt und dem Herzog Heinrich von Baiern unterstellt wurden; ob sie daneben auch zu einer Tributzahlung verpflichtet wurden, ergiebt sich aus den vorhandenen Zeugnissen nicht mit Bestimmtheit.

So war es Herzog Heinrich, dem schließlich der Hauptvortheil des italienischen Feldzuges von 951 zu Gute kam; und wie gewaltig die Stellung war, die er von der Gunst der Mutter, des Bruders und der jungen Königin getragen damals einnahm, läßt ein merkwürdiges, wahrscheinlich einige Jahrzehnte später in lateinisch-deutscher Mischsprache abgefaßtes Gedicht deutlich erkennen, das man neuerdings mit Recht auf die Vorgänge von Augsburg bezogen hat. „Der ganze Reichstag", heißt es hier, „stand unter dem Einfluß des festen Heinrich; was O. gethan hat, alles hat Heinrich gerathen und was er unterlassen hat, davon hat Heinrich abgerathen."

Je höher nun aber der Einfluß des Baiernherzogs stieg, um so empfindlicher fühlten sich Liudolf von Schwaben und Konrad von Lothringen verletzt. So wenig wie Friedrich von Mainz im J. 939 konnte Konrad es jetzt dem Könige vergessen, daß dieser Verbindlichkeiten, die Konrad als sein Bevollmächtigter eingegangen war, zu erfüllen abgelehnt hatte. Und wenn Liudolf auf dem Augsburger Tage äußerlich noch in gutem Einvernehmen mit seinem Vater stand, so nagte doch der Groll um so tiefer in seinem Herzen, je mehr der übermüthige Oheim ihn durch höhnende Reden sein Uebergewicht und das Fehlschlagen der eigenen Entwürfe fühlen ließ.

Aus dieser Stimmung heraus begreift man es, daß Liudolf, als Adelheid ihrem Gemahl zu Ende 952 oder zu Anfang 953 einen Sohn gebar, der nach dem Großvater Heinrich genannt wurde, sich den düstersten Befürchtungen über seine Zukunft hingab. Wir wissen, daß im Reiche das Gerücht verbreitet war, O. beabsichtige die Anordnung von 946 rückgängig zu machen und dem Sohn der Adelheid die Nachfolge zuzuwenden; kein Zweifel, daß Liudolf diese Befürchtung theilte und ihrer Verwirklichung zuvorzukommen beschloß. Mit Konrad

stand er in fester Verbindung; aber auch in Sachsen und Franken, ja selbst in Baiern, wo Viele mit dem strengen Regimente Herzog Heinrichs unzufrieden waren, fand er zahlreiche Anhänger. Die Verschwörung war in erster Linie nicht sowohl gegen O. selbst als gegen seinen Bruder gerichtet; nicht eine Entthronung ihres Vaters und Schwiegervaters, vielmehr eine Beseitigung Herzog Heinrichs und demnächst wohl eine Bekräftigung der im J. 946 festgestellten Thronfolgeordnung hatten Konrad und Liudolf ins Auge gefaßt. Zu Ostern 953 hatte O. einen Hoftag nach Ingelheim anberaumt; hier sollte der Baiernherzog gefangen genommen werden. Aber Heinrich erschien nicht, und der König kehrte, als ihm die Pläne der Verschworenen offenbar wurden, vor Ingelheim um und begab sich mit wenigen Begleitern nach Mainz. Hier nahm ihn Erzbischof Friedrich zwar auf, aber auch er stand schon im Einverständniß mit den beiden Herzögen; bald erschienen auch Liudolf und Konrad in der fränkischen Metropole und nöthigten dem Vater, der keinen Widerstand leisten konnte, einen unter der Vermittelung des Erzbischofs abgeschlossenen förmlichen Vertrag ab, dessen Inhalt wir freilich nicht kennen, der aber jedenfalls gegen Heinrich gerichtete Bestimmungen enthielt.

O. begab sich darauf über Köln nach Sachsen, sammelte zahlreiche Anhänger um sich, und unter dem Einfluß seiner Mutter, die ihm schon in Westfalen entgegenkam, beschloß er energischen Widerstand gegen die Empörer. Er erklärte den ihm aufgezwungenen Vertrag für ungiltig, forderte Liudolf und Konrad unter Androhung der Acht zur Unterwerfung auf und beraumte einen Reichstag zu Fritzlar an, auf dem die von den Herzogen auszuliefernden Urheber des Verraths zur Verantwortung gezogen werden sollten. Friedrich von Mainz erschien auf diesem Tage, die Herzoge blieben fern; wahrscheinlich wurden ihnen infolge dessen schon hier ihre Lehen aberkannt; gegen den Erzbischof erhob Heinrich von Baiern die Anklage, und wenn auch der Reichstag über den Kirchenfürsten nicht zu Gerichte sitzen konnte, so waren doch der König und die Versammlung von seiner Schuld überzeugt.

So brach abermals der Bürgerkrieg in Deutschland aus, der zwei Jahre lang das Reich aufs schwerste heimsuchen sollte. Die Spaltung ging durch alle Stämme hindurch; nur die Schwaben blieben ihrem Herzog treu ergeben. In Sachsen hatte Liudolf zahlreiche Anhänger; in Franken war besonders Konrad mächtig; in Baiern erhob sich eine starke Partei unter Führung von Mitgliedern des arnulfingischen Geschlechts gegen den stammfremden Herzog; umgekehrt, aber aus denselben Gründen wandten sich zahlreiche Lothringer, insbesondere Graf Reginar, ein Neffe des früheren Herzogs Giselbert, von Herzog Konrad ab und dem Könige zu. Für die Entwickelung der Dinge in Lothringen war es von wesentlicher Bedeutung, daß im Juli 953 der kölnische Erzstuhl erledigt wurde und Bruno, der treu ergebene Bruder Otto's zum Nachfolger ernannt werden konnte. Der Hauptkampf dieses Jahres aber bewegte sich um Mainz, welche Stadt Erzbischof Friedrich den aufrührerischen Herzogen überlassen hatte, indem er sich selbst nach dem Elsaß zurückzog. O. und Heinrich schlossen die Stadt ein; allein nach mehrmonatlicher Belagerung, und nachdem Unterhandlungen, zu deren Behuf Liudolf und Konrad sich selbst ins königliche Lager begeben hatten, wesentlich durch die Schuld Heinrichs, der keinen Frieden wollte, gescheitert waren, mußte O. sich zum Abzuge entschließen.

Er begab sich nach Baiern, wo die Lage überaus bedenklich war. Gleich nach dem Scheitern jener Verhandlungen waren die im Heere Otto's befindlichen Baiern zu Liudolf übergegangen; mit ihnen marschirte Liudolf nach Baiern, bemächtigte sich des ganzen Landes und setzte sich selbst in Regensburg fest.

Hier belagerte ihn O. bis zum Schluß des Jahres; vermochte aber ebensowenig etwas auszurichten wie vor Mainz und mußte sich im December nach Sachsen zurückziehen.

So waren im Anfang des J. 954 die Aufständischen entschieden im Vortheil; Baiern und Schwaben waren fast ganz, Lothringen und Franken theilweise in ihren Händen. Da veränderte ein gewaltiger Einbruch der Ungarn in Baiern die politische Lage. Diese Erbfeinde des Reichs hatten schon 936, also gleich nach dem Tode Heinrichs I., ihre Angriffe auf Deutschland wieder aufgenommen und ihren Einfall später mehrfach wiederholt; große Erfolge aber hatten sie nicht mehr errungen; namentlich Heinrich von Baiern hatte sich um ihre Abwehr große Verdienste erworben und sie 950 sogar im eigenen Lande heimgesucht. Jetzt mögen sie die Gelegenheit günstig geglaubt haben, Rache zu nehmen. Liudolf und Heinrich beschuldigten sich gegenseitig und gewiß beide ohne Grund, die Magyaren herbeigerufen zu haben; sicher aber ist, daß die Gegner des Königs zuerst mit ihnen in offene Verbindung traten. Liudolf bewog sie zum Abzuge nach Westen und ließ ihnen durch seine eigenen Leute den Weg dahin weisen; Konrad schloß in Lothringen ein förmliches Abkommen mit ihnen, um ihre Waffen gegen seine Gegner zu wenden. Es war nicht anders, als daß diese Verbindung mit den Reichsfeinden den Herzogen einen Theil der populären Sympathien entziehen mußte, von denen ihre Sache bisher getragen war; insbesondere aber machte sich angesichts der Gräuel der heidnischen Verwüster das lebhafteste Friedensbedürfniß in Baiern wie in Lothringen geltend. In Baiern zuerst wurde ein Waffenstillstand geschlossen und ein Tag zu Langenzenn bei Nürnberg anberaumt, auf welchem die Friedensverhandlungen eröffnet werden sollten. Friedrich von Mainz, dem der König den angebotenen Reinigungseid erließ und der sich darauf eifrig bemühte, seine Bundesgenossen zur Unterwerfung zu bewegen, und Konrad, der seinen Mahnworten Gehör schenkte, kehrten hier zur Treue gegen den König zurück, während Liudolf noch im Widerstande beharrte. Indessen allein vermochte er denselben auf die Dauer nicht fortzusetzen. Zwar gelang es ihm noch Regensburg gegen eine wiederholte Belagerung durch O. und Heinrich nach den härtesten Kämpfen zu behaupten; aber schließlich mußte er sich doch dazu verstehen, um Frieden zu bitten und die Entscheidung seiner Sache dem Spruche eines nach Fritzlar anzuberaumenden Reichstages zu unterwerfen. Diesen Spruch hat der Herzog dann nicht abgewartet; vielmehr warf er sich dem Vater, als dieser im Herbste im Thüringer Walde der Jagd pflegte, in der Haltung eines reuigen Büßers zu Füßen und erreichte durch das Versprechen, fortan allen seinen Befehlen zu gehorchen um so leichter Otto's Verzeihung, als die dem Jüngling feindlichen Mitglieder der Familie des Königs offenbar nicht in dessen Umgebung waren.

Der Tag zu Fritzlar war dadurch überflüssig geworden, und erst eine Versammlung zu Arnstadt, die im December 954 stattfand, erledigte die noch schwebenden Fragen. Liudolf und Konrad wurden öffentlich begnadigt, mußten aber auf die ihnen aberkannten Herzogthümer verzichten. Ihr Eigengut behielten beide und Konrad muß auch im Besitz seiner in Franken belegenen Grafschaften und Lehen belassen sein; sein Geschlecht blieb noch immer eines der mächtigsten des Reiches. Die Verwaltung des Herzogthums Lothringen beließ O. seinem Bruder Bruno von Köln, dem er sie schon 953 übertragen hatte und der in eigenthümlichster Combination geistliche Würde und herzogliches Amt vereinigte; für Schwaben ward ein Graf Burchard, vielleicht ein Sohn des 926 gestorbenen Herzogs Burchard I. ernannt, der sich mit Hadwig, einer Tochter Heinrichs von Baiern vermählte. Endlich wurde hier in Arnstadt

das im October durch den Tod Friedrichs erledigte Erzbisthum Mainz wiederbesetzt, indem der König seinen unehelichen Sohn Wilhelm zum Erzbischof ernannte. In Baiern wurde die Ruhe erst im J. 955 wieder ganz hergestellt, indem Regensburg erst durch eine abermalige Betagerung des Königs und Heinrichs bezwungen werden konnte: der Herzog nahm an den Gegnern, die in seine Gewalt geriethen, die grausamste Rache.

Liudolf und Konrad haben beide ihre Begnadigung nicht lange überlebt, in ruhmvollem Kampfe für das Reich machten sie die Schuld gegen Vater und Schwiegervater vergessen. 955 wiederholten die Ungarn ihren Einfall in Deutschland, drangen in gewaltiger Zahl durch Baiern nach Schwaben ein und belagerten im August Augsburg, dessen Bischof Udalrich tapferen Widerstand leistete. Zum Entsatz zog O. von Sachsen aus herbei und schlug am 10. August die weit überlegenen Schaaren der Magyaren unweit Augsburg, am linken User des Lech, entweder auf dem sogenannten Lechfelde südlich von der Stadt oder nach einer anderen nicht unwahrscheinlichen Annahme nördlich von derselben, so völlig aufs Haupt, daß fast ihr ganzes Heer in der Schlacht oder während der nächsten Tage bei der Verfolgung vernichtet wurde. Die Schlacht war von welthistorischer Bedeutung; den verheerenden Einfällen der Magyaren in das Abendland war damit für immer ein Ende gemacht; das Verdienst des Sieges gebührt vor allem dem König, nächst ihm seinem Schwiegersohn Konrad, der die fränkischen Schaaren befehligt hatte und im tapfersten Kampfe durch einen ungarischen Pfeil getödtet war. Nicht lange nachher, am 1. Novbr. 955 starb Herzog Heinrich von Baiern, dem sein Sohn, Heinrich II., damals erst 4 Jahre alt, unter der Vormundschaft der Mutter folgte. Liudolf endlich zog im Jahre 956, diesmal im Auftrage des Vaters nach Italien, wo Berengar während der inneren Wirren in Deutschland die versprochene Treue nicht bewahrt, diejenigen, welche 951 die deutsche Partei ergriffen hatten, hart bedrängt und Theile der von ihm abgetretenen Marken wieder an sich gerissen hatte. Er errang wesentliche Erfolge, zwang Berengar und Adalbert zur Flucht, zog in Pavia ein und bemächtigte sich des größten Theiles von Oberitalien; als er sich im Sommer 957 zur Heimkehr rüstete, wurde er in der Nähe des Lago maggiore vom Fieber ergriffen und starb am 6. September zu Piombia. Damit waren alle die Männer dahingegangen, die an den inneren Kämpfen der letzten Jahre auf Seiten des Königs oder seiner Gegner hervorragenden Antheil genommen hatten: es begann eine neue Epoche der Regierung Otto's I.

Der nach der Beendigung des ersten Bürgerkrieges von dem König gefaßte Plan, die Herzogthümer Mitgliedern seiner Familie zu übertragen, hatte sich infolge der Irrungen, welche innerhalb des königlichen Hauses entstanden waren, und an denen der Mangel einer festen Thronfolgeordnung im Reiche wesentlich Schuld trug, nicht bewährt. Nur in Baiern behauptete sich das sächsische Herzogsgeschlecht, aber es verwuchs mehr und mehr mit den Interessen des baierischen Stammes und ward bereits in der nächsten Generation der Krone selbst gefährlich. In Schwaben hatte man wieder eine einheimische Dynastie an die Spitze stellen müssen. In Lothringen war die Stellung Bruno's eine durchaus anomale und auf die Dauer nicht aufrecht zu erhalten; bereits O. mußte ihm zwei landeseingesessene Dynasten mit herzoglichem Namen zur Seite stellen und so die Theilung des Landes in die beiden Herzogthümer Ober- und Niederlothringen vorbereiten. Auch in Sachsen endlich bestellte der König einen einheimischen Großen, jenen oben erwähnten Grafen Hermann zum Verweser des Landes und gestattete ihm (der Zeitpunkt ist nicht sicher zu bestimmen) die Führung des Herzogtitels, freilich mit einer nicht auf das ganze Land sich beziehenden Amtsgewalt. So gab es, von Franken abgesehen, überall wieder wirkliche

.mmesherzoge, aber die Stellung derselben war im Vergleich mit dem Anfang Regierung Otto's I. eine wesentlich veränderte geworden; das Ergebniß der zwei Jahrzehnte dieser Regierung war eine durchgreifende Abhängigkeit)erzogthums von der Krone. Wenn auch nicht in allen, so doch in vielen Be- ıngen erschienen die Herzoge jetzt wirklich als Beamte des Königs, neben zahlreiche Markgrafen, dann die im Laufe der Zeit in allen Herzog- tern außer Franken eingesetzten Pfalzgrafen als andere mit bedeutenden htbefugnissen und beträchtlichen Lehen ausgestattete, von den Herzogen mehr minder unabhängige Vertreter des Königs standen.

Allein um das Herzogthum dauernd auf dieser Stufe zu erhalten, bedurfte Krone noch eines anderen Rückhaltes; und diesen suchte O. in einer immer zeren Verbindung des Königthums mit der Kirche, wie sie ohnehin seinen nnungen so wohl entsprach. Auf kirchlichem Gebiete war er im Stande, r zu schalten, als auf staatlichem. Indem er mit nur geringer Rücksicht- ne auf die Wahlprivilegien von Bisthümern und Reichsklöstern das Recht ıischöfe, Bischöfe, Reichsäbte thatsächlich nach freiem Ermessen zu ernennen in der Hand behielt, war er in der Lage durchweg Männer seines persön- n Vertrauens an die Spitze der großen geistlichen Institute des Reiches zu en. Ein beträchtlicher Theil derselben ging aus der Kanzlei oder der Kapelle Königs hervor, hatte also seine politische Schule am Hofe durchgemacht und mit den Entwürfen und Gedanken des Herrschers vertraut. Und wenn etwa ıoch einmal bei einer Besetzung eines geistlichen Stuhles ein Mißgriff ge- ɔen war, so hinderten bei der nächsten Erledigung desselben keine Rücksichten dynastische Erblichkeitsansprüche das Versehen wieder gut zu machen und an Stelle eines verstorbenen Gegners einen ergebenen Anhänger zu setzen. Daß er gänzlich verschiedenen Verhältnissen einmal diese geistlichen Würdenträger Standpunkt der Unabhängigkeit der Kirche vom Staat vertreten und aus ıen Dienern die gefährlichsten Gegner des Königthums werden sollten, konnte bei den kirchlichen Zuständen seiner Epoche unmöglich voraussehen. Und so nte er nur die Stellung der zuverlässigsten Organe der Krone zu verstärken, ın er in immer steigendem Maße die Bischöfe an den Regierungsgeschäften be- ıligte und ihnen staatliche Befugnisse und materiellen Besitz übertrug. So men denn Schenkungen von Gütern und nutzbaren Rechten an Bisthümer und)ster, unter Heinrich I. nur mit sparsamer Hand vertheilt, unter O., zumal der zweiten Hälfte seiner Regierung, immer größere Dimensionen an. Der halt der kirchlichen Immunitätsprivilegien wird bei der Bestätigung derselben Gunsten der Bischöfe erweitert. Unter O. zuerst, nicht schon unter Heinrich, es vorgekommen, daß den Bischöfen in ihren Herrschaften, namentlich in den schofsstädten, die ganze öffentliche hohe Gerichtsbarkeit, dann aber auch Zoll-, ünz- und Marktrecht, kurz alles, was man später unter dem Begriff Regalien sammenzufassen pflegte, übertragen wurde. Dafür wurden dann aber auch die ıelmäßigen und außerordentlichen Leistungen der Bischöfe und Reichsäbte ge- ɔelt und gesteigert; und schon unter den nächsten Regierungen, unter denen : von O. eingeschlagene Richtung beibehalten und noch verstärkt wurde, tritt deutlich hervor, wie die Reichsfinanzwirthschaft und die Reichsheerverfassung m guten Theil auf diesen Leistungen der Reichskirchen beruhten.

Aber nicht nur in den alten, schon der Herrschaft seines Vaters unter- orfenen, sondern auch in den neuen an der Ostgrenze erst erworbenen oder ıch zu festerer Abhängigkeit genöthigten Gebieten wies O. dem Bisthum und r Kirche eine hervorragende Aufgabe zu. Bei den slavischen Eroberungen einrichs I. hatte die Mission eine verhältnißmäßig sehr geringe Rolle gespielt; . legte auf sie von vornherein den größten Werth. Wie die Stiftung der drei

dänischen, dem Erzstuhl von Bremen untergebenen Bisthümer Schleswig, Ripe und Aarhuus, deren Inhaber uns zuerst auf der Synode von Ingelheim 94 begegnen, nicht ohne seine Mitwirkung erfolgt sein wird, so ist die kirchlich Organisation der slavischen Gebiete zwischen Elbe und Oder direct von ihm au gegangen. Noch sind uns die Urkunden erhalten, durch welche unter Mitwirkun eines päpstlichen Legaten die beiden Bisthümer Brandenburg und Havelberg g stiftet und mit reichem Güterbesitz ausgestattet wurden; die Stiftung vo Brandenburg gehört ins Jahr 948, diejenige von Havelberg soll der Stiftung urkunde zufolge schon zwei Jahre früher erfolgt sein; doch gibt dies Diplom z Bedenken Veranlassung, die auch durch die neueste Bearbeitung desselben nic ganz beseitigt erscheinen. Weitere Schritte wurden hier nach dem Jahre 95 ins Auge gefaßt, in welchem Jahre der König durch einen großen Aufstand de Slavenstämme zwischen Elbe und Oder veranlaßt wurde, in diese bisher zumei sächsischen Großen überlassenen Kämpfe wieder persönlich einzugreifen. In ein großen Schlacht an dem mecklenburgischen Flüßchen Recknitz besiegte er an 16. Octbr. 955 die slavischen Fürsten, mit denen sich einige verrätherische Edl aus Sachsen verbunden hatten; und wenn auch damit noch nicht alle Kämpf in jenen Gegenden beendigt waren, wenn auch Herzog Hermann und Markgra Gero noch bis in die sechziger Jahre hinein wiederholte Aufstandsversuche ein zelner Stämme niederzuschlagen hatten, so sind doch Actionen, die denen de Recknitzschlacht an Umfang und Wirkung gleichgekommen wären, seit 955 nich wieder nöthig geworden. Die weltliche Organisation der eroberten Gebie zwischen Elbe, Oder und Ostsee wurde in der Weise bewirkt, daß ein Theil der selben dem Herzog Hermann als eine mit dem Herzogthum verbundene Mar der größere aber dem Markgrafen Gero unterstellt wurde; der letztere ist dann nach dem Tode Gero's (965) in sechs kleinere, aber vom Herzogthum unab hängige Markgrafschaften getheilt worden. Die kirchliche Organisation nahm O alsbald nach der Recknitzschlacht wieder auf, indem er noch 955 den Ab von Fulda nach Rom sandte, um wegen der Gründung neuer Bisthüme für die wendischen Lande zu unterhandeln. Seine Absichten waren nich ohne Schwierigkeiten zu verwirklichen, da es sich dabei auch um die Aenderung schon bestehender Diöcesan- und Erzdiöcesangrenzen handelte, und da insbesonder der Erzbischof von Mainz und der Bischof von Halberstadt diesen Aenderungen widerstrebten. Erst nach einer Reihe von Jahren gelang es diesen Widerstan ganz zu überwinden, und 968 konnte die kirchliche Organisation des Wenden gebietes in der Hauptsache als abgeschlossen betrachtet werden. Zu den beiden Bisthümern Brandenburg und Havelberg kamen noch drei andere, Merseburg, Zeitz und Meißen hinzu, und alle fünf wurden einem gleichfalls neugegründeten Erzbisthum Magdeburg, der Lieblingsstiftung Otto's, unterstellt. Ein sechstes magdeburgisches Suffraganbisthum zu Posen für die gleichfalls die Oberherrlichkeit des deutschen Königs anerkennenden Gebietstheile des Polenherzogs ist wohl erst etwas später eingerichtet worden. Gleichfalls noch in die Zeit Otto's I., aber wohl erst in seine letzten Jahre, fällt die Gründung des Bisthums Oldenburg für das Land der Wagrier und Abodriten, das dem Erzbisthum Bremen untergeben wurde. Dagegen ist die Stiftung eines böhmischen, unter dem Erzbischof von Mainz stehenden Bisthums zu Prag zwar unter O. I. gleichfalls noch in Aussicht genommen, aber erst unter dem Nachfolger ausgeführt worden. An keines deutschen Herrschers Namen knüpft sich seit der Zeit Karls des Großen eine so große Zahl der wichtigsten kirchlichen Gründungen an, wie an denjenigen Otto's I., und keines Wirksamkeit für die Verbreitung des Christenthums und, was damit unmittelbar zusammenhing, der deutschen Cultur im Osten Europa's ist bedeutender gewesen als die seine. Das Interesse an dieser

eigentlich der deutschen Nation gestellten Aufgabe: die christlich-abend-
[l]che Civilisation nach Osten zu tragen, ist in O. lebendig geblieben, auch
[w]nd er in Italien mit ganz anderen Sorgen beschäftigt war.
Denn der Beschäftigung mit den italienischen Dingen sind vorzugsweise die
[l]ebensjahre des Herrschers gewidmet gewesen. Wir wissen, wie er schon
[d]em ersten Zuge nach Italien die Hand nach der Kaiserkrone ausgestreckt
; gewiß hat ihn der Gedanke an dieselbe um so weniger verlassen, je enger
Verbindung mit dem Bisthum wurde. Gerade wenn seine Herrschaft sich
[zug]sweise auf die kirchlichen Würdenträger stützte, mußte er um so lebhafter
Wunsch empfinden, auch an dem Mittelpunkt der christlichen Kirche als der
[-]te Herr der abendländischen Christenheit anerkannt zu werden und der vor-
[-]nden Stellung, die er unter den Völkern des Abendlandes einnahm,
den uralten Ruhmesglanz der Kaiserkrone zugleich den feierlichen Ausdruck
die kirchliche Sanction gegeben zu sehen.
Die Entwickelung der Dinge in Italien selbst kam diesen Wünschen Otto's
[ent]gen. Gegen Ende des Jahres 955 war in Rom Papst Agavit II. vor-
[b]en. Sein Nachfolger wurde noch im December desselben Jahres Jo-
XII., der knabenhafte Sohn des Patricius Alberich, zu dessen Wahl dieser
vor seinem ein Jahr zuvor erfolgten Tode den römischen Stadtadel eidlich
[verp]lichtet hatte. Allein Johann war wol der Erbe der väterlichen Stellung, die
[s]ogar durch die Vereinigung der geistlichen und weltlichen Gewalt in einer
[H]and scheinbar noch verstärkte, doch nicht der väterlichen Politik. Hatte der
[-]r den deutschen König aufs bestimmteste aus Rom fernzuhalten versucht, so
der Sohn selbst O. I. dahin ein. Die Veranlassung dazu waren Diffe-
[r]en, in die der Papst mit Berengar und Adalbert gerathen war; das Vor-
[dring]en der beiden Könige in Mittelitalien bedrohte die Machtstellung Johanns,
schon hatte Adalbert das päpstliche Gebiet verletzt. So schickte der Papst
J. 960 Gesandte nach Deutschland, um Otto's Hilfe anzurufen; auch einige
[lom]bardische Fürsten, geistliche und weltliche, nach Liudolfs Abzuge von Beren-
Rache bedroht, hatten flüchtig den deutschen Hof aufgesucht, andere brief-
oder durch Boten seinen Beistand gegen Berengar nachgesucht. O. war ent-
[schlo]ssen, diesen vereinigten Bitten Folge zu leisten und traf umfassende
[Vor]bereitungen für einen zweiten Zug nach Italien. Es gehört zu diesen Vor-
[bere]itungen, daß er auf einem Reichstage zu Worms im Mai 961 für die Nach-
[folg]e im Reich Vorkehrungen traf. Schon vor Liudolf war Heinrich, der älteste,
[-] Tage nach seinem Tode Brun, der zweite Sohn Adelheids gestorben: jetzt
[blieb]e dem König nur noch ein Knabe, Otto, der 954 oder 955 geboren war.
[Die]sen ließ der Vater in Worms zum König wählen und am 26. Mai in
[Aac]hen krönen; in ungleich festerer und sicherer Form als einst dem Liudolf
[war]d ihm somit die Thronfolge gesichert. Die Verwesung Deutschlands während
Abwesenheit des Vaters ward dem neugewählten König und in seinem Namen
Erzbischöfen von Mainz und Köln übertragen; dann im August des Jahres
[bra]ch O. auf, um über den Brenner nach Italien zu ziehen.
Auf energischen Widerstand stieß er hier ebensowenig wie vor zehn Jahren.
[We]nn Berengar, wie ein späterer Bericht angibt, daran gedacht hatte, die Etsch-
[klau]sen gegen das deutsche Heer zu vertheidigen, so wurde dieser Plan jedenfalls
[dur]ch den allgemeinen Abfall der Großen, die nach eben diesem Bericht vor allen
[Di]ngen die Abdankung Berengars zu Gunsten seines Sohnes verlangt hätten,
[vere]itelt. Wie vor zehn Jahren, so suchten Berengar, seine Gemahlin Willa
[un]d seine Söhne auch diesmal in einigen Burgen, deren Besatzung ihnen er-
[geb]en war, eine Zuflucht; das Weihnachtsfest 961 feierte O. bereits in Pavia;

zu Ende des Januar 962 stand er vor Rom; am 2. Februar wurde er von J hann XII. zum Kaiser gekrönt.

Allein nicht ohne bedeutsame Verpflichtungen dem Papste gegenüber e gegangen zu sein, hatte O. die Krone erlangt. Vielleicht bereits von Deutsc land aus, jedenfalls vor seinem Einzuge in Rom hatte er dem Papst feierlic und durch eigene Gesandten im Namen ihres Herren eidlich bekräftigte Zusag machen lassen: er hatte versprochen, den Papst niemals an Leben, Leib u Ehre zu schädigen, in Rom keine auf ihn oder die Römer bezügliche Anordnu ohne seinen Beirath zu treffen, und was von dem Gebiet des h. Petrus in sei Hände käme, dem Papst zurückzuerstatten. Von besonderer Wichtigkeit ist d Schlußsatz dieses Eides, durch den O. versprach, wem immer er das Königrei Italien übergeben würde, denselben eidlich zum Schutz der Kirche und ihr Gebietes zu verpflichten; dieser Passus zeigt, daß zur Zeit der Festsetzung dies Eidesformel eine unmittelbare Regierung Italiens durch O. noch nicht in b stimmte Aussicht genommen war, wenngleich wir nicht wissen oder auch n vermuthen können, an wen man als an den etwaigen zukünftigen Regenten d Landes gedacht hatte. Nachdem darauf der Papst und die römischen Groß vielleicht am Krönungstage selbst über dem Leibe des h. Petrus geschwor hatten, niemals Berengar oder Adalbert Hilfe zu gewähren, oder von O. ab fallen, stellte der Kaiser am 13. Februar zugleich im Namen seines Sohn und unter schriftlich abgegebener Zustimmung der vornehmsten geistlichen un weltlichen Herren seines Gefolges dem Papste eine Urkunde aus, von der f eine gleichzeitige, durch die neuesten Forschungen als völlig echt erwiesene A schrift erhalten hat. Das wichtige Diplom zerfällt in zwei Haupttheile, der erster im Anschluß an ein Privileg Ludwigs des Frommen von 817 die ka lingischen Gebietsschenkungen an den römischen Stuhl bestätigt und vermehr während der zweite im Anschluß an den Vertrag zwischen Eugen II. un Lothar I. von 824 die Beziehungen zwischen Kaiserthum und Papstthum unt energischer Wahrung der kaiserlichen Rechte bei der Regierung Roms sowie b der Papstwahl regelt. Wir sind über die Verhandlungen, welche der Au stellung dieser Urkunde vorangingen, sowie über die Documente, welche bei d Abfassung derselben als Vorlagen dienten nicht genügend unterrichtet, um d Tragweite jeder einzelnen Bestimmung des Diploms völlig übersehen zu können nur das erkennt man aus der Art seiner Composition deutlich, daß auch die Actenstück, wie im Grunde genommen fast jeder politische Verhältnisse berührende Ve trag, aus einem Compromiß verschiedener und einander gegenüberstehender Te denzen hervorgegangen ist, bei welchem beide Theile einander Zugeständniss machten.

Wir haben keinen ausreichenden Anhaltspunkt für die Annahme, daß scho im Februar 962, als O. Rom verließ, das Verhältniß zwischen ihm und dem Papst ein innerlich gespanntes gewesen sei. Aber bald kam es zwischen beide zu Feindseligkeiten, die einen sehr ernsten Charakter annahmen. Der Kaise kehrte zunächst durch Tuscien nach Oberitalien zurück, und eröffnete den Kampf gege die wenigen festen Plätze, in denen Berengar, seine Familie und seine treu ge bliebenen Anhänger sich eingeschlossen hatten. Im Juli wurde die Gemahli Berengars zur Uebergabe der Insel San Giulio im Ortasee genöthigt; im Frühjahr 963 begab sich der Kaiser wieder nach Mittelitalien, um die Felsen burg von San Leo in der Landschaft Montefeltro zu belagern, in welche Berengar selbst sich befand. Schon vorher in Pavia hatte O. von Umtrieben gehört, in welche sich der Papst mit Adalbert, dem aus Italien vertriebenen Sohn Berengars eingelassen haben sollte, und Kundschafter nach Rom gesandt um sich darüber Gewißheit zu verschaffen; jetzt im Lager vor San Leo erschienen

päpstliche Gesandte, um Johann wegen mancher übler Gerüchte, die über seinen Lebenswandel umliefen, zu entschuldigen und zugleich Beschwerde zu führen, daß der Kaiser die Einwohner der Landschaft, in der er sich befand, nicht dem Papst sondern sich selbst habe Treue schwören lassen, und daß er dadurch seine vertragsmäßigen Verpflichtungen verletzt habe. O. gab nach dem Bericht Liudprands auf diese Beschuldigungen eine Antwort, die man nicht anders als ausweichend nennen kann, ja die, wie man mit Recht bemerkt hat, fast ironisch klingt, und fügte dem seinerseits schwere Anklagen gegen den Papst hinzu, den er des Versuchs beschuldigte, mit Byzanz, ja selbst mit den Ungarn verrätherische Verbindungen angeknüpft zu haben; aufgefangene Briefe des Papstes mit seiner Unterschrift und seinem Siegel wurden als Beweismittel angeführt. Die Unterhandlungen zwischen Kaiser und Papst gingen dann noch einige Zeit fort, führten aber nicht zum Ziele; bald kam es zum offenen Bruch, indem der Papst den nach Italien zurückgekehrten Adalbert seinem Eidschwur zuwider in Rom aufnahm, während ein Theil der Römer dem Kaiser treu blieb, den befestigten Bezirk von San Paolo besetzte und von hier aus Otto's Hilfe anrief.

Wenn man erwägt, daß die ausführlicheren Nachrichten, die wir über den Ausbruch dieses Conflictes besitzen, nur von kaiserlicher Seite herrühren, so ist es sehr schwer ein völlig unbefangenes Urtheil über die Frage zu gewinnen, welcher von beiden Parteien an demselben die meiste Schuld beizumessen ist. Wir können nicht mehr mit Sicherheit entscheiden, ob Johann jene Verbindungen mit Otto's und des Reiches Feinden eingegangen ist, weil ihm der Kaiser die zugesagten Gebietstheile nicht ausgeliefert hatte, und weil er also den Kaiser für vertragsbrüchig und sich selbst dadurch der übernommenen Verpflichtungen für erledigt betrachtete, oder ob umgekehrt O. jene Auslieferung unterließ, weil er bereits von den Umtrieben Johanns unterrichtet war. Wenn Liudprands Bericht vollkommen zuverlässig ist und kein entscheidendes Moment verschweigt, so würde das letztere anzunehmen sein; eine ausreichende Erklärung — aber keine Rechtfertigung — für den Umschwung in der Politik des Papstes könnte man darin erblicken, daß es im Sommer 962 offenbar geworden sein muß, O. beabsichtige das Königreich Italien in eigener Hand zu behalten und nicht, wie es in jenem Eid vor der Kaiserkrönung in Aussicht genommen war, einem anderen zu übertragen.

Wie dem auch sein mag, der Ausgang des Conflicts war nicht zweifelhaft. Im November 963 erschien O. vor Rom; Johann und Adalbert flohen; die Römer unterwarfen sich und gelobten eidlich, in Zukunft niemals einen Papst zu wählen oder zu weihen ohne Zustimmung und Wahl Kaiser Otto's und seines königlichen Sohnes. So sicherte sich O. in Bezug auf die Papstwahl noch weit ausgedehntere Befugnisse, als er im Pactum vom 13. Februar 962 in Anspruch genommen hatte. Durch die Verhandlungen einer vom Kaiser geleiteten römischen Synode, zu welcher Johann vorgeladen wurde, aber natürlich nicht erschien, wurde der Papst wegen seines schamlos lästerlichen Lebenswandels und wegen seines Verrathes gegen den Kaiser abgesetzt und der bisherige Protoscriniar Leo VIII. zum Papst gewählt und geweiht. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Laster des Papstes zwar einen ausreichenden Grund für seine synodale Verurtheilung abgaben, daß sie aber nicht die letzte Ursache derselben sind. Nicht aus sittlicher Entrüstung über die Entartung des römischen Pontificates oder der italienischen Kirche überhaupt, sondern aus politischen Motiven ist O. gegen Johann eingeschritten. Niemand wird glauben, daß gerade ihm der Lebenswandel des Papstes, der nach dem Zeugniß der römischen Synode stadt- ja weltkundig war, während seines Aufenthalts in Rom im Februar 962 ganz unbekannt geblieben wäre, und doch hatte er aus den Händen Johanns die Kaiserkrone angenommen;

noch im Sommer 962 hatte er dann auf die Mittheilungen seiner Kundschafter hin die Vergehen des Papstes auf jugendlichen Leichtsinn zurückgeführt, ohne ein Einschreiten für nöthig zu halten: erst als der politische Bruch ein unheilbarer geworden war, wurden diese Klagepunkte benutzt, um Johann zu verurtheilen. Daraus soll dem Kaiser nicht im entferntesten ein Vorwurf gemacht werden; politische Actionen sind zu allen Zeiten selten durch andere als politische Erwägungen entschieden worden; aber es war nothwendig, die Sache zu berühren, weil man neuerdings gelegentlich dem Kaiser sein Vorgehen gegen Johann als ein besonderes sittliches Verdienst hat anrechnen wollen, und weil es doch geboten erscheint dies unverdiente Lob auf das richtige Maß zurückzuführen.

Der Kaiser blieb nach der Absetzung Johanns mit einem Theile seines Heeres bis in den Anfang des nächsten Jahres in Rom; ein Aufstand der Anhänger des verurtheilten Papstes wurde am 3. Januar 964 blutig niedergeschlagen; um dieselbe Zeit oder schon etwas vorher ergab sich San Leo; Berengar und Willa wurden nach Deutschland in die Verbannung geschickt; gegen das Ende des Jahres fiel die letzte auf einer Insel im Comer See belegene Burg Berengars in die Hände der Kaiserlichen. Mehr machte O. noch der Widerstand Johanns und seiner Anhänger in Rom zu schaffen. Der erstere kehrte noch einmal nach Rom zurück, vertrieb Leo aus der Stadt, nahm an seinen Widersachern grausame Rache, starb aber schon am 14. Mai 964. Darauf wählte seine Partei einen neuen Gegenpapst, Benedict V., aber unmittelbar darauf rückte O. mit einem starken Heere vor Rom und zwang die Stadt nach harter Belagerung am 23. Juni 964 zur Uebergabe; Leo VIII. wurde wieder eingesetzt und Benedict zur Verbannung verurtheilt. Als O. zu Anfang 965 nach Deutschland zurückkehrte, schienen Ober- und Mittelitalien in vollem Umfang seiner Herrschaft unterworfen.

Aber in Wirklichkeit standen die Dinge doch anders. Die ungleich schwierigere Aufgabe als die Eroberung Italiens war dessen Festhaltung unter der deutschen Fremdherrschaft, und mit dieser Aufgabe haben O. und seine Nachfolger Jahrhunderte zu thun gehabt, ohne sie jemals für längere Zeit vollständig zu lösen. Schon im Frühjahr 965 brach in Oberitalien ein von Adalbert persönlich geleiteter Aufstand aus, den der von O. über die Alpen gesandte Herzog Burchard von Schwaben niederschlagen mußte. Gegen Ende des Jahres begann es in Rom zu gähren. Papst Johann XIII., der unter Gutheißung des Kaisers erwählte Nachfolger des im Frühjahr verstorbenen Leo VIII., wurde am 16. December von dem römischen Stadtadel gefangen genommen und in der Campagna in Haft gehalten; in der Lombardei setzte Adalbert gleichzeitig auch nach dem Siege Burchards seine Umtriebe fort.

So mußte O., um die Ruhe herzustellen, im September 966 abermals über die Alpen ziehen. Er durchzog die Lombardei, ohne auf Widerstand zu stoßen, er strafte hier die Anhänger Adalberts und in Rom, wohin inzwischen im November der der Haft entkommene Johann XIII. schon zurückgekehrt war, und wo die Kunde von der Ankunft des Kaisers genügt hatte, ihm die Wege zu ebenen, die Theilnehmer der letzten Verschwörung; er hielt im Frühjahr 967 einen glänzenden Reichstag in Ravenna ab: kurz die Erfolge dieser schnellen und glücklichen Expedition waren allseitig und vollständig. Um sie gleichsam zu besiegeln, ward dann noch im Herbst des Jahres 967 der junge König Otto II. nach Italien berufen und am Weihnachtsfeste zu Rom zum Kaiser gekrönt; auch für die nächste Generation wurde durch diesen Act die Fortdauer des Kaiserthums der sächsischen Dynastie und der deutschen Herrschaft in Italien gesichert.

Nur noch ein Rivale blieb, mit dem sich dieselbe friedlich oder im feind-
n Zusammenstoß auseinanderzusetzen hatte: das oströmische Kaiserthum der
antiner, das sich allein als den legitimen Erben von Stellung und Ehre
alten Imperatoren betrachtete und jedem anderen Machthaber das Recht
Führung des Kaisertitels bestritt. Ihm waren noch die südlichsten Land-
ten des italienischen Festlandes, Apulien und Calabrien, untergeben, und
chen diesen und den Gebieten des weströmischen Reiches lag eine Anzahl
erer langobardischer Fürstenthümer, Capua, Benevent, Salerno u. a., deren
lung zwischen den beiden Großmächten des Orients und des Occidents im
fe der Zeiten vielfach geschwankt hat, deren Machthaber aber damals sicht-
zum Anschluß an das abendländische Reich neigten. Ueber das Verhältniß
r Gebiete mögen zuerst durch eine byzantinische Gesandtschaft, die 967 nach
enna kam, Verhandlungen angeknüpft sein; sie war von dem Kaiser Nike-
os Phokas, der sich mit Theophanu, der Wittwe seines 963 gestorbenen Vor-
gers Romanos II. vermählt hatte, abgesandt. O. beschloß nun den Aus-
h mit Byzanz durch eine Familienverbindung herbeizuführen und zugleich
jungen Kaiserthum seines Hauses hohen Glanz zu verleihen, indem er für
n Sohn die Hand der purpurgeborenen Tochter Romanos II. erbat. Gleich
ersten durch einen Venetianer Dominicus, der nach Konstantinopel geschickt
de, darüber angeknüpften Verhandlungen führten zum Abschluß eines Ver-
es, durch welchen wahrscheinlich die Heirath zugestanden und dagegen der
zicht auf die von den Griechen beanspruchten Gebiete Unteritaliens ausbe-
gen wurde. Indessen O. ratificirte dieses Abkommen, zu dem die Gesandten
t bevollmächtigt gewesen sein sollen, nicht, und versuchte vielmehr im Jahre
durch militärische Unternehmungen und neue Verhandlungen zugleich sein
zu erreichen, indem er einerseits in Apulien einrückte und die Hauptstadt
griechischen Unteritaliens Bari, freilich ohne Erfolg, belagerte, andererseits
n neuen Gesandten, den Bischof Liudprand von Cremona, mit genau um-
ten Vollmachten zu neuen Unterhandlungen nach Byzanz schickte. Daß die
eren erfolglos verliefen, kann uns nach dem, was vorgegangen war, nicht eben
nder nehmen. So dauerten die Feindseligkeiten zwischen beiden Reichen,
rend deren auch Adalbert, Berengars Sohn, noch einmal auftaucht, um dann
immer aus Italien zu verschwinden, noch bis ins Jahr 969 fort, indem
rseits der Kaiser durch Apulien bis tief in Calabrien eindrang, andererseits
Griechen nach seinem Abzuge das Gebiet von Capua und Benevent plün-
d und verheerend überschwemmten. Erst ein Thronwechsel in Byzanz, die
nordung des Kaisers Nikephoros (December 969) und die Nachfolge des
annes Tzimisces, führte einen Umschwung herbei. Als O. im Frühjahr 970
rmals in Apulien einmarschirte, schickte Johannes eine Friedensgesandtschaft
ihm und ließ ihm für den Verzicht auf die Eroberung Apuliens und Ca-
riens die Hand einer griechischen Prinzessin für seinen Sohn bieten.
raufhin kam der Frieden zu Stande und zu Ende des Jahres 971 schickte
eine glänzende Gesandtschaft nach Konstantinopel um die Braut einzuholen.
fe kam zu Anfang des nächsten Jahres in Italien an und wurde am Oster-
e (14. April) unter prächtigen Festlichkeiten in der Peterskirche zu Rom dem
gen Kaiser vermählt. Sie hieß Theophanu und war die Nichte des Johannes
misces, aber, wie Thietmar von Merseburg berichtet, nicht jene purpur-
orene Tochter des Romanos, um die der Kaiser geworben hatte. Der Bischof
t Merseburg hat die Gemahlin Ottos II. wol noch persönlich gekannt; er
d in nahen Beziehungen zum Hofe, und seine Angabe über ihre Herkunft
d um so weniger ver- werden dürfen, als in den griechischen Quellen

nirgends von einer Tochter Romanos II., die den Namen Theophanu führte, die Rede ist, und in den deutschen Quellen die Gemahlin Otto's II. nirgends als die Tochter des Romanos, sondern immer nur als die Nichte des Tzimisces bezeichnet wird, als endlich Vorgänge aus der Zeit Konrads II., da dieser Kaiser für seinen Sohn um die Hand einer griechischen Prinzessin warb, eine gewisse Analogie zu dem, was Thietmar erzählt, bieten. Wir werden es dem letzteren deshalb auch glauben dürfen, daß in der Umgebung Otto's Stimmen laut geworden sind, welche dem Kaiser die Zurücksendung der Theophanu anriethen, daß Otto aber ihre Rathschläge abgelehnt habe; für ihn waren eben die politischen Vortheile der Verbindung mit dem griechischen Kaiserhause überwiegend, und die persönlichen Eigenschaften der schönen, liebenswürdigen und feingebildeten Prinzessin werden dazu beigetragen haben, den Kaiser das Verfahren seiner Gesandten, die in den Tausch gewilligt hatten, billigen zu lassen.

Nach der prächtigen Hochzeitsfeier zu Rom verweilten die beiden Kaiser noch einige Monate unter mancherlei Geschäften in Italien und kehrten erst zu Anfang des August nach Deutschland zurück. Nach so vielen schweren Kämpfen in seinem Reiche und seinem Hause waren O. noch einige friedliche Lebensmonate beschieden, in denen er sich des jungen Eheglückes seines Sohnes und der glänzenden Machtstellung, die er selbst errungen hatte, erfreuen konnte. Wie einst am Hofe Karls des Großen so trafen jetzt an dem seinen Gesandte aus den fernsten Ländern zusammen, um dem mächtigsten Fürsten der Christenheit ihre Ehrfurcht zu bezeugen; zu Quedlinburg am Osterfeste 973 fand sich der Böhmenherzog in Person ein und begegnete Boten aus Ungarn und Bulgarien, aus Byzanz und Rußland, aus Dänemark, aus Rom und Benevent, ja wenige Wochen später in Merseburg erschien selbst eine afrikanische Gesandtschaft am Hofe des deutschen Kaisers. Wohl mochte da in O. sich ein starkes Gefühl der welthistorischen Bedeutung regen, die seine Regierung gewonnen hatte. Und nun ward ihm das schönste Ende zu Theil: ein fast plötzlicher Tod, ohne Siechthum oder langes körperliches Leiden, in der Fülle der Macht. Am 7. Mai, zu Memleben, an demselben Orte, an welchem einst sein Vater gestorben war, schied auch er aus dem Leben, im zweiundsechszigsten Altersjahre, ohne Schmerzensäußerung, in voller Ruhe des Geistes. Sein Leichnam ward nach Magdeburg gebracht und dort an der Seite seiner ersten Gemahlin Edgitha beigesetzt.

Von der äußeren Erscheinung und den Lebensgewohnheiten Kaiser Otto's I., den schon die Zeitgenossen den Großen nannten, hat uns sein Landsmann Widukind ein anschauliches Bild entworfen. Sein Körperbau war stattlich, sein Leibesumfang wohlproportionirt, das Haupthaar, das er kurzgeschnitten trug, früh ergraut und spärlich, aber der Bart lang herabwallend und die Brust mit reichlichem Haarwuchs, einer Löwenmähne vergleichbar, bedeckt, das Antlitz von röthlicher Farbe, strahlend und bisweilen in blitzähnlichem Glanze aufleuchtend die Augen. Mit Leichtigkeit und Ausdauer ertrug er schwere Anstrengungen; er gönnte sich wenig Schlaf, und auch im Schlummer verrieth er durch häufiges lautes Reden die Regsamkeit seines Geistes. Er kleidete sich nach heimathlicher sächsischer Sitte, und seine Muttersprache war die heimathlich-sächsische; die französische und wendische Sprache verstand er, bediente sich ihrer aber nur selten; Bücher, natürlich lateinische, hat er erst in späteren Jahren, nach dem Tode seiner Gemahlin Edgitha lesen und verstehen gelernt. So schrecklich sein Zorn sein konnte, so heiter war der Grundzug seiner Seelenstimmung; er liebte harmlose Vergnügungen; in der Jagd, im Brettspiele oder in ritterlichen Kampfesübungen suchte er Erholung von den Mühen und Sorgen der Regierung.

Ungleich schwerer als von diesen mehr äußerlichen Zügen läßt sich von
Charakter des Kaisers ein sicher zutreffendes Bild gewinnen; in den Zeug-
n die uns darüber vorliegen, kommen nur seine eifrigen Anhänger zum
rt, und für immer verstummt ist der Mund aller derer, die in Deutschland
Italien in heißem Kampfe mit ihm gerungen haben. Unzweifelhaft sind
e tiefe und echte Frömmigkeit, sein ausgesprochen kirchlicher Sinn; sie bilden
am deutlichsten hervortretenden Zug seines Wesens und geben den Schlüssel
Erklärung vieler seiner Thaten. Nicht nur daß er die äußerlichen Pflichten
licher Devotion bis an sein Lebensende gewissenhaft erfüllte, ihm war inniges
et Bedürfniß des Herzens, und in der Stunde höchster Bedrängniß wie in
Augenblick der Rettung aus schwerster Gefahr war sein erster Gedanke Gott
Beistand anzuflehen oder ihm für geleisteten Beistand zu danken. Wie er
em Regierungsantritt eine geistliche Weihe gegeben hatte, so behielt die
ne für ihn immer einen religiösen Charakter; es wird überliefert, daß er
durch Fasten vorbereitete, so oft er sie bei feierlichen Gelegenheiten zu tragen
te. Unerschütterlich war sein Glaube an den Beistand der Heiligen und an
Wunderkraft der Reliquien; in Traumgesichten meinte er die Weisungen der
theit zu empfangen. Unermüdlich war er Kirchen und Priester zu beschenken;
sahen, welche Stellung er der Geistlichkeit in seinem Staate anwies. So
t er bisweilen fremden Einflüssen, oft zu seinem Schaden, zugänglich war,
in den Familienconflicten der fünfziger Jahre denen der Mutter und des
ders, so unerschütterlich standhaft war er, wenn seine kirchlichen Ueberzeugungen
Frage kamen; um ihrer willen hat er, wenn unsere oben geäußerte Ver-
thung zutrifft, in den Anfängen seiner Regierung den Kampf mit den Söhnen
ulfs auf sich genommen; und in der vielleicht bedenklichsten Lage seines
ens, in den schweren Tagen vor Breisach, da jeder helfende Arm ihm kostbar
mußte, wies er es mit Entrüstung von sich, die Unterstützung eines mächtigen
fen durch eine Verleihung von Kirchengut zu erkaufen.

Mit der bezeichneten geistigen Richtung des Kaisers hängen andere Eigen-
ften zusammen, die ihm nachgerühmt werden und die seine Handlungen er-
nen lassen: Versöhnlichkeit und Milde gegen den besiegten und gedemüthigten
nd, die bisweilen sogar zu weit ging und die Rücksichten der Klugheit außer
gen setzte; daneben aber unbestechliche Gerechtigkeit, die man in gleicher
ise in Deutschland und Italien pries und schon unter seinem nächsten Nach-
ger schmerzlich zu vermissen begann; endlich Freigiebigkeit gegen Alle, ins-
ondere gegen seine Freunde, denen er nicht leicht eine Bitte abzuschlagen
mochte.

Als tapferen Krieger hat O. sich häufig zu bewähren gewußt, seltener als
ßen Feldherrn. Weder in den Bürgerkriegen in der ersten Hälfte seiner Regierung
h in den italienischen Kämpfen der zweiten Hälfte derselben haben militärische
oßthaten des Kaisers die Entscheidung herbeigeführt; doch sind die beiden be-
tendsten Schlachten seiner Zeit, die beide in das Jahr 955 fallen, der Sieg
Augsburg und der an der Recknitz, von ihm persönlich gewonnen worden.
seiner politischen Thätigkeit bildet sein Verhalten zu Verträgen, die er selbst
r andere in seinem Namen abgeschlossen hatten, einen dunklen Punkt. Den
rtrag, den er in Mainz mit Konrad und Ludolf abgeschlossen hatte, hat er
ßt als erzwungen cassirt; dreimal hat er vertragsmäßige Verpflichtungen,
che seine Bevollmächtigten in seinem Namen eingegangen waren, nicht an-
annt; und von Franzosen, Römern und Griechen wird er des Vertragsbruches
chuldigt; wenn un Quellenüberlieferung in allen diesen Fällen dem
ier Recht zu geben so ist doch zu erwägen, daß die Gegenseite nir-

gends in ihr zum Worte kommt. Die staatsmännische Begabung Otto's tritt besonders in seinen Beziehungen zu den westfränkischen und italienischen Dingen hervor; kluge Benutzung jeder Schwäche des Gegners und energische aber maßvolle Ausnutzung der eigenen Kräfte, endlich feste und consequente Verfolgung der einmal gesteckten Ziele zeichnen sie aus. Ob der Kaiser im Innern des Reiches nicht einen oder den anderen Conflict hätte vermeiden können, läßt sich heute nicht mehr entscheiden; gewiß ist aber auch hier, daß ein leitender Gedanke, die Stärkung der monarchischen Gewalt gegenüber den particularistischen Strömungen, von Anfang an die innere Politik des Kaisers, wie verschiedene Mittel sie auch zu verschiedenen Zeiten gebrauchen mochte, gelenkt und bestimmt hat. Ob die kirchliche Färbung seiner inneren Politik und seine Eroberung Italiens zum Segen oder Unsegen Deutschlands gewesen sind, darüber sind noch heute die Meinungen getheilt. Aber der Versuch zu zeigen, daß es eine nationale Opposition gegen die italienische Politik Otto's gegeben habe, ist durchaus mißlungen; und wenigstens unter seiner Regierung hat dieselbe weder allzugroße Opfer erfordert, noch die Berücksichtigung nationaler Gesichtspunkte beeinträchtigt oder die Verwirklichung der deutschen Culturmission im Osten und Norden Europa's geschädigt. Verstand es O., den verschiedenartigen Interessen der deutschen Nation, wie sie durch die Lage Deutschlands im Herzen Europa's gegeben waren, zugleich gerecht zu werden, so ist eben das seine universale Größe; und nicht er ist dafür verantwortlich zu machen, wenn kleinere Nachfolger einseitig die einen über den andern vernachlässigt haben. Auf der festen Grundlage fußend, die der Vater gelegt hatte, hat O. das deutsche Reich zur Vormacht der abendländischen Welt erhoben.

Ueber die historiographischen Quellen zur Geschichte Otto's des Großen handelt eingehend Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, I, 308 ff.; von den Urkunden liegt eine allseitig erschöpfende Bearbeitung Sickel's in den Mon. Germ. hist. Diplomatum regum et imperatorum Germaniae Tom. I vor. Briefe sind nur in geringer Anzahl vorhanden; unter den kleineren Erzeugnissen der Hofdichtung kommt namentlich das im Text erwähnte lateinisch-deutsche Mischgedicht De Heinrico in Betracht; seine historische Beziehung auf den Augsburger Tag von 952 hat neuerdings Seelmann richtig gedeutet, dessen chronologische Ansetzung des Gedichtes mir jedoch nicht zutreffend erscheint. Die erste kritische Bearbeitung der Geschichte Otto's I. gaben, nach Mascou, Köpke und Dönniges in den von Ranke herausgegebenen Jahrbüchern des deutsches Reiches (Berlin 1833. 1839); es folgten als neue auf selbständiger und kritischer Quellenforschung beruhende Darstellungen diejenige Giesebrecht's (Kaiserzeit I, in 5. Auflage Braunschweig 1881), demnächst die höchst sorgfältige und gründliche Neubearbeitung der Jahrbücher von Köpke und Dümmler (Leipzig 1876), endlich die eine vielfach eigenartige Auffassung vertretende Behandlung Ranke's im 6. Theil der Weltgeschichte (Leipzig 1885). Die Discussion über die Kaiserpolitik Otto's wird hauptsächlich geführt in den Abhandlungen H. v. Sybel's (Die deutsche Nation und das Kaiserreich, Düsseldorf 1862), J. Ficker's (Das deutsche Kaiserreich in seinen universalen und nationalen Beziehungen, Innsbr. 1861; Deutsches Königthum und Kaiserthum, ebenda 1862); v. Wydenbrugk's (Die deutsche Nation und das Kaiserreich, München 1862); W. Maurenbrecher's (Die Kaiserpolitik Otto's I.; Histor. Zeitschr. V; dagegen Rommel, Forsch. z. deutsch. Gesch. IV; Antwort Maurenbrecher's ebendaselbst); B. Kugler's (Zur Beurtheilung der deutschen Kaiserzeit, Stuttgart 1867). Beachtenswerthe Gesichtspunkte auch für die Zeit Otto's I. gibt der Aufsatz von Nitzsch, Das deutsche Reich und Heinrich IV. (Histor. Zeitschr. XLV); die

Darstellung in den aus seinem Nachlaß herausgegebenen Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes (Bd. I, Leipzig 1883) beruht zum guten Theil auf diesen Gesichtspunkten. Die Verfassungsgeschichte von Waitz und die Forschungen zur italienischen Reichs- und Rechtsgeschichte von Ficker sind selbstverständlich unentbehrliche Hilfsmittel; neuere Arbeiten über einzelne Theile der Verfassungsgeschichte müssen hier unerwähnt bleiben.

Von sonstigen neueren monographischen Bearbeitungen seien als die wichtigeren genannt: Sickel, Das Privilegium Otto's I. f. d. römische Kirche (Innsbruck 1883). — Brunner, Die Einfälle der Ungarn in Deutschland bis zur Schlacht auf dem Lechfelde (Augsburg 1855). — Wyneken, Die sog. Schlacht auf dem Lechfelde (Forsch. z. deutschen Gesch. XXI). — Grund, Kaiser Otto I. angeblicher Zug gegen Dänemark (ebenda XI.). — Detmar, Otto II. bis zum Tode seines Vaters (Leipzig 1878). — Moltmann, Theophano, die Gemahlin Otto's II. in ihrer Bedeutung für die Politik Otto's I. und Otto's II. (Schwerin 1878). — Steindorff, De ducatus qui Billingorum dicitur in Saxonia origine et progressu (Berol. 1863). — v. Heinemann, Markgraf Gero (Braunschweig 1860). — Vogel, Ratherius von Verona und das zehnte Jahrhundert (Jena 1854). — Schultz, Atto von Vercelli (Göttingen 1885). — Fietz, Gesch. Berengars II. von Ivrea (Leipzig 1872). — Schließlich verdienen auch die neueren Bearbeitungen der Geschichte Baierns von Riezler, Würtembergs von Stälin, Oesterreichs von Huber, Braunschweigs und Hannovers von v. Heinemann Berücksichtigung. Breßlau.

Otto II., römischer Kaiser, geb. 955, † am 7. December 983 zu Rom. — O. war von den drei Söhnen, welche die burgundische Adelheid Otto dem Großen geboren hatte, der jüngste, wurde aber schon im Knabenalter, da die beiden älteren Brüder in frühester Kindheit starben, zum Nachfolger des Vaters bestimmt. Als dieser sich i. J. 961 zur Romfahrt rüstete, um die Kaiserkrone zu gewinnen, ließ er den sechsjährigen Knaben auf einem Reichstage zu Worms zum König wählen und am 26. Mai, dem Tage des Pfingstfestes, in Aachen krönen. Die ganze Erziehung des Knaben war darauf angelegt, ihn für die Regierung des väterlichen Reichs, welches sich damals in staunenswerther Größe erhob, würdig vorzubereiten. Nicht nur in den Waffen und ritterlicher Sitte wurde der Königssohn, sondern auch in der Wissenschaft jener Zeit unterwiesen. Die Obhut des Knaben während seiner Abwesenheit übertrug der Vater seinem Bruder Erzbischof Bruno von Köln und seinem unehelichen Sohn Erzbischof Wilhelm von Mainz; denselben Männern, welchen er damals auch die Regierung der deutschen Länder anvertraute. Als der Kaiser im J. 966 wieder über die Alpen zog, übergab er — Bruno war inzwischen gestorben — die Leitung seines Sohnes und der Reichsgeschäfte abermals Erzbischof Wilhelm. Im Sommer d. J. 967 hielt der zwölfjährige König seinen ersten Reichstag zu Worms, und man glaubte, aus seinem Auftreten die Hoffnung schöpfen zu können, daß er durch Klugheit und Milde einst den Thron zieren würde. Bald darauf mußte er dem Vater nach Italien folgen, um schon bei dessen Lebzeiten auch die Kaiserkrone zu empfangen. Am Weihnachtsfeste d. J. 967 wurde sie ihm in St. Peter vom Papste Johann XIII. auf das Haupt gesetzt. Um dieselbe Zeit warb der Vater für seinen Sohn um die Hand einer griechischen Fürstin; durch eine Familienverbindung wollte er einen Freundschaftsbund zwischen dem abendländischen und morgenländischen Reiche herstellen, da deren sich durchkreuzende Interessen in Italien bisher vielfach zu erbitterten Feindseligkeiten geführt hatten, bei denen es unmöglich war, Italien gegen die Araber zu schützen. Aber der Hof zu Constantinopel wies lange die Werbungen des mißachteten Sachsen zurück. Erst mehrmalige Angriffe des alten Kaisers auf die griechischen Besitzungen und eine

Thronumwälzung in Constantinopel brachen den Stolz der Griechen, und der Kaiser Johannes Tzimisces verlobte seine Nichte Theophano dem jungen Otto. Am 14. April 972 wurde ihm die Griechin zu Rom vermählt. Nach mehrjährigem Aufenthalt in Italien, wo dem alternden Vater der Sohn zur Seite gestanden und ihn auch auf seinen Kriegszügen begleitet hatte, kehrten Vater und Sohn im Sommer 972 nach Deutschland zurück. Schon am 7. Mai des nächsten Jahrs endete Otto der Große sein glorreiches Leben, und der Sohn, der schon längere Zeit den königlichen und kaiserlichen Namen trug und nicht ohne Betheiligung bei den Staatsgeschäften gewesen war, übernahm nun allein die Regierung des großen Reichs.

Es war eine gewaltige Aufgabe für den achtzehnjährigen Jüngling, die Herrschaft, die sein Vater mit einer Energie ohne Gleichen in den schwersten Kämpfen gegen innere und äußere Feinde begründet hatte, aufrecht zu halten. Aber es war Alles geschehen, um ihn für seine ebenso schwierige, wie erhabene Stellung vorzubereiten, und die Eigenart des jungen Fürsten erweckte die besten Hoffnungen auf eine glückliche Entwickelung des Reichs, mit welchem sich schon kein anderes in der abendländischen Christenheit vergleichen ließ und welchem noch die glänzendste Zukunft beschieden zu sein schien. O. war zwar nur von kleiner Gestalt, aber kräftig gebaut, sein kriegerischer Muth eignete ihn für die kampferfüllte Zeit, ein feuriger Geist verrieth sich in seinem hochgerötheten Antlitz, von welchem man ihm den Beinamen des Rothen gegeben hat. Er war freigiebig, besonders nach dem Vorbild des Vaters gegen die Kirche. Man rühmte seinen scharfen Verstand, und unzweifelhaft übertraf er an geistiger Bildung alle Fürsten seiner Zeit. Kein Wunder, daß man sich Großes von ihm versprach. Man erzählte sich zur Zeit seines Regierungsantritts, seine Großmutter Mathilde, der man einen Sehergeist zuschrieb, habe bei seiner Geburt gesagt: „Dieser wird einst die Anderen unsres Geschlechts an Ruhm überstrahlen und seinen Ahnen neuen Glanz verleihen.“ Diese Weissagung und die Hoffnungen, die man an sie knüpfte, sollten nicht in Erfüllung gehen. Bald genug zeigte sich, daß die Umsicht des Vaters dem Sohne fehlte; in jugendlicher Hitze überstürzte er seine Entschlüsse, ohne auf den Rath älterer Männer zu hören, leidenschaftlichen Eifer und Einflüsse von Günstlingen schädigten das Wohl des Reichs und der Kirche, man wollte in mancher seiner Handlungen Willkür und Härte erkennen. Vielleicht hätte das reifere Alter das Tadelnswerthe bessern können, aber er ist früh harten Schlägen des Schicksals erlegen — einer der fähigsten, aber zugleich einer der unglücklichsten unserer Kaiser.

Die Regierung des jungen Kaisers begann ohne alle Störung. Er schien ganz auf den vom Vater eingeschlagenen Bahnen verharren zu wollen, und seine Mutter Adelheid, schon bei Lebzeiten ihres Gemahls höchst einflußreich, hatte einen maßgebenden Antheil an allen Geschäften. Daß es auch der neuen Regierung nicht an Störungen des inneren Friedens fehlen sollte, zeigte sich zuerst in Lothringen. Die Brüder Reginar und Lambert, Nachkommen des alten Herzogsgeschlechts, die nach der Verbannung und dem Tode ihres Vaters in Frankreich zu männlichen Jahren herangewachsen waren, machten einen Einfall in Lothringen und suchten das ihnen entzogene Erbe mit Gewalt an sich zu bringen. Im Anfange d. J. 974 zog der Kaiser gegen sie aus und nöthigte sie, nach Frankreich zurückzukehren. Die Ruhe Lothringens wurde ohne sonderliche Mühe hergestellt. Gefahrvoller war eine Verschwörung, welche bald darauf in Baiern angezettelt wurde, in dem damals unfraglich bedeutendsten Herzogthume des Reichs. Bekanntlich hatte in den Tagen Otto's des Großen sein Bruder Heinrich, nachdem er, mit Judith aus dem alten Herzogsgeschlecht des Landes vermählt, dieses Herzogthum gewonnen hatte, dasselbe erheblich vergrößert. In

flichen Kämpfen gegen die Ungarn hatte er die Ostmark ausgedehnt und ch die Gunst seines königlichen Bruders und dessen zweiter Gemahlin die Mark ona und damit den stets offenen Zutritt zu der Lombardei gewonnen; gerade e so schnell erstarkende Macht hatte ihm die erbitterte Feindschaft der Kinder Königs aus erster Ehe zugezogen, namentlich des jungen Liudolf's, und einen htbaren inneren Krieg hervorgerufen, der Liudolf das Herzogthum Schwaben ete und seine Hoffnungen auf die Nachfolge im Reiche vereitelte. Nach dem en Tode Herzog Heinrich's hatte seine Wittwe Judith, eine Frau von herragender Begabung und großem Ehrgeiz, das Herzogthum für ihren unmündigen n Heinrich verwaltet und unter dem Beirath des Bischofs Abraham von ising die Macht ihres Hauses nicht nur in Baiern verstärkt, sondern auch h Schwaben ausgedehnt, nachdem sie ihre junge und schöne Tochter Hedwig alternden Schwabenherzoge Burchard vermählt hatte. Als Judith's Sohn nrich zur Mündigkeit gelangt, selbst die Regierung Baierns übernahm, trat Tage, daß der Ehrgeiz seiner Eltern auch in ihm lebte. Immer mehr suchte die Macht seines Hauses über das südliche Deutschland zu verbreiten, selbst die Gefahr hin, die kaiserliche Autorität dadurch zu schädigen. In der beflichsten Weise geschah dies, als bald nach Otto's des Großen Tode das he Bisthum Augsburg erledigt wurde, und es der bairischen Herzogsfamilie ng, einen der Ihren in dieses Bisthum zu bringen. Als dann am 12. Nober 973 Herzog Burchard starb, suchte man Schwaben seiner Wittwe, die n bei Lebzeiten ihres Gemahls einen beherrschenden Einfluß auf die Verwalg des Landes geübt hatte, zu erhalten. Aber der Kaiser übertrug das erledigte zogthum Schwaben Otto, dem Sohne des unglücklichen Liudolf; er setzte en ihm fast gleichalterigen und eng befreundeten Jüngling in das Herzogthum der ein, das einst dessen Vater entzogen war. So wurde Heinrich von Baiern, einige Jahre älter als der neue Herzog von Schwaben, Nachbar und Rival von der Gunst des Kaisers getragenen Jünglings, und sofort erneuerte sich Feindschaft, die einst zwischen den Vätern bestanden hatte. Es war ohne eifel gerechtfertigt, wenn der Kaiser der überwuchernden Gewalt des baierischen zogshauses im oberen Deutschland eine Schranke zu setzen suchte, aber kaum es wohlgethan, durch die Einsetzung von Liudolf's Sohn in Schwaben in kaiserlichen Familie Zerwürfnisse, die einst so schwere Schicksale über das ch gebracht hatten, zu erneuern. Noch andere Gegner erweckte der Kaiser em Vetter in Baiern. In den ostfränkischen Gegenden und im baierischen dgau hatte der Graf Berchthold aus dem Geschlecht, welches man das enbergische zu nennen pflegt, eine bemerkenswerthe Macht gewonnen; sein der Luitpold hatte vor kurzem die Ostmark gegen die Ungarn erhalten und hier als ein thatkräftiger Führer gezeigt. Diese Brüder zog der Kaiser in Interesse und begünstigte sie zum Nachtheile Herzog Heinrich's. Sehr beflich ist es, daß das Verfahren des Kaisers in dem Baiernherzog und seiner zen Sippe den höchsten Unmuth erregte, und bald steigerte sich dieser so, daß nrich auf offene Empörung sann. Unter dem Beistande des Bischofs Abrat von Freising zettelte er eine Verschwörung gegen den Kaiser an; auch der menherzog Boteslaw und dessen Schwager Herzog Mesco von Polen wurden das Unternehmen gewonnen. Aber ehe der Plan noch vollständig gereift wurde er durch den Grafen Berchthold entdeckt und dem Kaiser enthüllt. nrich und seine Mitverschwornen wurden zu ihrer Rechtfertigung vor das icht der Fürsten beschieden. Sie stellten sich und unterwarfen sich dem Willen Kaisers, welcher darauf Heinrich nach Ingelheim, den Bischof Abraham Korvei, die and Verschwornen nach andren Orten in sicheren Gewahrsam gen ließ; die H Judith ging damals oder wenig später in das Kloster

Niedermünster in Regensburg. Die Macht des baierischen Herzogshauses schien gebrochen. Die Verschwörung war um so gefährlicher gewesen, als eben damals, im Sommer d. J. 974, der Dänenkönig Harald einen Versuch machte, sich der Abhängigkeit vom deutschen Reiche zu entziehen. Sorgfältig hatte er sich zum Kampfe gerüstet; auch Jarl Hakon von Norwegen mußte seine Krieger ihm zuführen, das Danewirk war hergestellt und verstärkt worden. Er begann dann den Krieg, indem er den nahen, von den Deutschen errichteten Grenzwall zerstörte und verheerend das Land bis zur Elbe durchzog. Aber eiligst sammelte der Kaiser ein Heer und rückte Harald entgegen. Die Dänen wichen zurück und durch die Umsicht des Sachsenherzogs Bernhard und des Grafen Heinrich von Stade wurde der deutsche Grenzwall wiedergewonnen. Größerem Widerstand begegnete man an dem von Jarl Hakon vertheidigten Danewirk, und als dem Kaiser von Harald große Geldsummen geboten wurden, wenn er den Kampf abbreche, entschloß er sich zur Rückkehr. Darauf verließ auch Jarl Hakon das Danewirk. Aber der Krieg war keineswegs beendigt. Der Kaiser war nur zurückgekehrt, um sein Heer zu verstärken. Alsbald rückte er von Neuem vor und drang in Jütland ein. Harald trug Bedenken, ihm in offener Schlacht zu begegnen; er erbot sich deshalb ihm seinen ganzen Schatz zu überliefern, den bisher bezahlten Tribut auch ferner zu entrichten und seinen Sohn als Geisel für seine Treue zu stellen. Auf diese Bedingungen wurde ihm der Friede gewährt, und zur Sicherung der Reichsgrenze ließ der Kaiser an derselben eine Feste anlegen, in welcher er eine Besatzung zurückließ. Am Ende d. J. 974 schienen alle dem Reiche drohenden Gefahren beseitigt. Auf einem Reichstage, welchen der Kaiser im Juni 975 zu Weimar hielt, wurde wol der alsbald ausgeführte Heereszug gegen den Böhmenherzog beschlossen, da dieser sich der Theilnahme an Heinrich's Verschwörung schuldig gemacht und seitdem sich feindlich zum Reiche gestellt hatte. Im Herbst führte der Kaiser ein Heer nach Böhmen. Weit und breit wurde das Land verwüstet, aber es gelang nicht, Boleslaw zur Unterwerfung zu bringen; unverzagt setzte der Böhme auch nach dem Abzug des feindlichen Heeres den Krieg an den deutschen Grenzen fort, und der Kaiser konnte, von neuen Schwierigkeiten in Baiern bedrängt, ihm nicht sogleich wieder die Stirne bieten. Im Anfange d. J. 976 entkam Herzog Heinrich aus Ingelheim, eilte nach Baiern und fand einen Anhang, der seine Sache zu vertheidigen entschlossen war. Aber auch die Zahl seiner Gegner war nicht gering; vor allen leistete ihm Graf Berchthold tapfern Widerstand. Ein innerer Krieg brach in Baiern aus und brachte das Land in heillose Verwirrung. An der Donau und an der Isar wurde gekämpft; Bischof Piligrim von Passau, der treu zum Kaiser hielt, erlitt in seinem Bisthum schweren Schaden. Zweimal mußte der Kaiser selbst in Baiern mit Heeresmacht einschreiten. Das erste Mal gelang es ihm nicht, Heinrich aus dem Lande zu verdrängen, aber dem zweiten Angriff konnte dieser nicht mehr widerstehen und wandte sich landesflüchtig nach Böhmen. Zu Regensburg traf dann O. im Juli 976 tief in alle Verhältnisse Baierns einschneidende Verfügungen. Heinrich wurde seiner herzoglichen Würde entkleidet und gegen alle seine Anhänger strenge Strafen verhängt. Mit dem baierischen Herzogthum wurde Otto von Schwaben, der Freund des Kaisers, belehnt. Es war bedenklich, die beiden Herzogthümer des oberen Deutschland in eine Hand zu geben. Doch der Kaiser mochte glauben, so allein Sicherheit vor neuen Empörungen zu gewinnen. Doch blieb das baierische Herzogthum nicht im alten Umfange bestehen. Die Kärnthner Mark und die Mark Verona wurden von ihm getrennt und daraus ein neues Herzogthum gebildet, welches der Kaiser Heinrich dem Jüngeren, einem Sohne jenes Berchthold, verlieh, den einst Otto der Große in das Herzogthum Baiern eingesetzt und der treu zum Reiche ge-

halten hatte; auch von dem Sohne, obwol er dem entsetzten Heinrich nahe verwandt war, erwartete der Kaiser die gleiche Treue. Der Graf Berchthold erhielt in den Gegenden am Böhmerwald, dem baierischen Nordgau, eine neugebildete gegen Böhmen gerichtete Markgrafschaft, und auch die unter Berchthold's Bruder Luitpold stehende Ostmark gegen die Ungarn scheint erweitert zu sein. Blieben auch Kärnthen und die Markgrafschaften noch in einem gewissen Zusammenhang mit dem baierischen Herzogthum, so war doch die Macht und Bedeutung desselben erheblich geschwächt, und niemals hat Baiern den damals erlittenen Schaden ganz verschmerzen können. Der Gang der Dinge hatte dahin geführt, daß Otto, der Sohn jenes einst der Kaiserin Adelheid so feindlichen Liudolf's zu einer ungeahnten Macht gelangte, während das von der Kaiserin begünstigte herzogliche Geschlecht in Baiern zurückgedrängt war. Es erschien dies als eine völlige Abwendung von der Politik Otto's des Großen, und es ist nicht zu verwundern, wenn sich Adelheid mehr und mehr ihrem Sohne entfremdete. Wiederholt wurden Versuche unternommen, die Mißhelligkeiten zwischen Mutter und Sohn zu beseitigen, aber ohne nachhaltigen Erfolg. Sie zog sich zeitweise ganz mit ihrer Tochter Mathilde, der einzigen Schwester des Kaisers, vom Hofe zurück und suchte Italien oder ihr Heimatland Burgund auf. Je mehr ihr Einfluß auf den Kaiser abnahm, desto bemerklicher machten sich auf ihn die Einwirkungen seiner ebenso schönen als klugen griechischen Gemahlin und seines Freundes, des Herzogs Otto. Adelheid's Entfremdung vom Sohne wurde aber auch in den französischen und lothringischen Verhältnissen fühlbar. Die Ruhe Lothringens war in der letzten Zeit aufs neue gestört worden. Reginar und Lambert hatten frische Werbungen in Frankreich gemacht und waren abermals in Lothringen eingefallen; selbst der junge Karl, der Bruder König Lothar's, und mehrere Vasallen Hugo Capet's, des Herzogs von Francien, hatten sich ihm angeschlossen. Trotz einer Niederlage, die sie in der Charwoche 976 durch lothringische Herren erlitten, setzten sie den Kampf fort, und die baierischen Wirren konnten sie zu demselben nur ermuthigen. Bis dahin hatte sich König Lothar von diesen Unternehmungen fern gehalten; er stand mit dem Kaiser in gutem Vernehmen, welches die Kaiserin Adelheid, mit deren in ihrer ersten Ehe geborenen Tochter Emma König Lothar vermählt war, zu erhalten beflissen war. Sobald aber Adelheid's Einfluß auf ihren Sohn schwand, regte sich in Lothar das Gelüste, die Gunst der Verhältnisse zur Gewinnung Lothringens zu benutzen. Der Kaiser fürchtete bald mehr von ihm, als von Allen, die bisher die Ruhe seines Westlandes bedroht hatten. Die Sicherung Lothringen's war ihm so wichtig, daß er vom Ende d. J. 976 bis in den April 977 in den niederrheinischen Gegenden verweilte. Auffälliger Weise griff er, um seine Absicht zu erreichen, zu dem verzweifeltsten Mittel, gerade den Männern den Schutz des Landes anzuvertrauen, welche bisher die Hauptfriedensstörer gewesen waren. Karl, der Bruder König Lothar's, empfing das Herzogthum Niederlothringen; von vielen Widerwärtigkeiten am Hofe seines Bruders bedrängt, nahm der französische Königssohn keinen Anstand, Vasall des deutschen Reiches zu werden. Ueberdies erhielten die unruhigen Brüder Reginar und Lambert, um sie für den Kaiser zu gewinnen, den größten Theil ihres väterlichen Erbes zurück. Sobald der Kaiser sich nach dem Westen für gesichert hielt, machte er sorgfältige Rüstungen zu einem neuen Feldzuge gegen den Böhmenherzog. Im August 977 drang er durch die thüringischen Marken in Böhmen ein und brachte einen Theil des Landes in seine Gewalt. Aber es gelang ihm nicht, sich mit Herzog Otto, der ihm das Aufgebot aus Baiern und Schwaben zuführen sollte, zu vereinigen. Herzog Otto überstieg zwar den Böhmerwald, erlitt aber bei Pilsen eine Niederlage und sah sich bald darauf genöthigt, nach Baiern zurückzukehren. Denn sobald

er das Land verlassen, war zu Tage getreten, wie wenig hier noch seine Macht befestigt war. Der vom Kaiser so begünstigte neue Herzog von Kärnthen und der Bischof Heinrich von Augsburg hatten sich mit anderen Mißvergnügten verbunden, um den verbannten Herzog Heinrich nach Baiern zurückzuführen. Dieser erschien wieder in seinem Herzogthum, und für den Augenblick trat ein völliger Umschwung der Dinge ein. Bischof Heinrich besetzte Neuburg an der Donau, Heinrich von Kärnthen Passau, und hieher warf sich auch der geächtete Heinrich mit den Schaaren, die ihm aus Böhmen gefolgt waren. Herzog Otto nahm freilich gleich nach seiner Rückkehr den Kampf gegen die Aufständigen auf und begann Passau zu belagern, aber es gelang ihm nicht, die Stadt zu nehmen. Unter diesen Umständen war es dem Kaiser sehr erwünscht, daß Boleslaw Friedensanerbietungen machte; er versprach, wenn das deutsche Heer Böhmen räumte, sich demnächst am Hofe des Kaisers einzustellen und in das frühere Verhältniß zum Reiche zurückzukehren. Der Kaiser führte dann sein Heer über den Böhmerwald unmittelbar nach Baiern, und mit verstärkter Kraft wurde nun Passau von den beiden Ottonen belagert. Ein hartnäckiger Kampf entspann sich um die Stadt, die fast völlig zu Grunde gerichtet wurde. Gegen Ende des September gaben aber die drei Heinriche weiteren Widerstand auf und stellten sich dem Kaiser, welcher das Urtheil über sie dem Gericht der Fürsten vorbehielt. Als der Kaiser das Osterfest d. J. 978 zu Quedlinburg feierte, erschien der Böhmenherzog am Hofe und bethätigte seinen Gehorsam. Wenig später wurde über die baierischen Aufständigen zu Magdeburg Gericht gehalten. Der geächtete Heinrich wurde abermals aus Baiern verbannt und unter die Obhut des Bischofs Folkmar von Utrecht gestellt, Heinrich von Kärnthen wurde seines Herzogthums entkleidet und gleichfalls — wir wissen nicht wo — in Gewahrsam gebracht; auch Bischof Heinrich von Augsburg wurde unter die Aufsicht des Abtes von Werden gestellt, durfte aben schon nach drei Monaten in sein Bisthum zurückkehren. Die Güter der Aufständigen zog der Kaiser größtentheils ein und wandte Vieles davon den Kirchen zu. Das erledigte Herzogthum Kärnthen mit der Mark Verona verlieh er dem Grafen Otto von Worms, dem Sohne jenes Konrad, der sich einst mit Liudolf gegen Adelheid verbündet hatte; der Kaiser beharrte in der seiner Mutter so widerstrebenden Politik, und das Zerwürfniß zwischen beiden schien nicht mehr auszugleichen. Kaum war die innere Ruhe in Deutschland wieder gesichert, so sah sich der Kaiser unerwartet einem kecken Angriffe König Lothars ausgesetzt. Lothar hatte alles im Stillen zu einem Zuge nach Lothringen vorbereitet, zu dem ihn Reginar und Lambert ermuthigt hatten. Da gerade damals sein mächtiger Vetter Hugo Capet und dessen Brüder ihm dienstbereiter als sonst waren, konnte er ein größeres Heer aufbringen, als seit langer Zeit einem Könige von Frankreich gefolgt war. Als nun der Kaiser mit seiner Gemahlin am Johannisfeste d. J. 978 sorglos zu Aachen verweilte, brach Lothar plötzlich ohne Kriegserklärung in Lothringen ein und ging in Eilmärschen auf Aachen los, wo er sich der Person des Kaisers zu bemächtigen gedachte. Nur mit genauer Noth entkam dieser dem Feinde. Der Vortrab Lothar's verzehrte noch die für den kaiserlichen Hofhalt bestimmte Mahlzeit. Am andern Tage rückte Lothar selbst in Aachen ein. Die alte Kaiserpfalz übergab er der Plünderung und ließ den Adler, der auf derselben nach Osten gerichtet stand, nach Westen richten; er wollte damit bezeichnen, daß Aachen fortan zum Westreiche gehöre. Drei Tage waltete Lothar nach seinem Gefallen in der Stadt Karl's des Großen, dann wandte er sich auffälliger Weise eilig wieder heimwärts, auf seinem Rückzuge Alles verwüstend. Aber ehe er noch die Grenzen Frankreichs wieder erreicht hatte, ereilte ihn ein Bote des Kaisers, der ihm meldete: der Kaiser verabscheue Hinterlist und erkläre ihm deshalb offen

Krieg, am 1. October werde er in Lothar's Reich einrücken und hoffe dessen
rschaft ein Ende zu machen. Sofort berief O. seine Großen auf die Mitte
Juli nach Dortmund und forderte sie auf, die ihm und dem Reiche ange-
ne Schmach zu rächen. Plötzlich schienen alle inneren Mißhelligkeiten ver-
en, wie mit einem Munde schwuren die Fürsten, daß sie dem Kaiser aus
e zu seinem großen Vater, der sie erhoben, bis zum letzten Hauche dienen
den. Ein Heer trat zusammen, wie man es nie zuvor gesehen zu haben
nte; wol nicht ohne Uebertreibung berechnete man es auf 60.000 Mann, da-
ter 30,000 Ritter. Am 1. October rückte O., wie er angekündigt, mit dem
re in Frankreich ein. Anfangs fand er nirgends Widerstand. Die könig-
en Pfalzen zu Attigny und Compiègne wurden zerstört, überall das Königs-
verwüstet, dagegen die Kirchen geschont. Lothar zog sich mit seinem Heere
r die Seine zurück, während Hugo Capet eine starke Besatzung in Paris
mette, um die Stadt gegen einen Angriff zu vertheidigen. Bald stand auch
deutsche Heer bei Paris an der Seine und schlug am rechten Ufer des
sses beim Montmartre sein Lager auf. Man begann die Belagerung der Stadt,
weit und breit um dieselbe schweiften sengend und brennend deutsche
jaaren, aber nirgends zeigte sich ihnen ein Feind. Indessen wurde Paris
vertheidigt, und bei dem Einbruche der schlechten Jahreszeit schien es dem
iser umsomehr geboten, die Belagerung aufzuheben, als bereits Krankheiten
seinem Heere herrschten. Bald nach der Mitte des November brach er sein
ger ab, nachdem er zuvor noch ein seltsames Siegesfest gefeiert hatte. Er ließ
nlich Hugo Capet melden, daß er ihn ein Te Deum hören lassen werde, wie
es noch nie vernommen; darauf ließ er alle Geistliche, die aufzufinden waren,
dem Montmartre zusammentreten und ein Halleluja anstimmen, das weithin
den Straßen von Paris wiederhallte. In Eile trat dann das deutsche Heer
Rückzug an, und gelangte unbehindert bis an die Aisne. Als die Ritter
eits über den Fluß gesetzt waren, während das Gepäck und dessen Bedeckung
h zurückgeblieben, zeigte sich unerwartet Lothar mit einem Heere, in welchem
auch Reginar und Lambert befanden. Er überfiel den zurückgelassenen Theil
Heeres, bemächtigte sich des ganzen Gepäcks des Kaisers, und Viele von den
iten desselben fielen unter den Schwertern des Feindes. Mit Entsetzen sah
Kaiser den arglistigen Ueberfall, aber er konnte, da der Fluß in der Nacht
valtig geschwollen und nicht zu überschreiten war, dem Unheil nicht steuern.
dessen ließ er sofort Lothar zu einem ehrlichen Kampfe entbieten. Er sandte
n Boten und forderte ihn auf, entweder über den Fluß zu kommen, oder ihm
cherheit zu geben, daß er sein Heer über denselben ungefährdet zurückführen
ine; dann sollten ihre Heere in offener Schlacht sich messen und dem Sieger
le das Reich des Besiegten als Kampfpreis zufallen. Ein Vasall Lothar's
ß darauf die schimpfliche Aeußerung fallen: „Was sollen so Viele bluten?
e Könige selbst mögen kämpfen." Ihm gab der edle Graf Gottfried von
rdun, einer der Boten des Kaisers, die ehrenhafte Antwort: „Nimmer wird
ser Kaiser kämpfen, während wir ruhig zuschauen, und doch wissen wir, daß
wenn er sich zum Zweikampfe stellte, ihn siegreich bestehen würde." Lothar
ch dem Kampfe aus und gab eine weitere Verfolgung des deutschen Heeres
f. Unbehindert konnte der Kaiser den Rückzug fortsetzen; schon am 1. De-
nber war er wieder in seinem Reiche und löste sein Heer auf. Ein kleiner
ieg währte noch längere Zeit an den Grenzen Lothringen's und Frankreich's
rt, brachte jedoch Lothar keinen Gewinn, vielmehr verschlimmerte sich seine
ge dadurch, daß er [illegible] ugo Capet und dessen Brüdern aufs neue in Zer-
rfnisse gerieth. Der [illegible] konnte die Vertheidigung Lothringen's Herzog
rl und den Großen d[illegible] s überlassen. Im nächsten Jahre faßte er einen

Kriegszug in das Auge, der ihn an die äußersten Ostgrenzen seines
führte. Der Polenherzog Mesco war bei der Verschwörung Herzog Hei
betheiligt gewesen und hatte sich mehrfach dem Kaiser feindlich gezeigt
sächsisches Heer unter dem Markgrafen Hodo hatte durch ihn eine empfi
Niederlage erlitten. Im Herbste des Jahres 979 führte jetzt O. selbst
gegen Polen. Zu ernsten Kämpfen scheint es nicht mehr gekommen z
vielmehr scheint sich Mesco bald erboten zu haben, in sein früheres Verh
zum Reiche zurückzukehren. Er vermählte sich, nachdem seine erste Gem
die Schwester des Böhmenherzogs Boleslaw, gestorben war, mit Oda, einer T
des sächsischen Markgrafen Dietrich, und diese Ehe erschien als eine Bürg
des Friedens. Noch wichtiger war, daß auch König Lothar alsbald fr
Absichten zeigte. Schon besorgte er, daß sich Hugo Capet und dessen S
dem Kaiser nähern könnten; er sandte deshalb im geheimen Botschaft an
suchte seine früheren Feindseligkeiten zu entschuldigen und bot ihm ein S
und Trutzbündniß an; er bat ihn zugleich um eine persönliche Zusammen
an der Grenze ihrer Reiche. Die Bitte wurde vom Kaiser gewährt, un
Sommer 980 trafen die beiden Herrscher an einem Orte am Chiers, der
golius genannt wird, zusammen und schlossen Frieden. Lothar entsagte
Ansprüchen auf Lothringen und empfahl sich und seinen jungen Sohn
dem Schutze des Kaisers. So schienen die deutschen Länder jetzt nach
Seiten gesichert. Mochte man Manches an dem jungen Kaiser auch zu t
finden, so hatte er doch unleugbar sich Ansehen erworben. Durch Mut
Energie hatte er unter schwierigen Verhältnissen das ererbte Reich zusamm
halten, und freudig begrüßte man es, als im Juli 980 die Kaiserin Theo
einen Knaben gebar; man sah in diesem Knäblein eine weitere Bürgschaft
Bestand des Reichs. Aber der feurige Geist des Kaisers war noch auf
gerichtet, als die Erhaltung des überkommenen Reiches; er wollte das
Kaiserthum zu der Machthöhe erheben, die seiner Idee entsprach, wonach
ganze abendländische Christenheit unter seinem Schutze zu vereinigen hatte
da schien es zunächst nothwendig, eine Aufgabe anzugreifen, welche sich
sein Vater gestellt hatte, ohne sie lösen zu können: es galt die Araber vom
Boden Italiens zu vertreiben, und dies schien nicht anders zu erreichen
wenn er ganz Italien unter seine Herrschaft brachte.

Die Verhältnisse Italiens traten damit in den Vordergrund aller Inte
des Kaisers. In der Lombardei und in den angrenzenden Gegenden hatten
seit dem Tode Otto's des Großen keine wesentlichen Veränderungen zugetra
So wenig dachte man hier an einen Abfall von dem deutschen Reiche, daß
sogar eine Partei in Venedig gab, welche die Stadt dem Kaiser zu überli
gedachte. Nur in Rom hatte ein Theil des Adels die ihm lästige Herrs
der Deutschen alsbald abzuschütteln gesucht. Unter der Leitung des Her
Crescentius hatte diese Faction den Papst Benedict VI., der erst vor k
auf Johann XIII. gefolgt war, durch Mord beseitigt und einen ihrer Anh
unter dem Namen Bonifacius VII. auf den Stuhl Petri erhoben. Aber
nach wenigen Wochen war sein Pontificat angefochten; mit Einwilligung
Kaisers setzte die Gegenpartei im October 974 Benedict VII., bisher Bisch
Sutri, zum Papste ein, welcher die Oberhand in der Stadt behielt, aber B
facius doch nicht aus derselben verdrängen konnte. Im Süden der Halb
standen Apulien und Calabrien noch unter der Herrschaft des griechischen Ka
in den longobardischen Fürstenthümern, die von jeher vom abendländischen K
in Anspruch genommen waren, bestand überall eine griechische Partei, welche
Heil von Constantinopel erwartete und dort Unterstützung fand, aber in S
gehalten wurde durch den Fürsten Pandulf von Capua, welchen Otto der G

ıʒ für das Interesse des abendländischen Reiches gewonnen hatte. Die grie-
che Partei in Unteritalien war Pandulf um so weniger gewachsen, als im J.
5 Kaiser Johannes Tzimisces starb und die Herrschaft an die Söhne Kaiser
manus' II., Basilius II. und Constantin VIII. kam, zwei kaum dem Knaben-
er entwachsene Jünglinge, unter denen das Reich in die ärgste Verwirrung
ieth. Schutzlos waren die griechischen Besitzungen in Italien, in denen nur
e dürftige Besatzung stand, den Verheerungen der sicilischen Araber preis-
geben. Der Chalif zu Kairo gab Abulkasem, dem damaligen Emir von Si-
ien, den Befehl, Italien dem Islam zu unterwerfen, und dieser, ein Mann
ll von kriegerischem Fanatismus, folgte freudig dem Befehl. Jahr für Jahr
rchzog er unter furchtbaren Verwüstungen Calabrien und Apulien und drang
f in die longobardischen Fürstenthümer ein. An Pandulf allein fand er
iderstand, aber Pandulfs Kraft reichte nicht aus, dem immer erneuten An-
rm auf die Dauer zu wehren. Da von Constantinopel noch weniger eine
ettung zu hoffen war, schien Kaiser O. jetzt allein Italien gegen den Islam
ützen zu können, und er war dazu fest entschlossen. Im November des Jahres
0 überstieg er die Alpen und traf im Anfange des December in Pavia ein.
s begleitete ihn seine Gemahlin mit ihrem Knaben, sein Freund Otto und der
m vertraute Bischof Dietrich von Metz; es folgte ihm eine zahlreiche Ritterschaft
ıs Sachsen, und Herzog Otto führte ihm ein großes Gefolge aus Schwaben und
aiern zu. In Pavia traf er mit seiner Mutter zusammen, und sie, die mit
n Verhältnissen Italiens seit einem Menschenalter vertraut war, gewann auf
e Reichsgeschäfte von Neuem Einfluß. Das Weihnachtsfest feierte der Kaiser
Ravenna und fand hier Papst Benedict, der vor den Nachstellungen seiner
egner aus Rom hatte flüchten müssen. Gegen Ostern zog der Kaiser nach Rom,
o man ihm keinen Widerstand entgegenzusetzen wagte. Der Papst nahm seinen
itz im Lateran wieder ein; Crescentius mußte in ein Kloster treten, in dem er
ach wenigen Jahren starb, und Bonifacius flüchtete sich nach Constantinopel.
is zum Anfang des Sommers verweilte O. in Rom, wo er in dem Palast
eben der Peterskirche residirte. Nicht allein aus Deutschland und Italien, son-
ern auch aus Frankreich und Burgund stellten sich geistliche und weltliche Große
n seinem Hofe ein. König Konrad von Burgund, der Bruder der Kaiserin
delheid, war ihm schon in Pavia begegnet und dann nach Rom gefolgt. Hugo
apet, nach der Aussöhnung Lothars mit dem Kaiser um seine Stellung besorgt,
rschien, um auch sich die Gunst desselben wiederzugewinnen. Im Juli begab
ch der Kaiser, um der Fieberluft Roms zu entgehen, mit seinem Gefolge in
as Marsergebirge, wo er auf dem Felde von Cedici am See von Celano in
ile eine Pfalz erbauen ließ. Schon war er ganz mit dem Kriegszuge gegen
ie Araber beschäftigt, die im Frühjahr wieder in Italien eingebrochen waren,
alabrien verheerten und an den Grenzen Apuliens standen. In Constantinopel
annte man die Absichten des Kaisers; man wußte, daß er Apulien und Cala-
rien besetzen wollte, und war entschlossen, eher diese Länder den Arabern als
en Sachsen preiszugeben. Griechische Gesandte erschienen vor O. und warnten
hn vor einem Angriffe auf die Gebiete des Kaisers, aber sein Entschluß blieb
est, den Krieg mit allem Nachdruck ohne jede Rücksicht auf Constantinopel zu
ühren. Er hatte bereits zur Verstärkung seines Heeres Mannschaften aus den
meisten Bisthümern Baierns, Schwabens, Frankens und Lothringens berufen, und
die Bischöfe und Aebte waren zum Theil selbst zur Heeresfolge beschieden; auch
mehrere weltliche Herren aus den fränkischen und lothringischen Gegenden sollten
ihm zuziehen oder doch ihm ritterliche Mannen senden. Da aber längere Zeit
bis zu dem Eintreffen dieser Verstärkung vergehen mußte, war der Kaiser noch
wesentlich auf die Streitkräfte Unteritaliens angewiesen. Leider war kurz zuvor

Pandulf von Capua gestorben und die von ihm vereinigten Fürstenthümer w… unter seine Söhne vertheilt worden: der älteste Sohn, Landulf, war Her… Capua und Benevent, der zweite, Pandulf, in Salerno geworden; Beide m… jedoch nach ihrer ganzen Stellung fest zum Kaiser stehen. Im Septembe… öffnete dieser den Feldzug und drang in Apulien ein; er nahm Lucera und … coli, mußte aber schon im October das griechische Gebiet wieder verlassen. … inzwischen hatte eine Empörung in Salerno den neuen Herrscher beseitigt; … Hilfe von Neapel und Amalfi hatten die Salernitaner den jungen Pandul… jagt und den Herzog Manso von Amalfi auf ihren Fürstenstuhl erhoben. … Kaiser hielt es für nöthig, persönlich hier einzuschreiten. Ueber Benevent rückt… gegen Salerno vor. Nachdem er sich Neapel unterworfen, belagerte er Sal… selbst, traf aber dann mit Manso ein Abkommen, wonach ihm die Herrschaft … Salerno verblieb, er sich jedoch zur Unterstützung des Kaisers verpflichten m… Auch in Benevent entstand gegen Pandulfs Bruder Landulf ein Aufstand; … dulf wurde verjagt und ein ihm verwandter Prätendent, Pandulf mit … zum Fürsten von Benevent eingesetzt. Diesen suchte der Kaiser in gleicher W… wie Manso, für sich zu gewinnen und beließ ihm Benevent, so daß Landulf … Capua behielt. Unzweifelhaft hatte es bei diesen Bewegungen in den lon… bardischen Fürstenthümern nicht an griechischem Einfluß gefehlt, hatte doch … Hof von Constantinopel, unfähig mit eigener Kraft dem Kaiser zu widerste… sich mit den Arabern gegen ihn verbündet und kein Geld gespart, um in … und Sicilien Streitkräfte gegen ihn zu werben. Nachdem der Kaiser das W… nachtsfest in Salerno gefeiert hatte und auch die erwartete Verstärkung … Heeres eingetroffen war, rückte er im Januar 982 wieder in Apulien ein. … die Hauptstadt des Landes, mußte sich ihm ergeben. In den letzten Tagen … Januar war er zu Matera und zog dann gegen Tarent, welches von einer … chischen Besatzung vertheidigt wurde, aber sich doch nur kurze Zeit halten … Auch die meisten andern Städte Apuliens unterwarfen sich ihm; das Land … den Griechen so gut wie verloren. Otto feierte das Osterfest in Tarent und … weilte dort bis gegen Ende des Mai. Er bereitete Alles zum Kampfe gegen A… kasem vor, der im Frühjahre wieder über die Meerenge kam und mit zahlreich… Schaaren, als je zuvor, Calabrien plündernd durchschwärmte. Nachdem Otto … schaft eingezogen, ging er auf der alten Heeresstraße nahe der Meeresküste … Feinde entgegen. Bei den Ruinen des alten Metapont überschritt man … Basiento und zog durch das Gebiet von Salerno, welches die Araber noch … erreicht hatten. Erst an der Grenze Calabriens bei Rossano stieß man auf … Feind, der sich aber nach einem leichten Treffen südwärts zurückzog. Der Kai… besetzte Rossano und ließ hier seine Gemahlin, welche bis dahin dem Heere ge… war, unter dem Schutze des Bischofs Dietrich von Metz zurück; er selbst folgte … Feinde, der inzwischen unweit Cotrone an der Meeresküste bei einem Orte, Colo… genannt, Stellung genommen hatte und dem Kaiser den Weg versperrte. … kam hier zu einem heißen Kampfe, in welchem von beiden Seiten mit religi… Begeisterung gestritten wurde. Große Heeresmassen standen unfraglich ge… einander, obwohl sich deren Stärke auch nicht annähernd bestimmen läßt; … Seiten der Araber fochten auch griechische Hülfsschaaren. Otto's Krieger mach… den ersten Angriff, begegneten aber hartnäckigem Widerstand. Endlich gewann… sie die Oberhand; Abulkasem selbst fiel im Kampfe, als Märtyrer des Glaub… gefeiert, mit ihm Viele der Seinen. Durch den Verlust des Führers entmuth… zogen sich die Araber zurück, und das kaiserliche Heer, welches sich schon … Sieges sicher hielt, folgte ohne feste Ordnung dem abziehenden Feinde. … dieser sammelte sich wieder in den nahen Bergen und wartete auf die Gele… heit, den Kampf von neuem aufzunehmen. Als der Kaiser einen versprengt…

Schwarm, der ihm am Meeresgestade zu Gesicht kam, angriff, stürmten plötzlich zahllose Schaaren aus den Bergen hervor und umringten sein ungeordnetes Heer von allen Seiten. Vollständige Verwirrung entstand unter Otto's Kriegern; Viele, und unter ihnen nicht Wenige von fürstlichem Stande, sanken unter den Schwertern der Feinde. Andere eilten dem Meere zu und fanden den Tod in den Wellen. Andere geriethen in Gefangenschaft und wurden in der Folge als Sklaven nach Aegypten geschleppt. Der Sieg verwandelte sich in eine furchtbare Niederlage für den Kaiser, der selbst nur wie durch ein Wunder dem Verderben entging. Da er sich rings von Feinden umgeben sah, warf er sich auf einem Pferde in das Meer und suchte schwimmend ein Schiff zu erreichen, dessen er ansichtig wurde. Er fand dort Aufnahme, aber es war ein griechisches Schiff, und er stand in der Gefahr, nach Constantinopel geführt zu werden. Durch List gelang es die Schiffer zu bewegen, nach Rossano zu steuern; hier wußte der Kaiser Bischof Dietrich von seiner Anwesenheit zu unterrichten, und mit Hülfe des Bischofs entkam er den Griechen und eilte seiner Gemahlin entgegen. Schlimmer war das Loos vieler Anderer, die den Schwertern der Feinde entronnen waren. Durch Hunger und Sonnenbrand gingen sie elend zu Grunde oder verfielen in ein Siechthum, dem sie nach kurzer Zeit erlagen. Der Ort von Otto's Niederlage ist etwas südlich von Colonna am Meeresgestade zu suchen, aber nicht näher zu bestimmen; auch der Tag läßt sich nicht näher feststellen, da die Quellen zwischen dem 13., 14. und 15. Juli schwanken. In Eile verließ der Kaiser, dessen ganze Streitmacht aufgerieben war, die Grenzen Calabriens. Am 27. Juli war er in Cassano auf Salernitaner Gebiet. Mehr als je mußte ihm daran liegen, die longobardischen Fürstenthümer in der Treue zu erhalten. Nachdem er sich der Dienstwilligkeit Salernos versichert hatte, ging er nach Capua, wo er längere Zeit verweilte. Landulf, der Fürst von Capua, war in der Schlacht gefallen und das erledigte Fürstenthum übergab der Kaiser dessen jüngerem noch im Knabenalter befindlichen Bruder Landenulf und dessen Mutter Aloara. Von Capua begab sich gegen Ende des Jahres 982 der Kaiser mit seiner Gemahlin nach Rom. Hier erhielt er die schmerzliche Nachricht von dem Tode seines Freundes Otto, der auf dem Wege nach der Heimat am 1. Nov. zu Lucca gestorben war. Der junge Herzog hinterließ keine Kinder und zwei Herzogthümer waren durch seinen Tod erledigt.

Die Niederlage des Kaisers hatte weithin das größte Aufsehen erregt und überall ließen sich die Wirkungen derselben verspüren. Vor Allem in Italien, wo sich bald alle Widersacher des Kaisers regten. Es war ein Glück für das Land, daß durch innere Wirren in Sicilien neue Angriffe der Araber auf Unteritalien hingehalten wurden und ihr Bund mit den Griechen sich sofort nach dem Abzuge des Kaisers löste. Doch waren Apulien und Calabrien bald wieder ganz in den Händen der Griechen, und die griechische Partei in den longobardischen Fürstenthümern gewann neues Leben. Auch im mittleren und oberen Italien trat es klar zu Tage, wie schwer das Ansehen des Kaisers gelitten hatte. Anders hatte das Mißgeschick desselben auf Deutschland gewirkt. Man empfand es hier als ein allgemeines Unglück, welches den Bestand des Reichs bedrohte; am tiefsten in Sachsen und Thüringen, wo die Fürsten zusammentraten und in einem Schreiben dem Kaiser versprachen, vor ihm zu erscheinen und ihm ihre Treue zu erweisen. Der Kaiser berief sie und alle deutschen Fürsten nach Verona, wo er im Juni 983 einen großen Reichstag abzuhalten und auf demselben wichtige Entscheidungen für Deutschland und Italien zu treffen gedachte. Es war eine überaus stattliche Versammlung deutscher und italienischer Großer, die dann in Verona tagte. Bald beabsichtigte der Kaiser den Kampf gegen die Griechen und Araber wieder aufzunehmen, aber im Hinblick auf die bestandenen Gefahren

hielt er für nothwendig, zuvor Anordnungen zu treffen, welche die Zukunft des Reichs sicher stellten. Deshalb ließ er seinen dreijährigen Sohn von den anwesenden Herren zum König wählen und bestimmte, daß das Knäblein demnächst von den Erzbischöfen von Mainz und Ravenna zu Aachen gekrönt werden sollte. Zur Statthalterin in der Lombardei ernannte der Kaiser seine Mutter, die in Pavia ihren Sitz nehmen sollte. Die beiden erledigten deutschen Herzogthümer wurden neu besetzt. Baiern erhielt jener Heinrich der Jüngere aus dem alten Herzogsgeschlecht, der früher mit Kärnthen belehnt gewesen, aber dieses Herzogthums wegen seines Aufstandes gegen den Kaiser entkleidet war. Schwaben kam an Konrad, einen Sproß jenes fränkischen Geschlechts, welches schon früher die herzogliche Fahne von Schwaben getragen hatte. Unablässig beschäftigten dabei den Kaiser die Rüstungen zu dem Heerzuge. Auf die deutschen Fürsten und Völker konnte er wenig rechnen, da die Grenzen des deutschen Reichs bereits im Norden und Osten bedroht waren, vornehmlich mußte er seine Streitkräfte aus Italien gewinnen. Es erging deshalb durch ganz Italien der Befehl, daß sich alle kriegsfähigen Leute zum Heere stellen sollten; man meinte, daß der Kaiser nicht nur die Halbinsel von ihren Feinden befreien, sondern auch die Araber in Sicilien angreifen wolle. Im Zusammenhange mit seinen Kriegsplänen stand es ohne Zweifel, daß ihn damals die Verhältnisse Venedigs lebhaft beschäftigten. In der Republik bekämpften sich seit längerer Zeit eine deutsche und eine griechische Partei; an der Spitze der ersteren stand damals das Geschlecht der Coloprini, während ihre Gegner von den Mauroceni geführt wurden. Die Mauroceni hatten augenblicklich das Uebergewicht; dennoch hatte der Kaiser auf dem Reichstage zu Verona den Venetianern auf ihre Bitte die ausgedehntesten Handelsvortheile in allen seinen Staaten gewährt, wogegen er sich nur eine gewisse Anerkennung seiner Oberhoheit bedang. Aber kaum war dies geschehen, so erschienen die Coloprini, von ihren Gegnern schwer bedroht, schutzflehend vor dem Kaiser und versprachen ihm, wenn er sie unterstützen wollte, Venedig zu überliefern. O. ging auf ihre Anerbietungen ein, gewährte ihnen die Mittel, um die Zugänge zu der Stadt von der Landseite abzusperren und erließ ein Edict, welches den Venetianern den Aufenthalt in allen seinen Ländern verbot. Der Kaiser, der sich in der Mitte des Juli zu Ravenna aufhielt, betheiligte sich nicht unmittelbar an der gegen die Republik verhängten Absperrung, die schließlich erfolglos blieb, sondern zog an der Küste des adriatischen Meeres entlang bis an die apulischen Grenzen. Am 24. August war er an dem Flüßchen Trigno, am 27. August zu Larino am Biferno. Dennoch eröffnete er den Feldzug nicht, sei es, weil sein Heer noch unzureichend war oder weil die römischen Verhältnisse seine Anwesenheit forderten. Er begab sich nach Rom, welches er nicht mehr verlassen sollte. Papst Benedict VII. ging damals seinem Ende entgegen und starb im October. Der Kaiser beförderte darauf die Wahl des Bischofs Petrus von Pavia, eines ihm ganz ergebenen Mannes, der unter dem Namen Johann XIV. den Stuhl Petri bestieg.

Inzwischen hatten den Kaiser schlimme Nachrichten aus der deutschen Heimath erreicht. Die Dänen hatten sich gegen das ihnen aufgedrungene Christenthum und die deutsche Herrschaft erhoben; sie hatten die Feste am Grenzwall zerstört, und nur mit Mühe schützte Herzog Bernhard von Sachsen gegen sie die Mark Schleswig. Zugleich warfen die Wenden das Joch der Deutschen ab und kehrten großentheils auch offen zu ihrem alten Götzendienst zurück. Der Aufstand ging von den Liutizen an der Havel und untern Oder aus. Am 29. Juni 983 griffen sie Havelberg an, machten die sächsische Besatzung nieder und zerstörten die bischöfliche Kirche. Drei Tage später unterlag Brandenburg dem gleichen Schicksal. Bald erhoben sich auch die Abodriten unter ihrem Herzog Mistai,

. der sächsischen Herrschaft ein Ende zu machen. Das Kloster des h. Lauren=
s zu Kalbe an der Milde wurde von ihnen in Brand gesteckt, dann wandten
sich gegen Hamburg, welches Herzog Bernhard, auf der Wacht gegen die
unen stehend, nicht vor der Verwüstung schützen konnte. Und schon hatten die
enden die Elbe überschritten; ein wendisches Heer von 30,000 Mann schweifte
zur Tanger. Endlich stellte sich ein sächsisches Heer ihnen entgegen und
achte ihnen eine empfindliche Niederlage bei. Die Wenden zogen sich über die
be zurück, aber sie weiter zu verfolgen, schien doch den Sachsen zu großes
agniß. Die Bisthümer Havelberg und Brandenburg, die Schöpfungen Otto's
s Großen, waren vernichtet, die Hälfte der Kirchenprovinz Magdeburgs ging
rloren, und der größte Theil der sächsischen Nordmark blieb in den Händen der
enden. Die Nachricht von diesen Ereignissen mußte die Seele des Kaisers um
schmerzlicher berühren, da man in ihnen eine göttliche Strafe für die unbe=
unene Auflösung des von seinem Vater begründeten Bisthums Merseburg sehen
ollte. In seiner engen Verbindung mit der Kirche und dem Clerus hatte der
aiser von Anfang an eine starke Stütze seiner Gewalt gesehen, und nichts hatte
an ihm mehr zum Ruhme angerechnet, als seine Freigebigkeit gegen die Bis=
ümer und Klöster und die Theilnahme, welche er allen kirchlichen Angelegen=
iten zuwandte. Nicht allein, daß er zum Andenken an seine Vorfahren das
loster Memleben errichtet und reichlich ausgestattet hatte, auch die Mission
iter den Czechen hatte er befördert. Unter seinem Einfluß war das Bisthum
rag und ein Bisthum in Mähren entstanden; man mußte es auch ihm mit
imessen, wenn die Mission Fortschritte in Ungarn gemacht hatte, wie im scan=
navischen Norden, wo zu seiner Zeit ein neues Bisthum zu Odense auf der
usel Fühnen begründet worden war. Nicht minder war ihm nachzurühmen,
iß er deutsche Cleriker von hervorragender Begabung in wichtige Kirchenämter
:bracht hatte. So hatte er seinen Kanzler Willigis, einen Mann von niederer
ieburt, trotz hartnäckigen Widerspruchs zum Erzbischof von Mainz erhoben und
amit an die Spitze des ganzen deutschen Clerus gestellt — eine Wahl, die nicht
llein für die Kirche, sondern auch für das Reich von größtem Segen war. Um
mehr fiel es auf, daß O., als Adalbert, der erste Erzbischof von Magdeburg, am
0. Juni 981 starb, den Bitten des ehrgeizigen und ränkevollen Bischofs Gisiler
on Merseburg nachgab und ihm das erledigte Erzbisthum versprach. Um den
ebertritt Gisilers zu einem andern Bisthum zu ermöglichen, schien die Auf=
ösung des Bisthums Merseburg nothwendig, und wirklich wurde diese auf einer
ömischen Synode unter dem Einflusse des Kaisers beschlossen. In der schmäh=
chsten Weise wurde dann das Bisthum, welches der große Otto zum Andenken
n seinen Sieg über die Ungarn gestiftet und mit besonderer Sorgfalt gepflegt
atte, auseinander gerissen und an die benachbarten Sprengel vertheilt. Scharfer
Tadel traf den Kaiser wegen der Mißachtung der väterlichen Stiftung, und man
neinte, daß der Zorn des heiligen Laurentius, des Schutzpatrones Merseburgs,
lles Unglück der letzten Zeit über ihn gebracht habe. Den harten Schicksals=
chlägen war schon die Kraft des jungen Kaisers nicht mehr gewachsen. Er ver=
iel in eine Krankheit, die zuerst wenig bedenklich schien. Um sich aufzuraffen,
ahm er Arznei im Uebermaß, aber das Uebel steigerte sich statt zu weichen.
Ein großer Blutverlust trat ein, dann heftiges Fieber und nach wenigen Tagen
chwand alle Hoffnung auf die Erhaltung seines Lebens. Er selbst sah sein Ende
tahe und traf seine letzten Verfügungen. Seine ganze Baarschaft theilte er in
ier Theile; den ersten derselben vermachte er der Peterskirche in Rom, den zwei=
en seiner Mutter und seiner Schwester Mathilde, den dritten seinen Kriegern,
welche ihm in die Ferne gefolgt waren, den vierten den Armen. Dann empfing
r, nachdem er mit l[illegible] Stimme in lateinischer Sprache sein Glaubensbekenntniß

abgelegt und seine Sünden gebeichtet hatte, die letzten Tröstungen der Kirc. Am 7. December starb er zu Rom im Palast bei der Peterskirche, wenig üb 28 Jahre alt. In der langen Reihe der deutschen Könige, welche die römi Kaiserkrone getragen haben, ist er der einzige, welcher in Rom sein Ende u sein Grab gefunden hat. Bestattet wurde er in der Vorhalle der Peterskirc man legte die Leiche in einen antiken Marmorsarg, den man mit einer Porph wanne bedeckte; über dem Grabmal wurde ein Mosaikbild, den segnenden Heil inmitten der Apostel Petrus und Paulus darstellend, angebracht. Beim Neu der Peterskirche wurde das Grabmal entfernt und seine Stücke zerstreut. Asche des Kaisers ruht jetzt in den sogenannten Vaticanischen Grotten, wo das Mosaikbild aufbewahrt ist. Der Marmorsarg wird als Wasserbehälter Palast auf dem Quirinal benützt. Die Porphyrdecke steht in einer Seitenca der Peterskirche und dient als Taufbecken.

Der Tod des jungen Kaisers war ein noch viel schwereres Unglück für Reich, als die Niederlage in Calabrien; nicht deshalb, weil der neue Krieg gegen die Araber und Griechen unterblieb und damit die Hoffnung sch ganz Italien der deutschen Herrschaft zu unterwerfen, sondern weil sich üb gegen dieselbe jetzt die äußern Feinde regten und in Deutschland selbst ein fährlicher innerer Krieg entbrannte. Kurz nachdem am Weihnachtsfeste der Knabe des Kaisers von den Erzbischöfen von Mainz und Ravenna gekrönt noch inmitten der Krönungsfeste lief in Aachen die Nachricht vom Tode Vaters ein und erregte die tiefste Niedergeschlagenheit. Man fühlte, was Reich an dem hochgesinnten und thatkräftigen Herrscher gehabt hatte und es zweifelhaft war, ob der soeben gekrönte Sohn je in die Herrschaft Vaters werde eintreten können. Wenn es dennoch geschah, war es zwei gen Frauen, der Mutter und Großmutter des Knaben, und dem tre Willigis von Mainz zu danken. Die Griechin Theophano hatte dem außer dem einzigen Sohne drei Töchter geboren: Adelheid, Sophie und thilde. Adelheid und Sophie nahmen später den Nonnenschleier; A wurde Aebtissin des Klosters Quedlinburg, Sophie des Klosters Gander Mathilde vermählte sich, das Klosterleben verschmähend, mit Ezzo, dem des Pfalzgrafen Herrmann von Lothringen, und ihre Ehe war mit viele dern gesegnet.

Die Quellen für die Geschichte Otto's II. sind dürftig. Wir besitz eine zusammenhängende Darstellung seiner Regierung in dem dritten der Chronik des Bischofs Thietmar von Merseburg, und diese ist höchst m haft. Sonst ist man auf die abgerissenen Notizen verwiesen, die sich in gleichzeitigen oder der Zeit Otto's nahestehenden Annalen und Chronik den. Je unzureichender dieses Material ist, desto wichtiger werden d der Kanzlei des Kaisers stammenden Urkunden, die in verhältnißmäßig Zahl vorhanden sind, aber leider durch ihre verworrenen Zeitangaben Schwierigkeiten bei ihrer Benutzung bereiten. Eine Geschichte des Kaise Ranke's Jahrbücher des deutschen Reichs unter dem sächsischen Hause Abth. 1. Manche Irrthümer in der daselbst gebotenen Darstellung fin Geschichte der deutschen Kaiserzeit Bd. I. S. 569 ff. berichtigt. M gleiche auch L. v. Ranke, Weltgeschichte VII, S. 9 ff. Einzelne Par Geschichte Otto's II. sind besonders behandelt von H. Detmar, Ott zum Tode seines Vaters (Leipzig 1878), von J. Moltmann, Theoph Gemahlin Otto's II. in ihrer Bedeutung für die Politik Otto's I. und O (Schwerin 1878) und von A. Matthäi, Die Händel Otto's II. mit von Frankreich (Halle 1882). Ueber die Urkunden hat zuletzt sehr e gehandelt Th. von Sickel in seinen Erläuterungen zu den Diplomen Ot

(Mittheilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Ergänzungsband II. S. 77 ff. 1886) und in seinem Vortrage: L'Itinerario di Ottone II. nell' anno 982 (Archivio della R. Società Romana di Storia patria Vol. IX. p. 294 etc. 1886). W. v. Giesebrecht.

Otto III., deutscher Kaiser, Sohn Otto's II und der Byzantinerin Theophano, wurde im Juli 980 in der Silva Ketil, dem Kettelwalde geboren, welcher Ort bei Nymwegen gesucht werden muß. Nach achtjähriger Ehe, aus der nur Töchter entsprossen waren, beglückte den Kaiser die Geburt dieses ersehnten Erben. Nach dem gewaltigen Großvater nannte er ihn. Ein paar Monate war das Kind alt, als die Angelegenheiten des Reichs seinen Vater nach Italien riefen. Otto II. brach dorthin im September 980 auf, und Gemahlin und Sohn mußten ihn begleiten. Da hat das Kind zum ersten Mal die Waffen eines Romzuges blitzen gesehen, und den milden Hauch der Lüfte des ihm verhängnißvollen Landes empfangen.

In Pavia traf Otto II. mit seiner Mutter, der Kaiserinwittwe Adelheid zusammen, dann zog er über Ravenna nach Rom, und von hier nach Unteritalien. Seine Gemahlin war mit ihm. Wenn er sich, wie man annehmen darf, auch vom Sohne nicht trennte, so hat dieser seinen Vater nach der schrecklichen Niederlage bei Squillace als Flüchtling in Rossano erscheinen sehen, und er war im zarten Alter von drei Jahren Zeuge jener erschütternden Katastrophe. Im Juni 983 kam die kaiserliche Familie nach Verona, wohin Otto II. die Fürsten Deutschlands und Italiens zu einem Reichstage entboten hatte. Von den Anstrengungen seiner Feldzüge erschöpft, vielleicht schon den baldigen Tod ahnend, sicherte der Kaiser seinem Sohne die Nachfolge, indem er ihn auf jenem Reichstage zum Könige erwählen ließ und dann befahl, die Krönung des Kindes am Weihnachtsfest in Aachen zu vollziehen. Er selbst ging mit Theophano nach dem Süden zurück, während der Sohn den heimkehrenden deutschen Fürsten übergeben wurde.

Am 25. December 983 wurde Otto III. von den geistlichen Repräsentanten beider Länder, den Erzbischöfen Willigis von Mainz und Johannes von Ravenna unter dem Jubel der Großen und des Volkes gekrönt, und noch wußte man nicht, daß sein Vater schon im Grabe lag. Am 7. December war Otto II. in Rom gestorben und dann von seiner Gemahlin im S. Peter bestattet worden. Erst drei Jahre alt war sein Nachfolger, der König Deutschlands und Italiens, der Erbe des Kaiserthums. Seine Mutter war fern in Rom, seine Großmutter, die Statthalterin des lombardischen Königreichs, fern in Oberitalien; er selbst befand sich unter Fremden, in der Obhut des Erzbischofs Warin von Köln. Die alte Zwietracht der Deutschen erwachte, und Haß und Ehrgeiz regten jene Großen auf, welche Otto II. nur mit Mühe gebändigt hatte. Deutschland, augenblicklich ohne Regierung, spaltete sich in zwei Parteien, von denen die eine nicht dulden wollte, daß eine Fremde und Griechin als Vormünderin ihres Kindes das Reich verwalte, die andere aber ihre Rechte für legitim erkannte. Ein Jahr lang wurde um die Vormundschaft gestritten, so daß der Bau des ottonischen Staates den Zusammenbruch drohte und es zweifelhaft war, ob dem verlassenen Kinde die Krone der Väter verbleiben werde.

Zum Reichsregenten warf sich jener ruhelose Heinrich der Zänker auf, der ehemalige Herzog von Baiern, welchen Otto II. geächtet hatte, und den jetzt der Bischof Poppo aus der Haft in Utrecht entließ. Alsbald erschien er in Köln, und gewann für sich Warin, der ihm den Knaben überlieferte. Heinrich erklärte sich zu dessen rechtmäßigem Vormunde, und er strebte offen nach dem Königthum; als König begrüßte ihn seine Partei, uneingedenk des dem Kinde geleisteten Eides. Mit dem Usurpator hielten manche weltliche Große und die

Bischöfe Warin von Köln, Ekbert von Trier, Giseler von Magdeb[urg] von Metz, endlich die Bischöfe Baierns. Ehrgeiz trieb ihn, selb[st] Böhmen Hilfe zu suchen, und den König Frankreichs, der sich jün[...] erklärt hatte, durch das Versprechen der Abtretung Lothringens zu ziehen. Allein die mächtigsten Fürsten, Bischöfe und Stämm[e] retteten dem letzten der Ottonen das Reich. Die Herzöge Konrad Bernhard von Sachsen, Heinrich der Jüngere von Baiern, Willigis blieben ihm treu, während in Lothringen seine Rechte Gottfried und dessen Bruder Adalbero von Reims verfochten [...] letzteren stand mit unermüdlichem Eifer zur Seite der genialste Gerbert, ein Günstling Otto's II. Das frevelhafte Spiel Hein[richs] verloren, als Theophano, von Willigis gerufen, mit der alten [...] in Deutschland erschien. Hier wurde auf dem Tage zu Rara [...] der Zänker gezwungen, das königliche Kind jenen Kaiserinnen [...] Theophano zur Vormünderin und Reichsregentin erklärt. Hei[nrich] darauf seinen Ansprüchen; er erhielt Baiern zurück, während H[...] mit dem davon abgetrennten Kärnthen und der Mark Verona [...]

Sieben Jahre lang führte die kluge Byzantinerin d[...] Den Trotz der Herzöge zügelnd, die nach Selbständigkeit st[rebten], von den Ostmarken abwehrend, hielt diese Griechin Deutschla[nd ...] Ottonische Reichsprincip aufrecht, und sie wahrte dem Sohne [den] Besitz Italiens. Der Knabe wuchs in der Pflege der Mutt[er] auf. Die Laute dreier Sprachen drangen zu seinem [...] griechischen und romanischen; in seinen Adern mischte sich [...] lands und Deutschlands. Zum Höchsten war er berufen, der Kirche und des Reichs war sein Leben von der Wiege [...] seine lebhafte Phantasie erfüllten Bilder fremder Majestät [...] byzantinischen Orients, dem seine Mutter angehörte, und R[...] voller Großvater die Krone Constantins für das Sachsenha[us ...] und sein eigner kaiserlicher Vater im Dom des Apostelfürst[en ...] Marmorsarkophag bestattet lag.

Den Unterricht des Knaben leiteten deutsche Cleriker, [...] Grieche weihte ihn in das Studium des Griechischen ein. [...] welcher arm an den Hof Otto's II. gekommen und ein so [...] Theophano's geworden war, daß er sogar Taufpathe ihres [...] Durch die Kaiserin erlangte er das Bisthum Piacenza. [...] J. 988 ihren Hof verließ, empfahl Willigis zum Lehrer [...] Cleriker Bernward, und dieser blieb bei seinem Zöglinge bi[s ...] von Hildesheim wurde. In den ritterlichen Künsten er[...] Sachse Hoiko. Den Deutschen darzuthun, daß sie den Soh[n ...] heranbilde, ließ Theophano den sechsjährigen Knaben mit [...] gegen Boleslaw von Böhmen ausziehen. Der Erfolg di[...] Sicherstellung der Mark Meißen, in welcher der mäch[...] gebot. Auch später mußte der junge König die Kriegszü[ge ...] begleiten. Es galt die Germanisirung des Oder- und [...] Slavenvölker unablässig einbrachen, während die Norma[nnen ...] Nordseeküsten heimsuchten. Nur mit Mühe konnte die [...] den Ostmarken behauptet werden. Die Westgrenze bot ke[...] dort aber vollzog sich der folgenschwere Wechsel der [...] als Hugo Capet, nach dem Tode des letzten karolingisch[en ...] im Mai 987, die Krone erlangte und das neue französi[sche ...]

So gesichert war das Regiment Theophano's, daß [...]

Winter 988 nach Rom gehen konnte, wohin sie der unfähige Papst Johann XV. rief; denn hier hatten die nach der städtischen Freiheit strebenden Römer Johannes Crescentius zum Patricius aufgestellt. Die unruhige Stadt nahm jedoch ohne Widerspruch die Regentin Theophano auf: sie schloß mit den Römern einen Vergleich, ließ dem Crescentius zwar das Amt des Patricius, brachte aber die Rechte ihres Sohnes zur Anerkennung, indem sie in Rom und Italien wie ein Kaiser waltend und gebietend auftrat. Erst im Sommer 990 kehrte sie heim. Prachtvoll feierte sie mit ihrem elfjährigen Sohne das Osterfest in Quedlinburg, dann starb diese kühne, ausgezeichnete Frau, noch nicht vierzig Jahre alt, am 15. Juni 991 zu Nymwegen. Mit ungewöhnlicher Klugheit und Kraft hatte sie, die Griechin, sich als Reichsverweserin behauptet, den Staatsgedanken Ottos des Großen fortgesetzt und ihrem Sohne die Herrschaft in Deutschland und Italien zu sichern vermocht. Die Vormundschaft über ihn übernahmen jetzt seine Großmutter Adelheid, die ehrwürdigste Frau ihrer Zeit, und der Erzkanzler Willigis mit einem Beirath der Reichsfürsten. Im Jahre 995 wurde der junge König mündig. Er war zu einem schönen, geistvollen Jünglinge herangewachsen, mit so viel Kenntnissen ausgerüstet, daß er den Sachsen schon damals als ein Wunder erschien. Fast in jedem Jahre hatte er die Kriegszüge gegen die Wenden mitgemacht, und auch an der Wiedereroberung Brandenburgs und Mecklenburgs theilgenommen. Das Kriegshandwerk war ihm nicht fremd, aber diese endlosen Kämpfe mit rohen Barbaren, die Märsche durch Sümpfe und Wälder, die Eroberung elender Dörfer und Burgen konnten keinen Reiz weder für die sensitive Seele, noch für den hochfliegenden Sinn eines Jünglings haben, welchem die Kaiserkrone in Rom winkte. Zum Kriegsfürsten war Otto III. nicht geboren, nur was mit Weltideen in Verbindung stand, hatte Werth für ihn. Die Aufgaben, zu denen er als Erbe des Reichs berufen war, steigerten seinen für alles Erhabene empfänglichen Geist zu den kühnsten Träumen künftiger Größe. Schon jetzt warb er, wie sein eigner Vater gethan hatte, um eine byzantinische Prinzessin, und ohne Zweifel hatte schon Theophano an die Fortsetzung der Verschwägerung mit Byzanz gedacht. Die Bischöfe Johannes von Piacenza und Bernward von Würzburg wurden als Brautwerber nach Constantinopel abgeschickt.

Der Erzkanzler aber stellte dem jungen Könige vor, daß es Zeit sei nach Rom zu ziehen, um die Kaiserkrone zu holen, und immer dringender forderte dies auch der von Crescentius tyrannisirte Papst. Das Sachsenhaus war durch Otto I. mit Italien und Rom unauflöslich verbunden; was seine Väter dort errungen, mußte auch Otto III. gewinnen und fortführen: die Kaiserkrone mußte bei Deutschland bleiben und der Einfluß der Reichsgewalt auf das Papstthum gesichert werden. Dieses selbst lag noch in tiefer Erniedrigung, aber geistliche Strömungen gaben überall Zeugniß von einem neuen religiösen Leben, welches die reformbedürftige Kirche durchdrang. Von Frankreich her wirkte mit steigender Macht der Orden der Cluniacenser; in Italien stifteten große Heilige, wie Sanct Nil in Calabrien, und Romuald in Ravenna Schulen einsiedlerischer Andacht: Ungarn und die Slavenländer boten der christlichen Mission ein weites Feld dar. Geistliche Elemente beherrschten auch den deutschen Hof, zumal unter der Regentschaft jener kaiserlichen Frauen; Bischöfe waren die Lehrer, die Freunde und Staatsmänner Otto's III. Prinzessinnen seines königlichen Hauses trugen den Schleier. Seine Tante Mathilde war Aebtissin von Quedlinburg, und der feierlichen Einkleidung seiner Schwester Adelheid als Nonne wohnte er dort im J. 995 bei. Religiöse Schwärmerei erfüllte seine Seele seit der Kindheit; in einer von Weihrauchwolken der Klöster durchzogenen Atmosphäre war er herangewachsen. Reich und Kirche bildeten naturgemäß die Pole, in denen seine

Weltanschauung gipfelte, aber wenn Ruhmsucht ihn trieb nach fürstlichem Glanz zu streben, so lehrte ihn zugleich die Religion der Mönche, daß der höchste Triumph des Christen die Selbsterniedrigung sei. Zwischen den beiden Extremen der Weltgröße und der Weltentsagung hat die idealistische Natur Otto's III. beständig geschwankt. Nach einem Wendenkriege, wozu die Herzöge Polens und Böhmens als Vasallen Heeresfolge leisteten, und nach der nothdürftigen Beruhigung der Nordostmarken, vereinigte Otto im Februar 996 bei Regensburg frohlockend sein Heer zur Romfahrt. Glänzende Ritterschaaren zogen ihm zu, und mächtige Bischöfe, an ihrer Spitze der Erzkanzler Willigis, umgaben ihn. Der Zug ging über den Brenner nach Verona, wo der junge Sohn des Dogen Venedigs den König begrüßte. Das Osterfest wurde in Pavia gefeiert, und hier huldigten ihm die italienischen Fürsten. Hier aber vernahm er den Tod des Papstes. Johann XV., durch Nepotismus und Habsucht den Römern verhaßt, war schon im vorigen Jahre von Crescentius vertrieben worden und hatte sich zum Markgrafen Hugo von Tuscien geflüchtet, dem treuesten Anhänger Deutschlands; dann aber war er unter dem Eindruck des nahenden Romzuges Otto's in die Stadt zurückgerufen worden, wo er, seinem Befreier entgegensehend, vor Ostern 996 starb. In Ravenna empfing Otto unterwürfige Boten des römischen Volks, die ihn aufforderten, der Christenheit einen neuen Papst zu geben. Auch dies war die Wirkung seines Romzuges. Crescentius und seine Faction wagten es nicht, das Recht der Papstwahl zurückzufordern, welches Otto I. den Römern genommen und an die deutsche Krone gebracht hatte.

Die Besetzung des heiligen Stuhls war die erste weltgeschichtliche Handlung, wozu sich der junge König berufen sah, ehe er selbst noch die Kaiserkrone genommen hatte; er bestimmte zum Papst seinen eigenen Vetter, den Caplan Bruno, den Sohn des Markgrafen Otto von Verona. Bruno war erst 24 Jahre alt, ein wohlgebildeter Mann von feurigem Temperament. Willigis und Hildebald von Worms führten ihn alsbald nach Rom, und ohne Widerspruch bestieg der erste Papst deutscher Nation am 3. Mai 997 den heiligen Stuhl. So war auch das Papstthum an das Sachsenhaus gebracht. Nicht nur die Deutschen jauchzten diesem großen Ereigniß zu, auch in Frankreich und Italien hofften die Frommen, vor allen die Cluniacenser auf die baldige Erhebung der Kirche aus ihrem tiefen Verfall.

Am 21. Mai setzte Gregor V. seinem Verwandten die Kaiserkrone auf's Haupt. Dann versammelten beide am 25. eine Synode, um die Rebellen, welche zuvor Johann XV. vertrieben hatten, zu richten. Crescentius und andere Große wurden mit dem Exil bestraft, doch Gregor V. wollte seine Herrschaft mit Milde beginnen, und so ward jenen verziehen. Crescentius schwur den Treueid und blieb unangefochten in Rom. Der Anblick der „goldenen Roma" mit den gewaltigen Ruinen des großen Alterthums begeisterte die Phantasie des jungen Kaisers, während zugleich die Kirchen und Märtyrergrüfte ihn zur Andacht riefen. Er lernte damals im Kloster S. Bonifazio auf dem Aventin Adalbert kennen. Dieser fahrende Slave, seit 983 Bischof von Prag, hatte seinen Sitz schon zweimal verlassen, um in jenem Kloster als Mönch zu leben. Der Böhmenherzog forderte ihn jetzt zum zweiten Mal zurück, und Willigis wie Gregor V. nöthigten ihn dem Rufe zu folgen. Es war damals, daß der böhmische Schwärmer einen tiefen Eindruck auf die Seele des jungen Kaisers machte, und dieser eine enthusiastische Zuneigung zu ihm faßte. So groß auch der Zauber war, welchen Rom schon jetzt auf ihn ausübte, so war er doch noch nicht stark genug, ihn hier festzuhalten. Vielmehr trat Otto nach einem nur dreiwöchentlichen Aufenthalte in der ewigen Stadt die Heimfahrt an. Ueber Foligno und Arezzo ging er nach Pavia, und am 15. September befand er sich

in Ingelheim. Die Fürsten und Völker Deutschlands jubelten dem kaiserlichen Jünglinge zu, der, ohne nur das Schwert zu ziehen, so große Erfolge davon getragen, die Kaiserkrone erlangt, den Papst eingesetzt, die Huldigung Roms und Italiens empfangen hatte. So viel Glanz mußte einen unreifen Jüngling blenden und seine überspannte Phantasie in's Schrankenlose ziehn.

Ein Jahr lang blieb er in Deutschland, Hof haltend in Aachen, Magdeburg, Mainz. Seinen geistlichen Freund Adalbert raubte ihm bald der Tod, denn dieser Bischof war, statt in dem ihm verhaßten Prag seinen Sitz zu nehmen, als Apostel in das Preußenland gezogen und dort am 23. April 997 zum Märtyrer geworden. Seither weihte ihm Otto einen Cultus fast göttlicher Verehrung. Der Einfluß dieses böhmischen Heiligen auf ihn war nur religiöser Natur gewesen, aber bald nahm ein anderer fremdländischer Rathgeber und Freund seinen ganzen Geist gefangen. Dies war der ränkevolle, vielgewandte Franzose Gerbert, der ehemalige Mönch des Klosters Aurillac, dessen Genie, Beredsamkeit und Wissenschaft in der classischen Litteratur und Mathematik schon die Bewunderung Otto's I. erregt hatte. Otto II. hatte ihm die Abtei Bobbio verliehen, von wo ihn jedoch unerträgliche Verfolgungen nach Reims trieben. Im Vormundschaftsstreite hatte er die Sache Otto's III. mit Wort und Schrift vertheidigt, dann aber sich dem französischen Hofe zugewendet. Die Gunst Hugo Capets, dessen Sohn Robert er erzog, erhob ihn im J. 991 auf den ersten Bischofsitz Frankreichs, den in Reims, von welchem Arnulf durch die französischen Bischöfe abgesetzt worden war. Gerbert führte jetzt deren heftige Opposition gegen den Primat des Papsts, doch von diesem und auch von Deutschland nicht als rechtmäßiger reimser Metropolit anerkannt, mußte er dieses Processes wegen nach Rom gehen, wo er Otto III. durch seinen Geist bezauberte. Der Kaiser lud ihn nach seiner Rückkehr an seinen Hof in Magdeburg, und hier ließ er sich von ihm im Griechischen und der Mathematik unterrichten. Gerbert befriedigte den Wissensdurst des jungen Monarchen und steigerte zugleich seine Vorstellungen von der Größe, zu der er als Grieche und Römer berufen sei. Diese unklaren Ideen waren auf die Erneuerung des römischen Weltreichs gerichtet, und sie ließen den Jüngling in seinem noch culturlosen Vaterlande unter den „rohen Sachsen" nicht mehr heimisch werden.

Es war sein Unglück, daß ihn eine Revolution in Rom bald wieder dorthin rief; ohne sie würde er länger im Vaterlande geblieben und unter ernsten Pflichten zum deutschen Manne herangereift sein. Crescentius hatte sich der Gewalt in Rom wieder bemächtigt; der vertriebene Gregor V. aber war nach Pavia gegangen, wo er den Rebellen excommunicirte. Die Römer wollten jetzt das Joch der Deutschen abwerfen, und sie stellten sogar einen Gegenpapst auf. Derselbe Günstling Theophano's, Johannes von Ravenna, der Lehrer Otto's, von seiner Brautwerbung in Constantinopel über Rom heimkehrend, war verblendet genug, die ihm dort von Crescentius im Mai 997 dargebotene Papstkrone anzunehmen. Er nannte sich Johannes XVI. Briefe Gregor's V. riefen jetzt den Kaiser dringender herbei. Er brach im Herbst zur Romfahrt auf, nachdem er seiner Tante Mathilde die Regierung in Deutschland übertragen hatte. In Pavia feierte er mit dem Papste das Weihnachtsfest, dann führte er diesen am Ende des Februar 998 in das offene Rom zurück. Bestürzung lähmte den Widerstand der Römer, nur die feste Engelsburg behauptete Crescentius. Der Gegenpapst war geflohen, aber die deutschen Reiter ergriffen ihn, und gräßlich verstümmelt wurde er nach Rom gebracht. Vergebens flehte der heilige Nilus um Gnade für seinen verirrten Landsmann; der falsche Grieche wurde durch eine Synode abgesetzt, dann auf einem räudigen Esel durch Rom geführt, um endlich im Kerker

Otto war nicht so ganz Idealist, daß er sich nicht der Staatsmaxime sein Großvaters bewußt blieb, welcher das Papstthum seiner Autorität unterwor hatte. Auch er hatte zwei Päpste gemacht. Er schenkte (es ist ungewiß welchem Jahre) Sylvester acht Graffschaften der Romagna, aber er erklärte dieser Urkunde, daß sich Päpste Theile des Reichs angemaßt hätten nur Grund der Schenkung Constantins, die er als eine Erdichtung verachte. Ei so königliche Erklärung — und sicherlich stand hinter ihr der ernste Kanzler mußte Sylvester belehren, daß sein schwärmerischer Zögling sich doch n immer als ein zweiter Constantin im Sinne der Priesterfabel werde brauchen lassen.

Bis zum Juli 999 blieb Otto in Rom, worauf er mit dem Papste na Subiaco ging. Dort, in der Grotte des heiligen Benedict, verwandelte er wieder in einen zerknirschten Büßer. Von Tivoli begaben sich beide na Farfa, wo sie mit Hugo von Tuscien zusammentrafen. Der Markgraf gen das Vertrauen Otto's; er war in seine Phantasieen von der Wiederaufrichtu der römischen Weltherrschaft eingeweiht, und der Kaiser scheint ihn zu seine Stellvertreter in Italien und zum Beschützer des Papsts ausersehen zu hab wenn er selbst nach Deutschland zurückkehrte. Denn dorthin riefen ihn die Fürst nachdem seine Tante Mathilde, die Regentin Deutschlands, während seiner Abwesenheit, am 7. Februar 999 gestorben war. Außerdem hatte er eine Wall fahrt zum Grabe S. Adalbert's in Gnesen gelobt. Das zehnte Jahrhundert neigte sich zu Ende, und mit dem beginnenden Jahrtausend sollte nach dem Aberglauben der Zeit die Welt untergehen.

Nach der Mitte des Decembers trat Otto III., den Bitten des zurückbleibenden Papstes nicht willfahrend, seinen Zug nach Deutschland an, wobei ihn vornehme Römer, Cardinäle und der Stadtpräfect Ziazi begleiteten. Auf seinem Marsche erfuhr er den Tod seiner erlauchten Großmutter Adelheid, die am 17. December 999 in ihrem Kloster Selz im Elsaß gestorben war. Nach zweijähriger Abwesenheit begrüßten die Fürsten Deutschlands ihren heimgekehrten Kaiser in Regensburg. Sie fanden kaum noch deutsches Wesen an ihm, denn der Flitter des Griechenthums und Römerthums hatte seine Natur verfälscht. Statt in seine Stammlande zurückzukehren, eilte er zuvor nach Gnesen, begleitet vom Polenherzog Boleslaw. Dort zog er barfuß als Pilger ein und warf sich an der Gruft seines vergötterten Freundes nieder. Gnesen erhob er zur Metropole Polens und stattete dies neue Erzbisthum mit Rechten und Sprengeln aus, welche diejenigen Magdeburgs minderten, was die Deutschen beleidigte. Dem Herzog Boleslaw aber erließ er den dem Reiche bisher geleisteten Tribut. Der Polenfürst durfte ihn dann nach Magdeburg geleiten. Otto feierte das Osterfest mit den deutschen Fürsten in Quedlinburg, wo jetzt seine Schwester Adelheid Aebtissin war. Sodann blieb er den Mai über in Aachen, dort festgehalten von seinem großen Vorbilde, dem Kaiser Karl, dem er selbst doch so unähnlich war, da er sein Vaterland für das fremde Rom dahingegeben hatte. Die Gruft des alten Kaisers ließ er aus Neugierde und Andachtsbedürfniß öffnen, und wie er die Mumie des großen Erneuerers des römischen Reichs auf dem goldenen Thron sitzen sah, warf er sich vor ihr anbetend nieder. Die Leiche war noch wol erhalten; nur die Nasenspitze fehlte, die er durch eine goldene ersetzen ließ. Einen Zahn aus dem Munde des Todten nahm er als Reliquie mit sich. Das Münster ließ er ausmalen, und auch in Aachen baute er Adalbert eine Kirche, um seinen heiligen Freund in den Cultus Deutschlands einzuführen. Er glich hier dem Kaiser Hadrian, welcher seinem vergötterten Antinous überall Altäre und Bilder errichtet hatte.

Nur ein halbes Jahr blieb Otto in seinem Vaterlande, wo er sich als ...mdling fühlte; Sehnsucht trieb ihn schon im Juni 1000 nach Italien zurück. ...tschland empfand diese Vernachlässigung schwer genug. Die Fürsten murrten, ... der Sitz der Reichsgewalt jenseits der Alpen blieb. An den Ostmarken ...ete sich, wesentlich durch die Begünstigungen des unklugen Kaisers, das ...enreich unter Boleslaw, während in Ungarn der von Otto und Sylvester ... einer Königskrone beschenkte Stephan das Magyarenreich gründete. Ueber ...er zog der Kaiser nach Pavia, und bis zum Herbste blieb er in der Lombardei. ...dortigen mit Immunitäten von den Ottonen begabten Bischöfe bildeten die ...ste Stütze des deutschen Reichs in Italien, unter ihnen aber war Leo von ...celli der bevorzugte Günstling Ottos. Dieser Bischof sah sich durch die ...strebende Macht des Markgrafen Arduin von Ivrea, eines der Ahnen der ...oyischen Dynastie, hart bedrängt, was zur Folge hatte, daß derselbe in die ...t erklärt, Leo mit dessen Gütern ausgestattet wurde. Dies geschah in Rom, ...hin der Kaiser am Ende des October 1000 zurückgekehrt war, von Sylvester ...u aufgefordert, weil sich der rebellische Geist in Rom und dem Landgebiet ...der regte. Mit Otto waren sein Kanzler Heribert, einige deutsche Bischöfe, ...Herzöge Heinrich von Baiern, Otto von Niederlothringen und Hugo von ...scien. In der aventinischen Pfalz nahm er wieder seinen Sitz. Damals ...ihte der Bischof von Portus die fertig gewordene Adalbertskirche auf der ...berinsel ein. Am 4. Januar 1001 kam nach Rom auch der Lehrer ...to's, Bernward von Hildesheim, den er freudig begrüßte und in seinen ...last aufnahm.

Aber bald warf eine plötzliche Katastrophe das ganze geträumte Weltreich ... Jünglings wie ein Kartenhaus um, und verbannte ihn selbst für ...mer aus seinem geliebten Rom. Tibur, eine Stadt mit selbständiger Ver...fung und einem vom Grafenbann eximirten Bisthum, erhob sich gegen die ...ngriffe Otto's in ihre Freiheit; der Kaiser unterwarf sie mit Waffengewalt ...d verzieh dann den gedemüthigten Bürgern. Allein die Römer, denen er ...bst mit der Wiederherstellung ihrer Republik geschmeichelt hatte, forderten ...voli als städtisches Gut für sich, und die Weigerung des Kaisers und Papsts ...tte einen Aufstand des römischen Volks zur Folge, dessen Seele Gregor von ...usculum war. Drei Tage lang wurde der Kaiser auf dem Aventin belagert, ...s die Herzöge Heinrich und Hugo nebst Bernward die Empörer beschwichtigten. ...on einem Thurm seines Palastes herab hielt Otto eine wirkungsvolle Rede an ...e Römer. Sie huldigten ihm auf's Neue. Jedoch die Gährung dauerte fort, ...e Waffenmacht Otto's war gering, und drohende Anzeichen eines neuen Los...ruches nöthigten den Kaiser, die Stadt am 16. Februar 1001 wie in der ...lucht zu verlassen. Er hat Rom nie wieder betreten. Aus dem Himmel seiner ...deale herabgestürzt, war er seither ein gebrochener, in Schwermuth sich ver...hrender Mann.

Bernward und Heinrich schickte er nach Deutschland, ein Heer zu sammeln. ...m Kloster Classe zu Ravenna, wo er das Osterfest feierte, versank er neben ...omuald in unmännliche Frömmelei. Diese Mönche hofften seine erschütterte ...eele im Kloster festzuhalten. Doch raffte er sich wieder auf, besuchte heimlich ...ie blühende Meereskönigin Venedig und ihren Dogen Pier Orseolo, und zog ...ann mit frischem Kriegsvolk gegen Rom. Er lagerte am 4. Juni bei S. Paul, ...hne einen Sturm zu wagen; im Juli ging er in's Albanergebirge, und dann ...hlug er in der Burg Paterno am Soracte sein Hauptquartier auf, nutzlose ...treifzüge in das römische Gebiet unternehmend. Im September kehrte er nach ...avenna zurück, und hier blieb er in Bußübungen versenkt bis zum Ende 1001. ...as Weihnachtsfest feierte er mit dem Papste in Todi, wo ein Concil in

deutschen Angelegenheiten gehalten wurde, und dann zog er im Januar 1002 wieder in Paterno ein. In dieser Burg befehligte Bernwards Bruder, der Graf Tammus, und hierher kam der Patricius Ziazi mit neuen Truppen aus Pavia, auch Heribert von Köln brachte solche, doch all' dies Kriegsvolk war gering an Zahl. Die deutschen Fürsten und Stämme weigerten sich, ihr Gut und Blut für den excentrischen Kaiser zu opfern, welcher sein Vaterland mißachtete und ziellos und thatenlos in Italien umherschweifte, während das Reich verfiel. Der fieberhaft aufgeregte Otto fürchtete jetzt auch den Abfall der Großen Deutschlands, die zu einer neuen Königswahl entschlossen schienen. Von seinem eingebildeten Weltreich war ihm nichts geblieben als die kleine Burg Paterno, und in dieser lag der kranke Kaiser der Römer mit seinen Getreuen eingeschlossen, am Nöthigsten Mangel leidend, während das Land umher von Aufstand entbrannt war. Dort starb er am 23. Januar 1002 in den Armen des Papsts Sylvester, erst 22 Jahre alt. Die Sage hat seinen frühen Tod mit Dichtungen umwebt; sie erzählte unter anderem, daß ihn Stefania, die Wittwe des Crescentius, zur Liebe entflammt und als eine neue Medea durch Zaubermittel getödtet habe.

In Aachen hatte der Sterbende zu ruhen gewünscht, und dorthin führten den Todten seine Getreuen, die Bischöfe von Lüttich und Köln, von Augsburg und Kostnitz, die Herzöge Heinrich und Otto, Bernward und Tammus, indem sie dem Trauerzuge mitten durch die rachsüchtigen Feinde mit den Schwertern Bahn machten. Am Osterfest wurde der Kaiser im Münsterchor Aachens beigesetzt. Von dieser Gruft ist keine Spur geblieben. So erlosch das ruhmvolle Haus der Ottonen, welches in der Geschichte Deutschlands einen Gipfel bezeichnet sowol durch die nationale Macht als die weltbürgerliche Mission, die unser Vaterland übernahm, seitdem Otto I. dasselbe mit Italien verbunden und die Kaiserkrone an Deutschland gebracht hatte, eine Verbindung, welche glanzvoll genug war, den deutschen Nationalgeist in Bezug auf das Weltganze setzte, aber auf peripherische Bahnen trieb und in seiner innern staatlichen Entwickelung hemmte. Für Otto III. waren, abgesehen von seiner eigenen phantasievollen Natur, die bestimmenden Voraussetzungen der Vater und Großvater, die ihm die Richtung nach Rom gegeben hatten, während ihn die griechische Mutter mit dem Byzantinismus verband. Auch seine hochfliegenden Ideale waren an sich nur die excentrische Wirkung der Kaiserkrönung seines Großvaters. Allein nur eine deutsche Jünglingsseele vermochten sie zu solcher weltumfassenden Höhe zu steigern. In unreifer Jugend als Opfer seines Enthusiasmus für Rom hinweggerafft, hat Otto III. keine nachhaltige Thatenspur in der Geschichte zurückgelassen. Wir aber ehren ihn trotzdem als eine wunderbare Gestalt im Pantheon unserer Nation, als den genialsten Idealisten auf dem deutschen Kaiserthrone, der in seiner barbarischen Zeit ein Repräsentant der kosmopolitischen Natur der Deutschen, ihres heißen Wissenstriebes und ihrer tiefen Sympathie für Italien und Griechenland gewesen war. Als solcher hat er, den schwärmerischen Blick in die Vergangenheit und Zukunft der Menschheit zugleich gerichtet, neben dem gelehrten Gerbert, eine neue Cultur durch die Wiederbelebung des classischen Alterthums angekündigt. Schon seine Zeitgenossen feierten ihn als ein Wunder (mirabilia mundi), und sie ließen Rom, die Kirche und die Welt seinen frühen Tod beweinen.

Die Hauptquellen für die Geschichte Otto's III. sind die berühmten Briefe Gerberts, Thietmar, die Annalen von Hildesheim, Quedlinburg, Köln, Korvey u. s. w., die Lebensbeschreibungen des heil. Adalbert und des Sanct Nil, Thankmars Leben des heil. Bernward, und andere Chroniken und Annalen. Seine Regesten bei Stumpf „Die Reichskanzler“. Giesebrecht

hat die Quellen im Anhange des ersten Bandes der Geschichte der deutsch. Kaiserzeit zusammengestellt. Monographisch hat Roger Wilmans das Leben Otto's III. behandelt: Jahrbücher des deutsch. Reichs, herausgegeben von Ranke, II. 2. Berlin 1840. Gregorovius.

Otto IV., römischer Kaiser, † am 19. Mai 1218, war der dritte Sohn Heinrichs des Löwen und seiner Gemahlin Mathilde, der Tochter König Heinrichs II. von England und der Schwester Richards Löwenherz und Johanns ohne Land. Das Jahr seiner Geburt steht nicht fest: Böhmer nahm 1175 an, Langerfeldt nicht später als 1176, L. v. Heinemann 1177, während ich 1182 und als Ort seiner Geburt Argentan, Dep. Orne zu erweisen suchte. Jedenfalls wuchs er in englisch-französischer Umgebung auf und hatte sich, als 1189 sein Großvater und seine Mutter starben, der besonderen Gunst des Oheims Richard zu erfreuen, der von Anfang an ihm eine Zukunft bei sich zu gründen beabsichtigt zu haben scheint. Er ernannte ihn 1190 zum Grafen von York und als diese Verleihung nicht ausgeführt werden konnte, zum Grafen von Marche, versuchte eine Zeit lang, ihm in Schottland die Nachfolge zu verschaffen, und verlieh ihm 1196 Poitou und die Landschaften bis zur Garonne, für welche O. den Titel eines Herzogs von Aquitanien annahm Die Fehden des englischen Königs gegen seine festländischen Barone und Frankreich wurden des jungen Welfen Schule. Von hohem Wuchse, mit großer Körperkraft ausgestattet, kühn und tapfer, galt er früh als ein vollendeter Krieger, an dem Richard wohl Gefallen haben mochte und vielleicht um so mehr, als er auch in seinen Charaktereigenschaften vielfach ihm ähnlich sich entwickelte. Bald fand Richard Gelegenheit, dem Neffen zu Größerem zu verhelfen. Als nach dem Tode Kaiser Heinrichs VI. die um den Erzbischof Adolf von Köln gesammelte Opposition gegen das staufische Haus um jeden Preis dem von der staufischen Partei zum König erwählten Philipp von Schwaben einen Gegenkönig entgegenstellen wollte, aber auf den zunächst dazu ausersehenen älteren Bruder Otto's, den Pfalzgrafen Heinrich, der von seiner Kreuzfahrt noch nicht zurückgekehrt war, nicht länger warten konnte und über andere Candidaten nicht verfügte, da beschloß man O. selbst zur Krone zu berufen, mit der vollen Gewißheit, daß ihm die Unterstützung Richards nicht fehlen werde. Das englische Geld war es, was ihn am meisten empfahl und förderte, als er im Mai 1198 nach Deutschland ging, wo er sonst so gut wie fremd war, da er vorher kaum anders deutschen Boden betreten hatte, als in den paar Monaten des Jahres 1194, in welchen er für seinen Ohm bei dem verstorbenen Kaiser Geisel gewesen war. Von Besitzungen hatte er dort nichts als einen Antheil an den welfischen Allodien und Kirchlehen: umsomehr mochten die Fürsten, welche ihn am 9. Juni in Köln erwählten: der Erzbischof von Köln, die Bischöfe von Paderborn und Minden, einige Aebte und die Regentin von Brabant im Namen ihres abwesenden Gemahls, in dem landfremden ohnmächtigen und ganz auf ihre Unterstützung angewiesenen Welfen sich ein gefügiges Werkzeug zu erziehen hoffen. Er selbst aber bewährte seinen Ruf als Krieger auf der Stelle. Während Philipp, dem unzweifelhaft eine weit überlegene Macht zur Seite stand, in unbegreiflicher Unthätigkeit verharrte, warf O. sich auf Aachen, nahm am 10. Juli die Stadt ein und ließ sich hier an der rechten Krönungsstätte, allerdings mit nachgemachten Insignien, zum Könige krönen. Damit hatte er vor seinem Gegner einen bedeutenden Vorsprung gewonnen: schon war sein Anhang gewachsen und umfaßte fast den ganzen Nordwesten, schon knüpften sich Beziehungen mit den reichsfeindlichen Mailändern an und, was wichtiger war, seine Freunde zweifelten schon nicht mehr, daß Innocenz III., da auch König Richard für seinen Neffen wirkte, sich für ihn erklären werde, bei welchem viel eher ein Eingehen auf die Wünsche des Papstes,

namentlich in Bezug auf die Abtretung der mittelitalischen Reichslande, vorauszusetzen war als bei dem Bruder und Nachfolger eines Heinrich VI., gegen welchen Innocenz auch sonst allerlei Beschwerden hatte. Aber dieser hütete sich doch vor offener Parteinahme, solange alle Wahrscheinlichkeit für einen schließlichen Sieg des Staufers zu sprechen schien, der den größten Theil Deutschlands auf seiner Seite hatte und über reichere Hilfsmittel in seinen bedeutenden Hausbesitzungen verfügte.

Die ersten Zusammenstöße beider Parteien stellten dies Verhältniß sogleich klar. O. vermochte seine Anhänger im Elsaß nicht zu schützen, wurde im October 1198, als Philipp mit überlegenem Heere rheinabwärts vordrang, nach heftigen Kämpfen an der Mosel selbst auf Köln zurückgeworfen und mußte am Ende des Jahres, als Philipp zum Entsatz des belagerten Goslar herbeieilte, ebenfalls das Feld räumen. Das folgende Jahr verlief noch unglücklicher. Der Tod König Richards (6. April 1199) beraubte den Welfen seines wohlwollenden Beschützers, da dessen Nachfolger König Johann anscheinend die Vorliebe seines Bruders für den Neffen nicht theilte und in seinem Frieden mit Frankreich auf jede Unterstützung desselben verzichtete. Ein Versuch Otto's, seinen Freunden im Elsaß Luft zu machen, kam nicht über Boppard hinaus; jene wurden von Philipp vollständig unterworfen und er mußte, als dieser nun an den Niederrhein vordrang, wiederum sich in Köln bergen und so bekennen, daß er nicht die Macht besaß, dem Erzbischofe von Köln, der ihm zur Krone verholfen, ausreichenden Schutz zu gewähren. Schon begann dieser zu schwanken, während Landgraf Hermann von Thüringen, dessen Anschluß O. das Jahr zuvor mit der Abtretung Nordhausens erkauft hatte, unbedenklich zum Staufer übertrat, um dadurch noch mehr Reichsgut zu gewinnen. Das war eben eine der schlimmsten Folgen des welfischen Gegenkönigthums, daß auch der Staufer mit diesem in einen Wettbewerb um die Unterstützung der Fürsten eintreten mußte, diesen selbst aber politische Moral ganz abhanden kam. Wie wenig aber O. sogar in seinem Heimathlande galt, zeigt Philipps glänzendes, von Walther von der Vogelweide gefeiertes Weihnachtsfest 1199 in Magdeburg: fast alle Großen Sachsens, die meisten Bischöfe, selbst Erzbischof Hartwich von Bremen, dem doch Innocenz von seiner persönlichen Geneigtheit für O. Kenntniß gegeben hatte, schaarten sich dort um den staufischen König. An dessen baldigem Siege schien trotz der Tapferkeit, welche O. auch in diesen deutschen Kämpfen bei verschiedenen Gelegenheiten bewährte, kaum mehr zu zweifeln.

Da war es für O. schon immer ein Vortheil, daß der eben damals aus dem Oriente heimkehrende Erzbischof von Mainz, Konrad von Wittelsbach, wenn er auch ebensowenig für ihn war, als er die Entscheidung des Thronstreites dem Papste zu überlassen gedachte, doch auch nicht auf die Seite Philipps sich stellte. Es scheint, daß er noch immer den jungen Friedrich, Kaiser Heinrichs Sohn, den er selbst gewählt hatte, als den einzig rechtmäßigen König betrachtete und zu dessen Gunsten eine Vereinbarung unter den Fürsten anstrebte, durch welche beide hadernde Könige beseitigt worden wären. Am 28. Juli 1200 sollten je acht Fürsten von jeder Seite zu einem Schiedsgericht unter seinem Vorsitze zusammentreten. Nun ließ sich O. diesen Plan gefallen, vielleicht weil er darauf rechnete, daß der Papst, an den er deshalb schrieb, die Mitglieder des Schiedsgerichts zu seinen Gunsten gefügig zu machen wissen werde, — aber nicht die Fürsten von Philipps Seite. In ihrer Erklärung aus Speier von 28. Mai, wie ich meine, des Jahres 1200, bezeugen sie vor dem Papste, daß ihr König rechtmäßig gewählt sei, ihren Willen, ihm die Kaiserkrone zu verschaffen, ihr Veto gegen des Papstes Uebergriffe in das italische Reichsgut. Aber die Thätigkeit der Staufischen ist unverkennbar durch die vom Mainzer Erzbischofe ausgehenden Verhandlungen gelähmt worden, und als man wieder zu den Waffen

griff, wendete sich das Kriegsglück. Ein Angriff Philipps auf Braunschweig, welches von Otto's Bruder Heinrich vertheidigt ward, scheiterte vollständig (21. August) und, was noch wichtiger war, zu Weihnachten gelang es O., sich mit Hilfe einer ihm günstigen Partei in Mainz, welche nach dem Tode Konrads von Wittelsbach dort gegen den von Philipp geförderten Wormser Bischof Lupold von Scheinfeld den Eppensteiner Sigfrid zum Erzbischofe erwählt hatte, dieser großen Rheinstadt unerwartet zu bemächtigen und dann an Speier vorbei wo Philipp stand, bis nach Weißenburg vorzudringen. Es ist der südlichste Punkt, den er als Gegenkönig je erreicht hat, und seines Bleibens war auch dies Mal dort nicht lange. Das Vorrücken Philipps in seinen Rücken nöthigte ihn zum Abzuge wieder an den Niederrhein.

Immerhin hatte das Jahr 1200 O. einige Erfolge gebracht und dieser Umstand im Verein mit der Thatsache, daß die staufische Partei die Gültigkeit der von Innocenz III. ins Werk gesetzten neuen Gestaltung Italiens rückgängig zu machen drohte, seinen durch Revolution und Gewalt geschaffenen Kirchenstaat nicht anerkennen wollte, bestimmten den Papst jetzt offen zu Gunsten des Welfen einzutreten. In einer ausführlichen Denkschrift, der deliberatio papae super facto imperii de tribus electis, nämlich Friedrich, Philipp und O., erörterte er die aus dem Anschlusse an den einen oder den anderen für die Kirche zu erwartenden Vortheile und kam zu dem Schlusse, daß es „erlaubt, geziemend und nützlich“ sei, gerade dem Welfen die apostolische Gunst zuzuwenden. Er dachte sich anfangs als den besten Weg dazu, wenn die Fürsten, durch die Erkenntniß der Unmöglichkeit sich untereinander über einen der Thronbewerber zu vereinigen, bestimmt werden könnten, seine Entscheidung anzurufen: das Ergebniß wäre natürlich, wie das die Instruction des nach Deutschland abgeordneten Cardinalbischofs Guido von Präneste geradezu durchblicken ließ, die Anerkennung Otto's von Seiten der Kirche gewesen. Aber Innocenz überzeugte sich wohl sehr bald, daß eben jene Anrufung seiner Entscheidung von den Staufischen nicht zu erreichen sein werde, und so änderte er seinen Entschluß und erkannte schlechtweg am 1. März 1201 O. als König und künftigen Kaiser an. Die Fürsten wurden einfach zum Gehorsam gegen diese Entscheidung ermahnt, Philipp aber und sein Anhang gebannt. Die Aufgabe jenes Legaten wurde jetzt demgemäß die Durchführung der päpstlichen Entscheidung, in erster Linie die Zähmung der ja zum größten Theile auf Philipps Seite stehenden Bischöfe.

„In Staub und Asche“, schrieb O. später an den Papst, „hätte sich mein Königthum aufgelöst, wenn nicht eure Hand die Wagschale zu meinen Gunsten gesenkt hätte.“ So war es in der That: seine Stellung war trotz jener Erfolge am Mittelrhein kaum bedeutender als zur Zeit seiner Wahl. Erst durch die päpstliche Autorität, kraft deren der Legat am 3. Juli zu Köln ihn als rechtmäßigen König proclamirte, wurde sie eine bessere. Der Herzog von Brabant wurde dadurch fester an seine Sache gekettet, daß der Legat zur Ehe seiner Tochter mit O., der sich mit ihr schon 1198 verlobt hatte, Dispens ertheilte; andere Große in Niederlothringen wurden durch andere Vortheile zu entschiedener Parteinahme bestimmt; streitige Bischofswahlen, wie in Lüttich und Mainz, stets zu Gunsten derjenigen Candidaten entschieden, welche sich für O. erklärten, und alle Mittel der kirchlichen Disciplin angewendet, um die Philipp getreuen Bischöfe zu bearbeiten und zu seinem Nebenbuhler herüberzuziehen. Aeußerlich wurde damit freilich zunächst noch nichts erreicht und Philipps Reichstag, den er am Jahrestage seiner Krönung (8. September 1201) zu Bamberg hielt, zeigte noch keine Lücke in den Reihen seiner Anhänger. Im Geheimen aber trat doch der eine und der andere aus besonderen Rücksichten mit dem Papste in Verbindung und der Legat rechnete manchen schon zu den Freunden

Otto's, der noch die Tage Philipp's zu besuchen fortfuhr. Es mag damit zusammenhängen, daß seit dem Februar Philipp die Waffen ruhen ließ.

Was war aber der Grund, der Innocenz das Emporkommen Otto's in nachdrücklicher Weise zu fördern veranlaßte? Nichts anderes als die schon in der Wahl desselben bestehende Gewißheit, daß von ihm nicht blos im Allgemeinen Gefügigkeit, sondern vor Allem die Abtretung der mittelitalischen Reichslande zu erlangen sein werde, welche Innocenz mit seinem alten Besitz zum Kirchenstaate vereinigt hatte. Es ist bezeichnend, daß der Proclamation in Köln die Urkunde Otto's vom 8. Mai 1201 vorausgeht, in welcher er die Besitzungen der Kirche zu erhalten schwört, — ein Zugeständniß, welches zunächst zwar nur ein rein persönliches war, aber in seinen Folgen zu der reichsrechtlichen Anerkennung des Kirchenstaates durch Friedrich II. in der Goldbulle von Eger 1213 geführt hat.

O. gab hier um seines persönlichen Vortheils willen allgemeine Reichsinteressen auf und dasselbe that er auch in anderer Beziehung. Daß die Dänen 1201 Holstein erobert hatten, um es nun für mehr als zwei Jahrzehnte in ihrer Gewalt zu behalten, hinderte ihn nicht, 1202 mit dem Eroberer in Familienbeziehungen zu treten, eine Nichte mit dem dänischen Thronfolger Waldemar und dessen Schwester Helene mit seinem Bruder Wilhelm zu verloben. Denn abgesehen davon, daß der Verlust Holsteins einen bisherigen Gegner, Adolf von Schauenburg traf, wurden die Dänen durch den Besitz dieses deutschen Landes den Welfen ein wichtiger Rückhalt gegen die noch übrigen Anhänger Philipps in Niedersachsen, von denen Hartwich von Bremen ihm zuerst erlag: zu thätiger Theilnahme am Thronstreite ließ sich aber weder König Knud VI. noch trotz der Mahnungen des Papstes Waldemar II. herbei: nicht die Beendigung, sondern die Dauer des deutschen Bürgerkrieges war ihren Interessen am förderlichsten. Uebrigens hängt mit jener Verlobung und bald darauf folgenden Heirath Wilhelms auch wohl die Erbtheilung zusammen, welche die welfischen Brüder am 1. Mai 1202 vornahmen. Ausgeführt wurde sie aber anscheinend doch nur in Bezug auf die Ausscheidung dessen, was Wilhelm zufallen sollte, der sich seitdem von Lüneburg nannte, während rücksichtlich des Restes O. sowohl als Heinrich auch fernerhin, ohne sich an jene Theilung zu binden, Befugnisse übten, der letztere aber vor Allem mit dem Schutze dieser Hausbesitzungen beauftragt blieb, für welche O., dessen Königthum am Niederrhein seinen Schwerpunkt hatte, wenig geeignet war.

Es war entschieden im Steigen, obwohl weder im Jahre 1201 noch im Jahre 1202 die Gegenkönige selbst Gelegenheit hatten oder suchten, sich im Kampfe zu messen. Die Agitation der päpstlichen Organe bei den Reichsfürsten begann Früchte zu tragen und nicht blos Böhmen und Thüringen ließen sich gewinnen, sondern sogar Philipps Kanzler, der Bischof Konrad von Würzburg, der in offener Empörung gegen seinen königlichen Gönner stand, als unzufriedene Dienstmannen ihn am 6. Decbr. 1202 ermordeten. Freilich gab es zu derselben Zeit auch auf welfischer Seite allerlei Unbotmäßigkeit: der Herzog von Brabant kam in Streit mit dem Grafen von Geldern, und der König selbst mit Adolf von Köln. Aber die Autorität des päpstlichen Legaten half dann über solche Schwierigkeiten hinweg und befestigte zum Beispiel dem Erzbischofe gegenüber Otto's Stellung in dem Maße, daß dieser am Ende des Jahres dem Papste schreiben konnte, selbst wenn jener wolle, könne er nicht mehr abspringen. Geistlichkeit und Volk von Köln haben sich geradezu mit dem Könige für den Fall der Untreue des Erzbischofs gegen denselben verbündet. Die kölnische Bürgerschaft fand eben ihren Vortheil auf der Seite Otto's, des Neffen des englischen Königs, der seit der Erneuerung des Krieges mit Frankreich nun seinerseits das Bündniß mit O. suchte, ihm gelegentlich Geld zukommen ließ

, um die Kölner für die Unterstützung Otto's zu belohnen, ihnen Handels-
ʼilegien gewährte.

O. war damals in sehr gehobener Stimmung und erwartete noch Größeres
ı folgenden Jahre, ohne Zweifel, weil er schon von der Absicht Böhmens
Thüringens, sich ihm anzuschließen, unterrichtet war. Die Verhandlungen
über sind offenbar im tiefsten Geheimniß geführt worden, so daß Philipp erst
Frühling 1203 vor der Nothwendigkeit stand, einen Schlag gegen Thüringen
ren zu müssen, um jenes bedrohliche Bündniß zu sprengen und die gefährdete
bindung mit seinen Freunden im Osten und an der Elbe herzustellen.
r dieser Schlag mißlang. Ein überlegenes böhmisch-ungarisches Heer kam
Landgrafen zu Hülfe, so daß Philipp sich vor demselben nach Erfurt zurück-
en und schließlich das Land räumen mußte. Andererseits vermochte O., der
auch auf diesem Kriegsschauplatze erschien, das dem Erzbischofe von Magde-
g gehörende Halle nicht einzunehmen, wohl aber wurde Meißen, das Magde-
gische und Halberstädtische mit fürchterlichen Verwüstungen heimgesucht und
bedrängte Goslar zu der Zusage gebracht, wenn Philipp nicht innerhalb
es Jahres Hülfe schaffe, dem Welfen sich unterwerfen zu wollen. Graf
inrich von Anhalt, mächtiger als sein Bruder Herzog Bernhard von Sachsen,
t es jetzt schon. Eine Entscheidung war allerdings wiederum nicht gefallen,
r Otto's Machtgebiet hatte sich bedeutend erweitert, während das seines Geg-
s durch den Zusammenschluß von Thüringen und Böhmen auseinandergerissen
r. Der Rückgang, der die Sache Philipps seit dem Jahre 1202 betroffen,
rd auch dadurch gekennzeichnet, daß derselbe jetzt von sich mit dem Papste an-
nüpfen suchte und in seinen Anerbietungen soweit ging, daß Innocenz sie
nigstens nicht abwies und mit ihm wirklich verhandelte. Erst die großen im
hre 1203 errungenen Erfolge seines Schützlings bestimmten ihn, diese Ver-
ndlungen abzubrechen und seine Autorität noch rückhaltloser als früher für
einzusetzen. Es handelte sich jetzt darum, die Bischöfe der staufischen Partei
mürbe zu machen, daß sie bekannten, ihr bei der Weihe dem Papste ge-
steter Eid des Gehorsams schließe auch den Gehorsam gegen die päpstlichen
fehle in der Reichsangelegenheit in sich, und eine ziemliche Zahl von Bischöfen
t in der That diesen Eid geleistet oder wenigstens ihre frühere Zustimmung zu
n politischen Kundgebungen der staufischen Partei zurückgezogen.

O. glaubte am Ende des Jahres 1203 des Sieges vollkommen sicher zu
n. Er wollte im nächsten Februar in Fulda die Huldigung der von Rom
s bearbeiteten Fürsten des Südostens empfangen, dann seinen Nebenbuhler
rch einen Vorstoß nach Schwaben vernichten, endlich seinem Oheim gegen
rankreich zu Hilfe ziehen. Da übersah Innocenz die Lage doch richtiger, wenn
meinte, daß Otto's Stellung sich zwar ziemlich gebessert habe, aber noch nicht
fest gewurzelt sei, daß auf seinen baldigen Sieg gerechnet werden könne, und
nnocenz behielt Recht. Seit dem Anfange des Jahres 1204 ging es mit O.
ißend schnell abwärts.

Von der Huldigung der Herzöge von Baiern und Oesterreich und des Erz-
schofs von Salzburg ist keine Rede, geschweige denn von dem Feldzuge nach
chwaben oder gar nach Frankreich. Der Unterschied zwischen ihm und Philipp
ruht darauf, daß letzterer auch ohne den Zuzug seiner Anhänger vermöge
iner großen Hausbesitzungen ein nicht zu verachtender Gegner, O. aber ohne
ine Partei im Grunde gar nichts war. Nun geschah es, daß der ganze ihm
nhangende Nordwesten durch den holländischen Erbfolgestreit in Anspruch ge-
ommen ward und somit für die welfische Politik nicht verwendet werden konnte.
nd das in einem Augenblicke, da Philipp, über die Nutzlosigkeit weiterer Ver-

handlungen mit dem Papst belehrt, bevor die Thatsachen für ihn sprache Macht zusammennahm und dem Welfen unmittelbar auf den Leib rück Frühlinge 1204 wurde Goslar entsetzt; dann wandte sich das staufisc östlich gegen Otto und seinen Bruder Heinrich, welche vor Wolfenbü Burgdorf standen: in diesem Augenblicke fiel Heinrich von O. ab.

Man darf nicht vergessen, daß Heinrich rheinischer Pfalzgraf war ihn stand dieses Fürstenthum auf dem Spiele, während O. nicht sich zeigte, ihn etwa durch Ueberlassung weiterer Antheile an dem welfischen gute zu entschädigen. Der Uebertritt zu Philipp wäre aber sicher wenn sich Heinrich nicht die Ueberzeugung gebildet hätte, daß das kommen seines Bruders, wie es die Jahre 1202 und 1203 gezeigt hatten nicht von Dauer sein werde, und eben deshalb machte dieser Uebertritt, der Symptom als Ursache von Otto's Niedergang war, weit und breit gew Eindruck, den größten wohl auf O. selbst. Unter solchen Verhältniss Philipp zu schlagen, hätte keinen Sinn gehabt: so zog er sich nach Braun zurück, das jener durch seine früheren Erfahrungen belehrt, nicht angriff rührte sich auch nicht, als Philipp im Sommer mit Uebermacht über den Thüringer herfiel. Wohl kam auch dies Mal Otakar von Böhmen dem zu Hülfe, aber es ging anders als das Jahr zuvor. Philipp, der seine lichen Freunde aus dem Süden und dem Nordosten auf dem thür Kriegsschauplatze vereinigt hatte, war auch dem Böhmen vollauf gewachs daß dieser es gerathen fand, sich durch eiligen Rückzug der bevorstehenden zu entziehen. Da hat sich dann am 17. September Landgraf Hermann Staufer unterworfen, bald darauf auch Otakar von Böhmen.

Zu gleicher Zeit waren auch schon Adolf von Köln und Herzog von Brabant entschlossen, der Sache Otto's den Rücken zu kehren, so la Uebertritt zu Philipp noch zu verwerthen war. Rasch einigte man sich Bedingungen desselben und am 11. November leisteten jene Fürsten dem in Koblenz den Eid der Treue. Vergeblich, daß O., um dem weiter greifenden Abfalle zu steuern, jetzt selbst nach Köln ging: er konnte es nicht dern, daß Philipp nach Aachen zog und sich hier nun, an der rechten und mit den echten Insignien, die stets in seinem Besitze geblieben waren 6. Januar 1205 nochmals zum Könige krönen ließ. In kurzer Zeit war anders geworden: nicht O., sondern Philipp hatte alle Anwartschaft au lichen Sieg, ja in der Hauptsache war der Thronstreit schon entschieden kein einziger Fürst, dessen Beistand ins Gewicht hätte fallen können, auf Seite geblieben war. Der aus Mainz vertriebene Erzbischof Sigfrid an Stelle des vom Papste abgesetzten Adolf in Köln erwählte Brun Herzog Walram von Limburg, die westfälischen Bischöfe und Dynasten, war jetzt sein Anhang, zum großen Theile solche Leute, die nicht Schutz konnten, sondern beanspruchten, wie er selbst wieder vornehmlich auf den und die Unterstützung der kölnischen Bürgerschaft angewiesen war, welche mit neu erbauten Mauerkranze seine Krone schirmte. An diesem brach sich im 1205 ein directer Angriff Philipps, während ein von O. unternommener fall höchst unglücklich ablief und ihm eine schwere Verwundung eintrug. nun wandten sich auch die westfälischen Bischöfe von ihm ab. Seitdem Kriegsglück ihm den Rücken gekehrt, hatten auch die zu seinen Gunsten fortges Mahnungen und Drohungen des Papstes ihre Kraft verloren.

Man kann Otto's Zähigkeit in dem übermächtig auf ihn hereinbrechen Unglücke nicht ein gewisses Mitgefühl versagen, obwohl sie die Greuel des Bür krieges in den davon noch berührten Theilen Deutschlands, am Niederrhein Harze, unnütz verlängerte. Hier fiel noch zu guter letzt das vielumst

Goslar am 8. Juni 1206 durch einen Handstreich in die Hand der Welfischen; dort aber hatte die kölnische Landschaft immer aufs Neue von staufischen Heereszügen zu leiden, bis Otto's Niederlage gegen die Reichstruppen bei Wassenberg am 27. Juli hier dem Kampfe ein Ende machte. Schwer verwundet flüchtete er nach Köln zurück, das von allen Seiten der Zufuhr beraubt war und jetzt auf seine eigene Rettung bedacht sein mußte. Eine Unterredung, welche O. und Philipp vor den Mauern der Stadt hatten, blieb ohne Ergebniß, wahrscheinlich weil O. auch jetzt noch nicht zu einem Verzicht auf die Krone zu bewegen war; dann flüchtete O. weiter nach Braunschweig, während Köln im November seinen Frieden mit dem Staufer machte. Er konnte untergehen, aber nicht nachgeben. Und erforderte nicht das Interesse Dänemarks, Englands, des Papstes seine Erhaltung? Als ein landfremder Mann aus dem Auslande zur deutschen Krone berufen, war seine einzige Hoffnung eben das Ausland, da kein weltlicher Fürst, kein wirklich regierender Bischof des Reiches ihn ferner als König betrachtete.

Zunächst begab er sich nach Dänemark und er hatte hier den Erfolg, daß König Waldemar, der Grund hatte in Philipp einen Gegner seiner holsteinischen und livländischen Gelüste zu sehen, Truppen zum Schutze Braunschweigs hergab. Dann ging es im April 1207 nach England. Das Mißgeschick, welches König Johann in seinem Kriege mit Frankreich verfolgt hatte, brachte ihn auf den Gedanken, daß O. leistungsfähig gemacht werden müsse, um gegen Frankreich verwendet werden zu können, und er ließ sich zum ersten Male zu einer wirklich beträchtlichen Zahlung an denselben herbei. Mit englischem Gelde und dänischer Hülfe hätte also O. sich wohl noch eine Zeit lang in Braunschweig halten können, aber in Deutschland Geltung zu bekommen, wäre höchstens durch den Papst möglich gewesen und eben dieser gab ihn allen früheren Versicherungen zum Trotz jetzt auf: es war nach der Niederlage Otto's nicht mehr mit ihm zu rechnen.

Es ist hier nicht der Ort, von den Verhandlungen zu reden, welche seit dem Anfang des Jahres 1206 Philipp mit dem Papste angeknüpft hatte, den Angeboten, die er machte, den Bedenken, welche Innocenz ihnen entgegenbrachte und unter denen das vornehmste war, daß Philipp sich nicht zu der von O. gewährten Abtretung der mittelitalischen Lande herbeiließ. Aber die Thatsache, daß Philipp nun einmal im Reiche Herr geworden war, die Erkenntniß, daß diese Thatsache zu läugnen die kirchliche Autorität den schwersten Schädigungen aussetzte, und die Nachgiebigkeit Philipps in solchen Dingen, welche eben diese kirchliche Autorität betrafen, haben Innocenz nach manchem Schwanken diesem näher geführt. Seine Legaten, die er im Frühlinge 1207 nach Deutschland schickte, nahmen nicht mehr wie Guido von Präneste im J. 1201, das welfische sondern das staufische Hoflager zum Ausgangspunkte ihrer Thätigkeit, hoben im August den von Guido über Philipp verhängten Bann auf und bemühten sich O. zu friedlicher Abdankung zu bestimmen. Aber dazu war er nicht zu bewegen: weder die Vermittelung der Legaten, denen er in scharfen Worten den Wankelmuth des Papstes vorwarf, noch das Zureden mancher Fürsten, welche von dem staufischen Reichstage in Nordhausen und Quedlinburg nach der Harlingsburg bei Goslar kamen, wo er fast verlassen saß, noch eine zweimalige Unterredung mit Philipp selbst vermochten seinen Trotz zu brechen. Die reichen Anerbietungen des Gegners, das Herzogthum Schwaben oder das Königreich Burgund, dazu mit der Hand einer Tochter Philipps die Aussicht auf einen Theil der staufischen Allodien, vermochten auf ihn gar keinen Eindruck zu machen. Nur der Tod könne ihm die Krone nehmen.

Da blieb denn nichts anderes übrig, als Gewalt gegen ihn zu brauchen. Nachdem Philipp und Innocenz sich in den ersten Monaten des Jahres 1208 vollständig geeinigt hatten, wurden im Frühlinge große Heeresmassen von allen

Seiten her gegen Braunschweig in Bewegung gesetzt, während die Böhmen bestimmt waren, Meißen und Thüringen im Zaum zu halten, deren Fürsten wieder das „Dahin, daher" früherer Jahre probiren zu wollen schienen. Wenn O. trotzdem noch zum Widerstande rüstete, so kann er nur noch an einen ehrenvollen Untergang gedacht haben. Da hat die Ermordung Philipps durch den Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach am 21. Juni 1208 mit einem Schlage wieder die ganze Sachlage verändert, und dies Mal zu Gunsten Otto's. Darum hat doch Niemand ihn auch nur der entferntesten Betheiligung an jenem Verbrechen zu zeihen gewagt.

Von der Fortsetzung jener gegen ihn gerichteten Heerfahrt war selbstverständlich keine Rede mehr. Er ging vielmehr jetzt selbst wieder zum Angriffe über, zwang die Bischöfe von Halberstadt und Minden zur Unterwerfung und kehrte dann seine Waffen gegen den mächtigsten und eifrigsten Anhänger Philipps im Norden, den Erzbischof Albrecht von Magdeburg. Damit wäre der Bürgerkrieg verewigt, die staufische Partei zur Aufstellung eines neuen Hauptes gedrängt worden, während sie doch selbst des Friedens im höchsten Grade bedürftig war. Das ist nun Albrechts Verdienst, daß er den Welfen von der Zweckmäßigkeit einer friedlichen Verständigung überzeugte, und nicht blos das, sondern auch von der Nothwendigkeit, gewissermaßen in die politische Erbschaft des verstorbenen Staufers einzutreten, sich den bisher von diesem und seinen Freunden verfochtenen Anschauungen anzubequemen. In dem Vertrage, welchen O. mit Albrecht abschloß, machte er neben allerlei Zugeständnissen zu dessen und seiner Kirche Besten auch die Zusage, dem von den Dänen, seinen bisherigen Bundesgenossen, vertriebenen Schaumburger wieder zum Besitze Holsteins verhelfen zu wollen. So vollzog sich damals in O. der Uebergang vom Standpunkte des Gegenkönigs zu dem Bewußtsein der Pflichten des Reichskönigs. Wie aber Albrecht von Magdeburg, so begriffen auch andere Vertraute Philipps, der Hofkanzler Bischof Konrad von Speier, der Reichsmarschall Heinrich von Kalden, daß Otto's Erhebung die beste Lösung sei; von allen Seiten zogen Boten auf Braunschweig zu; in verschiedenen Gegenden wurden Versammlungen zur Besprechung der Thronfrage gehalten, sämmtlich in einem für O. günstigen Sinne und diese Strömung nahm zu mit der Bereitwilligkeit desselben, den verschiedenartigsten an ihn gerichteten Ansprüchen zu genügen. Dazu kam, daß Innocenz durch nachdrücklichste Förderung seiner Sache vergessen zu machen suchte, daß er ihn im vorigen Jahre fallen gelassen hatte; er empfahl ihm die schon früher angeregte Verbindung mit einer Tochter Philipps, vor Allem aber ein Betragen, das Freunde zu gewinnen und zu fesseln im Stande sei. Die Worte lassen einen Einblick in Otto's Charakter zu und deshalb mögen sie hier stehen. Nachdem der Papst Wohlwollen und Herablassung gegen Alle anempfohlen, fährt er fort: „Enthalte dich harter Reden und gewaltthätiger Werke, bleibe Versprechungen treu, bilde dich heran zur Sitte und Würde eines Königs, hüte dein Leben, lege das gleichgültige Wesen ab und bethätige in allen Dingen Wachsamkeit und Sorgsamkeit". Glaubte Innocenz durch Otto's Erhebung sein neues Territorium gegen die schon von Philipp begonnene Restauration der Reichsrechte in Italien sicher zu stellen, so war König Johann von England nicht minder über die unerwartete Wendung der Dinge erfreut und in demselben Maße, in welchem die Aussichten des Neffen und damit seine eigenen wuchsen, wuchs auch seine Bereitwilligkeit, jenem mit dem auszuhelfen, was ihm am Nöthigsten war, mit Geld. Die Bemühungen des durch die Verbindung zwischen England und dem künftigen Könige Deutschlands auf Höchste bedrohten Königs Philipp II. von Frankreich um die Wahl Heinrichs von Brabant, dessen Tochter von O. nach dem Abfalle des Vaters das Verlöbniß ge-

kündigt war, verliefen einfach im Sande, da die rheinischen Fürsten ohne Ausnahme sich schon für O. erklärt hatten. Nord-, Mittel- und Westdeutschland hatten sich auf ihn geeinigt und, obwohl Oesterreich und Böhmen noch zurückhielten, wurde die Gefahr eines neuen Gegenkönigthums vollständig beseitigt, als auch Herzog Ludwig von Baiern auf dem vom Mainzer Erzbischof auf den 11. Novbr. 1208 nach Frankfurt ausgeschriebenen Reichstage erschien.

Mit diesem Tage ward O. der legitime König. Indem er hier sich einer neuen Wahl unterzog, die Kanzleigeschäfte an Männer aus dem Kreise der bisherigen Gegner übertrug, die großen Hofämter ihren Inhabern am Hofe Philipps ließ, den Mörder desselben, aber auch die der Unterstützung des Verbrechens wahrscheinlich mit Unrecht beschuldigten Fürsten aus dem Hause Andechs ächtete, indem er ferner nach der Mahnung des Papstes und der Fürsten zur Verlobung mit Philipps Tochter sich bereit erklärte, sie und ihre Schwester in seine Obhut, ihr Erbgut in seine Verwaltung nahm, setzt er nicht sowohl sein eigenes früheres Königthum als vielmehr das staufische fort. An der rücksichtslosen Handhabung des in Frankfurt und auf den folgenden Hoftagen beschworenen Landfriedens merkte man, daß Deutschland nun wieder einen allgemeinen König hatte, dessen Anerkennung sich auch die anfänglich noch mißtrauischen Fürsten nicht entziehen konnten. Auf dem Hoftage zu Augsburg (6 Januar 1209) schloß sich der Patriarch Wolfger von Aquileja an, der für Philipp die Verhandlungen mit dem Papste geführt und in Italien die Gerechtsame des Reichs wieder nachdrücklich zur Geltung gebracht hatte, und zu Nürnberg folgten im Februar die Herzöge von Oesterreich und Kärnthen und der Erzbischof von Salzburg. Bei dieser allgemeinen Anerkennung darf es überraschen, daß O. die Zusicherung der Kaiserkrönung seitens des Papstes durch Zugeständnisse erkaufen zu müssen glaubte, welche noch weit über die von ihm 1201 gegebenen hinausgingen. Die päpstlichen Legaten — dieselben, welche 1207 mit ihm über seine Abdankung verhandelt hatten, waren jetzt gekommen, um seine Erhöhung vorzubereiten — empfingen am 22. März eine Urkunde, welche nicht nur den Verzicht auf das Spolienrecht enthielt, den er schon früher seinen geistlichen Wählern gewährt hatte, nicht nur eine erneute Anerkennung des Kirchenstaates und der päpstlichen Lehnshoheit über Sicilien, sondern nun auch das Gelöbniß der Hülfe zur Ausrottung der Ketzerei, unbedingte Gewährung der Appellation in Kirchensachen an die Curie und vor Allem die Preisgabe des gesetzlichen Einflusses der Krone auf die kirchlichen Wahlen. Es ist kaum wahrscheinlich, daß Innocenz mehr gefordert habe, als er hier erhielt, aber sehr wahrscheinlich, daß O. diese Zusagen, auf Grund deren er nun die Vorbereitungen für seine Romfahrt traf, hinter dem Rücken der Fürsten, höchstens mit Wissen seines Kanzlers, des Bischofs von Speier, gemacht hat; ob schon damals mit dem Hintergedanken, bei späterer Gelegenheit sich von diesen Verpflichtungen zu befreien, muß dahingestellt bleiben. Für den Augenblick konnte er sich in den bisher errungenen und den noch in Aussicht stehenden Erfolgen, auch darin seine staufischen Vorgänger nachahmend, daß er durch ein großes Fest, das Pfingstfest zu Braunschweig, der Welt seine Herrlichkeit kundgab. Diesem Feste folgte der große Reichstag zu Würzburg (24. Mai), auf welchem auch die letzten Fürsten welche noch mit ihrer Anerkennung zurückgehalten hatten, der König von Böhmen und die Herzöge von Lothringen und Zähringen, ja selbst der vor kurzem noch selbst nach der Krone trachtende Brabanter erschienen und das Eheverlöbniß mit der staufischen Beatrix abgeschlossen wurde. Als Termin für den Römerzug wurde hier der 25. Juli bestimmt, als Sammelplatz der Gunzenle bei Augsburg, und das Heer, welches von hier aus zu Ende des Mo-

nats mit dem Könige über den Brenner nach Italien zog, war stattlich genug, um seinem Auftreten dort den nöthigen Rückhalt zu geben.

Wie in Deutschland der Gegensatz der staufischen und welfischen Interessen, so war in Italien der der reichsfreundlichen und der reichsfeindlichen Städte für den Augenblick aufgehoben. Alle schaarten sich um O., jene weil sie in ihm den Rechtsnachfolger der Staufer, diese weil sie in ihm den geborenen Gegner derselben sahen. Er selbst aber eignete sich durchaus die Auffassung an, welche Wolfger von Aquileja erst bei seiner im Dienste Philipps und dann bei der zweiten im Auftrage Otto's übernommenen Thätigkeit als Reichslegat sich zur Richtschnur genommen hatte, daß nämlich Alles auf den zur Zeit des Todes Kaiser Heinrichs VI. im J. 1197 bestandenen Rechtszustand zurückgeführt, das Reichsgut im damaligen Umfange hergestellt werden müsse. Wurde diese Auffassung den Städten gegenüber geltend gemacht und durchgeführt, so mußte sie, auf die vom Papste in Besitz genommenen mittelitalischen Reichslande angewandt, auf jene Urkunde vom 22. März stoßen, durch welche O. eben diesen Besitz anerkannt hatte, allerdings auf Grund der nicht zutreffenden Voraussetzung, daß dieser Besitz ein rechtmäßiger und alter der Kirche sei. Ob nun durch Wolfger eines besseren belehrt, ob durch den Einspruch der ihn begleitenden Fürsten überhaupt an der Ausführung des Versprechens vom 22. März behindert, O. hat sich jedenfalls durch dasselbe nicht mehr für gebunden erachtet und jene Restauration der Reichsrechte, ganz wie Philipp es geplant und Wolfger in dessen Auftrage angebahnt hatte, auch auf die vom Papste beanspruchten Theile ausgedehnt, welche bis 1197 Reichsland gewesen waren. Die Vorstellungen päpstlicher Abgesandter änderten daran ebenso wenig als die des Papstes selbst, als er mit dem nach Rom ziehenden Könige in Viterbo zusammentraf. Innocenz konnte eben für seine Ansprüche keinen Rechtstitel nachweisen, mußte sie fallen lassen und sich damit begnügen, daß O. wenigstens in dem vor 1197 zwischen der Kirche und dem Reiche streitigen Theile wie es scheint, die Ansprüche des ersteren zu achten, auch die Lehnshoheit über Sicilien nicht anzutasten versprach. Daraufhin wurde O. am 4. October 1209 in St. Peter gekrönt, ohne weitergehende Zusagen gemacht zu haben. Innocenz hatte eben den Irrthum begangen, zu glauben, daß ein welfischer König an der Spitze des Reiches mehr geneigt oder im Stande sein werde, als ein Staufer, seine persönliche Dankbarkeit auf Kosten des ihm anvertrauten Reiches zu beweisen. Er erkannte seinen Irrthum und ließ ihn O. nicht entgelten. Ihr Verhältniß war, als Innocenz am Abende des Krönungstages das ihm von O. in seinem Lager hinter dem Monte Mario gegebene Festmahl verließ, durchaus ein herzliches und es war auch noch durch nichts getrübt, als die meisten Deutschen aus dem Gefolge des Kaisers zu Ende des Monats heimkehrten.

Bald aber trat eine Spannung ein, zu der zunächst die Unmöglichkeit, über die Ansprüche des Reichs und der Kirche in Tuscien zu einer befriedigenden Auseinandersetzung zu gelangen, beigetragen hat, dann aber vor Allem die feindliche Haltung, welche O. gegen den päpstlichen Lehnskönig von Sicilien Friedrich, Kaiser Heinrichs Sohn, annahm. Daß O. gegen diesen vom Geschlechte der früheren Kaiser allein übrigen Sprossen Mißtrauen hegte, ist ebenso begreiflich, wie daß es wachsen mußte, wenn Friedrich Ansprüche auf Schwaben geltend machte und dadurch die Absicht kundgab, mit dem Heimathlande in Verbindung zu bleiben. Aber zu offer Feindschaft steigerte es sich doch erst, als der aus den Zeiten Heinrichs VI. in Unteritalien zurückgebliebene deutsche Kapitän Diopuld von Schweinspeunt (s. A. D. B. V, 248) vom Papste und Friedrich befehdet, Anschluß an O. suchte und fand. Ihm ist es doch wohl zuzuschreiben, daß O. daran dachte, jene Restauration kaiserlicher Rechte auf Unteritalien auszudehnen und dieses ebenfalls für das Reich in Besitz zu nehmen,

weil auch Kaiser Heinrich es besessen hatte. Damit aber war nun auch der Conflict mit Innocenz unvermeidlich, dessen ganzes politisches Verhalten von der entgegengesetzten Absicht beherrscht war, keine Erneuerung der das Papstthum umklammernden Union zuzulassen. Wir wissen jetzt aus einem erst kürzlich zum Vorschein gekommenen Briefe des Papstes (Acta imp. ined. II, 676) vom 18. Januar 1210, daß er schon damals entschlossen war, wenn O. die Hand nach Sicilien ausstreckte, Bann und Eideslösung gegen ihn auszusprechen. Die Erhebung Diopulds zum Reichsherzoge des dem Papste entrissenen Spoleto im Februar zeigt, daß O. auf eine friedliche Lösung kaum mehr Gewicht legte; im Juni schloß er mit Pisa einen förmlichen Bund gegen Friedrich. Die deutschen Fürsten, obenan Wolfger von Aquileja, scheinen mit ihren Warnungen auf ihn gar keinen Eindruck gemacht zu haben. Im August und September wurden die streitigen tuscischen Gebiete gewaltsam besetzt, und im November, nachdem Innocenz durch die Androhung des Bannes vergeblich eine Sinnesänderung des Kaisers zu erwirken versucht hatte, brach dieser von den Abruzzen her, ins Königreich ein, aber am 18. November sprach Innocenz nun wirklich den Bann gegen ihn aus.

Innocenz war, um Friedrich und damit den für die Unabhängigkeit des Papstthums nothwendig erachteten Bestand des sicilischen Reiches zu retten, zu Opfern bereit, aber auch zum Aeußersten entschlossen. Er suchte jetzt trotz der Demüthigung, welche ihm das Bekenntniß, sich in Otto's Charakter den Warnungen Frankreichs zum Trotz getäuscht zu haben, kosten mochte, die Unterstützung des französischen Königs, namentlich um durch ihn auf die deutschen Fürsten einzuwirken, wo möglich die Wahl eines Gegenkönigs anzubahnen. Aber die darauf bezüglichen Verhandlungen schleppten sich hin, während in Italien die Gefahr wuchs. Denn die öffentliche und feierliche Excommunication Otto's am 31. März 1211 änderte hier am Stande der Dinge nicht das Geringste, vermochte den Siegeslauf des Kaisers durch den Süden nicht aufzuhalten. Die Eroberung desselben war in der Hauptsache bis zum October vollendet und O. stand an der Meerenge, im Begriffe auf die Insel überzusetzen und dem letzten Staufer den Garaus zu machen, der schon Schiffe zur Flucht nach Afrika bereit hielt. Da kam aus Deutschland die Nachricht, daß ein großer Theil der Fürsten der kaiserlichen Autorität abgesagt und auf Betrieb Frankreichs eben diesen Friedrich als Gegenkönig aufgestellt habe. Nicht in Sicilien, sondern in Deutschland lag jetzt die Entscheidung und O. beschloß deshalb die Eroberung der Insel bis zur Niederwerfung der deutschen Empörung zu vertagen, an der er so wenig zweifelte, daß er sowohl im Süden als auch auf dem Rückwege in Mittel- und Oberitalien Vorkehrungen für sein späteres Auftreten traf. Vielleicht hätte er richtiger gehandelt, wenn er zuerst die Vernichtung Friedrichs vollendet hätte: mit dessen Falle wäre wahrscheinlich auch die deutsche Empörung in sich zusammengesunken.

Als O. im März 1212 nach Deutschland heimkehrte, war die Stimmung gegen ihn schon eine ziemlich erregte, theils durch die kirchliche Agitation, theils dadurch, daß mit der Nennung des staufischen Friedrich die Erinnerung an das alte Kaiserhaus wach wurde, vor Allem in Schwaben, wo O. trotz seiner Verlobung mit Beatrix im höchsten Grade unbeliebt war. Bei den geistlichen Herren war es natürlich auch keine Empfehlung, daß ihm, mit Recht oder Unrecht, von einem Manne, wie seinem früheren Kanzler, dem Bischof von Speier, die Absicht einer Kürzung des Kirchengutes beigemessen wurde. Indessen die meisten Fürsten, geistliche sowohl als weltliche, welche vorher der Erhebung Friedrichs zugestimmt hatten, hielten es nun wieder für zweckmäßig, ihren Frieden mit dem Kaiser zu machen, vielleicht nur, um bis zum Eintreffen Fried-

richs Zeit zu gewinnen, und von denen, welche es nicht thaten, war kaum anzunehmen, daß sie lange der Uebermacht Otto's widerstehen würden. Dieser warf sich im Juli auf Thüringen und lag vor dem festen Weißensee, als er hörte, daß Friedrich die Berufung der deutschen Fürsten angenommen habe und schon in Genua angekommen sei. Wohl nahm O. die Miene an, als ob er keine Gefahr von dieser Seite fürchtete, und spottete über den Pfaffenkönig, der ihn vertreiben wolle; aber er hielt es doch für nothwendig, um sich die alten Freunde des staufischen Hauses fester zu verbinden, jetzt mitten im thüringischen Feldzuge die Hochzeit mit der schwäbischen Beatrix am 22. Juli zu Nordhausen zu vollziehen. Ihr plötzlicher Tod am 11. August riß jedoch das letzte Band entzwei, das die Schwaben an O. knüpfte, und wie diese sein Lager verließen, so thaten es die Baiern und viele Andere. Sie hatten vom Kommen ihres „rechten" Herrn gehört und zogen ihm entgegen. Da gab auch O. die Belagerung des fast schon bewältigten Weißensee auf und zog gleichfalls nach dem Süden. Noch war im Grunde nichts verloren, wenn er den Nebenbuhler verhinderte, dort Fuß zu fassen.

Diese Hoffnung erfüllte sich ihm nicht. In Konstanz kam Friedrich ihm zuvor und von Breisach wurde O. durch einen Aufstand der durch die Zuchtlosigkeit seines Kriegsvolks erbitterten Bürgerschaft vertrieben. Der Anhang des Gegenkönigs wuchs nun so schnell und gewaltig, daß O. den ganzen Süden preisgab und nach dem Niederrhein zurückwich, in die Gegend, von wo sein Gegenkönigthum überhaupt ausgegangen war. Er stand wieder ungefähr so, wie im J. 1198. An Geld fehlte es ihm nicht, da Johann von England, immer noch in der Erwartung, von O. einst nachdrücklich gegen Frankreich unterstützt zu werden, jetzt nicht mehr kargte; aber der Nordwesten selbst stand keineswegs mehr geschlossen für den Welfen ein. O. dachte wohl daran, den Reichstag in Frankfurt, auf welchem Friedrich nun förmlich zum Könige erwählt wurde (5. December), durch einen Vorstoß zu sprengen, hat aber doch wohl nicht über dazu ausreichende Kräfte verfügt. Die Nothwendigkeit zugleich am Rhein und in Sachsen den Feinden die Spitze bieten zu müssen, zwingt ihn zur Zersplitterung seiner Mittel, ihn selbst zu einem unruhigen Hin- und Herfahren zwischen den beiden Schauplätzen, da sein Bruder Heinrich, der zwar die Pfalz zu Gunsten seines Sohnes aufgegeben und sich nach Braunschweig zurückgezogen hatte, wegen körperlicher Leiden dort kaum mehr eine Stütze für den Kampf abgab. Da tritt nun O. selbst ein und seine Nachbarn können merken, wie er an Rüstigkeit und kriegerischem Ungestüm durch das Unglück nichts verloren hat. Er schlug am 11. Juni 1213 den Erzbischof von Magdeburg bei Remkersleben, verwüstete das Stiftsland bis an die Mauern der Hauptstadt, wandte sich dann im August nach der Saale und Thüringen, und verwüstete dieses gleichfalls, bis Friedrichs überlegenes Auftreten ihn im October zum Rückzuge auf Braunschweig zwang. Freilich kehrte ihm nun auch der Markgraf von Meißen den Rücken.

Die Entscheidung des Thronstreites aber wurde von O. damals schon nicht mehr auf deutschem Boden gesucht, sondern in dem Ringen zwischen England und Frankreich, von denen jenes mit ihm, dieses mit Friedrich verbündet war. Von der Niederwerfung Frankreichs erwartete O. auch die Niederlage des staufischen Gegenkönigthums und, um diese zu erreichen, meinte er Alles an jene setzen zu müssen. Es scheint, daß in dieser Beziehung für ihn der Rath des Grafen Reginald von Boulogne ebenso verhängnißvoll geworden ist, wie in der sicilischen Sache der Diopulds von Spoleto: genug, nach mancherlei Verhandlungen meinte die englisch-niederländisch-welfische Coalition, im J. 1214 den vernichtenden Schlag gegen Frankreich führen zu können. Wenn derselbe großartig entworfen und mit sehr bedeutenden Mitteln ins Werk gesetzt, dennoch

mißlang, ist der Grund nicht am wenigsten darin zu suchen, daß König Johann von Poitou her den Feldzug begann und geschlagen war, bevor O. an der nordöstlichen Grenze überhaupt thätig werden konnte.

Man muß doch auf diese Unternehmung große Hoffnungen gesetzt haben, da Herzog Heinrich von Brabant, der Schwiegersohn des französischen Königs, dem er vor kaum einem Jahre Beistand gegen den Kaiser geschworen hatte, jetzt sein Geschick ganz an O. knüpfte, der seinerseits jetzt endlich die schon ein Mal ihm verlobte, später verschmähte Tochter des Herzogs Maria am 19. Mai zu seiner Gemahlin machte. Zwistigkeiten unter den niederländischen Großen verzögerten den Anfang des Feldzugs und erst am 12. Juli erfolgte zu Nivelle die Vereinigung aller Betheiligten um den Kaiser, der mit englischem Gelde zahlreiche Grafen, Edle und Ritter aus Norddeutschland geworben hatte. Englische Hilfstruppen unter dem Grafen Wilhelm von Salisbury verstärkten dessen Heer, das in langer Linie von Courtrai bis Valenciennes, wo O. am 23. Juli sein Hauptquartier hatte, die Reichsgrenze überschritt. Schon am 25. kam es zu Zusammenstößen mit den Franzosen, welche Tournai besetzten, aber als die Kaiserlichen am 26. sich zur Schlacht aufstellten, derselben auswichen und am 27. in der Richtung auf Lille zurückzogen. Auf diesem Rückzuge von den Kaiserlichen noch vor der bei Bouvines über die Marque führenden Brücke ereilt, mußten sie am Nachmittage die Schlacht in wenig günstiger Lage annehmen. Jedoch nach dreistündigem Kampfe wandte sich das Glück ihnen zu, hauptsächlich durch das Eintreffen der städtischen Milizen, und O., welcher mit dem Centrum seines Heeres am längsten sich hielt, kam in arges Gedränge. Er selbst stürzte mit dem Pferde und wurde nur durch die Aufopferung des treuen Bernhard von Horstmar gerettet. Seine Niederlage war so entscheidend, daß er auch nicht einmal den Versuch machte, nach derselben den Krieg fortzusetzen, ebenso wenig wie König Johann, der am 18. September auf längere Zeit mit Frankreich Stillstand schloß.

Damit war eigentlich Otto's Rolle ausgespielt. In seinem eigensten Machtbereiche nördlich der Mosel blieb ihm, als Friedrich im August dorthin vordrang, Niemand treu, als die Bürgerschaften von Aachen und Köln. Die Herzöge von Brabant und Limburg, die Grafen von Jülich, Cleve und Kassel traten zum Staufer über, wahrscheinlich auch der von Holland. O. selbst scheint von dem Einsturze seiner Hoffnungen so völlig betäubt worden zu sein, daß er keinen Versuch machte, dem Feinde im Felde entgegenzutreten, sondern ruhig in Köln blieb, wo seine Gemahlin, vom Dämon des Spiels ergriffen, vergeudete, was ihm etwa von England noch zufloß. Um dieselbe Zeit ging auch die Pfalz seinem Hause verloren, da sein Neffe, der jüngere Heinrich, kinderlos starb und das Fürstenthum nun von Friedrich den Wittelsbachern zur Belohnung gegeben wurde. König Waldemar von Dänemark aber, der bis dahin im Thronstreite eine für O. wohlwollende Neutralität beobachtet hatte, erkannte seitdem Friedrich II. als den eigentlichen Reichskönig an und ließ sich von ihm seine nordalbingischen Eroberungen förmlich abtreten. Von kleineren Herren abgesehen, hielten in Sachsen jetzt nur noch die Ascanier zum Kaiser, vielleicht gerade deshalb, weil Friedrich sich mit den Dänen verbündet hatte. Das Jahr 1215 brachte ihm einen weiteren Rückgang. Am 24. Juli fiel Kaiserswerth und am selben Tage öffnete auch Aachen dem Staufer die Thore zur Krönung. Da war der Niederrhein für O. endgültig verloren. Als Friedrich gegen Köln anrückte, haben die dortigen Bürger, des wegen ihres kaiserlichen Gastes auf ihnen lastenden Interdicts müde, ihm seine Schulden erlassen, ja ihm noch Geld dazu gegeben, um ihn zu entfernen: wie im J. 1206 endete sein Aufenthalt in Köln mit unwürdiger Flucht nach Braunschweig.

Das Beharren auf seinen Ansprüchen zeigt, daß er trotzdem einen Umschwung zu seinen Gunsten immer noch für möglich hielt. Ein solcher konnte erfolgen, wenn die Curie ihm günstiger gestimmt wurde oder wenn deutsche Fürsten nach dem Grundsatze des „Dahin, daher" ihre Rechnung wieder einmal auf seiner Seite zu finden hofften. In der That ist in beiden Beziehungen agitirt worden, bei der Curie durch England und die italienischen Anhänger des Kaisers, welche sogar auf dem großen Lateranconcile vom November 1215 seine Sache zur Sprache brachten, aber nach stürmischen Scenen nichts erreichten als die Bestätigung des von Innocenz gegen ihn gefällten Spruches und der Erwählung Friedrichs zum künftigen Kaiser. Auch in Deutschland hat es nicht an Zettelungen gefehlt, wie denn namentlich der alte Ränkeschmied Landgraf Hermann von Thüringen noch kurz vor seinem Tode (25. April 1217) wieder in geheimem Verkehr mit O. gestanden zu haben scheint. Inzwischen aber schloß sich auch in Sachsen der Kreis um diesen enger und enger. Die Dänen eroberten Hamburg, überschritten die Elbe und halfen dem Erzbischofe Gerhard von Bremen gegen den von O. begünstigten, längst gebannten Gegenbischof Waldemar; schon ward der Verkehr mit England schwierig, von wo übrigens nach dem Tode König Johanns (19. December 1216) so wie so keine Unterstützung mehr zu bekommen war, und mit dem Uebertritte der Stadt Bremen zu Gerhard am Anfange des Jahres 1217 war auch die Weser für O. geschlossen.

Noch ein Mal hat er sich aus der Unthätigkeit aufgerafft, in welche er seit dem Unglückstage von Bouvines verfallen war, aber die Schläge, die er austheilt, sind nur Zuckungen eines sterbenden Löwen. Im Sommer 1217 warf er sich wieder auf den Erzbischof von Magdeburg, aber wieder wie 1213 hielt er nicht Stand, als Friedrich heranzog, barg sich hinter den Mauern Braunschweigs und verlor so seine treuesten Freunde, den Markgrafen von Brandenburg und den Grafen von Anhalt. Nur des letzteren Bruder, der ziemlich ohnmächtige Herzog Albrecht von Sachsen, hielt noch bei ihm aus. Otto's letzte Kriegsthat war im Frühlinge 1218 ein Rachezug gegen den Anhalter, dem er Aschersleben verbrannte. Bald nachher erkrankte er während eines Aufenthaltes auf der Harzburg und hier ist er am 19. Mai 1218 gestorben, nachdem er vor Geistlichen der Nachbarschaft den Eid des Gehorsams gegen den Papst, allerdings mit einer seine Rechte als Kaiser wahrenden Clausel, geleistet, die Lossprechung vom Bann empfangen und ein Testament gemacht hatte, welches unter Anderen seinem Bruder die Auslieferung der Reichsinsignien an den einmüthig erwählten König auflegte. Er wurde in St. Blasien in Braunschweig bestattet, wo auch seine erste Gemahlin Beatrix von Schwaben ruht. Kinder hinterließ er nicht. Seine Wittwe Maria von Brabant kehrte bald zum Vater zurück, heirathete 1220 den hochbetagten Grafen Wilhelm von Holland, verlor auch diesen am 4. Febr. 1222 durch den Tod und starb selbst im J. 1260.

Vgl. die in Böhmer, Regesta imperii V, 1198—1272, neu bearbeitet von J. Ficker. Abth. I, Innsbruck 1881 verzeichneten Urkunden Otto's. — Die ältere Litteratur über ihn ist aus den neuesten Darstellungen seines Lebens zu ersehen: Langerfeldt, Kaiser Otto der Vierte, der Welfe, Hannover 1872, und Winkelmann, Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig, 2 Bde., Leipzig 1873 u. 1878. Winkelmann.

Otto, Truchseß von Waldburg, Cardinal und Bischof von Augsburg. Geboren als dritter Sohn des Freiherrn Wilhelm des Aeltern und seiner Gemahlin, einer geborenen Gräfin von Sonnenburg, am 25. Februar 1514 auf dem schwäbischen Schlosse Scheer, begann O., den die Eltern zum geistlichen Stande bestimmten, zehnjährig seine Studien an der Universität Tübingen, siedelte dann nach Dôle über, um endlich seine Studien in Padua, Pavia und

Bologna, woselbst er zum Doctor promovirt wurde, zu Ende zu führen. Ueber den theologischen und kirchenrechtlichen Studien vernachlässigte er auch nicht die Schriftsteller des Alterthums. Unter den Studiengenossen traten ihm insbesondere Alexander Farnese und Christoph Madruzzo, Stanislaus Hosius und Viglius von Zuichem näher. Zumal mit den beiden letztgenannten Männern verband ihn sein ganzes Leben lang ein freundschaftliches Verhältniß. Während seines Verweilens an den italienischen Hochschulen hat O. sich wohl auch die streng kirchlichen Anschauungen zu eigen gemacht, die er in seinem späteren Leben mit Entschiedenheit vertreten hat. Bei den Privilegien, welche damals der Adel in Bezug auf die kirchlichen Würden behauptete, versteht es sich, daß O. schon frühe mehrere Pfründen erwarb. Er wurde unter anderm Decan der Domkirche von Trient und Cantor sowie Domherr der Kirchen von Speier und Augsburg. So konnte er denn bereits im Jahre 1532 auf alle seine väterlichen und übrigen Familiengüter zu Gunsten seiner Brüder verzichten. An Beförderung konnte es einem jungen Manne, der einem vornehmen deutschen Geschlechte entsprossen war und zudem seine guten Geistesanlagen auszubilden eifrig bestrebt gewesen war, nicht fehlen. Wenn im besondern der Kaiser gerne bereit war, den Sprossen eines ihm seit langem ergebenen Hauses in seinen Dienst zu nehmen, so entging auch den Räthen der Curie keineswegs, daß O. geflissentlich eine bei den Deutschen jener Zeit recht seltene Neigung zum römischen Stuhle zur Schau trug. Im J. 1541 ernannte Kaiser Karl V. O. zu seinem Rathe, zugleich in Anerkennung seiner Geschicklichkeit, die er als Abgesandter des Kaisers an seinen Bruder Ferdinand bewiesen hatte. Nicht lange danach wurde O. bei Gelegenheit eines Aufenthaltes in Rom zur Würde eines päpstlichen Kämmerers erhoben und als Gesandter des päpstlichen Stuhles mit geheimen Aufträgen zum König Sigismund von Polen geschickt. Auf der Rückreise empfing O. von Rom aus die Weisung, den Reichstag von Nürnberg (1543) zu besuchen, um dort als päpstlicher Nuntius das Concil von Trient den Ständen des Reiches anzukündigen und vor allem die deutschen Bischöfe zum Besuche desselben aufzufordern. Ueber die Art, wie O. sich dieser Mission entledigte, gibt uns nur ein Schreiben an den Bischof von Wien Aufschluß. Der Mahnung, das Concil zu besuchen, ist dort die Drohung beigefügt, im Falle der Bischof dem Befehle des Papstes nicht folge, werde er von Gott und dem Papste Strafe erleiden. Durch den während des Reichstags in Nürnberg erfolgten Tod des Augsburger Bischofs Christoph von Stadion, eröffnete sich für O. eine willkommene Aussicht. Ehrgeizig, wie er war, trat der junge Truchseß sogleich mit aller Entschiedenheit als Bewerber um den erledigten Bischofsstuhl auf. Abgesehen von seiner sehr ansehnlichen und in Schwaben recht einflußreichen Verwandtschaft, erfuhr O. hiebei auch von Seiten des Kaisers und König Ferdinands sowie des Papstes die nachdrücklichste Unterstützung. Am 10. Mai 1543 wurde er wirklich vom Capitel zum Bischof von Augsburg gewählt, worauf der Papst seinerseits mit den nöthigen Dispensen inbetreff des Alters und der Pfründen, die er sonst noch im Besitze hatte, nicht zurückhielt. O. aber legte dadurch, daß er sich sofort zum Priester und Bischof weihen ließ, Zeugniß für seine streng kirchliche Gesinnung ab. Im Jahre nach dem Reichstag von Nürnberg wurde er von Paul III. zur Cardinalswürde erhoben, ohne daß man übrigens einstweilen die directe Veranlassung hiezu anzugeben vermöchte. Im Rathe des Kaisers errang O. immer mehr eine einflußreiche Stellung. Bei dem Vertrauen, das er an der Curie genoß, schien er ganz besonders geeignet, den Vermittler zwischen den beiden obersten Gewalten zu machen. Und in der That gelang es seinen Bemühungen und denen des Cardinals Madruzzo, den Zwiespalt des Papstes mit dem Kaiser, der in Folge jener weitgehenden Zugeständnisse an die Protestanten auf dem Reichstage zu Speier

(1544) entstanden war, zu beseitigen und zu bewirken, daß der Papst [...] Enkel an den kaiserlichen Hof sandte. Gemäß jenen Vereinbarungen, [...] mals zwischen dem Kaiser und dem päpstlichen Abgesandten getroffen [...] war O. mit dem Beichtvater des Kaisers Petrus de Soto der Meinung, [...] der Kaiser sofort den Krieg gegen die Protestanten beginnen solle. Auch [...] Granvella ihm eine Schrift mit 40 Artikeln vorlegte, in der die Gründe [...] den Aufschub des Krieges dargelegt waren, wurde O. dadurch nicht über[...] vielmehr empfand er es schmerzlich, als der Kaiser den Rathschlägen Gran[...] Gehör gab und sich entschloß, die Frage über das Verfahren gegen die [...] stanten noch in der Schwebe zu lassen. Dennoch aber blieb O. auch jetzt [...] vorwiegend kaiserlicher Politiker; als solcher suchte er vor allem zu verhin[dern,] daß ein neuer Zwiespalt zwischen Kaiser und Papst ausbreche. Insbeson[dere] war er darauf aus, zu verhüten, daß der Papst in Sachen des Concils [...] Rücksicht auf den Kaiser vorgehe. Vielmehr sprach er den Legaten in [...] gegenüber den Entschluß aus, das in Aussicht stehende Religionscolloqu[ium] zu besuchen. Auch war er es hauptsächlich, welcher den Wiener Bischof [...] veranlaßte, in einer Schrift Erwägungen anzustellen über einen geeigneten [...] für das allgemeine Concil, während doch die Curie bereits den Termin für [...] Eröffnung des Concils zu Trient festgesetzt hatte. Freilich als dann das C[oncil] zu Trient im December 1545 wirklich eröffnet wurde, war O. doch sofort [...] der Hand, seine Procuratoren dorthin zu senden. Bezeichnend war es zug[leich,] daß er keinen Anspruch auf Stimmrecht für dieselben erhob und auch [...] bekannt) nicht protestirte, als die Legaten des Concils ihnen dasselbe absprach[en.] In wie vollem Maße übrigens der Cardinal von Augsburg das Vertrauen [der] Curie genoß, beweist der Eifer, mit dem sie denselben für den erledigten Ma[inzer] Stuhl dem Capitel dieser Kirche anbefahl. Ja die Präsidenten des Concils [...] flehten in einem feierlichen Hochamte den Segen des Himmels für O. als [Can]didaten des Mainzer Stuhles. Trotz aller Bemühungen der Curie wurde je[doch] Sebastian von Heußenstamm gewählt. Von Seiten des Kaisers war O. im [...] 1545 mit jenen wichtigen Verhandlungen in Baiern betraut, deren endli[ches] Ergebniß eine dem Kaiser günstige Neutralität Baierns im Kriegsfalle war. [...] dann der schmalkaldische Krieg ausgebrochen war, leistete O. mit allen Kr[äften] dem Kaiser Hülfe. Er stellte 180 schwergerüstete Reiter zum Heere und [über]nahm den Posten eines obersten Proviantmeisters. Kein Zweifel, daß er [...] einer der ersten Räthe des Kaisers war. Als der Kaiser siegreich in Oberdeut[sch]land dastand, war es O., der den Vertrag mit Augsburg vermittelte. [Unter] den Bedingungen, welche sich die stolze Reichsstadt gefallen lassen mußte, [...] auch die, daß dem bisher vertriebenen Clerus die Rückkehr in die Stadt gestatt[et] sein solle. Ueberhaupt war, während der Kaiser im Felde gegen die Protestan[ten] stand, sicher die Zeit, wo der Cardinal sich am vollständigsten in Uebereinstimm[ung] mit seinem kaiserlichen Herrn wußte. Als aber der Kaiser nach Beendigung [des] Krieges sich gedrungen fühlte, zu einer Politik der Vermittlung gegen die [Pro]testanten zurückzukehren, da folgte O. nur mehr mit innerem Widerstreben [...] Wegen der kaiserlichen Politik. Denn kaum zweifelhaft wird es sein, daß [...] mit dem Beichtvater des Kaisers wünschte, Karl V. möge seinen Sieg zu [...] völligen Vernichtung des Protestantismus benutzen. Allerdings nahm der C[ar]dinal das Interim für sein Bisthum an, allein wie er einerseits kein [...] daraus machte, daß er die Bewilligungen des Kaisers für unkatholisch halte, [...] verkündete er andererseits auch das Interim nur in einer Fassung, die völlig [...] der Haltung des päpstlichen Abgesandten, des Bischofs von Fano, gegenüber [...] kaiserlichen Religionsgesetze übereinstimmte. Der Kelch sollte nur gestattet [...] den nach Abgabe einer Erklärung vor einem katholischen Priester, daß auch [...]

stalt das Sacrament des Altars darstelle. Den verheiratheten Priestern aber lte für den Fall, daß sie ihre Frauen entließen, Absolution ertheilt werden. enn man somit sagen kann, daß eben seit dem Interim sich eine innere Ab- ır des Cardinals von der kaiserlichen Politik vollzog, so kamen noch äußere :ünde dazu, um diese vollkommen zu machen. Insbesondere kränkte es O., ssen Bisthum im Kriege ganz besonders zu leiden gehabt hatte, daß Karl V. ı für seine finanziellen Opfer nur unvollständig entschädigte. Doch führten :se Umstände nicht geradezu zum äußeren Bruche; vielmehr war O. auch nach m Interim noch in kaiserlichen Diensten beschäftigt; und was seine Stellung nerhalb des Cardinalcollegiums angeht, so gehörte er nach wie vor mit Ent- ;iedenheit der kaiserlichen Partei desselben an, wie sich das im Conclave nach m Tode Pauls III. zeigte. — — Neues schweres Unheil brachte die Empörung :s Kurfürsten Moritz über das Stift des Cardinals, der sich schließlich gezwungen ıh, nach Rom zu fliehen. Seine Hoffnung, dort als Cardinal seinen Unterhalt ı haben, täuschte ihn nicht. Vor allen die Cardinale Cervino und Pole nahmen ch des Flüchtigen mit opferwilligem Eifer an. Nach Abschluß des Passauer 3ertrags konnte er in sein Stift zurückkehren. Mit tiefster Abneigung aber sah r dem Reichstage entgegen, auf welchem die religiösen Angelegenheiten Deutsch- ands ohne Mitwirkung der Curie eine definitive Ordnung erfahren sollten. Einige Schreiben aus dieser Zeit (März 1555), deren Inhalt mit Sicher- ɔeit auf Rechnung des Cardinals gesetzt werden darf, verstatten einen Einblick n die Stimmungen, die damals den Cardinal von Augsburg beherrschten. Die ɔermittelnden Tendenzen, denen der Kaiser gehuldigt hatte, wurden da als Haupt- ɡrund für alle die leidigen und schier unlösbaren Verwicklungen der deutschen Angelegenheiten hingestellt. Alle die Fehler wurden Karl V. vorgerechnet, die derselbe nach dem schmalkaldischen Kriege gemacht habe; wie er gegen die Feinde zu milde gewesen sei, wie er dagegen die Freunde insgesammt durch Kärglichkeit und treulose Haltung verletzt und gegen sich aufgebracht habe. Zugleich wurden der Curie Andeutungen darüber gegeben, was sie thun müsse, damit sie einerseits den Prätensionen des Kaisers ein Gegengewicht entgegensetzen und andrerseits die Lutheraner im Zaume halten könne. Mit verschiedenen deutschen Fürsten müsse diese sich in Verbindung setzen und überhaupt den Deutschen, was bisher gänzlich versäumt worden sei, schmeicheln; ihnen so gut wie den andern Nationen mit Titeln, Würden und klingender Münze entgegenkommen. Indem O. sich so in schroffster Weise von der Politik der Vermittlung lossagte, glaubte er der Curie einen Weg zu zeigen, auf welchem man die religiöse Spaltung in Deutschland vermeiden könne. Diesen Anschauungen entsprechend war das Auftreten Otto's auf dem Reichstage zu Augsburg 1555. Er wies angesichts des Entwurfes des Religionsfriedens auf das Concil hin, das allein über die religiösen Zwistigkeiten den endgiltigen Entscheid zu treffen habe. Er hielt nicht damit zurück, daß, im Falle man durch gute Wege keine Vergleichung erzielen könne und zu den Waffen kommen solle, der Obrigkeit nach seiner Meinung die Hand nicht zu schließen sei. Am 23. März übersandte er den Ständen den entschiedensten Protest gegen den Entwurf des Religionsfriedens. Mit dem gleichgesinnten Legaten Morone begab er sich dann nach Rom in's Conclave. Er nahm hier zunächst an der Wahl des strenggesinnten Cervino (Marcellus II.) theil; noch klarer bewies er nach dem Tode desselben, daß er der Meinung sei, alles Uebrige den Interessen der römischen Kirche unterzuordnen, indem er einer der eifrigsten Beförderer der Wahl des Caraffa wurde, der ebenso sehr als leidenschaftlicher Gegner des Hauses Habsburg wie als ein Mann von strengster katholischer Rechtgläubigkeit bekannt war. Die Hoffnung Otto's, daß der neue Papst sich mit besonderem Eifer der deutschen Angelegenheiten annehmen werde, schien sich zu

bestätigen. Paul IV. zog den Cardinal von Augsburg anfangs in sein beson deres Vertrauen, er forderte ihn auf, im Vatican selbst Wohnung zu nehmen und richtete an den 85jährigen Vater desselben ein für O. höchst schmeichelhaftes Schreiben, in welchem er betonte, daß seine Anwesenheit in Rom bei der beab sichtigten Reformation Deutschlands unbedingt erforderlich sei. Doch dauert dieses vertrauliche Verhältniß nicht lange; Paul IV. verwickelte sich durch sein maßlos leidenschaftliches Verhalten in die größten Schwierigkeiten und weder die Fortsetzung des Concils noch die geplanten Reformen kamen zustande. Bereits im April 1556 kehrte O. nach Deutschland zurück. Der Cardinal trat jetzt in enge Verbindung mit den Jesuiten, zumal mit Canisius. Er machte das Restaurationsprogramm des letzteren völlig zu dem seinigen. Nach dem gescheiterten Religionsgespräch in Worms versuchte O., den Kaiser Ferdinand für dasselbe zu gewinnen. Allein seine Bemühungen hatten nicht den geringsten Erfolg. Ueberhaupt aber ist es O. unter den zwei Nachfolgern Karls V. nicht mehr geglückt, eine maßgebende Stimme im Rathe derselben zu erhalten. Ein Umstand, der keineswegs allein auf die milde, vermittelnde Gesinnung dieser Kaiser zurückzuführen sein dürfte, sondern ebensosehr darauf, daß O. zumal seit jenem Proteste gegen den Religionsfrieden bei den Protestanten auf's äußerste verhaßt war. Bereits in der Zeit des schmalkaldischen Krieges war in Augsburg allgemein die Meinung verbreitet gewesen, der Cardinal O. sei der Urheber des Krieges. Jetzt, nach seiner Rückkehr aus Rom sah sich derselbe in einer Druckschrift so heftig angegriffen, daß er sich gezwungen fand, zur Feder zu greifen, um sich gegen die vorgebrachten Anklagen zu vertheidigen. Allein es fehlte viel, daß O. dadurch das einmal gegen ihn bestehende Mißtrauen der Protestanten wirklich gehoben hätte. Im J. 1559, als er mit Herzog Christoph von Würtemberg als Gesandter nach Frankreich gehen sollte, um die Bisthümer Metz, Toul und Verdun von Reichswegen zurückzufordern, weigerte sich der genannte Herzog, mit O. zusammen die Reise zu unternehmen; man hatte den Herzog vor O. gewarnt, der im Einverständnisse mit dem Papste dessen Vergiftung plane. Der Cardinal wußte zwar diesen Verdacht als die Folge einer schändlichen Verläumdung aufzudecken; aber wie völlig er sich auch in diesem Falle rechtfertigte, die Protestanten haßten ihn darum nicht minder. In ihm glaubten sie ihren gefährlichsten Feind erkennen zu müssen, und wenn in protestantischen Schriften von einem Krieg gegen die Feinde des evangelischen Glaubens die Rede war, so war darunter jedesmal auch der Cardinal von Augsburg einbegriffen. Man versteht, daß die Nachfolger Karls V. dieser Stimmung gegen O. Rechnung tragen mußten, auch wenn sie nicht ohnehin von den schroffen Anschauungen desselben weit entfernt gewesen wären. So trat also seit dem Religionsfrieden Otto's Einfluß auf die Reichsgeschäfte mehr und mehr zurück. Auch gelang es demselben nicht mehr, ein größeres Reichsstift zu erwerben. Ebenso vergeblich wie seine Bemühungen um den Kölner Stuhl im J. 1546, war auch seine erneute Bewerbung 1567. Nur Pfründen von untergeordneter Bedeutung, wie die Propstei Ellwangen und eine freisinger und würzburger Dompropstei, brachte er noch an sich. Innig verbunden fühlte sich O. im Reich nur mit dem bairischen Herzog Albrecht V., mit dem er fortwährend in vertraulichem Briefwechsel stand, wie denn auch bei den familiären Ereignissen des bairischen Hofes häufig die Anwesenheit des Cardinals von Augsburg gewünscht wurde. Je mehr nun O. fühlte, (und das Gefühl war für ihn sehr bitter), daß er in den geheimen Reichsangelegenheiten, trotzdem er als Protector der deutschen Nation in Rom dieselben wenigstens in ihrer Beziehung zur Curie hätte betreiben müssen, kein großes Vertrauen mehr genoß, um so mehr suchte er fortwährend durch Albrecht V. auf den Kaiser einzuwirken in Sachen der reformatio Germaniæ, wie er sie verstand. Und wie O.

in dem ängstlichen Mißtrauen der Zeit völlig befangen war, und durch jedes Gerücht einer protestantischen Offensive erschreckt wurde, so betrieb er beständig bei dem bairischen Herzog ein Defensivbündniß der katholischen Stände in Deutschland. Wenn die getrübten Beziehungen zum Hause Habsburg in erster Linie dazu beigetragen haben, dem Cardinal den Aufenthalt in Deutschland zu verleiden, so liegen doch noch andere Ursachen vor, die denselben veranlassen mußten, immer häufiger Residenz in Rom zu nehmen. Zum ersten befanden sich nämlich die finanziellen Verhältnisse seiner Diöcese im denkbar übelsten Zustande, theils infolge der Kriege (1546, 1552), theils freilich auch infolge der verschwenderischen und prächtigen Hofhaltung Otto's. Um dessentwillen nun sah sich O. genöthigt, fortwährend nach Erwerb von neuen Pfründen ꝛc. zu trachten, um seine sehr drückenden Schulden los zu werden. Zum andern aber war O. bei aller kirchlichen Gesinnung und Frömmigkeit keineswegs von Ehrgeiz so frei, um sich damit zufrieden zu geben, allein seinem Bisthum zu leben. Unter solchen Umständen versteht man, daß er immer häufiger in Rom sich aufhielt. Seine Thätigkeit dort ging im wesentlichen einmal darauf, die Fortsetzung des Tridentiner Concils zu erwirken. Er war sehr erfreut, als mit dem Pontificate Pius' IV. die Lösung dieser Frage wirklich mit allem Ernste angegriffen wurde. Um so mehr aber erregte es ihn, daß die Verhandlungen über die Eröffnung des Concils eine so lange Verzögerung erfuhren. Er wurde zuweilen so ungeduldig, daß er fand, der Papst und die weltlichen Gewalten vertrauten gleichermaßen nicht genug auf Gott. Ohne Zögerung, meinte er, solle man zum Werk schreiten, nicht länger von den Protestanten sich hinhalten lassen, und nöthigenfalls müßten die katholischen Mächte mit Waffengewalt zum Schutze der Versammlung herbeieilen. Er wies warnend auf die Resultate hin, welche die Vermittlungspolitik Karls V. gezeitigt habe und so völlig ging er, der häufig genug auf seine Liebe zum deutschen Vaterlande hinwies, in seinem kirchlichen Eifer auf, daß er sich dahin aussprach, wenn Deutschland die Medicin eines Generalconcils verschmähe, so dürften darunter die andern Nationen nicht leiden, man müsse vielmehr auch ohne die Theilnahme der Deutschen zur That schreiten. Trotz so ausgesprochener curialistischer Ansichten wurde übrigens O. keineswegs vorzugsweise zu den Berathungen über das Concil vom Papste gebraucht. Im Gegentheil, wie er sich zu beklagen hatte, daß der Kaiser ihm nicht gehörig vertraue, so auch daß die Curie ihn nicht zu den Arbeiten über das Concil heranziehe. Und ferner noch in einer andern Beziehung wollte es ihm nicht gelingen, seine Absichten durchzusetzen. So sehr er auch stets seine Bemühungen darauf richtete, daß die Päpste sich mit besonderm Eifer Deutschlands annähmen, und die von ihm selbst und den Jesuiten begonnene Restauration vor allem auch mit finanziellen Mitteln unterstützten, so könnte man nicht sagen, daß er in dieser Hinsicht wirklich eine Wendung zu Wege gebracht hätte. Erst in den letzten Jahren seines Lebens, wo er immer mehr von Krankheiten heimgesucht wurde, bestieg der Mann den päpstlichen Thron, der vorzugsweise den deutschen Verhältnissen seine Aufmerksamkeit zuwandte. Erst jetzt fanden die Fürsten, welche vom Geiste der katholischen Restauration erfüllt waren, jene Unterstützung, die auch O. bei seinen Reformbestrebungen innerhalb seiner Diöcese so sehr gefehlt hatte. Eben deßhalb und weil O. sich nicht dazu entschließen konnte, dauernd seine Residenz innerhalb des augsburger Bisthums aufzuschlagen, gelang es ihm auch nicht, eine durchgreifende Umgestaltung der Verhältnisse innerhalb seiner Diöcese herbeizuführen. Um so weniger, weil bei allen größeren Unternehmungen der empfindliche Mangel an Geldmitteln sich hemmend in den Weg stellte. Erwuchsen doch gerade daraus die bedenklichsten Irrungen zwischen dem Bischof und dem Domcapitel. Eine Zeit lang steigerte sich der Gegensatz so sehr, daß das Capitel an

die Absetzung Otto's dachte. Zwar wurde der Zwist im J. 1557 durch einen Vergleich beigelegt, allein durch denselben wurde auch der größte Theil der Finanzverwaltung der Oberaufsicht des Capitels unterstellt, damit eine regelrechte Schuldentilgung ermöglicht werde. So gelang es O. nur mit Mühe, seine wichtigste Schöpfung für das Bisthum, das im J. 1554 zum Range einer Universität erhobene Seminar in Dillingen, aufrecht zu erhalten. Sogar auswärtige Fürsten, wie den polnischen König, sah er sich gezwungen, um Beiträge zur Erhaltung der Anstalt anzugehen. Als er starb (2. April 1573) war dieselbe so wenig sichergestellt, daß nur eine Stiftung des Papstes Gregor XIII. den Verfall derselben abwenden konnte. Auch die Beschaffung der nothwendigen Lehrkräfte machte bei dem gänzlichen Mangel an geeigneten Männern im katholischen Deutschland die größten Schwierigkeiten. Schon wenige Jahre nach der Gründung der Universität, sah sich sonach O. veranlaßt, die Leitung der Schule den Jesuiten zu übergeben (1564). Vergebens waren jedoch die Bemühungen Otto's, auch in Augsburg ein Jesuitencolleg aufzurichten; sie scheiterten zumeist an der Unzulänglichkeit seiner finanziellen Mittel. Im übrigen aber suchte er durch Visitationen und Synoden die verfallene Zucht des Clerus zu heben. Jedoch seine Maßnahmen dienten nur dazu, die Uebel aufzudecken, dieselben zu beseitigen, dazu fehlte es vor anderem an dem nöthigen Nachwuchs von strenggesinnten Priestern. Erst seinen Nachfolgern gelang es, die Restauration im Augsburger Bisthum zum großen Theil durchzuführen. O. konnte nur einige, allerdings wichtige Grundlagen für eine solche schaffen. — —

Das Vorhandene über O. ist unzulänglich oder veraltet. Vgl. besonders: Braun, Gesch. d. Bisch. v. Augsb. III. — Pappenheim, Chron. der Truchsessen. — Duhr, Quellen zu einer Biogr. des Card. Otto 2c. und Reformbestrebungen dess. Görres-Jahrbuch VII, 2, 3. — Janssen, Gesch. Bd. III, IV, V. Briefe: Bader in Steicheles Archiv II. — Wimmer bei Steichele, Beiträge II. — Lagomarsini, Epp. Pogiani 4 Bde. Einzelnes und Wichtiges in den Abhandlungen v. Druffels und dessen Briefen u. Akten, ferner bei Lossen, Kölner Krieg, Bd. I, Weiß, Papiers d'Etat de Card. de Granvelle, Bd. IV und an vielen andern Orten. Ein Portrait Otto's im münchner Kupferstichcabinet.

Stauffer.

Otto von Nordheim, Herzog von Baiern 1061—1070, † am 11. Januar 1083. Die Familie, die sich nach einer Burg bei Göttingen nannte, gehörte zu den reichsten und angesehensten des Sachsenlandes. Otto's Eltern hießen Benno und Eilika, sein Oheim war jener Graf Sigfried von Nordheim, der Heinrich's II. Nebenbuhler, den Markgrafen Ekkehard von Meißen, erschlagen hatte. Als ein unglücklicher Feldzug gegen Ungarn und die neuerdings feindliche Stellung dieses Nachbars ein kraftvolles Regiment im Südosten des Reiches als Bedürfniß erscheinen ließ, übertrug die Kaiserin-Wittwe Agnes (1061) das Herzogthum Baiern, das sie bisher selbst verwaltet hatte, durch ihren Sohn, König Heinrich IV., an O., der sich in den Reichsgeschäften bereits ausgezeichnet hatte und dem in Krieg und Rath wenige Fürsten verglichen werden konnten. Die nächsten Jahre nimmt der neue Herzog Theil an dem Spiel der Ränke, mit dem die Großen des Reichs den beherrschenden Einfluß am Hofe einer Frau und eines Kindes sich streitig machen. Um der Kaiserinwittwe die Regentschaft zu entreißen, verbündet er sich mit dem Erzbischof Anno von Köln und dem Markgrafen von Meißen und im Frühling 1062 entführen diese Fürsten den jungen König seiner Mutter. Kurze Zeit erscheint O. mit Sigfried von Mainz und dem Markgrafen Dedi von der sächsischen Ostmark in Einverständniß gegen den Kölner Erzbischof. Dann aber schließt er sich nur um so enger wieder diesem an. Auf einer Reichsversammlung zu Mainz setzte er an der Spitze der Kriegs-

tei einen neuen Feldzug nach Ungarn durch, der im Herbst 1063 unternom-
: wurde, mit vollständigem Erfolge gekrönt war und den Schützling der
utschen, den vertriebenen König Salomon, auf den Thron zurückführte. Wie
Entschluß, ward auch das Gelingen des Krieges vornehmlich dem Baiern-
,oge zugeschrieben. Als Geschenk der ungarischen Königin-Mutter Anastasia
ifing O. damals ein kostbares Stück des ungarischen Kronschatzes, das sagen-
ihmte Schwert, das einst ein Hirte dem Könige Attila gebracht haben soll.
Waffe wechselte in der Folge rasch ihre Besitzer, und es entstand der Glaube,
, sie jedem nur Unheil bringe. Im Mai 1064 reisten O. und Anno von
.n als Schiedsrichter über das päpstliche Schisma nach Italien. Auf der
node zu Mantua ward in ihrem Beisein Cadalus (Honorius II.) abgesetzt,
xander II. als rechtmäßiger Papst anerkannt. Als sich dann im Reiche
albert von Bremen zum einflußreichsten Berather des jungen Königs empor-
vang, ließ dieser, wie er überhaupt die Fürsten durch Vergabungen von
ichsgut für sich zu gewinnen suchte, die reiche Abtei Niederaltaich in Otto's
walt übergehen, konnte aber dadurch nicht verhindern, daß sich O. bald mit
ı mächtigsten Reichsfürsten zu seinem Sturze verband und ihm das Regiment
.riß. Die Alpen überschritt O. in königlichem Auftrage noch zweimal, zuerst
66, um das gute Einvernehmen mit Alexander II. wiederherzustellen, dann
Frühjahr 1068, um des Königs Rechte in der Lombardei zu wahren. Auch
ch Rom führte ihn die letzte Reise, dort aber wurden die deutschen Gesandten,
sie Verhandlungen mit dem abgesetzten Gegenpapste angeknüpft hatten, von
ıpst Alexander höchst ungnädig empfangen: im Aufzuge von Büßern mußten
vor ihm erscheinen. Von Otto's Gegnern ward später ausgesprengt, bei Ge-
zenheit dieser Mission habe O. den Herzog Gottfried in Italien für einen auf-
.hrerischen Plan gegen den König gewinnen wollen. Einer Verhandlung, die
. mit diesem Fürsten zu Piacenza eröffnete, ward durch wüsten Tumult der
ıheimischen ein rasches Ende bereitet. Unter allen diesen Händeln und Ge-
jäften fanden die Angelegenheiten seines eigenen Herzogthums bei O., wie es
jeint, nicht sehr große Beachtung. Zumal mußte es auffallen, daß der Her-
ıg als Schützer des Landfriedens die greuelvollen Fehden nicht verhinderte, in
:nen die baierischen Großen seit 1067 gegen einander wütheten; man sagte ihm
gar nach, er habe damals von beiden Parteien Geld genommen. Im Jahre
069 begleitete O. den König auf zwei Heerfahrten, gegen die Liutizen und
egen den aufständigen Markgrafen Dedi. Auf dem Rückwege von dem ersten
eldzuge, während der König in einer der sächsischen Burgen des Herzogs als
jast weilte, waren vor der Thüre des königlichen Schlafgemachs herzogliche
Mannen und königliche Diener in Streit gerathen, ohne daß man dem Vorgange
ogleich Bedeutung beigelegt hätte. Im Juni 1070 aber erhob Heinrich auf
iner Fürstenversammlung zu Mainz gegen O. die Klage des Hochverraths auf
ie Aussage eines gewissen Egino hin: bei jenem Streite auf Otto's Burg habe
r mit einem Schwerte, das ihm O. selbst gegeben, den König ermorden sollen.
). leugnete und erklärte, seinen Ankläger, der übrigens ein gar übel berüchtigter
Mensch war, nicht einmal zu kennen. Das Gottesurtheil des Zweikampfes
ollte entscheiden. O. aber erschien in Goslar, wo die weitere Verhandlung an-
eraumt war, mit starkem Waffengefolge und erklärte, nur gegen die Zusage
icheren Geleites vor dem Könige erscheinen zu wollen. Als dies verweigert
ward, ritt er davon, das Hofgericht aber, das Heinrich am folgenden Tage aus
Otto's Landsleuten, sächsischen Großen, zusammenberief, sprach den Herzog
schuldig, erklärte ihn als friedlos und sein Herzogthum eingezogen. Ein sicheres
Urtheil über die Gerechtigkeit dieses Urtheils steht uns selbstverständlich nicht zu,
doch dürfte die Wagschale mehr zu Otto's Gunsten neigen. Vielleicht war die

Gefahr, die der König von dieser Seite befürchtete, nur in dem sehr verschiedenem Ansehen begründet, das die beiden Fürsten in der öffentlichen Meinung behaupteten: während das Volk des Baiernherzogs männliche Kraft, Erfahrung und Kriegsruhm pries, hatte Heinrich durch sittenloses, unreifes und gewaltthätiges Gebahren seinen guten Namen verscherzt. Zwei der hervorragendsten unter unseren Berichterstattern, Lambert und Ekkehard, stellen O. als unschuldig und seinen Ankläger Egino als Werkzeug seiner Feinde am Hofe hin. Als solche werden namentlich bezeichnet der hessische Graf Giso, wie es scheint, Otto's Nachbar, und die Schwaben Liutpold von Meersburg und Adalbert. Man sah das Gericht Gottes darin, als alle diese binnen kurzem ein gewaltsames Ende fanden. Noch mehr aber mußte der Glaube an die Gerechtigkeit des Urtheils schwinden, als Otto's Ankläger Egino als Verbrecher entlarvt ward; zuerst als Straßenräuber festgesetzt, später wegen verschiedener Schandthaten geblendet, beschloß er sein elendes Dasein als herumziehender Bettler. O. war vermählt mit Richenza, der Wittwe des westfälischen Grafen Hermann v. Werl, mit der er drei Söhne und drei Töchter erzeugte. Eine der letztern, Ethelinde, war die Gemahlin Welf's IV., der nun nach Otto's Sturz durch ihre Verstoßung sich schmählich den Weg zum Herzogthum Baiern bahnte. O. hatte sich nach seiner Verurtheilung mit einer Schaar Getreuer in den Thüringer Wald geworfen und behauptete sich hier glücklich gegen die Angriffe der Königlichen, bis Heinrich gerathen fand, die gegen ihn ausgesprochene Acht aufzuheben, ihm auch seine Eigengüter zurückzuerstatten. Auf diese Bedingungen hin unterwarf sich O. zu Pfingsten 1071 zu Halberstadt, worauf eine kurze Haft über ihn verhängt wurde. Als aber 1073 der große sächsische Aufstand gegen Heinrich ausbrach, war er unter den Führern der Bewegung. Der Frieden von Gerstungen (2. Febr. 1074) legte dem Könige die Wiedereinsetzung Otto's in das Herzogthum Baiern auf, da sich aber alle oberdeutschen Herzoge in Welf's Interesse dagegenstemmten, blieb der Nordheimer seines Fürstenamtes beraubt und dem Könige ein gefährlicher Gegner. In einer Reihe von heißen Feldschlachten focht er an der Spitze seiner Landsleute gegen Heinrich und seine früheren Untergebenen, die Baiern. Bei Homburg (9. Juni 1075) konnte seine Tapferkeit die Niederlage nicht abwenden. Heil vom Schlachtfelde entronnen, mußte er doch später mit den anderen sächsischen Großen als Gefangener sich stellen. Bald erlangte er nicht nur die Freiheit, sondern auch das Vertrauen des Königs in solchem Maße zurück, daß er mit der Statthalterschaft in Sachsen betraut ward. Dies war jedoch nur eine kurze Episode: als Papst Gregor dem Aufruhr gegen Heinrich neues Leben einhauchte, stand O. wieder im Lager der empörten Sachsen. Seine Gedanken waren noch immer auf das baierische Herzogthum gerichtet, und als auf der Versammlung zu Forchheim (März 1077) Rudolf von Schwaben zum Gegenkönig gewählt wurde, wollte er diesem seine Stimme nicht eher geben, bis ihm die Erfüllung dieses Wunsches zugesagt würde. In der Schlacht bei Mellrichstadt (7. Aug. 1078) bewährte O. den Ruhm seiner Kriegstüchtigkeit; er behauptete das Schlachtfeld, während der andere Flügel des sächsischen Heeres von Heinrich zurückgeschlagen wurde. Den Sieg der Sachsen bei Flarchheim (27. Januar 1080) entschied Otto's glückliches Eingreifen, auch bei Hohenmölsen (15. October 1080) warf er die Baiern zurück und verfolgte sie bis zum Lager. In dieser Schlacht empfing der Gegenkönig Rudolf die tödtliche Wunde und nun wünschten die Sachsen Otto's Erhebung als Rudolf's Nachfolger. Am 11. Januar 1083 aber befreite der Tod Heinrich IV. von einem seiner gefährlichsten Gegner.

Giesebrecht, Kaiserzeit, Bd. III. — Mehmel, O. v. Nordheim, Göttingen, 1870. — Riezler, Gesch. Baierns, Bd. I. Riezler.

Otto von Wittelsbach, als Herzog von Baiern der erste (1180—1283), in der Reihe der Grafen von Scheiern und Wittelsbach als der sechste seines Namens gezählt. Bekanntlich sind die Grafen von Scheiern, deren älteste Linie ungefähr seit 1116 nach der Burg Wittelsbach bei Pfaffenhofen in Oberbaiern sich nannte, die Nachkommen jener Liutpoldinger, die nach dem Ausgange der Karolinger bereits einige Jahrzehnte lang als Herzoge über Baiern gewaltet hatten. Otto's Tüchtigkeit verdankte das Geschlecht, daß ihm unter K. Friedrich I. wiederum die Leitung des Stammes zufiel, an dessen Spitze es dann unter allem Wechsel der Geschicke ununterbrochen bis heute geblieben ist. Als Sohn des baierischen Pfalzgrafen, Otto V. von Wittelsbach und der Gräfin Heilika von Lengenfeld um 1120 geb., erhielt O. die herkömmliche kriegerische Erziehung des hohen Adels. Mit seinem Vater nahm er theil an dem Kreuzzuge von 1147. Wahrscheinlich sind die Wittelsbacher mit König Konrad zurückgekehrt und mit diesem um den 1. Mai 1149 in Pola gelandet. Dem jugendlichen Uebermuth der Söhne, der den Vater mit fortriß, schrieb man es dann zu, daß dieser 1151 gegen den König sich auflehnte, wol verstimmt durch die Gunstbezeigungen, die derselbe auf Kosten seiner vogteilichen Rechte dem Freisinger Bischofe gewährt hatte. In die Acht erklärt und auf seiner Burg Kelheim belagert, mußte sich der Pfalzgraf unterwerfen und einen seiner Söhne als Geisel stellen. Die Vermuthung liegt nahe, daß dies O. war, und daß eben bei diesem erzwungenen Aufenthalte desselben sein vertrautes Verhältniß zu Friedrich von Schwaben, Konrads baldigem Nachfolger, angeknüpft ward. Uebrigens kann er diesem auch schon auf der Kreuzfahrt nahe getreten sein, war mit ihm auch durch eine gemeinsame Urgroßmutter, Sophie von Sachsen, Gemahlin des Sachsenherzogs Magnus, verwandt. Sowie Friedrich den Thron bestieg, erscheint O. unter seinen hervorragendsten Räthen und Feldherrn; ja im Krieg wie Frieden ist damals, um mit Rachwin von Freising zu sprechen, kaum eine hohe Eigenschaften erheischende That zur Ausführung gelangt, bei der nicht O. von Wittelsbach und Rainald von Dassel die ersten oder doch unter den ersten waren. Die unermüdliche Thätigkeit, mit der er für die Verwirklichung der kaiserlichen Pläne bei jeder Gelegenheit seine ganze Persönlichkeit einsetzte, strenge Pflichttreue, die ihn von jedem Mißbrauch der Gewalt fern hielt, Klugheit und Geistesgegenwart, die ihm bei aller tollkühnen Tapferkeit nicht fremd waren, alle diese Vorzüge erhoben ihn zur unentbehrlichen Stütze des Kaisers, der besonders in Italien die schwierigsten Aufgaben am liebsten in seine Hände legte. Bald kannten dort Freund und Feind den hochgewachsenen Mann von schönem und kräftigem Gliederbau, mit den großen Augen im länglichen, ziemlich gerötheten Gesichte, das langes, dunkles Haar umsäumte. Bei der Romfahrt Friedrich's von 1154/1155 war ihm das königliche Banner anvertraut und durch eine merkwürdige Fügung sollte neben Heinrich dem Löwen gerade O., der ihm später im baierischen Herzogthume folgte, auf diesem Feldzuge die reichsten Lorbeeren ernten. Schon bei der Eroberung Tortona's mit Ruhm bedeckt, brachte er seinen Namen in aller Mund, als das Heer auf dem Rückmarsche in der ersten Septemberwoche 1155 seinem verwegenen Muthe die Rettung aus schwieriger Lage verdankte. Unter Führung eines Ritters Alberich hatten Veroneser die Etschklause bei Rivoli besetzt. Eine schmale Straße zieht hier zwischen dem brausenden Strom und steil abfallenden Felswänden. Das deutsche Heer war kaum in diesen Engpaß eingetreten, als es sich von dem veronesischen Gesindel aus der Höhe bedroht und seinen Vor- und Rückmarsch, den letzteren durch eine vom Feinde besetzte Burg, in gleicher Weise gehemmt sah. Als Preis des Durchzugs verlangten die Wegelagerer von jedem Ritter ein Pferd oder einen Harnisch und vom Kaiser eine bedeutende Geldsumme. Solchen Schimpf ersparte O. dem

Heere, indem er mit 200 auserlesenen Kriegern, wol Söhnen der baierischen Hochlande, in mühe- und gefahrvollem Klettern, wobei einer auf die Schultern des andern stieg und Speere gleich Leitern gebraucht wurden, über Fels und Schlucht eine Höhe erklomm, welche die Stellung der Räuber überragte, dort unter dem jauchzenden Zuruf der Untenstehenden das Reichsbanner flattern ließ und nun von oben herab über die Feinde herfiel, die theils niedergemacht, theils gefangen und dann aufgeknüpft wurden. In dem genauen Berichte Otto's von Freising über diesen Vorgang besitzen wir ein ausnehmend zuverlässiges, vielleicht auf Mittheilung des Kaisers selbst zurückzuführendes Zeugniß, in dem, wie eine jüngst vorgenommene Untersuchung der Oertlichkeit erwiesen hat, fast jedes Wort auf die Waagschale gelegt werden darf. Es geschah wol in dankbarer Erinnerung an diese That, daß der Kaiser 1163 die Grafschaft Garda, zu der dieses Gebiet gehörte, mit der nach langer Belagerung eben gewonnenen Burg Garda an O. verlieh. Der Wittelsbacher hat jedoch schon nach vier Jahren auf diesen, ihm wol zu entlegenen Besitz verzichtet. Nachdem O. im Sommer 1157 Friedrich's polnischen Feldzug mitgemacht hatte, begleitete er den Kaiser im September zu der Versammlung nach Besançon, wo durch einen unglücklich gewählten Ausdruck in dem Schreiben Papst Hadrian's IV. an den Kaiser der Bruch mit der Curie entschieden wurde. Mit herausfordernder Anmaßung traten die päpstlichen Legaten auf, ja einer derselben, der Kanzler Roland, rief aus: Von wem hat denn der Kaiser seine Würde, wenn nicht vom Papste! Da brauste der Wittelsbacher auf; mit gezücktem Schwert drang er auf den kecken Redner ein; Friedrich selbst mußte sich ins Mittel legen, um die Ruhe wiederherzustellen. Der Papst richtete darauf ein Sendschreiben an den deutschen Episkopat, worin er ihn mahnte, dahin zu wirken, daß O. wegen seiner ärgerlichen Lästerungen gegen den Legaten und die römische Kirche nicht ungestraft bliebe. Otto's Jähzorn ist übrigens auch sonst ersichtlich; in Freising ließ er sich von seinem Unmuth über den Bischof einmal bis zur Störung des Gottesdienstes hinreißen. Eben jene beiden Räthe aber, die zu Besançon die Curie schwer gereizt hatten, O. von Wittelsbach und Rainald von Dassel, sandte der Kaiser 1158 über die Alpen, um seiner zweiten italienischen Heerfahrt die Wege zu bahnen. Hier gab O. wieder außerordentliche Beweise von Umsicht, Thatkraft und Unerschrockenheit. In Ravenna stieß er mit wenig Mannschaft auf einen an Zahl weit überlegenen Heerhaufen von Ravennaten, der im Begriffe war, mit den Byzantinern gemeinsame Sache zu machen. Sein Schwert schwingend, sprang er allein mitten unter die Feinde, erklärte ihren Führer Wilhelm Maltraversar zu seinem Gefangenen und schüchterte dadurch die übrigen völlig ein. Im Sommer 1159 ging er als kaiserlicher Gesandter nach Rom, um Verbindungen mit der römischen Bürgerschaft anzuknüpfen. Senat und Volk empfingen ihn mit großen Ehren. Wie auf kaiserlichem Gebiete saß er im Kloster Farfa zu Gericht. Mit Entschiedenheit trat er für den eben von der kaiserlich gesinnten Minorität der Cardinäle gewählten Papst Victor IV. ein. Dafür traf ihn im April 1160 ebenso wie den Kaiser der Bannfluch des von der Mehrheit gewählten Papstes Alexander III., eben jenes Kanzlers Roland, den er in Besançon bedroht hatte. Bei der ersten Belagerung Mailands (1159) hatte O. die sechste, meist aus Baiern gebildete Heeresabtheilung befehligt und besonders bei dem nächtlichen Sturme auf die Vorwerke Wunder der Tapferkeit verrichtet. Nachher nach Ferrara entsandt, um von dieser Stadt, deren Gesinnung Verdacht erweckt hatte, Bürgschaften der Treue entgegenzunehmen, schwamm er, ohne erst ein Schiff abzuwarten, über den Po, erschien allen unerwartet in der Stadt, ließ sich vierzig Geiseln stellen und kehrte mit diesen zum Kaiser zurück. Bei der langen und schrecklichen Belagerung von Crema (1160)

lag O. im Westen der Stadt vor dem Thore gegen Ombriano. Damals wären alle Stürmer, sagt Rachwin, würdig gewesen einzeln genannt zu werden, er wolle aber nur einen nennen als den tapfersten von allen, den Pfalzgrafen O. von Baiern, der öfters von der Mauer herabgeworfen, immer wieder allen anderen voran zum Kampfe zurückgekehrt sei und durch seine Heldenkraft und Furchtlosigkeit diesen ganzen traurigen Vorgang mit seinem Ruhme verherrlicht habe. O. blieb noch in Italien, als die Mehrzahl der deutschen Fürsten nach Hause zog, und begleitete von dort aus, wie es scheint, den Kaiser auf den Reichstag nach Dole in Burgund. An dem italienischen Feldzuge von 1167 hat O. wenigstens anfangs theilgenommen; ob aber die bei der Belagerung Ancona's erwähnten baierischen Streitkräfte noch unter seinem Befehle standen, ist zweifelhaft. Noch im nämlichen Jahre wurde O. mit Herzog Heinrich von Oesterreich vom Kaiser nach Constantinopel geschickt, vielleicht um ein Bündniß zu erzielen. Mit reichen Geschenken, doch ohne politischen Erfolg kehrten die Gesandten nach Hause. Seinem Vater war O. nach dessen Tode (1156) im Amte eines baierischen Pfalzgrafen gefolgt, auch war er Schirmvogt über das Hochstift Freising und die Klöster Obermünster in Regensburg, St. Castulus in Moosburg, Weihenstephan, Schäftlarn und Scheiern. Die über Salzburg verhängte Reichsacht brachte er als einer der Executoren zur Geltung, scheint jedoch seine Feindseligkeiten bald eingestellt zu haben. In den siebziger Jahren erscheint er nicht mehr so häufig in des Kaisers Umgebung, ohne doch dessen Gunst verloren zu haben. Zwar fehlte er nicht auf dem italienischen Feldzuge von 1174 und bei der fruchtlosen Belagerung von Alessandria; er war damals unter den Unterhändlern des Waffenstillstandes. Dagegen blieb ihm die Theilnahme an der furchtbaren Niederlage bei Legnano erspart. 1179 ging er mit seinem Bruder Konrad, dem früheren Erzbischofe von Mainz, nun Erzbischof von Salzburg, nach Rom, schloß seine Aussöhnung mit der Kirche und wohnte der Generalsynode im Lateran bei. Der Sturz Heinrich des Löwen erfolgte ohne sein Zuthun, aber wie eine langsam gereifte Frucht fiel ihm nun das Herzogthum Baiern in den Schoß. Nicht nur, weil sein Geschlecht schon in der Vorzeit diese Würde besessen, weil er selbst nach Grundbesitz, Grafschaften, Vogteien, Lehensleuten und Dienstmannen zu den mächtigsten Herren von Baiern gehörte, den Ausschlag gab doch die enge Freundschaft, mit der er dem Kaiser seit langen Jahren verbunden war, gaben die ersprießlichen, vielseitigen, unter allen Verhältnissen unwandelbar treuen Dienste, die er dem Reiche geleistet hatte. Nach Schluß des Regensburger Reichstages von 1180 scheint der Kaiser den dort versammelten Fürsten eröffnet zu haben, daß seine Wahl auf O. gefallen, und unter Zustimmung aller anwesenden Fürsten erfolgte seine Belehnung am 16. September 1180 zu Altenburg in Thüringen. Das Pfalzgrafenamt ging auf seinen jüngeren, gleichnamigen Bruder über. Ohne alle Schwierigkeit konnte sich eine solche Umwälzung nicht vollziehen. Mehrere Grafen und Freie verweigerten dem neuen Herzoge den Lehenseid, als er im November in altüblicher Weise einen Huldigungslandtag einberief. Der Zwist ward wahrscheinlich durch das Eingreifen des Kaisers auf dem Nürnberger Reichstage im Februar 1181 beigelegt. Für das Herzogthum hatte der Uebergang der Herrschaft manche staatsrechtliche Einbuße im Gefolge. Die Tiroler Herren scheinen doch erst damals die letzten Bande der Abhängigkeit abgestreift zu haben; die Steiermark ward unter Erhebung ihres Markgrafen Ottokar zum Herzoge völlig von Baiern gelöst, das Wittelsbach an Macht überbietende Haus Andechs wahrscheinlich durch besondere Auszeichnungen beschwichtigt. Im Sommer 1181 waren die baierischen Angelegenheiten soweit geordnet, daß sich O. in Sachsen an den Kämpfen gegen Heinrich den Löwen betheiligen konnte. Münzen, die er prägen ließ, stellen ihn

bar, wie er den Helm auf dem Haupte, mit Schwert und Schild bewaffnet auf einen fliehenden Löwen, Wappenthier und Sinnbild des Welfen, eindringt. Auch als Herzog ließ O. nicht ab von jener unermüdlichen, pflichttreuen Thätigkeit, der er sein Aufsteigen verdankte. Eifrig widmete er sich der in der letzter Zeit Heinrich des Löwen wol vernachlässigten Rechtspflege. Die Vergrößerung der wittelsbachischen Hausmacht in Baiern hat er durch glückliche Verlobungen seiner Töchter vorbereitet. Er selbst hatte 1168 von den Tempelherren das Leukenthal durch Kauf erworben und kaufte als Herzog von der Wittwe des Grafen Konrad von Dachau dessen Besitzungen. Landshut in dem Gebiete der Grafen von Roning, die er beerbte, scheint ihm seine Gründung zu verdanken. 1183 begleitete er den Kaiser zum Friedensschlusse mit den lombardischen Städten nach Constanz. Auf der Heimreise überraschte ihn in der Burg Pfullendorf am 11. Juli 1183 der Tod. Im Kloster Scheiern ward der tapfere Held bestattet, von dem Rachwin rühmt, daß er, seinen Vater übertreffend, in den Waffen außerordentlich erfahren war, mit Weisheit begabt, vielvermögend im Rath, freigebig mit Geschenken, begierig nach Lorbeeren, allbekannt durch seine Treue und die Echtheit seiner Tugenden. Otto's Gemahlin, die ihn überlebte, war Agnes, Tochter des niederländischen Grafen Ludwig von Looz.

Huschberg, Gesch. d. Hauses Scheiern-Wittelsbach. — Graf Hundt, Kloster Scheiern. — Heigel u. Riezler, Herzogthum Baiern unter Heinrich d. Löwen u. Otto I. — Wittmann, die Pfalzgrafen v. Baiern. — Prutz, K. Friedrich I. — Giesebrecht, Kaiserzeit. — Riezler, Gesch. Baierns. I, II. — Schrott, zur Erinnerung an O. v. W. (Allg. Ztg. 1880, Beilage Nr. 157). — Ueber die Erstürmung der Veroneser Klause: Riezler, in der Allg. Ztg. 1880, Aug. 4., Beilage; Oster in d. Zeitsch. d. deutschen Alpenvereins 1885. Riezler.

Otto (VIII.) von **Wittelsbach**, Pfalzgraf von Baiern († 1208), der Sohn des Pfalzgrafen Otto VII., Neffe des ersten wittelsbachischen Herzogs, hat als der einzige Königsmörder in der deutschen Geschichte seinem Namen eine traurige Berühmtheit verschafft. 1204 und 1205 focht er unter König Philipp im thüringischen und niederrheinischen Feldzuge und wahrscheinlich durch die hier geleisteten Dienste ward Philipp bewogen, ihm eine seiner Töchter zu verloben. Später aber scheint der König Nachtheiliges über den Pfalzgrafen erfahren zu haben und machte das Eheversprechen rückgängig. Besonders infolge der Tödtung oder ungerechten Hinrichtung eines angesehenen Baiern, Namens Wulf, glaubte man, sei O. in der Gunst des Königs gesunken. Von der grausamen Strenge seines richterlichen Waltens hat man sich auch sonst erzählt: wie sein Urtheil schon wegen Diebstahls von einem Heller Werth auf den Tod gelautet, wie er, morgens ausreitend, gern Stricke mitgenommen habe, um Uebelthäter, denen er etwa begegnen würde, auf der Stelle aufzuknüpfen. Die getäuschte Hoffnung aber verstimmte den Pfalzgrafen umsomehr, da er als Brautwerber großen Aufwand gemacht hatte. Indessen bemühte er sich um die Hand einer anderen Prinzessin: Gertrud, Tochter des Herzogs Heinrich von Schlesien und der heiligen Hedwig von Meranien; wieder aber glaubte er zu bemerken, daß ihm der König heimlich entgegenarbeite. In der Slavenchronik Arnold's wird die Sache so dargestellt: Philipp habe dem Pfalzgrafen statt eines erbetenen und erwarteten Empfehlungsschreibens an den schlesischen Hof ein warnendes oder abwehrendes mitgegeben, und O. sei dessen inne geworden. Jedenfalls war es tief empfundene Ehrenkränkung, was den Wittelsbacher zu einer That wilden Jähzorns hinriß, zu einem Verbrechen, das verhängnißvoll in den Gang der deutschen Geschichte eingegriffen hat. Am 21. Juni 1208 um drei Uhr Nachmittags pflog der König nach der Hochzeitsfeier seiner Nichte mit Otto von

Meranien in dem bischöflichen Palaste zu Bamberg der Ruhe, als vor dem Thore, gefolgt von einigen Bewaffneten, der Pfalzgraf erschien und um Einlaß bat. Philipp befahl ihn eintreten, seine Begleiter aber draußen warten zu lassen. Mit bloßem Schwert erschien O. vor dem Könige. Dieser empfing ihn mit einer Arglosigkeit, die im Falle der Richtigkeit von Arnold's Erzählung doch schwer zu begreifen wäre; bei dem Anblick des blanken Schwertes glaubte er, der Pfalzgraf wolle, wie er früher zuweilen gethan, mit seiner Geschicklichkeit in Gauklerkünsten ihn unterhalten, und verbat sich für diesmal das Spiel. Doch mit dem Rufe: Spiel gilt es jetzt nicht! drang O. auf ihn ein. Ein Hieb durchschnitt dem Könige die Kehle, so daß er nach wenigen taumelnden Schritten entseelt zu Boden stürzte. Mit demselben Schwerte verwundete der Wüthende den zur Abwehr herbeispringenden Truchsessen von Waldburg, ungefährdet gelangte er dann ins Freie und jagte mit seinen Genossen davon. Vor den Reichstag Otto's IV. zu Frankfurt (11. Nov.) trat des Ermordeten zehnjährige Tochter Beatrix, geführt vom Bischofe von Speier, und klagte gegen den Mörder. Einstimmig wurde das Urtheil der Friedlosigkeit über ihn gesprochen. Seine Eigengüter und Reichslehen fielen an seinen Vetter, Herzog Ludwig von Baiern, das Reichsamt der baierischen Pfalzgrafschaft jedoch, worin O. seinem am 18. August 1189 gestorbenen Vater gefolgt war, an den Grafen Rapoto II. von Ortenburg und Kraiburg. Im Januar 1209 fällte ein Reichstag in der baierischen Nachbarschaft Augsburgs in Anwesenheit Herzog Ludwigs das gleiche Urtheil über den Mörder nach baierischem Recht. Schon vorher, im December, waren der Baiernherzog und der Reichsmarschall Heinrich von Pappenheim und Kalden in die Besitzungen des Geächteten eingebrochen und hatten diesen, der nicht lange Widerstand leisten konnte, gezwungen, in der Verborgenheit Rettung zu suchen. Damals soll die Burg Wittelsbach zerstört worden sein. Als dann im März 1209 der Pappenheimer mit einer Botschaft des Königs nach Regensburg ritt, brachte ihm der Sohn eines Mannes, der einst durch den Pfalzgrafen das Leben verloren, die Nachricht, der Geächtete halte sich zu Oberndorf zwischen Kelheim und Regensburg in einer Scheune versteckt. Der Marschall ließ dieselbe umzingeln und gab als Rächer seines staufischen Herrn dem Königsmörder selbst den Tod. Der abgeschnittene Kopf der Leiche ward in die Donau geworfen, der Rumpf im freien Felde verscharrt, bis ihm Herzog Ludwig acht Jahre später im Kloster Indersdorf ein Begräbniß an der Seite des alten Pfalzgrafen erwirkte.

Winkelmann, Philipp v. Schwaben u. Otto IV., I. — Wittmann, die Pfalzgrafen v. Baiern. — Riezler, Gesch. Baierns, II. Riezler.

Otto II., Herzog von **Baiern** (1231—1253, † am 29. Nov.), Sohn H. Ludwig's I. und der Ludemia oder Ludmilla von Böhmen. Der Beiname „der Erlauchte“, den ihm neuere Historiker aufgebracht haben, beruht nur auf Mißverständniß des allgemeinen fürstlichen Standesprädicats „illustris“. Otto's historische Bedeutung liegt vor allem darin, daß durch sein Ehebündniß die Verbindung Baierns und der Pfalz begründet wurde: nachdem er sich mit Agnes, der Schwester des rheinischen Pfalzgrafen Heinrich II. verlobt hatte, belehnte K. Friedrich II. den damals noch minderjährigen Prinzen zu Anfang October 1214 mit der Pfalzgrafschaft bei Rhein und den dazu gehörigen Reichslehen. Es war der Lohn für den Uebertritt seines Vaters zur staufischen Partei, die erste und zugleich die dauerndste Erwerbung der Wittelsbacher außerhalb Baierns. 1220 feierte O. seine Hochzeit, erst 1228 zu Straubing unter großem Festgedränge seine Schwertleite. Seit dem letzteren Jahre führte er die Regierung der Pfalz und nach der räthselhaften Ermordung seines Vaters (15. Sept. 1231) vereinigte er damit die baierische. Da er den allgemeinen Verdacht theilt, daß

der Mörder seines Vaters von Kaiser Friedrich gedungen war, hielt er sich di nächste Zeit sowol von dessen als von König Heinrichs Hofe fern und bei alle Schwankungen seiner Reichspolitik, bei seinem wiederholten Parteiwechsel gegen über den Staufern dürfte neben unverkennbarem dynastischem Ehrgeiz mitgewirk haben, daß dieser Verdacht in seiner Seele bald erstickt, bald wieder angefacht wurde. Seine ersten Regierungsjahre erfüllten Streitigkeiten und Fehden mi den Bischöfen des Landes. Alle diese Kirchenfürsten, die nicht minder als de baierische Herzog ihre Landeshoheit festzustellen und zu entwickeln strebten, konnt O. 1233 auf einem Landtage zu Regensburg um sich versammeln, aber schon im folgenden Jahre lag er wieder mit Salzburg und Regensburg, Augsburg und Freising in Fehde. Bei seiner Versöhnung mit Regensburg und Freising im Frühjahr 1237 blieb dem Papste die Entscheidung über die Rechtskraf einiger von beiden Parteien gefällten Urtheile vorbehalten. Mittlerweile hatte den Herzog ein Zerwürfniß mit dem letzten Babenberger, Friedrich dem Streitbaren von Oesterreich, im Frühling 1233 an der Spitze eines starken Heeres nach Oberösterreich geführt, wo er die Stadt Wels besetzte, Kloster Lambach niederbrannte. Dagegen rückte im Sommer König Heinrich mit 6000 Mann durch das westliche Baiern nach Regensburg vor. Er beschuldigte den Herzog der Widersetzlichkeit gegen den Kaiser, während man auf baierischer Seite vielmehr behauptete, O. habe sich geweigert, auf einen hochverrätherischen Plan des jungen Königs gegen seinen Vater einzugehen. Von zwei Seiten bedroht, unterwarf sich O. dem Könige und stellte seinen Sohn Ludwig als Geisel. Eben dieses Zerwürfniß mit dem Sohne des Kaisers aber gab den Anstoß zu Otto's Annäherung an den Kaiser selbst; denn als dieser erfuhr, was geschehen, befahl er sofort die Freilassung des Prinzen; gänzlich gelang es ihm dann O. auf seine Seite zu ziehen auf dem Regensburger Reichstage von 1235, indem er seinen zweiten Sohn Konrad mit einer Tochter Otto's verlobte, die jedoch vor der Vermählung starb. Otto's ältester Sohn erhielt eine Braut unter Vermittlung des Kaisers. Der abgesetzte König Heinrich ward der Obhut Otto's übergeben, der ihn einige Zeit zu Heidelberg in Haft hielt. Im Juni 1236 ward gegen den Babenberger Friedrich das Urtheil der Reichsacht verkündet und unter anderen Fürsten O. mit der Vollstreckung betraut. Ohne Erfolg belagerte dieser mit dem Bischofe von Passau Linz, rückte aber dann, mit dem Böhmenkönige vereint, leichten Kaufs in Wien ein. Dort nahm er in den ersten Monaten des Jahres 1237 noch Theil an der vom Kaiser geleiteten Fürstenversammlung, aber die getäuschte Hoffnung auf eigenen Gewinn im Osten, vielleicht auch die Furcht, daß der Kaiser die österreichischen Lande für sich behalten werde, verstimmten ihn neuerdings gegen den Staufer. Auf zwei Zusammenkünften zu Passau trat er nun mit dem Babenberger, den er eben bekämpft hatte, und mit dem Böhmenkönige, dem er vorher nach Böhmen entgegengereist war, in ein gegen Friedrich feindliches Einverständniß. Dieser erfuhr Otto's Schwankung nicht sogleich und nahm sich in einer Fehde, in welche der Wittelsbacher als Rheinpfalzgraf mit Erzbischof Sigfrid von Mainz geraten war, des ersteren an, indem er Sigfrid Verlängerung des Waffenstillstandes gebot. Mittlerweile hatte Bischof Konrad von Freising, der dem Herzoge Verletzung des jüngst abgeschlossenen Friedensvertroges vorwarf, über ihn den Kirchenbann, über seine Lande das Interdict verhängt. Schon aber weilte an Otto's Hofe in Landshut als päpstlicher Legat ein ihm (vielleicht als Firmpathe) persönlich nahestehender Passauer Erzdiakon, Albert Beham von Kager (nicht von Possemünster), den der Papst bestimmt hatte, in Otto's Streit mit Freising den Herzog zu unterstützen, der vielleicht auch Otto's Abfall vom Kaiser beeinflußte. Dieser hob nun die Excommunicotion gegen O. auf, verhängte dasselbe Urtheil vielmehr über den

ifinger Bischof und, da seine Erlasse fast nirgend Gehorsam fanden, allmäh- über eine ganze Reihe von Prälaten, Clerikern und Laien. Als Papst egor IX. zum zweiten Male den Bannfluch über den Kaiser aussprach und Unterthanen vom Eide der Treue entband, erlebte die Welt das seltsame auspiel, daß der baierische Episcopat wie ein Mann auf Seite des Kaisers nd, während der Baiernherzog, von seinem clerikalen Berather geleitet, dem pste sich willfährig erwies. Er und der Böhmenkönig Wenzel beschlossen auf er Zusammenkunft in Elnbogen den machtlosen Herzog Abel von Schleswig Gegenkönig aufzustellen und kündeten dem Könige Konrad Fehde an. Auch Babenberger war mit ihnen im Bunde, fiel aber ab, sowie er mit Hilfe ser Verbündeten seine Lande zurückerobert hatte. Um für die neue Königs- hl zu wirken, zog O. im Sommer 1240 mit Heeresmacht nach Bautzen, als die entmuthigende Botschaft traf, daß auch der Böhmenkönig zum Kaiser ergegangen sei. Vergebens versuchte er diesen umzustimmen, er konnte nur Auf- ub seines formellen Bündnisses mit dem Kaiser erlangen. Ein Schreiben des aisers gebot ihm, des päpstlichen Legaten Wirksamkeit zu hemmen und erinnerte n daran, welchem Hause die Wittelsbacher ihr Emporsteigen verdankten. Otto's nerste Gesinnung aber trat damals zutage, als er dem Legaten auf dessen rohung: die Kirche werde, da die deutschen Wähler ihr Wahlrecht nicht recht- itig ausgeübt, in Frankreich oder der Lombardei nach einem römischen Könige mschau halten, ruhig und ohne Umschweise seinen Wunsch gestand, daß der apst längst so gehandelt hätte; für diesen Fall erklärte er gern, auf seine beiden Zahlstimmen zu verzichten und der Curie für sich und seine Erben hierüber ne öffentliche Urkunde auszustellen. Unverblümter hat sich der Mangel eines ationalen Sinnes und das eigennützige Streben der Fürsten kein mächtiges Ober- aupt über sich aufkommen zu lassen, wol nie ausgesprochen als in diesen von lbert Beham selbst der Nachwelt überlieferten Worten. Indessen hatte der nmüthige Widerstand des baierischen Clerus gegen den päpstlichen Sendling och nicht verfehlt, beim Herzoge ein gewisses Schwanken hervorzurufen, das auf en Landtagen des Jahres 1240 zu Straubing und München Ausdruck fand. Kriegsdrohungen König Konrad's und des Freisinger Bischofs veranlaßten ihn ann zur Annäherung an den letzteren und an den Bischof von Regensburg, ndlich aber zwang ihn der Einbruch der Mongolen zu engem Anschluß an eine Nachbarn und, um diesen zu erkaufen, zur Preisgebung des päpstlichen Legaten. Er entzog Albrecht seinen Schutz und verwies ihm den Aufenthalt auf seinen Burgen. Ein gänzlicher Umschwung in seiner Politik ward entschieden, als der Kaiser, der durch Briefe und Gesandte mit ihm in Verbindung trat, eine Verlobung des Königs Konrad mit einer zweiten Tochter Otto's in Aus- sicht stellte. Trotz der Gegenbemühungen und Drohungen eines päpstlichen Le- gaten und wiewol O. noch im letzten Augenblicke schwankte und sogar bei dem vertriebenen Passauer Erzdiakon sich Rath erholte, kam das Verlöbniß und am 1. Sept. 1246 die Ehe zwischen Konrad und Elisabeth von Baiern zustande, eine Verbindung, die sofort für O. die päpstliche Excommunication, für seine Lande das Interdict nach sich zog. Die Erhebung des dem Wittelsbacher nicht genehmen Landgrafen Heinrich Raspe zum Gegenkönige und das drohende Umsichgreifen der böhmischen Macht nach dem Tode des letzten Babenbergers werden mitge- wirkt haben, den Herzog in seinem folgenschweren Entschlusse zu bestärken. Mit dem Babenberger war vorher aufs neue Krieg entbrannt, da dieser (1244) das mit einer Tochter Otto's geknüpfte Eheverlöbniß gebrochen hatte; die Feind- seligkeiten blieben aber, wie es scheint, auf Kämpfe um den Besitz der Burg Obernberg bei Passau beschränkt. Für die territoriale Entwicklung Baierns ist O. nicht nur als Erbe der Pfalz bedeutungsvoll, sondern auch wegen der großen

Fortschritte, welche die Abrundung und Vergrößerung des unmittelbaren herzoglichen Hoheitsgebietes unter ihm und durch ihn gemacht hat: eine ganze Reihe von baierischen Grafschaften und Herrschaften ist theils auf friedlichem Wege der Erbschaft, theils aber nicht ohne harten Kampf diesem Herzoge zugefallen. Der Tod des letzten Grafen von Vallei verschaffte O. 1238 die Güter dieser scheirischen Seitenlinie, der Tod des letzten Grafen von Bogen 1242 die Grafschaft Bogen. Hier war ein Waffengang vorausgegangen; in Verbindung mit dem Passauer Bischof hatte O. im Sommer 1241 die Grafen Albert von Bogen und Heinrich von Ortenburg bekriegt, Vilshofen und den Natternberg eingenommen. Dann folgte der Anfall der Herrschaft oder kleinen Grafschaft Deggendorf und 1247 der Grafschaft Wasserburg und, wie es scheint, auch des vom Wasserburger eingezogenen Erbes des Grafen Siboto von Neuenburg und Hademarsberg. Graf Konrad von Wasserburg war früher dem Herzoge sehr nahe gestanden. Dem Papste willfährig, hatte er dann das Kreuz gegen ihn genommen, aber von O. in seinen eigenen Besitzungen angegriffen, verlor er Wasserburg und sein ganzes Gebiet. Auch von den Gütern des Pfalzgrafen Rapoto III. von Ortenburg fielen einige (1248) an O. Mit dem Herzoge Otto VIII. von Meranien, dem letzten des mächtigen Hauses Andechs, führte O. seit 1238 wiederholte Kämpfe, vornehmlich um den Besitz der Grafschaften Neuburg am Inn und Schärding. Zuletzt gewann der Wittelsbacher sowol die Oberhand im Felde als durch Verleihung des Kaisers einen Rechtstitel für die beiden streitigen Grafschaften. Aber auch außer diesen war, als der Meranier am 19. Juni 1248 starb, der größte Theil von den reichen baierischen Besitzungen des Hauses Andechs durch Eroberung in Otto's Hände gefallen. In der zweiten Hälfte des Jahres 1248 ernannte der Kaiser O. zum Reichsverweser in Oesterreich, worauf Papst Innocenz den Kirchenbann gegen den Baiern erneuerte. O. hat in Oesterreich keine große Thätigkeit entfaltet und sich wenig Geltung erworben. Brachte er auch auf einem Feldzuge bis an die Enns einige Ministerialen zum Gehorsam, so kümmerte sich doch niemand mehr um ihn, sowie er den Rücken gewendet hatte, und in schrecklicher Weise nahmen in dem thatsächlich herrenlosen Lande Zuchtlosigkeit und Unsicherheit überhand. Sonst war es nicht Otto's Art, den Schirm des Landfriedens zu vernachlässigen; es wird erzählt, daß er 1234 eine Anzahl Geächteter, die im Kloster Formbach Zuflucht gesucht hatten, unbeirrt durch die Weihe des Ortes, überfiel und mit Galgen und Schwert das Urtheil an ihnen vollziehen ließ. Unsere Quellen sind zu dürftig, um uns die Gründe seiner zurückhaltenden Unthätigkeit in Oesterreich durchschauen zu lassen; die heimischen Wirren mit den Bischöfen dürften dabei mitgespielt haben. Räthselhaft bleibt, warum der Herzog einem päpstlichen Günstlinge, der allerdings sein Verwandter war, dem Markgrafen Hermann von Baden, zur Vermählung mit der babenbergischen Wittwe Gertrud und zum Einzuge in Oesterreich seine Unterstützung lieh. Als der Badener starb (1250), ließ O. seinen Sohn Ludwig mit einem mäßig starken Heere wieder gegen die österreichischen Ministerialen ziehen. Mehr durch Geldversprechungen als Waffengewalt erreichte dieser, daß wenigstens ein Theil der Herren das wittelsbachische Regiment unter kaiserlicher Oberhoheit anerkannte. Als aber im Herbst 1251 Ottokar von Böhmen in Oesterreich einrückte, fiel das ganze Land ohne Schwierigkeit diesem klugen und energischen Fürsten zu. Dagegen eröffneten sich den Wittelsbachern nun in Steiermark günstige Aussichten. Die dortige gibellinische Partei gedachte die Herrschaft Otto's zweitem Sohne Heinrich zuzuwenden und im Herbst 1253 setzte sich O. selbst in Bewegung, um seinem Sohne den Weg zu seinem ungarischen Schwiegervater zu bahnen, der in Oesterreich und Mähren eingerückt war. Schon in Oberösterreich aber stieß O. auf einen Widerstand, der ihn zur Um-

lehr nöthigte. Mittlerweile hatten die Kämpfe gegen den baierischen Episcopat, der größtentheils auf die päpstliche Seite übergetreten war und O. auf eine Synode zu Mühldorf vorgeladen hatte, nicht geruht. 1250 hatte der Herzog ein starkes Heer gegen Bischof Albert von Regensburg geführt und diesen zur Räumung seiner Hauptstadt gezwungen. Mit gleichem Glücke kriegte er gegen den Administrator Berthold von Passau und dessen Bruder, den Grafen Gebhard von Sigmaringen. Seit die Ehe seiner Tochter O. mit Banden der Verwandtschaft und des Vortheils an das staufische Haus knüpfte, behauptete er als Hort und Halt der gibellinischen Partei in Deutschland endlich eine über die früheren Schwankungen erhabene Stellung. König Konrad rühmt von ihm, daß er mit wahrhaft väterlicher Zärtlichkeit ihn liebte, wie ein Vater seine Pflicht an ihm erfüllte und auf seine Entschlüsse gewichtigen Einfluß übte. Als er (im Oct. 1251) nach Italien aufbrach, ernannte er seinen Schwiegervater auf dem Augsburger Hoftage zu seinem Stellvertreter und ließ seine Gemahlin Agnes unter des Vaters Schutz in Baiern zurück. Wol ließ es die päpstliche Partei nicht an Anstrengungen fehlen, O. wieder auf ihre Seite zu bringen; bald ward das Traumgesicht eines Bauern, bald die Beredsamkeit des Bruders Berthold von Regensburg zu diesem Zwecke aufgeboten. Eben als dieser berühmte Prediger bei ihm weilte, im fröhlichen Kreise seiner Familie und seines Hofgesindes, starb O. eines plötzlichen Todes. Seiner Leiche ward erst zwölf Jahre später auf Ansuchen der Wittwe und der Söhne ein kirchliches Begräbniß gewährt, wobei Papst Clemens erklärte, der Herzog habe sterbend unverkennbare Zeichen der Reue gegeben. In O. stellt sich der Typus jener deutschen Fürsten dar, die unter der unseligen Regierung Friedrich's II., nicht ohne dessen schwere Mitschuld, von ehrgeiziger Vergrößerungssucht beherrscht, mehr auf den Ruin als auf die Macht und Erhaltung des Reiches hinarbeiteten. Seine glückliche Heirath hatte dem Hause Wittelsbach eine erhöhte Machtstellung gewonnen und so blieb auch in der Folge Heirathen durchzusetzen oder abzuwenden immer Hauptziel oder Hauptmittel seiner Politik. Sein Verhältniß zu den Staufern ward durch die Erfolge in dieser Richtung bestimmt; für ihn wie geraume Zeit für seine Nachfolger war eine Verschwägerung mit dem regierenden königlichen Hause die Vorbedingung der Reichstreue.

Böhmer, Wittelsbach. Regesten. — Riezler, Gesch. Baierns, II.

Riezler.

Otto III., Herzog von Niederbaiern, König von Ungarn, als Sohn H. Heinrich's XIII. von Niederbaiern und der Elisabeth von Ungarn (angeblich 11. Februar 1261) geboren, regierte in Niederbaiern von 1290 bis zu seinem Tode (9. Sept. 1312). Nach einer Bestimmung seines Vaters fiel ihm die ersten vier Jahre die Alleinregierung zu; seine jüngeren Brüder, wiewol schon vorher volljährig, traten erst im Sommer 1294 als Mitregenten ein. Im Beginn seiner Regierung drohte ein Krieg mit dem vom Papst Nicolaus neu ernannten Erzbischofe Konrad von Salzburg. Das Domcapitel hatte Otto's Bruder Stephan gewählt, und um diesem das Stift zu verschaffen, verbündete sich O. (27. Febr. 1291) mit Propst, Capitel und Ministerialen von Salzburg. Bald aber zogen er und Erzbischof Konrad vor, ihre Kräfte gemeinsam gegen Oesterreich zu wenden und schlossen am 14. October unter Vermittlung des Bischofs Heinrich von Regensburg Frieden. O. hatte sich in Wien im Januar 1279 mit Katharina, Tochter des Königs Rudolf I., vermählt, die nach wenigen Jahren ihren zwei einzigen Kindern im Tode folgte, so daß seine verwandtschaftlichen Bande mit Habsburg wieder gänzlich gelöst waren. Wegen Katharinen's Mitgift war schon damals zwischen den Nachbarn Krieg ausgebrochen und es scheint, daß die Bedingungen des Friedensvertrages, der diesen beendete,

O. nicht befriedigten. Als nun der steierische Adel gegen Herzog Albrecht von Oesterreich sich erhob — nach einem Berichte soll er sogar dem Herzoge O. als seinem Herrn gehuldigt haben — brach O. im Verein mit Erzbischof Konrad vor Lichtmeß 1292 trotz grimmiger Winterskälte über Rottenmann in Steiermark ein, aber Albrecht's unerwarteter Uebergang über den Semmering zwang ihn zu einem nicht ohne namhafte Verluste ausgeführten Rückzuge. Im Spätherbst und Winter belagerte O. vier Monate lang die Burg Neuburg am Inn, die ihm für die Mitgift seiner Gemahlin verpfändet, nach dem Schiedspruche von 1283 aber an Oesterreich zurückgestellt worden war. Der Friede von Linz (25. Mai 1293) stellte zwischen Baiern und Oesterreich den Besitzstand vor dem Kriege, keineswegs aber ein freundnachbarliches Verhältniß her; vielmehr zieht sich die Feindschaft gegen Oesterreich mit geringen Unterbrechungen wie ein rother Faden durch Otto's ganze Regierung. Auf das Hilfsgesuch seines Salzburger Verbündeten führte er 1296 wieder eine Truppenmacht, dabei 600 Panzerreiter, nach der Steiermark und diesmal mit besserem militärischem Erfolge. Albrecht wurde gezwungen sich von Radstadt, dessen Belagerung er begonnen hatte, zurückzuziehen. In dem Frieden zu Passau (27. Febr. 1298) verstand sich der Habsburger zur Zahlung einer Abfindungssumme von 2000 Mark an O., ein ungenügender Ersatz für die Kosten der langwierigen Kriegsführung. Als der Kampf zwischen Habsburg und Nassau um die deutsche Krone entbrannte, verdankte es Albrecht wahrscheinlich dem Passauer Frieden, daß O., der sich eng an König Adolf angeschlossen hatte, ihm den Durchzug durch Niederbaiern nicht verwehrte. O. führte seine Streitmacht dem Könige Adolf zuhilfe an den Rhein. Unterwegs am 17. April 1298 von Graf Albert von Hohenberg, einem eifrigen habsburgischen Parteigänger, bei Oberndorf am Neckar überfallen, erwarb er sich großes Ansehen durch einen glänzenden Sieg; der Graf von Hohenberg selbst und mehrere Hundert seiner Leute blieben auf dem Platze. In der Entscheidungsschlacht bei Göllheim aber, wo die Baiern im Heere des Nassauers das erste Treffen bildeten, konnte O. die Niederlage nicht abwenden und trug selbst drei schwere Wunden davon. Diese unglückliche Schlacht und Adolf's Fall zwangen ihn, seinen alten habsburgischen Gegner als König anzuerkennen. Die Versöhnung zwischen beiden Fürsten soll auf dem Hoftage zu Ulm im Februar 1300 erfolgt sein. Im Sommer 1301 unterstützte O. den König im Kriege gegen den Erzbischof von Mainz; er nahm an der Belagerung Bingens theil und trug nach dessen Uebergabe viel dazu bei, den Vertheidigern milde Behandlung zu erwirken. Dem Könige Wenzel II. von Böhmen hatte O. im Sommer 1300 eine kleine Kriegshilfe zuzuführen versprochen, wofür er eine Anweisung auf 5000 Mark empfing. 1302 und 1304 aber schloß er mit König Albrecht's Söhnen, den österreichischen Herzogen Rudolf und Friedrich, Bündnisse gegen Wenzel und im Herbst 1304 zog er mit Albrecht gegen ihn zu Felde; er soll es gewesen sein, der dem Könige damals den Sturm auf das wohlbesetzte Kuttenberg widerrieth. Im kommenden Winter aber vollzogen die niederbaierischen Herzoge, von den Oesterreichern für ihre Kriegsleistungen nicht entschädigt und von König Wenzel durch glänzende Anerbietungen gewonnen, wiederum einen Parteiwechsel und traten auf die böhmische Seite über. O. empfing von Wenzel mehrere tausend Mark, die Bestallung als sein oberster Kriegshauptmann und wahrscheinlich den Verzicht auf seine ungarischen Ansprüche. Schon vor einigen Jahren, als nach dem söhnelosen Tode des letzten Arpaden, Königs Andreas, ungarische Große den niederbaierischen Herzogen, von mütterlicher Seite Enkeln König Bela's IV. von Ungarn, die Kön[illegible]rone ihres Reiches anboten, war die verführerische Lockung der ungarischen [illegible]. nahe getreten. Damals hatten die Niederbaiern abgelehnt, worauf

sich die Ungarn an König Wenzel von Böhmen gewendet und dieser für seinen Sohn angenommen hatte. Nun aber verzichtete der jüngere Wenzel zu Otto's Gunsten, während gleichzeitig aus Ungarn Nachrichten einliefen, daß der vom Papste aufgedrungene Gegenkönig Karl Robert von Anjou von Tag zu Tag an Ansehen verliere. Von einer starken ungarischen Partei gerufen, im Besitz der Krone, die ihm der junge Wenzel abgetreten hatte und die nach den Anschauungen der Zeit schon ein gewisses Uebergewicht verlieh, reiste denn O. im September 1305 auf Umwegen und als Kaufmann verkleidet nach Ungarn. Als die Reisenden bei Fischamend über die Donau fahren wollten, bemerkten sie, daß sie das kostbarste Stück ihres Gepäcks, die Krone, verloren hatten. Einer von Otto's Begleitern kehrte um und war so glücklich, sie in einem Sumpfe, in den sie aus dem Wagen herabgefallen war, wieder zu finden. Am 6. December 1305 ward O. unter dem Namen Bela V. zu Stuhlweissenburg gekrönt. Seine Lage schien sich anfangs nicht ungünstig zu gestalten: die Eifersucht der Habsburger wurde durch einen Versuch, den dieselben damals auf Böhmen machten, abgelenkt, Karl Robert mit seinem Anhange von O. nach Dalmatien zurückgedrängt. Bald aber zeigte sich, daß die mächtigen ungarischen Großen O. theils gar nicht, theils nur soweit, als ihnen gefiel, gehorchen wollten, und daß seine Macht nicht ausreichte, diesen widerspenstigen Adel zu unterwerfen. Als um Georgi 1307 Otto's baierische Begleiter, vom Nationalhaß der Ungarn vertrieben, in die Heimat zurückkehrten, konnten sie über die Lage ihres Herrn wenig Gutes berichten. Eben damals aber war durch Verrath schon ein jähes Ende über diese Fremdherrschaft hereingebrochen. In Siebenbürgen hatte der Vajda Ladislaus Apor die Macht an sich gerissen. Diesen suchte O. durch persönliches Entgegenkommen zu gewinnen und nachdem er seine Huldigung erlangt hatte, hielt er um die Hand seiner Tochter an. Seine Hochzeit zu feiern, reiste er im Frühling 1307 zum zweiten Male nach Siebenbürgen; da nahm ihn der Fürst, dessen Schwiegersohn er werden wollte, verrätherisch fest und hielt ihn auf dem Schlosse Weissenburg gefangen. Es wird behauptet und klingt nicht unwahrscheinlich, daß ihn König Albrecht bestochen habe. Mit Hilfe Emerich Zerény's gelang O. die Flucht und nach abenteuerlichen Schicksalen — eine Zeit lang befand er sich im Gewahrsam des russischen Großfürsten — gelangte er im Februar 1308 in die Heimath zurück, bitter enttäuscht gleich anderen Wittelsbachern, die später fremde Kronen annahmen, aber als Bräutigam: unterwegs hatte er sich in Schlesien mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Heinrich von Glogau verlobt. Am 18. Mai 1309 feierte er zu Straubing seine Hochzeit. Gleich nach seiner Rückkehr hatte er den Krieg gegen Oesterreich wieder aufgenommen, einen gegen Herzog Friedrich in dessen eigenem Lande ausgebrochenen Aufstand unterstützt und nach mehr als dreimonatlicher Belagerung im Februar 1310 die Burg Neuburg, nachdem die Mauern durch Untergrabung zum Sturz gebracht waren, endlich in seine Gewalt gebracht, während ein Angriff auf die Burg Wernstein scheiterte. Im November schlugen die niederbaierischen Herzoge Friedrichs Heer am Inn in die Flucht und machten reiche Beute. Ein edler Zug wird hier von O. überliefert: als eine Schaar österreichischer Adeliger, die auf dem Inn zu Schiff entfliehen wollten, von baierischen Bogenschützen vom Ufer her bedroht, vor sich nur Tod oder Gefangenschaft sehend, sich flehend an den Herzog wandte, der zu Pferd am Ufer hielt, antwortete er: „Wer seinem Herrn treu dient, ist werth auch von anderen geehrt zu werden", und gewährte den Bedrängten freien Abzug. Der Friede von Salzburg (2. Febr. 1311) ließ Schärding in baierischen, Wernstein und Neuburg in österreichischen Händen. Im Frühjahr 1311 betheiligte sich O. dann an der großen Friedensversammlung zu Passau. Neben und zwischen den österreichischen Kriegen hatte sich O. auch auf andere Waffen-

unternehmungen eingelassen, 1294 auf eine Fehde mit dem Grafen Albrecht von Hals, 1297 auf eine Heerfahrt nach Flandern und Krieg mit der Stadt Regensburg. Zudem waren die Kosten für drei Hofhaltungen nebeneinander aufzubringen. O. wie seine Brüder befanden sich daher in der Regel in drückender Geldnoth, die sich besonders mißlich fühlbar machte, als die Herzoge im Frühjahr 1295 wegen Schulden in Regensburg Einlager halten, d. h. Zwangsaufenthalt nehmen mußten. Die auf Einschränkungen abzielenden Hofordnungen von 1293 und 1294, die Verpfändung mehrerer Gerichte an das Bisthum Regensburg, der Verkauf des Gasteiner Ländchens an Salzburg (1297), wol auch die Vermiethung von Truppen an den Böhmenkönig, waren Folgen dieser unaufhörlichen Geldverlegenheiten. Als dann später gar die ungarische Unternehmung die finanzielle Zerrüttung vollendete, sah sich der Herzog genöthigt, durch ein wichtiges politisches Zugeständniß von den Ständen seines Landes die Bewilligung einer außerordentlich hohen Nothsteuer zu erlangen. Durch die sogenannte Ottonische oder Große Handfeste vom 15. Juni 1311, eine Urkunde, welche für Niederbaiern den wichtigsten Schritt in der Entwicklung des landständischen Wesens bezeichnet, opferte der Herzog, um von seinen Unterthanen eine einmalige, aber ergiebige Geldhilfe zu erlangen, die Quelle einer regelmäßig wiederkehrenden Einnahme, indem er seinen Ständen, Adel, Geistlichkeit und Städten, die niedere Gerichtsbarkeit und dem Clerus überdies die Testirfreiheit bewilligte. Zugleich schlossen damals die Stände eine vom Herzoge selbst als rechtsbeständig anerkannte Eidgenossenschaft zu gegenseitiger Hilfe gegen jeden Rechtsbruch des Herzogs und seiner Beamten. O. starb zu Landshut am 9. Sept. 1312, nachdem er auf dem Sterbebette seiner Bürgerschaft von Landshut und Straubing auf die Seele gebunden hatte, daß Ludwig von Oberbaiern, der spätere römische König, die Vormundschaft über die von ihm und seinem Bruder Stephan hinterlassenen unmündigen Söhne führen sollte. Merkwürdig ist, daß er erst im Juni 1300 zugleich mit seinem Bruder Stephan und mit 170 Rittern zu Landshut vom Erzbischofe Konrad von Salzburg den Ritterschlag empfangen hat.

Böhmer, Wittelsbach. Regesten. — Lorenz, deutsche Gesch. II. — Feßler-Klein, Gesch. v. Ungarn, 2. Aufl., Bd. II. — Riezler, Gesch. Baierns, II.

Riezler.

Otto (der Heilige), geboren wohl um das Jahr 1063, Bischof von Bamberg 1102—1139. Otto's Eltern hießen Otto und Adelheid, aus einem freien, aber nicht sehr begüterten Geschlecht, das in Schwaben ansässig war, dessen Name jedoch bis jetzt nicht mit Sicherheit festgestellt ist. Während der ältere Bruder Friedrich das Geschlecht weiter führen sollte, wurde O. für die geistliche Laufbahn bestimmt. Er verlor seine Eltern frühzeitig und begab sich nach Polen. Einer seiner Biographen, Ebo I, 1, berichtet, daß O. als Capellan der Judith, der Schwester des Kaisers Heinrich IV., die nach dem Jahre 1087 den Herzog Wladislaw von Polen heirathete, dorthin gekommen; es scheint jedoch, daß er bereits früher in diesem Lande sich niedergelassen hatte, sich durch Unterricht der Jugend den Lebensunterhalt gewann und mit dem Herzog Wladislaw bekannt wurde, der dann seine Dienste bei der Werbung um Judith in Anspruch nahm. Später, vielleicht nach dem Tode der Herzogin, kehrte O. nach Deutschland zurück, wo er als Güterverwalter eines Nonnenklosters zu Regensburg eine Stellung fand. Aus dieser trat er in den Dienst des Kaisers Heinrich IV., der den kenntnißreichen und umsichtigen Geistlichen zu schätzen wußte. Er übertrug ihm die Oberaufsicht bei dem Dombau zu Speier und berief ihn sogar in seine Kanzlei. Indeß sind keine von O. signirte Urkunden des Kaisers vorhanden. O. stand sehr hoch in der Gunst Heinrich IV., der ihm nacheinander die Bisthümer Augsburg und Halberstadt, jedoch vergeblich, anbot. Als aber durch den am 11. Juni

1102 erfolgten Tod Ruperts das Bisthum Bamberg erledigt war, drang der Kaiser darauf, daß O. diese Würde annehme, die er dann auch vom 21. Dec. 1102 bis zu seinem Tode am 30. Juni 1139 innehatte. Obwohl O. in Diensten des Kaisers stand, war er in kirchlicher Richtung Gregorianer, und demgemäß erklärte er bei der Uebernahme des Pontificats, daß er seine Weihe nicht von schismatischen Bischöfen empfangen wolle, sondern nur vom Papste selbst, ohne dessen Einwilligung er das Amt auch nicht behalten würde. Aus diesem Grunde verzögerte sich seine Consecration, die erst am 13. Mai 1106 erfolgte. Inzwischen hatten sich die politischen Verhältnisse in Deutschland geändert; des Kaisers Sohn, Heinrich V., hatte sich gegen seinen Vater empört, und auch O. war auf die Seite des verrätherischen Sohnes getreten, da er sich doch dem Vater zu Dank verpflichtet fühlen mußte. Obwohl diese Handlungsweise im Sinne der Zeit nicht unentschuldbar ist, bildet sie doch einen dunklen Punkt in der lichten Laufbahn des Bischofs. Während der Regierung Heinrichs V. bemühte er sich eifrig um die Herstellung des Friedens zwischen Papst und Kaiser. Zu diesem Zwecke nahm er an einer Gesandtschaft des Letzteren an Paschalis II. 1107 thätigen Antheil, ebenso kam unter seiner Mitwirkung zwischen beiden Mächten ein Vertrag zu Würzburg 1121 zu Stande. Einer friedlichen Politik ist er auch später unter Lothar getreu geblieben. Vor allen Dingen jedoch widmete er seine volle Kraft der Hebung seines Bisthums, welches unter seinen Vorgängern sehr herabgekommen war. Den durch eine Feuersbrunst verwüsteten Dom stellte er in größerer Pracht wieder her, ebenso die verfallenen Klostergebäude auf dem Michelsberg bei Bamberg. An vierzehn Orten des Bisthums erbaute er neue Kirchen. Seine Vorliebe für das Mönchsleben veranlaßte ihn, fünfzehn neue Klöster zu gründen. Trotz der beträchtlichen Summen, die von den Bauten und Stiftungen verzehrt wurden, gelang es O. dennoch, das Bisthum Bamberg zu erhöhter Blüthe zu bringen, ohne daß die Bewohner sich bedrückt fühlten. Schon als junger Mann in Polen verstand er, das erworbene Geld zu sparen. Trotzdem er selbst mehr den praktischen Geschäften zuneigte, förderte er doch den Betrieb der Studien unter seiner Geistlichkeit. Ekkehard, der Verfasser der großen Weltchronik (Bd. V, S. 793), wurde von ihm als Abt von Aura eingesetzt. Seinen höchsten Ruhm hat jedoch O. durch seine Thätigkeit als Apostel der Pommern erworben. Mehrere Versuche, dies heidnische Volk zum Christenthum zu bekehren, waren gescheitert, als sich im Jahre 1123 der Herzog Boleslaw von Polen an O. wandte, damit dieser die Mission an der Ostsee übernehme. Nachdem der Bischof die Erlaubniß des Papstes eingeholt und auch die Billigung des Kaisers erlangt hatte, brach er Ende April 1124 von Bamberg auf und zog über Prag, Breslau und Posen zunächst nach Gnesen, wo er vom Herzog Boleslaw mit hohen Ehren aufgenommen wurde. Seine Vorräthe wurden hier vermehrt, Wagen und Pferde geliefert und ein vornehmer Pole, der Graf Paulitius von Zantok übernahm mit zahlreicher Mannschaft die Führung und den Schutz der Missionäre. Mit zwanzig Geistlichen erschien O. in Pommern. Während die bisherigen Bekehrer arme Büßer gewesen waren, trat O. in dem Glanz des kirchlichen Pompes auf, eine große Menge von kunstvollen Erzeugnissen der deutschen Industrie brachte er mit, um diese als Geschenke an die Bekehrten zu vertheilen. Durch reiche Gaben gewann er sich sofort den Herzog der Pommern, Wratislaw, der überdies eine Christin zur Frau hatte. In Pyritz, dem ersten größeren Ort Pommerns, wo O. predigte und wo er später von Friedrich Wilhelm III. durch ein Denkmal geehrt worden ist, erlangte er unerwarteten Erfolg, sodaß während der kurzen Zeit seines Aufenthalts mehrere Hunderte die Taufe empfingen. Ebenso günstige Aufnahme fand das Christenthum zu Kamin, wo O. am 24. Juni 1124 eintraf. Dagegen wurde ihm zu Wollin roher Wider-

stand entgegengesetzt, der erst nachließ, als es ihm gelungen war, in Stettin die Götzentempel, besonders den des Triglaw, niederzureißen und den Grund zu christlichen Kirchen zu legen. Nach der Bekehrung Stettins fand er in Wollin gleichfalls zuvorkommende Aufnahme und ersah diesen Ort als den Sitz eines künftigen pommerschen Bischofs. Nachdem er noch Kolberg und Belgard besucht und alsdann wieder nach Wollin gegangen war, trat er von dort am 2. Februar 1125 die Rückreise über Pyritz, Gnesen und Prag an und gelangte am 29. März desselben Jahres wiederum nach Bamberg. Man rechnete, daß auf dieser Reise 22,166 Heiden die Taufe empfangen hätten, daß in acht Städten ebensoviele Gemeinden und elf Kirchen gestiftet wären. Diesen überraschenden Erfolg hatte O. außer der Unterstützung des Polenherzogs vor allem seiner Persönlichkeit zu danken. O. war kein Zelot; seine edle Gesinnung, die sich in Werken der Barmherzigkeit gegen Gefangene, in Wohlthätigkeit gegen Arme, in Freigebigkeit gegen Unbemittelte zeigte, erweckte ihm auch unter den Slaven aufrichtige Freunde. Indeß war es naturgemäß, daß das Heidenthum in Pommern nicht auf den ersten Schlag erlag. Die heidnischen Priester suchten nach Otto's Abreise den Glauben an den deutschen Gott zu erschüttern, die verborgenen Götzenbilder wurden wieder an's Licht gebracht, in Stettin wurde der heidnische neben dem Christen-Gott verehrt. Die von O. zurückgelassenen Geistlichen vermochten nicht, der Restauration des Heidenthums erfolgreichen Widerstand zu leisten, trotzdem Herzog Wratislaw dem Christenthum treu blieb. O., der von allen Vorgängen in Pommern durch fortlaufende Correspondenz unterrichtet war, erkannte, daß sein Werk in Gefahr stand, unterzugehen, und beschloß trotz seines hohen Alters — er war inzwischen wenigstens 65 Jahre alt geworden — einen zweiten Bekehrungszug nach Pommern zu unternehmen. Mit Umsicht wurden die Vorbereitungen getroffen, großartige Vorräthe angesammelt, und am 19. April 1128 verließ O. seinen Bischofssitz aufs neue. Diesmal wählte er einen andern Weg; Böhmen und Polen wurde nicht berührt, über Merseburg, wo er mit König Lothar, der die Mission unter den Slaven selbst eifrig als Herzog von Sachsen betrieben hatte und sie auch fernerhin begünstigte, eine Zusammenkunft hatte, ging O. nach Halle. Von hier bis Havelberg benutzte der Bischof für seine Vorräthe die Wasserstraße. In Magdeburg traf er mit dem Erzbischof Norbert zusammen, der Otto's Erfolge nicht ohne Eifersucht betrachtete, da seine eigenen Bemühungen für die Christianisirung der Slaven östlich der Elbe völlig mißglückt waren. Von Havelberg ab wurde wieder der Landweg eingeschlagen. Durch das Gebiet am Müritzsee gelangte O. mit seiner Begleitung unangefochten in der vorletzten Woche des Mai 1128 nach Demmin, wo er der Verabredung gemäß mit dem Herzog Wratislaw zusammentraf. Der Bischof, der für diese Reise besonders den von ihm noch nicht besuchten westlichen Theil von Pommern in's Auge gefaßt hatte, wählte Usedom als sein Hauptquartier. Dorthin war für den 10. Juni eine Versammlung der pommerschen Edlen berufen, die trotz des Widerspruchs der heidnischen Priester den Beschluß faßten, den Götzendienst überall abzuschaffen und das Christenthum einzuführen. O. selbst vollzog an ihnen alsdann die Taufe. Da nunmehr Aussicht auf eine völlige Bekehrung der Pommern vorhanden war, schickte O. Geistliche in verschiedene Ortschaften, während er selbst zunächst nach Wolgast ging, wo er eine Woche verweilte und eine Gemeinde begründete. Von dort begab er sich nach Gützkow, wo ebenfalls die Götzenbilder vernichtet wurden und das Kreuz an ihre Stelle trat. Später besuchte er Stettin, wo er einen Umschwung zu Gunsten des Christenthums herbeiführte. Auch versäumte er nicht, sich abermals in Wollin und Kamin zu zeigen und überall mit demselben Erfolge. Das Heidenthum wich vor seiner Wirksamkeit dem Christenthum. Er hatte die Absicht, die Bekehrung der Bewohner von Rügen zu unternehmen,

gab sie aber auf, da der Bischof von Lund, zu dessen Diöcese die Insel gerechnet wurde, Schwierigkeiten erhob, als O. die Erlaubniß zum Predigen nachsuchte. Eine Botschaft des Königs Lothar, der seine Anwesenheit im Reiche wünschte, trug dazu bei, seine Rückreise zu beschleunigen. Ueber Gnesen, wo ihn der Herzog Boleslaw mit hohen Ehren acht Tage bewirthete, ging er nach Deutschland und traf am 20. December 1128 wieder in Bamberg ein. Seitdem hat das Christenthum festen Fuß in Pommern gefaßt und das Heidenthum verschwand allmählich völlig. Mit den in diesem Lande gegründeten Kirchen blieb O. in steter Verbindung. Seinen Wunsch aber, selbst noch einen Bischof von Wollin zu weihen, konnte er wegen der schwierigen Verhandlungen mit den Diöcesen Magdeburg, Gnesen und Lund, welche alle drei die Oberhoheit über das neue Bisthum beanspruchten, nicht zur Ausführung bringen. Von den politischen Zwistigkeiten im Reiche hat sich O. zu allen Zeiten möglichst fern gehalten. Immer war sein Auftreten vorsichtig, er suchte mit Papst und Kaiser zugleich in gutem Einvernehmen zu bleiben. Dies Verhalten führte allerdings dazu, daß er bisweilen von beiden Parteien beargwöhnt wurde, daß er sogar in die Gefahr gerieth, kirchlicherseits von seinem Amt suspendirt zu werden. Doch kam es nie zu einem ernsthaften Zerwürfniß mit ihm. Beim Ausbruch des Schisma 1130 suchte er sich der Entscheidung, ob Anaclet oder Innocenz der rechtmäßige Papst wäre, zu entziehen. An der Synode zu Würzburg 1130, in der der letztere Anerkennung erlangte, nahm er nicht Theil. Seine weitere Thätigkeit blieb auch hinfort vornehmlich seinem Bisthum geweiht. Den Römerzügen Lothars blieb er ebenso fern wie den politischen Umtrieben nach dessen Tod. Allgemeine Liebe und Achtung genoß er im gesammten Reiche. In schwierigen Streitfragen, wie z. B. in des Bischofs Meginhard von Prag, wurde seine Vermittlung angerufen. Am 30. Juni 1139 starb er zu Bamberg und wurde in der Michaelskirche beigesetzt. Unter Papst Clemens III. wurde er 1189 als Heiliger proclamirt. — Die Litteratur über Otto von Bamberg ist äußerst reichhaltig. Als gleichzeitige Quellen können drei Biographien betrachtet werden: Vita monachi Prüfingensis (Mon. Germ. Script. XII, 883—903), Vita Ebbonis Jaffé Mon. Bambg. 580—692, Herbordi Dialogus ibid. S. 693—835; außerdem zahlreiche zerstreute Nachrichten bei den Chronisten des 12. Jahrhunderts. Von neuen Darstellungen sind hervorzuheben: L. Giesebrecht, Wend. Gesch. II, 219—362, W. v. Giesebrecht, Kaiserzeit Bd. III u. IV, Bernhardi, Lothar v. Supplinburg, S. 153 ff., Bernhardi, Konrad III., Sulzbeck, Leben des heiligen Otto (Regensburg 1865), W. Volkmann, Diss. de Ottone I ep. Bambg., W. Volkmann, Otto's erste Reise nach Pommern (Programm v. Rastenburg 1862), L. Hoffmann, Otto I. ep. Babenbg. (Halle 1869), G. Haag, älteste Lebensbeschreibung Otto's von Bamberg. (Diss. Halle 1874).

Wilhelm Bernhardi.

Otto, Bischof von Basel, war ein Sohn des Freiherrn Jakob v. Grandson (am Neuenburgersee) und Neffe Heinrichs, Bischofs von Verdun († 1286). Nachdem er im Dienste König Eduards I. von England die Waffen getragen und auch als dessen Gesandter den französischen Hof besucht hatte, trat er 1303 in den geistlichen Stand und wurde 1306 Bischof von Toul. Als weltlicher Herr dieser Stadt bemühte er sich, das Münzwesen zu regeln, sowie auch zwischen seinen mächtigen Nachbarn, dem Herzog von Lothringen und dem Grafen von Bar, den Frieden zu vermitteln. Nur zu bald jedoch gerieth er selber mit seinen Unterthanen in ernstliche Zerwürfnisse, und es kam zu einer blutigen Fehde zwischen ihm und den verbündeten Städten Toul, Metz und Verdun. Mit Hilfe Herzog Theobalds II. von Lothringen besiegte er zwar die Aufständi-

schen in zwei Treffen und zwang sie zur Unterwerfung; aber dennoch sah er voraus, daß er auf die Dauer seine Herrschaft nicht werde behaupten können. Auf die Verwendung seiner Verwandten hin erlangte er daher vom päpstlichen Stuhl in Avignon seine Ernennung zum Bischof von Basel, als Nachfolger Peters von Aspelt, welchen Clemens V. 1306 zum Erzbischof von Mainz befördert hatte. O., noch jung an Jahren und von feuriger und ungestümer Gemüthsart, war seinem ganzen Wesen nach Franzose und verstand von deutscher Sprache keine Sylbe. Seine Ernennung geschah aus päpstlicher Machtvollkommenheit, mit Hintansetzung des Basler Domcapitels, welchem die Bischofswahl von Rechtswegen zustand. Es geschah daher nicht ohne Grund, daß König Albrecht ihm die Belehnung mit den Regalien verweigerte. In Basel selbst aber war der bischöfliche Dienstadel in zwei Parteien getrennt, und da die eine derselben zum Könige hielt, so wurde es dem neuen Bischofe nicht schwer, deren Gegner auf seine Seite zu ziehen und mit ihrer Hilfe vom Bisthum Besitz zu ergreifen. Als nun den König sein Weg über Basel führte und er für kurze Zeit in dieser Stadt bei einem seiner Anhänger abstieg, verfügte sich O. zu ihm, in Begleitung eines angesehenen Bürgers, der ihm als Dolmetscher dienen sollte. Der König, der nur deutsch sprach, machte beim Eintritte des Prälaten eine spöttische Bemerkung über dessen jugendliches Aussehen. Dieser verstand zwar die Worte nicht, errieth aber aus den Mienen des Königs nichts Gutes und fuhr zornig auf, indem er rief: „Was sagt er?“ Sein Begleiter, eine plötzliche Gewaltthat befürchtend, versicherte ihm, daß der König nur sage, er wolle ihn morgen belehnen. Der Bischof glaubte ihm, bat ihn, dem Könige zu danken und entfernte sich wieder. Der König aber, vom Dolmetscher gewarnt, beeilte sich, die Stadt zu verlassen. Durch diesen Austritt wurde die Spannung zwischen dem Könige und dem getäuschten Bischof noch größer, und bald begannen ihre beiderseitigen Anhänger sich zu befehden. Immerhin versuchte O. noch eine Annäherung, als er gegen Ende April 1308 erfuhr, daß die Königin Elisabeth in Basels Nähe vorbeiziehe, um in Rheinfelden mit ihrem Gemahl zusammenzutreffen. Er begab sich vor Klein-Basel hinaus an die Landstraße, wo der Wagen der Königin für einen Augenblick hielt. Kaum aber hatte der Bischof die Königin gebeten, sich bei ihrem Gemahl für ihn zu verwenden, so ließ ein baselischer Ritter aus ihrem Gefolge die Pferde antreiben, so daß der Wagen rasch sich entfernte und den mit Koth bespritzten Bischof ohne Antwort stehen ließ. Die Lage der Dinge änderte sich jedoch für O. mit einem Schlage, als in Basel die Nachricht von König Albrechts Ermordung eintraf (1. Mai 1308). Es kam in der Stadt zu blutigen Austritten und selbst zu Straßenkämpfen zwischen den Anhängern des Bischofs und denjenigen des Königs; doch die ersteren siegten unter Otto's persönlicher Führung, und die Häupter der österreichischen Partei wurden ausgewiesen. Auch die Hinterlassenen des ermordeten Königs schlossen Frieden mit dem Bischof und zahlten ihm eine Geldsumme für erlittenen Schaden. Der neuerwählte König aber, Heinrich von Luxemburg, bediente sich Otto's als seines Gesandten beim päpstlichen Hofe, um mit Clemens V. wegen seiner Kaiserkrönung zu unterhandeln. Im Juni 1309 reiste daher O. nach Avignon, wo er jedoch schon im Juli erkrankte und am 26. September starb, nachdem er keine 3 Jahre hindurch dem Bisthum Basel vorgestanden hatte. A. Bernoulli.

Otto I., Markgraf von Brandenburg, war der älteste Sohn Albrechts des Bären. Sein Geburtsjahr steht nicht fest, doch wird man kaum fehl greifen, wenn man es in die Zeit zwischen 1127 und 1130 setzt. Pribizlaw, der letzte zum Christenthume übergetretene Wendenfürst von Brandenburg, soll ihn nach dem Berichte einer untergegangenen, nur noch in Fragmenten erhaltenen

brandenburger Chronik aus der Taufe gehoben und die Zauche ihm zum Pathengeschenk gemacht haben. Urkundlich erscheint er zuerst im J. 1142, als Markgraf im J. 1144. Danach darf man annehmen, daß er schon zu Lebzeiten des Vaters an der Regierung der Mark theilgenommen hat. Beim Tode seines Vaters (1170) erhielt er aus der väterlichen Erbschaft die Mark in ihrem damaligen Bestande: er selbst hat sie durch die Eroberung und Einverleibung der Länder Glin und Löwenberg erweitert. In den Kämpfen, welche der Absetzung Heinrichs des Löwen folgten, hat er mit seinen sämmtlichen Brüdern auf Seiten des Kaisers gegen den geächteten Herzog gestanden. Auch von kriegerischen Unternehmungen seinerseits gegen die Pommern ist uns die Kunde überliefert worden. Um die Ausbreitung deutscher Cultur in der Spree- und Havellandschaft und um die Verbesserung des wirthschaftlichen Lebens daselbst hat er sich durch Gründung der Cistercienserabtei Lehnin inmitten der südlich von Brandenburg gelegenen, von Seen und Wald erfüllten Wildniß der Zauche ein hervorragendes Verdienst erworben. Zweimal verheirathet, zuerst mit Judith, der Gemma Polonorum, wie sie ihr jetzt verschwundener Grabstein im Dome zu Brandenburg nannte, einer Tochter des Herzogs Boleslaw III. von Polen, dann mit Ada oder Adelheid, der Tochter des Grafen Florenz III. von Holland, ward er der Stammvater der Brandenburger Markgrafen ascanischen Geschlechts. Sein Tod erfolgte am 8. Juli 1184. O. v. Heinemann.

Otto III., Markgraf von Brandenburg. Die kriegerische und politische Wirksamkeit dieses ausgezeichneten Fürsten, des jüngeren Sohnes des Markgrafen Albrecht II., ist so enge mit derjenigen seines Bruders Johann I., mit dem er 33 Jahre lang gemeinsam regiert hat, verknüpft, daß wir in Bezug auf diese wichtigste Periode von Otto's Leben auf das verweisen müssen, was im 14. Bande unter Johann I. von Brandenburg über die gemeinschaftliche Waltung der beiden Brüder beigebracht worden ist. Nach der im J. 1258 stattgehabten Theilung der märkischen Lande hat O., der bereits früher mehrmals dem deutschen Orden nach Preußen zu Hülfe gezogen war, wo er mit seinem Sohne und Bruder unweit Königsberg die Brandenburg am frischen Haff erbaute, sich namentlich an dem Kriege seines Schwagers Ottokar von Böhmen gegen den König Bela IV. von Ungarn betheiligt und jenem im J. 1260 den großen Sieg an der March über seinen Gegner erfechten helfen. Auch leistete er dem Herzog Waldemar von Schleswig gegen den König Christoph von Dänemark Hülfe. Im J. 1267, am 9. October, ist er gestorben. Aus seiner Ehe mit Beatrix, der Tochter des Königs Wenzel III. von Böhmen, hinterließ er nach dem frühzeitigen Tode des ältesten Sohnes, der im Todesjahr des Vaters bei einem Turniere in Merseburg ums Leben kam, noch drei Söhne, von denen Otto der Lange den Stamm dieser ottonischen Linie fortsetzte, bis sie im J. 1317 mit Johann II. erlosch.

O. v. Heinemann.

Otto IV., Markgraf von Brandenburg, zweiter Sohn Johanns I. und Sophias, der Tochter des Königs Waldemar II. von Dänemark, war einer der glänzendsten und ritterlichsten Fürsten seiner Zeit, eine Gestalt voll Kraft und Feuer, vielgepriesen von zeitgenössischen Dichtern und selbst ein Jünger des edlen Minnegesanges. Die Lieder, die man ihm zuschreibt, finden sich im ersten Bande von v. Hagens Minnesingern, theilweise auch im ersten Bande der „Märkischen Forschungen" (S. 104 ff.) abgedruckt. Nach dem Tode seines Vaters (1266) kämpfte er auf Seiten Ottokars von Böhmen zuerst gegen die Ungarn, später gegen Rudolf von Habsburg. Dann suchte er seinen Bruder Erich mit Waffengewalt auf den durch den Tod Konrads von Sternberg erledigten erzbischöflichen Stuhl von

Magdeburg zu setzen, wo das Domcapitel sich für die Wahl Günthers von Schwalenberg entschieden hatte. Der Krieg, der darüber ausbrach, verlief für den Markgrafen, so sehr er Gelegenheit fand, seine ritterlichen Eigenschaften zu zeigen, nicht glücklich. Bei Frose erlitt er eine schwere Niederlage, die ihn selbst mit 300 seiner Vasallen in die Gefangenschaft des Erzbischofs fallen ließ. Um sich aus der Haft zu befreien, mußte er große Geldopfer bringen, welche ihm nach der Ueberlieferung nur dadurch möglich wurden, daß ihm sein treuer Rath Johann von Buch das Geheimniß eines von seinem Vater in der Kirche von Tangermünde für Nothfälle hinterlegten Schatzes enthüllte. Dadurch ward er in den Stand gesetzt, die 4000 Mark Silbers, die man in Magdeburg als Lösegeld forderte, zu erlegen. Als er seiner Haft entlassen ward, soll er zu dem Erzbischofe gesagt haben: „Ihr wißt den Werth eines Markgrafen doch nicht richtig zu schätzen: hoch zu Roß mit aufgerichteter Lanze hättet Ihr mich bis zur Spitze derselben mit Gold bedecken sollen, das wäre ein würdiges Lösegeld für einen Markgrafen von Brandenburg gewesen." Kaum in Freiheit gesetzt, begann er den Krieg aufs neue, belagerte Staßfurt an der Bode, ward aber bei dieser Gelegenheit durch einen Pfeilschuß schwer am Kopfe verwundet. Ein ganzes Jahr lang soll er den in der Wunde abgebrochenen Pfeil im Kopfe getragen haben: daher sein Beiname „mit dem Pfeil (cum telo)" oder „Pilemann". Im J. 1283 erreichte er trotz dieser Unglücksfälle seinen Zweck. Erich bestieg den erzbischöflichen Stuhl in Magdeburg, in welcher Stellung er noch öfter in der Lage war, den Beistand seiner Brüder namentlich gegen die Unbotmäßigkeit der erzstiftischen Vasallen anzurufen.

Mit der ottonischen Linie seines Hauses stand O. mit dem Pfeil nicht immer in gutem Einvernehmen. Beide Linien haderten um das Recht der Ausübung der Kur, und im J. 1294 kam es zwischen den gleichnamigen Vettern, Otto mit dem Pfeil und Otto dem Langen, sogar zu kriegerischen Verwickelungen, die der König Adolf zu Anfang des Jahres 1295 nur mit Mühe zu Nordhausen beilegte. Vielleicht war dieses gespannte Verhältniß zu seinem Vetter der Grund des Bündnisses, welches der Markgraf noch in demselben Jahre am 12. März mit dem Herzoge Otto dem Strengen von Lüneburg abschloß. Wie groß übrigens sein Ansehen im Reiche war, erhellt daraus, daß ihn König Adolf im J. 1295 zum obersten Friedensrichter in Sachsen bestellte. Im folgenden Jahre (1296) begann Otto mit seinem Bruder Konrad und seinen Vettern von der ottonischen Linie einen Krieg gegen den Herzog (König) Przemislaw von Polen, der sich Pommerns bemächtigt hatte, obschon dieses Land durch wiederholte kaiserliche Verleihung zu einem Brandenburger Lehen erklärt worden war. Im Schlosse Rogozna, fünf Meilen nördlich von Posen, ward Przmislaw in der Fastnacht (7—8. Februar) überfallen und niedergemacht, wie man wissen wollte, durch des Markgrafen Johann eigene Hand. Nun wählten die Polen den Herzog Wladislaw Loktiek von Masovien zu ihrem König, der die Ansprüche auf Pommern erneute und den Krieg fortsetzte. Aber auch König Wenzel von Böhmen erhob Ansprüche auf Polen und Pommern und Wladislaw mußte als Flüchtling das Land verlassen, das nun auf längere Zeit der Anarchie zur Beute fiel.

Die letzten Regierungsjahre Otto's sind durch verschiedene Fehden, seine lebhafte Theilnahme an den Reichshändeln, aber auch durch Streitigkeiten mit den Bischöfen von Brandenburg und Havelberg erfüllt, welche letztere dem Markgrafen den Bann der Kirche und seinem Lande die Verhängung des Interdictes zuzogen. An der Absetzung Adolfs von Nassau hat sich O. betheiligt, aber nicht an dem Kriegszuge gegen ihn. Im J. 1299 führte er im Bunde mit den übrigen brandenburger Markgrafen eine Fehde gegen Niklas von Rostock

und Witzlaw von Rügen und im J. 1300 mit den Herzögen Heinrich, Albrecht und Otto von Braunschweig. Er starb am 27. November 1309 kinderlos. Das Todesjahr seiner Gemahlin Heilwig, einer Tochter des Grafen Johann I. von Holstein, mit der er sich 1262 verheirathet hatte, ist nicht bekannt.

v. Heinemann.

Bis auf Walther v. d. Vogelweide war die eigentliche Minnepoesie adlichen Dichtern überlassen, während die Fahrenden sich auf die alten Gattungen der volksmäßigen Gnomik beschränkten: er zuerst warf diese Schranken nieder und eroberte für ritterliche Dichter das Feld der Spruchpoesie, die er durch seine bedeutendere Behandlung geadelt hatte. Damit war die Kluft zwischen der Dichtung der bürgerlichen Gehrenden und derjenigen der ritterlichen Sänger ausgefüllt, das Repertoire der altdeutschen Lyrik in weiteren Kreisen ein einheitlicheres, und damit waren vor allem die Spielmänner, die sich fortan wie ihr Lehrer zu Sprechern der öffentlichen Meinung in wichtigen Angelegenheiten des Vaterlands aufwarfen, in eine höhere sociale Stellung gehoben, so daß sie nun auch der ehemals adlichen Minnedichtung sich widmeten. Voll und ganz erstreckt sich jedoch diese Wirkung Walthers nur über Süddeutschland: hier ergreifen fortan Ritter, wie Reinmar von Zweter, die Stoffe der alten Spielmannslyrik in ihrer neuen Metamorphose, dichten fahrende Sänger unadlicher Herkunft, wie der Marner, wie Konrad von Würzburg, auch höfische Liebeslieder. In Norddeutschland dagegen drang, während des 13. Jahrhunderts wenigstens, nur die eine Seite der Waltherschen Neuerung durch: die bürgerlichen Spielleute nahmen zwar nach seinem Beispiel für die Spruchdichtung den neuen großen Inhalt, die Beziehung auf die Politik an, aber sie hielten sich von der eigentlichen Liebespoesie noch immer fern. Denn diese galt hier noch lange als adliche Kunst, als ausschließliches Besitzthum und Vorrecht des ritterlichen Standes.

So erklärt es sich, daß gerade hier im Norden Deutschlands während der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die höfische Liebeslyrik in den Kreisen des höchsten, des fürstlichen Adels, durch Fürsten von Meißen, Brandenburg, Breslau, Böhmen, Rügen eine fröhliche Nachblüthe erlebte, während im oberen Deutschland längst alle zarteren Töne der Minnepoesie durch die grellen und unreinen Klänge der ausartenden Neidhart-Steinmarischen Richtung erstickt oder in einem stillosen Gewirr widersprechender Stimmen verklungen waren. Die Väter dieser gekrönten Dichter waren zum Theil Gönner und Liebhaber des Minnesangs, wie wir das vom Vater des Minnesängers Markgraf Heinrich III. von Meißen (Bd. XI, S. 544), jenem Dietrich IV. (Bd. V, S. 186), an dessen Hof sich Heinrich von Morungen und Walther von der Vogelweide aufhielten, und vom Vater des Minnesängers Herzog Heinrich IV. von Breslau (Bd. XI, S. 607), dem von Tanhauser gerühmten Heinrich III. (l. c. S. 606) wissen (der Liederdichter König Wenzel II. von Böhmen war ein Verwandter und Mündel Otto's V. des Langen, des Vetters von Otto IV. von Brandenburg): die Söhne üben selbst die Kunst, ähnlich wie hundert Jahre früher in Süddeutschland die beiden Burggrafen von Regensburg und Friedrich v. Hausen, deren Väter Protectoren fahrender Sänger waren.

In der Reihe dieser fürstlichen nord- und mitteldeutschen Minnesänger, die theils durch verwandtschaftliche, theils durch Bande der Freundschaft verknüpft, eine gewisse Uebereinstimmung in dem Charakter ihrer Poesie zeigen, welche sich etwa als maßvoller Realismus bezeichnen läßt, steht nun freilich Markgraf Otto IV. von Brandenburg nicht voran. Ist er an poetischer Begabung seinem etwas jüngeren Zeitgenossen Wizlaw VI. von Rügen (s. daselbst) schon ganz und gar nicht ebenbürtig, so wird er auch von mehreren der übrigen

merklich übertroffen. Immerhin erfreut er durch sein kleines, liebenswürdiges Talent: er hält sich von Spielerei und Künstelei wie von allzu großer Sentimentalität frei und versteht es, längst gehörte Weisen anmuthig zu wiederholen. Wir haben von ihm nur sieben Lieder — alle in der Pariser Liederhandschrift — und eines davon scheint unvollständig zu sein. Seine Dichtung bewegt sich in engem Kreise, von dem thatenreichen Leben, das er geführt hat, spiegelt sie nichts wieder und höchstens eine gewisse Frische ihres Tones könnte dem Bilde des mannhaften Regenten entsprechen. Drei Lieder knüpfen an die Jahreszeit an; zwei Winterlieder, in denen der auch bei Wenzel von Böhmen (von der Hagen, Minnesinger I 9ª, Str. 6) vorkommende Gedanke erscheint, daß des Winters Beschwerden und das Welken der Blüthen gleichgültig sei verglichen mit dem Glück der Liebe während der langen Nacht; ein Sommerlied mit einfachster Naturschilderung voll volksmäßiger, alterthümlicher Züge. Die übrigen vier Lieder erregen kein Interesse: eins davon ist ein didaktisches Gedicht und handelt von der rechten Art der Minne in der Weise der moralischen Spruchpoesie, wobei die beliebte Antithese von minne und unminne und eine etwas dürre Rhetorik nicht fehlt. Man sieht, der fürstliche Dichter ist nicht nur bei den adlichen Minnesängern der früheren Zeit, sondern auch bei den bürgerlichen fahrenden Meistern in die Schule gegangen und bewährt so auch seinerseits den oben geschilderten Erfolg der Waltherschen Poesie. O. wiederholt sich in den wenigen Strophen: der rothe Mund der Geliebten wird mehrmals hervorgehoben und zweimal in Nachahmung Walthers (Lachmann S. 74, 14. 15) und Anderer versichert, daß er ihn auf den Tod verwundet habe, ein Motiv, das auch Markgraf Heinrich von Meißen (Minnesinger I. 14ᵇ) verwendet. Am ansprechendsten wirkt das erste Lied, weil es Scene und Handlung hat und den glücklichsten Fluß der Sprache, welchen der ganz einfache, alterthümliche Strophenbau unterstützt: der Winter wird angeredet; der Dichter erinnert sich eines Zusammentreffens mit seiner Herrin: sie stand vor ihm in reicher Kleidung und ihr Mund erschien ihm so rot wie eine feurige Flamme; Bitte um Gottes Hilfe und Segen macht den Schluß. — Die Strophenformen sind nur in diesem und im zweiten Gedicht so einfach und alterthümlich, sonst ein wenig complicirter; in zwei Liedern ist der letzte Vers des Abgesangs durch gleichen Reim mit dem Schlußvers des Aufgesangs gebunden. — O. hat in hochdeutscher Sprache gedichtet, wie der Mangel jedes niederdeutschen Reimes und die Bindung machen : lachen (v. d. Hagen, Minnesinger Str. 10, 5. 6) beweist, die in seiner Mundart (niederdeutsch mâken : lachen) nicht möglich wäre. Wir haben in dieser Thatsache ein sicheres Zeugniß für die von einigen Gelehrten ohne Grund bestrittene Geltung der hochdeutschen Schriftsprache auf niederdeutschem Gebiet im 13. Jahrhundert. — Von mehreren norddeutschen fahrenden Sängern wird O. gerühmt: von dem Meißner (Minnesinger III 107, Str. 116) und zusammen mit den übrigen brandenburgischen Fürsten, ohne daß sein Name ausdrücklich genannt wurde, von Herman dem Damen in einem Spruch, der deutlich das Gedicht vom Wartburgkrieg nachahmt (Minnesinger III 165ᵇ, Str. 20). Beidemal wird seiner Lieder mit keinem Worte gedacht: die fahrenden Dichter wagten offenbar nicht, den Markgrafen als ihren Collegen zu begrüßen. Nicht auf O. IV., wie behauptet ist, gehen zwei Gedichte des Goldener (Minnesinger III 52ᵇ) und Frauenlob's (Ausgabe von Ettmüller, Spruch 134—138): ersteres bezieht sich auf Otto's Vetter, den Markgrafen Otto V. den Langen, letzteres auf Otto's Neffen, den Markgrafen Waldemar.

von der Hagen, Minnesinger I, 11. 12. III, 585ª. IV, 25—29. — Bartsch, Liederdichter Nr. LXXX. — Begründung der litterarhistorischen Auf-

fassung des Eingangs in meiner Schrift: Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide, Leipzig 1880, S. 128—139.

K. Burdach.

Otto V., Markgraf von Brandenburg, zweiter Sohn Otto's III., regierte nach dem frühen Tode seines ältesten Bruders Johann († 19. April 1267) mit seinen beiden jüngeren Brüdern Albrecht und Otto VI. das väterliche Erbe gemeinsam. Von seiner stattlichen, heldenmäßigen Gestalt erhielt er den Beinamen „der Lange" (Longus). Seine nahen Beziehungen zu Böhmen — König Ottokar war sein mütterlicher Oheim — veranlaßten ihn, sich mehr in die böhmischen Dinge einzumischen, als dem heimathlichen Lande förderlich war. Im October 1271 zog er in Begleitung seines Vetters Otto mit dem Pfeil mit stattlicher Mannschaft seinem Oheim gegen den König von Ungarn zu Hilfe. Preßburg wurde erobert und verwüstet, die dortige Schatzkammer geplündert, reiche Beute gemacht. Auch in dem für den Böhmenkönig so verhängnißvollen Streite mit Rudolf von Habsburg stand O. auf Seiten seines Schwagers. Er nahm Theil an der großen Schlacht auf dem Marchfelde, die Ottokar Krone und Leben kostete. Dann übernahm er mit der Vormundschaft über Ottokars hinterlassenen unmündigen Sohn die Regierung Böhmens. Im J. 1279 kam mit Rudolf ein bindender Vertrag dahin lautend zu Stande, daß von dem durch Ottokar vereinigten Ländercomplexe Oesterreich, Steiermark und Kärnthen für ewige Zeiten, Mähren nur auf fünf Jahre an den deutschen König fallen, Böhmen aber dem unter der Vormundschaft Otto's stehenden jungen Könige Wenzel verbleiben solle. Diese seine Verwaltung Böhmens, welche erst durch Wenzels Mündigkeitserklärung und Krönung im J. 1283 ihre Endschaft erreichen sollte, ist keine glückliche für das Land gewesen, welches sich den deutschen Fremdlingen gegenüber im hohen Grade schwierig erwies. Auch Pest und Hungersnoth wütheten damals in Böhmen. Die böhmischen Geschichtsschreiber machen aus ihrem Haß gegen den fremden, dem Lande sich aufdrängenden Regenten kein Hehl, den sie zugleich grausamer Härte und maßloser Habsucht beschuldigen. Es ist schwer zu ermitteln, wie weit diese Klagen berechtigt waren, da wir hier ausschließlich auf böhmische Quellen angewiesen sind. In Brandenburg hatte O. sich 1272 mit seinen jüngeren Brüdern, nachdem diese zu ihren Jahren gekommen waren, auseinander gesetzt: von nun an regierte er seinen Landesantheil allein. Als nach dem Tode Rudolfs von Habsburg eine neue Königswahl bevorstand, gerieth er als Haupt der ottonischen Linie mit seinem gleichnamigen Vetter aus der johanneischen Linie über die Ausübung der Kurstimmen in Streit. Otto der Lange unterstützte die Wahl Adolfs von Nassau, während Otto mit dem Pfeil sich auf Seite der österreichischen Partei stellte. Von seiner inneren Verwaltung des Brandenburger Landes ist außer einigen Vergabungen und Verleihungen wenig bekannt: den Bürgern von Köln und Berlin bestätigte er am 28. September 1298 das Stapelrecht. Seine Gemahlin war Jutta oder Judith, die einzige Tochter des Grafen Hermann von Henneberg. Als ihr Bruder Poppo im J. 1291 starb, fielen ihr und ihrem Gemahle dessen gesammte Lande, ein Theil der Grafschaft Henneberg und die Pflege Coburg, zu, die nun mit dem Brandenburger Erbe vereinigt wurden. Im J. 1298 ist Otto der Lange gestorben: sein Todestag steht nicht unzweifelhaft fest. Im Kloster Lehnin soll er bestattet worden sein.

v. Heinemann.

Otto mit dem spätern Beinamen der Faule oder der Finner, letzter Markgraf von Brandenburg aus dem Hause Wittelsbach, verdient nicht um seiner Thaten oder persönlichen Eigenschaften willen Beachtung, aber indem ein un-

glückliches Geschick ihn, einen schlaffen, unselbständigen Mann, ohne Thatkraft und zureichende Geistesgaben, in überaus schwieriger und entscheidungsvoller Zeit an die Spitze eines der bedeutendsten Fürstenthümer des Reiches stellte, hat er für die Schicksale seines Landes wie des Reiches eine verhängnißvolle Bedeutung gewonnen. Als sechster Sohn Kaiser Ludwigs des Baiern und als vierter aus dessen zweiter Ehe mit Margarethe von Holland höchst wahrscheinlich gegen Ende 1341 oder zu Anfang 1342 geboren, wuchs er, schon 1347 durch den Tod des Vaters beraubt, anfänglich unter der Obhut der Mutter, seit der Theilung der bairischen Hausmacht 1349 unter der Vormundschaft seines Bruders Ludwig des Brandenburgers in den Niederlanden auf, wo ihn die Kaiserin schon 1346 mit ansehnlichen Einkünften und der Anwartschaft auf die Burggrafschaft Seeland und die Herrschaft Voorne begabt hatte. Nachdem Ludwig der Aeltere durch den Theilungsvertrag von Luckau am Weihnachtsabende 1351 seinen Brüdern Ludwig dem Römer und Otto die Marken Brandenburg und Lausitz abgetreten, ging die Vormundschaft auf den Römer über und dieser behielt, auch als O. 1359 aus den Niederlanden nach der Mark gekommen, mündig geworden und zu Anfang 1360 von Kaiser Karl IV. zu Prag belehnt, in die Mitregierung seines Landes eingetreten war, den entscheidenden Einfluß noch bis zu seinem Tode, sodaß für die allgemeinen Ereignisse dieser Jahre auf den Ludwig den Römer behandelnden Artikel verwiesen werden kann. Jene Reise nach Prag hatte den jungen Markgrafen zuerst in das glanzvolle Leben des kaiserlichen Hofes eingeführt und bald bahnte sich das verfängliche Freundschaftsverhältniß zum Kaiser an, in welchem O. später zu seinem Schaden ganz aufging. Seit er durch die Nürnberger Märzverträge von 1363 der erst fünfjährigen Tochter Karls Elisabeth verlobt worden war, während Karl die ihm früher bestimmte Tochter Herzog Bogislavs V. von Pommern-Wolgast als Gemahlin heimführte, lebte er so oft und lange am Hofe des Kaisers, daß er bald ganz zu einem Gliede jenes fürstlichen Hofstaates desselben geworden schien, den sonst nicht die großen Fürsten des Reiches, sondern hauptsächlich die in böhmischer Lehnsabhängigkeit stehenden schlesischen Herzöge bildeten. Anfangs freilich war es die von Karl dem Markgrafen vorgespiegelte Hoffnung, mit kaiserlicher Hilfe von Böhmen aus das nach ihres Neffen Meinhard kinderlosem Tode den brandenburgischen Brüdern rechtmäßig zustehende, doch von Stephan von Baiern-Landshut in Besitz genommene Oberbaiern zu gewinnen, welche O. 1363 und 1364 in Böhmen festhielt. Karl jedoch, dem nichts ferner lag, als für fremde Interessen Opfer zu bringen, verstand es meisterlich, die Markgrafen hinzuhalten und inzwischen aus ihren leeren Hoffnungen für seine eignen Zwecke Kapital zu schlagen. Der Vertrag von Pirna im April 1364 war sein nächster Erfolg. Dort theilten unter seiner Mitwirkung die Brüder ihre bis dahin gemeinsam beherrschten Lande. O. erhielt neben der Lausitz und der Neumark die südöstlichen Theile der Mittelmark, und während die Lausitz, von Karl und Herzog Bolko von Schweidnitz-Jauer aus der Meißnischen Pfandschaft gelöst, letzterem zu lebenslänglichem Pfandbesitze überlassen ward, wurde auf die märkischen Gebiete Otto's Mitgift und Leibgedinge seiner Braut, außerdem aber noch der größte Theil derselben dem Kaiser und der Krone Böhmen zu einer „Wiederstadung" verschrieben, für den Fall, daß durch etwa eintretenden Tod Wenzels, des Sohnes des Kaisers, die Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer dereinst der künftigen Gemahlin Otto's als Erbin zufielen und diese dieselben im Besitze behalten wollte. Somit war Karl dem Angelpunkte seiner Politik in jenen Jahren: der Sicherung dieser schlesischen Erwerbungen, um ein Beträchtliches näher gekommen. Die bairische Angelegenheit war indessen auf dem alten [illegible]blieben und der unerwartete Tod Ludwigs des Römers zu Anfang

1365, dem bald Herzog Rudolf von Oesterreich, der Hauptgegner der Baiern und Bundesgenosse der Markgrafen, folgte, brachte sie völlig zum Einschlafen. O., nunmehr Kurfürst und Herr über ganz Brandenburg, eilte im Frühjahr 1365 zur Besitzergreifung der Lande Ludwigs des Römers nach der Mark, freilich nur um sich aller Regierungssorgen um das seit den Waldemarischen Wirren in heillose Zerrüttung gerathene Land sofort gänzlich zu entschlagen. Da eben die Zeit ablief, auf welche die Brüder in ihrer Hilflosigkeit gegenüber der Lage des Landes und in drückender Geldnoth 1362 die Verwaltung desselben dem Erzbischofe Dietrich von Magdeburg übertragen gehabt, so fand O., der den schwierigen Verhältnissen noch weniger als sein Bruder gewachsen war, nur den einen Rath, die Regentschaft nunmehr in die Hände seines väterlichen Freundes zu legen. Er ernannte Karl auf sechs Jahre zum Verweser der Mark, die er innehaben solle und besitzen „als ein Vormünder von des Markgrafen wegen". Beide setzten zum Landeshauptmann den Grafen Heinrich von Schwarzburg, einen vertrauten Hofgenossen des Kaisers, über die Mark und gaben ihm einen durchweg aus Ausländern gebildeten Rath an die Seite. O. lebte von nun an ganz in Prag, wo ihn, wie es scheint, auch die Liebe gefesselt hielt. Nach dem Tode ihres Gemahls war die um ihrer Schönheit, Klugheit und feinen Bildung von den Zeitgenossen gerühmte Katharina von Oesterreich an den Hof ihres Vaters zurückgekehrt. O., der sich gewiß nur ungern an ein noch nicht achtjähriges Kind gefesselt sah, bewarb sich um die ihm gleichaltrige Witwe und auch dem Kaiser konnte dieser Brautwechsel nur erwünscht sein, da er das durch den Tod Rudolfs gelockerte Familienband mit den Oesterreichern nun durch die Verlobung Elisabeths mit dem jungen Herzoge Albrecht aufs neue befestigen konnte, und da zugleich die Verbindung Otto's mit der dem Vater treu ergebnen Herzogin dem Einflusse desselben die letzte Festigung verlieh. Am 19. März 1366 erfolgte die Doppelhochzeit beider Töchter des Kaisers. Ein neuer Erfolg in Karls brandenburgischer Politik ließ nicht lange auf sich warten. Im October 1367 im Vertrage zu Guben verstand sich O., der endlich einmal im Herbste 1366 zu längerem Aufenthalte nach seinem Lande gekommen war, zum Verkaufe der Lausitz an seinen Schwiegervater, da er in seiner anhaltenden Bedrängniß doch niemals hoffen konnte, die Pfandsumme zur Einlösung derselben aufzubringen. Nach Abzug der letzteren erhielt er noch 11866 Schock böhmische Groschen ausgezahlt und da er gleichzeitig seine niederländischen Besitzungen und Einkünfte seinem Bruder Albrecht für eine Abstandssumme von 19000 Gulden überlassen hatte, so hatte er zum ersten Male ein größeres Capital in Händen, mit dem er wenigstens einen kleinen Anfang zur Ablösung der zahlreichen Pfandverschreibungen machen konnte, durch welche fast alle landesherrlichen Güter und Einkünfte in den Marken in fremden Besitz gekommen waren. Schloß, Stadt und Land Boizenburg in der Uckermark gelangte so an den Markgrafen zurück und bald begann in der Umgebung des Markgrafen eine Bewegung, welche eine umfassendere und gründlichere Lösung dieser drückenden Verhältnisse anstrebte. Denn es trat ein vollständiger Umschwung in dem Verhältnisse Otto's zum Kaiser ein, da dieser zu Anfang 1368 seinen zweiten Römerzug unternahm und O. somit fast zwei Jahre lang dem unmittelbaren, persönlichen Einflusse desselben entrückt, leicht der Spielball anderer Berather wurde, welche sich in seiner Nähe festzusetzen wußten. Der Anstoß hierzu ging von Herzog Magnus dem Jüngeren von Braunschweig und Lüneburg aus. Denn eben damals schmolzen die beiden großen Fragen, welche den ganzen Norden Deutschlands auf das Mächtigste bewegten: der Kampf Mecklenburgs und der Hansen mit Dänemark um die Herrschaft in der Ostsee und der Streit der Welfen und Ascanier um Lüneburg, in eine zusammen und trennten alle norddeutschen Mächte in zwei große feind-

liche Heerlager, da Magnus sich dem Bunde anschloß, den König Waldemar 1368 aus seinem Lande entflohen mit Hülfe der mitgeführten großen Schätze gegen seine Widersacher zustande brachte. Auch O., durch die Lage seines Landes, vielfache Interessengemeinschaft, alte Bundesverhältnisse und überlieferte Politik in diese Händel verstrickt, hätte wol nur dann in den einer großen Entscheidung zudrängenden Verwicklungen eine unabhängige und zuwartende Stellung sich bewahren können, wenn er als mächtiger Herrscher an der Spitze eines festgefügten Staatswesens gestanden hätte und mit Vorsicht und starkem Willen allen Versuchungen zu Abenteuern und während des entbrennenden Kampfes im Trüben zu fischen widerstand. Ein großer Theil des schloßgesessenen Adels der Altmark nun stand zu Magnus, dem alles daran lag, den Markgrafen in diese Wirren hinein und auf seine Seite zu ziehen, in Sold- und Lehnsverhältnissen; diese unternehmungslustigen Herren begannen zweifellos auf des Herzogs Veranlassung sich im Laufe des Sommers 1368 am Hofe des Markgrafen einzunisten und bald gelang es ihnen, die ausländischen Rathgeber desselben, welche ihn bisher in den Bahnen der kaiserlichen Politik gehalten hatten, gänzlich zu verdrängen. Mehrere von Alvensleben, von Schulenburg — darunter Bischof Dietrich von Brandenburg —, ein Rochow, ein Bartensleben und Klaus von Bismarck, der thatkräftige und kluge Begründer dieses Geschlechts, waren die einflußreichsten, ihnen gesellte sich Graf Albrecht von Lindow, Bischof Peter von Lebus und als einziger vom Adel der östlichen Landestheile der Hofrichter Otto Mörner hinzu. Sogleich ward ein Plan zur Wiedervereinigung aller noch im auswärtigen Besitze befindlichen Landestheile mit der Mark in Angriff genommen. Durch den Verkauf des Münzrechtes an die Stände gewann man die Mittel, um wenigstens die den Anhaltern verpfändeten Städte Brandenburg, Alt- und Neustadt; Prenzlau und Görzke auf friedlichem Wege zurückzuerwerben. Die mecklenburgischen — Liebenwalde, Zehdenik, Gransee, Wittenberge und den Schnakenburger Elbzoll — und die sächsischen Pfandschaften — Zossen und die Vogtei Saarmund — getraute man sich durch die Gewalt der Waffen im Anschlusse an Herzog Magnus zu gewinnen, während man die pommerschen einstweilen aus dem Spiele lassen mußte, da die Wolgaster Herzöge dem Bunde gegen Mecklenburg bereits angehörten, die Stettiner wol noch gewonnen werden sollten. Der neue Rath drängte zum Kriege und nachdem bereits im November 1368 ein erster Vertrag das wichtige Lenzen dem Herzoge Magnus für den Krieg gegen Mecklenburg geöffnet hatte, kam zu Osterburg im folgenden April ein Angriffsbund beider Fürsten auf Mecklenburg zu stande, von dem O. nicht blos die Wiedereroberung der Pfandschaften, sondern noch weitere Erwerbungen von Dänemark erwartete. Der Kampf im Sommer 1369, an dem sich auf mecklenburgischer Seite gezwungen die Wolgaster, freiwillig die Stettiner betheiligten, brachte, obgleich Magnus' Hilfe ausblieb, Liebenwalde, vielleicht auch die übrigen Pfandschaften der Mecklenburger, in die Gewalt des Markgrafen, aber ein entscheidender Schlag ward nicht geführt und schnell erschöpften sich die Mittel desselben, der wieder durch jährlich wachsende Verpfändungen an Schlössern und Gefällen die Kosten der andauernden Kriege aufzubringen sich genöthigt sah. Da kehrte Karl im Herbste nach Deutschland zurück und sofort warf sich O. dem Schwiegervater wieder in die Arme, aber dieser fand die Lage diesseits der Alpen so bedenklich verändert, daß er die brandenburgische Frage zu einer schnellen Entscheidung zu treiben sich entschloß, um sich in den Besitz des Landes zu setzen, ehe neue Wechselfälle die großen Verheißungen der Nürnberger Erbverträge vereiteln könnten. Ludwig von Ungarn nämlich hatte inzwischen durch den Hinweis auf den ihrem Hause drohenden Verlust Brandenburgs die Baiern und Pfälzer zum Abschlusse eines Bündnisses

gegen den Kaiser bewogen, dem sich auch Kasimir von Polen anschloß, während zugleich unter den hervorragendsten Fürsten Oberdeutschlands wachsende Verstimmung gegen Karl offen zu Tage trat. Karl ging mit gewohnter Thatkraft, Umsicht und Gewandtheit zu Werke. Während O. den größten Theil des Frühlings und Sommers 1370 wieder in alter Weise an seinem Hofe verlebte, gelang es Karl durch Verhandlungen Kasimir zu beschwichtigen, durch die Vermählung seines Sohnes Wenzel mit einer Tochter Albrechts von Straubing-Holland diesen aus dem wittelsbachischen Bunde auf seine Seite herüber zu ziehen, durch ein Bündniß mit den Städten den Fürsten in Oberdeutschland Schach zu bieten, endlich fast alle Nachbarn der Mark: die Sachsen, Mecklenburger, Pommern, Magdeburg sich zu verbinden und selbst durch ein Spiel von bodenloser Tücke und Heuchelei sich mit Magnus von Braunschweig zu verständigen, der kein Bedenken trug, den Markgrafen an den Kaiser zu verrathen. Dazu traf Karl militärische Anstalten. Er ließ sich das Städtchen Fürstenberg oberhalb Frankfurt an der Oder von dem Kloster Neuzelle verkaufen, ummauerte es, überbrückte den Strom und sicherte sich so einen Uebergang über die wichtige und damals nur schwer passirbare Oderlinie. O. that während alledem nichts und erhob nicht einmal Widerspruch, als Karl vor seinen Augen durch jenen Brückenbau und die zum Schutze desselben angelegten Befestigungen eine dreiste Verletzung seines Gebietes wagte. Ohne eine Ahnung von der Lage der Dinge reiste er im Herbste 1370 von Karl freundlich aufgefordert zur Vermählung seiner Nichte mit König Wenzel nach Nürnberg, „um hier mit dem Kaiser fröhlich zu sein“. Hier aber wurden ihm plötzlich und unverhofft die Augen geöffnet. Denn auch Herzog Friedrich von Baiern, der Sohn Stephans von Landshut, war hier zugegen und durch ihn machten ohne Zweifel die Wittelsbacher den Versuch, wieder mit dem Markgrafen Fühlung zu gewinnen. Ob so Otto's Mißtrauen endlich erweckt worden oder ob Karl die Frucht für reif zum Pflücken erachtete und unumwunden an O. das Ansinnen, Brandenburg zu räumen gestellt hat — genug, es kam hier zum völligen Bruche. Im Zorn ritt O. davon, freilich nicht um sorglich nun alle seine Kräfte für die Abwehr des drohenden Schlages zusammen zu fassen, sondern nur um sie ziellos in neuen Abenteuern zu verzetteln und vollends aufzureiben, während er unbedacht dem Kaiser selbst den erwünschten Anlaß zu sofortigem Einschreiten bot. Denn am 17. April 1371 erklärte er zu Soldin die Nürnberger Erbverträge einfach für null und nichtig und ließ hier die Neumark, darauf auch die übrigen Marken dem durch Ungarn und Polen herbeigereisten Herzoge Friedrich zu Händen seines Vaters und seiner Brüder die Erbhuldigung für den Fall seines Ablebens ohne Namenserben leisten. Im Frühjahr 1371 entbrannte der Kampf aufs Neue. Die Treulosigkeit des Braunschweigers hatte für einen Augenblick eine seltsame Verschiebung der Parteiverhältnisse zur Folge: während Erich von Lauenburg sich mit den Mecklenburgern gegen O. verband, war dieser ein Bündniß mit den Sachsen gegen Magnus eingegangen und hatte in wachsender Geldnoth bereits zu einem verzweifelten Gewaltmittel gegriffen, indem er sich der von Waldemar zu Königsberg in der Neumark hinterlegten Schätze bemächtigte. Die Mecklenburger wurden im Anfang September zu einem nachtheiligen Frieden zu Prenzlau gezwungen, den Friedrich von Baiern vermittelte; von den Pommern gelang es durch dessen und König Waldemars Bemühungen im Juli sogar eine Verständigung zu einem freilich nur vorübergehenden Bündnisse zu erreichen. Karl hatte im Juni die Kriegserklärung an O. erlassen, war aber durch eine schwere Erkrankung aufgehalten worden. Als er endlich ins Feld kam, war O. bereits mit den übrigen Gegnern versöhnt; so konnte Karl nichts Erhebliches mehr ausrichten und mußte sich mit der Eroberung von Müncheberg und der von Görzke

durch den Erzbischof von Magdeburg einstweilen zufrieden geben. Die Baiern hemmten Fehden mit den Städten, den Ungarkönig die Besitzergreifung von Polen nach dem Tode Kasimirs an nachdrücklichem Eingreifen. Eine Waffenruhe zu Pirna Mitte October vereinbart, machte auf $1^1/_2$ Jahre dem Kriege ein Ende und öffnete den Verhandlungen freien Spielraum, da namentlich der Papst durch den Patriarchen von Alexandrien eifrig die Aussöhnung Karls und Ludwigs betrieb. Zwar kam es nicht zu bindenden Abmachungen, aber bei einer Zusammenkunft der Herrscher an ihren Landesgrenzen näherten sie sich doch so, daß Karl nunmehr sicher wußte, Ludwig werde ihm bei der Erneuerung des Angriffs auf Brandenburg nicht in den Arm fallen. Indem er zugleich die Wettiner auf seine Seite zog, beraubte er O. seiner letzten Stütze in Norddeutschland. Dieser hatte inzwischen schon die planlosen Kämpfe mit seinen Nachbarn wieder begonnen und durch Erneuerung alter Grenzstreitigkeiten mit Polen selbst das Wohlwollen König Ludwigs aufs Spiel zu setzen sich nicht gescheut. Die Bedingungen des Friedens von Prenzlau wurden nicht erfüllt, die kurze Freundschaft mit den Pommern schlug in neue Feindschaft um. Kasimir von Stettin begann den Krieg in der Neumark mit solchem Nachdruck, daß O., obgleich der junge Herzog bald darauf vor den Mauern Königsbergs den Tod fand, empfindliche Nachtheile erlitt und zu einem neuen Frieden von Prenzlau im November 1372 gezwungen wurde. Als der Waffenstillstand mit dem Kaiser zu Pfingsten 1373 ablief, sahen sich O. und Friedrich rings von Feinden umgeben, von den Bundesgenossen verlassen und durch die fortgesetzten Kämpfe völlig erschöpft außer Stande, den Krieg mit Erfolg und im offenen Felde gegen Karl aufzunehmen, der besser gerüstet als 1371 die Einnahme Frankfurts als erstes Ziel seiner Unternehmungen ins Auge faßte und bald die Lage der Stadt zu einer hoffnungslosen machte. Aber noch ehe sie fiel, verstanden sich O. und Friedrich, diesmal wenigstens eben noch den richtigen Augenblick erfassend, ehe ihr Verzicht erheblich an Werth verlor, im Frieden zu Fürstenwalde zur Abtretung Brandenburgs gegen eine Gesammtentschädigung von 500 000 Gulden, von denen ein Fünftel durch Ueberlassung der oberpfälzischen Besitzungen des Kaisers an O. gedeckt, der Rest theils baar, theils als ablösliche Rente dem Markgrafen gezahlt werden sollte. Außerdem behielt er noch Kur- und Erzkämmererwürde auf Lebenszeit.

So zog O. aus der Mark, für welche die Zeit der wittelsbachischen Herrschaft eine Kette ununterbrochener Leiden bis zum äußersten Maaße der Zerrüttung gewesen war. Wenigstens die oberpfälzischen Gebiete rettete der Vertrag dem Stammlande, da O. bald seine Besitzungen mit denen des Landshut-Münchener Zweiges vereinigte. Nur als Theilnehmer an mehreren diesbezüglichen Hausverträgen wird O. hinfort noch erwähnt, ohne mehr irgendwie aus dem Behagen seiner Bedeutungslosigkeit hervor zu tauchen. Selbst des Rechtes der Führung seiner Kurstimme begab er sich, als Karl 1376 seinen Sohn Wenzel zum römischen Könige wählen ließ. Karls zweiter Sohn, der erst achtjährige Sigmund, führte sie als Markgraf von Brandenburg. O. beschloß seine Tage zu Wolfstein, einer Burg an der Isar unweit Landshut, am 15. November 1379 und ward im Kloster Seligenthal bestattet. Man hat in neuerer Zeit versucht, ihn von der Hauptschuld an dem Verluste Brandenburgs rein zu waschen und es muß zugegeben werden, daß Ludwigs des Römers Kurzsichtigkeit und Verblendung den Markgrafen auf die unselige Bahn wies, von der sich los zu ringen O. ganz unfähig war. Aber es ist durchaus unbegründet in jenen Unternehmungen während Karls Romzuge ein kraftvolles Aufraffen und einen Anlauf zu zielbewußtem Handeln zu sehen. Er that nichts, um den drohenden Untergang aufzuhalten und sein Beiname bezeichnet treffend

die hervorstechendste Seite seines Charakters: träge, schlaffe Unthätigkeit. Daß er ein von klein auf in Lüsten verkommener Mensch gewesen sei, kann aus den Quellen nicht erwiesen werden; die von Veit Arnpeck erzählte Liebschaft mit dem Müllergretel von Wolfstein hat er wol erst angeknüpft, nachdem den hellen Geist seiner Gemahlin, wie berichtet wird, der Wahnsinn umnachtet hatte. Sie giebt uns kein Recht zu so hartem Urtheil und läßt eher eine andere Beurtheilung zu.

Ueber ihn handelt außer des Verfassers: Der Uebergang der Mark Brandenburg vom Wittelsbacher an das Luxemburger Haus, besonders Scholz, Die Erwerbung der Mark Brandenburg durch Karl IV.

E. Theuner.

Otto, gen. das Kind, erster Herzog zu **Braunschweig** und **Lüneburg**, geb. 1204, † 1252, der einzige Nachkomme des jüngsten Sohnes Heinrichs des Löwen, Wilhelms von Lüneburg. Als dieser mit seinen Brüdern, dem Pfalzgrafen Heinrich und dem Könige Otto IV., die Ländergebiete ihres Vaters im J. 1203 zu Paderborn theilte, fiel ihm der östliche Theil derselben zu, dessen Mittelpunkt Schloß und Stadt Lüneburg bildeten. Bereits am 12. December 1213 starb Wilhelm und hinterließ seine Besitzungen seinem unmündigen Sohne Otto, dem man deshalb den Beinamen des Kindes gab. Bald darauf wurde Letzterer, da Kaiser Otto ganz ohne Nachkommen war und des Pfalzgrafen einziger Sohn schon am 25. April 1214 ins Grab sank, auch der voraussichtliche Erbe dieser, also der gesammten Gebiete und Rechte, welche aus dem großen Zusammenbruche der Macht Heinrichs des Löwen im J. 1181 noch gerettet waren. Als nächste Verwandte werden jene beiden Oheime die Vormundschaft über den Knaben geführt haben, dessen Mutter Helene, eine Tochter König Waldemars I. von Dänemark, welche noch im J. 1234 als lebend begegnet, die Interessen ihres Sohnes ebenfalls eifrig vertreten zu haben scheint. Nach dem Tode Kaiser Otto's (1218) fielen dessen Gebiete an den Pfalzgrafen; doch erhielt sein Neffe O. schon jetzt die Lauenburg, welche obwol zum Erbtheil seines Vaters gehörig ihm bis dahin vorenthalten worden war. Nicht immer streng auf den Vortheil seines Erben war Pfalzgraf Heinrich bedacht. Fast hundert Jahre wurde schon zwischen dem welfischen Hause und dem Erzbisthum Bremen über die Grafschaft Stade gestritten. Im J. 1219 verglich sich Heinrich mit dem Erzbischof Gerhard dahin, daß er sein Eigen und seine Rechte in der Grafschaft der Bremer Kirche schenkte und zum Entgelt dafür die ganze Grafschaft von dem Erzbischof zu Lehen erhielt, jedoch nur auf seine Lebenszeit. Später scheint ihn zwar das Abkommen gereut zu haben; denn er suchte auch diese Bremer Lehen seinem Neffen O. zu verschaffen. Es geschah dieses im Juli 1223, als er jenen in aller Form als seinen alleinigen Erben anerkannte. Zum sinnbildlichen Zeichen dafür nahm er in seiner Burg zu Braunschweig in Gegenwart und unter Zustimmung seiner Getreuen seinen Helm vom Haupte und übergab ihn seinem Neffen. In einer über diesen Vorgang aufgesetzten Urkunde wird Letzterer von Heinrich als heres noster et legitimus successor bezeichnet; die Eigengüter, vor allem die Stadt Braunschweig, wie auch die Lehen werden ihm übertragen und in Bezug auf letztere von Heinrich der Wunsch hinzugefügt, daß alle geistlichen Stifter, von denen er Lehen habe, dieselben jenem bestätigen möchten. Otto hat denn auch in der That schon vor dem Tode des Pfalzgrafen Regierungsrechte in den braunschweigischen Gebieten ausgeübt. Sein Oheim hielt sich überhaupt in den letzten Jahren seines Lebens von den öffentlichen Angelegenheiten fast gänzlich zurück. Er nahm auch nicht an den nordischen Streitigkeiten theil, in welche O. wohl besonders die nahe Verwandtschaft seiner Mutter mit dem dänischen Königshause geführt hat. Die Veranlassung zu diesen erneuten Kämpfen gab

die Gefangennahme des Königs Waldemar und seines Sohnes von Seiten des Grafen Heinrich von Schwerin im J. 1223. Da die Bedingungen, welche der Hochmeister des deutschen Ordens, Hermann v. Salza, als Vertreter des Kaisers 1224 in Betreff der Freigebung der Könige vereinbart hatte, von den dänischen Großen, insbesondere von dem Grafen Albrecht von Orlamünde, dem Schwestersohne Waldemar's, welcher zur Zeit das Reichsverweseramt über Dänemark führte, verworfen wurden, so kam es aufs Neue auf die Entscheidung der Waffen an. O. eilte dem Grafen Albrecht zu Hülfe, aber bei Mölln wurden die beiden zu Anfang des Jahres 1225 von Heinrich von Schwerin besiegt; Albrecht selbst gerieth in Gefangenschaft. Jetzt mußte Waldemar unter verschärften Bedingungen sich die Freiheit erkaufen (November 1225). Aber kaum hatte er dieselbe erlangt, als er schon wieder das Kriegsglück versuchte. Im Verein mit seinem Neffen Otto von Lüneburg drang er 1226 in Holstein ein, schlug die Grafen von Schauenburg und Schwerin, und eroberte Rendsburg. Im folgenden Jahre unterwarf er Dietmarschen. Der Tod des Pfalzgrafen Heinrich, der am 28. April 1227 erfolgte, rief O. nach Süden. Denn auf die Erbschaft desselben wurden jetzt auch von anderer Seite Ansprüche erhoben. Der Pfalzgraf hatte zwei Töchter hinterlassen: Irmgard, welche an den Markgrafen Hermann von Baden, und Agnes, welche seit 1225 an den Herzog Otto von Baiern vermählt war. Von Ersterer hatte König Friedrich II. schon vor 1220 ihren Antheil an dem welfischen Erbe käuflich an sich gebracht. Auf Grund dieses Kaufes suchte jetzt König Heinrich als Stellvertreter seines in Italien weilenden Vaters seine angeblichen Rechte auf die Stadt Braunschweig, den Hauptstützpunkt der welfischen Macht, geltend zu machen. Mit gleichen Forderungen trat für seinen Sohn Otto Herzog Ludwig von Baiern hervor. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß dieses Hervorkehren rechtlicher Ansprüche dem gewaltsamen Vorgehen gegen Otto von Lüneburg nur einen scheinbaren Rechtsgrund verleihen sollte. Aber Letzterer gerieth hierdurch in der That in die äußerste Bedrängniß. Dazu kam, daß Erzbischof Gerhard von Bremen die Grafschaft Stade als erledigtes Lehen einzog, daß in den Städten Göttingen und Braunschweig sich ein starkes Streben nach Reichsunmittelbarkeit bemerkbar machte. Beide Städte ließen Abgesandte des Kaisers in ihre Mauern. Doch gelang es O., sich zunächst der Stadt Braunschweig zu versichern. Vom Kloster Riddagshausen aus drang er in das Weichbild des Hagens ein und gewann dann, wie es scheint, hauptsächlich durch Verbriefung städtischer Rechte die ganze Bürgerschaft auf seine Seite, so daß die Fremden die Stadt verlassen mußten. Auch nach Göttingen richtete er zu gleichem Zwecke ähnlich lautende Verheißungen. Hierdurch glaubte O. die schlimmste Gefahr für seine braunschweigischen Besitzungen bereits abgewandt zu haben. Denn bald darauf treffen wir ihn wieder auf dem nordischen Kriegsschauplatze. Ein großer Bund hatte sich im Sommer 1227 in Lübeck gegen König Waldemar gebildet, auf dessen Seite von den deutschen Fürsten nur O. getreten war: Erzbischof Gerhard von Bremen, Herzog Albrecht von Sachsen, die Grafen Adolf IV. von Holstein-Schauenburg, Heinrich von Schwerin und Heinrich von Werle, die Bürger der Stadt Lübeck u. a. Am 22. Juli 1227 kam es bei Bornhöved zu einer heißen Schlacht, in welcher die Dänen unterlagen und O. in die Gefangenschaft des Grafen Heinrich von Schwerin fiel. Das war für alle diejenigen der geeignete Augenblick hervorzubrechen, welche die Gewalt des welfischen Hauses von sich abzuschütteln oder aus dem gänzlichen Zusammenbruche seiner Herrschaft sich zu bereichern trachteten. Auch König Heinrich und der Herzog von Baiern rückten mit Heeresmacht in Sachsen ein und lagerten vor Braunschweig, das von den beiden jungen Markgrafen Otto und Johann von Brandenburg, mit deren Schwester Mechthild O. verlobt

war, wirksam unterstützt wurde. Ohne jeden Erfolg mußten die Feinde das Land wieder verlassen. Um die Wende des Jahres 1228 auf 1229 erlangte O. unter annehmbaren Bedingungen nach dem Tode des Grafen Heinrich von Schwerin von dessen Sohne Günzel, dem er insbesondere seine welfischen Lehen bestätigen mußte, die Freiheit zurück, nachdem er auch dem Herzoge Albrecht von Sachsen als Preis seiner Zustimmung das Schloß Hitzacker eingeräumt hatte. Der Zustand, in dem er sein Land antraf, war nichts weniger als glänzend. Es galt, die Feinde im Innern, den heimischen Adel, der wie die Herren von Wolfenbüttel u. A. der welfischen Hoheit sich zu entziehen suchte, niederzuhalten und die Feinde von Außen abzuwehren, welche wie der Erzbischof von Magdeburg und der Bischof von Halberstadt die innere Zwietracht zu schüren und einen Gebietstheil nach dem anderen sich anzueignen strebten. Unter diesen Umständen war es ein schwer erreichbares Ziel, das O. vorschwebte: die volle Erhaltung und dauernde Festigung des ihm überkommenen Erbes, die Bildung eines kräftigen Territorialstaates. Mit umsichtiger Klugheit und ruhiger Beständigkeit hat er diese Aufgabe begonnen und, da er allen Verlockungen waghalsigen Ehrgeizes vorsichtig auswich, auch glücklich zu Ende geführt. Zunächst suchte er vor Allem mit seinen Nachbarn in ein gutes Verhältniß zu treten. In die Zeit dicht nach seiner Freilassung fällt seine Heirath mit Mechthild, der Tochter des Markgrafen Albrecht II. von Brandenburg, welche die schon bewährte Freundschaft mit den Askaniern aufs Neue festigte. Ende des Jahres 1229 schloß er dann mit dem Erzbischofe von Magdeburg und dem Bischofe von Halberstadt Frieden; er erreichte, daß die Burg Walbeck, die eine stets drohende Gefahr für seine östlichen Länder gewesen sein würde, nicht wieder aufgebaut und in ihrer Nähe keine neue Burg errichtet werden durfte. Bald darauf (1232) gewann er aus der Hand der Kaiserlichen Göttingen wieder, dessen Rechte und Freiheiten er feierlich bestätigte. Etwa um dieselbe Zeit erhielt er von der Aebtissin Bertha von Gandersheim die Lehen ihres Stiftes und von dem Abte Gerhard von Werden die Vogtei über die Stadt Helmstedt. Die Lehen, welche der Pfalzgraf von der Verdener Kirche innegehabt, hatte ihm noch während seiner Gefangenschaft seine Mutter Helene von dem Bischofe Iso ausgewirkt; auch mit dem Erzbischofe von Mainz, dem er die Klöster Homburg und Bursfelde abtrat, wie mit dem Bischofe von Hildesheim kam er in gutes Einvernehmen. Die Wittwe des Pfalzgrafen, Agnes, trat ihm Celle ab, später auch den Zehnten aus den Goslarer Bergwerken. Nur nach einer Seite hat er mit den Waffen seine Ansprüche geltend zu machen gestrebt; dem Erzbischofe von Bremen suchte er, als derselbe mit den Stedingern in Fehde lag, mit Gewalt die Stader Grafschaft zu entreißen. Als dann gegen die Stedinger Bauern als Ketzer ein Kreuzzug gepredigt wurde, ließ sich zwar auch O. bereden, das Kreuz zu nehmen, aber nicht bewegen, den Erzbischof gegen seine Feinde zu unterstützen. Er suchte vielmehr auch später, wenn auch ohne wesentlichen Erfolg, sein Ziel gewaltsam zu erreichen und lud dadurch sogar den Bannspruch der Kirche auf sich, der vom Papste bestätigt wurde. Von diesem Streite abgesehen, war O. fast ganz auf friedlichem Wege durch geschickte Verhandlungen zu einer gesicherten Machtstellung gelangt, die unwillkürlich auch die Augen Fremder auf ihn lenkte. Inzwischen war Kaiser Friedrich II. aufs Neue mit dem Papste Gregor IX. zerfallen und in den Bann gethan. Gregor suchte einen Gegenkaiser gegen ihn aufzustellen, und von Anfang an scheint er für diesen Zweck O. ins Auge gefaßt zu haben. In einem eindringlichen Schreiben an die Wittwe des Grafen von Schwerin hatte er sich schon 1228 in erfolgreicher Weise für dessen Freilassung verwandt. Die Familienüberlieferungen, die nahen Beziehungen Otto's zum englischen Königshause, das dem mit dem Kaiser befreundeten Frankreich als Todfeind gegenüberstand, ließen den

Papst in ihm den rechten Mann für seine Pläne erkennen. Der Cardinal Otto de Carcere Tulliano kam Anfang 1229 nach Deutschland, um hier in diesem Sinne zu wirken und auch wohl um den Welfen für diese Absichten zu gewinnen Auch König Heinrich III. von England scheint dieselben kräftig unterstützt zu haben. Dennoch zeigte sich O. durchaus abgeneigt ein derartiges verwegenes Spiel zu wagen. Unsicheren, wenn auch noch so glänzenden Hoffnungen zu Liebe war er nicht gewillt, seinen mühsam zusammengehaltenen und vom Kaiser noch nicht einmal anerkannten Besitzstand zu gefährden. Das Geschick Otto's IV., der unter weit günstigeren Bedingungen solch' einen Kampf aufgenommen hatte, stand ihm warnend vor Augen; er soll gesagt haben, er wolle nicht wie sein Oheim Otto sterben. Sein Ehrgeiz war auf erreichbare Ziele gerichtet; er wollte eine festgegründete Hausmacht als selbständiges Glied dem Organismus des Reiches einfügen. Das war aber nicht gegen, sondern nur mit Willen des Kaisers möglich. In diesem Sinne scheint er die Verhandlungen mit dem Papste wie mit König Heinrich, den er 1230 selbst in England aufsuchte, geführt zu haben. Er bat den Papst, sich für seine Aussöhnung mit dem Kaiser bei diesem, wie bei den deutschen Fürsten zu verwenden, und Gregor, der inzwischen mit dem Kaiser Frieden geschlossen hatte, versprach ihm die Erfüllung seines Wunsches. Auch eine Anzahl deutscher Fürsten schickte 1234 den Edlen Albrecht von Arnstein zum Kaiser nach Italien mit der Bitte, er möge den Welfen wieder in seine völlige Gnade aufnehmen. Auch die Vermählung Friedrichs II. mit Isabella II., der Schwester des Königs von England, welche ebenfalls um diese Zeit erfolgte, näherte ihn dem Kreise Otto's. Dazu kam dann der Wunsch, einen Mann der unter Umständen immerhin noch ein äußerst lästiger Gegner werden konnte, lieber zum Freunde als zum Feinde zu haben, zumal jetzt wo sein eigener Sohn Heinrich in Verbindung mit den lombardischen Städten sich offen gegen ihn auflehnte. Er setzte im September 1234 ein Schiedsgericht ein, das den Streit über die Erbgüter des Pfalzgrafen — bald darauf muß auch dessen zweite Tochter Agnes, Gemahlin des Herzogs von Baiern, ihre Anrechte dem Kaiser abgetreten haben — prüfen sollte. Doch das Urtheil wurde nicht abgewartet. Als der Kaiser kurz darauf selbst nach Deutschland kam, da erschien in der glänzenden Reichsversammlung zu Mainz am 21. August 1235 Otto von Lüneburg, beugte das Knie vor dem Kaiser und trug ihm seine Lande auf. Dieser übertrug sie auf das Reich und gab sie unter dem Sinnbilde der Fahne als ein in männlicher und weiblicher Linie erbliches reichslehnbares Ganzes, als das aus die Stadt Braunschweig und das Schloß Lüneburg mit allem Zubehör gegründete Herzogthum Braunschweig-Lüneburg, an O. zurück. Dann erhob er ihn, der bistang, wenn er thatsächlich auch landesfürstliche Rechte ausgeübt hatte, streng rechtlich doch nur die Stellung eines sächsischen Edelmanns gehabt hatte, zum Herzog und Fürsten und verlieh seinen Dienstleuten den Rang der Reichsministerialen. Der wirkliche Besitzstand Otto's und die Ausübung der Fürstenrechte in diesem Lande als einem selbständigen Herzogthum des Reichs, welchem er wiederum zur Lehnspflicht verbunden war, wurde für ihn, seine männliche und weibliche Nachkommenschaft hierdurch feierlich anerkannt. Die Prätension jenes Kaufes der Erbrechte von den Töchtern des Pfalzgrafen wurde in dem kaiserlichen Lehnbriefe zwar aufrecht erhalten, aber es verlautet nicht das Geringste von einer dem Kaiser hierfür gewährten Entschädigung; vielmehr gab dieser an O. sogar noch den Reichszehnten zu Goslar. Ein unleidlicher Zustand ward durch diesen Friedensschluß, der beide Theile in gleicher Weise befriedigte, beseitigt, thatsächlichen Verhältnissen auch äußerlich die rechtmäßige Form gegeben und endlich auf immer der alte Haß getilgt, „de tange gewesen hadde twischen deme rike unde deme stechte van Bruneswic“. So sehr freute sich der Kaiser,

dem Reiche ein neues Fürstenthum gewonnen zu haben, daß er Befehl gab, dieses Ereigniß in alle Jahrbücher einzutragen, und dasselbe Tags darauf durch ein großes Fest feierte. Es war ein nicht unbeträchtliches, im Ganzen wol zusammenhängendes Gebiet, welches Otto, der den auch schon früher gebrauchten Titel eines Herzogs von Braunschweig nun durchgehends führte, jetzt unter seiner Herrschaft vereinigte. Dasselbe noch weiter abzurunden und seine Machtbefugnisse in ihm zu vermehren, war das Ziel, das er nach wie vor mit gutem Glücke und großem Geschicke verfolgte. Zwar war das Bisthum Hildesheim, über welches noch Pfalzgraf Heinrich ein gewisses Schutzrecht inne gehabt hatte, ausdrücklich der herzoglichen Gewalt Otto's entzogen und der seines eigenen Bischofes unterstellt. Dafür gelang es ihm aber, mit dem Erzbischofe von Bremen wegen der Grafschaft Stade 1236 ein friedliches und nicht ungünstiges Abkommen zu treffen, nachdem er noch im Jahre vorher vergeblich die Stadt Bremen belagert hatte. Er erhielt außer einer nicht unbedeutenden Geldsumme die Inseln Gorieswerder und Finkenwerder und die Gaue Hittfeld und Hollenstedt; er verzichtete dafür auf die sonstigen Lehngüter, nicht aber auf sein Eigenthum in der Grafschaft. Auch die Lehen, welche sein Großvater vom Erzstift Mainz besessen hatte, erhielt er mit Ausnahme einiger Vogteien 1241 wiederum verliehen. Einen bedeutenden Machtzuwachs erlangte O. durch den Ankauf umfangreicher Güter und Rechte von verschiedenen edlen zumeist vor dem Aussterben stehenden Geschlechtern. So erstand er von Siegfried, dem letzten Grafen von Osterburg und Altenhausen, seine im Lüneburgischen und in der Grafschaft Stade gelegenen Besitzungen, von Heinrich, dem letzten der Grafen von Lauenrode, die ihm bereits früher die Stadt Hannover (1241) u. a. abgetreten hatten, im J. 1248 dessen gesammtes übriges Erbgut. Der Edelherr Heinrich von Homburg übergab ihm 1247 sein Schloß Lauenstein und empfing es als Lehen von ihm zurück. Mit den Grafen von Everstein, welche lange Zeit politische Widersacher der Welfen gewesen waren, schloß er schon 1235 einen engen Freundschaftsvertrag. Von dem Stifte Quedlinburg erkaufte er sich 1247 die Belehnung mit der reichen Mark Duderstadt. Ganz besonders aber suchte O., wie schon sein Großvater Heinrich der Löwe, seine Herrschaft durch kluge Förderung der Städte zu stützen und zu erweitern, da er sehr wol erkannte, daß gerade in ihnen eine gesunde Territorialpolitik den kräftigsten Rückhalt besaß. Das hatte er schon 1228 und 1229 zu entscheidender Stunde in der Stadt Braunschweig erfahren, welche die ihr gewidmete Fürsorge durch treue Anhänglichkeit in wirkungsvollster Weise dankte. Ebenso hat er auch andere Städte durch Verleihung und Bestätigung wichtiger Privilegien sich zu verbinden gewußt. So erhielten noch Göttingen (1232), Osterode (1239), Hannover (1241), Münden (1246), Lüneburg und Duderstadt (1247) ihr nachweislich erstes Stadtrecht von Herzog Otto. Auch seine politischen Verbindungen wußte dieser geschickt zum Vortheil seiner Städte zu benutzen. Von König Waldemar von Dänemark erwirkte er den Bürgern von Braunschweig Zollfreiheit und Befreiung von der Ausübung des Strandrechtes (1228); ähnliche vortheilhafte Rechte verschaffte er ihnen von dem Könige Heinrich von England (1230). Ebenso hatte er 1239 dem Lüneburger Handel mit Hamburg durch Aufhebung der Abgaben der Hamburger Kaufleute eine wesentliche Erleichterung gebracht. Nur auf die Sammlung der inneren Kräfte seines Landes bedacht, führte O. seit dem Jahre 1235 eine überwiegend friedliche Regierung. Haushälterisch hat er gewirthschaftet, auch den geistlichen Stiftungen gegenüber im Ganzen eine weise Sparsamkeit bethätigt. Nur in fremder Sache hat er noch bisweilen in kriegerische Unternehmungen sich eingelassen, sein eigenes Land dagegen von deren Drangsalen stets sorgsam frei zu halten verstanden. Ein frommes Gelübde und der Wunsch

dem hartbedrängten deutschen Orden Hilfe zu leisten, nicht minder wol auch der Einfluß des neuen Ordenshochmeisters Konrad von Thüringen, dessen Neffe mit Otto's zweiter Tochter Helene vermählt war, veranlaßten ihn, 1239 mit einer stattlichen Heerschaar nach der deutschen Nordostmark aufzubrechen. Hier wurde gerade die erst vor Kurzem von dem Orden eroberte Burg Balga, welche am frischen Haff gelegen den Zugang zum Nordosten beherrschte, von den Preußen auf das Hartnäckigste belagert. Die Ankunft des Herzogs rettete die deutschen Ritter aus verzweifelter Lage; im Verein mit der Besatzung der Burg brachte er den Belagerern eine vollständige Niederlage bei, welche für die Festigung des Ordens in jenem Gebiete von den wichtigsten Folgen war. Im Herbst 124[illegible] kehrte O. wieder in die Heimath zurück. Im folgenden Jahre nahm er mit anderen Fürsten auch gegen die Mongolen das Kreuz, die damals unter Batu's Führung ganz Deutschland mit Mord und Verwüstung bedrohten. Doch machte die plötzliche Umkehr der wilden Schaaren die Ausführung des gelobten Kriegszuges unnöthig. Etwa um dieselbe Zeit eilte er auch den Markgrafen von Brandenburg, seinen Schwägern, gegen den Erzbischof von Magdeburg und den Markgrafen von Meißen zu Hilfe. Der Feldzug, den O. mit anderen Fürsten für den König Wenzel von Böhmen gegen dessen Sohn Ottokar antrat, wurde schon unterwegs eingestellt, da der Zwist inzwischen in friedlicher Weise vermittelt war. Die letzte Fehde des Herzogs wurd 1251 gegen die Edlen v. Berge unternommen, die sich in Eschwege große Uebergriffe erlaubt hatten und von O. nach Eroberung des Städtchens verjagt wurden. So lange Kaiser Friedrich II. lebte, hielt Otto treu an diesem fest, ohne sich, wie es scheint, um die Fragen der Reichspolitik im Ganzen sonderlich zu kümmern. Mehr wurde er in diese in seinen letzten Jahren hineingezogen, als Wilhelm von Holland, der zum Gegenkönige des Staufers Konrad IV. gewählt war, mit ihm in nahe verwandtschaftliche Beziehung trat. Wohl schon im J. 1251 wurde die Verlobung Wilhelms mit Otto's dritter Tochter Elisabeth geschlossen. Offenbar geschah dies von dem Könige in der Absicht, durch diese Verbindung mit dem mächtigen und angesehenen Fürsten in Niedersachsen festen Fuß zu fassen. Am 25. Januar 1252 wurde zu Braunschweig die Hochzeit des Königspaares mit großer Pracht gefeiert. Zwei Monate später unterwarfen sich Wilhelm ebenfalls in dieser Stadt der Herzog Albert von Sachsen und die Markgrafen Johann und Otto von Brandenburg. Wir dürfen gewiß einen nicht unwesentlichen Theil dieses Erfolges, dem andere sich anschlossen, dem Herzoge O. zuschreiben. Gerade als er sich anschickte die Reichsversammlung zu Frankfurt zu besuchen, raffte ihn ein plötzlicher Tod am 9. Juni 1252 dahin. Sein Grab wird in Braunschweig und in Lüneburg, mit besserem Grunde jedoch an ersterem Orte gesucht. Otto hinterließ seinen Nachkommen ein wohlgefügtes und gesichertes Territorium. Leider verstanden diese es nicht, das mit großer Mühe weise zusammengebrachte Erbe in seiner Gesammtheit zu erhalten. Schon die Söhne Albrecht der Große (s. d.) und Johann schritten 1267 zur Theilung ihrer Anfangs zusammen verwalteten Lande und die späteren Nachkommen sind auf diesem verderblichen Wege immer weiter fortgeschritten. Eine größere Machtentfaltung wurde dadurch dem welfischen Hause Jahrhunderte lang unmöglich gemacht. Otto's Wittwe Mechthild lebte zumeist in Lüneburg, das ihr, wie es scheint, zum Leibgedinge ausgesetzt gewesen ist. Nur ihr Todestag ist bekannt, der 10. Juni; das Jahr ist unsicher, doch frühstens 1263. Außer den beiden genannten Söhnen hatte sie ihrem Gatten noch acht Kinder geboren, drei Söhne und fünf Töchter. Der älteste von allen Söhnen Otto starb vor dem Vater, am 16. Januar 1247; die beiden jüngsten wurden Geistliche: Otto 1261 Bischof von Hildesheim († 1279), Konrad 1269 Bischof von Verden († 1300). Von den Töchtern heirathete Mathilde den

Grafen Heinrich den Fetten von Anhalt († 1266) und starb als Aebtissin zu Gernrode nach 1295. Die zweite Tochter Helene war mit dem Landgrafen Hermann II. von Thüringen, dem Sohne der h. Elisabeth, verlobt, nach dessen Tode (1241) sie um 1246 dem Herzoge Albrecht I. von Sachsen-Wittenberg die Hand reichte; sie starb am 6. September 1273. Elisabeth heirathete, wie schon erwähnt, König Wilhelm von Holland und starb am 6. Juni 1266. Adelheid vermählte sich mit dem Landgrafen Heinrich I. von Hessen und starb im Juni 1274. Agnes war zuerst Canonissin zu Quedlinburg und heirathete dann den Fürsten Wizlaw II. von Rügen († 1302), den sie überlebte.

Vgl. außer den braunschw. Landesgeschichten und den einschlagenden Behandlungen der Reichsgeschichte G. H. Oesterley, Geschichte des Herzogs Otto I., mit dem Beinamen das Kind von Braunschweig, Göttingen 1786.

P. Zimmermann.

Otto der Strenge (strenuus), Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, geb. um 1266, † 1330, Sohn Herzog Johanns und seiner Gemahlin Liutgard, einer Tochter des Grafen Gerhard I. von Holstein, erbte, da sein einziger Bruder Heinrich die geistliche Laufbahn einschlug, den ganzen lüneburgischen Antheil, welchen Johann bei der 1267 mit seinem Bruder Albrecht vorgenommenen Theilung der Lande ihres Vaters, Herzog Otto's des Kindes, sich ausgewählt hatte. Da O. beim Tode seines Vaters († 13. December 1277) noch unmündig war, so leitete als sein Vormund zuerst Herzog Albrecht, nach dessen Absterben aber (15. August 1279) ein anderer Oheim, Bischof Konrad von Verden, die Verwaltung des Landes. Im J. 1282 übernahm O. sie selbst. Seine Regierung ist von einer Reihe von Fehden erfüllt gewesen, die höherer, politischer Gesichtspunkte fast durchgehends entbehrten und zumeist nur auf Grenz- und Besitzstreitigkeiten mit den Nachbarn hinausliefen. Die häufigen Gebietstheilungen und die dadurch bewirkte Ohnmacht des welfischen Hauses zwangen seine Fürsten, unter denen in der nächsten Zeit keine bedeutend hervorragende Persönlichkeit erwuchs, abseits der großen entscheidenden Fragen des Reichs ein politisches Sonderleben zu führen. Auch eine Geschichtsschreibung hat sich unter diesen Umständen nicht entwickeln können; wir müssen die geschichtlichen Vorgänge vor allem aus den Urkunden mühsam zusammenstellen, die uns über die inneren Zusammenhänge und die treibenden Kräfte der Ereignisse nur zu häufig im Dunkel lassen. Dies hat schon für O. volle Geltung, bei dem uns nicht selten der eigentliche Zweck seiner Fehden und Bündnisse vollständig unklar bleibt. — Die schon unter seinen Vorgängern mit dem Stifte Hildesheim bestandenen Streitigkeiten setzten sich auch während seiner Herrschaft fort. Graf Gerhard v. Hallermund hatte 1282 ohne Genehmigung seines Lehnsherrn, Bischof Siegfrieds II. von Hildesheim, das Schloß Hallermund mit der Hälfte seiner Besitzungen an Herzog O. verkauft. Es kam zu einem Streite mit dem Bischofe, der zum Schutze seines Gebietes das Schloß Ruthe erbaute und O., der das bischöfliche Schloß Hude zerstörte, in den Bann that. Am 16. December 1283 kam es dann zu einer Sühne, in welcher Siegfried den Herzog vom Banne frei sprach und ihm die Belehnung mit Hallermund zusagte, O. aber dem Bischofe die Stadt Hannover und die Burg Lauenrode auftrug, um sie als Lehen von ihm zurückzuempfangen. Einen neuen Anlaß zum Kampfe gab O. später durch die Erbauung des Schlosses Calenberg, welches das Stift Hildesheim bedrohte. Die Vettern Heinrich und Albrecht von Braunschweig und der Markgraf Hermann von Brandenburg zogen O. zu Hilfe, und es gelang diesem in dem mit dem Bischofe geschlossenen Frieden den Calenberg, der später einer Linie seines Geschlechts den Namen geben sollte, zu behaupten. Als er sich aber nach dem Tode Siegfrieds (1310) weigerte, seinem Nachfolger, dem Bischofe Heinrich, wegen

Hannovers u. s. w. den Lehenseid zu leisten, mußte er sich doch nach längerem Strei… der Forderung des Letzteren fügen. Auch mit dem Widerstande der eigene… Untersassen, welche die milde Herrschaft seines Vaters verwöhnt haben mocht… hatte O. zu kämpfen. Als er, wol im J. 1284, gegen die Markgrafen v… Brandenburg zu Felde zog, weigerten sich seine Ritter, vor allem die Bur… mannen von Lüneburg, zu streiten, bevor er ihnen nicht ihre Privilegien bestät… habe. Wohl oder übel mußte er ihre Wünsche erfüllen. Als aber die Feh… siegreich beendet war, entzog er den Rittern ihre Lehen und jagte die, welche … zur Wehr setzten, aus dem Lande. Diese fanden Zuflucht bei dem Herzo… Albrecht II. von Sachsen-Wittenberg, der als Vormund seiner Sachsen-Lau… burg'schen Neffen wegen des Schlosses Bleckede mit O. in Zwist war. Da Letzterer ab… den Beistand des Erzbischofs von Bremen und des Bischofs von Verden gewann, … mußte sich Albrecht 1287 zum Frieden verstehen, in welchem die Entscheidung üb… Bleckede dem Urtheilsspruche König Rudolf's überlassen wurde, die Ritter ihre Leh… zwar wieder erhielten, ihr Bündniß mit Herzog Albrecht aber und ihren Widersta… gegen O. aufgeben mußten. Das sg. „ridder-orlog" war damit beendig… Eine Fehde, die O. 1299 mit dem Bischof Ludolf von Minden gegen d… Grafen Johann v. Wunstorf führte, verschaffte ihm die Hälfte der Lehen, welc… die Grafen von der Mindener Kirche besessen, mit Ausnahme der Stadt Wunst… selbst. Schon früher (1293) hatte ein Vorgänger Ludolfs ihn mit der Häl… von Nienburg belehnt. Im Verein mit dem Markgrafen von Brandenburg e… oberte O. die nördlichen Besitzungen Herzog Heinrich's des Wunderlichen, Brom… Vorsfelde u. s. w., und bei der Theilung erhielt er 1309 den Hasenwinkel un… Stellfelde. Zugleich versprachen die Markgrafen das Schloß Hitzacker zu brech… Daß dies nicht geschah, ist wol der Grund gewesen, daß O. am 8. September 131… dem großen Bündnisse beitrat, welches unter Führung König Erich's von Dän… mark gegen den Markgrafen Waldemar und die Stadt Stralsund geschlo… war. Auch nahm Otto's gleichnamiger Sohn im folgenden Jahre an der Be… lagerung Stralsund's theil. Trotz des Sieges aber, den der Feldherr der Ver… bündeten, Fürst Heinrich von Meklenburg, bei Schulzendorf über Waldema… davontrug, mußten diese die enge Umschließung der Stadt, da ihre Flotte v… der der Gegner eine Niederlage erlitt, aufgeben. Am 25. November 1317 wurd… zu Templin Frieden geschlossen. Zwar wurden hier auch über einen gütlich… Ausgleich wegen Hitzacker's Bestimmungen getroffen, doch blieb das Schloß, d… die Lüneburger Herzöge erst um 1330 erwarben, vorläufig noch befestigt in de… Markgrafen Besitz. Andere zahlreiche Streitigkeiten, wie mit der Stad… Hannover u. s. w., können wir hier übergehen. Sie hatten insgesammt haup… sächlich die Folge, daß der Herzog, um die Kosten der Kriegszüge aufzubringen… zu umfangreichen Verpfändungen von Schlössern, Gütern und Rechten schrei… mußte. So wurde z. B. 1306 Lichtenberg an verschiedene Adelige, 13… Hallermund, halb Eldagsen und der Zoll zu Hannover an die v. Salder ver… pfändet u. s. w. Trotzdem fehlten O. die Mittel nicht, wo es galt, sein Länder… gebiet durch Ankäufe zu erweitern. Von dem Grafen Otto von Oldenburg… seinem Schwager, erstand er am 30. Januar 1302 die Grafschaft Wölpe; d… Belehnung mit derselben erlangte er vom Bischofe von Minden 1304. Gege… eine Leibrente überließ ihm 1303 Graf Nicolaus v. Dannenberg den größt… Theil seiner Grafschaft. Im J. 1308 kaufte er von dem Markgrafen Waldema… von Brandenburg Bleckede mit Schloß und Zoll, das diesem von dem Herzog… von Sachsen nicht lange vorher abgetreten sein muß. Dazu kam 1320 di… Grafschaft Lüchow, die ihm Graf Günther von Kefernburg verkaufte. — In der inneren Landesverwaltung war O. sorgsam auf die Aufrechterhaltung des Land… friedens bedacht; den Handel suchte er durch verschiedene Maßnahmen zu heben

und das Aufblühen seiner Städte kräftig zu fördern. Der Stadt Harburg verschaffte er 1288 von König Rudolf ihr Stadtrecht und im folgenden Jahre hat er selbst ein solches den Einwohnern von Dalenburg, 1299 denen von Celle verliehen. Insbesondere erfreute sich die Stadt Lüneburg seiner Gunst. So war es vorzüglich für sie ein großer Gewinn, daß er die dortige Münze, der er für den nördlichen Theil seines Fürstenthums das alleinige Münzrecht übertrug, nebst der Gerichtsbarkeit in Münzsachen 1293 den Ständen dieses Gebietes verkaufte. Für den südlichen Landestheil erhielt 1322 die Stadt Hannover durch einen gleichen Verkauf der Münze an die Stände ähnliche Vortheile. Den Zusammenhang mit seinen Stammesverwandten und die etwaigen Erbansprüche auf deren Länder suchte O. durch verschiedene Bündnisse und Erbeinigungen zu bekräftigen, wenn er auch gelegentlich, wie gegen Heinrich den Wunderlichen, mit dem er 1294 auch ein Bündniß geschlossen hatte, bald darauf wieder gegen eben dieselben in Fehde gerieth. 1292 machte er mit seinem Vetter Albrecht dem Fetten von Göttingen eine Erbeinigung, welche 1322 von ihm und seinem Sohne Otto, sowie von Albrecht's Söhnen Otto, Magnus und Ernst bestätigt wurde. O. vermählte sich 1288 mit Mathilde, der Tochter Herzog Ludwig's des Strengen von Baiern, einer Enkelin König Rudolf's, welcher selbst vom Papste die Dispensation zu der Ehe erwirkte. Bei der zwiespältigen Königswahl im J. 1313 schloß sich O. an seinen Schwager Ludwig von Baiern an, von dem er sich am 2. August 1315 mit den Reichslehen belehnen ließ. Die letzten Jahre verlebte er fast ganz von den Regierungsgeschäften zurückgezogen. Schon seit 1314 nahm an diesen sein zweiter Sohn Otto theil. Am 28. November 1315 traf dann O. mit Zustimmung seiner Gemahlin und Söhne und mit Beirath seiner Mannen Bestimmungen über die Erbfolge. Er setzte fest, daß nur seine Söhne Otto und Wilhelm im weltlichen Stande bleiben und ihm in der Regierung folgen sollten; jenem räumte er bereits jetzt mit Ausnahme von Lüneburg, Winsen und Celle seine sämmtlichen Schlösser ein. Nach seinem Tode sollten jene Beiden die Lande unter sich theilen. Die anderen Söhne, Johann, der älteste von allen, welcher Scholasticus und zeitweise Verweser des Erzbisthums Bremen wurde († 1324), sowie Ludwig, der 1324 zum Bischof von Minden gewählt wurde und 1346 starb, entsagten am 6. December 1318 gegen eine Abfindung ausdrücklich allen Ansprüchen auf das Herzogthum. O. starb am 10. April 1330, nachdem ihm seine Gemahlin schon am 28. März 1319 im Tode vorausgegangen war. Beide wurden in der von O. neu erbauten St. Michaelis-Kirche zu Lüneburg beigesetzt. Außer den genannten Söhnen hatte O. auch eine Tochter Mathilde, die sich nach 1308 mit dem Fürsten Nicolaus II. von Werle vermählte und am 12. October 1316 verstarb, und von Gertrud von Winsen einen natürlichen Sohn, Ludolf von Lüneburg, der von 1326—1355 Propst von Medingen war. Trotz der Bestimmungen des Vaters ließen seine Söhne Otto und Wilhelm ihr Ländergebiet ungetheilt. Sie regierten gemeinsam, doch trat Wilhelm sehr hinter seinem Bruder zurück. Da Otto's einziger Sohn schon in den Kinderjahren in der Ilmenau ertrank, so starb mit Wilhelm, der seinen am 19. August 1352 verschiedenen Bruder um 17 Jahre überlebte und wie dieser nur Töchter hinterließ, die ältere Lüneburger Linie des Welfenhauses im Mannstamme aus. Um ihre Erbschaft entbrannte der sog. Lüneburger Erbfolgekrieg (s. u. Magnus, A. D. B. XX, 64). P. Zimmermann.

Otto mit dem Beinamen der Quade, d. i. der Böse, Herzog zu **Braunschweig** und **Lüneburg**, auch Herzog von Oberwald oder von der Leine genannt, Sohn Herzog Ernst's und dessen Gemahlin Elisabeth, einer Tochter des Landgrafen Heinrich II. von Hessen, erhielt, da seine beiden Brüder Ernst und Albrecht bereits vor des Vaters Tode (24. April 1367) verstorben waren,

das ganze Fürstenthum Göttingen, welches seinem Vater bei der Theilung v
17. April 1345 zugefallen war. Schon bei seinen Lebzeiten hatte Letzterer i
einen Theil der Regierungsgeschäfte überlassen. Seit er sie dann 1367 all
übernommen, bildet sein Leben eine fast ununterbrochene Kette wilder Fehde
in welche ihn nicht minder als die Zeitverhältnisse der eigene, unbändig-kam
lustige Sinn trieb. Bald war er im Streite nach allen Seiten. Nicht ohne Ei
wirkung Otto's wird wol schon die Auflehnung einiger Hildesheimischer Dien
mannen, wie der v. Oberg und v. Schwicheldt auf Wallmoden, der v. Steinbe
auf Bodenburg gegen den Bischof Gerhard geschehen sein. Denn als dieser 1
Wallmoden eroberte, verpfändete O. dem v. Oberg den Brunstein und zog m
Herzog Albrecht von Grubenhagen gegen den Bischof zu Felde. Er erober
Alfeld und erbaute dort eine neue Burg. Es gelang ihm auch Herzog Magn
auf seine Seite zu ziehen, mit welchem er am 31. März 1370 ein Bündniß u
eine Erbverbrüderung schloß. Den Grafen von Wernigerode, die wie d
Grafen von Regenstein auf Gerhard's Seite standen, entriß er die Harzbur
die sie von dem Grafen von Woldenberg in Pfandbesitz hatten, und zwang i
ihm dieselbe unterm 7. Juli 1370 urkundlich abzutreten, um sie zur Hälfte a
Lehen aus seiner Hand zurück zu empfangen. Eine Niederlage Otto's unter de
Woldenstein, wo er selbst kaum der Gefangenschaft der Bischöflichen entrann,
die eine Anzahl seiner angesehensten Ritter gerieth, führte Anfang 1371 zu
Friedensschlusse, in dem O. Alfeld, der Bischof die Gefangenen herausgab. Sch
zuvor, am 6. October 1370, hatte O. mit dem Bischofe auf Lebenszeit e
Bündniß geschlossen. Gleichen Rückhalt fand an O. der fehdelustige Adel i
Süden seines Gebietes, wo ein freches Raubritterthum dem Handel der thüringisch
Städte den empfindlichsten Schaden zufügte. Gegen dieses Treiben verband
sich 1371 die Städte Erfurt, Nordhausen und Mühlhausen, sie rückten vor de
Hanstein und verwüsteten die Gegend weit und breit; doch erlitten sie auf de
Heimzuge von O. eine vollständige Niederlage, die diesem reiche Beute un
schweres Lösegeld einbrachte. Bedeutsamer als diese Fehden waren die Kämpf
Otto's um die Regierungsnachfolge in Hessen, auf welche ihm der Tod Otto
des Schützen, des einzigen Sohnes Landgraf Heinrich's II. († 1366), Aussich
eröffnete, da er durch seine Mutter der einzige Enkel des Letzteren war, dess
Neffe Hermann aber sich dem geistlichen Stande gewidmet, wenn auch die Weihe
noch nicht erhalten hatte. Ein unbedachtsames Wort soll O. die Gunst seine
Großvaters entzogen haben. Hermann gab die geistliche Laufbahn auf, vermählt
sich 1368 mit Johanna, der Tochter des Grafen Johann von Nassau, und tra
seit 1370 seinem Oheime als Mitregent zur Seite. O. war nicht der Mann
seine ehrgeizigen Pläne ohne Weiteres aufzugeben. Er erbaute dicht an de
hessischen Grenze die Burg Sichelstein und suchte Verbindungen unter dem hessische
Adel. Es bildete sich in feindlicher Absicht gegen den Landgrafen der Ritterbund
der Sterner, an dessen Spitze O., sowie Graf Gottfried VII. von Ziegenhain
traten, dem jener am 3. August 1371 seine Schwester Agnes versprach und
1000 Mark als Brautschatz auf den demnächstigen Anfall von Hessen anwies.
Die Landgrafen, die dem Sichelstein gegenüber den Sensenstein errichteten und
sich vor Allem auf die Städte ihres Landes stützten, wiesen eine Gebietsabtretung
zurück. So begann denn 1372 ein wilder Kampf, der Anfangs von den Sternern
mit Glück geführt wurde. Doch gelang es den Landgrafen mächtige Bundesgenossen sich zu erwerben. Herzog Albrecht von Grubenhagen trat auf ihre
Seite, und mit den Markgrafen Friedrich, Balthasar und Wilhelm von Meißen,
Landgrafen von Thüringen, schloß Hermann am 9. Juni 1373 zu Eschwege eine
Erbverbrüderung, welche Kaiser Karl IV. am 13. December bestätigte, nachdem
er ihn wenige Tage vorher zu Prag auch mit der Landgrafschaft Hessen feierlich

belehnt hatte. In noch weitere Kreise drang der Streit durch die zwiespältige Erzbischofswahl von Mainz, wo 1373 Bischof Ludwig von Bamberg, ein Bruder jener Meißener Markgrafen, und Bischof Adolf von Speier, Graf von Nassau, sich gegenüber standen. Die Landgrafen unterstützten jenen, während O. am 29. August 1374 mit diesem ein Bündniß schloß, in dem er ihm in allen Kriegen gegen Hessen seine Hilfe zusagte. Der Erfolg der Letzteren scheint sehr gering gewesen zu sein. Da außerdem der Bund der Sterner in der Auflösung begriffen war und Otto's Hauptthätigkeit jetzt nach anderer Seite gezogen wurde, so zeigte er sich zum Frieden geneigt. Am 26. Februar 1375 vermittelte Herzog Albrecht eine Sühne, doch erst am 2. Juli willigte O. in den Frieden ein, in dem er das Schloß Allerberg und eine unbedeutende Geldentschädigung erhielt, nebst Mutter und Schwestern aber allen Ansprüchen auf Hessen, sowie auf den Nachlaß seines Großvaters entsagen mußte. Zur Aufgabe des Kampfes, welchen Bischof Adolf noch fortsetzte, wird O. vor Allem seine Theilnahme an den Braunschweig-Lüneburgischen Wirren veranlaßt haben. Am 26. Juli 1373 war nämlich Herzog Magnus II. gestorben, ohne daß es ihm gelungen wäre, das Fürstenthum Lüneburg gegen die Ansprüche der sächsischen Herzöge siegreich zu behaupten. Durch Vermittelung seiner Wittwe wurde am 25. September 1373 zwischen ihren unmündigen Söhnen und den Herzögen Wenzel und Albrecht von Sachsen ein friedliches Abkommen getroffen. Trotz des 1370 mit Magnus abgeschlossenen Bündnisses war O. seiner Verpflichtung, jenem Hilfe zu leisten, niemals nachgekommen, ja er hatte gelegentlich sogar nicht übel Lust gezeigt, seinen Feinden sich anzuschließen. Jetzt aber forderte er mit Berufung auf jenen Vertrag die Vormundschaft über die unmündigen Söhne Magnus', die von Rechtswegen ihrem Oheim Herzog Ernst zustand, offenbar nur in der Absicht seine eigene Macht auf Kosten des Erbes seiner Vettern rücksichtslos zu erweitern. Der Aufruhr in Braunschweig im J. 1374, welcher die Absetzung des alten Rathes, die Einsetzung eines neuen und die Ausstoßung der Stadt aus der Hansa zur Folge hatte, gab ihm eine bequeme Gelegenheit in Braunschweig festen Fuß zu fassen. Der neue Rath der Stadt, der fremden Schutzes dringend bedurfte, erhielt diesen am 27. Mai 1374 von O. gegen Zahlung von 1000 Mark zugesagt. Am 21. October schloß Letzterer auch mit Magnus' Söhnen einen Vertrag, in welchem sie seine Vormundschaft anerkannten. An demselben Tage nahm O. für sie das Schloß Wolfenbüttel aus den Händen der Stadt in Besitz. Mit sicherem Rechtstitel konnte O. nun als Herr im Lande schalten. Wie schon 1370 mit dem Bischofe von Hildesheim, so schloß er am 22. October 1374 auch mit dem von Halberstadt ein Bündniß. Dagegen wurde durch seine Einwirkung der sogenannte Lüneburger Erbfolgekrieg aufs Neue begonnen. Am 9. August 1376 kam dann ein von dem Bischof Gerhard von Hildesheim vermittelter Waffenstillstand zwischen O. und Herzog Albrecht von Sachsen zustande, der jedoch Ersteren von neuen Feindseligkeiten nicht abhielt. Als der Kaiser im folgenden Jahre in Tangermünde weilte, gab O. dem Bischof Gerhard am 6. Juni zu Haldensleben Vollmacht für sich und drei seiner Vettern, die Herzöge Friedrich, Heinrich und Otto mit den beiden Herzögen von Sachsen, sowie Magnus' viertem Sohne, dem Herzoge Bernhard, der zu diesen übergegangen war, eine Sühne zu stiften. Dies geschah unter Zustimmung des Kaisers am 12. Juni 1377. Danach sollten die Herzöge Friedrich, Heinrich und Otto ihre Ansprüche an das Fürstenthum Lüneburg aufgeben und dafür durch 10 Schlösser entschädigt werden, so daß von den Söhnen Magnus' nur für Bernhard die Aussicht auf Nachfolge in Lüneburg bestehen blieb. Da diese Sühne aber bis zum 1. August, wie ausgemacht war, wohl besonders wegen des Widerspruches Herzog Friedrich's nicht vollzogen wurde, so kam es am 24. und

25. October 1377 abermals in Gegenwart des Kaisers zwischen O. und der sächsischen Herzögen mit Ausschluß der Söhne Herzog Magnus' zu einem neuen Abkommen, nach welchem von Lüneburg nichts abgetreten werden und der Vertrag vom 25. Sept. 1373 und damit die Möglichkeit der Nachfolge in Lüneburg für Magnus' Söhne in Kraft bleiben sollte. So hatte sich O. nach allen Seiten Ruhe verschafft und konnte jetzt um so sicherer daran denken, seine Vettern bei Seite zu schieben und sich selbst als Herr in Braunschweig festzusetzen. Spottend nannte man Friedrich den Herrn ohne Land; unwillig ertrug dieser die drückende Leitung Otto's. Solcher Stimmung des jungen Fürsten entsprach vollständig die der Stadt Braunschweig, welche von Lüneburgischen, Hildesheimischen und Halberstädtischen Dienstmannen aufs schwerste bedrängt wurde und von O. nicht nur keinen Schutz, sondern vielmehr neue Unbilden erfuhr. Am 14. (13.) August 13.. wurde die Stadt wieder in die Hansa aufgenommen. Nachdem sie so einen festen Rückhalt gewonnen hatte, schloß sie am 3. März 1381 ein Bündniß mit dem Herzoge von Sachsen und Herzog Bernhard, welcher sich inzwischen mit Friedrich verständigt und mit ihm gemeinsam die Vormundschaft über ihre jüngeren Brüder übernommen hatte. Um den Anfang des August ergriff die Stadt offen gegen O. Partei. Zwar erlitt sie von ihm am Lindenberge vor Thiede eine Niederlage. Als aber Friedrich im Einverständniß mit der Stadt durch List das Schloß Wolfenbüttel aus Otto's Händen in seine Gewalt brachte und dann am 31. October mit der Stadt und den sächsischen Herzögen ein Bündniß schloß, mußte O. aus dem Lande weichen. Vergeblich erneute er den Kampf. Am 15. Juli 1383 sah er sich genöthigt, in aller Form auf das Braunschweiger Land zu verzichten; nur die ihm bei etwaigem Erlöschen des Mannesstammes zustehenden Erbrechte behielt er sich vor. Bald nachdem O. aus Wolfenbüttel vertrieben, suchte er eine Stütze bei seinem ehemaligen Gegner Hermann von Hessen. Am 2. October 1381 schlossen sie einen Vertrag, in welchem Hermann dem Herzoge die Schlösser und Städte Niederhessens, und dieser jenem die seines Fürstenthums Göttingen für den Fall eines kinderlosen Todes unter der Bedingung verschrieben, daß der Ueberlebende die Güter des Todten nur insgesammt und gegen Zahlung von 300 000 Mark den Erben herausgeben solle. Es stand dieses Versprechen Otto's im schroffen Gegensatze zu der 1370 mit Herzog Magnus geschlossenen Erbeinigung, die derartige Verpfändungen von Schlössern geradezu verbot. Hermann war damals noch kinderlos. Als er sich aber am 15. October 1383 zum zweiten Male vermählte, verringerte er dadurch sehr die auf jenen Vertrag gesetzten Hoffnungen Otto's. Es gelang daher dem Erzbischof Adolf von Mainz, der mit Hermann wegen verschiedener Punkte in Zwist war, ihn am 30. Juni 1384 in Treysa zu einem neuen Bündnisse gegen Hessen zu gewinnen, welchem sich im Februar des folgenden Jahres auch Markgraf Balthasar von Meißen anschloß. Zahlreiche Verbindungen hatte O. auch durch den Bund der Sichler, den er 1383 ins Leben gerufen hatte und dem u. A. Herzog Albrecht von Grubenhagen und die Bischöfe von Hildesheim und Paderborn beitraten. Auf Hermann's Seite dagegen stellten sich insbesondere die Herzöge Albrecht von Sachsen und Ernst von Braunschweig. Im Sommer 1385 fielen die Verbündeten in Hessen ein. Kassel wurde vergeblich belagert, aber Immenhausen zerstört, und dem Markgrafen Balthasar öffneten Eschwege und Sontra die Thore. Schon am 22. Juli 1385 wurde unter Vermittelung des Bischofs Heidenreich von Münster und des Grafen Engelbrecht von der Mark zu Burg Uffeln zwischen O. und Hermann der Friede vermittelt. Danach sollten die von Letzteren am 2. October 1381 getroffene Uebereinkunft und der Vertrag Otto's mit Mainz vom 30. August 1374 bestehen bleiben. Dazu behielt O. auch das Schloß Altenstein bei Allendorf in seinem Besitz. Gleichzeitig wurde auch

zwischen dem Erzbischof Adolf und Hermann eine Sühne errichtet, während der Kampf von dem Markgrafen Balthasar noch fortgesetzt wurde. O. gewann nun freie Hand, sich aufs Neue in die Streitigkeiten seiner Vettern in Braunschweig und Lüneburg einzumischen. Am 4. Februar 1386 schloß er mit den Herzögen Friedrich und Heinrich ein Bündniß, das hauptsächlich gegen die Stadt Braunschweig gerichtet war; einige Monate später (9. Juni) trafen sie Verabredungen, welche offenbar die Befreiung des Lüneburger Landes aus der Gewalt Herzog Wenzel's von Sachsen zum Ziele hatten. Der Plan gelangte nicht zur Ausführung, da bald darauf ein anderer Vergleich mit dem Ascanier getroffen wurde. Und als es wirklich zum Kampfe kam, war Otto's Thätigkeit schon längst wieder anderweit in Anspruch genommen. Denn am 28. März 1387 verbanden sich O., Balthasar und Adolf zu Eschwege nochmals gegen den Landgrafen Hermann. Doch verzögerte sich die Ankündigung der Fehde noch etwa ein halbes Jahr, weil O. in dieser Zeit mit der Stadt Göttingen in bitterem Hader lag. Zwischen ihr und dem Herzoge hatten seit längerer Zeit Zwistigkeiten bestanden, die einen immer ernsteren Charakter annahmen. Schon am 24. August 1382 hatte die Stadt zu ihrem Schutz mit Goslar, Hildesheim, Braunschweig, Lüneburg u. a. ein Bündniß geschlossen, aus dem später der große sächsische Städtebund erwuchs. Die Gewaltthätigkeiten des Herzogs hatten 1383 den Rath von Göttingen veranlaßt beim Erzbischofe zu Mainz Klage über den Fürsten zu führen. Dieser, der dem Landfrieden von Westfalen beigetreten war, forderte 300 Bürger der Stadt vor den bestellten Landrichter, Hans v. Gladebeck. Aber in der Besorgniß, diese ungewöhnliche Ladung sei in hinterlistiger Absicht geschehen, um die Stadt einige Zeit ihrer Wehrkraft zu berauben, hatten die Göttinger ihr keine Folge geleistet und an den Kaiser Berufung eingelegt. Die Feindseligkeiten steigerten sich, als König Wenzel am 10. März 1387 den westfälischen Landfrieden aufgehoben hatte. O. hatte sich mit Gewalt der Burg Grone bemächtigt, welche der Rath von Göttingen erworben hatte. Am 27. April 1387 kam es zu offener Absage der Stadt an den Herzog. Die Bürger verwüsteten sein in der Stadt gelegenes Schloß Balruz, eroberten die Burg Grone und trugen zwischen dieser und Rostorf auf dem Felde, das seitdem der Streitacker heißt, am 22. Juli 1387 über O. und seine Verbündeten einen glänzenden Sieg davon. An eben dem Tage belehnte König Wenzel die Stadt mit Grone, nachdem er ihr bereits einige Tage vorher (13. Juli) ihre Privilegien bestätigt hatte. Schon am 8. August söhnte sich daher O. mit der Stadt aus. Er trat ihr die Stätte der Burg Balruz ab und verlegte den herzoglichen Sitz nach Hardegsen, das er 1379 von den von Rostorf erhalten hatte. Inzwischen hatte Landgraf Hermann vergeblich versucht, Markgraf Balthasar auf seine Seite zu ziehen. Am 18. August 1387 wurde ihm von den Verbündeten die Fehde angesagt und im September begann der Krieg. Rotenburg, Melsungen, Gudensberg, Niedenstein wurden erobert. Kassel aber widerstand abermals allen Angriffen der Feinde. Als dann Balthasar durch seine Nichte Margarethe, die Gemahlin Hermann's, bewogen, sich von seinen Verbündeten trennte, schlossen diese noch im September einen Waffenstillstand mit Hermann. Im November desselben Jahres ist O. an der Pest schwer erkrankt, aber bald wieder genesen. Die Feindseligkeiten mit Hessen wurden 1388 zwar noch fortgesetzt, aber wesentliche Erfolge nicht erreicht. Nach dem Tode Adolf's von Mainz († 6. Februar 1390) bahnte sich zwischen Hermann und O. ein besseres Verhältniß an, das in der Verlobung von Otto's gleichnamigem Sohne mit Hermann's Tochter Elisabeth am 1. Juni 1390 auch äußerlich seinen Ausdruck fand. Am 30. September 1389 verband sich O. mit dem Abte von Corvey, Graf Heinrich von Everstein und Heinrich von Homburg gegen die Edlen von Lippe und die Stadt Holzminden. Der Verlauf der Fehde

ist nicht bekannt; doch müssen die Verbündeten nach späteren Thatsachen Holzminden erobert und getheilt haben. Einige Jahre darauf, am 13. December 1394 ist O. zu Hardegsen gestorben und dann in Wibrechtshausen bestattet. Nach einem Leben voll Streit und Fehde hat er auch im Tode den Frieden der Kirche nur mühsam erlangen können; erst die dringenden Bitten seiner Wittwe haben ihm von deren Bannspruche Befreiung erwirkt, den ihm die Zerstörung eines Gotteshauses zugezogen hatte. — Otto zeigt sich in seinen Tugenden und Lastern als ein echtes Kind seiner Zeit. Die Ritterschaft, welche er in Göttingen wiederholt zu glänzenden Turnieren um sich versammelte, pries seine Freigebigkeit und Gastlichkeit; ihr gefielen sein kampflustiger Sinn und der Vorschub den er ihrem wilden Fehdeleben leistete. Schwer aber hatten unter ihm die übrigen Stände, vor Allem die Städte zu leiden. Statt Schutzes erfuhren sie von ihm selbst Gewalt und Bedrückung der verschiedensten Art, so daß er ihnen leicht als der quade d. i. böse Herzog erscheinen konnte. In der Politik war O. ohne Beharrlichkeit und ohne Bedenken in der Wahl seiner Mittel, ihn beherrschte rücksichtslose Selbstsucht, die ihn nicht selten seinen Verbündeten und eigenen Verwandten gegenüber zu treulosem Handeln trieb. So ist auch seine Regierung für sein Land wie für sein Geschlecht ohne alle Frucht geblieben. — Otto war zweimal verheirathet. Seine erste Frau Mirislave, eine Tochter Johann's IV. von Holstein-Plön, die er um Anfang des Jahres 1358 heimführte, starb im J. 1376, ohne ihm Kinder zu hinterlassen. Er vermählte sich dann 1379 mit Margarethe, einer Tochter des Grafen Wilhelm von Berg, die erst am 18. Juni 1442 gestorben ist. Außer Otto dem Einäugigen (s. S. 685) gebar ihm diese noch einen Sohn, Wilhelm, der aber bereits früh (1391) verschieden ist, und zwei Töchter, Anna, die 1403 dem Markgrafen Wilhelm I. von Meißen, nach dessen Tode († 1407) aber 1413 dem Grafen Wilhelm II. von Henneberg-Schleusingen die Hand reichte und am 28. October 1426 starb, und Elisabeth, welche im Juli 1405 die Gattin Herzog Erich's von Braunschweig-Grubenhagen wurde.

P. Zimmermann.

Otto, mit dem Beinamen der Tarentiner, Herzog zu **Braunschweig** und **Lüneburg**, geb. 1319 oder 1320, † um 1399, ältester Sohn Herzog Heinrich II. gen. von Griechenland († vor dem 22. Sept. 1353) und dessen erster Gemahlin Jutta, einer Tochter des Markgrafen Heinrich I. von Brandenburg und Landsberg, gehörte dem Grubenhagenschen Zweige des Welfenstammes an und theilte in vollem Maße den jenem vorzugsweise angeborenen Zug nach dem Fernen und Abenteuerlichen. Früh lockte ihn sein frischer Thatendurst in die Fremde, da ihm das durch die wiederholten Landestheilungen des Geschlechts und die umfangreichen Verpfändungen seines Vaters stark zusammengeschmolzene dereinstige Erbe als ein zu geringes Wirkungsfeld erschien. Schon 1339 finden wir ihn am Hofe des Markgrafen Johann von Montferrat, an welchen ihn zunächst die verwandtschaftlichen Beziehungen seines Geschlechts zu dem der Montferrats und die beider Familien zu der der Paläologen in Constantinopel geführt haben werden. Er nahm hier hervorragenden Antheil an den Kämpfen Johanns, die zumeist gegen die kräftig aufstrebende Macht der Viscontis in Mailand gerichtet waren. In dem Kriege mit deren Verbündetem Reforza Tago, dem Seneschall von Neapel, hat O. 1345 bei Gamenaria durch muthiges Eingreifen den Sieg Johanns entschieden. Im J. 1352 begegnen wir O., der um diese Zeit aus dem deutschen Orden austrat, in Frankreich, wo er bei dem Könige Johann seiner Kriegstüchtigkeit halber in hoher Gunst stand. Derselbe setzte ihm einen Jahrgehalt von 4000 goldenen Schildthalern aus und schlichtete selbst einen Streit Otto's mit dem Herzoge Heinrich von Lancaster, einem Vetter König Eduards III. von England, als die beiden Gegner schon zum Zweikampfe

bereit standen. Auch die damals geschehene Vermählung Otto's mit Jolantha, der Tochter Berengars von Villaragut und Wittwe König Jakobs II. von Majorka († ? vor 1372), welche ihn in den Stand setzte, aus eigenen Mitteln ein Heer aufzustellen, ist wol zumeist durch Vermittlung des Königs zu Stande gebracht. 1354 ist O. schon wieder in Italien, wo er in Rom bei der Kaiserkrönung Karls IV. anwesend war. Dann hat er wieder an der Seite Johanns von Montferrat, dem der Kaiser u. A. das Reichsvicariat in Pavia übertrug, tapfer gegen die Viscontis gestritten, denen die Herrschaft über Asti gewaltsam entrissen wurde. Das J. 1364 brachte den Parteien Frieden, aber schon nach kurzer Zeit entbrannte der Krieg von Neuem. So große Stücke hielt Johann auf seinen treuen Waffengefährten, daß er ihn dicht vor seinem Tode zum Vormunde für seine drei unmündigen Söhne bestellte. Dieses Amt hat O. gewissenhaft verwaltet und im Einverständnisse mit dem Papste Gregor XI. und in Verbindung mit dem Grafen Amadeus von Savoyen u. A. alle Angriffe der Viscontis auf Asti glücklich zurückgeschlagen, ja denselben bei Duerse eine entscheidende Niederlage beigebracht und ihnen Coni genommen. Durch päpstliche Vermittlung erlangten die Viscontis jetzt Frieden; O. aber erhielt Ende 1374 nebst den Söhnen Johanns vom Kaiser Karl IV. das Reichsvicariat. Das Ansehen Otto's als Feldherr war durch diese Kriegszüge so bedeutend geworden, daß Papst Gregor der verwittweten Königin Maria von Armenien, die sich 1372 gegen das Andringen der Türken nach Hilfe und zugleich nach einem den schwierigen Verhältnissen des Landes gewachsenen Gemahl umsah, für diese Aufgabe keinen Geeigneteren als den Herzog von Braunschweig zu empfehlen wußte. Der Plan kam nicht zur Ausführung. Ob O. die Verpflichtung gegen die Waisen Johanns von Montferrat davon abgehalten, oder was sonst die Sache verhindert hat, ist nicht bekannt. Dagegen hat der Herzog einige Jahre darauf einen zweiten, nicht minder glänzenden Antrag angenommen. Derselbe wurde ihm von der Königin Johanna von Neapel, Gräfin von Provence, der Enkelin König Roberts v. N. († 1343) gemacht, welche in einem schicksalsreichen und keineswegs schuldfreien Leben bereits drei Gatten verloren hatte und jetzt in einem vierten Gemahle eine kräftige Stütze gegen die Anschläge suchte, welche Karl von Durazzo gegen ihren Thron im Schilde führte. Im J. 1376 reichte die geistreiche, trotz ihrer 49 Jahre noch immer schöne Fürstin dem tapferen Kriegshelden die Hand. Zwar wurde ihm der Königstitel nicht zugestanden, doch erhielt er das Fürstenthum Tarent, die Grafschaft Acerra und verschiedene Schlösser in der Provence angewiesen. Mit Tarent war auch das Fürstenthum Morea verbunden, das O. dem Johanniterorden verpfändete. Die nächsten Jahre verliefen hier für ihn, der seine einflußreiche Stellung zu einer vermittelnden Thätigkeit zwischen verschiedenen Parteien benutzte, im Ganzen friedlich, wenn ihn auch die Vormundschaft über die jungen Grafen von Montferrat in den oberitalischen Wirren vielfach in Anspruch nahm. Nach dem Tode Papst Gregors XI. († 27. März 1378) nahm die Ruhe aber ein schnelles Ende. Unter starker Einwirkung des italienischen Volkes wählten die Cardinäle den Erzbischof von Bari, der den Namen Urban VI. annahm, zum Papste; doch bald darauf wurde ihm ein Gegenpapst in dem Cardinal Robert von Genf, der sich Clemens VII. nannte, entgegengestellt. Johann wie O. waren über die Wahl des ihnen befreundeten Urban anfangs sehr erfreut, doch sein rücksichtsloses, hochmüthiges Benehmen entfremdete sie ihm bald. Er scheint die Absicht gehegt zu haben, Neapel und Sicilien an seine Verwandten zu bringen; jedenfalls wies er den ihm von O. vorgetragenen Wunsch einer Vermählung seines Mündels Johann von Montferrat mit Marie, der Erbin von Sicilien, wie auch den der Verleihung der neapolitanischen Königskrone an ihn selbst schroff zurück. Die

Folge war, daß Clemens, welcher sich Urban gegenüber mit Waffengewalt nicht behaupten konnte und nach Neapel floh, hier von Johanna auf das freundlichste aufgenommen wurde. Zwar mußte er dann auch hier vor dem Unwillen des Volkes nach Avignon entweichen. Doch hielt Johanna an ihm fest, und da die Ausgleichsversuche, die auch von O. selbst unternommen wurden, vergeblich waren, so erklärte Urban 1380 Johanna des Reichs für verlustig und ließ das Kreuz gegen sie predigen. Im folgenden Jahre krönte er Karl von Durazzo zum Könige von Neapel und Jerusalem. Um sich der französischen Hilfe zu versichern, hatte Johanna den Herzog Ludwig von Anjou zu ihrem Nachfolger ernannt und mit Genehmigung des Papstes Clemens an Kindesstatt angenommen. Ehe die Unterstützung von Frankreich eintraf, suchte Herzog O. im Verein mit seinem Bruder Balthasar, dem Markgrafen Johann von Montferrat, der mächtigen Familie der Sanseverinos u. A. den Feinden entgegenzutreten, doch der feige Verrath der italienischen Barone schwächte sein Heer, und er wurde zum Rückzuge genöthigt. Auch Neapel öffnete am 16. Juli 1381 Karl von Durazzo die Thore. Johanna floh nach Castello Nuovo, wo sie eingeschlossen wurde. Da O. fürchtete, daß seine Gemahlin sich hier nicht mehr lange werde halten können, so griff er mit noch unzureichenden Kräften im August Karl an. Er erlitt eine Niederlage und gerieth selbst nebst seinem Bruder Balthasar verwundet in Gefangenschaft. Nun mußte sich auch Johanna ergeben, für deren Rettung die französischen Schiffe zu spät an der italienischen Küste erschienen. Da die Fürstin auf ihre Rechte nicht verzichten wollte und Ludwig von Anjou mit einem Heere zu ihrer Befreiung nahte, so wurde sie am 22. Mai 1382 auf Anstiften Karls erdrosselt. O. wurde auf Altamuro in milder Haft gehalten und erlangte 1384 die Freiheit, nach den Einen als Geschenk Karls, nach Anderen in Folge gewaltsamer Entführung. Er ging nach Sicilien, von dort nach Avignon, wo er mit Marie, der Wittwe des inzwischen verstorbenen Ludwigs von Anjou, die Wiedereroberung Neapels für deren Sohn Ludwig II. plante. Als Karl von Durazzo bald nach der Besteigung des ungarischen Thrones 1386 gestorben war, gelang es O. mit Hilfe Sanseverinos der Wittwe Karls, Margarethe, und ihrem unmündigen Sohne Ladislaus das Königreich Neapel zu entreißen und sich selbst wieder in den Besitz von Tarent zu setzen. Doch erntete er für diese großen Erfolge schlechten Dank; statt seiner wurde Clement von Montjoie von Papst Clemens VII. und Marie von Anjou zum Generalcapitain des Königreichs ernannt. O. war über diese Zurücksetzung so entrüstet, daß er, der bislang stets treu bei der einmal ergriffenen Partei ausgeharrt hatte, 1388 in den Dienst der Gegner übertrat und sich jetzt für Ladislaus von Durazzo erklärte. Doch hier verließ ihn das Kriegsglück; ein Angriff auf Neapel mißlang, und O., dessen Erwartungen auch von der Durazzoschen Partei getäuscht waren, zog sich zurück. Erst 1392 ergriff er nochmals für Ladislaus die Waffen gegen die Sanseverinos, seine ehemaligen Verbündeten; er erlitt jedoch eine Niederlage und gerieth abermals in Gefangenschaft. Um das Lösegeld zu beschaffen, war er genöthigt, die Grafschaft Acerra zu versetzen. Seitdem ist O. in der Geschichte Italiens nicht wieder bedeutsam hervorgetreten; er scheint die letzten Jahre seines Lebens in seinem Fürstenthum Tarent in stiller Zurückgezogenheit verbracht zu haben. Um die Wende des Jahres 1398/99 ist er zu Foggia in Apulien gestorben und begraben. — Die gesammte Thätigkeit Otto's diente fast ausschließlich fremdländischen Interessen; für sein deutsches Vaterland war sie so gut wie verloren. Seit er dieses in den Jünglingsjahren verlassen, hat er es auf längere Zeit jedenfalls nie wiedergesehen. Dennoch hat er die Beziehungen zu seiner Heimath auch niemals gänzlich aufgegeben, und es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß er dieselbe in den Jahren 1388/89 in hohem

Alter noch einmal aufgesucht hat. Als sein Vertreter begegnet hier bis zum Jahre 1372 sein Bruder Balthasar, später sein Vetter Herzog Friedrich zu Osterode. Die Angabe, daß er 1366 seinen Antheil an Duderstadt dem Erzbischofe von Mainz verkauft habe, ist nicht glaublich. Dagegen läßt sich die Aufrechterhaltung seiner Anrechte an dem St. Blasien-Stifte zu Braunschweig bis in das Jahr 1398 erweisen. — O. von Tarent ist in den welschen Landen ein würdiger Vertreter des deutschen Ritterthums gewesen. Seine Kriegstüchtigkeit wie seine hohe persönliche Tapferkeit haben schon bei den Zeitgenossen die allgemeinste Anerkennung gefunden; rühmte man ihn doch als Sieger in nicht weniger als 40 Schlachten. Dabei war er eine ehrliche offene Natur, ein treu ausharrender Freund, unverzagt im Unglück und maßvoll im Glück. Sein großmüthiger Sinn zeigte sich besonders nach der Wiedereroberung Neapels, wo er es verschmähte, selbst an den treulosen Verräthern Vergeltung zu üben. — Das Vorbild Otto's ist für seine jüngeren Brüder bestimmend gewesen; bis auf Melchior, der erst das Bisthum zu Osnabrück, dann das zu Schwerin verwaltete († 1381), haben sie sämmtlich ihr Glück in der Fremde gesucht. Riddag erscheint schon 1357 an der Seite des Bruders in Italien, später am Hofe Kaiser Karls IV. Balthasar kam nicht vor 1372 nach Italien, wo er 1379 Jacobella, die Erbtochter des Grafen von Fondi, heirathete. 1381 in die Gefangenschaft Karls von Durazzo gerathen, wurde er geblendet; er ist nicht vor 1385 gestorben. Philipp heirathete die Wittwe König Hugos IV. von Cypern und wurde Connetable von Jerusalem. Auch Thomas, der Augustinermönch zu Nordhausen war, hat sich längere Zeit in Italien aufgehalten. Kinder hat keiner der Brüder hinterlassen.

Vgl. [H. A. Koch] Ottonis Tarentini vita et res gestae, Brunsvigae 1746. Dazu dessen Supplementa 1753. — W. Havemann im Vaterl. Archiv des hist. Vereins für Niedersachsen. Jahrg. 1843 S. 369—399. — J. Waschow, Herzog O. von Braunschw., Fürst von Tarent. Breslau 1874. — O. von Heinemann, Aus der Vergangenheit des Welfischen Hauses, S. 49—86.

P. Zimmermann.

Otto der Einäugige (cocles), Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, Sohn Herzog Otto's des Quaden, folgte diesem, da er bei seinem Tode (1394) noch unmündig war, anfangs unter Vormundschaft seines Vetters, Herzog Friedrichs von Braunschweig-Wolfenbüttel, in der Regierung des Fürstenthums Göttingen. Am 19. Mai des folgenden Jahres schloß er mit seinem Vormunde einen Vertrag, in welchem er ihm für den Fall, daß er ohne Leibeserben sterben würde, sein Fürstenthum verschrieb, dessen Städte ihm auch schon jetzt die Huldigung leisten mußten, wie sie es zum Theil bereits unter Herzog Otto dem Vater gethan hatten. Im Beginn d. J. 1398 wurde O. vom König Wenzel für volljährig erklärt, und er übernahm nun selbständig die Zügel der Regierung. So fehdelustig der Vater, so friedliebend war der Sohn. Nur zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit hat er die Waffen ergriffen; hier ist er aber auch mit unerbittlicher Strenge den Uebergriffen und Räubereien eines verwilderten Adels, wie der v. Schwicheldt, v. Hardenberg, v. Adelepsen u. A. entgegengetreten. Wie hierin erwies er sich auch in anderem als ein Förderer der Städte; Uslar, Seesen und Gandersheim verdankten ihm ihre Befestigung. Am 26. Juni 1435 schlossen auf Antrieb Otto's Adel und Städte seines Landes zur Erhaltung des Landfriedens auf drei Jahre ein Bündniß. Nach dem Tode Herzog Friedrichs errichtete O. am 20. Mai 1401 mit dessen Brüdern Bernhard und Heinrich einen Erbvertrag; sie verpflichteten sich, ferner ohne gegenseitige Zustimmung kein neues Bündniß zu schließen. Die zahllosen Fehden und die leichtsinnige Verwaltung seines Vaters hatten Otto's Fürsten-

thum tief verschuldet. Er hat es offenbar nicht verstanden trotz friedlicher Regierung diesen finanziellen Mißständen abzuhelfen; denn er gerieth in eine immer unhaltbarere Lage. Kam es doch selbst zu Beschwerden beim Kaiser und zwar von Seiten Otto's eigener Verwandten, wie seiner Nichte Anna von Weinsberg, der Tochter seiner Schwester Gräfin Anna von Henneberg, welche wegen ihres mütterlichen Erbtheils gegen ihn klagte. Zu solchen Verdrießlichkeiten kamen die Kränklichkeit des Fürsten und der Mangel männlicher Nachkommenschaft. Alles dieses wird zusammengewirkt haben, ihn zu bestimmen, am 15. Juli 1435 die Regierung an seine Stände abzutreten. Mit seiner Zustimmung wurde von diesen ein Landdrost, Johann von Falkenberg, gewählt, dem ein ständischer Ausschuß, aus 4 ritterschaftlichen und 5 städtischen Vertretern bestehend, zur Seite trat. Die Stände verpflichteten sich zu einem standesgemäßen Unterhalt des Fürsten, wie zur Einlösung der Pfandschaften und Tilgung der Schulden. Dieses Abkommen erregte jedoch bei den Agnaten, die für ihre eigenen Erbrechte besorgt werden mochten, lebhafte Bedenken. Herzog Wilhelm von Braunschweig erbot sich daher, mit 10,000 Mark Otto's Verbindlichkeiten zu lösen und die Verwaltung des Fürstenthums selbst zu übernehmen. Am 18. April 1437 schlossen sie einen dahingehenden Vertrag. O. trat an Wilhelm sein Fürstenthum ab und behielt sich zu seinem Unterhalte nur Schloß und Stadt Uslar, sowie die geistlichen Lehen u. a. vor, für seine Gattin aber deren Leibzucht, die aus Münden, Dransfeld und dem Sichelstein bestand. Am 21. Juli einigte sich Wilhelm mit seinem Bruder Heinrich über das Göttinger Land. Schwieriger war es die Zustimmung der Lüneburger Vettern zu erlangen, obwol ihnen dem Vertrage gemäß, welchen sie am 25. Mai 1428 zu Celle bei der Theilung der Braunschweig-Lüneburgischen Lande gemacht hatten, für den Todesfall Otto's ihr Anrecht an dem Göttinger Erbe ausdrücklich gewahrt war. Die Sache zog sich in die Länge, sodaß selbst König Albrecht II. am 2. Juli 1438 zu Gunsten Herzog Wilhelms, seines Hofrichters und Raths, bei O. auf Ausführung jenes Vertrags drang. Dennoch kam die Angelegenheit erst 1442 zum Abschluß. Nachdem auch die Lüneburger Agnaten eine bedingte Zustimmung ertheilt hatten, fand am 21. März 1442 eine nochmalige Einigung zwischen Wilhelm und Heinrich statt. Jener bekam für sich Brunstein, Morungen und Harste, dieser Gandersheim, Seesen und Staufenburg; das andere blieb gemeinsam. Uebrigens sollte der Vertrag nur für die Lebensdauer Otto's Geltung haben, mit seinem Tode aber das gleiche Recht aller Vettern wieder in Kraft treten. Doch wurden Wilhelm für diesen Fall zur Sicherung der Gelder, die er auf Einlösung der Pfandschaften Otto's verwandt hatte, bestimmte Schlösser eingeräumt. Auch jetzt wurde die Regierung Wilhelms nur als eine vormundschaftliche im Namen Otto's geführt. Dieser lebte fortan in stiller Zurückgezogenheit noch lange Jahre zu Uslar, wo er am 6. Febr. 1463 gestorben und dann an der Seite seiner Tochter Elisabeth bestattet ist. — Mit O. erlosch die von Albrecht dem Feisten gegründete Göttinger Linie. Ein endgiltiges Abkommen über sein Erbe wurde erst 1512 im Mindener Vertrage getroffen. — Da Otto's erste Braut Elisabeth, eine Tochter des Landgrafen Hermann von Hessen, vor ihrer Vermählung starb, so heirathete er etwa 1408 deren Schwester Agnes, welche am 16. Januar 1471 verschieden ist. Sie gebar ihm zwei Töchter, Elisabeth, welche wol schon früh gestorben, und Margarethe, die bereits 1425 an Herzog Heinrich von Schleswig verheirathet ist.
P. Zimmermann.

Otto II.: Erzbischof O. II. von Bremen, Herzog von Braunschweig-Lüneburg, 2. Sohn des Magnus Torquatus, starb am 30. Juni 1406. Er war etwa 1364 geboren, noch sehr jung beim Tode seines Vaters, und da beim Ausgleich zwischen den Ascaniern und Welfen 1373 für die nachgebornen Prinzen

wenig übrig blieb, so wurde er zum geistlichen Stand bestimmt und bald mit der Propstei zu St. Blasius in Braunschweig begabt. Als nach der Schlacht bei Winsen an der Aller 1388 die Welfen gerade wieder erstarkt waren, wurde das Verden'sche Bisthum durch den Tod Johanns II. v. Zesterfleth (s. A. d. B. XIV, 433) erledigt und unter den Drohungen Friedrichs von Braunschweig-Wolfenbüttel, Heinrichs von Lüneburg und des mit ihnen verschwägerten Hoya'schen Grafenhauses nun das Domcapitel zur Wahl Otto's gezwungen, aber erst 1394 konnte er die Weihen erreichen. Indessen veranstaltete er das Fest der Einweihung des schönen Domes am 2. Ostertage 1390, den hundert Jahre vorher Konrad I. (s. A. d. B. XVI, 629) begonnen hatte. Sein Oheim, Erzbischof Albert II. von Bremen (s. A. d. B I, 180) scheint ihm bald darauf die Nachfolge im Erzstifte zugesagt zu haben, das freilich von ihm völlig abgewirthschaftet war, um dem welfischen Hause diese wichtigen Lande zu erhalten; zum Coadjutor hatte er ihn aber nicht ernannt. Unfraglich hatte O. schon vor Albrechts Tode am päpstlichen Hofe verhandeln lassen, um beide Stifter zusammen behalten zu können, und Dietrich von Niem scheint der Vermittler gewesen zu sein. Kaum war aber 1395 nach Albrecht's II. Tode O. in zwiespaltiger Wahl zum Erzbischof erkoren, so ließ sich Dietrich vom Papste mit Verden providiren, suchte auch das Bisthum in Besitz zu nehmen, scheiterte aber am zähen Widerstande Otto's, der ihm ebenso wie dem nachher providirten Konrad von Vechta (s. A. d. B. XVI, 608 und XVIII, 795) die bischöflichen Tafelgüter mit der Feste Rotenburg vorenthielt. Mit seinem ganzen Hause dem Kaiser Wenzeslaus feindlich gesinnt hatte er es für unnöthig gehalten von diesem die Regalien sich geben zu lassen und fiel nach dem mörderischen Ueberfall gegen seinen Bruder Friedrich von Braunschweig sofort Ruprecht von der Pfalz zu, dessen Berather auch der neue von den Welfen anerkannte Bischof Konrad III. von Verden (s. A. d. B. XVI, 630) war. In seinem Erzstift hielt er kluges Einverständniß mit dem Domcapitel und der mächtig aufstrebenden Stadt Bremen, war daher im Stande die verzettelten Schlösser und Güter dem Stiftsadel wieder abzunehmen; nur das von der ritterschaftlichen Gegenpartei bei seiner Wahl entfremdete wichtige Langwedel mußte er zurückkaufen. Im Stifte wahrte er während seiner 11jährigen Regierung vollen Frieden; schon 1397 wußte er das ganze Stift mit Ausnahme des Landes Wursten zunächst zu einem 8jährigen Vertrage — einem Landfrieden — zu bewegen. Eine Matrikel stellte das etwa nöthige Aufgebot, 260 Reisige, fest. Aus diesem Vertrage sind unmittelbar die späteren bremischen Landstände erwachsen. 1399 bewilligten sie dem Erzbischofe den ersten Pflugschatz. Zu einer Fehde außerhalb seines Stiftes kam O. durch die berüchtigte Gefangenhaltung seines Bruders Heinrich durch den Edlen Bernhard von der Lippe auf Schloß Falkenburg 1404—1405 und deren Folgen. Zur Vollstreckung der Reichsacht gegen das lippische Geschlecht ließ er seine Mannen zum Heere seiner Brüder stoßen; das Ende des Streites erlebte er nicht mehr.

Pfannkuche, Aeltere Gesch. des Bisth. Verden S. 199 ff. — Wiedemann, Gesch. des Herzogth. Bremen I, S. 280—292. — Forschungen z. deutschen Gesch. XIX, S. 596 ff. — Havemann, Gesch. v. Braunschw. u. Lüneburg I, S. 559 ff. Krause.

Otto, Pfalzgraf von Burgund, † am 13. Jan. 1200, war ein Sohn Kaiser Friedrichs I. und seiner 1156 geheiratheten zweiten Gemahlin Beatrix, der Erbtochter des Grafen Reinald von Burgund. Sein Geburtsjahr ist unbekannt; er steht aber wahrscheinlich in der Mitte zwischen seinem Bruder Konrad, der seit 1188 Herzog von Rotenburg, seit 1191 Herzog von Schwaben war und 1196 ermordet wurde, und dem 1176 oder 1177 geborenen Philipp, dem

späteren Könige. Wol bald nach dem 1185 erfolgten Tode der Mutter un[d] jedenfalls vor dem April 1189 stattete der Vater ihn, der schon einige Zeit a[n] der Seite des ältesten Bruders Heinrichs VI. in Italien gelebt hatte, mit dem Erbtheile der Mutter aus; die anderen Söhne waren bis auf den für die Kirch[e] bestimmten Philipp schon anderweitig versorgt. O. nannte sich seitdem Gra[f], Markgraf oder Herzog, gewöhnlich aber Pfalzgraf von Burgund. An den allge- meinen Reichsangelegenheiten hat er sich nicht betheiligt, auch nicht an Heinrich[s] Eroberungszügen nach Unteritalien, da er daheim fortwährend in Fehden ver- wickelt war. Denn auch Graf Stephan II. von Auxonne machte auf jen[e] burgundische Erbe Anspruch und wurde dabei durch seine Neffen Gaucher vo[n] Salins und Wilhelm von Macon, durch Richard von Mümpelgard und de[n] Herzog des französischen Burgund Odo unterstützt. Auch die Zähringer ware[n] sehr unbequeme Nachbarn. In diesen Kämpfen um seine Existenz glaubte O. sich alles erlauben zu dürfen. Im J. 1195 erschlug er den Grafen Amadeu[s] von Mümpelgard, 1196 fing er selbst mit dem Bischofe von Straßburg Fehde an, 1197 ermordete er den Grafen Ulrich von Pfirt während einer Unterredun[g] und 1198 ließ er den zufällig in seine Hand gerathenen Bruder des Straß- burger Bischofs hängen. Unter diesen Umständen begreift es sich, daß weder Heinrich VI., wenn er an die Zukunft seines unmündigen Sohnes Friedrich II dachte, etwas von diesem Bruder erwartete, noch Philipp von Schwaben, als ihm seit 1197 die Vertretung der staufischen Interessen zufiel, bei O. Unter- stützung finden konnte. Eine der ersten Handlungen Philipps war vielmehr daß er O., zu dessen Feinden sich damals auch der Bischof von Basel und der streitbare letzte Graf aus dagsburgischem Hause gesellt hatten, wenigstens Still- stand verschaffte. Berthold von Zähringen wurde 1198 durch Verpfändung Breisachs befriedigt; dafür griffen aber wieder der Straßburger und der Dags- burger zu den Waffen. Obwol O. dem Königthume des jüngeren Bruders aus- drücklich beistimmte, ist er für dasselbe doch nur eine Quelle von Verlegenheiten geworden, und sein Tod am 13. Jan. 1200 befreite Philipp unzweifelhaft von einer Last. Er nahm nun die burgundischen Angelegenheiten in seine eigene Hand, machte 1202 einen Feldzug gegen Stephan von Auxonne und belehnte Otto's Wittwe Margarethe von Blois mit dessen Hinterlassenschaft, wol als Lehensträgerin für ihre beiden Töchter Johanna und Beatrix. Erstere muß bald nach 1205, wo sie noch als Gräfin von Burgund urkundet, gestorben sein, der zweiten wurde 1207, als alle Feinde ihres Vaters Philipp anerkannten gewiß von keiner Seite mehr ihr Recht auf die Nachfolge in den Gütern Otto's bestritten. Philipp aber vermählte sie zu Bamberg am 21. Juni 1208, an dessen Nachmittag er selbst ermordet ward, mit dem Herzoge Otto von Meran, auf den so Güter und Titel des verstorbenen staufischen Pfalzgrafen über- gingen. O. ist übrigens in St. Stephan zu Besançon begraben.

Winkelmann.

Otto, von 1137—1158 Bischof von **Freising**, wurde geb. um das Jahr 1114. Er war ein Sohn des Markgrafen Leopold des Heiligen von Oesterreich von seiner Gemahlin Agnes, Tochter Heinrichs IV. und Wittwe des Herzogs Friedrichs I. von Schwaben, also ein Stiefbruder Konrads III. und Oheim Friedrichs II. Frühzeitig zum Propst des neubegründeten Chorherrenstifts Kloster- neuburg bestimmt, wurde er zu höherer Ausbildung mit ansehnlichem Gefolge nach Paris geschickt, wo er sich die vollständigste Kenntniß der philosophisch- theologischen Wissenschaft jener Zeit erwarb, und namentlich dem Studium der auf Aristoteles begründeten Scholastik zuwandte. Besonders anziehend war ihm die vermittelnde Richtung seines Lehrers Gilbertus Porretanus, während der einseitige Eifer Bernhards von Clairvaux ihm weniger zusagte. Doch machte

auf seiner Heimreise bei einem Besuche im Kloster Morimund der Cistercienserorden in der noch ungetrübten Reinheit seiner Weltentsagung einen so überwältigenden Eindruck auf ihn und seine Genossen, daß sie alle das Kleid des neuen Ordens annahmen. Er ist dort auch Abt geworden, folgte aber nach dem Tode des Bischofs Heinrich von Freising (9. Oct. 1137) der Wahl, welche ihn zu dessen Nachfolger berief. Dadurch wurde er ganz gegen seine Neigung tief in die Stürme der Welt gezogen, denn das Bisthum war ganz zerrüttet. Die Geistlichkeit verwildert, die Besitzungen in die Gewalt des Adels gekommen, Von dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach hatte er sogar persönliche Mißhandlungen zu erdulden. Nach und nach ist es ihm gelungen, der Unordnung Herr zu werden und namentlich auch die Schule des Bisthums zu einem blühenden Zustand zu erheben. Noch in der Bitterkeit seines Herzens aber, mitten in den wilden Parteikämpfen unter Konrad III. vor dem Kreuzzug, welcher für kurze Zeit Frieden brachte, schrieb er seine Chronik oder, wie er es nannte, sein Buch von den zwei Städten (civitates), nämlich Babel und Jerusalem, das irdische und das himmlische Reich, welche er hienieden in unauflöslicher Verwirrung erblickte; im achten Buche aber schilderte er die künftige Herrlichkeit. Die erfolgreiche Arbeit der früheren Chronisten, namentlich des Ekkehard, machte es ihm möglich, den Stoff als fertig gegeben zu betrachten und nun mit Freiheit zu behandeln, als erster Verfasser einer wirklichen Weltgeschichte. Indem er sich in dem Grundgedanken an Augustin und Orosius anschloß, folgte er überhaupt einer theologischen Auffassung; staatsrechtliche Kenntnisse sowol wie Gedanken fehlen ihm, und die dogmatischen Streitigkeiten der Zeit sind ihm mindestens ebenso bedeutend, wie große geschichtliche Begebenheiten. Eben dieser Standpunkt eines Mannes, der selbst an den wichtigsten Verhandlungen Antheil hat, ist historisch bedeutsam; außerdem enthält der letzte Theil der Chronik auch schätzbare Nachrichten. Als Friedrich I. König geworden war, verlangte er die Zusendung der Chronik (1157), welche O. ihm übersandte mit entschuldigenden Worten und mit dem Erbieten, auch die glücklichere Zeit der neuen Herrschaft darzustellen, wenn ihm der Kaiser das Material dazu geben wolle. Das geschah auch wirklich in einem uns noch erhaltenen Abriß seiner Thaten bis 1156, und darauf gestützt begann O. seine Arbeit, welche nun von ganz anderem, zuversichtlicherem Geiste getragen ist. Vorangeschickt ist im ersten Buch dieser „Thaten Friedrichs" eine Uebersicht der Begebenheiten seit dem Ausbruch des Kampfes zwischen Kaiser und Papst, wenig zuverlässig in Einzelheiten und nicht ohne Parteilichkeit für das Geschlecht der Staufer. Das ist auch im 2. Buche (bis 1156) der Fall, wo nun Friedrich I. ganz in den Vordergrund tritt. Offene Parteinahme gegen das Papstthum kann man von ihm nicht erwarten, und durchweg war auch seine praktische Thätigkeit auf Vermittelung und Versöhnung gerichtet; sehr stark aber wirkte bei ihm auch das Bestreben, in Nachahmung der alten Schriftsteller eine wohllautende und glatte Darstellung zu geben. Philosophisch-theologische Excurse unterbrechen die Geschichte und beeinträchtigen den historischen Charakter des Werkes, welches aber darum nicht minder von hervorragendem Werth ist. Nachdem O. den K. Konrad auf dem unglücklichen Kreuzzuge von 1147 begleitet hatte, trat er unter Friedrich den Reichsgeschäften näher, und vermittelte namentlich die Aussöhnung mit Heinrich dem Löwen und die Stiftung des Herzogthums Oesterreich (1156). Der wieder ausgebrochene Streit mit der Curie, welcher ihn besonders schmerzlich berühren mußte, war noch einmal glücklich beigelegt, als er im Juni 1158 zu Augsburg von dem Kriegszuge noch Italien wegen seiner wankenden Gesundheit entlassen, sich zum Generalcapitel seines Ordens begab. Auf dieser Reise starb er am 21. Sept.

1158 in Morimund, noch in der Blüthe der Jahre. Den Mönchen überließ er die Censur über sein Werk in Betreff der dogmatischen Theile, die Fortsetzung aber trug er seinem treuen Begleiter und Notar Rahewin auf.

Die umfangreiche Litteratur s. bei Wattenbach, Geschichtsqu. (5. Aufl.) II, 241 ff. — Erste krit. Ausgabe von R. Wilmans, Mon. Germ. SS. XX und in 8° 1867. — Neue Ausgabe der Gesta Frid. v. Waitz 1884. Ueber von Horst Kohl. Wattenbach.

Otto I., Graf von Geldern und Zütphen, Sohn und Nachfolger (nach dem Tode seines älteren Bruders Gerhard) des Grafen Heinrich (s. A. d. B. XI, 51) wird 1169 zuerst in einer Urkunde genannt und zwar als Graf, wenn damals auch noch sein Vater lebte, trat aber gewiß erst 1182 die Regierung an, deren erste Jahre von Fehden mit Utrecht erfüllt waren, in welchen auch die holländischen und clevischen und nachher auch die brabanter, bergischen, cölner und münsterschen Nachbarn eingriffen, bis der Kreuzzug des J. 1188 den Gemüthern eine Wendung gab und einen Tractat herbeiführte, der aber Raum ließ für spätere Kriege. Der Besitz der Veluwe und Salland war die Veranlassung gewesen. An dem Kreuzzug hat O. mit Auszeichnung theilgenommen; glücklich kam er heim, 1190. So viel wir wissen, war das berühmte Privilegium an Zütphen seine erste merkwürdige Regierungsthat. Zütphen wurde dadurch die erste unter den geldrischen, vielleicht auch unter den niederländischen Städten, Utrecht mit dessen damaligem Hafen Muiden, Tiel und Stavoren ausgenommen, welche städtische Rechte erhielt und zwar in solchen Maßen, daß nachher die Ertheilung des Zütphener Rechts die größtmögliche Wohlthat war, welche die Landesherren im Osten des Landes ihren Städten erweisen konnten. Bald aber fingen wieder die ewigen Fehden mit Utrecht und Brabant an, die zwar durch mehrere Friedensschlüsse abgebrochen, jedoch erst im J. 1202 durch die Vermittlung des Königs Otto IV. beendet wurden, unter Bedingungen, die O. sich mußte gefallen lassen, weil er durch den brabanter Herzog gefangen war. Jedoch verblieb er, wenn auch als brabanter Lehnsmann im Besitz der größten Theile des streitigen Gebiets, namentlich der Veluwe, welche der Herzog vom Bischof von Utrecht zu Lehn hielt, während die geldrischen Grafen ersterem dafür zu huldigen gezwungen waren. Die Wirren im Oberstift, Salland und Drenthe, und der Erbfolgestreit in Holland wirkten mit den Parteikämpfen im Reiche zusammen, um diese Fehden noch verwickelter zu machen. Dennoch gehört O. unstreitig zu den Begründern der geldrischen Macht. Er starb 1207. Sein Enkel, Sohn seines Sohnes Gerhard III.,

Otto II., Graf von Geldern und Zütphen, ist weit bekannter. Im J. 1229 folgte er seinem Vater in noch jungen Jahren, zuerst unter Vormundschaft seiner beiderseitigen Großeltern, der Gräfin-Wittwe Richardis und des Herzogs von Brabant, die ihm einige Jahre lang einen Rath zur Seite stellten. Gleich im Anfang seiner Regierung, nachdem er 1231 von Kaiser Friedrich II. in den Lehensgütern seines Vaters befestigt war, erhielt er 1233 durch einen Tractat mit dem Capitel der Emmericher Kirche den Gerichtsbann daselbst, wodurch dieser damals ansehnliche Ort unter geldrische Botmäßigkeit kam. Drei Wochen später erhob er denselben zu einer civitas regia et imperialis mit allen Rechten, welche Zütphen von seinem Großvater erhalten hatte, was sechs Wochen später auch Arnheim geschah, wie er überhaupt ganz wie seine holländischen Verwandten die Städte seiner Grafschaften außerordentlich bevorzugte. Die meisten derselben danken ihm ihre Stadtrechte. Immer bereit das Schwert zu ziehen, schloß er sich dem Kreuzzuge gegen die unglücklichen Stedinger an und mischte sich in manche Fehden seiner Nachbarn, jedoch meistens in Be-

bindung mit dem mächtigen Oheim in Brabant. So scheint er auch demselben in dessen Verhalten dem Kaiser gegenüber gefolgt zu sein. Vorher, wie jener ein Anhänger Friedrichs II., dem er manche Gunst verdankte, huldigte er mit demselben im J. 1246 Heinrich von Thüringen. Doch wenn er auch von jetzt an sich treu an der päpstlichen Seite hielt, so ließ er sich doch keineswegs durch den Köder der Königskrone, welche ihm vom Papst und Cölner Erzbischöfen vorgehalten wurde, fangen, schloß sich aber enge an Wilhelm von Holland an, der ihm zum Preise seines Bestandes die Pfalz Nimwegen, Karls des Großen alten Sitz verpfändete mit Allem was dazu gehörte, eine Veräußerung, welche die letzten Reste kaiserlicher Gewalt in den Niederlanden vernichtete. Der deutsche König und römische Kaiser hatte von da an in jenen Grenzlanden bloß einen leeren Titel, der aber seiner Bedeutungslosigkeit wegen, noch Jahrhunderte lang respectirt wurde, wenn auch die geldrischen Länder noch lange nicht so von Deutschland entfremdet wurden, wie das am Meere gelegene Holland und Friesland. Dagegen war von jetzt an das geldrische Land ein geschlossenes Territorium, dessen vier Hauptheile oder Quartiere, wenn auch unter verschiedenem Titel zu einer Einheit zusammenwuchsen, welche erst im Revolutionskampf des sechzehnten Jahrhunderts zerrissen ward. Neben Brabant war es jetzt wol das größte der niederländischen Territorien und O. galt als einer der mächtigsten Fürsten der Nachbarschaft. Im stetigen Bündniß mit Cöln und Brabant schloß er sich Richard von Cornwallis an und betheiligte sich auch am Rheinischen Bunde, wie an den Landfriedenseinigungen, welche nachher an Stelle desselben traten. Seine städtefreundliche Politik hat dazu gewiß das ihre gethan. Mit dem Utrechter Stift hatte er die üblichen Fehden zu führen und da er nach dem Tode von Florens, des jungen Florens V. von Holland Vormund, auf kurze Zeit an dessen Stelle trat, wurde er auch in die seeländischen Wirren verwickelt, wie ihn die Fehden seines Bruders Heinrich, des Lütticher Bischofs in die Streitigkeiten zwischen Lüttich und Brabant hineinzogen. In seinen letzten Jahren betheiligte er sich lebhaft am Kampfe zwischen Erzbischof Engelbert von Cöln und dessen Stadt (1267). Er nahm mit seinem Schwager, dem Grafen von Jülich, für letztere Partei, besiegte den Erzbischof und hielt ihn längere Zeit gefangen, was ihm den Bann und seinem Lande das Interdict zuzog, um die er sich aber keineswegs kümmerte. Nicht lange nachher ist er gestorben, Anfang 1271, nach fast zweiundvierzigjähriger Herrschaft. O. kann als der eigentliche Begründer der geldrischen Macht gelten; er war es, dem sein Land jene eigenthümliche Vereinigung sehr unabhängiger, stark privilegirter Städte mit einem mächtigen Adel verdankte, welche für die Entwicklung desselben so große Folge hatte. Nur dadurch gelang es nachher den Landesfürsten ihre Macht aufrecht zu erhalten und zu verhindern, daß dieselbe, wie im angrenzenden Overyssel ein bloßer Name wurde, was sonst bei den Adelsfehden und Erbfolgestreitigkeiten der nächsten Jahrhunderte gewiß geschehen wäre, wenn nicht die Städte zwar nicht so mächtig wie die Hansestädte Overyssels, welche so gut wie unabhängig wurden, doch stark genug gewesen wären, dem Adel die Waage zu halten.

Sloet, Oorkondenboek van Gelre en Zutphen (Bondams Charterboek van Gelre ist, seit dasselbe erschienen, antiquirt). — Van Spaen, Historie van Gelderland und dessen Inleiding tot de Hist. v. G. — Pontanus, Historia Gelriae etc. — von neueren Historikern namentlich Arend, Algem. Gesch. des Vaderlands, II, 1. P. L. Müller.

Otto, König von Griechenland, geb. 1. Juni 1815 zu Salzburg, wo sein Vater, Kronprinz Ludwig von Baiern, als Statthalter residirte. Der baierische Thronfolger war der erste und lange Zeit der einzige Fürst, der seine Sympathie für den griechischen Befreiungskampf offen an den Tag legte; auch nach seiner

Erhebung auf den Königsthron bewahrte er dem Hellenenvolk, in welchem er die echten Nachkommen der Helden von Salamis und Platää erblickte, diese Gunst und bethätigte durch Unterstützung mit großen Summen und Sendung tüchtiger Officiere seine Vorliebe für das classische Land. Als nun das Erlösungswerk glücklich gelungen war und die europäischen Großmächte, um der im befreiten Lande aufgewucherten Anarchie zu steuern, der griechischen Nationalversammlung die Wahl eines abendländischen Prinzen zum Oberhaupt des neugeschaffenen Staates empfahlen, lag es nahe, an das Haus des königlichen Philhellenen zu denken. Nachdem der Bruder König Ludwigs, Prinz Karl, sowie Prinz Leopold von Koburg die Krone abgelehnt hatten, wurde von einflußreichen Griechenfreunden auf den zum Jüngling heranwachsenden zweiten Sohn des Königs von Baiern, O., hingewiesen. Insbesondere der berühmte Münchner Philologe Friedrich Thiersch griff diesen Gedanken mit Enthusiasmus auf: schon im November 1829 suchte er dem Genfer Banquier Eynard, dem opferwilligen Vorsteher der abendländischen Griechenvereine, auseinanderzusetzen, daß in der Person des Prinzen O. Alles vereinigt sei, was einem Souverän Griechenlands nöthig und nützlich sein könnte. Gerade das jugendliche Alter des mit trefflichen moralischen und intellectuellen Eigenschaften ausgestatteten Königssohnes sei als Vortheil zu betrachten, da er noch der künftigen Bestimmung entsprechend erzogen werden könnte; das bairische Königshaus sei so begütert und angesehen, daß es dem Prinzen ausreichende Hilfsmittel zur Herstellung und Befestigung der finanziellen und socialen Ordnung zur Verfügung zu stellen vermöchte, sei aber nicht so mächtig, daß der Anfall einer Krone bei den Großmächten Eifersucht oder Mißtrauen erwecken würde u. s. w. Auch dem Könige legte Thiersch diese Pläne dar; Ludwig antwortete ausweichend, er könne in dieser Sache nichts thun, um nicht den Verdacht zu erregen, als hätte er sich der Maske des Philhellenismus nur bedient, um selbstsüchtige Absichten zu betreiben; er weigerte sich auch, der Reise, welche Thiersch 1831 nach Griechenland unternahm, ein officielles Gepräge zu verleihen; trotzdem war nicht daran zu zweifeln, daß ihm die Agitation Eynard's und Thiersch' willkommen war. Die Berichte, welche letzterer aus Hellas über seine Beobachtungen und Unterhandlungen an den König erstattete, sind eine wichtige Quelle für die griechische Geschichte jener Jahre; es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß der tüchtige Schulmann damals unter schwierigen Verhältnissen auch manche staatsmännische Vorzüge an den Tag legte. Es gelang ihm, Kapodistria mit der Berufung des baierischen Prinzen zu befreunden, ja, der Präsident, von den im englischen oder französischen Interesse operirenden Parteien heftig bedrängt, erblickte darin schließlich die einzige Hoffnung auf Rettung; er wandte sich unmittelbar an König Ludwig, um im Namen Griechenlands des Königs Sohn, im Namen dieses Sohnes die Rettung Griechenlands zu heischen. Das Schreiben Kapodistria's war noch nicht beantwortet, als dieser selbst unter den Dolchen seiner Todfeinde verblutete. Als nach dieser barbarischen Katastrophe in ganz Griechenland der Bürgerkrieg furchtbarer denn je aufloderte, gelang es noch leichter, in den einflußreichsten Parteihäuptern die Ueberzeugung zu wecken, daß die Erhebung des Prinzen O. die beste Handhabe zur Vereinigung der Hadernden bieten könnte, und ebenso gewann die Idee der Aufstellung eines Basileus in der Person des baierischen Prinzen unter den Vertretern der Großmächte immer mehr Freunde. Thiersch, der noch immer in Griechenland verweilte, beschwor den König, „bei der tiefen Liebe und Theilnahme, welche er diesem Lande bewährt, durch Annahme seiner Herrschaft für Allerhöchst dero zweiten Sohn diesem unglücklichen Volke die größte der Wohlthaten nicht vorzuenthalten: eine Verweigerung wäre seine Verzweiflung, vielleicht das Urtheil seines Todes." Während die Londoner

Conferenz mit der Entscheidung zögerte, wüthete der Parteienkampf in Griechenland fort, alle moralischen und gesellschaftlichen Bande waren gelöst, es lag jetzt schon offen zu Tage, daß die Herrschaft über ein durch endlosen Krieg gänzlich verwüstetes Land und ein verwildertes, durch Parteihader zerklüftetes, dabei aber politisch anspruchsvolles Volk nur als Danaergeschenk zu betrachten sei. Nur strengstes Einschreiten der europäischen Mächte konnte der durch Kolettis geleiteten kybernitischen Regierungspartei einige Autorität schaffen. Trotzdem erwiderte König Ludwig auf eine Anfrage der Mächte, er wolle für seinen Sohn O. die Wahl annehmen, falls die Grenzlinien des neuen Hellas von Arta bis Volo gezogen und eine Anleihe von 60 Millionen Francs von den Großmächten garantirt würden; dagegen gab er — wozu er ohne Befragung der Kammern kaum berechtigt war — die Zusage, daß sein Sohn auch als König im Besitz der Apanage eines baierischen Prinzen bleiben und von einem Corps von 3500 Baiern nach Griechenland begleitet werden sollte. Solange O. minderjährig, sollte eine aus baierischen Beamten gebildete Regentschaft den Staat verwalten. Doch wurde die endgiltige Annahme der Krone von unbedingter Zustimmung des griechischen Volkes abhängig gemacht. Auf Grundlage dieser Bedingungen wurde von den Großmächten am 7. Mai 1832 ein förmlicher Vertrag abgeschlossen, der auch für den Fall des Ablebens Otto's ohne Nachkommen den Uebergang der Krone an die jüngeren Brüder Otto's und ihre Descendenz garantirte. Am 27. Mai 1832 wurde die Acte von König Ludwig ratificirt, am 8. August erhielt sie durch einstimmige Anerkennung der griechischen Nationalversammlung volle staatsrechtliche Begründung. Auch bei der Mehrheit des Volkes war die getroffene Wahl populär; man erwartete, daß mit Einsetzung eines Oberhauptes Ruhe und Ordnung wiederkehren und durch den abendländischen Basileus auch ausreichende Geldmittel in das gänzlich verarmte Land geschafft würden. Gerade während in München das herkömmliche Octoberfest gefeiert wurde, kam dahin eine Deputation, bestehend aus Miaoulis, Kaliopulos und Markos Bozzaris als Repräsentanten der Inseln, des Peloponnes und des Festlandes. In der Residenz begrüßten sie zum erstenmal ihren König. O. war eine einnehmende Erscheinung, auch sein schlichtes, freundliches Benehmen machte auf die Gesandten günstigsten Eindruck, und die herzlichen Worte, womit er seine Erklärung bezüglich der Annahme der Krone begleitete, weckten in Griechenland begeisterten Jubel. Von staatsmännischem Scharfblick des Vaters schien auch die Zusammensetzung der Regentschaft günstiges Zeugniß zu geben; sie bestand aus dem früheren Staatsminister, Josef Ludwig Graf von Armansperg, der auf dem Gebiet der Staatsfinanzen als Autorität galt, Staatsrath Dr. Georg Ludwig v. Maurer, einem tüchtigen Juristen, Legationsrath Karl v. Abel, einem bewährten Verwaltungsbeamten, und Generalmajor Karl Wilhelm v. Heydeck, der selbst am griechischen Befreiungskampf theilgenommen und sich eine genaue Kenntniß der Bedürfnisse des Heeres erworben hatte. Nachdem die Grenzrectification zwischen der Türkei und Griechenland durch die Londoner Conferenz durchgeführt und eine Anleihe eröffnet war, verließ O. im December 1832 München, fuhr über Rom nach Brindisi und schiffte sich auf einer englischen Fregatte nach Nauplia ein. In Korfu stieß er auf das bairische Corps, das den Weg über Triest genommen hatte. Am 30. Januar 1833 erschien das bairische Geschwader, 43 Segel zählend, im Hafen von Nauplia, am 6. Februar hielt der erste König Gesammtgriechenlands seit den mythischen Zeiten des Deukalion festlichen Einzug, der durch die Meisterhand des Malers Heß verewigt ist. Stürmischer Jubel empfing den Jüngling, aber der blutige Kampf, der sich kurz vor seiner Ankunft zwischen Franzosen und Griechen in Argos entsponnen hatte, bewies, daß zur Zeit von einer Rückkehr geordneter Zustände noch keine Rede

und der Spott einer Flugschrift, welche die Lage der neuen Monarchie mit Lazarus verglich, dem die Großmächte einfach zuriefen: „Hebe dich auf, nimm dein Bett und geh'!" nicht unbegründet war. Die Frage, ob den Griechen ein „Syntagma" bewilligt werden sollte, war in London offen gelassen worden; man hatte dort gewußt, daß König Ludwig, durch die Nachwirkung der Julirevolution auf Deutschland erschreckt, der liberalen Richtung abhold geworden war und von Verleihung einer griechischen Constitution nichts hören wollte. Sicherlich war es auch mindestens zweifelhaft, ob die gegenwärtige Lage eine Verfassung ermögliche oder gar erheische; auch Kapodistria hatte sich gegen solche Wünsche ablehnend verhalten. Allein die Griechen waren keine Deutschen, die sich, nach einem blutigen Befreiungskampf mit ihrer Forderung verfassungsmäßiger Rechte abgewiesen, mit elegischen Klagen trösteten; als den Wünschen der Nachkommen der Kleon und Aeschines nicht Rechnung getragen wurde, frondirte eine sehr starke Partei von Anfang an gegen die Regierung. Unter solchen Umständen hätten entweder gewisse volksfreundliche Zugeständnisse gemacht oder es hätte ein starkes absolutistisches Königthum aufgerichtet werden sollen: das eine lag nicht im Willen, das andere nicht im Vermögen der neuen Staatsgewalt. Und welche Aufgaben harrten in Hellas einer Lösung! Fast das ganze Land war in eine Wüstenei verwandelt, die Volkszahl erschreckend zurückgegangen, — Griechenland zählte nur noch 700,000 Einwohner, — die öffentlichen Kassen waren leer, die Gerichte fast allenthalben aufgelöst, und fort und fort befehdeten sich die Parteien mit leidenschaftlicher Erbitterung. Aus so stürmisch erregten, zerrütteten Elementen einen Staat zu bilden, diese Aufgabe war zunächst den zur Regentschaft berufenen Männern übertragen. Bis zu welchem Grade eine Lösung gelang, welche Bahnen eingeschlagen wurden, welche Hindernisse den Einzelnen und der Gesammtheit des Regentschaftsrathes entgegentraten, ist in den Biographieen von Abel, Armansperg, Heydeck und Maurer dargelegt. Nur mit Waffengewalt konnten die revolutionären Gelüste der Mainotten unterdrückt werden; eine Armeereform war für die des regulären Dienstes ungewohnten Palikaren ein Greuel, die von Heydeck dringend geforderte Einführung abendländischen Reglements wurde verworfen, langsam nur konnte die Organisation einer nationalen Armee fortschreiten. Dagegen wurde für die Civilverwaltung das abendländische Vorbild gar zu getreu copirt, die Berufung zahlreicher bairischer Beamten wurde von den Griechen mit scheelen Augen betrachtet, und die Vertreter der abendländischen Schutzmächte verfehlten nicht, warnend einzuflüstern: Ja, soll denn Griechenland germanisirt werden? Allein einzelner Mißgriffe wegen darf nicht übersehen werden, wie viel Gutes in jenen Jahren für Ordnung und Hebung des Landes geschah. Für die Staatsfinanzen konnte freilich nicht mit einem Schlag eine günstige Lage geschaffen werden, für die Schulen, das Verkehrswesen und vor allem die für Griechenland so wichtige Marine hätte mehr geschehen müssen. Was aber für Hebung des Ackerbaues und der Industrie, öffentliche Sicherheit und Ordnung geleistet wurde, trug manche gute Frucht noch in einer Zeit, da das Regiment der „querköpfigen" Baiern nicht genug verspottet werden konnte und die Vertreibung der „dreißig Tyrannen" in Scene gesetzt wurde. Leider gelang es den Intriguen der Diplomaten der Großmächte nur allzu leicht, Zwist unter den Mitgliedern der Regentschaft selbst zu erregen. Gegen Armansperg, der sich der russischen Partei auf's engste anschloß, erhoben Maurer und Abel, die von dem mit eigenen Interessen weniger betheiligten Frankreich uneigennützigere Hülfe erwarteten, die Beschuldigung, er strebe nach einer Dictatur und habe nur den eigenen Vortheil im Auge; Armansperg dagegen suchte seine Collegen als Vertreter ultraliberaler Grundsätze, sich selbst als den einzig getreuen Anwalt des monarchischen Princips hinzustellen. Beide

Theile appellirten an König Ludwigs Entscheidung. Da der Courier Armanspergs früher nach Schloß Berg gelangte, als der von Maurer entsandte Vertrauensmann, schenkte Ludwig den auch vom englischen Cabinet unterstützten Vorstellungen des Grafen Gehör, im Juni 1834 wurden Maurer und Abel abberufen und durch die Staatsräthe Kobell und Grüner ersetzt. Die gewöhnliche Annahme, der Sturz der beiden Staatsmänner sei erfolgt, weil sie die von vielen Griechen so heiß ersehnte Verfassung hätten einführen wollen, ist falsch; dies erhellt aus einem Briefe, den Abel von München aus am 16. April 1835 an General Heydeck richtete. Darin heißt es u. A.: „Bitten und beschwören Sie den König O., daß er sich nicht verleiten lasse, eine Constitution zu geben, wäre es auch nur eine der Jonischen nachgebildete: damit würde er die eine Parthei aufreizen und die andere nicht befriedigen, sich aber die Hände binden und die Anforderungen weiterer Concessionen ermuthigen." Ebensowenig gehörte aber Abel damals zu jener kirchlich-politischen Richtung, als deren Hauptvertreter er einige Jahre später nach seiner Ernennung zum bairischen Minister angesehen wurde. „Ich höre aus guter Quelle", schreibt er am 16. Januar 1835 an Heydeck, „daß Oberkamp, unser bisheriger Legationssecretär zu Wien, dortselbst Schritte gemacht habe, um zu erfahren, ob wohl der Herzog von Modena geneigt sei, die Hand seiner Tochter dem König O. zu geben, daß derselbe aber, als davon Kunde hierher (München) gekommen, auf das bestimmteste desavouirt und dann auf den Wunsch der Kaiserin abberufen worden sei. Thatsache ist, daß Oberkamp sich seit kurzem wieder in der Quiescenz dahier befindet und nicht mehr verwendet wird. Sollte König O. nichts davon wissen und hinter dem Ganzen eine von Oettel (dem früheren Religionslehrer König Otto's) und der Jesuitenparthei geführte Intrigue stecken, deren Zweck war, den König an die Tochter des Capo aller Jesuiten zu verkuppeln?" — Bald nach Abberufung der beiden Regentschaftsmitglieder brach ein neuer Aufstand der Mainotten in Messenien aus, die Familien Kolokotronis und Kaliopulos zettelten Intrigue auf Intrigue an; deßhalb mußte, da im Frühjahr 1834 vertragsgemäß die bairischen Truppen abgezogen waren, ein sehr hoher Militärstand beibehalten und hiefür der größte Theil der durch Anleihen gewonnenen Summen verausgabt werden. Trotzdem war die Lage des jungen Königs, der seit Frühjahr 1834 seine Residenz nach Athen verlegt hatte, eine höchst gefährdete, so daß die aufrichtigen Griechenfreunde mit banger Besorgniß dem 1. Juni 1835, an welchem Tage der König selbst die Zügel der Regierung ergreifen sollte, entgegensahen. Maurer, der auch nach seiner Abberufung die Vorgänge und Wandlungen in Griechenland mit warmer Theilnahme verfolgte, gab in seinen Briefen wiederholt der Befürchtung Ausdruck, der neue Regent werde einen incurablen Patienten zu behandeln haben, und wenn die Kur nicht anschlage, werde der störrische Kranke dem Arzt die Schuld geben und mit schnöder Münze die Rechnung bezahlen. „Nach allem, was ich erfahre", schrieb auch Kreuzer, der Cabinetssecretär des Königs von Baiern, an Heydeck, „ist der Stand der Sachen in Griechenland nicht glänzend und wird dem jungen König allein überlassen bleiben, seinen Thron zu fundiren, zu construiren und zu conserviren, eine Aufgabe, welche nur drei Arbeiten in sich befaßt, die aber schwerer sein werden als die zwölf des Herakles." Da König Ludwig zwar mit dem Verhalten Armanspergs nicht durchaus einverstanden, aber von der Ansicht durchdrungen war, daß vor allem ein guter Finanzminister dem jungen Staat nothwendig und ein besserer als Armansperg nicht zu finden sei, behauptete dieser von der englischen Diplomatie und der Firma Rothschild gestützte Staatsmann auch nach der Mündigerklärung des Monarchen als Premierminister den maßgebendsten Einfluß. Der Staatsrath, durch dessen Einsetzung den Hellenen Antheil am Regiment gewährt werden

sollte, gewann gar keine Bedeutung; die factische Leitung blieb in Händen des ersten Ministers. König O. selbst war deß gern zufrieden. Nicht als ob er Unthätigkeit vorgezogen hätte: vom Gegentheil zeugt sein überaus zahlreiche eigene Arbeiten enthaltender schriftlicher Nachlaß, aber es fehlte ihm an Selbständigkeit und Selbstbewußtsein; Wohlwollen, Leutseligkeit, aufrichtige Liebe zum neuen Vaterland und andere liebenswürdige Eigenschaften reichten nicht aus, um ein mit südlichem Temperament begabtes Volk auf die Dauer in respectvollem Gehorsam zu erhalten. „Altenburger, nicht Wittelsbacher Blut!" urtheilte König Ludwig über den Sohn, der nicht selten in seinen Briefen durchblicken ließ, wie wenig Befriedigung ihm seine Würde gewähre. Endlich beschloß der Vater, durch eigene Anschauung sich zu überzeugen, durch welche Mittel in Griechenland die Ruhe befestigt, das Vertrauen der Nation gewonnen werden könnten. Die Rundreise durch Griechenland, welche er im Winter 1835 antrat, war für den königlichen Philhellenen ein Triumphzug, für die Griechen ein ununterbrochenes nationales Freudenfest. Dieser Jubel ließ den entzückten Gast der Heimath Homers ganz und gar übersehen, daß die Mehrheit der Eingebornen in seinem Sohne doch nur den Fremden, den Ketzer erblicke und dessen Herrschaft noch keineswegs feste Wurzel gefaßt habe. Im Mai 1836 besuchte O. sein deutsches Vaterland; für die Dauer der Abwesenheit wurde Armansperg wieder mit der Regentschaft betraut. Auch in dieser Zeit ließ es Armansperg an Versuchen, die Landescultur zu heben, nicht fehlen, ja, es wurden im Gegentheil nur allzu viel Verordnungen erlassen, während einem halbgebildeten Naturvolk sogar ein despotisches Säbelregiment noch leidlicher erscheinen wird, als eine übermäßig ausgedehnte Bureaukratie. Der Spott Fallmerayers, nach Hellas seien neun Chöre Schreiber berufen worden, um für viele Tonnen getiehenen Goldes „Kostenaufwands-Berechnungs-Ueberschlags-Tabellen" herzustellen, war nicht unberechtigt. Dazu kamen viele unbegründete Klagen. Seit Athen Landeshauptstadt geworden war, erhob es sich langsam aus den Ruinen, eine auf diesem classischen Boden gestiftete Hochschule sollte ein Brennpunkt abendländischer Bildung für den Orient werden, von Ansehen und Würde des Staates sollte eine stattliche Königsburg Zeugniß geben. Allein solche Umwandlung der herabgekommenen Stadt erheischte beträchtliche Mittel, und auch sonst mußte für alle möglichen Verbesserungen und Reformen der Staatssäckel aushelfen. Da war an einen Aufschwung der Finanzen nicht zu denken, und mehr als einmal konnte der Staat nur durch das Mitleid oder vielmehr die Eifersucht der abendländischen Mächte vor einem Bankerott bewahrt werden. Auch König Ludwig streckte neuerdings eine dem bairischen Fonds für Defensionszwecke entnommene Summe von 1,800,000 Gulden vor; als diese Anleihe 1849 durch den Abgeordneten Kolb in der bairischen Kammer mit bitteren Worten gerügt wurde, leistete der inzwischen vom Thron herabgestiegene König Ersatz aus seinem Privatvermögen; erst nach dreißig Jahren aber löste die griechische Regierung ihre Verbindlichkeiten theilweise ein. Hauptsächlich auf Eynard's Betreiben wurde Armansperg nach der Rückkehr Otto's entlassen. An dessen Stelle trat Rudhart, vormals Regierungspräsident in Regensburg, allein auch dieser tüchtige Beamte konnte sich nicht lange halten; das englische Cabinet, das, wie Eynard urtheilte, keinem Anderen die Herrschaft gönnte, selbst aber vom nacktesten Egoismus beherrscht war, setzte seine Umtriebe fort, und auch nach Abberufung Rudhart's war den Nachfolgern von griechischer Nationalität kein günstigeres Geschick beschieden. Die Lage wurde noch verschlimmert, als die schöne, geistvolle Amalie, eine geborne Prinzessin von Oldenburg, die O. während seines Aufenthalts in Deutschland zum Altar geführt hatte, durch Eifer und Energie gut machen wollte, was die Passivität des Gatten verschuldet haben sollte. Die Einmischung der hohen Dame in die Regie-

rungsgeschäfte trug nicht die erwarteten guten Früchte, wenn auch selbstverständlich der Klatsch Edmond About's nur skeptisch aufgenommen werden darf. Auch die Kinderlosigkeit des königlichen Paares verhinderte eine Festigung des Thrones; nicht minder nachtheilig war es, daß O. nicht zu bewegen war, zum griechischen Bekenntniß überzutreten, während dem auf die orthodoxen Elemente sich stützenden russischen Cabinet allzeit mächtiger Einfluß gesichert war. Auf die Westmächte eifersüchtig, spielte Rußland den Schutzherrn der sogenannten „großen Idee“, indem es die Hoffnung auf neue Eroberungen, auf Wiedervereinigung aller vom Türken geraubten Theile von „Groß-Hellas“ nährte. Auch im königlichen Cabinet fehlte es nicht an platonischer Hinneigung zu solchen Plänen, nur glaubte man hier sicherer zu gehen, wenn man unter Frankreichs Flagge operiren würde. Als im Sommer 1841 wirklich das Project in's Auge gefaßt war, der Pforte die Insel Kandia zu entreißen, richtete Metternich an den König von Baiern eine geharnischte Aufforderung, O. möchte von abenteuerlicher Politik zurückgehalten werden. Ludwig handelte auch in diesem Sinne und mahnte, man möge in Athen zuerst darnach streben, das Deficit zu überwinden, ehe man sich auf zweideutige Unternehmungen einließe. So nüchternes Abwägen und Abwarten galt aber den unruhigen Köpfen in Athen und Nauplia als „unwürdige Unentschlossenheit“, während es hinwider als „despotische Halsstarrigkeit“ der Regierung gebrandmarkt wurde, daß den Griechen noch immer nicht ihr „Syntagma“ verliehen war. Die Unzufriedenheit mit den Bavaresen wuchs, und als vertragsgemäß im September 1843 die letzten deutschen Hilfstruppen abgezogen waren, kam es am 15. September 1843 in Athen zum Aufstand. Volk und Heer fraternisirten, an Widerstand war nicht zu denken, der erschreckte König mußte sich allen Forderungen der Opposition fügen. Das Syntagma ward bewilligt, eine Nationalversammlung einberufen, ja, sogar ein Ministerium Metaxas, das aus den Reihen seiner leidenschaftlichsten Gegner hervorging, ließ sich O. gefallen. Am 30. März 1844 beschwor O. die neue Verfassung, wonach fortan dem Monarchen zwar die Executivgewalt angeblich uneingeschränkt verbleiben, die legislative dagegen zwischen der Regierung, einem Senat von 27 Mitgliedern und 230 Deputirten getheilt sein sollte. Die Nachgiebigkeit wurde jedoch nur auf Furcht und Schwäche zurückgeführt, und der Kampf gegen die „fremde Dynastie“ spann sich, wenn auch unter gemäßigteren Formen, fort. Nicht bloß tauchten jetzt in der Kammer die alten Parteikämpfe wieder auf, noch schädlicher für das Land und gefährlicher für den Thron wirkte die Bestechung der Parteihäupter durch die fremden Mächte. Im griechischen Parlament wurde nicht so fast um griechische Angelegenheiten, als um die Mittelmeer-Interessen der einzelnen Großmächte gestritten. Wenn die Berufung Metaxas' einen Sieg des russischen Einflusses bedeutet hatte, folgte bald darauf unter englischer Einwirkung ein Ministerium Maurokordatos, und wenige Monate später mußte auch dieses infolge einer Coalition der französischen und russischen Partei einem Ministerium Kolettis weichen. Und so ging es fort, ein Systemwechsel folgte dem andern, — da war an ersprießliche Fortschritte der inneren Entwicklung, vor allem an Ordnung der Finanzen nicht zu denken. Die Unpünktlichkeit der Zinsenzahlung gab dem Hauptgläubiger, dem englischen Cabinet, eine gefährliche Waffe gegen die griechische Regierung in die Hand, und Palmerston scheute auch vor brutalem Vorgehen gegen den ohnmächtigen Griechenkönig, dessen Händen mehr und mehr die Zügel der Regierung entglitten, nicht zurück. Im Januar 1850 erschien eine englische Flotte im Piräus, und ein englisches Ultimatum forderte die Inseln Elaphonisi und Sapienza, weil sie angeblich zu der unter britischem Protectorat stehenden jonischen Gruppe gehörten; die griechischen Kriegs- und Handelsschiffe wurden mit Beschlag belegt, der

Piräus und andere Häfen blokirt. Der Protest der bedrängten Griechen blieb erfolglos; er wurde zwar von den Vertretern anderer Großmächte „freundschaftlich" entgegengenommen, auch an günstigen Versprechungen ließen es Frankreichs und Rußlands Vertreter nicht fehlen, aber die Blokade dauerte fort, und Griechenland mußte sich endlich doch den demüthigenden Forderungen Englands fügen. Für Verlust und Schimpf machten die Griechen nicht die eigene Ohnmacht, sondern die Schwäche ihres Königs verantwortlich, — ja, als in den nächsten Jahren eine Traubenkrankheit in den griechischen Weinbergen großen Schaden anrichtete und durch ein Erdbeben viele Ortschaften zerstört wurden, hatte die Regierung, der sich eine Schuld an solchen Unglücksfällen nicht wohl beimessen ließ, wenigstens unter der daraus erwachsenen Mißstimmung zu leiden. Umsonst ging O. bezüglich der im Herbst 1852 sanctionirten Organisation der Landeskirche, wonach der Heilige Synod fortan vom Patriarchen in Constantinopel unabhängig und auch sonst völlig autonom bleiben sollte, und ebenso bezüglich der Regelung der Thronfolge — da der nächstberechtigte dritte Sohn König Ludwigs, Luitpold, sich zu einem Religionswechsel nicht herbeilassen wollte, wurde das Erbfolgerecht auf den vierten Sohn, Adalbert übertragen, — auf alle Wünsche der Griechen ein, die Entfremdung zwischen König und Volk war durch solche Concessionen nicht mehr zu überbrücken. Gegen seinen Willen wurde O. in den Krimkrieg verwickelt. Die in ganz Griechenland herrschende Erbitterung gegen England ließ nicht zu, daß das im Innern zerrüttete Reich, wie es der Wunsch des Königs und der Westmächte gewesen wäre, neutral blieb; O. mußte nothgedrungen im Interesse der „großen Idee" dem Einfluß jener Partei, welche Untergang und Theilung des Osmanenreiches als nahe bevorstehend ansah, nachgeben und den Anschluß an Rußland suchen. In denjenigen türkischen Provinzen, welche einen starken Bruchtheil griechischer Bevölkerung haben, wurde der Aufstand organisirt, der diplomatische Verkehr mit der Pforte abgebrochen. Allein das rasche Vorgehen der Westmächte, welche den Piräus besetzten und die griechische Kriegsflotte wegnehmen ließen, zwang den König, auch diesmal sich dem Stärkeren zu fügen und unbedingte Neutralität zu geloben. Das Anwachsen der Staatsschuld gab einen Vorwand, um die Besetzung des Piräus auch nach dem Pariser Frieden fortdauern zu lassen. Inzwischen hatte die Härte, womit die französischen und englischen Befehlshaber auf Festland und Inseln ihre egoistischen Interessen vertraten, auch im königlichen Hause Unzufriedenheit und Groll wachgerufen und dieser Stimmungswechsel dem König vorübergehend eine gewisse Popularität verschafft, allein der unglückliche Ausgang des Krieges wirkte ebenso erkältend, wie die Verschärfung der finanziellen Schwierigkeiten. Dazu kam, daß infolge gewisser Enthüllungen der englischen Blaubücher neuerdings das alte Mißtrauen des Königs gegen die Freundschaft des Czaren rege und neuerdings Annäherung an England angestrebt wurde. Dies beschleunigte die Katastrophe. Als den eigentlichen Grund der Mißliebigkeit der bairischen Dynastie bezeichnet aber eine 1862 in Paris erschienene, das Programm der Opposition darlegende Flugschrift, daß O. weder von Religionswechsel noch von wahrhaft constitutionellem Regiment wissen wolle. „Er ist heute noch der nämliche, der er bei Beginn seiner Regierung war, ein hartnäckiger Katholik und ein halsstarriger Gegner der Freiheit; von den Griechen hat er nichts angenommen als die Fustanella." Als ein Student Drusios im September 1861 auf die Königin Amalie ein Attentat ausführte, fehlte es nicht an wunderlichen Kundgebungen von Sympathie für den exaltirten Mordbuben, der mit Harmodios und Aristogeiton verglichen wurde. Bald da, bald dort brachen Militär[illegible]n aus und konnten nur mit Mühe unterdrückt werden. O. hoffte durch

Nachgiebigkeit, durch Zugeständnisse die auf Rußland vertrauende Opposition zu entwaffnen, umsonst! Während einer Rundreise des Königs brach unter Führung des Generals Theodor Grivas im October 1862 in Akarnanien ein Aufstand los, die Truppen in Athen folgten diesem Beispiel, eine provisorische Regierung verfügte die Absetzung des Königs und die Einberufung einer constituirenden Nationalversammlung. Die Regierungspartei setzte fast gar keinen Widerstand entgegen, nur zwei Getreue fielen im Kampfe für einen Fürsten, den die Griechen selbst in's Land gerufen, dem sie Treue geschworen hatten, der bei allen Mängeln des Regiments den wohlgesinnten Freund seines Volkes nie verleugnet hatte. Als das Königspaar rasch nach Athen heimkehrte, begaben sich die Vertreter der Mächte auf das Königsschiff, aber nur um den Rath zu geben, sich vor der Macht der Verhältnisse zu beugen und Blutvergießen zu vermeiden. Da die Matrosen meuterische Gesinnung verriethen, wurde dem König ein englisches Schiff zur Verfügung gestellt; darauf beschränkte sich aber auch die ganze Hilfe der „garantirenden Schutzmächte". Nachdem O. in einer von seiner Gutherzigkeit, aber auch von seiner Energielosigkeit zeugenden Proclamation von den Griechen Abschied genommen hatte, kehrte er nach Baiern zurück, kurz nachdem die Eröffnung der Propyläen in München zu begeisterter Feier der griechischen Erhebung Anlaß gegeben hatte. König Max wies dem Bruder die ehemalige fürstbischöfliche Residenz in Bamberg als Wohnsitz an; hier lebte der Entthronte fortan in größter Zurückgezogenheit, nur ein paar Hellenen theilten die Verbannung ihres Fürsten. Zu förmlicher Abdankung war jedoch der sonst so Nachgiebige nicht zu bewegen, und er erneute seinen Protest, als die griechische Nationalversammlung die Ausschließung der bairischen Dynastie und die Berufung des Prinzen Georg von Dänemark decretirte. Ebenso wenig wollte er aber von Gewaltmitteln zur Wiedergewinnung der Krone hören, er hoffte bis zu seinem letzten Lebenstage, daß die trotz alledem so innig geliebten Hellenen ihn freiwillig wieder zurückrufen würden, und es waren alle Maßregeln getroffen, daß im gegebenen Augenblick sofort die Rückkehr nach Griechenland angetreten werden könnte. Am 26. Juli 1867 sank er in ein frühes Grab. —

Ueber die Wahl des Prinzen Otto von Baiern zum König von Griechenland (1832). — Maurer, Das griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Befreiungskampf bis z. 31. Juli 1834 (1836). — Le Roi Othon et la Grèce (1862). — Mendelssohn-Bartholdy, Die Verwaltung König Otto's v. Griechenland und sein Sturz, in den Preuß. Jahrbüchern, IV, 365. — Heigel, Ludwig I., König von Bayern, 149 ff. (1872). — *Παπαμιχαλόπουλος, παρὰ τὸν τάφον τοῦ βασιλέως Ὄθωνος* (1883). — Söltl, Ludwig I., König von Baiern und Graf von Armansperg (1886). — Privatbriefe Heydeck's, Maurer's und Abel's.

Heigel.

Otto I., Bischof von Hildesheim (1260—1279), Sohn Herzog Otto's des Kindes, wurde noch minderjährig, um seinen Bruder, Herzog Albrecht, wegen seiner Ansprüche auf die Grafschaft Peine zu beschwichtigen, welche bei dem Stifte, so lange O. leben würde, bleiben sollte, vom Domcapitel am 9. October 1260 als Nachfolger Bischof Johanns erwählt, vier Jahre später wurde diese Wahl vom Papste bestätigt, aber erst 1274 wurde er zum Bischof geweiht. In die Zeit seines Episcopats fällt eine große Menge von Erwerbungen des Stifts, namentlich von Vogteien und Grafschaften, u. A. wurden viele Besitzungen des Grafen v. Woldenberg angekauft. Diese Erwerbungen würden, wie ein gleichzeitiger Chronist berichtet, noch vermehrt sein, wenn nicht das Stift in mancherlei

Fehden, namentlich mit den Brüdern des Bischofs gerathen wäre. Zuerst kam es zu einem Zerwürfniß mit seinem Bruder Herzog Johann, und als dieser beigelegt war, brach ein hartnäckiger Krieg mit seinem andern Bruder Herzog Albrecht aus, welcher Ansprüche auf fünf Dörfer des Salzgaus erhob, worüber Bischof O. die Grafschaftsrechte gekauft hatte. Als Markgraf Otto von Brandenburg, welcher zum Schiedsrichter erwählt war, die Dörfer dem Herzog Albrecht zugesprochen und der Bischof diesen Schiedsspruch nicht anerkannt hatte, brach der Krieg aus. Herzog Johann trat nach vergeblichen Versuchen, seine beiden Brüder auszusöhnen, auf Seite des Bischofs und gewann diesem als Bundesgenossen die Erzbischöfe von Magdeburg und Bremen. Aber Herzog Johann starb bereits 1277 und Albrecht wurde Vormund über dessen Kinder. Trotzdem führte das Stift den Krieg fort, aber nicht mit Glück. Der Herzog nahm Sarstedt und Gronau ein und machte daselbst viele hildesheimische Ministerialen zu Gefangenen. Dann zog er gegen Hildesheim, die Einnahme der Dammvorstadt wurde nur durch starke Regengüsse verhindert. In dieser Bedrängniß seines Landes starb Bischof O. am 4. Juli 1279 im Alter von 32 Jahren.

Literatur: Chronicon Hildesheimense bei Pertz, Monumenta Germ. hist. SS. VII, 863 ff. — Braunschweigische Reimchronik ebd. Deutsche Chroniken, Bd. II, 568 ff. — Magdeburger Schöppenchronik (Städtechroniken Bd. VII.) S. 162 f. — Chronicon Steterburg. bei Leibniz, Scriptt. Rer. Brunsvic. I, 868. — Döbner, Urkundenbuch der Stadt Hildesheim I. S. 141 ff. — Lüntzel, Geschichte der Diöcese und Stadt Hildesheim, Bd. II. S. 264 ff.

K. Janicke.

Otto II., Bischof von Hildesheim (1319—1331), ein geborner Graf von Woldenberg, wurde nach dem Tode seines Vorgängers Heinrichs II., der gleichfalls ein Graf von Woldenberg war, vom Domcapitel einstimmig zu dessen Nachfolger erwählt. Die Zeit seiner Regierung gehört zu den glücklichsten des Stifts Hildesheim, das sich unter ihm des Friedens und des wachsenden Wohlstandes erfreute. Mit den benachbarten geistlichen und weltlichen Fürsten, Herren und Städten schloß er einen Landfrieden und verfolgte mit den Waffen die Bedrücker seines Stifts, so die v. Engelborstel und v. Münchhausen. Die gemachten Gefangenen mußten hohe Lösegelder zahlen, welche der Bischof zum Nutzen seiner Kirche verwandte. Die von seinen Vorgängern verpfändeten Burgen und Güter löste er ein und mehrte durch Kauf die Besitzungen des Stiftes. Von den Edlen v. Plesse kaufte er das Dorf Lindau, von den Herzögen von Braunschweig das Haus Lutter am Barenberge, die Grafschaft Westerhof und das Gericht Berka auf dem Eichsfelde. Ferner erwarb er mit dem Domcapitel den vierten Theil des Hauses Woldenstein, und 1329 fielen nach dem Ableben des letzten Grafen v. Dassel dessen im J. 1310 angekaufte Besitzungen an die Hildesheimer Kirche. Ebenso eifrig war er auf die Hebung der geistlichen Stiftungen seines Bisthums bedacht; die zahlreichen von ihm ausgestellten Urkunden bezeugen seine Fürsorge für die Stifter und Klöster seines Sprengels, die Vermehrung des Einkommens der Ordensgeistlichen und die reichere Ausgestaltung des Gottesdienstes; 1321 gründete er die Annencapelle auf dem Friedhofe des Doms in Hildesheim, die er auch auskömmlich dotirte. Er starb am 3. August 1331.

Chronicon Hildesheimense bei Pertz, Monum. Germ. hist. SS. VII, 868 f. — Döbner, Urkundenbuch der Stadt Hildesheim I, S. 390 ff. — Lüntzel, Gesch. der Diöcese und Stadt Hildesheim, Bd. II, S. 291 ff.

K. Janicke.

Otto „im Wormsfelde", Graf im Worms- und Speiergaue, Herzog von **Kärnthen**, † am 4. November 1004, Enkel Kaiser Otto I. aus der Heirath von dessen Tochter Liutgarde († am 18. November 953) mit Konrad dem Rothen († am 10. August 955 in der Schlacht auf dem Lechfelde), zum ersten Male mit dem Kärnthner Herzogthum belehnt, als die Absetzung der gedemüthigten Gegner König Otto II., Heinrichs, des Zänkers, Herzogs von Baiern, und Heinrichs des Jüngern (S. Bertholds, des Bruders Arnulfs von Baiern aus der Ehe mit Wilichtrud von Lothringen), Herzogs von Kärnthen (976—978) auf dem Magdeburger Tage erfolgt war. Ihm wurde auch die Verwaltung der Veroneser Mark übertragen, die wir seit den Tagen des Hauses Scheyern im Verbande mit dem alten großen bairischen Stammherzogthum erblicken, und überdies erhielt er (28. April 980) ansehnliche Krongüter, so: Otmanica (Ottmanach), Blasendorf, Gnewotindorf, Rakozoloch, Gasitich (Gössling), im Comitate des Pfalzgrafen Hartwich, als Eigenbesitz. Bald jedoch führte der Umschwung der Verhältnisse die Nothwendigkeit seines Verzichtes auf das Kärnthner Herzogthum herbei. Herzog Otto von Schwaben und Baiern fand nämlich im November des Jahres 982 auf dem Rückzuge aus dem verhängnißvollen calabresischen Kriege den Tod zu Lucca, und König Otto II. entschloß sich auf dem Fürstentage zu Verona (Juni 983) zur Verleihung Baierns an jenen Heinrich den Jüngern aus dem Hause Scheyern und bald darauf auch zur Uebergabe Karnetaniens an denselben, wodurch wieder die Erneuerung des bairischen Herzogthums in seinem alten Umfange zu stande kam. Dies läßt daher einen freiwilligen Verzicht des bisherigen Kärnthner Herzogs Otto, der noch in dieser Eigenschaft den 12. Juni in Verona als Zeuge in der K. Urkunde für den Patriarchen Rodoald von Aquileja auftritt, voraussetzen. Ob unser O. den Herzogstitel von Kärnthen beibehielt, oder wie behauptet wird, mit einem andern Herzogthum — in Rheinfranken — entschädigt wurde, läßt sich nicht mit Bestimmtheit entscheiden. Das bairisch-kärnthnische Ducat Heinrichs des Jüngern nahm jedoch bald wieder ein Ende. Schon im Juli 985 mußte er Baiern an seinen älteren Vetter, Heinrich den Zänker, überlassen, und er selbst, auf Kärnthen beschränkt, muß bereits nach dem 1. October 989 aus dem Leben geschieden sein. So gelangte Heinrich der Zänker auch zur Belehnung mit Kärnthen und der Mark von Verona. — Sein Tod (28. August 995) bewirkte die bleibende Trennung Karnetaniens und der Mark Verona von Baiern und die Wiederbelehnung unsres O. mit dem Kärnthner Herzogthum. Daß dies Letztere gleichzeitig, nämlich noch 995 stattgefunden hätte, ist trotz achtungswerther Meinungen durchaus nicht wahrscheinlich; im Gegentheile lassen urkundliche Andeutungen und numismatische Anhaltspunkte der Behauptung Raum, daß unser O. vorerst die veronesische Mark und erst 1002 — infolge des Todes König Otto III. und der Bewerbung des bairischen Heinrich um die deutsche Krone — auch Kärnthen erhielt — wahrscheinlich als Lohn für den Verzicht unseres O. auf die Thronfolge im Reiche, die er als älterer Fürst und directer Enkel Kaiser Otto I. beanspruchen durfte, und welche ihm, wenigstens formell, Heinrich selbst — nach dem Zeugnisse Thietmars von Merseburg. (V. c. 16) antrug. Von da ab (1002) darf erst mit Sicherheit O. zum zweiten Male als Herzog von Kärnthen und Markgraf von Verona angenommen werden. Im November 1002 leistete er dem neuen deutschen Könige namhafte Kriegsdienste gegen Arduin von Ivrea, den Gegenkönig Italiens; doch gelang es bei aller Tapferkeit nicht, am Monte Ongaro (Ungarberg) die feindliche Uebermacht zu werfen. Dafür glückte im April 1004 den Kärnthnern die harte Eroberung der berüchtigten Etschklause vor Verona und sie ermöglichten damit dem Könige den Zug ins welsche Land.

Dies war dann die letzte uns bekannte That Herzog Otto's. Das Fulda Nekrologium verzeichnet seinen Tod zum 4. November 1004. Von seinen b Söhnen pflanzten Heinrich und Konrad das Haus fort; Bruno wurde aber b namhafteste, als erster Papst deutscher Herkunft unter dem Namen Gregor (geb. um 970), aber noch vom Vater überlebt († Februar 999).

Ankershofen, Handb. der Gesch Kärnthens II, 1. (1851). — Strebe Die ältesten in Salzburg geschlagenen Münzen (Abh. der Münchner Akal VII, 2, 543—568) (1855). — Büdinger, Oe. Gesch. I. (1858). — Hirsch Jahrb. des deutsch. Reiches unter Heinrich II. (h. v. Usinger u. Pabst), I. I — Wahnschaffe, Das Herzogthum Kärnten und seine Marken im XI. Jahrh Inaug. Diss. (h. v. Kärntner Gesch.-Verein) Klagenfurt 1878. — Riezler Gesch. Baierns I. (1878). — Huber, Gesch. Oestr. I. (1885).

Krones.

Otto, Erzbischof von Magdeburg (1328—1361), Sohn des Landgrafen Otto von Hessen, war 1304 geboren. Nach dem Tode des Electus Heidenreich von Erpiz hatte das Domcapitel seinen Propst Heinrich von Stolberg zu dessen Nachfolger erwählt. Aber der Landgraf von Hessen, welcher sich damals am päpstlichen Hofe in Avignon aufhielt, wußte Papst Johannes XXII. zu bestimmen, das erledigte Erzstift seinem Sohne zu verleihen. Klerus und Bürgerschaft von Magdeburg waren aus Gründen der Zweckmäßigkeit mit dieser Entscheidung zufrieden, und Heinrich von Stolberg, der keine Aussicht hatte, seine Wahl zur Anerkennung zu bringen, verzichtete freiwillig auf das Erzstift. Der neue Erzbischof fand sein Stift in einer trostlosen Lage. Die Zwistigkeiten und Fehden zwischen Erzbischof Burchard und der Stadt Magdeburg, welche schließlich mit der Ermordung des Ersteren (1325) endeten und in die auch das Domcapitel, das ganze Erzstift und die benachbarten Territorialherren gezogen waren, hatten das Land, namentlich aber die Stadt Magdeburg selbst, in die größte Bedrängniß gebracht. Die Güter und Schlösser des Erzstifts waren in diesen unruhigen, kriegerischen Zeiten zum größten Theil verpfändet und in andere Hände übergegangen; und was dem neuen Erzbischof davon noch blieb, mußte er, um die Kosten der Erwerbung der erzbischöflichen Würde zu bezahlen, gleichfalls verpfänden, so daß ihm nur noch seine Residenz in der Stadt gehörte. Im Laufe der Zeit gelang es ihm jedoch, die meisten der verpfändeten und entfremdeten Güter wieder zu erwerben. Auf der Stadt Magdeburg lastete noch schwer Acht und Bann, die über sie wegen Ermordung des Erzbischofs Burchard verhängt waren. Dazu kamen innere Gährungen: die Zünfte und gemeine Bürgerschaft strebten nach der Theilnahme am städtischen Regiment und nahmen eine drohende Haltung gegen die herrschenden Classen an. Im J. 1330 kam es zu einem offenen Aufstande. Die aus der gemeinen Bürgerschaft rotteten sich zusammen und drohten die Verkaufsläden und Waarenlager der reichen Gewandschneider und Kramer in Brand zu stecken, während diese den Aufrührern gewaffnet entgegen traten. Der Kampf begann bereits, da erschien der Erzbischof, und ihm gelang es, die streitenden Parteien zu einer friedlichen Verhandlung umzustimmen. Am 8. Mai wurde ein Vertrag abgeschlossen, welcher die bisherige städtische Verfassung in wesentlichen Punkten umgestaltete und den Innungen die lange erstrebte Stellung im Rathe zugestand. Danach wählten die fünf großen Innungen (Gewandschneider, Kramer, Kürschner, Leinwandschneider, Lohgerber mit den Schustern) fünf Mitglieder des Raths und ebensoviel die „gemeinen“ Innungen (Fleischhauer alten und neuen Scharrns, Lakenmacher, Schmiede, Bäcker und Brauer, welche zusammen eine Innung bildeten, ebenso die Goldschmiede, Schilderer und Schneider); alle zehn zusammen wählten aus der gemeinen, nichtzünftigen Bürgerschaft noch zwei Rathmänner, und diese

zwölf bildeten den Rath. Ferner wurde bestimmt, daß Jeder, der ein städtisches Amt verwaltete, innerhalb eines Jahres zweimal Rechenschaft ablegen sollte; endlich sollten die Rathmänner, welche das Unglück der Stadt verschuldet hätten, vom Rathe ausgeschlossen sein. Diese letztere Bestimmung zielte auf diejenigen Mitglieder des Rathes, welche den Mord Erzbischof Burchards hatten geschehen lassen. Erst ein Jahr später erhielt die Stadt Absolution von dem über sie verhängten Banne durch eine Bulle Papst Johanns XXII. unter sehr drückenden Bedingungen: in dem Raume des Rathhauses, wo der Bischof getödtet war, sollte die Stadt eine Capelle erbauen und fünf Altäre im Dom errichten und die dabei anzustellenden Geistlichen besolden; neunzehn bei der Ermordung Erzbischof Burchards besonders gravirte Rathsmitglieder sollten von der Absolution ausgeschlossen werden, die Stadt soll jedem neuen Erzbischof den Huldigungseid schwören, die am Morde Burchards mehr oder weniger Betheiligten sammt ihren Söhnen und Enkeln dürfen ferner keine geistlichen Beneficien besitzen. Der Stadt erwuchsen durch diese Absolution ganz bedeutende Kosten, zu deren Bestreitung man, was seit langer Zeit nicht geschehen war, ein Schoß erheben mußte. Die völlige Freisprechung vom Bann erfolgte übrigens erst 1349, nachdem die Matthäuscapelle im Rathhause erbaut und die verlangten fünf Altäre in der Domkirche errichtet und die Einkünfte der dabei anzustellenden Geistlichen festgestellt waren. Durch diese Verhältnisse war zugleich dem Erzbischofe eine Handhabe gegeben, dem Drange des Rathes und der Bürgerschaft nach größerer Unabhängigkeit von der Landesherrschaft entgegen zu treten. Die Huldigung der Stadt erfolgte am 26. April 1333.

Die mehrfachen Fehden Erzbischof Otto's mit benachbarten Fürsten, den Herzögen Otto dem Milden und Magnus dem Frommen von Braunschweig und dem Markgrafen Friedrich von Meißen, hatten zum größten Theil wohl in dem Bestreben ihren Grund, die dem Erzstift früher entzogenen Schlösser und Besitzungen wieder zu gewinnen und das erzstiftische Territorium zu erweitern. Aus derselben Tendenz ist auch seine entschiedene Theilnahme für den falschen Waldemar zu erklären. Andere Fehden richteten sich gegen den räuberischen Adel des eigenen Landes und der Nachbarschaft. Zur Aufrechterhaltung des Landfriedens schloß er mit den benachbarten weltlichen und geistlichen Fürsten Bündnisse ab, die freilich nicht die erhoffte Wirkung hatten. Um dem Erzstift ähnliche Zustände zu ersparen, wie er sie bei Antritt seiner Regierung vorfand, verfügte er kurz vor seinem Tode (30. April 1361), daß die festen Plätze des Erzstifts bis zur Wahl seines Nachfolgers vier Domherrn, vier vom Stiftsadel und ebenso viel Bürgern überantwortet werden und nicht in andere Hände übergehen sollten. Otto gehörte zu den hervorragenderen Magdeburgischen Kirchenfürsten, ein gleichzeitiger Chronist nennt ihn einen gewaltigen und männlichen Fürsten. Zugleich wird aber auch berichtet, daß er trotz bedeutender Einnahmen, die ihm durch die infolge des großen Sterbens von 1350 erledigten Lehne zugefallen waren, doch gegen Ende seiner Regierung wieder eine Menge von Schlössern und Festen verpfändet hatte und daß er nicht einmal so viel an Gelde besaß, daß man ihn davon zu Grabe bringen konnte.

Gesta archiepiscoporum Magdeburgensium in den Monum. Germ. histor. SS. XIV, S. 433 ff. — Magdeburger Schöppenchronik (= Deutsche Städtechroniken Bd. VII), S. 199 ff. — Sagittarius, Historia ducatus Magdeburg. bei Boysen, Histor. Magazin III, S. 136 ff. — v. Dreyhaupt, Saal-Creys I, S. 64 ff. — Lenz, Diplom. Stifts- und Landes-Historie von Magdeburg. S. 316 ff.

Janicke.

Otto, Markgraf von **Meißen** 1062—1067, Sohn des Grafen Wilhelm III. von Weimar-Orlamünde, folgte seinem kinderlosen Bruder Wilhelm in der Mark. Um einen Streit mit dem Erzbischof Siegfried von Mainz beizulegen, der ihm die Mainzer Lehen im Orlagau zu entziehen drohte, verstand er sich nicht allein zur Zehentzahlung von allen seinen Besitzungen in Thüringen, sondern versprach auch das Volk zu derselben zu zwingen. Gelungen ist ihm dies nicht, er zog sich dadurch nur von seiten der Thüringer solchen Haß zu, daß sie seinen Tod mit Freuden begrüßten. O. erscheint als ein Anhänger Hanno's von Köln, doch gehörte er 1063 auch zu Denen, auf deren Verwendung Heinrich IV. dem Erzstifte Bremen den Hof Lesum schenkte; vermuthlich hat er auch an dem Zuge gegen König Bela von Ungarn theilgenommen. 1066 wird er als Vogt des Klosters Merseburg genannt. Mit ihm erlosch der weimarische Mannesstamm. Von seinen drei Töchtern aus seiner Ehe mit Adele, der Tochter des Grafen Lambert von Löwen, war die älteste, Oda, mit Markgraf Ekbert von Meißen vermählt, Kunigunde nacheinander mit dem russischen Fürsten Jaroslav, dem Grafen Kuno von Beichlingen und dem Grafen Wiprecht II. von Groitzsch, Adelheid zuerst mit Graf Adalbert von Ballenstedt, dann mit Pfalzgraf Heinrich von Laach.

O. Posse, Die Markgrafen von Meißen, Leipzig 1880, S. 135 ff.

Flathe.

Otto der Reiche, Markgraf von **Meißen**, geb. 1125 als ältester Sohn Konrads von Wettin, als welcher er bei der von Letzterem vorgenommenen Theilung seiner Besitzungen 1156 das Hauptland erhielt. Den Beinamen des Reichen verdankt er dem Fündigwerden des erzgebirgischen Silbers und zu diesem hat wahrscheinlich die auf Betrieb seiner Gemahlin Hedwig, der Tochter Albrechts des Bären von Brandenburg, geschehene Stiftung des Cistercienserklosters (Alten-)Zella bei Rossen, welches er für sich und seine Nachkommen zum Erbbegräbniß bestimmte, den Anlaß gegeben. Dieses 1162 begonnene, 1175 eröffnete älteste Kloster der Mark Meißen, über das er sich und seinen Nachkommen die Vogtei vorbehielt, begabte er mit 800 Morgen des Miriquidiwaldes; bei der Urbarmachung und Rodung dieses klösterlichen Grund und Bodens mag man auf den Silberreichthum desselben aufmerksam geworden sein und die Kunde von diesem Funde zog vermuthlich die ersten Bergleute aus dem Harze herbei. Vertrieben durch den Krieg zwischen dem geächteten Herzog Heinrich dem Löwen und seinen Vasallen siedelten 1181 neue Bergleute von dort hierher über und gründeten in der Nähe der von O. zum Schutze des Bergbaus errichteten Burg eine Gemeinde, aus der die Stadt Freiberg erwachsen ist. Durch den infolge der Silberausbeute vermehrten Landesreichthum begann die Mark Meißen unter O. sich neben dem an Cultur, Wohlstand und Bevölkerung weit überlegenen Thüringen emporzuheben, Leipzig wurde damals mit hallischem und magdeburgischem Rechte beliehen. Uebrigens benutzte O. die ihm aus dem Bergbau zufließenden Einkünfte, die er vom Kaiser ausdrücklich zu Lehen erhalten hatte, theils zur Bereicherung von Kirchen und Klöstern, theils zur Befestigung mehrerer Städte wie Leipzig, Freiberg und Eisenberg, theils auch zu Ankäufen von Grundbesitz, besonders in Thüringen. Ueber die letzteren gerieth er mit Landgraf Ludwig III. von Thüringen in Krieg und sogar in dessen Gefangenschaft auf der Wartburg, bis Kaiser Friedrichs I. Vermittlung auf dem Hoftage zu Fulda den Streit durch die Rückgabe eines Theils des Gekauften schlichtete. Mit besonderer Lebhaftigkeit betheiligte sich O. in Gemeinschaft mit seinen vier Brüdern an den Angriffen, welche eine große Anzahl norddeutscher Fürsten 1166 in des Kaisers Abwesenheit gegen Heinrich den Löwen richtete; auch 1179 fanden sich alle fünf Söhne Konrads auf dem Reichstage zu Magdeburg ein, vor den der

Herzog geladen war. In noch traurigere Händel wurde O. durch seine Nachgiebigkeit gegen seine Gemahlin verwickelt, welche die getroffene Bestimmung, daß der älteste Sohn Albrecht die Mark, der jüngere bloß die Herrschaft Weißenfels bekommen sollte, dem Letzteren zu Liebe umkehren wollte. Darüber griff Albrecht zu den Waffen und führte den Vater auf die Burg Dewin bei Grimma in Haft. Kaiser Friedrich I. gebot seine Freilassung, doch brach die Fehde noch einmal aus und diesmal mischte sich auf Befehl Kaiser Heinrichs VI. auch Otto's Schwiegersohn, Herzog Ottokar von Böhmen, wir wissen nicht, zu wessen Gunsten, ein. In diesen Kämpfen ging der Schatz des Markgrafen im Werthe von 30 000 Mark Silber verloren. Beiderseitige Erschöpfung führte endlich zur Einstellung der Feindseligkeiten und am 10. August 1189 stiftete Heinrich VI. zu Würzburg im Beisein des Böhmenherzogs Frieden zwischen Vater und Sohn. Dem Ausbruche eines neuen Kampfes kam Otto's Tod am 18. Februar 1190 zuvor. Von seinen beiden Töchtern war die ältere, Adele, an den genannten Herzog Ottokar von Böhmen, die jüngere, Sophie, in erster Ehe an Ulrich II. von Böhmen, in zweiter an einen Burggrafen von Regensburg vermählt.

Quellen: Annales Reinhardsbrunn., Annales Pegav. und nach letzteren das Chron. Montis Sereni. Flathe.

Otto der Aeltere, Herzog von **Meran**, Pfalzgraf von **Burgund**, aus dem andechsischen Hause, ein Sohn des Herzoges Bertold von Meran und der Gräfin Agnes v. Rochlitz (s. A. D. B. II, 515). Erbe der väterlichen Treue gegen König Philipp, empfing er am 21. Juni 1208 zu Bamberg die Hand von dessen Nichte Beatrix und damit die Grafschaft Burgund nebst der Pfalzgrafenwürde. Aber der nämliche Tag wurde verhängnißvoll für die Andechser. Wahrscheinlich um das Allod seines Bruders, des Markgrafen Heinrich von Istrien, der wegen Mitschuld am Königsmorde geächtet war (s. A. D. B. XI, 526), dem Hause zu retten, auch von der Curie ermahnt, schloß sich O. dem Welfenkönige an und zog mit demselben über die Alpen zur Krönung (1209). Erst nach den übrigen Großen Baierns ging er, Ende Februar 1213, zu Friedrich über, in dessen Heer und Rath er fortan erscheint: so in Brabant und Jülich wider den Anhang des Gegenkönigs, beim Friedensschluß mit dem Dänen (1214), bei der Königskrönung zu Aachen (25. Juli 1215). Hier mit dem Kreuze bezeichnet, nahm er Theil an dem Zuge seines Schwagers, des Ungarnkönigs Andreas, in's heilige Land (1217). Dem minderjährigen Könige Heinrich blieb O. während der ersten Jahre fern, dann aber mußte auch er nach Geltung am Hofe streben, zumal da Herzog Ludwig von Baiern, der gefährlichste Nachbar des Andechser Stammgebietes, die Reichsverwesung erhielt (1226); des Letztern Aufstand gegen das staufische Haus haben Otto's Waffen mitbewältigt (1229). Sonst hat er wie andere Fürstengenossen die Reichsregierung gestützt, um seine Interessen zu fördern: auch er bezeugt die Verkündung der Gesetze zu Gunsten der Fürsten im Frühjahr 1231, vermittelt zu San Germano zwischen Kaiser und Papst (1230), auf den Hoftagen in Friaul zwischen Vater und Sohn (1232). Frucht seiner Treue gegen die Staufer war die Wiedererlangung von Brixener Hochstiftslehen, die durch Markgraf Heinrich verloren gegangen, auf Verwendung des Kaisers (1232). Weniger Glück brachte die staufische Mitgift. Das Haus der früheren Grafen von Burgund trat O. feindlich entgegen (1211), vergebens suchte er es durch Familienbande zu fesseln (1222). Ein neuer Kampf (1226—1227) zerrüttete Otto's Finanzen: für ein Darlehen mußte er die Grafschaft an Theobald von Champagne verpfänden. Am 7. Mai 1234 ist O. gestorben, drei Jahre früher Beatrix. Er hatte sich wieder vermählt mit Sophie, der Tochter des Grafen Heinrich (I.) von Anhalt, die ihn überlebte und zur zweiten

Ehe mit dem Grafen Siegfried von Reinstein schritt. Doch nur von der Stauferin hat O. Leibeserben gehabt, fünf Töchter und einen Sohn, der des Vaters Namen erhielt.

Dieser weniger bedeutende jüngere O., Herzog von Meran und Pfalzgraf von Burgund, wahrscheinlich im J. 1218 geboren, stand zunächst noch unter der Vormundschaft seines Oheimes, des Bischofes Eckbert von Bamberg. Dann stürzte er sich in den Kampf mit dem bairischen Herzogthume, das die Exemtion der Grafschaften Andechs und Wolfratshausen nicht länger ertrug (1238). Er verschlimmerte seine Lage durch unkluge Reichspolitik. Als der Wittelsbacher auf die Seite des Kaisers trat, sah O. nur im Parteiwechsel Rettung: er schloß sich den Freunden der Kirche an (1246). Burg auf Burg gerieth jetzt in die Hände des Gegners, ein Einfall Otto's in das Bairische wurde zurückgeschlagen. Nun ging er in seine fränkischen Lande; hier, auf der Burg Niesten (bei Weismain) befiel ihn eine Krankheit, der er am 19. Juni 1248 erlag. Ziemlich bald entstund das Gerücht, daß er vergiftet worden. Seine Ehe mit Elisabeth, einer Tochter des Grafen Albert von Tirol, die sich dann mit dem Grafen Gebhart von Hirschberg vermählte, war kinderlos. Die Besitzungen, die nicht der Kaiser und Baiern einzog, fielen an seine Schwestern Agnes, Beatrix, Margaretha, Adelheid und Elisabeth, welche mit Herzog Ulrich von Kärnthen, den Grafen Hermann von Orlamünde, Friedrich von Trüdingen, Hugo von Burgund (später mit Graf Philipp von Savoyen) und Burggraf Friedrich von Nürnberg verheirathet waren; doch kam es darüber zu langjährigem Streite. Eine Erbverfügung Otto's zu Gunsten der Adelheid, vom 23. Mai 1248, scheint gefälscht.

E. Frhr. v. Oefele, Geschichte der Grafen von Andechs. Innsbruck 1877.

v. Oefele.

Otto I., Bischof von Münster, 1204—1218, Sohn des Grafen Heinrich von Oldenburg-Wildeshausen begegnet uns zuerst 1201 als Dompropst von Bremen. Nach dem Tode Hermanns II. von Münster (1203) wurde er von dem größten Theile des Domcapitels zu dessen Nachfolger erwählt, während die Stimmen der Uebrigen sich mit denen des Adels und der Ministerialen auf den Abt Friedrich von Clarholz vereinigten. Da der päpstliche Legat Guido auf einem Tage zu Köln im Herbst desselben Jahres die Sache nicht zur Entscheidung zu bringen vermochte, übertrug Papst Innocenz III. die letztere am 28. Mai 1204 dem Abt Heribert von Werden und den Pröpsten Bruno von Bonn und Theoderich von St. Kunibert in Köln. Diese eifrigen Anhänger Otto's IV. erklärten sich für O., welcher dem Welfen den Treueid leistete. Schon im nächsten Jahre verließ er aber mit seinem Bruder Gerhard, Bischof von Osnabrück (s. A. D. B. VIII, 733) die Partei desselben. Nach Philipp's Tode schlossen sich die beiden Brüder wieder an Otto IV. an, gehörten aber zu den ersten, welche nach seiner Bannung durch den Papst (1211) von ihm abfielen, wahrscheinlich gereizt durch die Unterstützung, welche der Kaiser dem Mitbewerber Gerhards um das Erzbisthum Bremen, Waldemar von Dänemark, zu Theil werden ließ. Die Folge dieses Abfalls war, daß sich die Stadt Münster vou O. lossagte und er auf dem Wege zu dem Hoflager Friedrichs II. nach Koblenz (März 1214) in Köln festgehalten und in Kaiserswerth gefangen gesetzt wurde. Erst im nächsten Jahre wurde er an demselben Tage, an welchem Aachen dem jungen Staufer seine Thore öffnete (25. Juli) durch die Einnahme der Burg seitens des Grafen Adolf von Berg befreit, worauf er sich zu Friedrich nach Aachen begab. 1217 nahm er das Kreuz, schlug mit Andreas von Ungarn und Leopold von Oestreich den Landweg ein und wird am 3. Nov. unter den in Accon befindlichen Kreuzfahrern genannt. Am 6. März 1218 ist er zu Cäsarea gestorben.

Vgl. Erhard, Geschichte Münsters, Bd. I, S. 121. — Wilmans, Westf. Urkundenbuch, Bd. III. — Winkelmann, Philipp von Schwaben und Otto IV.

Ribbeck.

Otto I., Graf von Nassau, Sohn des Grafen Heinrich II. von Nassau († c. 1247; s. A. D. B. XI, 547 f.), ist der Stammvater der nach ihm die ottonische, sonst auch oranische oder Katzenelnbogen'sche genannten Linie des Hauses Nassau, deren Nachkommen jetzt im Königreiche der Niederlande regieren. Nach des Vaters Tode übte er zunächst gemeinschaftlich mit seinem älteren Bruder Walram — von den andern Brüdern scheint Ruprecht bereits 1247 gestorben gewesen zu sein, Heinrich, Gerhard und Johann traten in den geistlichen Stand — die Herrschaft in den ererbten Landen aus; im J. 1250 werden Beide zum ersten Male urkundlich ohne den Vater genannt; 1251 erlangten sie von König Wilhelm Stadtrechte und verschiedene Privilegien für den Ort Herborn. Zur folgenreichen Theilung ihrer Herrschaft schritten sie 1255. O., als der jüngere Bruder, hatte das Recht der Wahl unter den von Schiedsrichtern in zwei Gebiete getheilten Landen und entschied sich für den auf der rechten Lahnseite gelegenen Theil derselben, welchem u. a. die Orte Herborn, Dillenburg, Siegen, Hadamar und die Herrschaft zum Westerwald zugehörten, während Walram das Gebiet links der Lahn erhielt, einzelne Landestheile aber, so die Stammburg Nassau, in gemeinschaftlichem Besitz blieben. Im Wesentlichen war hiermit der Besitzstand der zwei Hauptlinien des nassauischen Hauses auf der rechten Rheinseite gegeben so wie er sich bis zum Anfang unseres Jahrhunderts erhalten hat. Schutz und Wahrung seiner Rechte in seinem Lande ward dem Grafen O. nicht immer leicht, zumal in einer Zeit, da die Macht eines obersten Schirmherrn im Reiche tief gesunken war. Streitigkeiten mit den Herren von Westerburg und den Grafen von Sayn über Gerechtsame im Westerwald, mit den Herren von Greiffenstein und denen von Dernbach über verschiedene landesherrliche Befugnisse führten häufig zu Fehde und Kampf, über deren Verlauf im Einzelnen wir jedoch nicht unterrichtet sind. Unklar bleibt auch Otto's Verhältniß zu Erzbischof Siegfried von Köln, gegen welchen er 1277 ein Bündniß mit verschiedenen Herren in Westfalen einging, dessen Bundesgenosse er aber ward in dem um das Herzogthum Limburg geführten Kampfe zwischen Berg und Geldern. Besondere Widerwärtigkeiten erwuchsen O. aus dem Bestreben, die reichen Schenkungen seines Vaters an den Deutschen Orden zu schmälern oder mindestens dieselben nicht nach dem Wunsche des Ordens zu vermehren. Er ward im J. 1285 als ein Berauber der Güter des Ordens bezeichnet und mit dem Kirchenbann, sein Land mit dem Interdict belegt, bis im Jahre darauf der Streit ausgeglichen wurde. Otto's Todestag fällt in die Zeit zwischen Mai 1289 und März 1290. Seine Gemahlin war Agnes von Leiningen, Tochter des Grafen Emich, welche ihm 6 Kinder gebar und ihn etwa um ein Jahrzehnt überlebte. Von seinen Söhnen ward Heinrich der Stifter der alten Dillenburgischen, bezw. Siegen'schen, Emich der der alten Hadamarischen Linie, Johann blieb unvermählt, Otto gehörte dem geistlichen Stande an.

C. H. v. Rauschard, Nassauische Geschlechtstafeln des Ottonischen Stammes, 1789. Mscr. — A. U. v. Erath, Conspectus historiae Nassoviensis universalis. Mscr. — J. v. Arnoldi, Gesch. der Oran.-Nass. Länder, Hadamar 1799 ff. — Schliephake, Gesch. von Nassau.

Ausfeld.

Otto II., Graf von Nassau, Enkel des vorigen, folgte seinem Vater Heinrich (s. A. D. B. XI, 548 f.) im J. 1343 in der Regierung nach, nachdem ihm schon 1329 die durch den Tod des Grafen Johann, seines Oheims, ledig

gewordenen Landestheile, u. a. Beilstein, übergeben worden waren. Anstatt aber, wie vorher bestimmt gewesen war, der alleinige Erbe der väterlichen Lande zu werden, mußte er mit seinem Bruder Johann, der früher Geistlicher, seinen Stand verlassen und geheirathet hatte, theilen, nicht ohne daß es hierbei zu ernsten Zerwürfnissen zwischen den Brüdern kam, die sogar (1340) ein Bündniß Otto's mit dem Landgrafen Heinrich v. Hessen veranlaßten. 1341 ward dann eine Landestheilung vorgenommen, welche O. als wesentlichste Stücke das Siegener Land, die Herborner Mark mit Dillenburg und das Gericht Haiger sowie Löhnberg zuwies. Otto's kurze Regierungszeit erscheint uns als eine Reihe von Widerwärtigkeiten, hervorgerufen hauptsächlich durch kostspielige Fehden, in welchen das Land verwüstet, die Quellen des Wohlstandes verstopft wurden. O. sah sich, um seine Ausgaben zu bestreiten, zu mannigfachen Verpfändungen seiner Besitzungen gezwungen und infolge dessen in der Entfaltung einer kraftvollen Thätigkeit nach Innen wie nach Außen gehemmt. Wir bemerken ihn in der Reichsgeschichte nicht, treffen ihn nur ein paar Mal am kaiserlichen Hoflager, wo er 1344 Stadtrechte für Dillenburg, 1347 für sich selbst 320 Gulden jährlich aus den Steuern der Stadt Wetzlar erwirkte. Seinen Tod fand O., wie es scheint, Ende 1350 in einer Fehde mit denen von Walderdorff. Vermählt mit Adelheid, Schwester des Grafen Heinrich von Vianden, zeugte O. 3 Söhne: Heinrich, der Geistlicher, Otto, der Propst zu St. Moritz in Mainz, und Johann, der des Vaters Nachfolger ward.

C. H. v. Rauschard, Nass. Geschlechtstafeln d. Ottonischen Stammes. 1789. Mscr. — A. U. v. Erath, Conspectus historiae Nassov. universalis. Mscr. — J. v. Arnoldi, Gesch. der Oran.-Nass. Länder, Hadamar 1799 ff. — Schliephake, Gesch. v. Nassau. Ausfeld.

Otto, Herzog von Oesterreich, der jüngste Sohn des Königs Albrecht I., wurde im Jahre 1301 geboren. Obwohl in Oesterreich und Steiermark seit der Uebertragung dieser Herzogthümer an die Habsburger nicht das Primogeniturgesetz galt, sondern alle Mitglieder des Hauses als Regenten galten, nur thatsächlich die ältesten Herzoge größeren Einfluß hatten, so scheint doch O. noch mehr, als dies sonst bei den jüngeren Herzogen der Fall war, von jedem Antheile an der Regierung fern gehalten worden zu sein. Auch als seine Brüder Leopold und Heinrich (1325 und 1326) durch einen frühen Tod hinweggerafft worden waren, wurde ihm kein größerer Wirkungskreis eingeräumt; König Friedrich verwaltete nach seinem vergeblichen Versuche, die deutsche Krone zu behaupten, die östlichen Herzogthümer, Albrecht II. die sogenannten Vorlande zu beiden Seiten des Oberrheins. Daß er, wie es scheint, seinen Brüdern nicht einmal in finanzieller Beziehung gleichgestellt ward, mußte ihm um so unbilliger erscheinen, als er der einzige war, der von seiner Gemahlin Elisabeth von Niederbaiern männliche Nachkommen hatte. Dazu kam die Verschiedenheit der politischen Grundsätze, indem O. die von seinen Brüdern geschlossenen Verträge mit Ludwig dem Baiern mißbilligte und die Fortsetzung des Kampfes wünschte. Er verlangte daher, die habsburgischen Besitzungen sollten zwischen ihm und Albrecht II. gleich getheilt werden, Friedrich aber sich mit der römischen Königswürde begnügen. Als diese Forderung nicht erfüllt wurde, griff er, von einigen Adeligen unterstützt, zu den Waffen und rief sogar die Könige von Ungarn und Böhmen zu Hilfe, die mit seinem Bruder Friedrich auf gespanntem Fuße standen. Im Sommer 1328 überschritt ein zahlreiches ungarisches Heer die Leitha, während gleichzeitig Johann von Böhmen von Norden her in Oesterreich eindrang. Da O. auf die Versicherung des böhmischen Königs, er wolle für sich selbst keine Eroberungen machen, denselben unterstützte, so war bald der nordöstliche Theil von Oesterreich in dessen Gewalt. Den Gegnern sich nicht gewachsen fühlend,

suchten Friedrich und Albrecht im September nicht ohne Opfer einen Ausgleich mit Ungarn und Böhmen zu Stande zu bringen. O. wurde dadurch befriedigt, daß ihm die Stadt und das Schloß Haimburg und ein bestimmter Theil der Einkünfte der österreichischen Länder zugesichert und im folgenden Sommer die Verwaltung der Vorlande überlassen wurde. Der Tod des Königs Friedrich am 13. Januar 1330 und die am 25. März darauf erfolgende Vergiftung Albrechts II., der infolge dessen lebenslänglich an Händen und Füßen gelähmt blieb und zunächst zu jeder Thätigkeit unfähig ward, machten O. für einige Zeit zum eigentlichen Vertreter der österreichischen Politik. Während Ludwig der Baier, der gerade beim Tode Friedrichs von seinem Römerzuge über die Alpen zurückkam, jetzt ganz Deutschland zur Anerkennung seiner Würde zu bewegen hoffte, begann O. gleich in den Vorlanden umfassende Rüstungen, schloß mit den Bischöfen von Straßburg und Constanz und mit mehreren Großen Bündnisse und Soldverträge und bewog jene süddeutschen Städte, welche einst Friedrich als König anerkannt hatten, auch jetzt Ludwig die Huldigung zu verweigern. Die Entscheidung über die Frage, ob er den Kampf gegen Ludwig wieder aufnehmen solle, machte er ganz vom Gutdünken des Papstes abhängig, welcher ihn dafür mit Lobsprüchen überhäufte und ihm eine große Geldsumme und die deutsche Königskrone in Aussicht stellte. Da aber Ludwig doch beinahe überall im Reiche Anerkennung fand, so wagten die Habsburger allein auch nicht den Krieg zu beginnen und ließen sich mit dem Kaiser in Unterhandlungen ein. Scheint O. auch zunächst verlangt zu haben, daß Ludwig noch einen Versuch mache, sich mit der Kirche auszusöhnen, so bestand er dann doch nicht weiter darauf, als der Papst eine schroff ablehnende Haltung einnahm. Am 6. August 1330 schloß er unter Vermittlung des Königs von Böhmen mit Ludwig den Frieden von Hagenau, erkannte für sich und seinen Bruder Albrecht diesen als König und Kaiser an und überlieferte ihm die Reichsinsignien. Es kam sogar in der nächsten Zeit eine sehr enge Verbindung der Herzoge von Oesterreich mit dem Kaiser zu Stande, da sich beide Theile durch die Ländersucht des Königs Johann von Böhmen, besonders durch dessen Versuch, Kärnten und Tirol mittelst einer Vermählung seines zweiten Sohnes Johann Heinrich mit Margarethe (Maultasch), der Tochter des Herzogs Heinrich, an sein Haus zu bringen, in ihren Interessen bedroht fühlten. Denn die Habsburger sowenig wie der Kaiser konnten es mit gleichgiltigen Augen ansehen, wenn ihre Länder durch die Besitzungen der ohnehin sehr mächtigen Luxemburger von zwei Seiten umfaßt wurden. Auch hielten es die Herzoge von Oesterreich für billig, daß Kärnten nach dem Tode des Herzogs Heinrich ihnen verliehen werde, da sie dessen nächste männliche Verwandten waren, indem ihre Mutter Heinrichs Schwester gewesen war. O. und König Ludwig schlossen daher am 26. November 1330 bei einer Zusammenkunft in Augsburg einen geheimen Vertrag, nach welchem dieser nach dem Tode des Herzogs Heinrich die Herzoge von Oesterreich mit Kärnten belehnen, diese aber ihm zur Eroberung Tirols Beistand leisten sollten. Als dann Johann von Böhmen in wenigen Monaten einen großen Theil von Oberitalien in seine Gewalt brachte, kam O. im folgenden Mai noch einmal mit dem Kaiser in München zusammen, wo die Verbindung zwischen den Wittelsbachern und den Habsburgern eine noch engere wurde. Am 4. Mai 1331 ernannte der Kaiser den Herzog O. für den Fall, daß er selbst sich nach Italien oder Norddeutschland begäbe, lebenslänglich zum Reichsvicar und ließ ihm als solchen durch die Reichsstädte die Huldigung leisten. Auf einem bald darauf gehaltenen Reichstage in Nürnberg nahm es O. auf sich, die Könige von Ungarn und Polen zu einem Bündnisse gegen Johann und zu einem gemeinschaftlichen Angriffe auf Böhmen zu bewegen, und brachte auch in der That am 2. Sep-

tember eine Allianz mit Ungarn zu Stande. Doch hatte sich unterdessen der böhmische König mit dem Kaiser in der italienischen Frage vollständig geeinigt und dadurch den wichtigsten seiner Gegner gewonnen. Durch einen Zug gegen Posen zwang er auch den König von Polen zu einem Waffenstillstande und rückte dann anfangs November an die mährisch-österreichische Grenze, da sein Reich durch ein österreichisch-ungarisches Heer unter Führung des Herzogs O. bedroht wurde. Die geringe Kriegslust beider Theile und die vorgerückte Jahreszeit ließen es zu keiner ernsten Waffenthat kommen. Nachdem im folgenden Frühjahre ein böhmisches Corps durch die Oesterreicher eine Niederlage erlitten hatte, wurde am 12. Juli 1332 ein Friede geschlossen, nach welchem mehrere österreichische Städte, die 1323 für die Freigebung des bei Mühldorf gefangenen Herzogs Heinrich an den König von Böhmen verpfändet worden waren, von diesem zurückgestellt wurden. Am 2. April 1335 starb der Herzog Heinrich von Kärnten-Tirol, dessen Tochter Margaretha, Gemahlin des böhmischen Prinzen Johann, der Kaiser im Februar 1330 die Nachfolge in den Ländern ihres Vaters zugesichert hatte. Jetzt aber dachte derselbe nicht mehr daran, dieses Versprechen zu erfüllen. Den Bestimmungen des geheimen Vertrages vom 26. November 1330 entsprechend, belehnte der Kaiser die Herzoge von Oesterreich auf einer Zusammenkunft in Linz am 5. Mai 1335 mit Kärnten, ja auch mit Südtirol, während Nordtirol an seine eigenen Söhne kommen sollte. Herzog O. begab sich nun selbst nach Kärnten und Krain (das an die Herzoge von Kärnten verpfändet gewesen war), um die Einwohner zur Huldigung zu bewegen. Die Krainer leisteten dieselbe ohne Verzug, die Kärntner anfangs Juni, da sie innerhalb der von ihnen erbetenen Frist keine Unterstützung erhalten hatten. König Johann von Böhmen lag nämlich damals an den bei einem Turniere erhaltenen Wunden in Paris darnieder, sein Sohn, der Gemahl der Tochter Heinrichs von Kärnten, war ein Knabe von erst dreizehn Jahren. Als der böhmische König am 30. Juli nach Prag zurückkam, erließ er allerdings gleich ein Aufgebot gegen den Kaiser und die Herzoge von Oesterreich. Doch schloß er, noch ehe es zu einem Kampfe gekommen war, am 16. September einen achtmonatlichen Waffenstillstand, den er zur Gewinnung Ungarns und Polens benützte. Noch ehe derselbe abgelaufen war, anfangs März 1336, griff er mit einem großen Heere Oesterreich an. Herzog O. brachte zwar endlich eine fast ebenso starke Macht zusammen. Da aber zu den Böhmen auch ungarische Hilfstruppen stießen, während er seinen eigenen Leuten nicht recht traute, so floh er in der Nacht auf den 24. April nach Wien zurück, so daß Oesterreich nördlich von der Donau den Feinden völlig preisgegeben war. Erst der Angriff des Kaisers auf das Gebiet des Herzogs Heinrich von Niederbaiern, des Schwagers und Verbündeten Johanns von Böhmen, bewog diesen in der zweiten Hälfte des Juli zum Abzuge aus Oesterreich. Wie König Johann, so wendete sich auch Herzog O. nach Baiern, wo er sich mit dem Kaiser vereinigte und an der untern Isar sich aufstellte. Da sie jetzt den Feinden bedeutend überlegen waren, so suchten sie diese zu einer Schlacht zu bewegen, ohne ihre Absicht erreichen zu können. Auf den Rath des Herzogs O. brach daher der Kaiser Ende August nach Oberösterreich auf, um über Linz in Böhmen einzufallen. Doch ward auch dieser Plan vereitelt, indem der böhmische König, der ihn rechtzeitig gemerkt hatte, zur Deckung seines Reiches bei Budweis Stellung genommen hatte. Da die Tiroler alle Angriffe auf ihr Land mit Erfolg abwehrten, also der Kaiser den Lohn seines Bündnisses mit Oesterreich nicht erhalten konnte, andererseits ihm die Herzoge auch die Abtretung von vier oberösterreichischen Städten zum Ersatz der Kriegskosten verweigerten, so zog er sich mißmuthig vom Kampfe zurück. Ohne seine Unterstützung konnten die Oesterreicher aber auch Südtirol nicht zu erobern

hoffen, so wenig wie die Luxemburger Aussicht hatten, das verlorene Kärnten wieder zu gewinnen. Es kam daher schon am 4. September zum Präliminarfrieden von Freistadt, am 9. October zum definitiven Frieden von Enns, nach welchem die Herzoge von Oesterreich Kärnten mit Krain, der Sohn des Königs Johann und seine Gemahlin Tirol behielten. Nur kurze Zeit hat O. diesen Frieden noch überlebt. Er starb schon am 17. Februar 1339, noch nicht einmal achtunddreißig Jahre alt, mit Hinterlassung zweier Söhne, Friedrich und Leopold, die ihm auch schon im Jahre 1344 in das Grab folgten.

Eine specielle Bearbeitung der Geschichte Otto's gibt es nicht. Das einschlägige Material muß aus Johann von Viktring und andern gleichzeitigen Chroniken und Annalen wie aus verschiedenen Urkundenbüchern zusammengesucht worden. A. Huber.

Otto, Bischof von Passau (1254—1265, † 9. oder 10. April), einer der besten Vorstände dieses großen, damals bis an die ungarische Grenze ausgedehnten Sprengels, entstammte dem bairischen Edelgeschlechte von Lonsdorf, das in der Gegend von Abensberg ansässig war. Gleich im Beginn seiner Regierung hob er das von seinem Vorgänger über die baierischen Herzogslande verhängte Interdict auf, versöhnte sich (1255) zu Vilshofen unter Vermittlung des Regensburger Bischofs Albert mit Herzog Heinrich von Niederbaiern und trat zu Straubing dem für Niederbaiern festgesetzten Landfrieden bei. Eine schiedsgerichtliche Regelung der mannigfachen Streitigkeiten, die zwischen Passau und Niederbaiern schwebten, über den Curs der Münzen, über Gerichtsbarkeit, über bairische und ortenburgische Lehen, wurde in's Auge gefaßt, kam jedoch nicht zu Stande. Vielmehr schloß O., den die reichen Besitzungen seiner Kirche in Oesterreich auf ein gutes Verhältniß zu der neuen böhmisch-österreichischen Monarchie hinwiesen, am 23. April 1257 zu Linz ein Schutz- und Trutzbündniß mit König Ottokar gegen die bairischen Herzoge. Doch die Böhmen wurden bei ihrem Einfalle in Baiern bei Mühldorf auf's Haupt geschlagen und O. sah sich vereinsamt und sein Stift von schweren Kriegsdrangsalen heimgesucht. Erst im December 1262 ward der Frieden mit Baiern hergestellt, indem jede Partei etwas von ihren Ansprüchen opferte; immerhin errang der Bischof den großen Vortheil, daß Herzog Heinrich auf Gericht und Vogtei in der Stadt Passau selbst verzichtete. Trotz des Krieges mit Baiern bezeichnet Otto's milde Regierung für das Stift im Vergleich zu den Stürmen, welche es unter seinen kriegerischen Vorgängern bestanden hatte, eine Periode der Erholung und des friedlichen Aufschwunges. In vielseitiger Sorge für die öffentliche Wohlfahrt hat O. unter den Kirchenfürsten seines Jahrhunderts wenige Genossen. Rechtspflege und Steuerwesen, Verkehr, Handel und Gewerbe verdankten ihm wohlthätige Gesetze, die Bürgerschaft seiner Hauptstadt wichtige Freiheiten, der Passauer Salzhandel seine Begründung, die Passauer Judenschaft zum Entgelt ihrer Darlehen zweijährige Steuer- und Mautfreiheit. Für den Ausbau des Passauer Doms, der die letzte Zeit her sehr langsame Fortschritte gemacht hatte, bestimmte er die Einkünfte des ersten Jahres aller erledigten Pfarreien. Im November 1256 eröffnete er in der Ilzstadt den ersten der Passauer Landtage, die bis in's 17. Jahrhundert gedauert haben. Durch die Sammlung der wichtigsten urkundlichen Passauer Denkmäler in den nach ihm sogenannten Lonsdorfischen Copialbüchern (Mon. Boic. XXIX, b) wollte er die Besitztitel für Rechte und Güter seines Hochstiftes sichern, und leistete, ohne dies zu beabsichtigen, auch der Geschichtswissenschaft einen wichtigen Dienst. Erhalten ist uns auch ein Katalog der Dombibliothek aus seiner Zeit; er weist 338 Bände auf. Daß Otto's Wege nicht zusammentrafen mit denen des Passauer Erzdiakons Albert Behaim, entspricht den Bildern, die von dem friedliebenden und maßvollen Bischofe einer-

seits, von dem fanatischen Agitator anderseits überliefert sind. Der Zwiespalt zwischen beiden Männern ist vielleicht darauf zurückzuführen, daß Albert als Caplan des päpstlichen Legaten, Cardinals Peter Carpoccio, dessen von O. zu hoch befundene Steuerforderung unterstützte. Es kam (1258) soweit, daß der Bischof den Erzdiakon gefangen setzen ließ; seine Befreiung scheint derselbe einem Befehle des Papstes verdankt zu haben. Ueberhaupt war man nicht überall in kirchlichen Kreisen mit O. zufrieden. In Kremsmünster klagte man, er habe durch Verrath des dortigen Custos die Urkunde in seinen Besitz gebracht, welche dem Abte das Recht der Inful verlieh. Im allgemeinen aber galt O. den Zeitgenossen als Vater des Clerus wie Volkes, als Friedensfürst und wahrhaft frommer, durch tadellose Sitten ausgezeichneter Charakter.

Mon. Boic. XXVIII, b; XXIX, b. — Buchinger, Gesch. d. Fürstenthums Passau. — Erhard, Gesch. der Stadt Passau. — Ratzinger, Albertus Bohemus, in den Histor.-polit. Blättern, Bd. 64 u. 85.

Riezler.

Otto I. v. Mosbach, Pfalzgraf. Geboren den 24. August 1390 zu Mosbach als der jüngste von den Söhnen Kurfürst Ruprechts III. von der Pfalz, nachmaligen römischen Königs. Auf Grund eines Primogeniturgesetzes Ruprecht II. (der sogen. Rupertinischen Constitution), wonach im Falle mehrerer Nachkommen, den Nachgeborenen kleinere mit dem Hauptlande in Lehensverband stehende Landestheile zufallen sollten, erhielt O. im J. 1410 seinen Theil: es waren die Hauptstücke der späteren pfälzischen Aemter Mosbach und Sinsheim, daneben Kaiserwerth, die Hälfte von Otsberg und Herings im alten Maingau (von Ruprecht II. erworben), auch ein Theil von Löwenstein. Nach dem Hauptorte dieses Territoriums ward Otto der Stifter der mit seinem gleichnamigen Sohne Otto schon 1499 wieder ausgestorbenen Mosbacher Linie der pfälzischen Wittelsbacher. Als kleiner Territorialherr tritt er aus den engen Grenzen seines Ländchens im Anfang wenig hervor. Wir finden ihn häufig in der Begleitung seines Bruders, des Kurfürsten Ludwig III. Im J. 1422 (Juni) war er mit ihm und dem Bischof Raban zu Speier mit Hilfsmannschaft an dem Zuge gegen die Stadt Speier betheiligt. Erst durch den Tod Ludwigs III. (1436, Dec.) eröffnete sich ihm eine größere Wirksamkeit. Gegen die Bestimmungen der goldenen Bulle ward ihm, als dem jüngsten der Söhne Ruprechts, die Vormundschaft über den nur zwölfjährigen Nachfolger in der Kur, Ludwig IV., übertragen. O. stand unter seinen Brüdern dem pfälzischen Kurfürsten am nächsten. In seinem letzten Testamente, das Ludwig III. kurz vor der Reise nach dem heiligen Lande aufsetzte, wird diese Zuneigung ganz besonders hervorgehoben. War doch O. schon im J. 1413, als Ludwig III. nur einen (schon 1426 gestorbenen) Sohn Ruprecht besaß, zum Vormund dieses erbberechtigten Prinzen bestellt worden. Der Kurfürst war laut seines Testamentes krank aus dem heiligen Lande zurückgekehrt. Erblindet übergab er kurz vor seinem Tode an O. die Regentschaft, der seinen Mündel noch im gleichen Jahre der Universität Heidelberg feierlichst als künftigen Landesherrn vorstellte. Im Widerspruch mit der goldenen Bulle ließ er ihn schon 1437 zu Eger mit Kurwürde belehnen. Es ist schwer zu sagen, in wie weit bis zur Volljährigkeit Ludwigs (1442) O. selbständig als Vormund gehandelt hat. In Ausstellungen von Urkunden tritt sein Name meistens ganz zurück und wenn in dieser Zeit der junge Pfalzgraf handelnd erscheint, wird es fraglich sein, wie weit hier seine Räthe, wie weit sein Vormund maßgebend waren. Häufig tritt O. mit dem noch nicht volljährigen Kurfürsten zusammen auf. Bei der Wahl Albrechts II. (1438) und Friedrichs III. (1440) war er betheiligt. Bei der letztern scheint er, wie die meisten der Wähler nicht ganz frei von Privatinteressen gewesen zu

sein und seine Stimme nicht ohne sicheren Vortheil vergeben zu haben. Wichtige kirchenpolitische Fragen bewegten gerade die Jahre seiner Vormundschaft: der Streit zwischen dem Reformconcil von Basel und Papst Eugen IV. O. nahm bei diesen wechselvollen Verhandlungen entscheidenden Antheil. Jene bekannte kurfürstliche Neutralitätserklärung ist von seinen Räthen beantragt worden, wenn auch Erzbischof Raban von Trier, der O. sehr nahe stand, als der eigentliche Urheber anzusehen ist. Bekanntlich hat dieser stolze oligarchische Bund nicht allzulange gedauert und Eugen IV. hat sich, bereits zum Sterben erkrankt, noch einmal als Sieger erhoben. Zwar hat die Pfalz lange gezögert und Ludwig IV. war einer der letzten die mit Rom Friede machten. Unter denen, welche Nicolaus V. im December 1347 huldigten, befand sich auch O. von Mosbach mit seinem Bruder Stephan. Von da ab wird er wenig mehr genannt. Für sein Ländchen hat er manche Erwerbungen gemacht, so (1422) Lorbach. Als der Unionskönig Christoph I. von Dänemark, Schweden und Norwegen, ein Neffe Otto's aus der sogenannten Neumarkter Linie, 1448 starb, fielen seine neuburg-oberpfälzischen Besitzungen an die Linien Simmern, Zweibrücken und Mosbach, und O. kaufte seinem Bruder Stephan v. Zweibrücken den obgenannten Theil zu dem seinen. Von Veräußerungen ist zu erwähnen, daß ein Theil von Hornberg (1430) von O. an die Herren von Berlichingen, Wildberg und Bulach (1442) an Würtemberg verkauft wurde. Durch Einungen mit Nachbarfürsten, so 1412 mit seinen Brüdern Ludwig von der Pfalz und Stephan, 1422 mit Würzburg, durch einen siebenjährigen Frieden mit der Reichsstadt Wimpfen hat O. sein Territorium in jenen von Kriegen und Fehden erfüllten Zeiten zu sichern gesucht. Seine Residenzstadt Mosbach erfuhr manche Begünstigungen, so wurde besonders die dortige Stiftskirche (1447) mit neuen Einkünften begabt. Am 5. Juli 1461 ist er im Kloster Reichenbach in der Oberpfalz gestorben. Er war vermählt mit Johanna, Tochter Herzogs Heinrich IV. des Reichen von Baiern-Landshut († 20. Juli 1444). Nach dem Tode seines Sohnes und Nachfolgers Otto II. († 1490) fielen die Mosbach-neumarktischen Besitzungen wieder an das pfälzische Kurhaus zurück.

Copialbücher Ludwig III. und IV. im Generallandesarchiv Karlsruhe. — Excerpte der Lehmann'schen Sammlung der Heidelberger Universitätsbibliothek. — Häusser, Gesch. d. rhein. Pfalz, Bd. I. — Pückert, Die kurfürstliche Neutralität während des Basler Concils. Leipz. 1858. — Häutle, Wittelsb. Genealogie. München 1870. Wille.

Otto Heinrich: Ottheinrich, Kurfürst von der Pfalz (1556—59), geboren am 10. April 1502, ist der Sohn Pfalzgraf Ruprechts, des dritten Sohns Kurfürst Philipp's des Aufrichtigen (1476—1508) und der Herzogin Elisabeth, Tochter Georgs des Reichen von Baiern-Landshut, welcher sein Land, da er keinen Sohn hatte, durch seine Tochter an Pfalzgraf Ruprecht bringen wollte, indem er es ihm testamentarisch vermachte. Georg der Reiche gab dadurch Veranlassung zu dem bairischen Erbfolgekrieg (der Landshuter Fehde) vom Jahre 1504. Als Vater und Mutter Ottheinrich's mitten im Krieg von der Ruhr hinweggerafft wurden, sendete Kurfürst Philipp seinen vierten Sohn Friedrich, der, ein Liebling Philipps des Schönen, am burgundischen Hofe lebte, als Vormund der zwei hinterlassenen Waisen Ottheinrich's und seines jüngeren Bruders Philipp (geb. 10. November 1503) nach Landshut. Ihm gelang es, Maximilian, der seinen Antheil an der Landshuter Beute in Sicherheit wußte, von dem Bunde mit Baiern-München loszulösen und dadurch, daß er die Entscheidung der Sache dem König gänzlich anheimstellte, diesen zu veranlassen, so lange auf Baiern einen Druck auszuüben, bis es in gleicher Weise alles dem Ausspruch Maximilians zu überlassen sich bereit erklärte. Auf dem Reichstag in Cöln sprach

hierauf Maximilian am 30. Juli 1505 den Mündeln Herzog Friedrich's Land aus Georgs Erbe mit einem Ertrage von jährlich 24 000 fl. zu, ſowie die Fahrniſſe, die Barſchaft und die Schulden, ſoweit ſie nicht Pfandſchaften waren. Geſchütz und Getreide wurden unter den Parteien getheilt. Das zugeſchiedene Gebiet, die junge Pfalz, beſtand aus Herzog Georgs Oberland in Schwaben mit Lauingen, Höchſtett und Gundelfingen; dazu kam die Gegend nördlich und ſüdlich der Donau mit Neuburg und Reichertshofen, Hilpoltſtein und Haideck, ſowie einige auf dem Nordgau und vor dem Wald gelegene Aemter, die zu Baiern-München gehört hatten. Der Krieg hatte den reichen Schatz, angeblich eine Million bar, aufgezehrt, ſchwere Schulden verurſacht und das Land furchtbar verwüſtet. Die unſichern Verhältniſſe zu Nürnberg und Brandenburg und die feindſelige Haltung Baierns machten die Lage noch ſchwieriger. Dennoch wurden von dem jungen Vormunde, der Maximilian's Gunſt, wie die ſeines 1506 geſtorbenen Sohnes gewann, die Gefahren überwunden und nach und nach ein beſſeres Verhältniß zu Baiern angebahnt, bis durch die Verſöhnung der Kurpfalz mit Maximilian auf dem Reichstag zu Augsburg 1518 auch mit Baiern volle Verſöhnung eintrat. O. und Philipp wurden in Neuburg unter Aufſicht von Herzog Friedrichs Statthalter Adam von Törring, eines bewährten Dieners Herzog Georgs, von einem Magiſter aus Bretten, Alexander Wagner, gemeinſam in Deutſch und Latein unterrichtet bis in Ottheinrich's 14. Jahr, worauf dieſer in die Geſchäfte und die ritterlichen Uebungen ſeines Standes eingeführt wurde; Philipp aber ging auf die Univerſitäten Freiburg und Padua, wobei die Abſicht vorſchwebte, ihn in den geiſtlichen Stand treten zu laſſen. Nachdem Karl V. zum Kaiſer gewählt worden, erhielt O. durch Vermittlung ſeines Vormunds im perſönlichen Dienſt des Kaiſers eine Stellung, trat dieſelbe aber nur an, um mit Einwilligung des Kaiſers einige Monate lang in Spanien und Italien zu reiſen. Er war dann 1520 bei der Krönung in Aachen und auf dem Reichstag in Worms, wo er am 9. April 1521 auch für ſeinen Bruder mit Neuburg belehnt wurde. Mit des Kaiſers Erlaubniß trat er hierauf am 15. April eine Pilgerreiſe nach Jeruſalem an, von der er am 1. December deſſelben Jahres zurückkehrte. Er hat über ſeine Reiſe ein ausführliches Tagebuch geſchrieben, das er nach ſeiner Rückkehr fortſetzte und das bis 1534, leider ohne die zahlreichen, ausführlichen Beilagen ſich erhalten hat. Am 22. Juni 1522 übernahm er mit ſeinem Bruder, vor der Zeit mündig erklärt, die Regierung des Landes ſelbſt, weil Herzog Friedrich durch ſeine Statthalterſchaft an der Spitze des Reichsregiments abgehalten war, die Regierung in Neuburg weiter zu führen. O. widmete ſich mit Eifer den Geſchäften. An dem Zug gegen Sickingen nahm er 1523 an der Seite des Kurfürſten Theil, an deſſen Hofe er darauf von December 1523 an ein Jahr lang lebte, um ſich als künftiger Kurerben am Rheine bekannt zu machen. Er war nach Kurfürſt Philipps Teſtament mit ſeinem Bruder, wenn Kurfürſt Ludwig und Herzog Friedrich ohne Söhne ſterben ſollten, zum Nachfolger in der Kur erklärt worden. Alle übrigen Söhne Friedrichs waren nach ihres Vaters Wunſch in den geiſtlichen Stand getreten und mit Biſthümern ausgeſtattet worden, um Ludwig und Friedrich Land und Leute allein zu überlaſſen. Der jüngſte Sohn Philipps, Wolfgang, bei ſeines Vaters Tode erſt 14 Jahre alt, weigerte ſich allein in den geiſtlichen Stand zu treten und drohte, Anſpruch auf Land und Leute zu erheben. Um dies abzuwenden und zugleich die Anſprüche Ottheinrich's und Philipps, die als Sprößlinge des dritten Sohnes Philipps, vor Friedrich Erbrecht hätten anſprechen können, unmöglich zu machen, verleitete man dieſe wie Wolfgang zum Abſchluß eines Vertrags, in welchem ſie Philipps Teſtament anerkannten, Wolfgang eine Geldentſchädigung und O. und Philipp das vage Verſprechen der Kurnachfolge

erhielten, da die Oheime sich zu vermählen nicht die Absicht hätten. O. und Philipp hatten die Mittel nicht, sich zu widersetzen und die für sie als Erben vor Friedrich sich aussprechende goldene Bulle hatte man vor ihnen wohlweislich geheim gehalten. Erst lange nachher beim Tode Ludwigs erlangten sie Kenntniß von ihren Rechten und Friedrichs Unredlichkeit. Im Heere Kurfürst Ludwigs machte O. den Bauernkrieg mit. Die eigenhändige Aufzeichnung über seine Erlebnisse auf diesem Zug vom Bruhain im Bisthum Speier über Neckarsulm nach Würzburg und von da durch den Odenwald nach Oppenheim in die Pfalz ist noch vorhanden, und bildete eine der zahlreichen Einlagen seines Tagebuchs. O. gehörte in dieser Zeit der altkirchlichen Partei an. Wenn er auch dem Regensburger Bund von 1524 nicht beitrat, so machte er doch dessen Maßregeln gegen „die lutherische Ketzerei“ bekannt und erhielt für sein Verhalten im Bauernkrieg und in der religiösen Frage ein Belobigungsschreiben Clemens VII. und weitgehende Einräumungen hinsichtlich der Besteuerung seiner Geistlichkeit. Auf dem Reichstag in Speyer 1529 wie 1530 in Augsburg hielt er sich zur katholischen Majorität. Bei Auflösung des schwäbischen Bundes und dem Ersatz desselben durch die Rheinische Einung schwankte er zwischen Pfalz und Baiern und trat schließlich der Eichstedter Einung 1534 und dem kaiserlichen neunjährigen Bund von 1535 bei, da er seit 17. October 1529 mit der Schwester der Herzoge von Baiern Susanna, Wittwe Markgraf Kasimirs von Brandenburg vermählt war. Die Ehe blieb in Folge verschiedener Fehlgeburten kinderlos. Sie brachte ihn in die vertrautesten Verhältnisse zu seinen Schwägern, mit denen er die Leidenschaft für die Jagd, die ritterlichen Spiele und das Armbrustschießen gemein hatte. An dem Türkenkriege von 1532 wollte er auf eigene Hand theilnehmen, erhielt aber schon in Passau Kunde von dem Rückzug des Feindes und der Auflösung des Reichsheeres. Nachdem Herzog Philipp durch die Wiedereinsetzung Herzog Ulrichs von Württemberg seinen Statthalterposten verloren hatte, setzte er bei O. durch Vertrag vom 4. Januar 1535 eine Theilung des gemeinsamen Fürstenthums auf 6 Jahre durch, wobei ihm der dritte Theil des Landes zufiel. Philipp konnte sich aber wegen seiner im Dienst Karl V. gemachten Ausgaben und seiner Reisen für Heirathszwecke vor Schulden schon Anfang 1541 nicht mehr halten. Da übernahm O. auf Zureden Baierns auf dem Reichstag in Regensburg, die bei 7000 fl. Einkünften 416000 fl. betragenden Schulden seines Bruders und setzte demselben eine Rente von 1200 fl. aus. Die Herzoge von Baiern hatten O. ein Darlehen von 200000 fl. zugesagt, traten aber plötzlich von dieser Zusage zurück, als O. die Reformation in seinem Lande einführte. Nun konnte auch O., der auch mit seinem Einkommen nicht ausgereicht hatte, seinen Verbindlichkeiten nicht mehr genügen. Die schon aus dem bairischen Krieg stammende Belastung der Aemter mit Pfandschaften und Dienstgeldern, der Schloßbau in Neuburg, das Jagdhaus in der nahen Grünau und die Kunstliebhabereien hatten sammt Philipps Schulden auch Ottheinrich's Ruin zur Folge, den nur der Verkauf eines Theiles des Fürstenthums hindern zu können schien. Die bairischen Herzöge, welche längst schon ihr Auge auf Neuburg geworfen hatten und, als die Freundschaft mit O. in die Brüche ging, durch seinen Ruin in Besitz des einst zu Baiern gehörigen Landes zu gelangen suchten, legten dem Verkaufe des Landes durch Drohungen gegen die Kaufliebhaber, wie Augsburg und die Fugger, alle erdenklichen Hindernisse und Schikanen in den Weg und verschleppten die Sache, um im Trüben zu fischen. Allein ihr Netz wurde durch den Entschluß der Landstände, das Land in ihre Verwaltung zu nehmen und die Schulden abzutragen, zerrissen. Dies geschah durch den Vertrag vom 20. August 1544. O. erhielt ein Jahrgeld von

5000 fl. Die über eine Million betragenden Schulden begann die Landschaft abzuzahlen, indem sie, wie schon O. an Nürnberg, nun an die Pfalz Land verkaufte, sich eine Contribution und Steuern, die Einschmelzung des Silbergeschirrs und Anderes auferlegte, um die schlimmsten Gläubiger zu befriedigen. O. zog sich nach Heidelberg zurück, wo er auf die reformatorischen Maßregeln Kurfürst Friedrichs Einfluß hatte. Denn längst war er von seiner strengkatholischen Ueberzeugung abgekommen. Seit dem erneuten Fortschritte der Reformation von 1534 an kam er durch Lectüre der reformatorischen Schriften nach und nach zu einer anderen Ueberzeugung, die vom Ende 1538 an sicher bezeugt ist. Dennoch dauerte es bis zum 22. Juni 1542, ehe O. offen hervortrat und zu reformiren begann. Sein Ausschreiben darüber hat den Nürnberger Prediger Osiander an der St. Lorenzkirche zum Verfasser. Doch standen O. auch Michael Diller, der sein Hofprediger ward und Musculus von Augsburg zur Seite. Die neue Kirchenordnung folgte 1543. Eine mit Ottheinrich's Hilfe von seinem Rentschreiber Hans Kilian in Neuburg gegründete Druckerei entfaltete große Thätigkeit in der Verbreitung reformatorischer Schriften. Wegen der feindlichen Haltung Baierns suchte O. schon 1542 um Aufnahme in den Schmalkaldischen Bund nach. Da es aber wegen Herabsetzung des vom Bund verlangten Beitrags längerer Verhandlungen bedurfte, so wurde ihm der Eintritt erst im Juni 1544 zugesagt, als er eben im Begriff war, sein Land an die Stände abzutreten, die sich nicht in den Bund aufnehmen ließen. Ottheinrich's Uebertritt zum Lutherthum wurde vom Kaiser sehr übel vermerkt und sein Einfluß auf die theilweise Reformirung der Pfalz 1545 erbitterte noch mehr. Als der Schmalkaldische Krieg ausbrach und Neuburg Kriegsschauplatz wurde, nahmen Statthalter und Landschaft des Fürstenthums 2 Fähnlein Schmalkaldischen Kriegsvolks in die Stadt Neuburg auf, welche vor den Thoren der Stadt den Kaiser in Lebensgefahr brachten. Die Stadt wurde erobert, das Schloß geplündert und mit Ottheinrich's Sammlungen übel umgegangen. Nach seinem siegreichen Feldzug in Oberdeutschland legte der Kaiser auf das Fürstenthum Beschlag, das 1546 durch den geheimen Vertrag mit Baiern in Regensburg diesem in Aussicht gestellt worden war, wie die Kur bei Friedrichs Tod. Da der Kaiser über den Kaufpreis mit Baiern sich nicht einigen konnte, blieb das Land sequestrirt bis zum Passauer Vertrag 1552. Der Kaiser warf einen bittern Haß auf O., der trotz aller Vorstellungen und Bitten der gesammten Reichsstände nicht wieder zu Gnaden angenommen wurde. Er verlebte bittre Zeiten im Exil zu Heidelberg, abhängig von dem guten Willen des Kurfürsten, dem der Vetter sehr unbequem war, da er ihm gegen den Kaiser Schutz zu bieten schien und selbst Ursache hatte, seine halbunfreiwillige Theilnahme am Schmalkaldischen Krieg vergessen zu machen. Der Streit zwischen Pfalz und Baiern um die Kur drohte O. um sein Nachfolgerecht zu bringen, wenn Friedrich starb, ehe O. begnadigt war, und so erschien O. den Agnaten als Hinderniß für den Ausspruch des Kaisers zu Pfalz Gunsten in der Kursache. Daher drängten sie O. zum Verzicht auf die Kur gegen Geld. Er blieb aber standhaft; selbst als ihm angedeutet wurde, daß er um den Preis des Religionswechsels einen gnädigen Kaiser finden werde. Der Kurfürst mußte ihn zuletzt nach Weinheim entfernen und er sollte sogar nach Kaiserslautern übersiedeln, um möglichst fern von Heidelberg zu sein. Der Tod Herzog Wilhelms von Baiern befreite ihn von der dringendsten Gefahr, da dessen Nachfolger den Streit um die Kur nach und nach aufgab. Entscheidung brachte aber erst der Krieg des Kurfürsten Moritz und seiner Verbündeten, darunter Ottheinrich's Stiefsohn Albrecht von Brandenburg im Frühjahr 1552. Diese vertrieben den kaiserlichen Statthalter aus Neuburg und forderten O., der dem Rufe folgte, auf, in ihren Bund einzutreten. So kam er in sein Land

zurück, in dessen Besitz er durch den Passauer Vertrag bestätigt wurde. Sofort wurde die Ordnung des Schuldenwesens, die in der Occupationszeit ins Stocken gekommen war, in Angriff genommen. Unter dem Beistand der protestantischen Fürsten und kaiserlicher Commissäre wurde mit den Gläubigern unterhandelt, die auf die seit 1546 rückständigen Zinsen und Theile der Capitalforderungen verzichten mußten. Die Tilgung der Schulden durch die Landstände nahm ihren Fortgang, doch führte O. unter Theilnahme der Stände an der Finanzverwaltung die Regierung und erhielt die frühere Pension, die Herzog Wolfgang von Zweibrücken-Veldenz, der in der kritischsten Zeit dem Lande mit einem Darlehn von 100 000 fl. zu Hilfe gekommen war, zu zahlen übernahm, als ihm O. auf seinen Tod eine Donationsurkunde über das Fürstenthum Neuburg ausstellte (1554). Diese Donation störte das Einvernehmen mit dem Kurfürsten, das sich seit der Zeit der Verbannung verschärft hatte, immer mehr, bis am 26. Februar 1556 der Tod Friedrichs O. endlich die Kurwürde brachte. Er hatte seit 1552 mit großem Eifer unter schweren Kämpfen mit den benachbarten Bischöfen, besonders dem von Augsburg, die vom Kaiser in Neuburg rückgängig gemachte Reformation seines Landes gepflegt und wohlthätige Reformen in der Verwaltung eingeführt. Von demselben Geist war seine Regierung in der Pfalz erfüllt. Schon im März 1556 erschien ein Edict, welches die Einführung der „reinen evangelischen Lehre" und die Abschaffung der „papistischen Irrthümer" verkündigte. Sein Hofprediger Diller, der Heidelberger Professor der Theologie Stolo und besonders J. Marbach von Straßburg entwarfen die neue Kirchenordnung vom 4. April 1556, die sich der unveränderten Augsburger Confession anschloß. Die Leitung der Kirche erhielt der „Kirchenrat", in welchem Professoren der Universität, wie Ch. Ehem und Thomas Erast saßen und der später als Eiferer berüchtigte Thilemann Heßhus, der auf Melanchthon's Empfehlung Generalsuperintendent wurde. O. gehörte der religiösen Praxis nach zu den milden und versöhnlichen Männern. Bei dem Versuch in Worms die verschiedenen protestantischen Richtungen zu einem modus vivendi zu bringen, widersetzte er sich energisch der Verketzerung gewisser Richtungen. Er wirkte auch 1558 zu Frankfurt unter den Glaubensgenossen für Annahme einer Glaubensformel, bei welcher auch die calvinistisch Gesinnten sich zur Augsburger Confession bekennen konnten. Gleich nach seiner Ankunft nahm O. auch die Reform der Universität in Angriff, der nun endlich das scholastisch-theologische Gewand abgestreift wurde. Sie erhielt mit Melanchthon's Rath unter Mitwirkung des Canzlers Probus, Ehems und des Professors der griechischen Sprache Jakobus Micyllus eine den Forderungen des Humanismus und des Protestantismus zugleich entsprechende Gestaltung, wurde finanziell unabhängig gemacht und dabei wurden die Besoldungen der Professoren namhaft erhöht. Die Facultäten wurden einander gleichgestellt und namentlich die ehemalige artistische, jetzt philosophische Facultät zum eigentlichen Mittelpunkt gemacht, von dem aus die humanistischen Studien besonders gepflegt wurden. Das von Friedrich gegründete, von O. vollendete und ausgestattete Sapienzcollegium diente zur Heranbildung tüchtiger Geistlichen. Das Pädagogium, eine gelehrte Schule wurde mit der Neckarschule, einem Internat für die classische Vorbildung zur Universität, vereinigt und eine Schulordnung für gelehrte Schulen erlassen. In die Regierung des Landes führte er in Neuburg bewährte Reformen ein. Die ungestörte Erbfolge in der Kur lag ihm besonders am Herzen. Nicht ohne Mühe brachte er mit den Agnaten von Simmern-Sponheim und Zweibrücken-Veldenz den Successionsvertrag von 1557 zu Stande, der der simmernschen Linie den Vorrang in der Kur zusprach, wofür sie in die Wiedereinverleibung der im Jahr 1544 an die Pfalz verkauften Aemter Sulzbach, Parkstein und

Weiden in das Herzogthum Neuburg einwilligen mußte, das in Folge der Donation bei Ottheinrich's Tod an Zweibrücken-Veldenz fallen sollte. Neben der Reform der Religion und der Universität ist Ottheinrich's Regierung noch besonders bedeutend geworden durch die Neubegründung der Universitätsbibliothek und durch einen glänzenden Renaissancebau auf dem Schloß. Die Bibliothek wurde durch Ottheinrich's in Neuburg gesammelten und in Heidelberg noch bedeutend vermehrten Bücherschätze (von denen aber nichts aus der Reise nach Palästina sich herschreibt, wie irrthümlich behauptet wird) die bedeutendste diesseits der Alpen. Der Schloßbau aber zeugt von dem feingebildeten Geschmack des Fürsten. Der Künstler bringt in dem Figurenschmuck der Façade dem Bauherrn eine feine Ovation dar. Denn die hauptsächlichsten künstlerischen, wissenschaftlichen und religiösen Bestrebungen des Fürsten finden darin ihren Ausdruck. Auf sein Wirken für ein biblisch reines Christenthum deuten die Figuren der christlichen Cardinaltugenden und der biblischen Helden hin, auf seinen Sinn für die wieder lebendig gewordene Kunst der Alten Inhalt und Form der Ornamente im weitesten Sinn und auf seine Vorliebe für Astronomie und Astrologie die 7 Planetenfiguren: Die ganze Façade ist ein vergeistigtes Bild von dem Wesen des Erbauers.

Seine politische Bedeutung beruht darauf, daß er an den zwei Hauptadern Oberdeutschlands, an der Donau und am Rhein dem Protestantismus Raum schaffte und den Boden bereitete für die europäische Bedeutung Heidelbergs im Zeitalter der Gegenreformation. Noch viel nachhaltiger wirkte er durch die Förderung aller wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen, die in seinen Bereich kamen. In ersterer Beziehung ist sein Sammeln von gedruckten und handschriftlichen Werken der orientalischen, antiken und mittelalterlich vaterländischen Literatur, auch zahlreicher astronomischer Werke, deren er selbst einige herstellen ließ, in letzterer Beziehung seine Beschäftigung tüchtiger Künstler, vor allen auch bei seinen Bauten von Bedeutung. Das Neuburger Schloß erhielt durch ihn zwischen 1527 und 1538 einen neuen Flügel, der noch vielfach an den gothischen Stil anklingt, aber schon das Characteristische der Renaissance zeigt, die er im Heidelberger Schloßbau zur höchsten Vollendung brachte. Der innere Schmuck der Räume in Neuburg, besonders die Thürverkleidungen zeigen aber schon den schönsten italienischen Renaissanceschmuck, der sich auch in der Ausmalung der Zimmer al fresco zeigte. O. hatte persönlich in Italien die Kunst der Renaissance kennen gelernt, die, seit die Fugger in Augsburg im Jahr 1508 in der St. Ulrichscapelle das Beispiel gegeben hatten, sich in Deutschland rasch verbreitete und eigenthümlich ausbildete. O. hat sie im Heidelberger Schloß in dem großartigsten Profanbau zuerst in ihrer vollen Pracht diesseits der Alpen vorgeführt. Das Schloß in Neuburg und der nach italienischem Muster seit 1532 angelegte Fürstengarten, der mit allen zu erlangenden exotischen Pflanzen geschmückt wurde, enthielt viele Kunstgegenstände, von denen einige im bairischen Nationalmuseum sich befinden, andere da und dorthin zerstreut sind, Sammlungen von Merkwürdigkeiten, kostbare Waffen, schönen Kirchenschmuck, Kleinode besonders in geschmelzter Arbeit und reichen Schmuck an gewirkten Teppichen, die O. nach von ihm bestellten und unter seiner Mitwirkung entstandenen Cartons von niederländischen Meistern in Lauingen herstellen ließ. Die Gegenstände der Darstellung hatten Bezug auf seinen Stammbaum (3 höchst interessante genealogische Teppiche in München), auf seine Reise nach Palästina (die Stadt Jerusalem mit den heiligen Orten, ebenda) und auf eine Reihe von Kriegsthaten seines Bruders Philipp (z. B. die Belagerung von Wien). Er ließ eine Bibelhandschrift von einem bedeutenden Künstler mit Miniaturen schmücken, ließ plastische Werke herstellen (z. B. ein Relief einer Kreuzigungsgruppe, sein Sarkophag mit Darstellung der klugen und thörichten Jungfrauen) und ließ sich hervorragende Werke Peter Vischers nach-

gießen oder von ihm anfertigen, er sammelte antike Münzen und hielt einen Thiergarten. Schließlich ist er als Historiker und Förderer der Geschichtswissenschaft zu nennen wegen seines Tagebuchs und der Beilagen zu demselben, wegen der Lebensbeschreibung seines Bruders und der systematischen Sammlung von Documenten, die sich auf seine Familie und deren Rechte, sowie auf die Zeitgeschichte beziehen, Documente, die er mit unsäglicher Mühe und Ausdauer zusammengebracht und als einen unveräußerlichen und unzertrennbaren Schatz seinen Nachfolgern in seinem Testamente zu erhalten anempfohlen hat. O. war von kräftigem, gedrungenem Körperbau, bis gegen sein 40. Jahr ein eifriger Theilnehmer an den ritterlichen Uebungen des Rennens und Stechens, ein unermüdlicher und unersättlicher Jäger, lebensfreudig und frohmüthig im Umgang und ebenso trinklustig als seine Zeitgenossen. Schon früh fühlte er das Bedürfniß warmer Bäder, besuchte häufig das Wildbad, einmal selbst Gastein; später besonders seit seinem Exil alljährlich Baden-Baden, wo er ein wohlbekannter Gast war. Den Armen, denen er die Reste seiner Tafel als Almosen zukommen ließ, setzte er, damit sie der gewohnten Gabe nicht entbehrten, in seinem Testamente eine Summe Geldes aus, von der sie alljährlich in seiner Badezeit gespeist werden sollten. Seit seinem 40. Jahre war er wohlbeleibt, aber trotzdem stets ein eifriger Jäger, bis zunehmende Leibesstärke ihn zu ruhigerem Leben verurtheilte. In den letzten Heidelberger Jahren fuhr er oft in die Stadt hinab, um sich in der Bibliothek an der Lectüre zu ergötzen. Sein aufgeweckter, wißbegieriger Sinn hob ihn über die Mängel seiner mit 14 Jahren beendeten Schulbildung hinweg. Durch Lectüre und Umgang mit kenntnißreichen Männern ergänzte er als Jüngling und Mann sein Wissen. In den Geschäften zeigt er einen geraden Verstand und große Willensstärke, die bisweilen in hartnäckigen Eigensinn ausartete. Sein reiches Gemüth bedurfte des Verkehrs mit andern. Das Verhältniß zu seinem Bruder war das innigste. So war auch sein religiöses Empfinden kräftig. Lange überzeugter Katholik, macht er außer der Pilgerfahrt nach Jerusalem wiederholte Wallfahrten nach Altötting, ringt sich aber zur reformatorischen Ueberzeugung durch und beharrt bei derselben auf Kosten selbst seiner Stellung als Fürst. Er starb plötzlich am 12. Februar 1559, ehe er eine neue Redaction seines Testaments hatte fertig stellen können, als der letzte des Stammes König Ruprechts, in dessen Erlöschen er auf seinem Todtenbette die Strafe Gottes dafür sah, daß sein Ahnherr Ludwig III. einen Unschuldigen, Johann Huß, zum Scheiterhaufen geführt hatte.

Ottheinrich's Tagebuch im Geh. Hausarchiv in München. — Die Reise nach Palästina, abgedruckt bei Röhricht und Meisner, Deutsche Pilgerreisen. — Rockinger, Pflege der Geschichte durch die Wittelsbacher. — Häusser, Gesch. der Rhein. Pfalz I. — Hautz, Die Neckarschule und Geschichte der Universität Heidelberg. — Salzer, Beiträge zu einer Biographie Ottheinrich's nach archivalischen Studien in Karlsruhe, München, Neuburg, Amberg und Marburg.

Salzer.

Otto I., Herzog von Pommern-Stettin seit 27. Juni 1295, geb. 1279, gest. 30./31. Dec. 1344, jüngster Sohn Herzogs Barnim I. und dessen dritter Gemahlin Mechtilde von Brandenburg. Seine Jugend fällt in die für die Entwickelung der deutschen Ostseeländer wichtige Zeit des Aufstrebens der städtischen Gewalt, die Zeit der Landfrieden, jener Bündnisse, die sich dadurch auszeichnen, daß sie ohne Bezugnahme auf Kaiser und Reich, aus selbständiger Macht der Contrahenten abgeschlossen und aufrecht erhalten wurden. Für Otto und seinen Bruder Barnim II. führte der ältere Stiefbruder Herzog Bogislav IV. (oben Band III S. 42 als Bogislav III. besprochen) anfänglich die Regierung; nach Barnim's angeblicher, durch einen nicht nachweisbaren Lehnsmann Vidante

von Muckerwitz ausgeführter Ermordung fand am 27. Juni 1295 durch den Vertrag von Stettin unter Vermittelung der Stände die Theilung des Landes in die beiden „Orte" Stettin und Wolgast statt. Eine Trennung dieser beiden Landestheile sollte dadurch weder jetzt noch für die Zukunft ausgesprochen werden, auch behielten beide Fürsten die Gesammthand, wonach die Lehnmuthung der Ritterschaft und die Huldigung der Städte fortan in beiden Orten von den Fürsten gemeinschaftlich empfangen werden sollte. Bei Feststellung der Theilungslinie, die mit der Peene beginnend in der Richtung von Westen nach Osten sich vollzog, machte sich der Einfluß der Städte dadurch geltend, daß ohne Berücksichtigung der topographischen Verhältnisse die Städte lübschen Rechtes als „Ort Wolgast" in einer Hand vereinigt wurden, während die Städte magdeburgischen Rechtes dem andern Fürsten als „Ort Stettin" zufielen. Beide Herzoge gelobten durch Handschlag die Haltung des Vertrages, die Vasallen und Städte aber verbürgten sich, im Falle eines Vertragsbruches den Widerstrebenden zu seiner Pflicht zurückzuführen. O. erhielt den „Ort Stettin" und wurde am 12. Juli feierlich in sein Herzogthum eingewiesen. War nun auch durch diesen Vertrag der drohende Ausbruch eines Bruderkrieges verhindert, so fanden die Bemühungen Bogislavs IV., in Hinterpommern den Ansprüchen der Markgrafen von Brandenburg entgegenzutreten, doch Otto's Unterstützung nicht; derselbe trat vielmehr in persönlichen Verkehr mit Markgraf Albrecht von Brandenburg, befand sich zu Pfingsten 1298 mit andern Fürsten am Hofe Albrechts in Soldin und nahm in demselben Jahr an dessen Kriegszug nach Mecklenburg Theil, der mit einer starken Geldzahlung der Stadt Rostock für ihren Fürsten, Nicolaus das Kind, Herzog Bogislavs IV. Schwiegersohn, endete. Erst als die Lage in Hinterpommern immer kritischer wurde, indem die Machterweiterung Brandenburgs durch König Wenzel von Böhmen Beförderung fand und Bogislav IV. das Land jenseit der Persante aufgeben mußte, führte die Noth zur Eintracht, die auch nach Bogislavs Tode (19., nicht 24. Febr. 1309) nicht gestört wurde. Die Verhältnisse zwischen Pommern und Scandinavien wurden bedingt durch die Macht, welche König Erich Menved von Dänemark über die norddeutschen Hansestädte gewonnen hatte. Zu dem Erbvergleich zwischen dem Könige und dem Fürsten Wizlav von Rügen kam gegen Uebernahme einer alten Geldforderung von 510 Mk. Silber durch Erich das Gelöbniß Otto's (15. Dec. 1310), dem Könige mit 50 Gewappneten Heerfolge zu leisten, in Folge dessen O. 1311 an Erichs Zug gegen Rostock Theil nahm, während er zu dem Verhältniß des Königs gegen Rügen sich mehr vermittelnd hielt. An dem großen Bunde wider die brandenburgischen Markgrafen betheiligte sich O. dagegen nicht, sondern stand, seiner Tradition treu bleibend auf märkischer Seite, vielleicht in der Hoffnung, das auf urkundlich nicht sicher nachweisbarem Weg an die Herren von Werle gekommene Land Stavenhagen auf diese Weise wieder zu gewinnen; doch entsagte er bereits 1317 bei der Vermählung seiner Tochter Mechtilde mit dem Fürsten Johann von Werle endgültig allen Ansprüchen an diese Landschaft. Für die ihm durch O. gehaltene Treue trat Markgraf Waldemar demselben im Vertrage von Twenraden am 14. Nov. 1315 nicht nur das Land Bernstein gegen 7000 Mk. ab, die durch Verkauf von Gütern an das reiche Kloster Cotbatz beschafft wurden, sondern auch diejenigen Theile von Hinterpommern, welche Waldemar bei seinem früheren Verkauf pommerellischer Landschaften an den deutschen Orden sich vorbehalten hatte, kamen nunmehr an das Greifengeschlecht. Die Güter des 1312 aufgehobenen Templerordens gingen zum großen Theil an den Johanniterorden über und bildeten von dessen in der Neumark belegenen Hauptsitz aus mit den Landschaften Dramburg und Schivelbein einen weit in pommersches Gebiet hineinreichenden Keil. Die Einigkeit

zwischen den Fürsten beider pommerschen Landestheile wurde bald darauf durch einen Zwist Otto's mit einigen seiner Städte gestört, welche mit anderen Unzufriedenen unter Berufung auf den Stettiner Vertrag von 1295 den Herzog Wartislav IV. von Wolgast, Sohn Herzogs Bogislav IV., um seine Hilfe angingen und auf der Zusammenkunft zu Stormerswerder, einer Insel im Haff, am 22. Juni 1319 sich ganz unter dessen Schutz stellten. Die Bedrängten hatten aber wenig Vortheil davon; O. erzwang bereits am 2. August die Unterwerfung der durch ihn und Markgraf Waldemar belagerten Stadt Garz an der Oder, die 3000 Mark Kriegskosten und eine jährliche Abgabe von 40 Mark als Sühne zahlen mußte. Mit dem noch in demselben Jahre (1319) erfolgenden Tode Waldemars begann indeß ein ganz neuer Abschnitt in der Entwickelung Pommerns, der zunächst die Aussöhnung Otto's mit seinem Neffen Wartislav IV. nach der kurzen Entfremdung zur Folge hatte. Da ferner das Verhältniß zu Brandenburg pommerscherseits als ein rein persönliches zu Waldemar aufgefaßt wurde, das mit dessen Tode erlosch, so hofften die Herzoge jetzt auch die alten pommerschen Gebiete in Hinterpommern, der Neumark, Uckermark rc. wieder zurück zu gewinnen und thaten dazu geeignete Schritte. Herzog Wartislav IV., zum Vormund von Waldemars jungem Sohne Heinrich ernannt, traf alsbald kluge Anstalten zur Wahrung seiner Rechte gegen die Ansprüche fremder Fürsten, O. aber sicherte durch die Annahme seines einzigen Sohnes Barnim (s. A. D. B. II, 74 ff.) zum Mitregenten der pommerschen Sache eine bedeutende militärische Kraft, hinter der seine eigene Thätigkeit von nun an mehr zurücktritt. — Um die königliche Macht im Norden zu stärken, hatte nach der siegreichen Schlacht bei Mühldorf König Ludwig der Baier, eine bereits am 6. Januar 1320 dem Herzog Wartislav IV. wegen der unmittelbaren Reichslehnbarkeit Pommerns gemachte Zusage nicht achtend, am Johannistage 1324 die pommerschen Herzogthümer als angeblich heimgefallene Lehne seinem jungen Sohne Markgraf Ludwig übertragen und nöthigte dadurch Otto und Wartislav IV., da König Christof von Dänemark und Herzog Heinrich der Löwe von Mecklenburg auf die gegnerische Seite getreten waren, zu einem Bündniß mit Polen, das am 18. Juni 1325 zu Nakel geschlossen wurde. Zum eigentlichen Kriege kam es pommerscherseits zwar jetzt nicht, da König Ludwig anderweit in Anspruch genommen war, und O. und Barnim III. durch das Aussterben des rügischen Fürstenhauses (Wizlav III. starb im November 1325) und durch den Tod Herzogs Wartislav IV. von Wolgast im eigenen Lande Verwicklungen erwuchsen; aber auch die wiederholt eingeleiteten Sühneversuche konnten keinen rechten Erfolg haben, da die Herzöge in diesem Streit um ihre und ihres Landes Existenz die Unabhängigkeit von Brandenburg in erster Linie anerkannt wissen wollten. Als jedoch nach seiner Krönung zum deutschen Kaiser Ludwig der Baier seinen Sohn zum zweiten Mal (1328) mit Pommern belehnte, kam es infolge directer Aufforderung vom päpstlichen Stuhl zum Ausbruch eines verheerenden Grenzkrieges, zu dem sich O. die Mittel durch Verpfändung der Landschaft Stolp um 6000 Mark an den deutschen Orden verschaffte und zu weiterer Stärkung sein Land dem Papst zu Lehn auftrug. Die hervorragendste Waffenthat in diesem Kampfe ist der von pommerschen Chronisten stets hoch gefeierte, von Barthold (Gesch. von Pommern, Bd. III, S. 237 rc.) zu Unrecht bestrittene, durch die Cotbatzer Annalen (vgl. Balt. Stud. 25, S. 161) unwiderleglich nachgewiesene Sieg Herzog Barnims über die Märker am Cremmer Damm, 1. August 1332, dem am 28. Juni 1333 der Landfriede von Lippehne, und am 13. Aug. 1338 endlich die so heiß erstrittene Zulegung der pommerschen Herzogthümer zum Reiche als unmittelbarer Reichslehen folgte. Zur Entschädigung des Markgrafen

Ludwig mußten allerdings O. und Barnim im Fall des Erlöschens ihres Stammes den Heimfall ihrer Länder an Brandenburg zugestehen, was alsbald Unfriede zwischen den beiden Häusern Stettin und Wolgast stiftete. Die meisten Städte des „Orts" Stettin huldigten unter Führung der Stadt Stettin den wolgaster herzoglichen Brüdern, doch kam es nicht zu ernstlicher Fehde, nur Stettin büßte sein Vorgehen mit dem Verlust wichtiger Rechte. In den letzten Jahren seines Lebens weilte O. fern von weltlichen Geschäften im Kloster Colbatz, dem er sich freigebig erwies und wo er nach seinem am 30. 31. Dec. 1344 erfolgten Tode auch sein Grab fand. Er war zweimal verheirathet, zuerst seit 25. März 1296 in kinderloser Ehe mit Katharina, Tochter Gerhards des Blinden von Holstein, † im Mai 1300, dann mit Elisabeth, Tochter des Grafen Nicolaus von Schwerin, welche am 20. Juli 1320 starb und ihm außer dem vorgenannten Sohne und Nachfolger Barnim III. noch eine Tochter Mechtild gebar, die sich am 20. Januar 1317 mit Johann von Werle vermählte und 1352 starb. Bei dem wechselvollen Leben Otto's in politisch bewegter Zeit ist es schwer, sein Bild in kurzen Zügen zu entwerfen und namentlich seiner Thätigkeit für die innere Entwickelung des Landes gerecht zu werden. Und doch hat er nach dieser Seite hin viel gethan und das Aufblühen des städtischen Handels durch Ertheilung von Freiheiten befördert. Handel und Schiffahrt auf der Oder wurden durch Vergünstigungen gehoben, die namentlich den Städten Garz und Greifenhagen zu Gute kamen (1320), erstere war schon im Anfang des Jahrhunderts dadurch im Vortheil, daß die große Handelsstraße aus der Mark nach Stettin nach Garz verlegt wurde. Um dieselbe Zeit (1320) erhielt auch Pasewalk, das bei dem Einfall Herzogs Heinrich des Löwen von Meklenburg in die Uckermark treu auf pommerscher Seite geblieben war, das Recht der freien Kornausfuhr, das oberste Gericht rc. zum Lohn. Viele andere Städte wurden in gleicher Weise bedacht, da die kriegerischen Verhältnisse den Herzog nöthigten, nach neuen Erwerbsquellen sich umzusehen. Dahin gehört freilich auch, daß 1321 O. und Barnim das Land Belgard vom Bisthum Camin zu Lehn nahmen und in demselben Jahr Stadt und Land Camin dem Bischof für 8000 Mark wiederlöslich verkauften.

Barthold, Gesch. von Pommern und Rügen. — Urkunden des Staatsarchivs zu Stettin. v. Bülow.

Otto III., Herzog von **Pommern-Stettin**, 1460—1464, Sohn des Herzogs Joachim und der Elisabeth von Brandenburg, Tochter Johanns des Alchymisten. Sein Geburtsjahr kann nur annähernd dadurch bestimmt werden, daß die Vermählung der Eltern zwar am 27. August 1437, das Beilager aber erst am 29. Septbr. 1440 stattfand. Am 22. Septbr. 1451 verlor O. seinen Vater, die Mutter heirathete bereits 1453 den Herzog Wartislav X. von Pommern-Wolgast, der Knabe aber kam zur Erziehung an den Hof seines Vormundes, Kurfürst Friedrichs II. des Eisernen nach Berlin, der dadurch Veranlassung fand zur Einmischung in die Händel der pommerschen Herzoge untereinander und mit ihren Ständen. Herzog Wartislav IX. von Pommern-Wolgast († am 17. April 1457) hatte nämlich außer seinen beiden Söhnen Erich II. und Wartislav X. auch den jungen O. von der stettiner Linie zu seinem Erben ernannt, und die beiden Brüder erkannten oder verwarfen je nach Umständen die Ansprüche des Vetters, die von Brandenburg unterstützt wurden. Heillose Verwirrung nach allen Seiten war die Folge, wenn es auch nicht gerade zum offenen Kampf kam. Als O. im J. 1460 zur Volljährigkeit gelangte, wurde er auf Verlangen der pommerschen Stände nach Stettin gebracht, in der dortigen Marienkirche durch Markgraf Albrecht Achilles im Namen seines Bruders mit feierlicher Rede der Vormundschaft entlassen und den Ständen em-

pfohlen, den jungen wohlerzogenen Fürsten vor Ausschweifungen zu bewahren. Selbständigkeit des Handelns war von demselben um so weniger zu erwarten, als durch den Vertrag von Angermünde am 6. September 1459 Kurfürst Friedrich als Oberrichter über den Erbstreit anerkannt war und im übrigen die wichtigsten Aemter mit brandenburgisch Gesinnten besetzt waren. Das Ereigniß, auf welches Kurfürst Friedrich hoffte, trat unerwartet schnell ein, eine in ganz Norddeutschland herrschende Seuche raffte im J. 1464 den jungen Herzog O. schnell dahin. Die Angaben über den Tag des Todes schwanken zwischen dem 7., 8. oder 10. September. Zugleich mit ihm starb sein Stiefbruder von der Mutter her, der junge Swantibor, Sohn Herzogs Wartislav X. Gleich an Otto's Sarge begann der Stettiner Erbstreit, der erst durch Herzog Bogislav X. (s. A. D. B. III, 48) beendet ward, denn als der Stettiner Bürgermeister Albrecht Glinde dem Letzling des stettiner Herzogthums Schild und Helm nachwarf in die Gruft zu St. Otto, sprang ein von Eickstädt hinunter und holte beides wieder heraus mit den Worten: „Wir haben noch erbliche, geborene Herrschaft, die Herzoge von Wolgast, denen gehört Schild und Helm!" Die Sage hat sich des Vorgangs bemächtigt und Glinde zum Verräther gestempelt, wofür indeß der Beweis fehlt; zunächst aber gelang es den pommerschen Herzogen, die den klar für sie sprechenden Vertrag von 1295 (s. den Artikel Otto I.) nicht gekannt zu haben scheinen, durch ihren im folgenden Jahr an Kaiser Friedrich III. abgesandten Orator Matthias v. Wedel günstige Stimmung für ihre Sache zu machen.

Barthold, Gesch. von Rügen und Pommern. — Blümcke, Die Familie Glinde in Balt. Stud. Jahrg. 31. — Urkunden des königl. Staatsarchivs in Stettin. v. Bülow.

Otto, Herzog von Sachsen 880—912, war ein Sohn des sächsischen Grafen Liudolf, des Stifters von Gandersheim. Als dieser im J. 866 starb, überlebten ihn aus seiner Ehe mit Oda († 913 im Alter von 107 Jahren) drei Söhne: Brun, Otto, Agius. Während der jüngste Mönch wurde, erbte Brun als Aeltester die fürstliche Würde, welche der Vater besessen hatte, und wie es scheint, hat schon er sie zu herzoglicher Gewalt gesteigert. O. erscheint zunächst nur in gräflicher Stellung. Er besaß eine Grafschaft im Gau Südthüringen und 877 betheiligte er sich an der Uebergabe des Haus- und Familienklosters Gandersheim an den König Ludwig III., welcher mit den Liudolfingern verschwägert war und dem Kloster bei diesem Anlaß einige in der thüringischen Grafschaft Otto's belegene Güter zum Geschenk machte. Zu Anfang des Jahres 880 führte Brun ein sächsisches Heer gegen die Dänen ins Feld; auf sächsischem Gebiete, wahrscheinlich in der unmittelbaren Nähe von Hamburg kam es am 2. Februar zur Schlacht und die Sachsen erlitten eine schwere Niederlage: zu den Gefallenen gehörte Herzog Brun. Graf O. wurde sein Nachfolger im Herzogthum, auf Anordnung des Königs Ludwig III., wie Hrotsvita berichtet, und ohne daß er die südthüringische Grafschaft aus der Hand gegeben hätte. Die Verbindung von herzoglicher Gewalt und gräflichen Rechten, wie sie unter andern im Eichsfeld bezeugt sind, bildete die Grundlage, von der aus O. zu weiteren Erwerbungen fortschritt, und nicht nur in seinem Stammlande Sachsen sondern im Reiche überhaupt gelangte er zu einem Ansehen, wie es noch keiner seines Geschlechtes, weder der Vater noch der Bruder besessen hatte. Die Beziehungen, in denen O. zu den karolingischen Herrschern stand, waren seinem Emporkommen allerdings günstig. An der aufständischen Bewegung des Jahres 887, welche auf die Absetzung Kaiser Karls III. und die Erhebung Arnulfs zum König des ostfränkischen Reiches hinauslief, wird in einer zeitgenössischen Quelle, in der baierischen Fortsetzung der Annalen von Fulda, auch

Sachsen und Thüringern ein bedeutender Antheil zugeschrieben. Dem entspricht es, daß O. während der Folgezeit in Treue und Ergebenheit mitwirkte um die neue Dynastie auf dem Throne zu erhalten, während die letzten deutschen Karolinger ihrerseits den besonderen Interessen des mächtigen Sachsenfürsten mannigfach Vorschub leisteten: unter anderem und am wirksamsten geschah es dadurch, daß sich ihre Einwirkung auf die sächsischen Verhältnisse in engen Grenzen hielt. In den fortdauernden Kämpfen mit feindlichen Nachbarvölkern hatte Herzog O. fast ausschließlich die oberste Leitung und namentlich die slavische Völkerschaft der Daleminzier (an der mittleren Elbe, Gegend von Meißen) hat er oft bekriegt. König Arnulf hat in diese Kämpfe nur ein Mal und noch dazu erfolglos eingegriffen: das war im Sommer des Jahres 889, als er auf die Obodriten einen Angriff machte, aber ohne sie unterworfen zu haben, den Rückzug antreten mußte. Auf dem italienischen Feldzug von 894 wurde Arnulf nach dem Zeugniß des Geschichtschreibers Liutprand von O. begleitet: während er selbst in die südliche Lombardei vorrückte, beauftragte er den Herzog mit der Vertheidigung Mailands. Bald nach Arnulfs Kaiserkrönung (22. Febr. 896) bot O. die Hand zu einer Familienverbindung mit dem regierenden Hause. Er selbst war vermählt mit Hathui (Haduwich), deren Herleitung aus dem karolingischen Geschlecht, wie neuere Genealogen sie versucht haben, durchaus unsicher, nur eine Folge willkürlicher Annahmen ist, und außer drei Söhnen waren dieser Ehe mehrere Töchter entsprossen. Eine derselben Namens Oda, wurde 897 mit König Zwentibulch von Lothringen, einem Bastard des Kaisers, vermählt, und gelangte so zur Würde einer Königin. Uebrigens verlautet nicht, daß Herzog O. um seiner Tochter oder seines Eidams willen in die lothringischen Wirren und in die Kämpfe, welche im J. 900 zum Sturze Zwentibulchs führten, verwickelt wurde. Auch den Parteiungen, die unter König Ludwig IV. (900—911), dem Sohne und Nachfolger des Kaisers, im Innern des Reiches ausbrachen und es tief zerrütteten, wie vor allem die Babenberger Fehde, ist Herzog O., soweit man sieht, fremd geblieben. Ihm war es hauptsächlich zu thun um Ausbreitung und Befestigung seiner Macht über Thüringen und Hessen, und unterstützt von den Machthabern am Hofe des unmündigen Königs, unter denen, wie es scheint, Erzbischof Hatto von Mainz ihm besonders geneigt war, erreichte jener in dieser Richtung bedeutendes. Das große und namentlich in Thüringen reich begüterte Kloster Hersfeld gerieth unter die Herrschaft des Herzogs. O. erwarb die Würde eines Laienabtes als persönliches Beneficium und als einen Vorzug vor anderen Großen, der im rechtsrheinischen Deutschland damals noch etwas Seltenes war, während in Lothringen und Westfrancien Laienäbte schon häufiger vorkamen. Die Verwaltung des Klosters führte ein Mönch desselben, aber in Abhängigkeit vom Herzog: dieser war und hieß Abt, jener nur Vorsteher oder Verwalter (provisor). König Ludwig sanctionirte diesen Zustand (908) als gültig auf Lebenszeit des Herzogs und mit der Verfügung, daß nach dem Tode Otto's den Mönchen das Recht der freien Abtswahl zustehen sollte. Mittlerweile war Heinrich, des Herzogs jüngster Sohn (geb. um 876) zu einem tüchtigen Mann herangewachsen und in den Krieg gezogen, um in Vertretung des Vaters den Kampf gegen die Daleminzier fortzusetzen. In der That kehrte Heinrich aus diesem Kampfe als Sieger heim, aber die besiegten Feinde riefen das Volk der Ungarn zu ihrem Schutze herbei und während des Jahres 906 wurde Sachsen von zwei, rasch einander folgenden Heerhaufen des neuen Reichsfeindes überfallen. Das Land befand sich unter Herzog O. noch nicht in so gutem Vertheidigungszustand wie später unter seinem Sohne Heinrich, und so mußte es alle Schrecken einer barbarischen Verwüstung über sich ergehen lassen. Auch bei der Wiederholung des Angriffs im J. 908 richteten

die Ungarn in Sachsen viel Unheil an; dann drangen sie in Thüringen ein und besiegten ein Heer von Franken und Thüringern, welches sich ihnen unter Markgraf Burchard entgegenstellte. Der Markgraf fiel in der Schlacht (3. August), und da von einer Wiederbesetzung des markgräflichen Amtes Abstand genommen wurde, so gab es während der letzten Jahre Ludwigs IV. wie in Sachsen so auch unter den thüringischen Großen Niemand, der was Macht und Ansehen betrifft, mit Herzog O. hätte rivalisiren können. Wie hervorragend seine Stellung als Stammesherzog und zugleich als Reichsfürst war, ergibt sich deutlich aus dem Verlauf der Königswahl, welche durch den Tod Ludwigs IV. nothwendig geworden, Anfang November 911 zu Forchheim in Franken vorgenommen wurde. Nicht nur die Sachsen, sondern auch die Franken waren, wie Widukind berichtet, gewillt O. auf den Thron zu erheben und drangen in ihn, daß er die ihm zugedachte Würde annähme. Aber wegen seines hohen Alters lehnte er ab und lenkte die Wahl auf den Frankenherzog Konrad, der ja in der That gewählt und geweiht wurde, „bei Otto verblieb jedoch die höchste Autorität im Reich" (Widukind I, 16). In so glänzendem und wohl allzuglänzendem Lichte erschien dem bedeutendsten Geschichtschreiber der Liudolfinger Einfluß und Wirken des greisen Fürsten, den Widukind an anderer Stelle (I, 21) als „Vater des Vaterlandes" und in Uebereinstimmung mit seiner Zeitgenossin Hrotsvita als „großen Herzog" (magnus dux) gepriesen hat. Die ehrende Benennung: Otto „der Erlauchte" stammt erst aus der neueren Zeit. — Am 30. Novbr. 912 ist Herzog O. gestorben. Von seinen drei Söhnen waren zwei: Thankmar und Liudolf vor ihm gestorben, so überlebte ihn nur Heinrich, der schon seit 909 in zweiter Ehe vermählt war. Heinrich und Mathildens ältester Sohn wurde am 23. Nov. 912, also acht Tage vor dem Hinscheiden des alten Herzogs geboren. Es ist der spätere König und Kaiser Otto: Name und Tugenden des Großvaters sind auf ihn übergegangen. —

Die dürftige und zerstreute Ueberlieferung zur Lebensgeschichte Otto's ist vom Standpunkte der deutschen Reichs- und Verfassungsgeschichte verarbeitet in W. v. Giesebrecht, Gesch. d. deutschen Kaiserzeit, Bd. I. — E. Dümmler, Gesch. des Ostfränk. Reiches, Bd. II (vgl. Register S. 706). — G. Waitz, Jahrb. des deutschen Reichs unter Heinrich I. mit einem Excurs über das Todesjahr Herzog Otto's, und Deutsche Verfassungsgeschichte, Bd. V. — Vom Standpunkte der Landes- und Stammesgeschichte beschäftigen sich Th. Knochenhauer, Gesch. Thüringens in der Karoling. und Sächsischen Zeit und O. von Heinemann, Geschichte Braunschweigs und Hannovers, Bd. I. mit Herzog Otto.

Steindorff.

Otto I., Herzog von Schwaben 973—982 und von Baiern 976—982, einziger Sohn Herzog Liudolfs von Schwaben († 957) und der Ida, Tochter Herzog Hermanns I. von Schwaben, Enkel Kaiser Otto's I. Nach dem Tode des letzten Herzogs von Schwaben, Burkhards II., im Jahre 973 wurde er von seinem Oheim Kaiser Otto II. in der traditionellen Absicht, das Herzogthum immer nahen Verwandten zuzuwenden, 19 Jahre alt zu dessen Nachfolger ernannt. Dem gleichnamigen Kaiser, mit dem ihn gleiches Alter, vielleicht auch Jugendfreundschaft verband, blieb O. stets ergeben, befand sich öfters in seiner Umgebung, genoß aber auch bedeutendes Ansehen bei ihm. Ja als im J. 976 Herzog Heinrich von Baiern wegen Empörung seines Herzogthums entsetzt wurde, erhielt Herzog O. auch dieses Herzogthum, freilich nicht mit der alten Ausdehnung und Bedeutung, indem Kärnthen nunmehr als ein unmittelbar unter dem Kaiser stehendes Herzogthum und wol damals die schon länger mit dem bairischen Herzogthum vereinigt gewesene Markgrafschaft im Nordgau von ihm getrennt wurden. Er ist der erste Fürst, der seit Gründung des deutschen Reichs

zwei Herzogthümer in einer Hand vereinigte. Zwar erlitt er im folgenden Jahre, als der Kaiser den Böhmenherzog Boleslaw und den geflüchteten Herzog Heinrich, mit denen sich auch der Augsburger Bischof Heinrich und Herzog Heinrich von Kärnthen in Verbindung gesetzt hatten, in Böhmen bekriegte, mit seinem bairischen Heere infolge von Unvorsichtigkeit bei Pilsen durch die Böhmen eine schmerzliche Niederlage, allein in Verbindung mit dem Kaiser zwang er Passau, wohin sich Heinrich mit anderen Genossen geworfen hatte, im Herbst des Jahres zur Uebergabe und konnte nunmehr beide Länder ungestört vereinigt behalten. Mit einem starken Zuzug von Schwaben und Baiern begleitete er den Kaiser seit 980 nach Italien, wo es bald der Bekämpfung der Griechen und Araber im Süden des Landes galt, fand jedoch ein paar Monate nach der verhängnißvollen Schlacht in Calabrien südlich von Cotrone vom 13. Juli 982 auf dem Wege nach der Heimath, wie sein Vater, ein frühes Ende jenseits der Alpen, zu Lucca am 31. October oder 1. November 982. Beerdigt wurde der kinderlose, vielleicht unvermählt gebliebene Herzog im Collegiatstift zum h. Peter und Alexander in Aschaffenburg, welches ihm vielfache Wohlthaten zu verdanken hatte.

Vgl. Chr. Fr. Stälin, Wirtembergische Geschichte 1, 461—464. — W. v. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, Bd. 1. — S. Riezler, Geschichte Baierns 1, 360—371. — P. Fr. Stälin, Geschichte Württembergs 1, 189. 190. P. Fr. Stälin.

Otto II., Herzog von Schwaben 1045—1047, Sohn des lothringischen Pfalzgrafen Erenfried (Ezzo) und Mathildens, der Tochter Kaiser Otto's II., jüngerer Bruder des Erzbischofs Hermann von Köln (1036—1056) und der Königin Richeza von Polen. Als Nachfolger seines im J. 1034 verstorbenen Vaters in der Pfalzgrafschaft, dessen sonstigen Grafschaften und dem größten Theil der Allodien, erwarb er sich im J. 1044/5 durch seine Treue gegen Kaiser Heinrich III. in dessen Kampf mit Herzog Gottfried von Oberlothringen um erstern Verdienste, so daß er, zudem eine durch persönliche Vorzüge, wie schöne stattliche Gestalt, Gefälligkeit des Verkehrs, Ritterlichkeit, hervorragende Persönlichkeit, an Ostern 1045 zu Goslar von demselben auf den schwäbischen Herzogstuhl erhoben wurde. Hierfür trat er dem Kaiser, welchen auch der Gedanke geleitet haben mag, daß O. ohne Familienverbindungen im Lande nicht leicht ein der königlichen Macht nachtheiliges Ansehen erlangen mochte, zwei große Erbgüter, St. Swibertsinsel (das heutige Kaiserswerth) und Duisburg ab und gab auch das verliehene Pfalzgrafenamt zurück, das nunmehr sein Vetter Heinrich erhielt. Wegen seiner Verwaltung des Herzogthums sehr gelobt, verschied O. schon nach etwas über 2 Jahren, ohne Zweifel als er dem Kaiser auf seinem Feldzug gegen den mit Herzog Gottfried von Oberlothringen verbundenen Grafen Dietrich von Holland gefolgt war, den 7. September 1047 auf der pfalzgräflichen Burg Tomberg (südlich von Köln) und wurde im Kloster Brauweiler (westlich von dort), der Stiftung und Grabstätte seines Vaters, begraben.

Vgl. Chr. Fr. Stälin a. a. O. 1, 489. 490. — v. Giesebrecht a. a. O. Bd. 2. — E. Steindorff, Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich III. Bd. 1 u. 2. Leipzig 1874 81. — P. Fr. Stälin a. a. O. 1, 206.
P. Fr. Stälin.

Otto III., Herzog von Schwaben 1048—1057. Der Sohn Heinrichs von Schweinfurt aus dem neueren babenbergischen Hause, welcher die bairische Markgrafschaft im Nordgau und einige andere Grafschaften in seiner Hand vereinigt gehabt, wegen Empörung gegen Kaiser Heinrich II. im J. 1003 jedoch

seine sämmtlichen Lehen verwirkt und nur die Eigengüter durch des Kaisers Gnade zurückerhalten hatte († 1017), war er unter den ersten salischen Kaisern als Erbe von seines Vaters zahlreichen und ausgedehnten Eigengütern in Ostfranken, insbesondere im Radenzgau und in der Umgegend von Schweinfurt, der mächtigste weltliche Große in Ostfranken, wenngleich er zunächst kein Reichsamt verwaltete und daher auch vorerst nur nach seinem Hauptburgsitze Otto von Schweinfurt genannt wird. Im J. 1035 verlobte er sich mit Mathilde, der Tochter des Polenherzogs und Königs Boleslaw Chabry, eine Verbindung, welche gemäß einem Beschlusse der Synode von Tribur, wohl auf Grund zu naher Verwandtschaft, ohne Zweifel aber auch nicht ohne politische Gründe Kaiser Konrads II. im J. 1036 wieder gelöst wurde, und vermählte sich wohl bald darauf mit Irmengard (Emilia), Tochter des Markgrafen Manfred von Susa (Turin). Im J. 1040 erscheint er als Führer einer von Kaiser Heinrich III. in seinem Kampfe mit Herzog Bretislaw von Böhmen, seinem Schwager, seitwärts detachirten Abtheilung des Heeres von 1000 Baiern, mit welcher er jedoch am 23. August d. J. im Vordringen von Cham gegen den Paß bei Furth eine ziemliche Niederlage erlitt. Auf dem Landtag zu Ulm im Januar 1048 erhielt er als ein treuer Anhänger Kaiser Heinrichs III. von diesem das durch den Tod Otto's II. erledigte Herzogthum Schwaben, zu welchem er in gewisser Hinsicht in Beziehung stand, insofern die Schwester seiner Gemahlin, Adelheid, dereinst die Gemahlin Herzog Hermanns IV. von Schwaben gewesen war. Er wird als ein Gerechtigkeit und andere Tugenden liebender Mann geschildert, hat jedoch keine Spuren einer Wirksamkeit in Schwaben hinterlassen, allwo während seiner Amtsführung der Kaiser wohl das meiste selbst anordnete. O. starb kein ganzes Jahr nach dem Kaiser, den 28. September 1057 als der letzte des babenbergischen Stammes in Franken und wurde neben seinen Eltern in Schweinfurt beigesetzt. Da er keinen Sohn hinterließ, kamen die Familienerbgüter seines Hauses nunmehr an seine fünf, namentlich aber an seine vier verheiratheten Töchter, in Hinsicht auf deren Vermählungen und Familienverhältnisse zum Theil wenigstens verschiedene Ansichten bestehen, das Wahrscheinlichste jedoch folgendes ist. Eine von ihnen, Judith, war die Gemahlin zuerst Herzog Konrads von Baiern, sodann Botos (des Tapferen), des Bruders des entsetzten bairischen Pfalzgrafen Aribo, Beatrix die Erbin insbesondere der Burg Schweinfurt, Gattin des schwäbischen Grafen Heinrich, welcher Hildrizhausen (bei Herrenberg) und Kräheneck (unweit Pforzheim) besaß und eine Zeit lang Markgraf von Schweinfurt genannt wird, Alberada oder Bertha Gemahlin des Grafen Hermann von Habsberg, im Verein mit welchem sie ihre Erbgüter Banz, nach dem Hermann auch Markgraf von Banz heißt, und Heidingsfeld zu Klostergründungen verwandte, Gisela Gemahlin des Grafen Arnold von Andechs, während die in den geistlichen Stand getretene Tochter Eilika Aebtissin von Niedermünster bei Regensburg wurde.

Vgl. Chr. Fr. Stälin a. a. O. 1, 490—492. — v. Giesebrecht a. a. O. Bd. 2 u. 3. — F. Stein in Forschungen zur Deutschen Geschichte 12, 115 ff., 14, 382 ff. — Derselbe, Geschichte Frankens, Bd. 1, Schweinf. 1885. S. 157. 158. 166—169. Bd. 2, 1886, S. 328. 329. 331—333. — H. Breßlau, Jahrbücher des Deutschen Reichs unter Konrad II. Bd. 1 u. 2. Leipzig 1879 84. — P. Fr. Stälin a. a. O. 1, 206. 207.

P. Fr. Stälin.

Otto, Bischof von Straßburg 1084—1100, stammt aus dem Geschlecht der Staufer. Er ist der Sohn Friedrichs von Büren und der heil. Hildegard. Spätestens im J. 1084 kam er zur bischöflichen Würde. Wie sein Bruder Friedrich, der erste staufische Herzog von Schwaben und Elsaß, stand er auf

der Seite Kaiser Heinrichs IV. im Kampfe gegen den Papst. Er hatte denselben gegen eine starke päpstliche Partei am Oberrhein zu führen, an deren Spitze im Elsaß Graf Hugo von Egisheim stand und deren geistige Führer die Mönche von Hirschau waren. Mit seinem Bruder mag er dabei wohl oft gleiche Ziele und gleiche Wege verfolgt haben. Bei den großen Fragen der Reichspolitik scheint er weniger betheiligt gewesen zu sein, wenigstens tritt uns sein Name nur selten entgegen. An den Verhandlungen der Mainzer Synode im Mai 1085, die eine Einheit der deutschen Kirche herstellen wollte, indem sie den Papst und alle gregorianischen Bischöfe entsetzte und den Gegenkönig Hermann bannte, nahm er wenigstens durch Gesandte Theil, ebenso am Reichstag und an der Synode zu Mainz in der Fastenzeit des folgenden Jahres. Er ist alsdann 1091 zu Verona im Gefolge des Kaisers nachzuweisen. Seinen Hauptgegner, den Grafen Hugo, hatte kurz vorher, im September 1089 der Tod hinweggerafft. Wie weit O. dafür verantwortlich ist, kann mit Sicherheit nicht festgestellt werden, die Ueberlieferung meldet nur, der Graf sei im Schlafgemach und an der Seite des Bischofs von dessen Leuten erschlagen worden. Ein Ende aber fanden die Parteikämpfe in Schwaben und Ruhe gewann das Elsaß erst 1098 durch die Unterwerfung Bertholds von Zähringen. Der gewaltigen Strömung der Geister, die das Zeitalter der Kreuzzüge einleitete und das Papstthum auf den Gipfel seiner Machtstellung führte, konnte sich auch O. nicht entziehen. Als die Reise Papst Urbans II. durch Italien und Frankreich überall das Feuer religiöser Begeisterung zu hellster Flamme entfachte und den ersten Kreuzzug ins Leben rief, erschien O. auf der Fastensynode 1096 zu Tours vor dem Papste, um seine Gnade zu gewinnen und wieder in die kirchliche Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Nachdem ihm dies gelungen, schloß er sich der Schaar der Lothringer an, die sich unter Gottfried von Bouillon sammelte, und zog mit ihm ins heilige Land. Gleich nach der Eroberung Jerusalems scheint er heimgekehrt zu sein, bereits zu Ende des Jahres 1099 ist er urkundlich wieder nachzuweisen und am 3. August 1100 erfolgte bereits sein Tod. Für die Geschichte des Straßburger Bisthums ist noch erwähnenswerth, daß Bischof O. mit seiner Mutter und seinen Brüdern 1094—95 die Kirche St. Fides zu Schlettstadt gründete. In einer Urkunde Kaiser Heinrichs V. von 1119 wird bemerkt, daß er der Stadt Straßburg das Servitut des Bannweins ein wenig erleichtert habe. Seine angebliche gesetzgeberische Thätigkeit, der das zweite Straßburger Stadtrecht zu verdanken sei, besteht lediglich in der Phantasie späterer Historiker, die betreffende Codification ist um ein volles Jahrhundert jünger.

Bernoldi Chronicon in M. G. SS. V, 385 ff. — Annales Argentin. in Böhmer, Fontes rer. germ. III, 66 ff. — Grandidier, Histoire d'Alsace II, nr. 497—521 und Oeuvres inéd. II, 135 ff. — Stälin, Wirtemb. Geschichte, II, 228 ff. W. Wiegand.

Otto von Ziegenhain wurde als Nachfolger seines Oheims mütterlicherseits, des Erzbischofs Werner von Falkenstein, wenige Tage nach dem Tode desselben, am 13. October 1418 zum Erzbischof von Trier erwählt. Er entstammte dem Geschlechte der Grafen von Ziegenhain und Nidda und war zur Zeit seiner Erhebung zum Erzbischof Dompropst zu Trier. Am 12. März des folgenden Jahres geweiht, hielt er am 26. desselben Monats seinen feierlichen Einzug in die Stadt und beschwor die Wahlcapitulation des Domcapitels. Ein nicht geringer Theil seiner Thätigkeit wurde durch die Verhältnisse des Reichs in Anspruch genommen, vornehmlich durch die Hussitenwirren in Böhmen. An mehreren zu deren Beilegung berufenen Reichstagen, sowie an zwei Zügen nach Böhmen nahm er persönlich Theil. — Eine seiner ersten Regierungshandlungen in der Verwaltung seines Erzstifts war die Ausweisung der Juden und von

besonderer Bedeutung jene Aenderungen und Erweiterungen, die er für die Ordnung der weltlichen Gerichtsbarkeit festsetzte. Im Frühjahr 1423 eröffnete er das nach Trier berufene Provincialconcil. Der Durchführung der durch dasselbe getroffenen Bestimmungen widmete er fortan einen großen Theil seiner Kraft. Dieses Streben war eine der vornehmsten Veranlassungen zu einem Zwiste mit dem Domcapitel, welches sich dem Erzbischof offen und lange widersetzte, so daß selbst die versöhnlichen Bemühungen des Cardinals Heinrich von Winchester, welcher auf Einladung Ottos nach Trier gekommen war, sich als vergebliche erwiesen. Erst Jahr und Tag vor Ottos Tode fand eine Beilegung des Zwistes statt. Nach der Schilderung seines Biographen in den Gesta Trev. gab O. seinem Clerus ein vorzügliches Beispiel priesterlichen Lebenswandels. Als eine äußere Bethätigung der Art seines Sinnes darf man eine von ihm im J. 1425 unternommene — übrigens mit Unrecht angefochtene — Wallfahrt nach Jerusalem betrachten. Er starb, nach Angabe seiner Grabschrift im Dom zu Trier, am 13. Februar 1430 zu Coblenz. Bär.

Otto I., Bischof von Utrecht, aus dem Geschlecht der geldrischen Grafen, wurde 1212 durch den Einfluß seiner Verwandten, wenn auch erst achtzehn Jahre zählend, auf den Bischofstuhl erhoben, konnte aber die päpstliche Dispensation, weil er das canonische Alter noch keineswegs erreicht hatte, nicht erwerben, bevor er drei Jahre später, 1215 starb. Er war Propst in Xanthen gewesen und scheint während seiner kurzen Amtsführung wenig für sein Bisthum geleistet zu haben, im Gegentheil durch Verleihung von Zehnten an seinen Bruder, den Grafen von Gelre, eher sein Haus als sein Stift bevortheilt zu haben. Sein Nachfolger

Otto II., Bischof von Utrecht, Sohn des Grafen von der Lippe, war damals Dompropst in Utrecht. Seine Wahl verdankte er dem damals eng verbundenen Einfluß von Holland und Gelderland. Ein kriegerischer Herr, nahm er 1217 das Kreuz und betheiligte sich an dem Zuge des Königs Andreas von Ungarn nach Syrien. Erst 1222 kam er zurück, um gleich in einen Streit mit den mächtigen Nachbarn, Holland und Gelderland verwickelt zu werden, der nach längerem, wechselnden Kriege, an welchem die meisten Vasallen des Stiftes in der Veluwe und Salland theilnahmen, durch des päpstlichen Legaten Vermittlung beendet wurde, nicht gerade zu seinem Vortheil, da namentlich mehrere bischöfliche Orte in Gelderland jetzt an den Grafen kamen. Die Wirren in Drenthe, wo der Burggraf Rudolf von Koevorden sich der bischöflichen Autorität widersetzte, was eng mit den Parteikämpfen in Groningen und den friesischen Gauen der Umgebung zusammenhing, zwangen ihn aber, bei den mächtigen Nachbarn einen Rückhalt zu suchen. Die Heerfahrt, die er an der Spitze eines ansehnlichen Ritterheeres gegen die freien Drenther Bauern unternahm (es hatten sich die Grafen und Bischöfe der Nachbarschaft theils persönlich angeschlossen, theils Zuzug gestellt, während die utrechter, geldrische, bentheimer und sallandsche Ritterschaft mit Freude zum Kampf eilte), endete mit der berühmten Niederlage bei Koevorden 1227. Das bischöfliche Heer gerieth, wie so oft im Mittelalter geschah, in einen Morast, in welchem die Ritter mit ihren schweren Rüstungen hilflos den Geschossen und Streichen der Bauern, und, wie gesagt wird, ihrer Frauen unterlagen, und wurde fast aufgerieben. Der Graf von Gelderland und viele Edeln und Geistlichen wurden gefangen, der Bischof, im Schlamm festgehalten auf seiner Flucht, grausam verstümmelt und ermordet.

Otto III., Bischof von Utrecht, ein Bruder des Grafen Florens IV. von Holland, war bei weitem friedfertiger, als er 1235 anstatt des Nachfolgers seines Namensvetters, des kriegerischen Willibrand von Oldenkop, erwählt wurde. Seine

eifrigste Sorge war die Ablösung der durch die Kriege seiner Vorgänger aufgehäuften Schulden und ebenso die Verbesserung der Deiche. Mit den Drenthern, welche zu unterwerfen Willibrand nie vollständig gelungen war, gelang es ihm ein leidliches Abkommen zu treffen, während sein Neffe, der König Wilhelm von Holland, ihm zur Aufrechterhaltung seiner Gewalt gegen aufrührerische Vasallen in Salland und Drenthe beistand. Er war längere Zeit der Vormund desselben gewesen, ohne aber seine Autorität in Holland viel gelten zu lassen und gehört zu den eifrigsten Mitarbeitern an dessen Erhebung zum König. Sonst wird selbst in seiner Grabschrift nur seine Sorge zur Hebung des materiellen Wohlstandes seines Stiftes und seiner Kirche gepriesen, denn seine kirchlichen Pflichten soll er so gut wie ganz seinem Weihbischofe überlassen haben.

Vgl. über alle drei außer Beka und Heda die Chroniken De rebus Ultrajectinis und Chronica de Trajecto, letztere bei Matthäus, Analecta vol. V (1. Ed. vol. IX.) — Von neueren namentlich Arend, Bd. II, 1; Batavia Sacra Bd. II. und die betreffenden Urkundenbücher von Holland und Gelderland.

P. L. Müller.

Otto Ludwig, Wild- und Rheingraf, geb. am 13. October 1597, bekannt als Heerführer im dreißigjährigen Kriege. Seit dem activen militärischen Eingreifen des Dänenkönigs Christian IV. (1625) kämpfte er unter diesem und theilte seine Schicksale. In der unglücklichen Schlacht bei Lutter a. B. (August 1626) war er mit dem Oberbefehl über das letzte Treffen betraut; im Herbst des folgenden Jahres suchte er der siegreichen Uebermacht Wallenstein's gegenüber, nachdem der König bereits auf seinen Inseln Zuflucht gefunden, an der Spitze von etwa 7000 Mann sich vergeblich in den Herzogthümern zu behaupten. Mit Bernhard von Weimar, der sich ihm anschloß, zum Rückzug nach Jütland gezwungen, schlug er, die Reste der dänisch-deutschen Landarmee führend, sich nach Aarhus durch und entkam er von da zu Schiffe nach Fünen. Wie Bernhard verließ dann bald auch O. L. den dänischen Dienst, freilich nicht ohne zuvor noch, besonderer persönlicher Umstände halber, mit Christian in feindlichen Conflict gerathen zu sein. Ward er doch u. a. selbst eines allzu vertraulichen Umganges mit Christina Munck, der Gemahlin des Königs in morganatischer Ehe, beschuldigt. 1628 trat er in die Dienste Gustav Adolf's und erhielt als schwedischer Oberst ein höheres Commando über dessen deutsche Reiterei in Preußen, dem Schauplatz des schwedisch-polnischen Kriegs. Nicht lange aber dauerte es, daß sein Uebermuth und seine Eigenmächtigkeit auch Gustav Adolf's Mißfallen erregte. Insbesondere bezichtigte ihn dieser, das verlustreiche Treffen bei Stum vom Juni 1629, das die Polen freilich sehr übertrieben zu einem großen Sieg aufbauschten, durch seine Unbotmäßigkeit herbeigeführt zu haben. Mehr noch indeß verstimmte die wachsende Zügellosigkeit seiner Soldateska den König, und schon dachte derselbe daran, „einen solchen Gesellen und Großhans“, der sich nicht subordiniren wolle, beim Kopf nehmen und zur Aburtheilung nach Stockholm schaffen zu lassen. Das hohe Ansehen, in dem der Rheingraf bei seinen Truppen, seinen Landsleuten stand, ließ gleichwol von allzu strengen Maßregeln absehen. O. L. selbst, die gegen ihn vorgebrachten Anschuldigungen trotzig zurückweisend, schien schnell des schwedischen Dienstes überdrüssig zu sein. Dennoch kam es zu keinem Bruch, vielmehr muß im Jahre 1630, in welchem Gustav Adolf seinen deutschen Krieg begann, eine Aussöhnung beider Fürsten stattgefunden haben. Und fortan kämpfte O. L. unverdrossen als umsichtiger, oft erfolgreicher Truppenführer auf dem Boden seines Vaterlandes unter den Fahnen des großen Königs. So schlug er im März 1631 den Oberst Wengersky, Wallenstein's Statthalter in Mecklenburg, bei Plau und verhinderte ihn, sich mit Tilly zu vereinigen. So nahm er im April an der Erstürmung Frankfurts a. O. theil; und nach der unabwend-

baren Katastrophe von Magdeburg das Lager bei Werben mit dem König beziehend, erwarb er sich mit seinem Reiterregiment durch seine glückliche Bethätigung an dem Ueberfall der Kaiserlichen bei Burgstall (im Juli) nicht geringe Lorbeern. 7. 17. September half er Gustav Adolf die entscheidende Schlacht bei Breitenfeld und Leipzig gewinnen. Ihn auch begleitete er auf dem nunmehr folgenden Siegeszuge über Erfurt durch die „Pfaffengasse" nach dem Rhein. Unermüdlich vorwärts drängend, erreichte er zu Weihnachten bereits die Mosel bei Trarbach und nahm, jetzt auf's Neue durch Bernhard von Weimar unterstützt, den Spaniern durch kühne Ueberfälle eine Reihe fester Plätze zwischen beiden Strömen ab. Seine Operationen ebneten dem König den Weg zur Eroberung von Kreuznach im Februar 1632. Beim Ausbruch desselben nach Franken und Baiern unter das Obercommando des schwedischen Reichskanzlers Axel Oxenstjerna gestellt, fuhr er im Frühjahr fort, die Feinde auf dem linken Rheinufer zu bedrängen und ihnen in wiederholten Scharmützeln beträchtliche Verluste zuzufügen. Im Mai zwang er die Spanier bis nach Trier zu retiriren — mehr als ein Drittel ihres Volks sollen sie damals verloren haben. Den König sah O. L. allerdings nicht wieder. Noch immer bildete er eine Hauptstütze der rheinischen, nach Oxenstjernas Abberufung zu Gustav Adolf dem Feldmarschall Horn untergebenen Armee, als die Schlacht bei Lützen geschlagen wurde. Blos ein paar Tage zuvor, 2. November, hatte ihm Horn kraft seiner Vollmacht, doch auf Ratification des Königs, „das Generalat von der Cavallerie bei dieser Armee" übertragen: und zwar zur Belohnung der vorzüglichen Dienste, die er durch seinen Eifer und seine Kriegserfahrenheit dem König und dem evangelischen Kriegswesen bisher geleistet, sowie in der ausdrücklichen Erwartung, daß er — anders als früher in Preußen — die strengste Disciplin unter seinen Soldaten aufrecht erhalten werde. Bald nach Gustav Adolf's Tode von Horn auch mit dem Oberbefehl im Elsaß betraut, entfaltete der Rheingraf eben dort eine stetig zunehmende Thätigkeit. Wie bisher den Spaniern, so von nun ab den Kaiserlichen an Kühnheit und Umsicht überlegen, wurde er zumal der österreichischen Landgrafschaft Oberelsaß sehr gefährlich. Noch zwar nahmen die Letzteren, durch Horn's Entfernung nach Schwaben ermuthigt, im Januar 1633 einen kräftigeren Anlauf und überfielen oder bedrohten mehrere der zuvor von den Schweden occupirten Städte, von denen namentlich Hagenau, trotz des Rheingrafen Achtsamkeit, wieder verloren ging. Weitere Verluste zu verhüten, war dieser aber schnell auf dem Platz; und da er wahrnahm, wie die katholischen, größtentheils fanatisirten Bauern nicht blos hier und dort die Kaiserlichen heimlich unterstützten, sondern auch im Sundgau sich schon öffentlich zu Tausenden zusammenrotteten, in tollkühner Erhebung auf eigene Hand über seine Truppenzüge und seine Besatzungen herfallend barbarische Excesse verübten, so hielt er es für nöthig, an dem „rumorischen" Landvolk ein abschreckendes Beispiel zu statuiren. Vom Grafen Montecucoli, auf den sie sich stützten, im Stich gelassen, wurden gegen 1600 Bauern auf des Rheingrafen Geheiß in einer Winternacht im Dorfe Dammerskirch umringt und am andern Morgen sämmtlich ohne Erbarmen niedergehauen. — Wiederholt im Frühjahr und Herbst zur Verstärkung des Feldmarschalls Horn nach Schwaben abgerufen, bedauerte O. L. wohl, den Feinden auf beiden Ufern des Oberrheins von Neuem Luft und Raum gewähren zu müssen; jedoch seine baldige Rückkehr gebot ihnen sofort wieder Halt, und bis nach der Schweiz hin dehnten seine Eroberungen sich aus. Noch einmal machten zu Anfang 1634 die kaiserlichen Obersten im Oberelsaß und Sundgau große Anstrengungen, die Herrschaft Oesterreichs daselbst herzustellen. Als ihnen dies aber trotz der Hilfe des Herzogs von Lothringen nicht gelang, als der Rheingraf vielmehr den Grafen von Salm völlig in die Enge trieb, da erfolgte eine neue unerwartete Wendung im Kriege. Salm, der

im Felde unterliegend, sich nach der Bergfeste Hohenbaar geflüchtet hatte, fand keine andere Möglichkeit der Rettung, als indem er sich den Franzosen in die Arme warf und König Ludwig XIII. als dem Schutzherrn des katholischen Glaubens außer Hohenbaar auch so wichtige Plätze wie Hagenau und Reichshofen auslieferte. Lieber den Franzosen als den Ketzern! war hinfort die Parole, und der Rheingraf sah sich um seinen Siegespreis betrogen. Er wandte sich nun wieder nach dem Sundgau, eroberte Sulz, Gebweiler und Ruffach, schlug den Rest der lothringischen Truppen, die zum letzten Rettungsversuch des Oberelsaß gegen ihn vorgerückt, im März bei Wattweiler, verfolgte die Fliehenden nach Thann, nahm außer diesem Ort auch Befort — und noch im nämlichen Monat öffneten alle Plätze des Sundgaus ihre Thore; nur daß auch da die Franzosen mit Besetzung des einen und des andern ihm zuvorkamen. Im April überschritt er bei Neuenburg den Rhein und erzwang nach kurzen Kämpfen auch schon die Uebergabe von Freiburg im Breisgau. Auf den ernstesten Widerstand aber stieß er einen Monat später bei der Belagerung der von dem kaiserlichen Oberst Merch hartnäckig vertheidigten Waldstadt Rheinfelden. Um so schwieriger ward seine Lage, als ihm zugleich noch eine andere Aufgabe, die Blocade der Hauptfestung Breisach oblag. Immerhin setzte er beiden Orten auf das Aeußerste zu; ja mehr und mehr ging sein Ehrgeiz dahin, dieses den Rhein weithin beherrschende Breisach in seine Gewalt zu bekommen. Da aber empfing er, früh im Sommer, die Ordre von Horn, den Kampf am Rhein hintangesetzt, sein Hauptaugenmerk auf die unter dem Cardinal-Infanten Don Fernando im Anzug aus Italien befindlichen Spanier zu richten und, falls sie in Schwaben einfallen würden, umgehend mit allen im Elsaß entbehrlichen Mannschaften nach der Donau aufzubrechen. Mit dem Feldmarschall vereinigte Oxenstjerna, der Reichskanzler, seine dringenden Befehle an den Rheingrafen, zur Rettung des schwäbischen Kreises vor dem Einbruch der Feinde schleunigst herbeizukommen. So sah sich der Letztere denn noch einmal in die Nothwendigkeit versetzt, sein unvollendetes Werk zu unterbrechen. Wie ungern er dies that, zeigt freilich nun die Langsamkeit seiner Bewegungen. Hoffte er doch täglich mehr, jene beiden Städte durch Hunger zur Capitulation zu zwingen. Wirklich brach er nicht eher auf, als bis Rheinfelden — 9. 19 August — capitulirt hatte und er dieser Feste recht versichert zu sein glaubte. Aber auch dann zögerte er noch, weil er der Ehre, das viel bedeutendere Breisach „in der Evangelischen Devotion" zu bringen, nicht verlustig gehen wollte. Die Folge war jedoch die, daß er, von einem Tag zum andern von Horn erwartet, zu spät kam, um die drohende Katastrophe in Schwaben, die so verhängnißvolle Niederlage der Schweden bei Nördlingen abzuwenden. Nur noch einige Stunden war er am 27. August 6. September, dem Schicksalstage, von dort entfernt. Um so schwerer aber trafen ihn dann die Vorwürfe, durch diese absichtliche Verzögerung das Unglück hauptsächlich mit verschuldet zu haben. Statt des Ruhmes also, den er am Rhein vergeblich gesucht, erntete er hier nur Schimpf; ohnehin hatte auch er schnell genug unter den Folgen der Nördlinger Schlacht hart zu leiden. Denn in und um Heilbronn, wo er — nach einer Zusammenkunft mit dem besiegten Herzog Bernhard — von dem geschlagenen und zerstreuten Volk soviel als möglich zu sammeln und an sich zu ziehen gedachte, war seines Bleibens nicht lange, da der Herzog von Lothringen, nunmehr außerordentlich ermuthigt und durch bairische Truppen verstärkt, einen energischen Angriff auf das Elsaß plante und dadurch seine, des Rheingrafen Basis unmittelbar bedrohte. Dieser, vor Allem für Straßburg fürchtend, marschirte im September zunächst auf Kehl, um sich des Uferwechsels zu versichern, kam aber bereits unterwegs, auf einem Streifzug an der Kinzig,

durch Truppen des bairischen Generalwachtmeisters Joh. v. Werth in arges Gedränge. Von ihnen umzingelt, rettete er sich nur durch das kühnste Wagestück, durch einen jähen Sprung mit seinem Pferde in das tief unten fließende Wasser, unter einem Hagel von Kugeln, auf das andere Ufer in ein sicheres Versteck. Die Feinde hinter sich und vor sich, arbeitete er sich dann mühsam zu seiner Hauptarmee hindurch, gewann glücklich den Paß von Kehl und brachte sie, obwol stets von bairischen Reitern verfolgt und nicht ohne Schaden, unter die Straßburger Brücke. Darauf aber that er ohne Gewissensskrupel, was ihm selbst vor Kurzem zu seinem großen Verdruß geschehen war; er suchte angesichts der wachsenden Feindesmacht seinen Rückhalt bei den Franzosen, und um durch die Besatzungstruppen von Colmar und Schlettstadt sein Heer im Felde auf der nöthigen Höhe zu erhalten, entschloß er sich, ihnen diese Städte mit vielen umliegenden Ortschaften und Pertinentien, in Wirklichkeit fast schon das ganze Oberelsaß zu überliefern. Zwar tröstete er sich mit der Ueberzeugung, daß es anders doch nicht zu retten gewesen wäre, indeß er sich vorspiegeln ließ, daß Frankreich eben dadurch zu offenem Bruch mit dem Kaiser getrieben werden würde. Zwar auch sollten alle diese Orte, unbeschadet der Rechte des römischen Reichs, nur der Protection der Krone Frankreich bis zum Friedensschluß untergeben sein. Allein schon damals hätte sich Niemand über die Ohnmacht solcher und ähnlicher Klauseln täuschen dürfen, und die Nachwelt hat dem Rheingrafen seine ohnehin ganz eigenmächtige Handlungsweise als Verrath am Vaterlande angerechnet. Seine düstere Stimmung, dazu der allgemeine Mangel an deutschem Nationalgefühl in dieser Zeit der Leidenschaften und der Zerrissenheit des längst den Fremden preisgegebenen Reichs lassen jene wenigstens erklärlich erscheinen. Ueberdies krank infolge seines neulichen Kriegsabenteuers, unterzeichnete er 26. September/6. October den ominösen Vertrag, dessen nächste Wirkung die Auslieferung Colmars und Schlettstadts an die Reichsfeinde war. Dennoch erlebte er selbst das letztere Ereigniß nicht mehr. Wenige Tage zuvor, am 6./16. October ist er, von Oxenstierna nach Worms gerufen, dort an seiner Krankheit, kaum 37 Jahre alt, gestorben. — Die unerfreuliche Epoche, in welche seine Lebensthätigkeit gefallen, wirft auch auf sein Bild ihre dunklen Schatten. Obwol die Schweden ihm nicht blos als ausgezeichneten und vorwiegend glücklichen Reitergeneral, sondern auch als einem Helden der evangelischen Sache einen rühmenden Nachruf widmeten, erscheint er uns doch mehr im Lichte eines jener heimath- und ruhelos daher stürmenden Condottieri, an welchen die Zeit so überreich gewesen. Aber wenn auch, wie sein früheres Leben zeigt, seine Moral keine allzu strenge war und wir über seine religiöse Haltung Näheres nicht erfahren, so muß doch hervorgehoben werden, daß er, im Gegensatz zu so vielen Anderen, seiner Glaubenspartei als Kämpfer treu geblieben ist. Er entsprach damit zugleich den Traditionen seines Hauses. Ein Oheim und zwei Brüder (der eine fiel bereits 1629 in Gustav Adolf's preußischem Kriege) kämpften, nicht selten ihm zur Seite, für die nämliche Sache. Sein unstätes, an Abenteuern und Gefahren reiches Leben hatte ihn übrigens nicht davon abgehalten, sich zu vermählen. Seine Wittwe, eine Gräfin von Hanau, gebar ein halbes Jahr nach seinem Tode einen Sohn, Johannes, der 1688 als der Letzte seines Zweiges hinschied.

Niels Slangens Gesch. Christian des Vierten, Königs in Dänemark, bearbeitet von J. H. Schlegel. Buch III. 1771. — Konung Gustav II. Adolfs skrifter. 1861. — Arkiv till upplysning om Svenska krigens I—III. 1854 bis 1861. — Cronholm, Sveriges historia under Gustaf II. Adolphs regering. II. 1857. VI, 1 und 2. 1872. — Besonders Chemnitz, Königl. schwedischer

in Teutschland geführter Krieg. I. und II. 1648, 1653. — Vgl. auch Barthold, Gesch. des großen deutschen Krieges. I. 1842.

Wittich.

Otto I., Bischof von Würzburg (1207—1223), entstammte dem ursprünglich fränkischen, später nach Thüringen verpflanzten Dynastengeschlecht der Herren von Lobdeburg, von welchem seit Beginn des 13. Jahrhunderts einige Jahrzehnte hindurch verschiedene Glieder in den Besitz hoher geistlicher Würden im Hochstift Würzburg gelangten. Verwandtschaftliche Beziehungen zu Bischof Konrad I. (von Querfurt) waren es, die zunächst unserm O. Eingang in das Stift verschafften. Etwa seit 1203 tritt er urkundlich als Dompropst auf, und als am 12. Juli 1207 Bischof Heinrich IV. von Osterburg starb, erfolgte alsbald und wie es scheint mit Einhelligkeit die Wahl Otto's zum Nachfolger. Die Weihe hat er wohl erst bei Gelegenheit einer Provinzialsynode zu Mainz im Februar 1209 erhalten. Wie Würzburg während der ganzen staufischen Zeit eine hervorragende Stellung einnahm, und seine damaligen Bischöfe meist in erster Linie ihren reichsfürstlichen Aufgaben nachkamen, so ist es auch bei O. gleich vom Beginn seiner Regierung an die Theilnahme an den Reichsgeschäften gewesen, die den Brennpunkt seines Wirkens bildete. Wie man ihn an den maßgebenden Stellen schätzte, darf schon daraus gefolgert werden, daß im J. 1208 in einer wegen des Bischofs Waldemar von Schleswig und seiner Aspiration auf den Bremer Erzstuhl schwebenden wichtigen Streitfrage Papst Innocenz III. speciell ihn beauftragte, am Hofe König Philipps gegen Waldemar zu wirken. Ebenso übertrug Innocenz ihm und zwei anderen Kirchenfürsten am 13. November 1209 die Fürsorge für Wiedereinsetzung des Bischofs Ekbert von Bamberg, des angeblichen Mitschuldigen bei der Ermordung König Philipps. Was nun seine Stellung dem Reiche gegenüber anlangt, so treffen wir O. gleich in den ersten Zeiten seiner Regierung in der Umgebung Philipps; intim scheinen indessen seine Beziehungen zu diesem König und dem staufischen Hause von Anfang an nicht gewesen zu sein. Denn als nach dem bald darauf erfolgten tragischen Ende Philipps im Juli 1208 zu Halberstadt eine Versammlung stattfand, um die allgemeine Anerkennung Otto IV. vorzubereiten, so erging sich O. bei diesem Anlaß in lauten Anklagen über die schwere finanzielle Schädigung seiner Kirche durch König Philipp, sowie durch dessen Vorgänger Heinrich VI., was auch zugleich die Ursache der Ermordung Bischof Konrads gewesen sei; Aeußerungen, die gut beglaubigt, aber schwer zu deuten sind. Man kann nur etwa annehmen, daß O. dabei die aus der sehr eifrigen Antheilnahme seines Vorgängers an den Reichsgeschäften erwachsenen Geldopfer, — Dinge, die sich unter Otto selbst später ganz ebenso wiederholten — vielleicht auch eine etwas gewaltsame Vergabung von Kirchenlehen zu derartigen Zwecken im Auge hatte, gleichwie wol überhaupt dem tiefen Gegensatz, der sich zuletzt zwischen Bischof Konrad, dem Verwandten und Gönner Ottos, und der staufischen Politik herausgebildet, hier noch einmal Ausdruck gegeben werden sollte. Gleichviel nun, wie es sich damit verhielt: es gelang, O. mit seinen Anklagen und Vorbehalten durch Versprechungen zu beruhigen. Und nicht nur, daß er von sich aus daraufhin der Anerkennung des Welfen zustimmte: Papst Innocenz III. hat sich auch jetzt wieder hauptsächlich seiner Vermittelung bedient, um bei den Fürsten die völlige Anerkennung Otto IV. erwirken zu helfen. Diesem neuen Herrscher hing O. mehrere Jahre lang treu und dienstwillig an. Deutlich kam dieses gute Einvernehmen zum Ausdruck, als am 24. Mai 1209 König Otto seinen Einzug in das festlich geschmückte Würzburg hielt, wo eine zahlreiche Fürstenversammlung sich mit Erledigung wichtiger Fragen, besonders mit den Vorbereitungen zur Romfahrt beschäftigte. O. zog sodann mit über die Alpen,

wohnte der Kaiserkrönung an und hat erst Ende October das kaiserliche Hoflager verlassen. Wol läßt sich dann in den nächstfolgenden Jahren kein näherer unmittelbarer Verkehr am Hofe urkundlich nachweisen, allein die schwere Katastrophe, die im Verlaufe des Jahres 1212 über O. in seiner eigenen Bischofsstadt hereinbrach, muß als untrüglicher Beweis für sein Ausharren auf Seite Otto IV. angesehen werden. Das seit dem Jahre 1210 mit wachsender Schärfe sich entwickelnde Zerwürfniß des Kaisers mit dem Papste und die daraus hervorgehende Candidatur des jungen Staufers Friedrich zum Gegenkönig hatte nämlich auch in die Kreise der deutschen Fürsten abermalige Spaltung gebracht. O. harrte gleich dem Erzbischof von Köln auf Seite des Kaisers aus, und das hatte nun in beiden Bischofsstädten gewaltsame Erhebungen zur Folge. In Würzburg sind es die bekannten Ministerialen von Ravensburg, von denen die Bewegung ausgeht. Sie, die Mörder des Bischofs Konrad, hatten sich trotz der schweren Strafen, denen sie für jene That verfielen, schon einige Jahre nachher wieder in ihrer früheren Stellung zu befestigen gewußt. Es ist sicher vollkommen unstatthaft, dem König Philipp irgendwelche Urheberschaft oder Begünstigung jener Unthat, etwa aus Rache für den kurz vorher eingetretenen Abfall Konrads von der staufischen Sache, beizumessen; jedoch manche Momente legen immerhin die Vermuthung nahe, daß wenigstens Angehörige der Partei jenen Vorgängen nicht ganz fremd waren. Und wenn nun jene nämlichen Persönlichkeiten in dem Augenblick, wo der junge Staufer herannahte, O. dagegen auf welfischer Seite verharrte, durch eine in Würzburg angezettelte Revolte letzteren vertrieben und dafür einen aus ihrer Sippe, den jungen Canoniker Heinrich als Gegenbischof aufzustellen suchten, so legt dies wenigstens den Gedanken nahe, daß die Ravensburger unter ähnlicher politischer Constellation ihrem alten Haß gegen den ermordeten Konrad noch einmal gegenüber O., dem Verwandten und Nachfolger Luft zu machen suchten. Wie dauernd und tiefgehend diese Feindschaft war, kann noch aus einem Schreiben Papst Honorius III. vom 4. August 1218 gefolgert werden, durch welches O. vom Besuch einer Provinzialsynode dispensirt wird, „da jene Mörder auch nach seinem Blute dürsteten", also offenbar aus Furcht vor einem neuen Anschlag. Erzbischof Siegfried von Mainz begünstigte jenen Gegenbischof Heinrich, gleichwie auch später noch mancherlei Gegensätze zwischen O. und seinem Metropoliten sich bemerkbar machten, so daß es wegen solcher Streitigkeiten, besonders wegen der Abtei Komburg, im J. 1216 zum Schiedsspruch durch einen päpstlichen Legaten kam. Allein der Gegenbischof vermochte sich nicht zu behaupten; momentan vertrieben, kehrte O. mit seinen Vasallen zurück und errang über die Gegner einen vollständigen Sieg. Was ihn dann aber veranlaßte, wol zu Ende des Jahres 1212, dennoch auf die Seite des Staufers überzutreten, ist nicht näher nachweisbar. Genug, wir finden ihn seit dem Juli 1213 in der Umgebung Friedrich II., zu dessen häufigen Begleitern er während der folgenden Jahre zählt. So machte er u. a. den wichtigen Feldzug gegen Otto IV. in Thüringen im October 1213 mit, desgleichen einen solchen Zug im Herbst 1217. Daß O. weiterhin an dem Erlaß der in diese erste Regierungsperiode Friedrichs fallenden wichtigen Privilegien zu Gunsten der geistlichen Fürsten thätigen Antheil genommen, dürfen wir wol aus seiner ganzen damaligen Stellung folgern; wir besitzen noch den auf einem Hoftage zu Würzburg im Mai 1216 ausgesprochenen Verzicht auf das Spolien- und Regalienrecht gegenüber den Reichskirchen in specieller Ausfertigung für Bischof O. Weiterhin gehörte O. aber auch zu jenen Fürsten, welchen Friedrich beim Weggang nach Italien seinen minderjährigen Sohn König Heinrich (VII.) zur Obsorge anvertraute, und so finden wir ihn denn von 1221 an auch häufig in des letzteren Hoflager. Die letzte bedeutendere Angelegenheit, an der er theil-

genommen hat, waren die Verhandlungen über die Freigabe des von dem Grafen Heinrich von Schwerin gefangen genommenen Dänenkönigs Waldemar im J. 1223. Es handelte sich darum, als Bedingung der Freilassung die Herausgabe der dem Reiche entfremdeten Gebiete zu stellen, und O. war, wie aus einem Schreiben Friedrich II. deutlich hervorgeht, hier noch einmal energisch im Interesse des Reiches thätig gewesen, besonders auf dem Hoftage zu Nordhausen im September 1223. Schon bald darauf, am 5. December dieses Jahres, ist er gestorben. — Wenig läßt sich im Großen und Ganzen über die andere Seite seiner Thätigkeit, über sein Regiment im Hochstift sagen. Man kann, soweit sich das nach dem vorhandenen Urkundenmaterial überschauen läßt, nicht etwa von Vernachlässigung dieses seines nächsten engeren Wirkungskreises reden; jedoch besonders bemerkenswerthe, tiefer eingreifende Regierungsacte sind nicht zu verzeichnen. Dagegen hat seine vielfache Antheilnahme an der äußeren Reichspolitik und die damit im Zusammenhang stehende Neigung zu Aufwand und glänzendem Auftreten zuletzt schlimme finanzielle Rückwirkungen geäußert, und darüber ist es dann zu merkwürdigen Auseinandersetzungen mit den anderen maßgebenden Factoren des Hochstifts gekommen, die sich bis zum Jahre 1216 zurück verfolgen lassen. Man hatte u. a. zur Veräußerung der seit den Tagen des Bischofs Adelbero der Würzburger Kirche in Lambach gehörigen Besitzungen an den Herzog von Oesterreich greifen müssen, und es war dem offenbar bedenklich gewordenen Domcapitel bereits eine Versicherung auf alle noch nicht verpfändeten bischöflichen Einkünfte gegeben worden, bis es endlich im J. 1222 zu einem förmlichen Vertrag kam. Der Verkauf der Lambacher Güter wurde zwar endgiltig genehmigt; im Uebrigen aber traf man eine Reihe von einschneidenden Bestimmungen zum Schutz der noch vorhandenen Einkünfte und Besitzungen gegen willkürliche Veräußerung, sowie wegen Wiedererwerbung von anderen Gütern zum Ersatz für das Verlorene, Wiedereinlösung der ebenfalls verpfändeten Münze u. s. w. Schon früher hatte O. auch Einschränkung in seinen Ausgaben versprochen. Wichtig ist bei diesen Vorgängen vor Allem der Umstand, daß wiederholt des Beirathes und der Genehmigung nicht nur des Domcapitels, sondern auch der Barone und Ministerialen des Landes Erwähnung geschieht; ein Anlauf zur Ausbildung landständischer Einrichtungen, die sich dann freilich in der Folge im Würzburgischen nicht in der Weise weiter ausbildeten, wie man nach solchen Anfängen hätte erwarten dürfen. Ein Ausfluß der also entstandenen Lage ist aber die Wahlcapitulation, — der erste Fall der Art in Würzburg — die im J. 1225 dem Neffen und zweiten Nachfolger Otto's, Hermann I. von Lobdeburg (s. A. D. B. XII, 158 ff.) vorgelegt wurde. Dieser zweite Bischof aus dem Hause Lobdeburg hat dann freilich während seiner langen Regierung gerade in Bezug auf umsichtige energische Wahrung und Förderung der Stiftsinteressen seinen Oheim weit übertroffen.

Monumenta Boica, Bd. XXXVII. — Böhmer, regesta imperii. Bd. V. — Huillard-Bréholles, historia diplomatica Friderici II. — L. Fries, Geschichte der Bischöfe von Würzburg. — Ussermann, episcopatus Wirceburgensis. — Stein, Geschichte Frankens. Bd. I. — Winkelmann, Jahrbücher des deutschen Reichs unter Philipp von Schwaben u. Otto IV. — Winkelmann, Geschichte K. Friedrich II. Bd. I. — Ed. Schmid, die Lobdeburg bei Jena. Jena 1840. S. 15–16. Henner.

Otto II. von Wolfskeel, Bischof von **Würzburg** 1333—1345, entstammte einem ursprünglich aus Rheinfranken eingewanderten, aber doch schon länger der Würzburgischen Stiftsritterschaft angehörenden Geschlechte. Die Zeit seiner Geburt ist nicht näher bekannt. Seit dem J. 1325, kurz nach dem Regierungsantritt des Bischofs Wolfram von Grumbach finden wir ihn urkundlich

als Canoniker des Domstifts und Archidiakon der Würzburger Kirche; seine nahe Verwandtschaft mit diesem Bischof — er war dessen Neffe — mag dabei nicht ohne Einfluß gewesen sein. Nach dem am 6. Juli 1333 erfolgten Tode Wolframs fand am 30. d. M. die Neuwahl statt; beeinflußt durch den gewaltigen Kampf zwischen Kaiser Ludwig dem Baiern und den Päpsten zu Avignon war dieselbe eine zwiespältige. K. Ludwig weilte damals selbst in Würzburg; er scheint auf eine seiner Politik günstige Besetzung dieses Bischofstuhles besonderes Gewicht gelegt zu haben. Die Stimmung war für ihn nicht ungünstig. Schon B. Wolfram hatte in den letzten Jahren seiner Regierung, entgegen seiner früheren Haltung, ihm treu zur Seite gestanden, und wenn auch die drei Stiftscapitel in Würzburg am 20. Juli eine Verwahrung einlegten, dahin lautend, daß sie K. Ludwig nicht freiwillig, sondern lediglich aus Furcht feierlich einholen und als Kaiser anerkennen wollten, so fiel doch die Mehrzahl der Wahlstimmen auf den von Ludwig begünstigten Bewerber, auf den Speierer Domscholaster und kaiserlichen Kanzler Hermann von Lichtenberg. Eine Minderheit von sechs Domherren dagegen wählte, angeblich unter der Begründung, man habe nicht nöthig, nach einem Fremden zu greifen, den O. v. Wolfskeel. Von beiden Seiten wandte man sich zunächst an den Erzbischof Balduin von Trier als damaligen Stiftspfleger von Mainz, und dessen Entscheidung fiel, wie nach seiner damaligen politischen Haltung kaum anders zu erwarten war, zu Gunsten des vom Kaiser begünstigten Candidaten Hermann v. L. aus. Letzterer hielt, am 23. Nov. von Balduin geweiht, seinen Einzug in Würzburg, nahm die Huldigung seiner Stiftslande entgegen und befestigte sich, fortwährend durch die kaiserliche Gunst unterstützt, derartig in seiner neuen Würde, daß die Sache Otto's vorerst aussichtslos erscheinen mußte. Dieser selbst hatte sich der päpstlichen Partei, der er jedenfalls von länger her angehörte, nur um so entschiedener angeschlossen. Er war alsbald nach Avignon gereist, wo ihn Papst Johann XXII. am 2. Decbr. 1333 bestätigte und dem Gegner bei Strafe des Bannes gebot, seine Würde niederzulegen. Am 21. Juli 1334 empfing O. in Lüttich die Bischofsweihe; er hat sich dann eine Zeit lang in Metz aufgehalten. Der Gegenbischof Hermann schloß unterdessen mit dem Clerus der Stadt am 12. Febr. 1334 ein Bündniß ab, dahin lautend, daß man keinen, der durch päpstliche Provision bestellt sei, einlassen wolle. Trotzdem trat, als Hermann schon am 11. Juli 1335 das Zeitliche segnete, überraschend schnell ein völliger Umschwung ein. O. eilte auf die Kunde von jenem Ereigniß eilends herbei; sein Schwager, der Schenk von Roßberg, gewährte ihm zunächst in seiner nahe bei der Stadt gelegenen Burg sichere Unterkunft. Das Domcapitel seinerseits betrachtete den bischöflichen Stuhl für erledigt und stellte am 21. Juli vier Administratoren zur Verwaltung der Stiftsangelegenheiten auf. Jedoch bereits Ende August 1335 waren für O. alle Schwierigkeiten so weit überwunden, daß er seinen Einzug halten und die Huldigung entgegennehmen konnte. Ein Schiedsgericht regelte die noch streitigen Punkte zwischen ihm und dem Capitel, und letzteres erkannte ihn am 7. Decbr. förmlich an und überantwortete ihm die Regierung. Es darf wohl als Beweis der allgemeinen Achtung vor den trefflichen persönlichen Eigenschaften Otto's angesehen werden, daß nicht nur das Stift so rasch sich fügte, sondern daß sogar der Kaiser jetzt allen weiteren Widerstand fallen ließ. Schon am 26. Aug. d. gen. J. hatte er ihm die feierliche Zusicherung seines Schutzes ertheilen lassen, und aus all' seinen weiteren Regierungsacten, die O. und sein Stift betrafen, ist deutlich erkennbar, wie es Ludwigs Wunsch und Bemühen war, mit diesem Kirchenfürsten in gutem Einvernehmen zu bleiben. O. kam einem solchen Bestreben auch in so weit ent-

gegen, als er sich wenigstens von da an unmittelbarer gegnerischer Handlungen enthalten hat; im übrigen aber war doch seine Stellung in dem weiteren Verlauf der großen Kämpfe nach wie vor auf der päpstlichen Seite, und diese seine Haltung war auch wohl für den größten Theil seines Clerus maßgebend. Dafür wurden dann auch im folgenden J. 1336 die in Folge der Erhebung des Gegenbischofs über die Diöcese Würzburg verhängten Kirchenstrafen durch Papst Benedict XII. wieder aufgehoben. Als der Predigerorden in den ihm vom päpstlichen Stuhle zugestandenen besonderen Vergünstigungen bezüglich der Vornahme gewisser gottesdienstlicher Functionen sich vielfach bedrängt sah, nahm O. ihn am 19. Jan. 1336 auf das Nachdrücklichste in seinen Schutz. An der im März 1338 zu Speier veranstalteten Versammlung der deutschen Bischöfe, die zu Gunsten des Kaisers auf die päpstliche Curie einwirken wollten, hat O. allerdings durch Gesandte sich ebenfalls betheiligt, gleichwie das Domcapitel am 28. Juni 1338 an Benedict XII. eine förmliche Bitte um Aufhebung der Strafsentenzen richtete; jedoch im Princip blieb der Standpunkt Otto's unverändert. Als in Folge der Beschlüsse des Kurvereins zu Rense, sowie einiger weiterer Versammlungen der durch das Interdict unterbrochene Gottesdienst in manchen Gegenden und so auch im Würzburgischen wieder ins Leben trat, so wurde eine ausdrückliche Verwahrung vom Bischof und seinem Clerus erlassen, daß sie sich nur der Gewalt weichend und aus Furcht vor dem Kaiser dazu herbeigelassen hätten. In gleichem Sinne suchte eine Erklärung vom 5. Jan. 1339 den Empfang der Regalien und Lehen aus der Hand des Kaisers zu entschuldigen; Gewissensvorbehalte, die dann in den folgenden Jahren häufig wiederholt wurden. Daß übrigens O. auch die bedenklichen Folgen, wie sie besonders mit der langewährenden Verhängung des Interdicts unvermeidlich verbunden waren, wohl erkannte, geht deutlich aus zwei von ihm gegebenen Erlassen vom 26. Aug. 1339 und 16. Octbr. 1342 hervor; sie enthalten genaue Instructionen, durch die wenigstens eine mißbräuchliche Ausdehnung der Sache verhütet werden sollte. — Anlangend die Beziehungen Otto's zu anderen, besonders benachbarten Reichsständen, so mag an erster Stelle seiner Theilnahme an einem für das Wohl der fränkischen Lande sehr wichtigen Unternehmen gedacht werden, nämlich an dem großen Schirm- und Friedensbündniß, welches Kaiser Ludwig und seine Söhne am 1. Juli 1340 zu Nürnberg mit den bedeutendsten geistlichen und weltlichen Herren Frankens aufrichteten. Ferner trachtete er durch zahlreiche Bündnißverträge mit verschiedenen Nachbarn fortwährend seine territoriale Machtstellung zu verstärken; so z. B. mit den mächtigen Häusern Hohenlohe, Wertheim und Henneberg; dann mit den Burggrafen von Nürnberg und dem Erzbischof Heinrich von Mainz. Als letzterem ein Krieg mit dem Rheinpfalzgrafen drohte, führte ihm O. in eigener Person im November 1344 ein stattliches Hilfsheer zu; ein friedlicher Vergleich verhinderte aber den Ausbruch des Kampfes. Mehrfache Fehden in eigenen Angelegenheiten sind O. ebenfalls nicht erspart geblieben; so mit den Grafen von Solms im J. 1337; ferner eine solche in größerem Umfang mit dem Reichsministerialen Leopold Küchenmeister von Nortenberg, der mit verschiedenen schwäbischen und baierischen Rittern, die sämmtlich Parteigänger des Kaisers Ludwig waren, im Juli 1338 Ochsenfurt in seine Gewalt zu bekommen suchte; weiterhin mit dem Marschall des Stifts Fulda, Hermann v. Schlitz, der im April 1340 einen Handstreich gegen das dem Bischof gehörige Meiningen unternahm. Indeß all' diese Kämpfe endeten mit dem Siege der bischöflichen Waffen und hatten von Seite der Gegner regelmäßig Lehensauftragungen und dergl. Zugeständnisse zur Folge. Streitigkeiten mit den Aebten von Fulda 1336 und von Ebrach 1339 wurden durch schiedsrichterlichen Spruch erledigt. Wichtiger als alles das war aber ein heftiger Kampf, der Otto

seiner nächsten Nähe drohte, indem nämlich der alte Gegensatz zwischen der Bürgerschaft von Würzburg und dem bischöflichen Stadtregiment gegen Ende seiner Regierung in der bedrohlichsten Weise sich verschärft hatte. Die städte- und bürgerfreundliche Politik Kaiser Ludwigs hatte nicht verfehlt, auch auf die Stadt Würzburg eine aufmunternde Wirkung in ihrem Bestreben nach möglichster Beseitigung der bischöflichen Herrschaft auszuüben. Am 12. Jan. 1344 schloß dieselbe auf eigene Faust unter Begünstigung des Kaisers ein Bündniß mit Nürnberg zum Zweck des Landfriedens; dazu gesellten sich bald darauf noch die Städte Weißenburg und Windsheim. Gereizt durch dieses eigenmächtige Vorgehen ließ der Bischof am 20. Febr. 1344 eine Abmahnung ergehen, allein ohne Erfolg. Die Spannung stieg, als der Clerus der Stadt gegenüber verschiedenen belästigenden Maßregeln von Seite der Bürgerschaft sich zu einem Bündnisse zusammenthat. Der Kampf schien unvermeidlich, nachdem am 15. April 1344 O. mit den Burggrafen von Nürnberg und dem Grafen Heinrich von Henneberg ein Bündniß abgeschlossen, die Bürgerschaft dagegen an Konrad von Schlüsselfeld und den Städten Windsheim und Rotenburg Bundesgenossen gefunden hatte; da gelang noch in der letzten Stunde ein gütlicher Vergleich. Derselbe ist vom 19. Oct. 1344 datirt, mit vielen Detailbestimmungen. Das Ergebniß war, daß die Stadt doch in den Hauptpunkten nachgab. — In seiner vollen Bedeutung lernt man O. aber erst bei Betrachtung seiner Regententhätigkeit für die inneren Angelegenheiten seines Hochstifts kennen und würdigen. Der reiche Urkundenschatz, der uns hiefür zu Gebot steht, gewährt einen tiefen Einblick in sein ebenso rastloses und vielseitiges als einsichtsvolles Wirken auf diesem Gebiete. Seiner Fürsorge für das Kirchenwesen gab er in zahlreichen Verfügungen über Neuerrichtung von Kirchen und Pfründen, Aenderungen in den Pfarrsprengeln und dergl. Ausdruck, weiterhin durch Vornahme umfassender Reformen in den Klöstern Komburg, Wechterswinkel und St. Stephan in Würzburg. Seiner durch das langandauernde Interdict bedingten Maßregeln wurde oben bereits gedacht. In seine Regierungszeit, nämlich in das Jahr 1342 fällt ferner das Aufsehen erregende Auftreten zweier Sectirer in der Diöcese, des Begharden Hermann Küchener aus Nürnberg, der pantheistische Anschauungen vertrat, und des Magister Konrad Hager, dessen auf Bekämpfung der Seelenmessen u. dergl. gerichtete Bestrebungen wol mit waldensischen Einflüssen zusammenhingen. In beiden Fällen ist O. mit aller Entschiedenheit gegen diese Abweichungen von der kirchlichen Lehre aufgetreten; die Sache endete damit, daß beide ihre Lehrsätze widerrufen mußten. — Die weltliche Seite seiner Regierung anlangend, ist zu bemerken, daß allerdings nicht wenige Verpfändungen und Verkäufe von stiftischen Gütern und Gefällen unter ihm stattfanden, wenngleich stets mit sorgsamer Wahrung des Wiedereinlösungsrechtes. Dafür glückten auf der anderen Seite um so werthvollere Erwerbungen. So fand eine Reihe von Belehnungen und Verpfändungen durch Kaiser Ludwig und seine Söhne statt, u. a. in Kitzingen und Heidingsfeld, Rothenfels und Gemünden, Frickenhausen und Iphoven, mit dem Mainzoll bei Halburg; von Kraft v. Hohenlohe wurden Röttingen und die Festen Ingolstadt und Reichenberg erkauft. Ebenso gingen eine große Anzahl Angehöriger des hohen und niederen Adels Dienst- und Lehensverhältnisse zum Hochstift ein, so u. a. die Herren v. Hohenlohe und die Grafen von Oettingen. Ein besonders ruhmwürdiges Andenken hat sich O. endlich durch Verbesserung der Rechtspflege und durch verschiedene umfassende gesetzgeberische Acte in der Geschichte des Hochstifts gesichert. Ein Erlaß vom 13. Juni 1342 suchte den Gebrechen und Mängeln im geistlichen Gerichtswesen zu steuern und im J. 1343 erfolgte eine Neuordnung des Landgerichts; mit besonderem Eifer suchten diese Verordnungen die Gefahr der Bestechlichkeit der Richter hintanzuhalten.

Von höchster Wichtigkeit sind aber die unter Mitwirkung des bischöflichen Rathes erlassenen „Setze und Gebote", eine umfangreiche Polizeiordnung aus mehreren Theilen bestehend, deren stückweise Publication in die Jahre 1341—1343 fällt, eines der ältesten derartigen Denkmäler in dem deutschen Staats- und Rechtsleben. Es handelt sich dabei um Statuten der verschiedensten Art, die im einzelnen jedenfalls schon aus früherer Zeit stammen, und deren Zusammenfassung und zeitgemäße Redaction das gesammte wirthschaftliche Leben der Stadt Würzburg — denn auf diese beziehen sie sich zunächst — schützen und heben sollte. Münze, Maß und Gewicht, Arbeitslohn, öffentliche Sicherheit, Verkehr mit Nahrungsmitteln, Weinbau und Weinhandel, alle diese und verwandte Gegenstände finden hier in einer oft sehr praktisch treffenden Weise ihre Regelung. Angefügt findet sich dann noch die „Eynunge", eine Verordnung für die Weinlese. Zur Zeit ihres Erlasses erregten diese tief eingreifenden Verordnungen den lebhaften Unmuth der Bürgerschaft, wie bei Gelegenheit des Conflictes mit derselben im J. 1344 deutlich zu ersehen ist. Daß sie aber ihrem Zweck in Wirklichkeit entsprochen haben, darf wol schon aus dem Umstande gefolgert werden, daß eine Erneuerung dieser Statuten durch Bischof Gerhard von Schwarzburg gegen Ende des Jahrhunderts im ganzen nur wenig daran zu ändern für gut fand. — Rühmend erwähnt wird endlich noch von einem Zeitgenossen die Fürsorge Otto's für das Bauwesen, besonders für Anlage von Befestigungen. Er starb am 23. August 1345 an einem Lungenleiden auf dem Marienberge, der damaligen ständigen Residenz der Bischöfe; dort hatte er auch das Licht der Welt erblickt und die Jahre seiner Kindheit verbracht. Ein Leben endete damit, das in seltener Weise von der Wiege bis zum Grabe auf das innigste mit den Schicksalen seines engeren heimathlichen Bodens, des Hochstifts Würzburg verwebt ist und zwar in einer Weise, daß wir O. ohne Frage zu den ausgezeichnetsten Persönlichkeiten zählen dürfen, die den Stuhl des hl. Burkardus einnahmen. Durch die Art und Weise seiner inneren Regierungsthätigkeit darf er zugleich als das Muster eines tüchtigen, einsichtsvollen Landesfürsten in diesen späteren Jahrhunderten des Mittelalters gelten. Vor seinem Ende soll er noch an die sein Sterbelager umstehenden Canoniker die eindringliche Mahnung gerichtet haben — wol im Hinblick auf die Vorgänge beim Beginn seiner eigenen Regierung — eine einmüthige, für das Wohl des Stifts förderliche Wahl zu treffen. Die Grabstätte Ottos, durch ein Denkmal bezeichnet, befindet sich in der Domkirche. Wir sind in der günstigen Lage, über die Thaten dieses Bischofs eine zeitgenössische Aufzeichnung zu besitzen, herrührend von dem gelehrten Canoniker von Neumünster, Michael de Leone, einem Manne von vielseitiger litterarischer Regsamkeit. Die Darstellung ist stark panegyrisch, schwülstig im Stil und den Gegenstand nicht nach allen Seiten erschöpfend, aber doch zugleich so originell, daß O. Lorenz (Deutschlands Geschichtsquellen I, 157) sie als ein „Muster localpatriotischer Geschichtsschreibung" bezeichnet hat. Der Autor begleitete unter den Bischöfen Otto von Wolfskeel und Albrecht von Hohenlohe das Amt eines Protonotars; ihm verdanken wir auch die handschriftliche Ueberlieferung der oben besprochenen Polizeiordnung (s. A. D. B. XVIII, 299).

Michael de leone, de laudabilibus gestis recolendae memoriae domini Ottonis Wolfskel Herbipolensis, ed. Böhmer, Fontes rer. Germ. Bd. I. — Die „Setze und Gebote" herausgeg. von A. Ruland, Archiv des histor. Vereins für Unterfranken Bd. XI, Heft 2, S. 78 ff. — Die Hauptmasse des urkundlichen Materials findet sich in den Monum. Boic. T. XXXIX—XLI. — Regesta Boica tom. VII u. VIII. — Böhmers Regesten K. Ludwigs des Baiern. — Fries, Chronik des Bisthums Würzburg. — Ussermann, episco-

patus Wirceb. — Stein, Geschichte Frankens. Schweinfurt 1886. — Vergl. B. Gramich, Verfassung und Verwaltung der Stadt Würzburg im 13.—15. Jahrh. Würzburg 1882. Henner.

Otto I, Graf von Zütphen, lebte im Anfang des elften Jahrhunderts, ist aber nur durch eine Grabschrift in der Abtei Braunweiler bekannt, welche durch eine Stelle in der Fundatio Brunwilarensis monasterii (Mon. Germ. script. IX) aufgeklärt wird. Ein Enkel desselben scheint gewesen zu sein

Otto II., Graf von Zütphen, der zweite Sohn und Nachfolger des Grafen Godschalk und der Adelheid, der zum ersten Mal im J. 1059 genannt wird, um 1074 jedoch in einer fehlerhaften Urkunde als Graf von Zütphen und, natürlich irrthümlich, „de Gelria“ erscheint. Sonst begegnet man ihm nur in den ersten Jahren des zwölften Jahrhunderts. Persönlich ist fast nichts von ihm bekannt als die Wiedererbauung der Kirche in Zütphen, seine Beziehungen zu Corvey, die Schenkung der (besser einer) Grafschaft in Friesland durch Heinrich V. im J. 1107 an seinen Sohn Heinrich unter der Bedingung, daß dieselbe dem Vater anheimfallen sollte, falls der Sohn keine rechte Erben hinterließ, und endlich sein Tod im J. 1113 nach den Annales Colonienses Maxini. Seine Tochter Ermengardis brachte nach ihres Bruders Heinrich Tod die Grafschaft Zütphen als heres legitima an Gelderland.

Sloet, Oorkondenboek van Gelre en Zutfen. — van Spaen, Historie van Gelderland und dessen Inleiding tot de Hist. van G.; des letzteren Untersuchungen hat auch Arend im zweiten Bande seiner sonst sehr unkritischen Algem. Gesch. des Vaderlands benutzt. P. L. Müller.

Otto von St. Blasien hat, was freilich nicht ganz sicher, aber doch sehr wahrscheinlich ist, die Chronik des Otto von Freising bis 1209 fortgesetzt. Mehr als dieser gibt er eine einfache, durch keine philosophische Betrachtungen unterbrochene Geschichtserzählung, wobei er anfangs noch schriftliche Quellen benutzen konnte, in der Chronologie und auch sonst in Thatsachen aber sehr ungenau ist. Ihm kam es, mehr als auf Forschung, an auf eine im Stile der alten Römer gehaltene Uebersicht, wobei das Kaiserthum im Vordergrunde steht, von den Päpsten wenig die Rede ist. In der übersichtlichen Zusammenfassung ist er nicht ungeschickt, und es wäre zu wünschen, daß er sein Werk weiter fortgeführt hätte. Denn erst im J. 1222 ist er Abt von St. Blasien geworden und am 23. Juli 1223 gestorben.

Ausgaben mit Otto von Freising. — H. Thomä, die Chron. ꝛc. kritisch untersucht, Leipzig 1877. — Wattenbach, Geschichtsqu. (5. Aufl.) II, 255. Wattenbach.

Otto, Graf v. Henneberg-Botenlauben s. v. **Botenlauben, Otto**, Bd. III, S. 193.

Otto von Passau ist der Verfasser einer in zahlreichen Handschriften und Drucken auf uns gekommenen christlichen Sittenlehre in deutscher Prosa, wie wir solche seit dem Ausgang des 14. Jahrhunderts besitzen, seit der Zeit, als die Wissenschaft auf die weitern Kreise mehr und mehr Rücksicht zu nehmen begann, insbesondere auch darauf, die kirchlichen Lehren dem gebildeten Laienpublicum in zusammenfassender Darstellung zu erschließen und zugänglich zu machen. Ueber das Leben Otto's wissen wir nur, was er uns selbst in der Vorrede zu den „Vierundzwanzig Alten oder der goldene Thron“ — so benannte er sein Erbauungsbuch unter Zugrundelegung von Apocalypse cap. 4, 1 ff. — über sich sagt. Darnach war er Franciscaner, „weiland“ Lesemeister zu Basel und hat sein Werk, das er „allen Gottesfreunden“ zum Gebrauch bestimmte, am 2. Februar 1386 abgeschlossen. Es ist eine den 24 Alten in den Mund gelegte

Sentenzensammlung, zusammengetragen aus der Bibel, namentlich aber aus den Kirchenvätern und den Vertretern der mittelalterlichen Scholastik sowie, jedoch in geringerem Maße, aus den heidnischen Autoren, soweit sie „die heilige christliche Kirche nicht verwirft". Nicht ohne Selbstbewußtsein und Wohlgefallen an der eigenen Belesenheit zählt O. im Eingang 104 Lehrer und Meister auf, aus denen er das beste und geeignetste aushob, „der Biene gleich, die über viele schöne Blumen dahinfliegt, ihnen den Saft und die edelste Kraft aussaugt und diese in sich zu Honig umwandelt". Am Schlusse seiner Widmung empfiehlt er sich in das Gebet aller Gottesfreunde, „geistlich und weltlich, edel und unedel, frowen und man oder wer sie seind, die sich der lehr disz buochs gebessern mögen". Der Verfasser, der in seiner Blumenlese jedem Citat die genaue Quellenangabe beifügt, hat wol versucht, einen systematischen Gang einzuhalten, aber er ist betreffs der Ausführung mit seinem Vorsatz sehr in den Anfängen geblieben. Er verirrt sich in dogmatische Spitzfindigkeiten und schweift auch sonst oft genug ab. Er beginnt seine Ermahnung an die „lieb habende Seele", die sich im Himmel einen Thron erwerben soll, mit Betrachtungen über das Wesen des Menschen und seines Schöpfers, über ihr gegenseitiges Verhältniß (I. II.), über die verschiedenen Vorbedingungen, die allein zur Vollkommenheit und zum ewigen Leben führen — Reue, Beichte, Buße, die der von Geburt an sündigen Seele in erster Linie Noth thun (III), entbildet werden von der Kreatur (IV), Gewissen, Absicht und Wille (V), wohlgefälliges äußeres und inneres Leben: züchtiger Wandel, Meiden des Müssiggangs, sittiges Benehmen bei Tische, einfache Kleidung (VI), Gedanken, Rede, Träume (VII) — und über das Wesen der Liebe, über die Liebe zu Gott und seinem Nächsten (VIII). Aber alles dies vermag nichts, wenn nicht dem Menschen die göttliche Gnade (IX) und ein reiner christlicher Glaube zu Hilfe kommt (X). Den höchsten Gnadenbeweis hat Christus uns durch das Sacrament des Altars geliefert (XI), einen weiteren Gott dadurch, daß er Maria zu Christi Mutter auserkor (XII). Die beiden letztgenannten Abschnitte sind an Umfang weitaus die größten des ganzen Werkes und treten aus dem Rahmen der Anlage heraus. Das Leben der Maria wird nach verschiedenen Quellen ausführlich wiedererzählt (XII, 2 Berufung auf die alten Historien, XII, 3, 4 auf die Offenbarungen der Elisabeth von Schönau, XII, 5 auf „der Römer Bücher", und das „Buch von unser Frauen Leben das man heißet Marial"; von letzterem vgl. z. B. die Ausgabe Straßburg 1493). Nach diesen Abschweifungen setzt O. mit dem 13. Altvater eigentlich neu ein: indem dieser Gott preist, daß er die zwölf Vorgänger vermöge seiner ewigen Weisheit die Wahrheit habe reden lassen, stimmt er selbst das Lob der göttlichen Weisheit an. Nirgends aber hat letztere vollkommeneren Ausdruck gefunden als in der heiligen Schrift (XIV) und O. räth daher seinem Leser — er befindet sich hier im Einklang mit andern Gottesfreunden —, daß er die Schrift des alten und neuen Testamentes oft, viel und mit Andacht und Ernst lese, „es sei auf deutsch oder latein, so du lateinisch verstehst", dagegen stellt er diejenigen als abschreckendes Beispiel hin, die sich von der Wahrheit kehren, und volgent falscher ler nach und verkerten sinnen und erdahten meren nnd gestifter betrogner geschrift die dick und vil mit kåtzri und mit zobri und mit betrugnüss und mit karactern des bôsen gaistes gehandlet und vermúscht sind und och sagend von helden, von striten, von sponsieren, von liedern, von tihten und von lôsbůchlin unde von vil aberglôben und von allen andren wundern die alle sind wider die hailigen geschrift und wider got. Zwei Wege führen zu Gott: das wirkende, übende und das schauende Leben (XV. XVI). Auf die von einigen Auserwählten und Gottesfreunden aufgeworfene Frage, ob das übende Leben besser und nützer sei als das schauende, antwortet er in Ueberein-

stimmung mit den Lehrern, Niemand gelange zum schauenden Leben, er habe sich denn zuvor in göttlichem Wirken geübt. Die folgenden Abschnitte behandeln in losem Zusammenhange die Themata vom Beten (XVII), von Freundschaft, bei der der Begriff des Gottesfreundes nach Joh. 15,15 erklärt wird, Gehorsam und Demuth (XVIII), vom geistlichen Leben (XIX), von den Tugenden und Untugenden (die sieben Todsünden und ihre Töchter nach Gregor, XX), vom Verdienen des Lohnes, wofür Christus das Vorbild ist (XXI). Die Schlußcapitel XXII—XXIV befassen sich eingehend mit dem Sterben und Leben nach dem Tode. O. von Passau redet die Sprache der deutschen Mystiker, berührt sich mit ihnen aber auch inhaltlich, besonders durch das Betonen des innerlichen Lebens. Wenn er trotzdem keinen deutschen Mystiker citirt, so geschieht dies, wie schon Wackernagel hervorhob, aus keinem andern Grunde als dem, daß O. die Bekanntschaft mit dieser deutsch geschriebenen Litteratur in den Kreisen der Ungelehrten, auf die auch er wirken wollte, voraussetzen durfte. Gegenüber den die gezogenen Grenzen gelegentlich überspringenden Speculationen der Mystiker verhielt sich O., der strengkirchliche, gewiß ablehnend, die mystischen Schriften im allgemeinen brauchten ihm deshalb aber nicht unsympathisch zu sein. Ihr Einfluß auf ihn ist, wie schon bemerkt, nicht zu verkennen. Lebte doch auch O. längere Zeit in Basel, das kurz vorher geradezu Mittelpunkt für den Verkehr der mystischen Gottesfreunde, der Zufluchtsort des papsttreuen Clerus gewesen war, worüber wir durch die Correspondenz Heinrichs von Nördlingen mit Margaretha Ebner gut orientirt sind. Von dem kühnen Gedankenschwung, der phantasievollen, poetischen Redeweise eines Eckhart, Seuse und Tauler ist auf O. so gut wie nichts übergegangen, er bezeichnet entschieden den Niedergang der deutschen Mystik. Seine Ausdrucksweise, die vor allem verständlich sein will, streift nicht selten an's Triviale, aber die große Zahl handschriftlicher und gedruckter Exemplare seines Werkes zeigt doch, daß er für das, was er wollte, den richtigen Weg eingeschlagen hatte und so sind die 24 Alten denn auch über die Grenzen des südlichen Deutschlands hinausgekommen und am Niederrhein, in Niederdeutschland wie in den Niederlanden gelesen worden. Die Jesuiten veranstalteten 1568 eine Erneuerung des Werkes und noch 1835 erschien zu Landshut ein modernisirter Druck „Die Krone der Aeltesten" als 10. Band der „Leitsterne auf der Bahn des Heils". Aber Otto's Werk hat auch direct zur Nachahmung angeregt. Joh. Niders (seit 1431 Theilnehmer am Basler Concil, † 1438 s. A. D. B. XXIII, 641) Vierundzwanzig goldene Harfen, die aus einer reichen litterarischen Thätigkeit neben handschriftlich erhaltenen Predigten über die zehn Gebote als des Autors einziges Werk in deutscher Sprache zu nennen sind und schon darin ihre populäre Absicht bekunden (vgl. K. Schieler, Magister J. Nider S. 388 ff.), nehmen die gleiche Bibelstelle zum Ausgangspunkt und zeigen auch sonst in der Anordnung viele Berührungspunkte mit ihrem Vorbilde, dem sie aber an Werth nachstehen. Niders Werk wirkte wieder auf Geilers Alphabet in 23 Predigten. Die Beziehungen zu den deutschen Mystikern könnten bei Nider durch die gelegentlichen Citate aus Seuse (Ausg. Augsburg 1484 Bl. 5^a 62, 76^a) offenkundiger vorzuliegen scheinen als bei O. von Passau, doch sind Aufbau und Sprache des Nider'schen Werkes nicht derart, daß man ein irgendwie tieferes Eindringen in Seuse, eine nachhaltige Erwärmung durch ihn bei Nider annehmen darf. Die Ansicht, auch auf das Goldene Spiel des Straßburger Dominicaners Meister Ingold (1432) habe Otto's Werk wesentlichen Einfluß geübt (Ausg. v. E. Schröder s. XXIX), scheint mir, so viel ich sehe, nicht berechtigt, einige wenige Uebereinstimmungen haben in der Benutzung gleicher Quellen ihren Grund. Beiläufig sei erwähnt, daß die Universität Wien am 17. October 1421 eine Sentenz an den Archidiaconus in superiori Stiria gegen die Hyperdulie der 24 Altväter er-

ließ (Clm. 14884 fol. 204—208); auf Otto's Werk wird in jener epistola übrigens nicht Bezug genommen.

Steinmeyer hat im Anzeiger für deutsches Alterthum 2, 288 allein auf 28 Handschriften resp. Handschriftenfragmente der Vierundzwanzig Alten hingewiesen. Betreffs der Heidelberger Hs. (Cod. Pal. germ. 27) sei bemerkt, daß die Jahreszahl 1418 die Abfassungszeit der Handschrift meint (Wilken S. 319), betreffs der Pommersfelder (Zs. f. deutsches Alterthum 5, 371), daß sie noch dem 14. Jh. angehören soll, während alle andern mir bekannten Handschriften aus dem 15. Jh. stammen. Sodann seien noch erwähnt Hss. zu Dessau (geschrieben für Fürst Jürge von Anhalt, Germ. 24, 122), Gießen (Cod. 813 fol.), Nürnberg (Anz. f. Kunde d. deutschen Vorzeit 1874 Sp. 40. 88, mittelniederdeutsches Fragment), Stuttgart (Kgl. öffentl. Bibl. Cod. theol. et phil. fol. 63 vom Jahre 1477, fol. 103 vom Jahre 1474, fol. 144 vom Jahre 1427; in den drei Handschriften, die mir vorlagen, fehlt die Widmung an den Leser), Zeitz (Bech, Hss. der Dombibl. zu Zeitz Nr. XI), Zürich (Stadtbibl. C. 126 4°, Jahrb. f. Schweiz. Gesch. 1, 5 Note 4; Cantonalbibl. D. LXII). Ueber eine Hs. in Privatbesitz, jülichschen Dialect zeigend, s. Germ. 28, 25. Otto's von Passau Werk besaß auch Püterich von Reichertshausen in seiner Büchersammlung (Zs. f. deutsches Alterthum 6, 52 Str. 113). Ueber die Drucke, deren ältester datirter (aber wol nicht überhaupt ältester) Augsburg 1480 erschien, vgl. Panzer, Annalen 1. 24. 112. 138. 244. Zusätze S. 5. 108; über niederländische Uebersetzungen, zu Utrecht gedruckt (zuerst 1480) vgl. Ersch u. Gruber 3, 7, 469. — Proben in den verschiedenen Anthologien z. B. Hasak, Der christliche Glaube des deutschen Volkes beim Schlusse des Mittelalters S. 133 ff. 248 ff. — Wackernagels Artikel über Otto von Passau in Herzogs Realencyklopädie für protest. Theologie², Bd. XI, S. 146 ist auch in seine Kleineren Schriften 2, 189 aufgenommen.

Philipp Strauch.

Otto, Adolph Wilhelm O., Arzt, ist den 3. August 1786 in Greifswald geboren. Er hatte in Frankfurt a. O. und später in Greifswald unter Leitung seines Onkels, des Archiaier's v. Weigel, Medicin studirt und ist hier im Jahre 1808 nach Vertheidigung seiner Dissertation „Monstrorum trium cerebro atque cranio destitutorum anatom. et physiol. disquisitio" promovirt worden. Im folgenden Jahre bestand er in Frankfurt die ärztliche und die Physikatsprüfung, wurde Prosector und Secundärarzt an der von Berends geleiteten medicinischen Klinik, habilitirte sich 1811 als Privatdocent an der medicinischen Facultät, bei welcher Gelegenheit er pro venia legendi „Monstrorum sex humanorum anat. et physiol. disquisitio" veröffentlichte und wurde alsbald zum Prof. extraordinar. ernannt. — Nachdem er eine größere wissenschaftliche Reise durch Deutschland, die Niederlande und Frankreich gemacht, sich namentlich in Paris unter Cuvier's Leitung mit dem Studium der vergleichenden Anatomie beschäftigt hatte, wurde er 1813 an die von Frankfurt nach Breslau verlegte Universität als Professor ord. der Anatomie und Director des anatomischen Museums berufen, im Jahre 1821 zum Medicinalrathe und Mitglied des Medicinalcollegiums für Schlesien und 1836 zum geheimen Medicinalrathe ernannt. Trotz seines geschwächten Gesundheitszustandes überwand O. mit seltener Pflichttreue die zahlreichen Arbeiten, die ihm aus seiner amtlichen und akademischen Stellung erwuchsen und mit eisernem Fleiße die wissenschaftlichen Aufgaben, deren Lösung er sich gestellt hatte; häufige Erholungsreisen und glückliche häusliche Verhältnisse hielten ihn für längere Zeit aufrecht. Allmählich aber stellten sich bedeutende körperliche Beschwerden ein, 1844 traten Symptome auf, welche auf ein schweres Leberleiden schließen ließen und diesem ist er am 14. Januar 1845 erlegen. —

O. nimmt unter den älteren Vertretern der pathologischen Anatomie, und vorzugsweise der Teratologie (Mißbildungen) in Deutschland eine sehr ehrenwerthe Stellung ein. Allerdings hat er sich mit seinen wissenschaftlichen Leistungen nicht über das Niveau der rein descriptiven Anatomie erhoben, physiologische und embryologische Fragen, welche sich an die von ihm angestellten Untersuchungen knüpften, hat er unberührt gelassen, auch auf den Gebrauch des in den letzten Decennien seines Lebens schon vielfach in Anwendung gezogenen Mikroskopes für histologische Forschungen verzichtet, immerhin aber hat er für seine Zeit fruchtbringend gewirkt und bei seinen Zeitgenossen auch die ihm gebührende Anerkennung gefunden. In seiner akademischen Stellung hat er sich um die Förderung des Studiums der Anatomie sehr verdient gemacht; auf seine Anregung wurde in den Jahren 1834 und 1835 ein neues anatomisches Theater erbaut, und er selbst hat zu einem nicht geringen Theile zur Vervollständigung des ausgezeichneten anatomischen Museums beigetragen, das eine Zierde der wissenschaftlichen Institute Breslau's bildet. — Von seinen, wie bemerkt, zumeist der Teratologie zugewandten wissenschaftlichen Arbeiten sind besonders zu erwähnen: „Seltene Beobachtungen zur Anatomie, Physiologie und Pathologie gehörig". 2 Hefte. 1816. 1824. — „Handbuch der pathologischen Anatomie des Menschen und der Thiere." 1. (einziger) Band. 1830 (in's Englische übersetzt 1831). — und sein Hauptwerk „Monstrorum sexcentorum descriptio anatomica" (mit 150 Abbildungen auf XXX Tafeln) 1841. Fol. Außerdem hat er sehr geschätzte Verzeichnisse und Beschreibungen der Präparaten-Sammlung des anatomischen Instituts zu Breslau angefertigt, sich an der Bearbeitung der von Carus herausgegebenen Erläuterungstafeln zur vergleichenden Anatomie betheiligt und mehrere anatomische Artikel in Tiedemanns Zeitschrift für Physiologie, in Müller's Archiv, in den Schriften der Leopoldinischen Akademie u. a. Zeitschriften veröffentlicht.

Ueber sein Leben vgl. Carus in Janus, Zeitschrift für Geschichte und Litteratur der Med. 1846 I. 691—98; ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften findet sich in Callisen, Med. Schriftsteller-Lexikon, Bd. XIV, 217—23, Bd. XXXI, 113—15. A. Hirsch.

Otto: Anton O., Pastor primarius zu Nordhausen, ist ungefähr 1505 geboren, hat sich frühzeitig auf das Studium der Wissenschaften gelegt und eine große Gelehrsamkeit erworben. Die Worte Melanchthon's in einem Brief an den Syndicus Matthias Luther in Nordhausen vom 23. September 1556 (C. R. VIII, 852): „Vester Melancholicus dealbat parietes templi" werden auf ihn bezogen, „inmaßen er die Sünder mit angenehmen Trostpredigten tröstete und mit dem Troste des Evangelii fein warm zudeckte." Er war ein treuer Kampfgenosse des Flacius in den Epigonenkriegen, die nach Luther's Tod ausbrachen. Als solcher ist er bei der Coswiger Friedensverhandlung zwischen Flacius und Melanchthon 1557 betheiligt gewesen, wo er sich fest gegen die hartnäckigen Wittenberger stellte; hat mit Flacius, Nic. Gallus, Joh. Wigand, Joh. Aurifaber auch seinen Namen unter die Vorrede der Streitschrift „Die fürnemste adiaphoristische Irthumern, der wahren Religion Verfelschungen u. Ärgernissen, aus ihren eignen Schriften u. Handlungen treulich zusammengezogen" (1558) gesetzt; hat die Supplicatio quorundam theologorum, qui post obitum Lutheri corruptelis et sectis voce aut scriptis contradixerunt, pro libera christiana et legitima Synodo ad illustr. Principes et status omnium ordinum Augustanam Conf. amplectentes (1559) mitunterfertigt; war mit anwesend bei der Weimarischen Disputation 1560 zwischen Flacius und Strigel, und schrieb 1561 im Sinne des Flacius seine „Wahrzeichen, dabei man die falschen Propheten und Lehrer erkennen möge" (Auszug in Salig's Historie der Augsp. Conf. III, 648 ff.), wo er die falschen Lehrer als solche kennzeichnet,

„die nicht anhalten im Amte mit Lehren, Strafen, Ermahnen, es zürnen oder lachen große Hansen und kleine Kunze, sondern sich nach dem Winde richten". Als er aber 1565 in Predigten über den Galaterbrief den usus didacticus des Gesetzes verwarf, meinend, das Gesetz müsse von der Kanzel auf's Rathhaus verbannt werden, als nicht gegeben für die Christen, denn die Christgläubigen sind supra omnem obedientiam, bedürfen so wenig des Gesetzes als der Apfelbaum eines Buches, daß er Aepfel und nicht Dornen trage (Planck, Gesch. d. protest. Lehrbegriffs V, 1, 62 f.), da trat Flacius gegen seinen bisherigen Streitgenossen in die Schranken, indem er ihm zu Gemüthe führte: Wenn man dem neuen Menschen solche Vollendung zuschreibe, daß er nicht nur den einen Dekalog, sondern ihrer zehn zu erfüllen vermöge, so werde er nicht mehr nöthig haben, um Vergebung seiner Schuld zu bitten, somit Christi und des Evangeliums nicht mehr bedürfen, während doch der neue Mensch thatsächlich kein reifer Mann, sondern noch ein Kind oder vielmehr ein Embryo sei. Das Todesjahr Otto's ist unbekannt. Notizen über ihn finden sich in H. Pantaleon's Prosopographiae III, 414 (wo auch sein Brustbild), J. H. Kindervater's Nordbusa illustris. Wolffenb. 1715 und in W. Preger's Flacius Bd. 2. G. Frank.

Otto: Daniel O., Rechtsgelehrter. Ueber seine Schicksale ist bisher wenig Bestimmtes festgestellt, jedoch ergibt sich aus einigen von ihm selbst oder seinen Herausgebern herrührenden Notizen Folgendes wenigstens als höchst wahrscheinlich: er ist zu Oehringen geboren, hat in der ersten Hälfte des zweiten Jahrzehnts des 17. Jahrhunderts zu Jena Philosophie studirt, nachdem er in diesem Fache doctorirt, sich der Jurisprudenz zugewandt und auch in dieser die laurea doctoralis erreicht; er hat sodann um 1620 in Waldenburg als Hohenlohischer Rath gelebt und ist in nicht hohen Jahren, jedenfalls längere Zeit vor 1664, gestorben. Für seine ganze Geistesrichtung sind, obgleich er sich seinen Namen als juristischer Schriftsteller gemacht hat, die philosophischen Studien und besonders der Einfluß des Ramismus, welchem er vollständig huldigte, entscheidend gewesen. Nichts als eine Anwendung des Ramismus auf das Recht ist seine verschollene „Dialectica iuris", Jena 1620; aber dieselbe Methodik ist es auch schon, welcher seine bekannte Abhandlung „De iure publico Romani Imperii", Jena 1616, die anfänglich wohlwollende Aufnahme und Benutzung zu Vorlesungszwecken sowol wie spätern lebhaften Tadel verdankt. Jedenfalls verdient dieselbe auch heute noch genannt zu werden als erstes Compendium des deutschen Staatsrechts, als welches sie aufgeführt zu werden pflegt, von Arumaeus in dessen Discursus academici de iure publico (Vol. V, Nro. 2) aufgenommen, und welche von Limnäus selbst mit, bisweilen sehr scharfen, „notae et animadversiones" versehen worden ist. Außer den beiden genannten Arbeiten kenne ich von ihm einen „Tractatus politicus de maiestate imperii et imperantis" (zuerst Straßburg 1623?) in der Frankfurt 1664 ohne Vorrede von einem anonymen „M. W." besorgten Ausgabe.

Th. Christoph Spitzer's Epistola dedicatoria zu der von diesem besorgten Ausgabe der Dialectica iuris, Heilbronn 1664. — Otto's eigene Vorrede zu derselben. — Moser, Bibl iur. publ., 229. — Pütter, Litteratur des Staatsrechts, I, 170. — v. Stintzing, Gesch. d. deutschen Rechtsw., I, 669, II, 1, 214. Ernst Landsberg.

Otto: Ernst v. O., Landwirth und Geologe, wurde am 16. December 1799 in Bautzen als Sohn des Advocaten und Oberkämmerers E. G. v. Otto geboren und starb am 26. Januar 1863 in Dresden. Nach dem Besuche des Gymnasiums in Bautzen bezog O. 1817 die Universität Leipzig, wo er sich unter Gilbert, Schwägrichen, Eschenbach, Rosenmüller dem Studium der Naturwissenschaften widmete. Später wendete er seine Thätigkeit der praktischen Landwirthschaft zu und erwarb sich das Rittergut Possendorf bei Dresden, das er

nun selbst bewirthschaftete. Als Vorstand und Deputirter in landwirthschaftlichen Vereinen war O. während dieser Zeit besonders thätig. Nebenbei beschäftigte er sich in seinen Mußestunden mit naturwissenschaftlichen, besonders mineralogisch-paläontologischen Studien, denen er sich erst nach der Verpachtung des Guts 1853 ungetheilt hingab. In den Jahren 1853 und 1854 veröffentlichte O. zwei Bände: „Additamenta der Flora des Quadersandsteingebirges in Sachsen", denen er dann später mehrere kleinere Aufsätze über geologisch-paläontologische Gegenstände in verschiedenen Zeitschriften folgen ließ. O. war zugleich ein sehr fleißiger Sammler von naturwissenschaftlichen Gegenständen, vorzugsweise von Mineralien und Versteinerungen. Seine besonders an Pflanzenresten aus dem Quadersandstein reiche Sammlung ging schon zu seinen Lebzeiten als Geschenk an das k. mineralogische Museum in Dresden, theilweise durch Kauf an das k. k. Hofmineralien-Cabinet in Wien über. Der übrige Theil der Sammlung kam später gleichfalls durch Schenkung an das k. Polytechnicum in Dresden. O. war Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften, an deren Förderung er lebhaften Antheil nahm.

Briefe; Mittheil. d. Herrn Dr. A. Drechsler. v. Gümbel.

Otto: Everhard O., Rechtsgelehrter, wurde als Sohn eines angesehenen Kaufmannes am 3. September 1685 zu Hamm in Westfalen geboren, † 20. Juli 1756. Er bezog, nach guter Vorbildung auf Gymnasien, die Universität Halle, deren damalige große Rechtslehrer (Thomasius, Ludewig, Böhmer und Gundling) seine Gönner wurden. Nach Erlangung des Doctorhutes erhielt er Anstellung an der Universität in Duisburg (1714). Als akademischer Lehrer und als Schriftsteller erwarb er sich bald großen Ruhm. Einen zweimaligen Ruf nach Harderwyk lehnte er ab, folgte dagegen 1720 einem Rufe nach Utrecht. Hier hatte er als Zuhörer viele Studirende aus den verschiedensten Ländern des Auslandes, auch fürstliche und gräfliche Personen. Mannigfache Angriffe, welche namentlich weitere Berufungen an andere Universitäten betrafen, deuten darauf hin, daß O. seine Verdienste in das Licht zu stellen verstand und keine Gelegenheit, seine Stellung zu verbessern, verabsäumte. Höheres Alter und Zwistigkeiten in akademischen Kreisen veranlaßten ihn, 1739 in Bremen die Stelle des ersten Syndicus und Kanzleidirectors zu übernehmen. Es brachte ihn dies in nähere Beziehungen zu fremden Höfen und vertrat er die Interessen der Stadt mit großem Geschick. Vier Kinder aus zwei Ehen überlebend, verstarb O. am 20. Juli 1756. Gerühmt werden seine Religiosität und Freigebigkeit. Neben vielen kleineren Schriften, welche hauptsächlich römisches und öffentliches Recht betreffen, hat O. sich verdient gemacht durch Herausgabe eines „Thesaurus juris Romani" in 5 Bänden (1725—1729 und in zweiter Auflage 1733—1735, nachgedruckt 1741—45).

Jugler I 151—175, VI 318—320. Teichmann.

Otto: Friedrich Julius O. wurde geboren am 8. Januar 1809 zu Großenhain, einem kleinen industriellen Städtchen im Königreich Sachsen, woselbst sein Vater, Samuel Gottlob, als Inhaber eines für die damalige Zeit schwunghaft betriebenen Schnitt- und Colonialwaarengeschäftes zu den angeseheneren Bürgern gehörte. Als die Mutter, eine geborene Lokusch, am 6. Februar, kurz nach der Geburt des Sohnes und infolge derselben gestorben war und der Vater sich ein Jahr später wieder verheirathete, wurde Julius zu den Großeltern nach Grimma gegeben, die sich mit ungewöhnlicher Liebe der ersten Erziehung des sanften und folgsamen Knaben annahmen. Im 9. Jahre kam dieser nach seiner Vaterstadt zurück. Da der Vater lediglich Kaufmann war und auch der Mutter, einer biederen, arbeitsamen Frau, jeder Sinn fürs Ideale abging, so konnte das elterliche Haus ihm keine höhere geistige Anregung

bieten. Ein einziges Buch — eine illustrirte Bibel — wurde bei außerordentlichen Gelegenheiten zum Besehen der Bilder und zum Lesen gegeben. Der Grund seiner wissenschaftlichen Bildung wurde auf der Bürgerschule gelegt, wo er als Extraneer auch in den alten Sprachen und im Französischen unterrichtet ward. So vorbereitet trat er erst 14½ Jahr alt, Ostern 1823, den Tag nach seiner Confirmation, bei dem seinen Eltern sehr befreundeten und benachbarten Apotheker Schütz in die Apothekerlehre. Hier entwickelte sich während fünf zum Theil recht schwerer Lehrjahre die leidenschaftliche Liebe zu den Naturwissenschaften, die ihn später nicht wieder verlassen sollte. Am ersten Ostertage des zweiten Lehrjahres wurde ihm feierlich eröffnet, daß er von nun an auch täglich Abends eine Stunde lesen dürfe! Das Geschäft besaß eine für die damalige Zeit außerordentlich reichhaltige Bibliothek guter Werke. Schon bald darauf zum Laboranten befördert, konnte er fast volle drei Jahre seiner Lehrzeit im Laboratorium thätig sein. Hier, wo fast alle Präparate für den Bedarf des frequenten Geschäfts dargestellt wurden, sammelte er reiche praktische Erfahrungen und hatte daneben Muße genug, die reiche Bibliothek zu benutzen. Klaproth's chemisches Wörterbuch lernte er fast auswendig. So vorbereitet und nachdem er mit dem Prädicate „fertig" das Gehilfenexamen bestanden hatte, war es sein sehnlichster Wunsch zu studiren. Nachdem ihm endlich auf vieles Bitten vom Vater zu dem Zwecke die Summe von 200 Thaler ausgesetzt war, bezog er die Universität Jena. Für diese Wahl war bestimmend, daß Jena damals allein ein pharmaceutisches Institut besaß, welches unter der Leitung von Wackenroder sich mit Recht eines ausgezeichneten Rufes erfreute. In das Institut selbst einzutreten, dazu reichten allerdings die Mittel nicht aus. Es wurde aber belegt, was diese irgend erlaubten: Chemie und Physik bei Döbereiner, Pharmacie und chemisches Praktikum bei Wackenroder, Botanik und Mineralogie bei Zenker, Mathematik, ja selbst eine philologische Vorlesung über Tacitus u. a. m.; bei einem armen Studirenden der Philologie wurde Privatunterricht im Lateinischen und Englischen genommen und diesem dafür Unterricht in den Naturwissenschaften ertheilt. Bald lernte Wackenroder den strebsamen jungen Mann, den seine Commilitonen im Praktikum schon häufig um Rath angingen, schätzen, und so übertrug ihm dieser schon im zweiten Studiensemester die Stelle eines Assistenten an seinem Institute. Dadurch fand O. Gelegenheit, Wackenroder bei seinen Vorlesungen und wissenschaftlichen Untersuchungen, namentlich bei seiner Arbeit über die Ausmittlung des Arsens behilflich zu sein, vielfache Anregungen zu empfangen und in dem hochverehrten Lehrer einen treuen Freund und Gönner für das ganze Leben zu gewinnen. Auf die Empfehlung dieses Mannes wurde ihm im Herbste 1830 die Stelle eines Chemikers an Nathusius' großartiger Gewerbeanstalt zu Althaldensleben bei Magdeburg (s. A. D. B. XXIII, 271) angetragen, die er auch annahm, da seine Mittel ihm die Verfolgung der akademischen Carriere nicht erlaubten. Die Anstalt stand damals in der höchsten Blüthe. Sie umfaßte eine Porcellanfabrik, eine Steingutfabrik, eine Ziegelei, eine Branntweinbrennerei, eine Brauerei, eine Liqueurfabrik, eine Essigfabrik, eine Obstweinfabrik, eine Oelraffinerie und eine Fabrik von Mehlpräparaten. Hier war O. in der Lage, den praktischen Betrieb der Gewerbe genau kennen zu lernen, und die große, musterhafte Oekonomie mit den ausgedehnten Handelsgärten bot ihm günstige Gelegenheit, sich einen Begriff vom Wesen der Landwirthschaft zu verschaffen und seine Kenntnisse der Botanik zu erweitern. Auch im Lehren konnte er sich üben, da er den Kindern von Nathusius Unterricht in den Naturwissenschaften zu ertheilen hatte. Das Laboratorium, in der schönen gothischen Capelle des ehemaligen Klosters angelegt, war trefflich ausgestattet und das daran stoßende Bibliothekzimmer enthielt eine Sammlung

naturwissenschaftlicher und technischer Werke, welche er als Bibliothekar fast nach Belieben vermehren durfte. In dieser Stellung verlebte O. zwei Jahre, wie er sie nannte, die schönsten seines Lebens.

Im Herbste 1832 wurde O. durch Sprengels — des bekannten Agriculturchemikers — Vermittelung an die in Braunschweig zu errichtende landwirthschaftliche Lehranstalt als Hilfslehrer der Chemie berufen. Da die Anstalt in der beabsichtigten Weise nicht ins Leben trat, und das Ministerium die durch den Director der Anstalt erfolgte Berufung nicht anerkannte, so hatte er anfangs in Braunschweig mit vielen Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Man stellte ihn 1834 provisorisch am Obersanitätscollegium, der obersten Medicinalbehörde des Herzogthums, für die chemischen und pharmaceutischen Angelegenheiten an. Im J. 1835 wurde er, bei der theilweisen Umgestaltung des Collegium Carolinum in eine technische Lehranstalt, zum Professor extraordinarius der angewandten Chemie ernannt; 1836 auch zum Assessor extraordinarius am Obersanitätscollegium. 1838 studirte er einige Zeit in Liebig's Laboratorium zu Gießen; 1841 wurde er Assessor ordinarius, 1842 Professor ordinarius, das Jahr 1846 brachte ihm das Patent eines Medicinalrathes. In demselben Jahre übernahm er auch die Vorträge über allgemeine Chemie am Carolinum, nach erfolgter Pensionirung des früheren Lehrers. Im J. 1866 wurde er in das Directorium der Anstalt berufen. In Althaldensleben schon veröffentlichte O. eine Arbeit über ein Acetometer, welche zugleich eine Untersuchung über den Ammoniakgehalt der Ammoniakflüssigkeit einschloß. Auf diese Arbeit wurde ihm durch Vermittelung des Professors Schulze in Jena von der dortigen philosophischen Facultät der Doctortitel verliehen. Nachdem er sich dann, bald nach seiner Niederlassung in Braunschweig, durch seine Arbeiten über Solanin, Phosphorsäuresalze, Scheidung der Phosphorsäure u. a. dem chemischen Publicum, durch seine Abhandlungen über verschiedene landwirthschaftliche Gewerbe in Sprengels Zeitschrift und durch eine Anleitung zur Untersuchung der Ackererde für Sprengels Bodenkunde den Landwirthen vortheilhaft bekannt gemacht hatte. gab er in den Jahren 1837—1840 ein Lehrbuch der rationellen Praxis der landwirthschaftlichen Gewerbe und eine Bearbeitung von Graham's Elements of chemistry heraus. Diese beiden Werke entschieden über Otto's künftige Thätigkeit; sie wurden mit so großem Beifalle aufgenommen, daß bei den vielen Amtsgeschäften kaum die erforderliche Zeit erübrigt werden konnte für die rasch folgenden neuen Auflagen und daß sich sein Wirken im Laboratorium vorzugsweise darauf beschränken mußte, kleinere Arbeiten auszuführen, die in Beziehung zu beiden Werken standen; außerdem gestattete die primitive Einrichtung seines Laboratoriums die Entfaltung einer gedeihlichen experimentellen Thätigkeit nicht; so oft auch O. auf das Unzulängliche dieser Verhältnisse im eigenen Interesse, wie in dem seiner zahlreichen Schüler aufmerksam machen mochte, es blieb beim Alten! Das erstere der genannten Werke darf insofern als ein epochemachendes bezeichnet werden, als O. in demselben zuerst die Bedeutung der chemischen Wissenschaft für den rationellen Betrieb der landwirthschaftlichen Gewerbe, die man bis dahin ganz empirisch gehandhabt hatte, in das richtige Licht stellte. Aus der ursprünglichen freien Bearbeitung der Elements of chemistry, einem Werke von mäßigem Umfange, ging jenes als Graham-Otto's „Ausführliches Lehrbuch der Chemie“ jedem Chemiker bekannte classische, große Werk hervor, das mit dem Lehrbuche der landwirthschaftlichen Gewerbe den Ruf des Vieweg'schen Verlages für naturwissenschaftliche Disciplinen begründet hat. Von jenem Werke bearbeitete O. bei den späteren Auflagen nur noch die anorganische Chemie; die organische Chemie, sowie die theoretische und physikalische Chemie wurden abgezweigt und selbständig von Kolbe resp. Buff, Kopp und Zamminer

herausgegeben. Alle diese Werke erfreuen sich noch jetzt, in einer den Fortschritten der Wissenschaft entsprechenden Weise umgearbeitet, einer großen Verbreitung. Daß O. das Buch auch bei den letzten Auflagen, nachdem es längst mit den ursprünglichen „Elements“ kaum noch etwas gemein hatte, immer wieder unter dem Titel: „Graham-Otto's Lehrbuch“ erscheinen ließ, darf als ein schöner Beweis der ihm überhaupt eigenen Pietät und Bescheidenheit angesehen werden.

Außer jenen beiden großen Werken hat O. noch ein „Lehrbuch der Essigfabrikation“ und eine „Anleitung zur Ausmittelung der Gifte und zur Erkennung der Blutflecken bei gerichtlich-chemischen Untersuchungen“ geschrieben. Auch diese beiden Werke erlebten, das letztere sogar innerhalb weniger Wochen mehrere Auflagen und haben ihren Verfasser überlebt. Die Anleitung ist von dem unterzeichneten Sohne desselben auf dem Niveau gehalten, kürzlich schon in sechster Auflage erschienen.

Otto's amtlicher Wirksamkeit als Mitglied des Obersanitätscollegiums darf der geradezu mustergiltige gewerbliche Zustand des Apothekerwesens im Braunschweigischen zugeschrieben werden. Als Lehrer am Collegium Carolinum lagen ihm die Vorträge über allgemeine Chemie, Pharmacie, Pharmakognosie, analytische Chemie, gerichtliche Chemie und bis zur Berufung eines Technologen auch über technische Chemie und landwirthschaftliche Gewerbe ob, sowie auch die Leitung des Laboratoriums. Wie in seinen Werken, verband er in seinen Vorträgen populäre Darstellung mit wissenschaftlicher Gründlichkeit. Er war entschieden der beliebteste Lehrer der Anstalt; durch seinen lebhaften, klaren, glänzenden und anregenden Vortrag, den er mit sorgfältig ausgewählten, nie mißglückenden Experimenten auszustatten verstand, wurden selbst die Gleichgiltigsten fortgerissen. Seine Vorlesungen, namentlich die über landwirthschaftliche Gewerbe, in welchen er aus dem Vollsten schöpfen konnte, waren die besuchtesten; es gehörte zum guten Tone, dieselben zu belegen. In ihnen erschienen, und zwar mit seltener Regelmäßigkeit, nicht nur Chemiker und Pharmaceuten, sondern auch die Mehrzahl der anderen Kategorien angehörenden Studirenden. Bei dem großen Rufe, den O. in weitesten Kreisen genoß, wurde er fast täglich und selbst aus entfernten Erdtheilen um Rath in chemischen Angelegenheiten angegangen. Er hat diesen unverdrossen ertheilt, ohne mehr dafür zu beanspruchen, als Mittheilung der auf Grund seiner Rathschläge gewonnenen Erfahrungen und selbst dann noch, als er die betrübende Erfahrung machen mußte, daß die gewünschten Mittheilungen ihm in der Regel nicht zu Theil wurden. Als die Chemiker Schönbein und Böttger ihr geheimgehaltenes Verfahren der Erzeugung einer explosiven Baumwolle, unserer jetzigen Schießbaumwolle, dem deutschen Bunde zum Kauf angeboten hatten, glückte auch O. die Darstellung des neuen Explosivstoffes. O. zögerte aber keinen Augenblick, die von ihm gefundene einfache Bereitungsweise desselben in der Augsburger Allgemeinen Zeitung unter dem 5. October 1846 zu veröffentlichen. Große Verdienste hat sich der selbstlose Mann namentlich auch um das Emporblühen der Zuckerindustrie im Herzogthume Braunschweig erworben.

Im gewöhnlichen Leben war O. eine joviale, außerordentlich gesellig angelegte Natur, feineren geistigen Genüssen und fröhlicher Tafelrunde zugethan, ein Verehrer der Musik und der Schauspielkunst, ein warmer Freund der Naturschönheiten und immer bestrebt, das Maß seiner allgemeinen Bildung durch Lectüre guter deutscher, französischer, englischer und italienischer Schriftsteller zu vermehren. Die Oden des Horaz lagen stets auf seinem Nachttische. Viele gelehrte Gesellschaften verliehen ihm die Ehrenmitgliedschaft; der König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zeichnete ihn durch die Verleihung des Rothen

Adlerordens, sein Landesherr durch das Ritterkreuz des Ordens Heinrichs des Löwen aus.

Viel zu früh für die Wissenschaft, für die er gelebt und gestrebt, starb er erst wenige Tage über 61 Jahre alt am 12. Januar 1870 nach einer langen schmerzhaften Krankheit. Ihn betrauern außer seiner Gattin, mit der er viele glückliche Jahre harmonischster Ehe verleben durfte, eine Tochter und sein Sohn Robert, dem das schmerzliche Glück zu Theil wurde, bald nach dem Heimgange des Vaters in dessen Stellung eintreten zu können. Ein einfacher Marmorblock zeigt die Stelle, wo auf dem Petrikirchhofe zu Braunschweig unter einem Rasen von immergrünem Epheu das ruht, was Sterbliches an Julius O. war.

R. Otto.

Otto: Georg O., ein tüchtiger Componist des 16. Jahrhunderts, geb. um 1544 zu Torgau, studirte 1564 in Schulpforta, nennt sich auf den 1574 erschienenen „Introitus totius anni“ einen Musicus Salcensis (Sulza?) und befindet sich 1588 als Capellmeister in Cassel, in Diensten des Landgrafen von Hessen, nachdem er sich schon 1580 vergeblich um den sächsischen Capellmeisterposten in Dresden beworben hatte (s. Monatsh. f. Musikgesch. X, 145). In Cassel finden wir ihn noch im J. 1604 sein Amt thätig verwalten und er gab in diesem Jahre ein großes dreitheiliges Werk heraus, betitelt: „Opus musicum novum continens textus Evangelicos“ zu 5—8 Stimmen. Die Landesbibliothek in Cassel ist im Besitze einer großen Anzahl seiner Compositionen, theils im Manuscript, theils in Drucken. Es sind dies geistliche deutsche Gesänge Dr. Martini Lutheri zu 5 und 6 Stimmen, 1588, obige drei Theile des Opus musicum von 1604, die Melodiae continentes Introitus totius anni von 1574, andere Gelegenheitsgesänge bei feierlichen Anlässen, eine Sammlung Bicinien, Magnificats und Psalmen. So hoch O. von seiner Umgebung geschätzt wurde, so scheint er doch nicht weit über sein Vaterland hinaus bekannt gewesen zu sein, denn in den Sammelwerken damaliger Zeit, die sich hauptsächlich auf die beliebtesten Componisten beschränken, kommt er nur in dem von Schadaeus 1611 herausgegebenen mit drei sechsstimmigen Motetten vor. Die Neuzeit hat noch gar keine Notiz von ihm genommen.

Rob. Eitner.

Otto: Georg Christian O., geb. am 9. December 1763, war der zweite Sohn des sittenstrengen, wegen des asketischen Ernstes seiner Reden „Strafprediger“ genannten Vesperpredigers Heinrich O. in Hof. Er bezog zu Anfang der achtziger Jahre die Universität Leipzig, um sich der Theologie zu widmen, wandte sich aber bald zur Rechtsgelehrsamkeit und betrieb zuletzt auch dieses Studium nur nach allgemeinen wissenschaftlichen Beziehungen, obwol er seinen Bruder, den Hoffiscal Albrecht O. in Hof, eine Zeit lang in seiner juristischen Praxis unterstützte. Nach dem Tode seines Vaters war er nach Hof zurückgekehrt, wo er in behaglichen Verhältnissen mit der Mutter und den Geschwistern halb der Verwaltung eines Fabrik- und Handelsgeschäftes, bald aber ausschließlich den Wissenschaften lebte. Die Freundschaft zu Jean Paul, die seit dem gemeinsamen Besuch des Höfer Gymnasiums und der Leipziger Universität in beider Seelen keimte, gewann jetzt reichliche Nahrung und wankellos festen Bestand für's Leben. Jean Paul, damals Lehrer in Töpen, darauf in Schwarzenbach bei Hof, genoß in dem gastfreien Hause des reicheren Freundes manche Wohlthat. Namentlich aber stand ihm O., dessen Liebe und Begeisterung für den dichtenden Genossen sich von Jahr zu Jahr steigerte, als treuer Beirath zur Seite: er zügelte die leidenschaftlich-fessellose Phantasie des jungen Schriftstellers, milderte die Härten und Schärfen seines eigenthümlichen Wesens, wählte die Themata aus, die jener behandeln sollte, urtheilte feinfühlig und gründlich, wenn auch bisweilen etwas befangen, über die Arbeiten, die derselbe ihm regelmäßig vor-

legte, und steigerte weislich beständig seine künstlerischen Forderungen an den Heißbewunderten. So entspann sich ein schwärmerisch inniger, biographisch und litterarisch bedeutsamer Briefwechsel zwischen den beiden, namentlich aus den Jahren 1790—1804, der nach ihrem Tode 1829—1833 in vier Bänden gesammelt erschien. 1800 verheirathete sich O. mit einer Jugendfreundin Amöne Herold aus Hof, welche, frühzeitig mit Jean Paul bekannt und innig befreundet, auch selbst litterarisch einigermaßen thätig war; zum Aufenthaltsort hatte er schon das Jahr zuvor Bayreuth gewählt. Nachdem er lange aus übergroßer Liebe zur unabhängigen wissenschaftlichen Arbeit sich um kein Amt beworben hatte, nahm er 1802 die Stelle eines Quartiermeisters in einem zu Bayreuth liegenden preußischen Infanterieregiment an. Nach der Jenaer Schlacht (1806) erhielt er das Amt eines Privatsecretärs des Prinzen Wilhelm von Preußen, machte als solcher 1807 den Feldzug in Ostpreußen mit, kehrte aber schon 180. in sein behagliches Privatleben nach Bayreuth zurück. Er verließ dasselbe nur noch einmal vorübergehend 1820—1821 auf Veranlassung des bairischen Ministers v. Lerchenfeld, um in München bei einer neuen Organisation der Handelsverhältnisse im Königreiche mitzuwirken. Er starb wenige Jahre nach seinem Freunde am 7. Februar 1828. — O. beschäftigte sich schon in den neunziger Jahren vielfach mit wissenschaftlichen Untersuchungen meist geschichtlichen oder statistischen Inhalts; doch wurde, von einzelnen Recensionen und Aufsätzen für Zeitschriften abgesehen, nichts davon öffentlich kund. Zur eigentlichen schriftstellerischen Thätigkeit entschloß er sich erst mehrere Jahre darnach auf das wiederholte Andringen Jean Pauls; doch wollte er auch da nicht mit seinem Namen hervortreten. Meist schrieb er unter dem Pseudonym Georgius (auch Christianus). So steuerte er 1802—1804 größere Aufsätze zu Woltmanns „Journal für Geschichte und Politik" bei: „Parallele der Kreuzzüge, Reformation und Revolution", „Gleichgewicht von Europa", „Luther und Loyola", „das Leben des Cola di Rienzo" und andere. 1810 veröffentlichte er „Handels- und Finanz-Pandora der neuesten Zeit" und, dem Inhalte nach damit verwandt, „Metamorphose des germanischen Adels", eine halb rechtsgeschichtliche, halb socialpolitische Schrift. 1811 folgten zwei Bändchen „Geschichts-, Finanz- und Handelsansichten", 1813 „Betrachtungen über den Cours der österreichischen Einlösungsscheine", 1814 „Versuch einer Darstellung der Licenzengeschichten", schon auf dem Titelblatt als „eine Bittschrift an die zum Wohl Europas verbündeten Monarchen um Abstellung der Seekaperei" bezeichnet und wiederholt in diesem Sinn den Fürsten Europas ans Herz gelegt. Um unsere Litteraturgeschichte erwarb sich O. besonders durch seine Bemühungen um Jean Pauls Nachlaß Verdienste. Von ihm rührte die Anordnung der „Selina" (1827) her; er gab 1827 und 1828 das zweite und dritte Heft der „Wahrheit aus Jean Pauls Leben" heraus, worin er die mit dem verstorbenen Dichter gemeinsam verlebte Jugendzeit aus vielen, unmittelbar mitgetheilten und nur durch spärliche Zwischenbemerkungen oder Ergänzungen unterbrochenen Briefen, Tagebüchern, litterarischen Entwürfen und Bruchstücken des jungen Schriftstellers schilderte; liebevoll ging er auch auf das Kleinste im Leben und Schaffen des Freundes ein, verschwieg aber bescheiden sein eignes Verdienst um dessen Entwicklung vollständig.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 1828, S. 921. — Vorrede zu Jean Pauls Briefwechsel mit O., 1829. — Mittheilung aus dem Bayreuther Kirchenbuch.

Franz Muncker.

Otto: Gottlieb Friedrich O., geb. am 19. Mai 1751 in Dresden, † am 8. Jan. 1815, hat sich als Verfasser eines „Lexikons der seit dem 15. Jahrhundert verstorbenen und jetztlebenden Oberlausitzischen Schriftsteller und Künstler"

Görlitz 1800—1803) bekannt gemacht. Er war der älteste Sohn des Herzoglich Gothaischen Secretärs und Agenten Gottfried Friedrich O. in Dresden, besuchte hier von 1761 bis 1770 die Kreuzschule, dann bis 1773 die Universität Leipzig, versah nach Beendigung seiner Studien in der v. Gersdorfischen Familie zu Gröditz sechs Jahre lang die Stelle eines Hofmeisters, ward 1779 als erster Lehrer am Görlitzer Waisenhause angestellt und darauf im Mai 1784, nachdem er einige Monate zuvor die Pfarrstelle zu Lichtenberg erhalten hatte, in das Pfarramt zu Friedersdorf berufen, wo er sein Leben beschloß. Unter den von ihm verfaßten Schriften, welche man in seinem „Lexikon" verzeichnet findet, eignet sich außer dem „Alten und Neuen von Friedersdorf bey der Landskrone" (Görlitz 1795) und dem erwähnten „Lexikon" selbst keine zu besonderer Hervorhebung. Von seiner im J. 1803 in Dresden versteigerten reichhaltigen Bibliothek gibt es einen gedruckten Auctionskatalog. Zu dem „Lexikon" gab Johann Daniel Schulze 1821 einen „Supplementband" heraus.

G. F. Otto, Lexikon u. s. w., 3 Bde. — Joh. Dan. Schulze, Supplementband zu J. [so!] G. Otto's Lexikon u. s. w., Görlitz und Leipzig 1821, S. 316—318. — Rotermund, Fortsetzung zu Jöcher, Bd. 5, 1816, Sp. 1291 f. — Meusel, Gel. Deutschl., 5. Ausg., Bd. 10. 11. 14. 19.

F. Schnorr von Carolsfeld.

Otto: Heinrich Friedrich O., Jurist und Historiker, geb. am 18. April 1692 in Ohrdruf (Sachsen-Gotha), wo sein von Buchsweiler im Elsaß stammender Vater Phil. Jakob O. als hohenlohe-langenbergischer Hofrath lebte, besuchte bis 1709 das heimische Lyceum und nachher auf ein Jahr das Gymnasium in Oehringen, worauf er in Jena und seit 1712 in Halle den Rechtsstudien oblag. Nachdem er 1715 in Erfurt die Würde eines Licentiaten der Rechte erlangt hatte, gedachte er sich in Straßburg weiter zu bilden, mußte aber darauf verzichten, weil sein Vater im gleichen Jahre starb, und ließ sich nun als Rechtsanwalt in Ohrdruf nieder. Vom Herzog Friedrich II. zu Sachsen-Gotha zum Hofadvocaten ernannt und von den hohenlohischen Grafen mit dem Hofrathstitel geehrt, erfreute er sich in seiner Praxis eines ungewöhnlichen Vertrauens, so daß seine Dienste von vornehmen, ja sogar fürstlichen Personen — unter anderem beim Reichskammergericht in Wetzlar und beim Wiener Reichshofrath — begehrt wurden. Ein Ausdruck des Dankes für solche Dienste war auch seine Berufung zum Bürgermeister (Consul perpetuus) in Meißen durch den Kurfürsten und Polenkönig August den Starken im J. 1721. Diese Versetzung schlug indessen nicht zu seinem Glücke aus; denn bald erwies sich sein Amtseinkommen — wie es scheint, waren es 200 Gulden — als unzureichend für seine Bedürfnisse, so daß er durch aufgenommene Anleihen und nicht bezahlte Rechnungen bei Handwerkern, Aerzten und Apothekern seine Vermögensverhältnisse zerrüttete und durch Verpfändung von beweglichem Besitze sich eine unbehagliche Lage schuf. Auch sein Familienleben kann kein gesundes gewesen sein; wenigstens trennte er sich im Sommer 1729 von seiner Gattin Johanne Friederike geb. Schultheß, der Tochter eines Reinhardsbrunner Amtmannes, die mit ihm in zwölfjähriger Ehe gelebt und ihm zwei Kinder geboren hatte. Die genannten traurigen Verhältnisse und außerdem die angestrengte geistige Thätigkeit mögen wol vor der Zeit seine Kraft gebrochen haben, so daß er nach langem Leiden den 1. August 1730, erst 38 Jahre alt, an der Wassersucht starb. Zu der am 3. August stattfindenden feierlichen Beerdigung schoß der Rath 30 Thaler aus der Stadtcasse vor und bewilligte zudem eine unentgeltliche Grabstätte in der Gottesackerkirche. Wenige Monate später brach der Concurs über Otto's Nachlaß herein. — Sein Beruf gewährte ihm keine volle Befriedigung; vielmehr

begann er bereits auf der Schule in Oehringen eine schriftstellerische Thätigkeit, die er dann auf der Universität und mehr noch in Ohrdruf und Meißen fortsetzte und die sich theils in verschiedenen Druckschriften, theils in umfassenden handschriftlichen Sammlungen kundgab. Wenn anfangs seine Neigung zwischen einigen wissenschaftlichen Fächern schwankte, so richtete sie sich später vornehmlich auf die Geschichte, in deren urkundlicher Erforschung er einen immer höheren Genuß fand. Schon mit der Dissertation: „Numismatis Lysimachi, Macedoniae regis, expositio" (1714) lenkte er in dieses Gebiet ein und blieb demselben dann ferner treu: so in dem „Corpus pacificationum imperialium religionis maxime negotium concernentium. Die Reichsfriedensschlüsse, die Religionssache betreffend, vom Passauer Vertrag bis zum Badenischen Frieden" (1721) und in der „Epistola de Ottone, praeposito monasterii Heusdorfensis, post episcopo Halberstadiensi" (1722). Die letztere Schrift war gleichsam ein Vorläufer des größern Werkes, welches O. über die ältere Kirchengeschichte seiner thüringischen Heimat veröffentlichen wollte und auf welches eine Anzeige in den Leipziger Neuen Gelehrten Anzeigen schon 1722 hingewiesen hatte. Doch erlebte er selbst die Drucklegung nicht mehr, und erst 7 Jahre nach seinem Tode erschien dasselbe unter dem Titel: „Thuringia Sacra, sive Historia Monasteriorum, quae olim in Thuringia floruerunt" etc. (Francof. 1737), ein stattlicher Folioband von 956 Seiten Text und 18 Seiten Index in schöner Ausstattung und mit zahlreichen Kupfern (Ansichten, Grabsteinen, Siegeln u. s. w.), aber leider von einem hierzu nicht befähigten ungenannten Gelehrten herausgegeben und daher nicht ohne mehrfache Versehen, wie falsche Lesungen und Wiederholungen anderwärts schon gedruckter Urkunden. Wenn man aber auch bei diesem Buche des Verfassers kundige Hand schmerzlich vermißt, so bleibt dasselbe doch für jene Zeit eine dankenswerthe Gabe, welche manches Dunkel aufhellte und spätere Gelehrte zur Nachfolge reizte. Otto's Arbeit ist in der ersten, größeren Abtheilung niedergelegt (S. 1–604) und behandelt 14 thüringische Klöster, von denen Reinhardsbrunn und Georgenthal bei Gotha wegen des reichhaltigen Quellenmaterials am ausführlichsten dargestellt werden konnten. Die zweite Abtheilung (S. 605–902) gibt die Geschichte einer kleineren Anzahl von O. übergangener Klöster und rührt von dem bekannten Naumburger Pfarrer Joh. Martin Schamelius her, dessen einzelne früher deutsch erschienene Abhandlungen (1728 ff.) von dem Herausgeber in lateinischer Uebersetzung wiederholt worden sind. Die dritte Abtheilung (S. 921–956) enthält des Kieler Professors Samuel Reyher „Monumenta Landgraviorum Thuringiae et Marchionum Misniae" in einem sehr vervollständigten Neudrucke. Zu einem zweiten Bande der „Thuringia Sacra" hatte O. bereits Vieles gesammelt und außerdem einen Theil ausgearbeitet; leider ist dieses Material jetzt zerstreut, wird aber wenigstens in seinen zertrennten Gliedern von einigen Bibliotheken und Archiven bewahrt. Ferner sind noch zwei localgeschichtliche Abhandlungen unseres Verfassers in der Handschrift erhalten, nämlich: „Patriae civitatis Thuringicae Ohrdrufii historia" und: „De antiquissimo Ohrdorfii civitatis Thuringicae statu commentatio."

Joh. Fabricius, Historiae Bibliothecae Fabricianae Pars VII. Wolfenb. 1724, pag 110–112. — Rotermund zu Jöcher. — Fr. Krügelstein, Ueber H. Fr. Otto, Verfasser der Thuringia sacra, und dessen Schrift de antiquissimo statu Ohrdruffii (Gotha) 1843 (12 S. 8°). — L. F. Hesse, Nachrichten von den Lebensumständen H. Fr. Otto's u. s. w. in R. Naumann's Serapeum, 22. Jahrg. 1861, Nr. 3, S. 33–38 u. 25. Jahrg. 1864, Nr. 17, S. 267–271. **Schumann.**

Otto: Jakob C., Dr. jur. reichsstädtischer Consulent und juristischer Schriftsteller, geb. zu Ulm am 8. Febr. 1635, † daselbst 1703. Jakob C.

stammt aus einer geachteten Bürgerfamilie der Reichsstadt Ulm. Der Großvater Daniel war städtischer Weinschreiber; der Vater Sebastian erhielt eine sorgfältige juristische Bildung, besuchte von 1625—30 die Universitäten Straßburg, Tübingen, Altorf, Ingolstadt und Basel, erwarb hier 1631 den Doctorhut, wurde 1644 Ulmischer Rathsconsulent, ging im nämlichen Jahre als Comitialgesandter an die kaiserlichen Hoflager nach Innsbruck und Wien, und im folgenden Jahre als städtischer Abgeordneter zu den Friedensverhandlungen nach Münster, Osnabrück und Nürnberg (bei welchen ein gleichnamiger Ulmer Jurist, Markus Otto die Reichsstadt Straßburg vertrat). Sebastian O., auch als Schriftsteller nicht unthätig, starb am 14. Aug. 1678 und hinterließ drei Söhne, von welchen der ältere, Otto dem väterlichen Berufe folgte, die beiden jüngeren aber, Joh. Sebastian (geb. 1641) und Joh. Adam (geb. 1646) als Theologen in der Seelsorge Tüchtiges leisteten. — O. studirte auf einigen Hochschulen, so zu Tübingen und Basel, wo er 1656 mit der Dissertation de jure accrescendi (1656. 4°) als Doctor promovirte. 1659 wurde er in Ulm Professor der Geschichte und stellte beim Magistrate das Gesuch, auch jus positivum universale lesen zu dürfen, welche Bitte auf Gutachten des Schulconventes ohne Erfolg blieb; der betreffende Lehrstuhl wurde viel später (1772) am Ulmer Gymnasium errichtet. 1674 zum Rathsconsulenten ernannt, legte er seine Professur nieder. Später wurde O. noch kaiserl. Pfalzgraf, städtischer Scholarch und Mitglied der geschichtsforschenden leopoldinischen Gesellschaft. Er starb im nämlichen Jahre wie sein Bruder Johann Adam, der am 3. Octbr. 1703 das Zeitliche segnete. O. war ein emsiger Schriftsteller, welcher seine mannigfachen Werke meist in deutscher Sprache schrieb; unter diesen sind hervorzuheben: „Hypotyposis legitimationis illegitimorum etc. vom Ehe- und Ehrlichmachung unehe- und unehrlicher Personen.“ (Augsb. 1673, 4°, ebend. 1677.) — „Freier Pürsch-Beschreibung, und insbesondere der allgemeinen Pürsch a. d. Donau.“ (Augsburg 1680. Ulm 1725 4°). Das in 10 Abschnitte getheilte Waidmannsbüchlein ist von O. als „Pürsch-Advocaten“ dem „wohlerbettenen H. Directorn und dero gesammten Pürsch-Collegio“ gewidmet. — „Corp. jur. crimin. Carolini oder Kaiser Karl's V. peinliche H. G. Ordn. mit Criminal-Consiliis und practischen Anmerkungen erläutert.“ (Ulm 1685, ebend. 1696, 4°). — „Discours von verdorbenen Kaufleuten, Bancroutirern und Falliten &c.“ —„ Hoher Herrn und Potentaten Brevier- oder Handbüchlein“ (Ulm 1694, 12, 526 S.) (mit ausführlichem Register). Das veraltete Werk handelt in drei Abschnitten: „von Kammer-, Ritter- und Stammgütern, deren darauf haftenden Gerichtsbarkeiten und den darüber obserwirenden Rechtsregeln“. — Von Otto's lateinischen Schriften nennen wir: „Cynosura Augusti et Augustae, seu tract. tripartitus etc.“ (Argent. 1680, 4°, selten.) Muthmaßlich eine Verherrlichung des deutschen Kaisers. „Templum pacis etc. et inprimis Instrumenta pacis Westphalicae“ (Francof. et Lps. 1688 ebend. 1697). „Jus Canonicum digestum et enucleatum cum notis etc.“ (Francof. 1688). Ferner besorgte er (Ulm 1681 4°) die Herausgabe des von seinem Vater Sebastian verfaßten: delectus consiliorum exoticorum. — Ein erschöpfendes Verzeichniß der Schriften von Jakob Otto findet sich bei Weyermann, Nachr. v. Gelehrten aus Ulm, S. 410—12. Sein v. Sixt. Kummer gezeichnetes Brustbild hat L. Heckenauer in 4° in Kupfer gestochen. Jakobs Sohn, Sebastian Michael O., um 1660 geb., widmete sich gleichfalls der Rechtswissenschaft, studirte in Ulm und Heidelberg, wurde hier Licentiat der Rechte und lebte sodann als Rathsconsulent in dem schwäbischen Reichsstädtchen Biberach.

Siehe Jöcher s. v. — Otto und Weyermann a. a. O. 420—423.

Eisenhart.

Otto: Joachim O. wurde als Sohn des Pastors Hieronymus O. zu Zepernick bei Bernau am 4. (14.) August 1660 geboren, besuchte das Gymnasium zu Berlin, studirte Philosophie und Theologie seit 1680 in Rostock, wurde 1686 Conrector der Schule zu Stralsund, aber am 6. Aug. desselben Jahres schon als Rector der Stadtschule nach Rostock berufen. Am 5. Mai 1699 wurde er Rector der Domschule zu Güstrow, wo er am 24. Jan. 1721 starb und am 13. Febr. in der Domkirche begraben wurde. Er schrieb viele Disputationsthesen und Parentationen, verfaßte eine (anscheinend verschollene) lateinische Schulgrammatik und eine öfter aufgelegte „Logica in usum scholae Rostochiensis" (Rostochii 1695) und galt als sehr tüchtiger Schulmann. „De Gustroviae fatis" (1704) ist im Geschmack jener Zeit. — Nicht zu verwechseln ist mit ihm der Rostocker Professor Johann Christoph Otto (Ottonis) aus Osnabrück, der 1646 immatriculirt, 1652 Magister und 1654 ordentlicher Professor der Theologie wurde, 1655 aber in Greifswald als Dr. theol. promovirte. Wegen der Promotionen verhandelte er, neben Heinrich Müller, als Decan der theol. Facultät namens der Universität mit Helmstädt. 1663 wurde er Pastor in Stade, dann Consistorialrath und starb daselbst 1669.

Annales Literarii Mecklenburg. I. Rostock und Neubrandenburg 1722. S. 29 ff. — Krey, Andenken an die Rostock. Gelehrten, Stück V, 21. — Krabbe, Heinrich Müller und seine Zeit, S. 176. Krause.

Otto: Johannes O. oder Johannes Münsterberg, erster Rector der Universität Leipzig, geb. in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zu Münsterberg in Schlesien, † am 24. März 1416, studirte in Prag, wurde 1382 Baccalaureus, 1387 Magister und fungirte wiederholt als Examinator und Promotor, als collector pecuniarum facultatis, als Vicedecan und Decan, im Sommer 1398 auch als Rector. Als die durch Huß durchgesetzte Umkehrung des bisherigen Stimmenverhältnisses der Nationen die Deutschen aus der leitenden Stellung, die sie bisher eingenommen hatten, verdrängte, verließ er an der Spitze von 46 Magistern und Doctoren und einer großen Zahl deutscher Studenten 1409 die Universität und zog mit ihnen nach Leipzig, wo sie von Friedrich dem Streitbaren, Landgrafen von Thüringen und dessen Bruder Wilhelm, Markgraf von Meißen mit offnen Armen aufgenommen wurden. Diese Einwanderung veranlaßte die fürstlichen Brüder zur Stiftung der Universität Leipzig. Sie wurde unter Genehmigung des Papstes Alexander V. 1409 am Montage nach dem ersten Adventssonntage feierlich eröffnet und der Bischof Walter Köckritz von Merseburg zum Kanzler und unser Johannes zum Prokanzler und ersten Rector derselben erwählt. 1410 stifteten die beiden fürstlichen Brüder das Fürstencollegium; Johannes erhielt die erste Collegiatur in demselben und 1414 eines der vom Papst Johann XXII. der Universität zugeeigneten 6 Canonicate in Meißen. Als gefeierter Lehrer der Theologie und Philosophie wohnte er dem Concil von Kostnitz bei. Ein besondres Verdienst aber um die Universität hat er sich durch die Gründung des Frauencollegiums erworben. Den Plan zu einer solchen Stiftung hatte er schon in Prag gefaßt und zur Ausführung desselben bei Magistern und Studenten Beiträge zu sammeln angefangen. In seinem letzten Willen verordnete er alsdann die Gründung eines Collegium beatae Mariae virginis und stattete es unter Festsetzung der Zahl der Collegiaten sowie der Bedingungen zur Aufnahme in dasselbe mit den nöthigen Einkünften aus, ohne es jedoch unwiderruflich an Leipzig zu binden. Es sollte nach seiner Bestimmung in Leipzig oder in Prag, si schola fuerit reformata, errichtet, ja, wenn irgendwo in Schlesien eine Universität gegründet würde, an diese transferirt werden. (Item non obstantibus suprascriptis volo, quod supradictum collegium fiat in Slezia, si et ubicunque in ea fundabitur studium

privilegiatum.) Auf Grund dieser testamentarischen Bestimmungen befahl daher König Wladislaus in seinem für die in Breslau zu errichtende Universität 1505 ausgefertigten Stiftungsbriefe ohne weiteres den Collegiaten des Frauencollegiums in Leipzig, sich unverweilt nach Breslau zu verfügen. Die Universität kam nicht zu Stande und das Frauencollegium blieb nach wie vor in Leipzig. Bei der Stiftung der Leopoldina ist gar nicht auf dasselbe reflectirt worden, wol aber machte 1830 die preußische Regierung den Versuch, das Frauencollegium mit seinen reichen Einkünften für die Universität Breslau zurückzugewinnen. Da die deswegen angeknüpften diplomatischen Verhandlungen zu keinem Ziele führten, wurde von beiden Staaten auf den Ausspruch eines unbetheiligten Gerichtshofes, des Oberlandesgerichts in Celle, compromittirt, welches den Streit 1849 zu Ungunsten Preußens entschied. Johannes O. starb 1416 und wurde in der Paulinerkirche begraben. Von seinen Schriften sind zu nennen: „Commentariorum in Petri Lombardi sententias libr. IV", „Orationes ad clerum", „Quaestiones magisteriales", auch hat er einige Schriften über Logik hinterlassen.

Mart. Hanckii de Siles. indig. erud. Lipsiae 1707, cap. 20. — Henelii Silesiogr. ren. I. c. VII. p. 314. — Crusius, Vergnügung müssiger Stunden I, 67 ff. — Gaupp, die Stiftungsurkunde des Königs Wladislaus vom 20. Juli 1505 für die in Breslau zu gründende Universität, in der Zeitschrift für Gesch. u. Alterth. Schl. I, 229 ff. u. in derselben Zeitschrift XVII, 177 ff. Pfotenhauer, Schlesier als Rectoren der Universität Leipzig.

Schimmelpfennig.

Otto: Johann Samuel O., Porträtmaler und Kupferstecher, geb. den 27. Januar 1798 in Unruhstadt (Prov. Posen). Er genoß seine künstlerische Vorbildung auf der Berliner Akademie und wurde von Schinkel zur Anfertigung von Radirungen nach architektonischen Zeichnungen angeregt. Von seinen übrigen graphischen Arbeiten ist ein Facsimilestich nach Holbein's Todtentanzzeichnung für eine Dolchscheide hervorzuheben. Außer mehreren Altarbildern malte O. mit Erfolg zahlreiche Persönlichkeiten der Berliner Gesellschaft, u. a. die kgl. Opernsängerin Frl. Lehmann. Als bevorzugter Porträtmaler des preußischen Hofes wurde er wiederholt mit der Ausführung lebensgroßer Bildnisse des Königs Friedrich Wilhelm IV. beauftragt, von welchen das von Ed. Mandel gestochene und das für den Fürsten Wolkonsky in Petersburg gemalte Exemplar, durch Reinheit der Zeichnung und vortreffliche Auffassung ausgezeichnet, allgemein bekannt geworden. Die Berliner National-Galerie besitzt von ihm ein Bildniß des Bildhauers A. Kiß, lebensgroßes Kniestück vom Jahre 1875. Vorübergehend als Landschaftsmaler thätig, hat O. vielfach Bildnisse lithographirt. Im J. 1844 zum königl. Professor ernannt, starb er in Berlin, den 21. Februar 1878.

Deutsches Kunstblatt 1850, S. 351. 1852, S. 206. 1854, S. 258. — Katalog d. kgl. National-Galerie in Berlin, 7. Aufl. 1885, S. 144, 164.

v. Donop.

Otto: Ernst Julius O., Cantor und Musikdirector an den drei evangelischen Hauptkirchen zu Dresden, ward geb. am 1. Sept. 1804 zu Königstein in Sachsen, wo sein Vater Apotheker war. Der tüchtige Cantor Albani entdeckte zuerst des Knaben musikalische Fähigkeiten, ward sein erster Lehrer und ließ ihn als neunjährigen Knaben bereits beim Gottesdienst die Orgel spielen und die Sopransoli singen. In den Jahren 1814—1822 besuchte O. die Kreuzschule zu Dresden, trat daselbst als Sopransolosänger, sogenannter Rathsdiscantist ein und erregte durch seine schöne Stimme Aufsehen. Der damalige Cantor Th. Weinlig, und nach dessen Abgange Fr. Uber, waren seine Lehrer in der

Theorie der Musik, und schon als Schüler der Obersecunda schrieb er im Auftrage des damals kranken Cantors über eine Cantate für Chor, Solo und Orchester beim Amtsantritt des Superintendenten Seltenreich, und führte sie auch in der Kreuzkirche selbst auf. Dieser Cantate folgten noch drei andre für die hohen Feste. Da er nun auch in Wissenschaften sich hervorgethan und als Primaner die besten Censuren aufzuweisen hatte, schwankte er eine Zeit lang zwischen dem Studium der Theologie und der Musik; aber die große Vorliebe für letztere siegte. Er bezog die Universität zu Leipzig, hörte dort philosophische Collegia und studirte Musik unter Cantor Schicht und dessen Nachfolger Th. Weinlig. Nicht wenig wurde er in diesen Studien durch den regelmäßigen Besuch der Gewandhausconcerte gefördert. In diese Zeit fällt die erste Veröffentlichung eines Trio für Pianoforte, Violine und Violoncell (op. 6), einer vierhändigen Sonate (op. 5), und von Variationen für Pianoforte (op. 2), sämmtlich bei Hofmeister in Leipzig erschienen. Kirchencantaten und Motetten von ihm wurden in der Thomas- und Nikolaikirche aufgeführt. Nach Dresden zurückgekehrt, übernahm er den Gesang- und Clavierunterricht in der Blochmann'schen Erziehungsanstalt. Da geschah es, daß der damalige Cantor Agthe an der Kreuzschule in Irrsinn verfiel; O. meldete sich zur interimistischen Verwaltung des Amtes, erhielt die einstweilige Leitung, ward aber Ostern 1830 definitiv in das Cantorat eingesetzt, welches er 45 Jahre bekleiden sollte. In dieser langen Zeit nun hat O. bei treuer und gewissenhafter Verwaltung des ihm übertragenen Amtes nicht nur seinen Sängerchor auf eine hohe Stufe gebracht, sondern sich selbst als Lehrer und Componist überaus thätig gezeigt. Er schrieb für die Kirche viele Cantaten, Hymnen, Motetten, eine Missa (dem König Anton überreicht und auch in der katholischen Hofkirche aufgeführt), sowie drei große Charfreitagsoratorien, von denen namentlich „Der Sieg des Heilandes“, gedichtet von Ad. Peters, ganz vorzüglich aber das von seinem leider früh verstorbenen, reich begabten Sohn **Julius** gedichtete: „Des Heilands letzte Worte“, sich des allgemeinsten Beifalls erfreuten.

Außer diesen Kirchensachen componirte O. eine große Anzahl einstimmiger Lieder mit Clavierbegleitung, sowie zwei- und vierhändige Rondo's für Clavier. Das Lied „In die Ferne“ von Kletke (Mannheim, Heckel) erhielt den Mannheimer Ehrenpreis von 9 Ducaten und hat die Runde durch Deutschland gemacht. Von weltlichen Sachen schrieb O. ferner: „Das Stiftungsfest“, gedichtet von Stiebritz, für Solo und gemischten Chor mit Clavierbegleitung, sowie mehrere sogenannte „Kinderfeste“, nämlich das „Schulfest“, das „Weihnachtsfest“, das „Pfingstfest“ und das „Vaterlandsfest“, ged. von Fr. Hofmann in Leipzig. Dieselben sind von Schulkindern mit Clavierbegleitung auszuführen und haben große Verbreitung gefunden, da sie ganz für Kinderherzen geschrieben sind; sie erschienen sämmtlich bei Glaser in Schleusingen. Noch sind von seinen Compositionen zu erwähnen: Die „Nacht“, der „Morgen“ und der „Mittag“, für gemischten Chor und Orchester mit Declamation; Dichter dieser Tageszeiten war Hermann Waldow in Dresden. Eine Oper von O., „Das Schloß am Rhein“, kam 1838 im Dresdner Hoftheater ohne Erfolg zur Aufführung.

Was O. auf dem Gebiete des Männergesanges geleistet, ist weltbekannt; er gilt nicht nur als einer der besten, sondern auch als einer der fruchtbarsten Componisten für diesen Zweig der Tonkunst. — Eine große Anzahl Lieder, sowie religiöse Gesänge sind in dem von ihm redigirten, von Glaser in Schleusingen herausgegebenen Werke „Ernst und Scherz“ enthalten, darunter die von ihm erfundenen Cyclen „Sängersaal, Burschenfahrten, Gesellenfahrten, Soldatenleben, Spinnabend, der Philister“. Er gab auch gegen 12 Hefte vierstimmiger Lieder heraus, sowie eine vierstimmige Vocalmesse. Das Oratorium „Hiob“,

für Männerstimmen und Orchester, ged. von Jul. Mosen, ist wohl eines seiner frischesten und besten Werke. Dasselbe kam zum erstenmal 1835 in der Dresdner Frauenkirche in einem Concert des pädagogischen Vereines zur Aufführung. O. war auch der Erste, der es unternahm, eine komische Oper für Liedertafeln zu schreiben. Wem wäre „Die Mordgrundbruck bei Dresden" wohl unbekannt? Zwei andre, wie die erste, bei Glaser erschienene komische Opern sind: „Die Liedertafel in China" und „In Schilda", in welch letzterer die Zukunftsmusik etwas derb ins Gebet genommen wird. Eine vierte komische Oper von Dr. Pösigk in Dresden, „Nach Nürnberg", erschien bei Leuckart in Breslau. Ebenfalls bei Glaser sind erschienen: „Im Walde", ged. von C. Gärtner in Dresden, „Am Meeresstrande", ged. von Klopsch in Breslau, und „Das Mährchen vom Faß", ged. von Herm. Waldow in Dresden. Sie sind für Solo, Männerchor und Orchester (letzteres Werk mit Declamation) componirt und bestehen je aus 12 Nummern. Noch ist zu erwähnen, daß, als i. J. 1845 die Harmonie-Gesellschaft zu Trarbach ein Fuder (14 Eimer) des besten Moselweins für das schönste Lied zur Verherrlichung der Mosel und ihres Weines ausschrieb, O. unter 195 Bewerbern diesen Preis erhielt durch das Lied: „Des deutschen Rheines Braut", ged. von seinem Sohne Julius. Für das Würzburger Gesangfest i. J. 1846 componirte O. den von seinem Sohne gedichteten Hymnus nach dem 67. Psalm: „Herr, Du bist meine Zuversicht." Für das große deutsche Nürnberger Gesangfest i. J. 1861 schrieb er den 23. Psalm: „Der Herr ist mein Hirte", für das erste deutsche Bundesgesangfest in Dresden 1865 den 24. Psalm: „Jehova ist die Erd." Der 67. und 24. Psalm erschienen bei Glaser, der 23. bei Leuckart in Breslau (jetzt Leipzig). Sämmtliche Werke fanden die allgemeinste Anerkennung und wurden zu den besten der bei diesen Festen aufgeführten Compositionen gezählt. Für das Gesangfest in Plauen i. V. i. J. 1862 schrieb O. „Rheinsage", ged. von Em. Geibel, welches Werk bei Glaser erschien. Seine letzten Compositionen vom Dec. 1876 waren: „Das weiße Kreuz im rothen Feld", für die Schweizer Turner, und „Röslein" für den Regensburger Liederkranz. O. besaß als Componist für Männergesang einen Weltruf, der ihm mehr als 60 Ehrendiplome eingebracht hatte. Er schuf mit außerordentlicher Leichtigkeit, ohne je trivial zu werden. Volle Beherrschung der Theorie und aller technischen Hülfsmittel zeichnen seine Compositionen aus, welche sämmtlich sehr „sangbar" geschrieben sind und dadurch, sowie durch schöne, fließende Melodie außerordentlich populär geworden sind. Als charakteristisch für diese Kritik dürfte sein herrliches Lied „Das treue deutsche Herz" gelten. O. hat übrigens wie C. M. v. Weber, Kreutzer, Methfessel und Marschner durch seine patriotischen Gesänge viel zur Hebung des deutschen Nationalgefühles beigetragen.

Am 31. December 1875 trat O. in den wohlverdienten Ruhestand, am 5. März 1877 ereilte ihn ein schmerzloser, rascher Tod. Bei Abschluß seiner amtlichen Thätigkeit veranstalteten die größeren Gesangvereine Dresdens eine Feier, bestehend in Lampionszug und Ständchen und darauffolgendem Commers, auf dem die Anregung zur Gründung einer Vereinigung dieser Vereine erfolgte, welche auch am 6. Mai 1876 sich vollzog, wobei O. zum Ehrendirigent des seinen Namen tragenden Julius-Otto-Bundes ernannt wurde.

Schon beim Begräbniß Otto's sprach der Vorsitzende des Bundes den Wunsch aus, derselbe möge dem Verstorbenen ein Denkmal errichten. Nachdem die deutschen Männergesangvereine zu Beiträgen aufgefordert worden waren, konnte man an die Ausführung gehen. Das königl. Ministerium des Innern bewilligte aus dem Kunstfond 9500 Mark zur Herstellung des Figurenschmuckes und am 1. September 1886 erfolgte die Enthüllung des Denkmals, welches nach dem Entwurfe vom Bildhauer Dr. Kietz ausgeführt wurde. Den architektonischen

Theil haben Baurath Professor Weißbach und Architekt Karl Barth bearbeitet, den Guß C. Albert Bierling in Dresden besorgt, während den Sockel in Granit und polirtem Syenit Friedrich Rietscher in Niederhäßlich ausführte. Die Kosten beliefen sich auf 21 000 Mark. Als Aufstellungsplatz war vom Rathe und den Stadtverordneten der Georgsplatz vor dem Gymnasium zum heiligen Kreuz (Kreuzschule), der langjährigen Wirkungsstätte Julius Otto's, bewilligt worden. Otto's älterem Sohn, dem in der Sängerwelt beliebten Dichter Julius O., geb. am 11. Juli 1825 in Dresden, † am 5. November 1847 in Pirna, wurde dort seitens der Sängerschaft ein Denkmal in den städtischen Anlagen gesetzt, welches am 8. November 1874 enthüllt wurde.

Franz Ernst O., der jüngere Bruder des vorhergehenden, geboren am 3. Juni 1809 in Königstein, erhielt seine wissenschaftliche und musikalische Ausbildung auf der Thomasschule in Leipzig, wo er unter Anleitung des damaligen Cantor Schicht bereits als Chorschüler und Präfect Motetten und Kirchenstücke schrieb, welche zur Aufführung kamen und viel Beifall erhielten. Nach seinem Abgange von der Schule vertauschte er die Theologie, welcher er sich anfangs widmete, sehr bald wieder mit dem Studium der Musik, bildete sich im Besitz einer schönen Baßstimme, zum Sänger aus und schrieb Märsche, Lieder, Tänze und dergl. Insbesondere aber widmete er sich der Pflege des Männergesanges, für welchen er seit 1830 eine Reihe sehr beachtenswerther Compositionen schuf, welche bei Breitkopf & Härtel, Hofmeister, Friese und Frieblein in Leipzig erschienen. 1833 ging O. mit drei andern guten Sängern nach London, um dort durch Vortrag von Quartetten den deutschen Männergesang bekannt zu machen: die Künstler fanden außergewöhnlichen Beifall. Nach der Rückkehr widmete sich O. dem Theater, ward hier und da engagirt oder gastirte auf den bedeutenderen Theatern Deutschlands, so 1841 in Dresden. Von hier aus nahm er ein Engagement in Mainz an, wo er bei seiner Ankunft erkrankte und am 30. April 1842 starb. Im J. 1879 erschien in Regensburg bei Alfred Coppenrath unter dem Titel „Otto-Album" eine Gesammtausgabe (Partitur) sämmtlicher Lieder und Gesänge für vier Männerstimmen von Franz O., herausgegeben von Dr. Franz Espagne, weil. Custos an der Königl. Bibliothek in Berlin. Diese Sammlung enthält 75 Gesänge, unter welchen sich köstliche Perlen befinden. Kein geringerer übrigens als Robert Schumann interessirte sich für Franz O. Dieser hatte ihm eine Sammlung Clavierstücke (Phalenes, Oeuv. 15 Dresden, Thieme) gewidmet. Schumann bespricht das Werkchen in der Neuen Zeitschrift für Musik (1836 Nr. 38) mit Wohlwollen und Interesse. Auch in der Allgemeinen musikalischen Zeitung (Leipzig, Breitkopf & Härtel) werden die Compositionen Otto's vom Jahre 1830 an sehr günstig beurtheilt.
Fürstenau.

Otto: Karl Eduard v. O., Rechtsgelehrter, wurde als Sohn des Professors der Mathematik Christian Gottlob O. (1763—1826) zu Dresden am 14. August 1795 geboren. Er genoß seitens des Vaters und der aus Frankreich stammenden Mutter (Anne Victoire Bocheux, † 1806) eine treffliche Erziehung, welche Gemüth und Geist gleichmäßig pflegte. Gründlich vorgebildet, bezog er 1814 die Universität Leipzig und wandte sich, früher zur Philologie, auch Theologie hinneigend, nunmehr der Jurisprudenz zu. Er fand an Haubold einen väterlichen Freund und wohlwollenden Rathgeber. Nur durch Unterstützung ihm wohlgesinnter Männer war es ihm möglich, die Studien zu beenden. Am 10. October 1817 wurde er baccalaureus juris, am 20. Februar 1818 Magister und Doctor der Philosophie und bestand am 18. Mai 1818 bei der juristischen Facultät das rigorosum. Von Neuem von Freunden und Gönnern unterstützt,

ging er nach Göttingen, wo er besonders Hugo näher trat und von da auf kurze Zeit nach Hamburg, dann nach Berlin, wo namentlich Savigny ihn wahrhaft begeisterte. Im Sommer 1819 begann er in Leipzig als Docent mit Vorlesungen über Encyclopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft, vertheidigte zur Erlangung der Würde eines Magister der Philosophie seine Arbeit über actiones forenses Atheniensium und erwarb darauf auch die juristische Doctorwürde. Seine Vorlesungen erstreckten sich über das ganze Gebiet des römischen Rechts, auch las er über Gaius und athenienfisches Gerichtsverfahren. Er stiftete einen juristischen Verein, aus welchem Männer wie Weiske, Vogel und die beiden Heimbach hervorgingen. 1822 zum außerordentlichen und 1826 zum ordentlichen Professor befördert, machte er sich einen Namen durch Antheilnahme an der verdienstvollen Verdeutschung des corpus juris civilis (neben Schilling und Sintenis), behandelte nochmals seine Lieblingsmaterie in der Schrift „de Atheniensimn actionibus forensibus“ (1826), besorgte eine dritte Auflage von Eisenhart's deutschen Rechtssprüchwörtern (1823), eine Ausgabe der Institutionum lineamenta von Haubold (1826), schrieb einen Nekrolog dieses seines vieljährigen Gönners und veröffentlichte in kindlicher Pietät eine Auswahl aus den Schriften seines gelehrten Vaters (1827). Am 10. October 1822 hatte er sich mit Emilie Mariane geb. Huth verheirathet. Mit dieser treuen Gefährtin und zwei Töchtern ging O. im November 1832, einem ehrenvollen Rufe Folge leistend, nach Dorpat, wo er eine neue Heimath sich gründete, was ihm bei der Liebenswürdigkeit seines Charakters und seinen geistigen Fähigkeiten nicht schwer wurde. Welche große Liebe und Achtung sich O. als akademischer Lehrer und im Kreise der Collegen zu erringen und während fünfundzwanzigjähriger angestrengter Thätigkeit zu bewahren verstand, davon giebt die unten erwähnte Abschiedsschrift eines jüngeren Collegen Zeugniß. Die Regierung anerkannte seine vorzüglichen Leistungen durch rasch auf einander folgende Auszeichnungen und Ehrengaben, 1855 schließlich durch Verleihung des Titels eines Wirklichen Staatsraths. Ermattet von langjähriger Arbeit und körperlich leidend, entschloß sich O. nach Deutschland zurückzukehren. Im Juni 1858 trat er, auch von seinen in Riga lebenden Schülern und Freunden auf das Herzlichste verabschiedet, seine Heimreise an und begab sich zu seiner inzwischen glücklich verheiratheten ältesten Tochter nach Jena. Er starb am 20. April 1869. Von seinen Schriften sind noch zu nennen eine aus dem J. 1833 stammende Schrift zur „Gedächtnißfeier der 1300jährigen Dauer der Gesetzeskraft der Institutionen und Pandekten“, sowie die 1852 veröffentlichte Abhandlung „de Atheniensium actionibus forensibus publicis“.

A. Bulmerincq, Karl Eduard Otto. Eine biographische Skizze, Dorpat 1858.

Teichmann.

Otto: Rudolph, Ritter v. O., k. k. General der Cavallerie, Ritter des Militär-Maria-Theresien-Ordens, von 1794—1811 zweiter Inhaber des k. k. Husaren-Regiments Nr. 3, kam am 28. Mai 1735 als Sohn des königlich polnischen und kurfürstlich sächsischen Amtscommissarius und Landrichters Karl Christian O. und dessen Gattin Auguste geb. v. Bauer auf dem Ritter- und Freigute St. Georgenberg bei Weißenfels in Sachsen zur Welt und starb am 7. August 1811 auf seinem Rittergute Johannesberg bei Königgrätz in Böhmen. Ihn erfüllte schon in jungen Jahren das lebhafte Bestreben sich wissenschaftlich zu bilden. Hierfür konnte aber seitens seiner Eltern nicht viel aufgewendet werden, da das nicht unansehnliche Vermögen seiner Vorfahren im Laufe der Zeit durch mehrfache Unglücksfälle und bei der Sorge um eine große Anzahl von Kindern sehr herabgemindert worden war. Dennoch hat es O. verstanden, sich aus eigenem Antriebe und mit rastlosem Fleiße eine gute Grundlage zu umfassenden

geographischen, geschichtlichen, mathematischen und namentlich auch cavalleristischen Studien zu schaffen, für welch' letztere er eine besondere Vorliebe fühlte. Und diese trug wohl andererseits dazu bei, daß sich O. bei der Nöthigung zur Wahl eines Lebensberufes, etwa im J. 1753, zu dem in Polen bequartirten königlich polnischen und kurfürstlich sächsischen Chevauxlegers-Regimente Prinz Karl als Fahnenjunker einreihen ließ. In diesem Verbande betheiligte sich O. während des siebenjährigen Krieges in den Feldzügen 1756, 1757, 1758 an vielen der stattgehabten Kämpfe, dann 1759 an der Belagerung von Neiße. Nun trat aber O. als kaiserlicher Unterlieutenant in das „deutsche Freijäger-Corps", welches sein Bruder, der damalige Hauptmann Wilhelm Ludwig Otto „ex propriis" errichtet hatte. Seinem Befehle wurden 100 Jäger unterstellt. Mit diesen überfiel O. im Winter 1760 ein feindliches Husaren-Commando an der Haselbrücke im Voigtlande; später führte er dieselben bei Langensalza, Weißenau, Merseburg, Halle ꝛc. als Vorhut so verläßlich, daß er im J. 1761 zum Oberlieutenant ernannt wurde; endlich soll O. im Winter 1762 mit einer von ihm errichteten Chevauxlegers-Escadron bei Arnstadt den preußischen Rittmeister Zicker mit 80 Kürassieren gefangen genommen haben. Als aber nach Auflösung des deutschen Freijäger-Corps im J. 1763 und Otto's Rückkehr nach Sachsen die ihm versprochene Beförderung zum Capitän nicht statthatte, da wendete er sich gänzlich nach Oesterreich, wo er in der Charge eines Oberlieutenants dem in Ungarn liegenden Dragoner-Regiment Hessen-Darmstadt Nr. 4 zugewiesen wurde. Dort galt O. bald als einer der vielversprechendsten Cavallerie-Officiere, denn er oblag nicht nur mit regem Pflichteifer und scharfem Verständnisse allen Anforderungen des Dienstes, sondern machte sich auch um die Verbreitung militärischer Kenntnisse verdienstlich. In letzterer Hinsicht stammen von O. die mit taktischen Bemerkungen versehene Beschreibung seiner Erlebnisse im siebenjährigen Kriege, dann die Abhandlungen: „Der Parteigänger" und „Ein Bild des gewesenen Otto'schen Jäger-Corps". Und wenngleich nun diese Arbeiten nur im Manuscripte circulirten, so gelangten dieselben doch bald zur Kenntniß selbst seiner höchsten Vorgesetzten und veranlaßten Otto's Beförderung zum Capitän im J. 1769. Auch dürfte er mit Rücksicht auf seine hervortretende Brauchbarkeit von dem um die Reorganisirung der Cavallerie erfolgreich wirksam gewesenen Feldmarschall-Lieutenant Josef Karl Grafen d'Ayasasa bei dessen Studien und Entwürfen verwendet worden sein. Jedenfalls brachte O. in den nächsten Jahren die Abrichtung des Cavalleristen und seines Pferdes in ein Lehrsystem und entwickelte gleichfalls schriftlich die Grundsätze für den Vorpostendienst. Und da sich sohin O. im Cavalleriedienste sowol theoretisch als praktisch tüchtig erwies, so beförderte ihn Feldmarschall-Lieutenant v. Gräven im J. 1778 zum Major in seinem Husaren-Regimente Nr. 4 mit der Bestimmung, dasselbe vom Grund aus für die Verwendung im Felde brauchbar zu machen. Dieser in ihn gesetzten Erwartung entsprach O. noch in den Friedensjahren derart zufriedenstellend, daß er vom Kaiser im J. 1783 vom zweiten Major zum Oberstlieutenant und im J. 1784 zum wirklichen Obersten und Regimentscommandanten ernannt wurde. In dem bald hierauf ausgebrochenen Türkenkriege bethätigten sich aber glänzend seine im Regimente vorgenommenen Einführungen, sowie seine Einflußnahme auf Disciplin, Geist, Feldtüchtigkeit und Manövrirfähigkeit. Ganz besonders geschah dies im J. 1788 am 17. und 18. April bei der unter höchst schwierigen Marsch- und Kampfesverhältnissen im unwegsamen hohen Gebirge durchgeführten Diversion gegen Czerneſt in der Wallachei, wodurch die zum Törzburger Passe vordringenden Türken empfindlich in der Flanke bedroht wurden; dann während der Operationsbewegungen im Banate, ferner auf dem Rückzuge von Laßmare nach Mehadia

Nachts vom 28. zum 29. August, bezüglich welchem General Vécsey berichtete, „daß ihm der Oberst Otto auf die thätigste und ersprießlichste Art an die Hand gegangen sei". O., welcher sich während dieser Zeit wiederholt, so auch bei Uj-Palanka am 21. October die kaiserliche Anerkennung errungen, wurde nun am 2. November 1788 außer seiner Rangstour zum Generalmajor befördert. Als Brigadier machte O. den Feldzug 1789 mit und ehrten ihn unter anderem die Streifung gegen Nissa, wobei er am 18. September Vollecz besetzte, dann die Nöthigung Semendria's zur Capitulation am 21. October, ferner das Zurückweisen des Seraskiers Abdy Bassa bei Wegnahme von 28 Kanonen und drei Roßschweifen bei Csupria am 1. November, sowie die unermüdliche, aufmerksame Leitung der Vorposten des Heeres bis zum Waffenstillstande im J. 1790. Noch in diesem Jahre übernahm O. das Commando einer Brigade zu Ofen; 1791—1792 befehligte er den Grenz-Cordon bei Tarnow in Galizien, worauf er im J. 1793 auf Wunsch des Feldmarschalls Prinzen Coburg nach den Niederlanden beordert wurde. Dort hatte sich O. im Angesichte des Feindes sowol durch selbständige Verwendbarkeit, sowie durch zielbewußtes, stets entschiedenes Eingreifen in die allgemeinen Operationen bewährt. So vornehmlich bei der Blokade von Condé sur l'Escaut wobei er am 9. April als Vorhutcommandant durch die Vertreibung der Franzosen aus den auf dem rechten Scheldeufer liegenden Ortschaften Thivencelles, Vicq und Onnaing, die Einschließung der Festung vollendete, dann am 13. April, indem er den Feind aus den Dörfern St. Saulve, Saultain 2c. bis gegen die Höhen hinter Valenciennes zurücktrieb, ferner am 23. Mai in der Schlacht bei Famars, weil er als Commandant der vierten Colonne den Gegner bei Villerspol überfiel, bis an die Festung Quesnoy drängte und durch Wegnahme der jenseits der Ronelle zwischen Mareche und Villerspol gelegenen Werke der Hauptcolonne den Uebergang erleichterte. Anerkennung fanden 1793 auch Otto's wachsame und sorgsame Besorgung des Vorpostendienstes vor der Beobachtungsarmee bei Valenciennes, seine schneidige Betheiligung an der Einnahme des Camp de César zwischen Bouchain und Cambrai am 7. August, für welche Unternehmung er den ersten Vorschlag und Entwurf gemacht haben soll, dann die mehrfach kämpfend bewirkte Deckung der Festung und Gegend von Valenciennes, sowie endlich der vereint mit Kray durchgeführte gelungene Ueberfall und die Eroberung von Marchiennes am 30. October 1793. Noch in diesem Jahre wurde O. zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt, 1794 in besonderer Auszeichnung mit einem speciell zusammengestellten Corps der englischen Armee des Herzogs von York beigegeben. Dieses in ihn gesetzte Vertrauen hat O. in einer längeren Reihe rasch aufeinander folgender Operationen und Kämpfe im besten Sinne gerechtfertigt. Schon bei der Vorrückung zur Einschließung der Festung Landrecies schlug er am 17. April bei Vaux en Arrouaise eine in Verschanzungen und Wäldern postirte gegnerische Colonne und nahm derselben 14 Kanonen ab. Der Herzog v. York schrieb diesbezüglich: „Je ne saurais assez me louer de l'assistance de Son Excellence Monsieur le Lieutenant-Général de Otto tant pour les dispositions de l'attaque que pour l'exécution. Il a fait tout ce qu'on pourrait attendre de l'expérience et de la prudence la plus consommée et je me félicite de l'avoir avec moi." Mit fast gleichem Erfolge drängte O. den Feind bei Villers en Cauchie am 29. April zurück. Entscheidend war ferner Otto's Theilnahme an der Schlacht bei Cateau Cambrécis am 26. April, in welcher auf seinen Antrag der Herzog v. York sogleich den nicht gedeckten feindlichen linken Flügel angreifen ließ, was zum vollständigen Siege des Tages und zu der vier Tage später erfolgten Capitulation von Landrecies wesentlich beitrug. Wie bedeutungsvoll weiterhin seine Einflußnahme auf die günstigen Erfolge des

Gefechtes bei Tournay, Bouvines und Pont à Tresin am 10. Mai gewesen, erhellt aus den nachstehenden Worten York's, welcher berichtete: „Ich verdanke den Sieg der Klugheit, Thätigkeit und Kriegskenntniß des Feldmarschall-Lieutenants Otto. Er hat an jenem Tage, von welchem das Schicksal von Tournay abhing, glänzende Proben seiner vorzüglichen Eigenschaften abgelegt". Hervorragendes Gedenken gebührt schließlich noch Otto's selbständig eingeleiteten Maßnahmen und seiner aufopfernden Thätigkeit bei Tourcoing am 17. und 18. Mai; denn dort hat O. zum Schutze des in große Gefahr gerathenen Centrums der alliirten Macht rechtzeitig eine wohlgewählte Stellung zwischen Lannoy und Leers besetzt, diese mit seinen Grenadieren und dem hessen-casselschen Leibregiment heldenmüthig vertheidigt und es hierdurch allein möglich gemacht, die geschlagenen Colonnen wieder zu sammeln. O., welcher erst auf Befehl des Kaisers die erwähnte Reserve-Stellung verließ und am 24. Mai zu Tournay für seine Leistungen bei Vaux am 17. April und Cateau Cambrésis am 26. April mit dem Ritterkreuze des Militär-Maria-Theresien-Ordens ausgezeichnet wurde, übernahm nun nach den innerhalb der alliirten Armee stattgehabten Trennungen einige leichte Truppen als Avantgarde-Commando des Prinzen Coburg. Den schweren Anforderungen dieser Stellung konnte jedoch der wiederholt verwundete, körperlich stark geschwächte General nicht lange mehr genügen; schon Ende Juni mußte O. vom Kriegsschauplatz gebracht werden, worauf er, da ihm die Aerzte die thunlichste Schonung empfahlen, 1795 um die Versetzung in den Ruhestand bat. Diese wurde ihm bei Belassung des vollen Gehalts bewilligt. Da sich aber der pflichterfüllte General nach einiger Erholung neuerlich 1796—1797 bei den Vertheidigungsmaßregeln in Böhmen, 1798—1800 bei einer Militär-Hof-Commission, 1801 beim Hofkriegsrathe verwenden ließ, so ernannte ihn der Kaiser im J. 1803 noch zum General der Cavallerie. Erst jetzt zog sich O. gänzlich vom Dienste zurück und schloß hiermit eine Thätigkeit, die mit den erreichten Erfolgen stets im besten Einklange stand; auch hat er sein hohes Ziel, den kaiserlichen Waffen, namentlich aber der kaiserlichen Cavallerie nützlich und dienstbar zu sein, in vollem Maße erreicht; denn was er im Hinblicke auf cavalleristische Bedürfnisse ersonnen und niedergeschrieben, wurde im Heere nicht nur verbreitet, sondern auch verwerthet, und auf dem Kampffelde war O. jederzeit ein Beispiel hehrer Tugenden, ein vorzüglicher Meister des kleinen Krieges, dabei aber überdies ein kluger, siegreicher Feldherr und glücklicher Berather.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterreich. 21. Th. Wien 1870. — Hirtenfeld, der Milit.-Maria-Theresien-Orden ꝛc. Wien 1857. — (Schels') Oest. milit. Zeitschr. 4. Bd. Wien 1842. — Amon, Gesch. d. k. k. Huf.-Rgts Nr. 4. Wien 1882. — Ow, Gesch. d. Erzh. Ferdinand 3. Huf.-Rgts. Saros-Patak 1843. Schz.

Ottokar I. (Přemysl Otakar), der vierte Sohn des im J. 1174 gestorbenen Königs Wladislaw II., ein Urenkel des ersten böhmischen Königs Wratislaw II., gelangte in einem für die Entwickelung Böhmens höchst kritischen Momente zur Regierung. Denn bei der großen Anzahl der Mitglieder des Přemyslidenhauses, die sich damals so vermehrt hatten, daß „wir nicht imstande sind, ihren genealogischen Zusammenhang allenthalben nachzuweisen", bei der gegenseitigen Eifersucht derselben und den eigenartigen Successionsnormen in Böhmen, die dem Adel einen mächtigen Einfluß auf die Besetzung des Herzogstuhles einräumten, schien es als sollte das Streben der Kaiser Friedrich I. und Heinrich VI., die Einheit des böhmischen Herzogthums aufzulösen und eine Anzahl reichsunmittelbarer Gewalten in diesem Lande zu schaffen, bald seine Erfüllung finden. Daß diese Eventualität nicht eintraf, war einerseits die Folge

des langjährigen Thronstreits, der nach Heinrichs VI. Tode in Deutschland eintrat, andererseits das Verdienst Přemysl Ottokars, der als kräftiger Realpolitiker die Gunst der Verhältnisse trefflich auszunützen verstand. In seiner Jugend sah er den Niedergang Böhmens, der mit der Resignation seines Vaters im J. 1173 anhob, dann die rasch aufeinander folgenden Regierungen seines Bruders Friedrich und seiner Vettern Sobieslaw und Otto Konrad und sah, wie ein Theil des böhmischen Reiches demselben entfremdet wurde — Mähren, welches Friedrich Barbarossa 1182 als Lehen des römischen Reiches und neue Markgrafschaft dem Herzog Otto Konrad verlieh. In wie weit er 1184 in den Streitigkeiten zwischen seinem Vetter Wenzel II., der auf den Thron zu gelangen suchte, und seinem Bruder Friedrich thätig gewesen, läßt sich nicht ermitteln; daß er für den letzteren aufgetreten, dürfte man schon daraus ersehen, daß ihn Friedrich im folgenden Jahre an die Spitze der Heeresmacht stellte, die er gegen Otto Konrad von Mähren entsandte, welchem man in Böhmen die Abtrennung Mährens zum Vorwurfe machte. Im Winterfeldzuge dieses Jahres gewann er die blutige Schlacht von Lodenitz (im Znaimer Kreise); dagegen stand er in dem Streite Friedrich's mit dem Prager Bischofe Heinrich Břetislaw, der den Anspruch erhob, ein vom Herzoge unabhängiger Reichsfürst zu sein und seinen Anspruch mit kaiserlicher Hilfe auch behauptete, im Hintergrunde. 1189 starb Friedrich, zwei Jahre später Otto Konrad und zur Regierung gelangte Wenzel II. Gegen den letzteren erklärte sich der reichsfürstliche Bischof Heinrich Břetislaw, der gegen das Versprechen der Zahlung einer Summe von 6000 Mark die Belehnung seine beiden Neffen Přemysl Ottokar's mit Böhmen und Wladislaw's mit Mähren am kaiserlichen Hofe auswirkte (1192). Da Přemysl Ottokar die versprochene Summe nicht zahlen konnte und überdies in der Fehde des ihm verwandten Grafen v. Bogen mit dem Grafen v. Ortenburg für den ersteren Partei ergriff und sich dem rheinischen Fürstenbunde gegen den Kaiser anschloß, so entsetzte ihn Heinrich VI. der Herrschaft und übergab dieselbe dem Bischofe Heinrich Břetislaw. Von Ottokars Anhängern gingen die meisten zu dem Bischof-Herzoge, der im folgenden Jahre auch Mähren gewann, über. Schon zu Ende 1196 machte Ottokar, unterstützt von dem Grafen v. Bogen den Versuch, Böhmen wieder in seine Hände zu bekommen, aber derselbe schlug fehl. Als dann im folgenden Jahre Heinrich Břetislaw „in der kaiserlichen Pfalzstadt“ Eger gestorben war, wählten die Großen Ottokar's Bruder, Wladislaw von Mähren, aber Ottokar zog mit seinen Anhängern gegen Prag und Wladislaw erklärte sich bereit, seinem Bruder die Herrschaft in Böhmen abzutreten und sich selbst mit Mähren zu begnügen. Mit dem Tode Heinrich's VI. trat auch in Böhmen ein wichtiger Wendepunkt ein: war es bisher der Reichspolitik gelungen, dem böhmischen Herzoge zwei neue reichsunmittelbare Gewalten an die Seite zu stellen: den Markgrafen von Mähren und den Bischof von Prag, so vertrugen sich nun die beiden bisher feindlichen böhmischen Brüder derart, daß innerhalb des Gesammtumfanges der böhmischen Erblande beide zugleich Fürsten sein sollten, was aber kaum anders möglich war, als daß Mähren, nachdem es 15 Jahre reichsunmittelbar gewesen, unter die Oberhoheit Böhmens kam und so die Einheit des letzteren wieder hergestellt wurde. Noch ehe dieser Vertrag zustande kam, hatte der Herzog Wladislaw auch das Prager Bisthum seiner reichsunmittelbaren Stellung entkleidet, indem er, ohne sich an das Wahlrecht der Geistlichkeit zu kehren, seinen Kaplan Milik mit dem Beinamen Daniel zum Bischof einsetzte. Da sah, wie ein Zeitgenosse, der Abt Gerlach v. Mühlhausen erzählt, „der Clerus zu seinem nicht geringen Schmerz, daß dieser Daniel in seinem bischöflichen Ornate knieend dem Herzoge Wladislaw den Lehenseid leistete, ganz im Widerspruch mit den kaiserlichen Privilegien und der alther gebrachten Freiheit“.

Die geänderte Stellung Böhmens fand auch bald ihren äußerlichen Ausdruck: Schon das Jahr darauf verlieh König Philipp auf dem Krönungstage zu Mainz dem Ottokar die königliche Würde. Was bisher nur eine persönliche Auszeichnung einzelner Herzoge gewesen war, blieb von nun an, wenn auch noch nicht erbliches Recht, doch erblicher Besitz. Seit dem J. 1198 ist Böhmen ein Königreich. Es war der Lohn dafür, daß Ottokar sich unter den ersten auf die Seite des Staufers gestellt hatte; im Uebrigen war er weit davon entfernt, seine Sache für immer mit der staufischen Partei zu verknüpfen, zumal da der Papst wirksame Mittel in der Hand hielt, um den Böhmenkönig für die Welfen zu gewinnen. Seit nahezu 20 Jahren war Ottokar mit Adela, einer Tochter des Markgrafen Otto von Meißen, vermählt und hatte mehrere Kinder mit ihr erzeugt, als er sie (1198) verstieß, sich mit Konstanze, der Schwester der ungarischen Könige Emerich und Andreas II., vermählte, und vom Papste die Auflösung des früheren und Anerkennung des neuen Ehebundes verlangte. Vom Prager Bischof verlassen, wandte sich Adela (1199) an den Papst Innocenz III., der aus politischen Motiven die Angelegenheit in überaus lässiger Weise betrieb, ganz im Gegensatze zu jenem schneidigen Auftreten, das er in einer ähnlichen Sache dem Könige von Frankreich gegenüber bekundete. Ein nicht weniger wirksames Mittel wendete der Papst an, als er das junge Königthum Ottokars in Frage stellte. So wenig man, schreibt er an „den Herzog" von Böhmen, Trauben von Dornen lesen oder aus Stein Honig saugen kann, so wenig könne Philipp eine Krone verleihen. Endlich schwebte auch noch der Streit, den die böhmischen Gegner des Bischofs Daniel vor der Curie anhängig gemacht hatten (1199): Vom Papste hing es ab, ob sich der Prager Bischof unter die böhmische Landeshoheit beugen oder Reichsfürst sein solle. Unter diesen Umständen konnte der Notar des päpstlichen Stuhles schon im September 1201 den König Ottokar zu den „Unsrigen" (nobiscum) zählen. Aeußerlich freilich gehörte dieser in die Reihe der Fürsten, die sich noch zu Anfang 1202 für Philipp erklärten. Bereits am 5. Mai 1202 war die Frage des Prager Bisthums im Sinne des Königs entschieden. Dem Cardinallegaten Guido, der während des Winters 1202/3 in Prag verweilte, gelang es, den Böhmen ganz für Otto IV. zu gewinnen und dieser erhielt an ihm eine derartige Hilfe, daß Philipp vor seinem Gegner zurückweichen mußte. Philipp sprach nun Böhmen dem Könige Ottokar ab und belehnte einen Vetter desselben, Theobald III., der damals aus Böhmen verbannt war und in Magdeburg die Schule besuchte. Otto IV. erhob nun auch seinerseits den neuen Verbündeten zum Könige, der hierauf von dem Cardinallegaten Guido am 24. August 1203 zu Merseburg gekrönt wurde. Innocenz III. erkannte die königliche Würde Ottokars an und war auch geneigt auf die von diesem beabsichtigte Loslösung des Bisthums Prag von der Mainzer Metropole und die Erhebung Prags zum Erzbisthum einzugehen. Schon im folgenden Jahre wandte sich das Glück der Waffen gegen Otto IV. und den Böhmenkönig. Als der letztere seinem Verbündeten, dem von Philipp bedrängten Landgrafen von Thüringen zu Hilfe zog, rückte Philipp mit seiner ganzen Macht gegen Ottokar vor, der einen schmählichen Rückzug antreten mußte. Durch einen Kriegszug nach Mähren geschwächt und von seinen böhmischen Gegnern, den Anhängern der „Theobalde" bedrängt, suchte er die Gnade Philipp's nach, stellte Geiseln und zahlte 7000 Mark Schadenersatz. Theobald und seine Brüder wurden aus der Verbannung zurückberufen und mit ihren väterlichen Theilfürstenthümern ausgestattet (1205). Im folgenden Jahre fand die Verlobung Wenzel's, des Sohnes Ottokar's, mit Kunigunde, der Tochter Philipp's statt. Ottokar blieb nun dem staufischen Hause treu und stand, als Philipp durch

Meuchelmord gefallen und Otto IV. allseitig als König anerkannt wurde, dem letzteren lange Zeit kühl gegenüber, ja er verlangte, bevor er ihn anerkannte, von dem Papste bestimmte Zusagen rücksichtlich seines Ehescheidungsprocesses. Als nach der Kaiserkrönung Otto's IV. die Freundschaft zwischen Papst und Kaiser einer erbitterten Feindschaft Platz machte, gelang es dem ersteren leicht, den Böhmenkönig auf seine Seite zu ziehen; denn noch hatte er in der Ehescheidungssache das letzte Wort nicht gesprochen, und als dann Adela am 2. Februar 1211 starb, ohne daß ihr auf Erden Recht geworden wäre, lebte noch ihr und Ottokar's Sohn Wratislaw als eine beständige Drohung für die Kinder Ottokars aus zweiter Ehe. Daher schloß sich dieser ohne Zaudern an Friedrich II. an, wogegen Otto IV. dem böhmischen Könige, dessen Vorgehen in Böhmen selbst nicht allgemeinen Beifall fand, Böhmen absprach und es Adelens Sohn Wratislaw zuerkannte. Um so fester hielt Ottokar zu Friedrich II. und die ersten wichtigeren Verfügungen, die dieser auf deutscher Erde traf, galten dem Böhmen. Schon am 26. September 1212 sicherte er in Basel demselben die königliche Würde für immer zu und normirte die Rechte des böhmischen Königs dem Kaiser gegenüber. Namentlich wurde dem König Ottokar der Besitz aller Gebiete zugestanden, die ehedem zu Böhmen gehört hatten und demselben auf irgend eine Weise entfremdet worden waren; auch erhielt er das Recht der Investitur der Bischöfe des Königreiches. Böhmen stand nun mächtiger da als jemals früher. Um den im Lande üblichen Thronstreitigkeiten ein Ende zu machen, ließ er im J. 1216 seinen Sohn Wenzel zum Nachfolger wählen und die Wahl durch den Kaiser bestätigen. Daß er die alte Senioratserbfolge, die wie man meint in Böhmen seit anderthalb Jahrhunderten bestand, abgeschafft und die Primogeniturerbfolge eingeführt habe, ist eine unrichtige Behauptung, die man leider noch in allen Werken über böhmische Geschichte liest. Indem Ottokar seinen Sohn wählen und die Wahl vom Kaiser bestätigen ließ, beseitigte er die Ansprüche seines älteren Sohnes, jenes Wratislaw, den Otto IV. früher belehnt hatte. Durch diese Wahl fand sich übrigens auch die přemyslidische Seitenlinie der „Theobalde“ verkürzt. Theobald III. versuchte eine Schilderhebung, bei der er umkam. Seine (5) Söhne gingen (1222) ins Exil nach Schlesien, wo ihr Stamm nach einem Menschenalter erlosch. Von den Přemysliden, über deren übergroße Zahl — und sie alle wollten herrschen — einstens der „böhmische Herodot“ Cosmas von Prag lebhafte Klage geführt, blieben allmählich nur Ottokar und seine nicht eben zahlreiche Nachkommenschaft übrig; es fehlte nun der Grund zu den vielen Thronstreitigkeiten, die es früher in Böhmen gab; die Consolidirung des Reiches machte daher von Neuem wesentliche Fortschritte. Noch in demselben Jahre gerieth Ottokar mit Andreas, dem weniger gefügigen Nachfolger des 1214 gestorbenen Bischofs Daniel II., in einen Streit, dessen Genesis und einzelne Phasen nicht völlig klar zu Tage liegen. Nach den Urkunden handelte es sich um Zerwürfnisse in Betreff der bischöflichen Competenz. Der Kampf endete (am 2. Juli 1221) damit, daß dem Bischofe in wesentlichen Dingen Concessionen gemacht wurden. Von einer Wiederherstellung der Reichsunmittelbarkeit des Bischofs war selbstverständlich keine Rede mehr. Ueber die Regierung Ottokars in den nächsten Jahren ist wenig bemerkenswerthes überliefert. Er war der erste Přemyslide, der in umfassender Weise deutsche Bauern und Bürger ins Land rief und sie mit deutschem Rechte bewidmete, eine Sache, die auch von den geistlichen Corporationen des Landes und vom Adel emsig betrieben wurde. Nach dem Tode seines Bruders Wladislaw Heinrich von Mähren (1222) ließ er dies Land durch zwei Jahre in seinem eigenen Namen verwalten und gab es dann seinem zweiten Sohn Wladislaw. Nach dessen Tode (1226) kam Mähren neuerdings unter die unmittelbare Regierung des

Königs. Aus demselben Grunde, der ihn einstens bewog, seinen Sohn Wenzel zu seinem Nachfolger wählen zu lassen, krönte er denselben noch bei seinen Lebzeiten (1228) zum Könige von Böhmen und nun wurde der jüngste Sohn Ottokars Přemysl zum Markgrafen von Mähren ernannt. Ottokar selbst entsagte damit nicht der Regierung, die er vielmehr mit seinen Söhnen theilte. Er starb am 15. December 1230 und hinterließ das Reich, das er in dem Zustande arger Zerrüttung übernommen und das seiner förmlichen Auflösung entgegen ging, als eine in sich geeinte, Achtung gebietende Macht.

Palacky, Gesch. von Böhmen. I. und II. Bd. — Schlesinger, Geschichte Böhmens. — Schlesinger, die Deutschböhmen und die přemyslidische Regierung im V. Bd. der Mitth. d. Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen. — Höfler, kritische Wanderungen durch die böhmische Gesch. Ebenda. VII. Bd. — Dudik, Gesch. Mährens. IV. Bd. — Winkelmann, Philipp von Schwaben u. Otto IV. von Braunschweig. 1. u. 2. Bd. — O. Abel, König Philipp der Hohenstaufe. — Schirrmacher, Kaiser Friedrich II. 1. Bd. — Winkelmann, Gesch. Kaiser Friedrichs II. — Huber, Gesch. Oesterreichs. 1. Bd. — Krones, Handbuch d. Gesch. Oesterreichs. 1. Bd. Loserth.

Ottokar II., König von Böhmen: O. II. oder wie er bis zur Erwerbung von Oesterreich hieß, Přemysl, der zweite Sohn des Königs Wenzel I. von Böhmen und der Kunigunde, Tochter des römischen Königs Philipp, wurde um das Jahr 1230 geboren. Nachdem sein älterer Bruder Wladislaw am 3. Januar 1247 gestorben war, erhielt er von seinem Vater die Regierung der Markgrafschaft Mähren. Schon im Jahre darauf verband sich der ehrgeizige Jüngling mit den böhmischen Großen, welche sich gegen den König Wenzel, einen entschiedenen Parteigänger des Papstes in dessen Kampfe gegen den Kaiser Friedrich II., erhoben hatten. Am 31. Juli 1248 leisteten ihm die Barone die Huldigung. Auch der Bischof von Prag mit einem Theil der Geistlichkeit schloß sich ihm an. Wenzel selbst sah sich gezwungen, im Herbste seinen Sohn zum Mitregenten anzunehmen. Doch war er nicht gewillt, den ihm abgenöthigten Vertrag zu halten. Unterstützt durch den böhmischen Klerus, den der Papst wegen seiner Begünstigung der Aufständischen, wie alle Anhänger Ottokars, mit den strengsten kirchlichen Strafen bedrohte, wie durch ungarische Hilfstruppen und päpstlich gesinnte Oesterreicher sammelte Wenzel eine bedeutende Macht und brachte damit am 5. August 1249, wie es heißt durch Verrath einiger Bürger, Prag in seine Gewalt. Schon am 16. August unterwarf sich O. selbst der Gnade seines Vaters, der ihm anfangs wieder den Besitz Mährens überließ, bald aber ihn festnehmen und einige Zeit gefangen halten ließ. Kurz darauf trat in seiner Parteistellung ein gänzlicher Wechsel ein. Sobald er zur Ueberzeugung gelangte, daß die Sache der Staufer eine verlorene sei, verließ auch er das sinkende Schiff. Auch glaubte er die Herzogthümer Oesterreich und Steiermark, die nach dem Aussterben des babenbergischen Hauses dem Reiche heimgefallen waren, aber nach dem Tode des Kaisers Friedrich II. fast als herrenloses Gut angesehen wurden, am leichtesten mit Hilfe des Papstes und seiner Anhänger, besonders der einflußreichen Kirchenfürsten, in seine Hände bringen zu können. In der That erhielt O. im Jahre 1251 von Seite einzelner österreichischer Adeliger eine Einladung zur Besitznahme ihres Landes. Diesem Rufe Folge leistend nahm er den Titel eines Herzogs von Oesterreich an und zog in der ersten Hälfte des November über Budweis nach Linz und von da gegen Wien, wo er bereits am 12. December angelangt war. Der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Passau und Freising und die hervorragendsten österreichischen Adeligen finden wir an seiner Seite. Nirgends hatte man ihm Widerstand geleistet. Da aber doch viele Oesterreicher mit Liebe an

den noch lebenden weiblichen Gliedern des Hauses Babenberg hingen und auch die reichen Allodialgüter desselben jenen zugefallen waren, so entschloß sich O. am 11. Februar 1252, der Schwester des letzten Babenbergers, Margaretha, der Wittwe des römischen Königs Heinrich (VII.), die Hand zu reichen, obwol sie fast doppelt so alt war wie er. Wegen der zwischen beiden bestehenden Verwandtschaft ertheilte später der Papst Dispens, als O. am 17. September 1253 geschworen hatte, der römischen Kirche und dem jeweiligen Papste, wie auch dem römischen Könige Wilhelm, so lange er in der Ergebenheit gegen die Kirche und in deren Gunst verbliebe, Beistand zu leisten. Wahrscheinlich im September 1252 drang er dann in die Steiermark ein und gelangte bis Graz. Doch scheint der steirische Adel sich noch meist von ihm fern gehalten zu haben. Ueberhaupt sollte O. doch nicht ohne Kampf in den bleibenden Besitz der österreichischen Herzogthümer gelangen. Bela IV. von Ungarn hatte ebenfalls dieselben an sich zu bringen gesucht und war auch vom Papste, der dessen Unterstützung gegen den Kaiser zu gewinnen wünschte, bei seinen Bestrebungen ermuntert worden. Als nun O. Oesterreich besetzte, unternahm der ungarische König im Juni 1252 mit zahlreichen Truppen verheerende Einfälle in Oesterreich und Mähren. Im folgenden Jahre wurde der Angriff auf diese Länder erneuert, während gleichzeitig Bela's Bundesgenossen, die Herzöge von Krakau, Oppeln und Halitsch, gegen Troppau, der Herzog von Baiern nach Oberösterreich vordringen sollten. Allein auch diesmal gelang es dem ungarischen Könige und seinen Verbündeten nicht, in den heimgesuchten Ländern dauernde Eroberungen zu machen. Zugleich trat der Papst, der nicht wünschen konnte, daß seine eigenen Anhänger sich untereinander zerfleischten, als Vermittler auf und suchte beide Theile durch eine Theilung der babenbergischen Länder zu befriedigen. Da O. nach dem Tode seines Vaters auch König von Böhmen wurde, also seine Macht bedeutend verstärkt wurde, andererseits aber doch kaum hoffen konnte, die Steiermark, wo in letzter Zeit Bela IV. vom größeren Theile der Adeligen als Herr anerkannt worden war, mit Gewalt erobern zu können, so kamen beide Könige dem Wunsche des Papstes entgegen. Am 3. April 1254 wurden in Ofen die Friedenspräliminarien unterzeichnet. O. behielt Oesterreich und jene steierischen Gebiete, die nördlich vom Semmering und dem von diesem westwärts sich hinziehenden Gebirge lagen, also Wiener Neustadt mit Pütten und dem Traungau, Bela den übrigen Theil des Herzogthums Steiermark. O. benutzte aber die erste Gelegenheit, um sich auch dieses Landes zu bemächtigen. Den Anlaß bot der Streit zwischen dem erwählten Erzbischofe Philipp von Salzburg, einem Bruder des Herzogs Ulrich von Kärnten, und dem dortigen Domcapitel, das ihn, weil er sich nicht weihen ließ, absetzte und den Bischof Ulrich von Seckau wählte. Da dieser Hilfe von Ungarn erhielt, Ulrich und Philipp von Kärnten, Ottokars Verwandte, aber in den Ofener Frieden aufgenommen worden waren, so unterstützte der böhmische König die Steirer, welche sich Ende 1259 gegen die Herrschaft der Ungarn empörten und nun in Verbindung mit österreichischen Truppen diese aus dem größten Theile des Landes vertrieben. Die Niederlage, welche das ungarische Heer am 12. Juli 1260 bei Kroissenbrunn auf dem Marchfelde durch O. erlitt, nöthigte den König Bela, auch auf die Steiermark zu verzichten. Als O. sich im Besitze der ganzen babenbergischen Erbschaft gesichert sah, verstieß er im October 1261 seine Gemahlin Margaretha, weil sie ihm keine Kinder gebar und weil der Papst Alexander IV. im Jahre vorher wohl seinen natürlichen Sohn Nikolaus legitimirt, aber die Clausel beigefügt hatte, daß er dadurch nicht auch zur Nachfolge in Böhmen berechtigt sein sollte. Wenige Tage darauf vermählte

..ch mit einer Enkelin Belas IV. von Ungarn, Kunigunde, Tochter Rastislaw. ..on Halitsch. Um sich aber doch einen Rechtstitel auf die österreichischen Länd.. zu verschaffen, beschloß O. sich an einen der damaligen deutschen Schattenköni.. zu wenden. Bisher hatte er sich wenig um das Oberhaupt des Reiches ge.. kümmert. Trotz des im September 1253 geschworenen Eides hatte er nicht.. zur Unterstützung Wilhelms von Holland gethan, ja es nicht einmal für de.. Mühe werth gehalten, sich von demselben belehnen zu lassen. Als dann Wi.. helm im Kampfe gegen die Friesen den Tod fand und nun ein Theil der Kur.. fürsten sich von Richard von Cornwallis, der andere von Alfons von Castilie.. erkaufen ließ, spielte O. eine so eigenthümliche Rolle, daß man nothwendig au.. den Gedanken kommen muß, er habe absichtlich eine Doppelwahl befördert, un.. Deutschland zu schwächen und so ungehindert seine ehrgeizigen Vergrößerungs.. pläne verfolgen zu können. Seine Gesandten traten nämlich der Wahl Richards.. die am 13. Januar 1257 vorgenommen wurde, gewiß nicht ohne Weisunge.. von seiner Seite, einige Tage nachher bei und andererseits ertheilte er auc.. Vollmacht zur Wahl des castilischen Königs, die am 1. April erfolgte. Nähe.. getreten ist er dem einen so wenig wie dem andern. Als dann anfangs 126.. mehrere Kurfürsten den jungen Konradin von Schwaben auf den Thron e.. heben wollten, hintertrieb O. die Ausführung dieses Planes, indem er ihn de.. Papste denuncirte. Erst nach der Verstoßung seiner Gemahlin, am 9. Augu.. 1262, ließ er sich von Richard mit den böhmischen und österreichischen Länder.. belehnen, freilich in einer ganz unzulässigen Form, indem Richard dies nu.. brieflich und ohne Zustimmung der Fürsten that. Als dieser 1265 dem böhmische.. Könige den Schutz der rechtsrheinischen Reichsgüter gegen Konradin von Schwabe.. übertrug, bot ihm dies Gelegenheit, sich eine gewisse Schutzhoheit über die Reichs.. stadt Eger zu verschaffen. Auch als später, nach Konradins Tode, die deutsche.. Kurfürsten wieder der kaiserlosen Zeit durch die Wahl eines allgemein aner.. kannten Königs ein Ende zu machen suchten, war es O., der diese Absicht de.. Papste meldete, welcher gleich energisch dagegen auftrat. Die Schwäche Deutsch.. lands benutzte O., um auch das letzte der südostdeutschen Herzogthümer, Kärnten, nach dem kinderlosen Tode des Herzogs Ulrich (27. October 1269) an sich zu bringen. Obwol dieses Land nach einem Privilegium des Königs Wilhelm an Ulrichs Bruder Philipp hätte fallen sollen, nahm doch O., der sich von jenem hatte zum Erben einsetzen lassen, Kärnten und den dazu gehörigen Theil vo.. Krain Ende 1270 mit Waffengewalt ein. Die Ungarn, welche diese neu.. Machtvergrößerung des böhmischen Königs verhindern wollten und sich Philipp.. von Kärnten annahmen, wurden in wiederholten Kriegen (1271 und 127.. besiegt, mehrere Städte im westlichen Ungarn von O. behauptet. Im Herb.. 1273 stand O. auf dem Gipfel seiner Macht. Alle seine Nachbarn waren ge.. demüthigt oder mit ihm befreundet. Sein Reich dehnte sich über den ganze.. Osten Deutschlands vom Erz- und Riesengebirge bis zur Adria aus, wo er da.. Patriarchat von Aquileja ganz von sich abhängig gemacht hatte. Durch Her.. stellung einer gesicherten Ordnung, durch Begünstigung der deutschen Colonisation. des Bergbaus und Handels, durch Gründung von Städten und Anlegung neue.. Dörfer förderte er auch die materielle Blüthe seiner Länder. Der Tod de.. machtlosen Richard von Cornwallis und die Wahl Rudolfs von Habsburg zu.. römischen Könige (am 1. October 1273) führte in der Geschichte Ottokars ein.. entscheidende Wendung herbei. Dieser hatte wahrscheinlich seine eigene Wa.. gewünscht, seine Bevollmächtigten gegen die Erhebung Rudolfs Protest erhoben. Er hatte seine Monarchie durch geschickte und rücksichtslose Ausbeutung de.. Schwäche Deutschlands gegründet und war zu mächtig, als daß er sich einen andern Herrscher hätte unterordnen können. Er mochte es selbst fühlen, da..

sein Reich und ein kräftiger deutscher König unmöglich neben einander bestehen könnten. Daher war er wol von Anfang an entschlossen, Rudolf nicht anzuerkennen, obwol ein schneller Anschluß an diesen noch die einzige Möglichkeit geboten hätte, die Bestätigung seiner Erwerbungen durch die Reichsgewalt zu erlangen. Er arbeitete beim Papste darauf hin, daß dieser der Wahl Rudolfs seine Genehmigung versage oder daß wenigstens eine Entscheidung in seinem Streit mit Rudolf für eine lange Zeit verschoben werde. Er erbot sich, wenn er sechs Jahre gegen jeden Angriff von Seite Rudolfs sicher gestellt würde, nach vier Jahren einen Kreuzzug zu unternehmen und sich nach seiner Rückkehr bezüglich seines Besitzstandes dem Urtheilsspruche des Papstes zu unterwerfen. Allein gerade um einen allgemeinen Kreuzzug zustande zu bringen, wünschte der Papst Gregor X. dem Könige Rudolf die allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Er bot daher dem böhmischen Könige nur für den Fall seine Vermittelung an, wenn er sich Rudolf einfach unterwerfe. Als O. dies ablehnte, ließ er den Dingen ihren Lauf. Schon im November 1274 erfolgte auf einem deutschen Reichstage in Nürnberg der Ausspruch, daß der König alle seit 1245 dem Reiche heimgefallenen Besitzungen an sich ziehen dürfe und daß O., weil er binnen Jahr und Tag die Belehnung nicht eingeholt habe, alle Rechte darauf verloren habe. Da er auf wiederholte Vorladung sich nicht stellte, wurden ihm im folgenden Mai die südostdeutschen Herzogthümer ausdrücklich abgesprochen. Schon im Sommer 1274 hatte Rudolf auch mit dem Erzbischofe Friedrich von Salzburg und mit anderen in den Ländern Ottokars begüterten und von ihm in ihren Besitzungen beeinträchtigten Kirchenfürsten Unterhandlungen angeknüpft, um einen Aufstand hervorzurufen, was um so leichter möglich war, als O. durch seine Härte sich viele Adelige zu Feinden gemacht hatte. Doch wurde eine Erhebung niedergeworfen und strenge bestraft, die Bischöfe theils durch Confiscation ihrer Güter, theils durch Waffengewalt zum Frieden gezwungen. Am 24. Juni 1276 kündigte aber Rudolf selbst dem böhmischen Könige den Krieg an, indem er zugleich über ihn und seine Anhänger die Reichsacht aussprach. Der Erzbischof von Salzburg entband alle Unterthanen desselben vom Eide der Treue, ja bedrohte sie mit dem Banne, wenn sie ihm noch Hilfe leisteten. O. erwartete einen Angriff Rudolfs auf Böhmen selbst und hatte daher sein Heer bei Tepl aufgestellt. Rudolf hatte auch in der That über Eger vorzudringen beabsichtigt. Als es ihm aber gelang, den Herzog Heinrich von Niederbaiern, der früher auf Ottokars Seiten gestanden, zu einem Bündnisse zu bewegen, schwenkte er von Nürnberg plötzlich nach Süden ab und drang unaufhaltsam gegen Wien vor, während sein Freund Graf Meinhard von Tirol und dessen Bruder Albert von Görz, unterstützt durch eine Erhebung des Adels, die Herzogthümer Kärnten und Steiermark in ihre Gewalt brachten. O. kam erst auf dem Marchfelde an, als die Gebiete südlich von der Donau bis auf Wien bereits verloren waren. Da nun in seinem Rücken auch die mächtigsten böhmischen Adeligen sich empörten, so schloß er am 21. November 1276 mit Rudolf den Frieden von Wien, nach welchem er auf Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain und Eger verzichtete und nur Böhmen und Mähren und unter dem Titel einer Mitgift für Rudolfs Tochter Guta, die zur Gemahlin seines Sohnes Wenzel bestimmt ward, auch Oesterreich nördlich von der Donau behielt, wenn dieses nicht mit 40,000 Mark Silber abgelöst würde. Bei der Ausführung des Friedens ergaben sich indessen bald Schwierigkeiten, da jede Partei die einzelnen Artikel zu ihren Gunsten auszulegen suchte. Obwol durch zwei Verträge vom 6. Mai und 12. September 1277 die wichtigsten Streitfragen gelöst wurden, so führte doch O. dadurch einen Bruch herbei, daß er den böhmischen

Adeligen, die sich 1276 gegen ihn erhoben hatten, die ihnen im Wiener Frieden zugesicherte Amnestie verweigerte. Beide Theile suchten Bundesgenossen. O. gewann für sich die schlesischen und polnischen Fürsten, die Markgrafen von Brandenburg und von Meißen und den Herzog von Niederbaiern und brachte auch einige österreichische Adelige und einen der einflußreichsten Wiener Bürger auf seine Seite. Rudolf, der die in Oesterreich angezettelte Verschwörung früh genug entdeckte, schloß ein Bündniß mit Ladislaus IV. von Ungarn, der mit Unterstützung Rudolfs die von O. eroberten Grenzstädte wieder an sich zu bringen suchte. O., der ein tapferer Soldat, aber kein hervorragender Feldherr war, beging den Fehler, daß er die Offensive, zu der er sich im Sommer 1278 entschloß, weder rasch noch energisch verfolgte. Statt sobald als möglich wenigstens bis zur Donau vorzudringen und an diesem Flusse eine feste Vertheidigungslinie zu gewinnen, hielt er sich wochenlang mit der Belagerung einzelner Grenzplätze auf, deren Eroberung für den Gang des Krieges doch nicht entscheidend werden konnte. Dadurch erhielt Rudolf Zeit, nicht blos die Oesterreicher, Steirer, Kärntner und Salzburger, sondern auch schwere Reiterei aus dem südwestlichen Deutschland an sich zu ziehen. Nachdem sich dieser dann auch mit dem zahlreichen ungarischen Heere vereinigt hatte, griff er am 26. August 1278 die Armee Ottokars zwischen Dürnkrut und Drösing an der March an. Lange war der Ausgang des Kampfes zweifelhaft, ja anfangs wurden sogar die Truppen Rudolfs zurückgedrängt. Da gab eine Abtheilung schwerer Reiterei, welche dieser als Reserve aufgestellt hatte, den Ausschlag. Die Böhmen erlitten eine vollständige Niederlage; O. selbst wurde, da er, als alles verloren war, noch fortkämpfte, völlig erschöpft gefangen und gegen alle Rittersitte vom Truchseßen Berthold von Emerberg und anderen persönlichen Feinden ermordet. Mit ihm sank auch der Plan, eine böhmische Großmacht unabhängig von Deutschland zu gründen, für immer ins Grab.

Die Quellen für die Geschichte Ottokars II. sind von Joh. Friedr. Böhmer im „2. Ergänzungsheft zu den Regesten des Kaiserreichs von 1246 bis 1313" S. 425—456 zusammengestellt; die einschlägigen Urkunden in den Regesta Bohemiae edd. Erben-Emler T. I. II. gedruckt. — Vgl. die neueren Darstellungen bei Palacky, Geschichte Böhmens, II. Bd., 1. Abth. — Kopp, Reichsgeschichte, I. B. — O. Lorenz, Deutsche Geschichte I. u. II. — B. Dudik, Geschichte Mährens, V. u. VI. Bd. — A. Huber, Geschichte Oesterreichs, I. Bd. A. Huber.

Ottokar v. Steiermark: s. Traungau, Graf von.

Ottokar, der österreichische Reimchronist, geb. um die Mitte des 13. Jahrhunderts, in den letzten Decennien der ersten Hälfte desselben, † nach 1309, da er noch Ereignisse dieses Jahres, so die Empörung der Wiener gegen die österreichischen Herzöge, Kaiser Albrechts I. Söhne, im Herbste dieses Jahres, am Schluße seiner Chronik erzählt. Der ihm von Wolfgang Lazius († 19. Juli 1565) in seinem Werke „Commentariorum in Genealogiam Austriacam libri duo" (Basel 1564) S. 233 bescheerte Beiname von Horneck, durch welchen er einem namhaften steiermärkischen Ministerialengeschlechte beigesellt wurde, beruht auf einer ganz bodenlosen Conjectur, wie schon Hieronymus Pez, der bekannte Melker Benedictiner und verdienstvolle Herausgeber der „Scriptores rerum austriacarum" in seiner ersten und bisher einzigen Ausgabe der Reimchronik Ottokars (III. Bd. 1745) in zurückhaltender Weise bemerkt, ein Forscher, dessen Untersuchungen über die Lebens- und Zeitumstände unseres Chronisten durch Schacht, insbesondere aber durch die sorgfältigen kritischen Arbeiten eines Th. Jacobi und Ott. Lorenz nur in wenigen Einzelheiten ergänzt und berichtigt

werden konnten. Pez hat die beiden Stellen, auf welche etwa Lazius seine nicht näher begründete Conjectur stützen mochte: Cap. 50 (S. 64) und 714 (nicht 704, was in der Pez'schen Ausgabe S. 667 ein Druckfehler ist) als eine Begründung derselben durchaus nicht gelten lassen können. Denn dort (S. 64) ist „von Harnekch herr Albrecht" eben nur erwähnt und hier (S. 666) „Fridrich was er genannt, geporn von Harnegk" (= Horneck) als Krieger in der Heerschaar Ulrichs von Walsee im Kampfe Kaiser Albrechts I. wider die rheinischen geistlichen Fürsten auch nur angeführt, ohne daß sich irgend ein Wink auf einen Familienzusammenhang zwischen diesen beiden Horneckern und unserem Reimchronisten daraus ergeben würde". Pez begnügt sich daher, die Laz'sche Conjectur mit der Bemerkung abzulehnen: „Nachdem ich die ganze Dichtung auf das fleißigste durchgearbeitet, kann ich mich nicht bejahend aussprechen" (integro poemate diligentissime expenso affirmate pronuntiare non possum). Denn, daß er ihr nicht Glauben schenkte, beweist auch seine weitere Untersuchung. Wenn Lazius meine, O. sei ein „adeliger Ritter der Steiermark (nobilis eques Styriae) gewesen, so möchte er von Herzen gern dem zustimmen, wenn dies nur durch irgend ein taugliches Zeugniß des Chronisten selbst oder eines andern Schriftstellers dargethan würde". Er glaubt jedoch (S. 4 der Praefatio) eher annehmen zu sollen, daß O. kein Ritter, sondern der Client eines Ritters oder edeln Grafen war und in dieser Eigenschaft der Iglauer Verlobungsfeier zwischen den Kindern Rudolfs I. und des gefallenen Böhmenkönigs Ottokar (Spätjahr 1278) beiwohnte. Allerdings schwächt er seine eigene, richtige Anschauung (S. 5) durch den Ausspruch ab: „Ich möchte nicht schlechterdings läugnen, daß er edler Geburt war, indem ich dahin durch verschiedene Conjecturen, die hier einzeln anzuführen, ich für überflüssig erachte, darauf geführt wurde". Pez erkannte auch, daß O. ein Steiermärker gewesen sein muß, oder sich mindestens, während er seine Reimchronik schrieb, im Lande aufhielt, wie dies beispielsweise aus den Capiteln XI (S. 29) und 664 (S. 609) hervorgehe, indem an erster Stelle sich der Ausdruck „hie ze Steyer", an zweiter „dicz lant" (Steiermark unter der Herrschaft König Bela IV. und dessen Sohnes Stefan V.) vorfinde. Desgleichen konnte ihm sein dienstlicher Verband mit dem angesehenen Ministerialen der Steiermark, Herrn Otto v. Liechtenstein (s. A. D. B. XVIII, 618—620, † wahrscheinlich am 14. November 1311), Sohn des bekannten ritterlichen Minnesängers Ulrich († 1275 oder 1276, s. Art. Schönbachs a. a. O. S. 620 bis 623) nicht entgehen, da denselben die maßgebende Stelle der Reimchronik (Cap. 68, S. 81, z. J. 1261) klar bezeugt: „... Wann mein herr Ott von Liechtenstein — Der tugenthaft vnd rain — Den ich mit dinst mein — Vnd mit trewen pin holt" — .... Auf Grundlage der Codices der Reimchronik sprach sich Pez in Bezug der Entstehung des weitschichtigen Reimwerkes, insbesondere mit Bezug auf die Capitel 28 und 34 (S. 37 und 48) dahin aus, daß der erste Haupttheil desselben, mit welchem der eine Codex Vindobonensis abschließt, um 1295 geschrieben sein müsse, da er in dem erstangeführten Capitel von den Kämpfen der arragonesischen Fürstensöhne Friedrich und Peter (richtiger: Jakob) um Neapel handle, die 1295 ihr Ende durch den Frieden derselben mit König Karl von Neapel (aus dem Hause Anjou) gefunden hätten, und an der zweiten Stelle von Ulrich v. Heunburg als Lebendem spreche, dessen Wittwe Agnes jedoch in (dritter) Ehe mit Herzog Meinhard v. Kärnten verbunden gewesen wäre, der bekanntlich 1295 (1. November) starb. Jacobi konnte nun leicht den Nachweis führen, daß Pez in seinen Schlußfolgerungen geirrt habe, da jene Kämpfe um Neapel bis 1302 währten; andererseits Ulrich v. Heunburg seine Gattin überlebte, und diese somit (11. Januar 1295 verstorben) unmöglich eine neue Ehe mit dem Görzer Meinhard eingehen konnte, was auch

außer Pez Niemand quellenmäßig behaupten wird; wir kennen eben nur eine einzige Gattin dieses Görzers, Elisabeth, Witte Kaiser Konrads IV. († 1273). (Wenn Jacobi den Tod Ulrichs v. Heunburg als unbekannt voraussetzt, so muß dies dahin berichtigt werden, daß der Heunburger noch 1302 urkundet, und 1308 als sein Todesjahr ziemlich feststeht.) Es läßt sich somit für die Abfassungszeit jenes Haupttheiles aus den angezogenen Stellen der Reimchronik für die Zeit um 1295 keineswegs ein stichhaltiger Anhaltspunkt gewinnen. Wie eingehend und scharfsinnig auch Jacobi die Ergebnisse eines Pez zu ergänzen und richtig zu stellen bemüht war, so hat er doch mehr negative als positive Ergebnisse für die fragliche Abfassungszeit gewinnen können, und seine damit gegründete Ansicht unterliegt manchen gegründeten Bedenken. Jacobi ist nämlich der Meinung, daß vor 1290 überhaupt gar nichts von dem großen Reimwerke vorhanden war, sondern daß es höchst wahrscheinlich nach 1300 unter die Feder kam und in einem ausgiebigen Stücke des ersten Haupttheiles (Cap. 1—651) sogar nach 1308 abgefaßt erscheint, während der zweite Haupttheil (Cap. 652 bis 814) um die gleiche Zeit begonnen wurde und jedenfalls vor 1317 geschrieben sein müsse, da der von O. im 755. Cap. als noch lebend erwähnte „Meister Frauenlob“ (Heinrich v. Meißen) 1317—18 starb. Ott. Lorenz trat dieser Ansicht mit gewiegten Bedenken entgegen und hat mit besonderem Hinweise auf den eingeschalteten Bericht über die Belagerung von Accon, der nicht vor 1303 geschrieben sein kann (Cap. 405—465, S. 388—467 bei Pez), und an ein zum Jahre 1291 gehörendes Ereigniß (Cap. 404) unmittelbar angereiht wird, richtigen Blickes die wahrscheinliche Genesis des weitschichtigen Werkes erkannt. Nach ihm hat „der Dichter bald nach dem Sturze König Ottokars, nach der Ankunft der Habsburger in Oesterreich zu seinem Werke aufgefordert, dasselbe bis zum Jahre 1291 gefördert. Hierauf behandelte er nur in Absätzen und wie ihm aus der Fremde der Stoff zukam, vielleicht unter besonderem Titel zeitgenössische Ereignisse. Endlich aber scheint er später einen neuen Anlauf genommen, das letzte Jahrzehnt des XIII. und das erste des XIV. Jahrhunderts aus mancherlei gelegentlichen Arbeiten zusammengefügt und mit der ursprünglichen Reimchronik vereinigt zu haben. Auch sei nicht unmöglich, daß diese Zusammenstellung, die Auffindung der Capiteiüberschriften und die Einfügung der fremden Berichte Sache eines späteren Schreibers war“ (da sämmtliche bekannte Codices und auch Bruchstücke von der Abfassungszeit ziemlich weit abliegen). „Der Charakter der späteren Capitelüberschriften möchte vielleicht eine solche Annahme begünstigen. Wann O. durch den Tod in seiner Arbeit unterbrochen wurde, lasse sich natürlich in keiner Weise feststellen, doch werde er kaum das Jahr 1309 lange überlebt haben. Da er zur Zeit König Rudolfs bereits ein größeres Werk, wie er sagt, verfaßt hatte“ (es ist das verschollene „Puch der Kaiser“, das er im 383. Cap. mit den Worten „Als ich vor han geseit — An dem Puch der Kaiser“ anführt), „seine Lehrzeit in der Dichtkunst demnach um 1270 fällt, so müsse er zur Zeit der Marchfelderschlacht, doch wol bei dreißig Jahre und in der Zeit, wo er sein Werk schloß, über sechzig gewesen sein“. Daß in dieser brennenden Frage und in manchen andern das letzte und entscheidende Wort noch lange nicht gesprochen ist und überhaupt nicht leicht fallen dürfte, begreift jeder, der Gelegenheit nahm, sich mit dem gewaltigen Reimwerke eingehender zu beschäftigen. Das Steiermärkerthum unseres Ottokar scheint durch den großen Antheil des Werkes, welchen er ihren Ereignissen zuwendet, durch seine genaue Kenntniß — namentlich des Oberlandes, — durch sein Dienstverhältniß zum Liechtensteiner, durch die warme Parteinahme für die Geschicke des Landes und auch sprachlich erwiesen, da schon Altmeister Grimm (Grammatik, 1. A. I, 447 u. a. a. O.) auf Ottokars

steierischen Dialekt hinwies. Immerhin könnte dies alles etwas im und durch das Leben Angeeignetes, Erworbenes sein. Für das Land Oesterreich unter der Enns als Heimat unseres O. möchte ich nicht vorschnell eine Lanze brechen. Immerhin ist er auch da zu Hause, und bemerkenswerth, daß er bei der ungemein farbenreichen Schilderung des prunkvollen aber schließlich arg gestörten Wiener Festes zur Feier der Vermählung des ungarischen Königssohnes (Béla) und der brandenburgischen Base Ottokars (1260) — Cap. 66—68, S. 78 (bei Pez) die Kirche von Salhenaw (d. i. Solenau im Wiener-Neustädter Bezirke) als Vergleichsmaßstab für die Höhe der fünf Futterhaufen zur Verpflegung der Pferdemassen anführt („Es was geschubert vber einander — Fünff hauffen von fueter — Niemant ist so vngueter — Der ez dort hat gesehen — Er muest sein mit sampt mir jehen — Wer jch im halt unmer — Daz jegleich hauff groesser wer — Denn dew Chirch zu Salhenaw)." Sollte dies nicht etwa mit einer besonderen Vorliebe Ottokars für diesen, mit einer alten Kirche versehenen Ort oder mit lebendigen Jugenderinnerungen zusammenhängen? Allerdings stand Solenau auf altsteierischem Boden, auf dem der Püttner Mark, die erst seit 1254 größtentheils zum Lande Niederösterreich geschlagen wurde. Daß nur dieser Ort gemeint sein kann, dessen älteste Namensform stets so lautet (Salhenow, Salchenow), geht schon aus dem Umstande hervor, daß wir sonst in den deutschösterreichischen Landen keinem gleichnamigen begegnen. (An die obersteierische Thalgegend, die „Salchau", kann nicht gedacht werden.) Für die Lebenszeit Ottokars hat man stets mit gutem Grunde jene Stelle angezogen (Cap. 4), in welcher unser Reimchronist von der sangesfreundlichen Hofhaltung des Königs Manfred v. Neapel (gefallen am 26. Februar 1266 in der Schlacht bei Benevent) spricht, eine Reihe von „Meistern" und „Fiedlern" anführt, welche allda gastliche Aufnahme fanden und unter diesen einen: Konrad v. Rothenburg, seinen Lehrmeister nennt (Meister Chunrat von Rotenburch — Der nach des Prinzen hinevart — Lang hernach mein Maister ward). Die betreffende Stelle besagt nämlich, daß unser Ottokar diese Schulung in der edeln Reimkunst lange nach der verhängnißvollen neapolitanischen Heerfahrt Konradins des letzten Staufen (1268), — denn nur an diesen läßt sich da denken — genoß. Wie unbestimmt auch das Zeitausmaaß angegeben ist, so viel ist sicher, daß diese Lehrzeit zwischen die Jahre 1268—1278 fallen muß, in welchem letzteren O. als Augenzeuge die Iglauer Verlobungsfeier mitmachte (Cap. 173, S. 165 ... do stund ich und maiz — In mein gedancken — ..) und wohl schon in den Diensten Herrn Otto v. Liechtenstein war, von dem wir wissen, daß er sich seit der Dürnkruter Entscheidungsschlacht (1278) im Heergefolge des Habsburgers befand. Wir müssen uns den Reimchronisten da jedenfalls bereits in den besten Jahren, in der Vollkraft des Mannesalters denken. Ja eine andere Stelle scheint darauf zu weisen, daß der Reimchronist eine ganz bestimmte, wenn auch vielleicht chronologisch ungenaue Jugenderinnerung an den berühmten Prediger und Landfahrer, den Franziskanermönch, Bruder Bertold von Regensburg in vorgerückten Jahren auffrischte; — in jener Stelle seines Werkes nämlich, wo das unvorgesehene Erlöschen des mächtigen Königshauses der böhmischen Přemysliden mit Wenzel III. (ermordet zu Olmütz im August 1306) unsern O. an eine Prophetie des genannten Wanderpredigers zurückdenken läßt. (Cap. 776, S. 770: Do man nach Christes gepurt — Der Jarzal spurt — Zwelfhundert Jar — Und funf und funzig furwar — Do fuer er hie durch die Lant — Prueder Perchtold was er genannt. — Von dem Ich han vernomen — Do er hincz Pehem was chomen — Do trueg gewaltigleich — In demselben chunigreich — Wol schon — Zepter vnd chron — Der chunig mit dem einen Augen (Wenzel I. gen. der „Einäugige", „luscus"). Diese Jugend-

erinnerung muß sich an Thatsachen knüpfen, welche sich spätestens 1260 ereigneten wenn wir 1255 als Jahr der Wanderpredigten Bruder Bertolds in Oesterreich*) nicht gelten lassen wollen. Wahrscheinlich lebte König Wenzel I († am 22. September 1253) nicht mehr, als Bruder Bertold Böhmen betrat da nicht leicht anzunehmen ist, der Franziskaner, der erst 1250 seine eng Klosterzelle verließ, und wohl zunächst in Niederbaiern und dann in den westlichen Nachbargebieten Deutschlands predigte, habe in seiner frühesten Epoch (1250—53) bereits Böhmen, das zweisprachige Land, betreten. Absolut undenkbar wäre es allerdings nicht, und dürften wir die Worte des Reimchronisten „von dem ich han vernomen“ . . . — unter der Voraussetzung der Richtigkeit der Jahresangabe 1255 für Bertolds Wanderpredigt im Lande Oesterreich und der Jahre 1250—53 als Zeitpunkt einer ersten Mission des Mönches aus Regensburg in das benachbarte Böhmen — auf den Eindruck einer gehörten Predig beziehen, so böte dies einen willkommenen Anhaltspunkt einerseits für die Lebenszeit andererseits für den damaligen Aufenthalt unseres Ottokar, abgesehen davon, daß wir darin eine nicht unwichtige Ergänzung des Itinerars Bruder Bertolds gewännen. Aber auch bei der Annahme eines chronologischen Irrthums unseres Reimchronisten bleibt die Stelle immerhin von Belange. Jedenfalls dürfte Allem zufolge die Geburt Ottokars noch in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts — etwa um 1240 — fallen, und sein früher Aufenthalt im Lande Oesterreich angenommen werden können, da von einer Wanderung Bruder Bertolds in die Steiermark nichts bekannt ist.

Ottokars Reimchronik — eine Versmasse, die, mag man nun nach Quinternionen oder Quaternionen der Codices rechnen, nicht leicht von einem andern Werke dieses Schlages übertroffen wird, ist ein mit warmer patriotischer Empfindung abgefaßtes Werk eines Laien, der als Chronist seiner Zeit entschieden schwerer wiegt, denn als Dichter. Henrici hat jüngst in seiner dankenswerthen Abhandlung nachgewiesen, wie viel unser O. beim Iwein Hartmanns von Aue borgte, zumeist im ersten Viertel seiner Chronik, vom 200. bis 600. Capitel nur wenig, stärker wieder im Schlußtheile, wie er, mit großen Unterbrechungen arbeitend, seine poetischen Vorbilder wechselte, wie O. „zur Ausfüllung der leeren Räume und zur Befruchtung des dürren Bodens nicht seine eigenen Kräfte anstrengte, sondern die poetische Litteratur seiner Zeit ausschrieb“, aber Henricis etwas zugespitztes Endurtheil, — „die Bedeutung der Chronik als Geschichtswerk sinkt dadurch erheblich, der dichterische Werth verschwindet völlig“ — schwächt sich nicht unerheblich dadurch ab, daß fast alle Spätlinge der mittelhochdeutschen Epik und Lyrik die Reigenführer und Vorgänger mit der gleichen Gewissensruhe zu plündern pflegten, welche den Chronisten des Mittelalters und der Folgezeit bei ihrer „Geschichtsklitterung“ — um das gute Wort Fischart's zu gebrauchen — in gleicher Richtung eigen war, und daß es auch den Forschern unserer Zeit, welche die Bedeutung der Reimchronik anerkennen, nicht beifiel, ihren poetischen Werth hochzustellen. — Sie gewahren dieselbe vielmehr in der Bewältigung eines massenhaften Stoffes, in der Gestaltung lebendiger Zeitbilder, in dem unläugbaren Geschick Ottokars, bedeutende Situationen plastisch zu gestalten und vorzuführen, die Hauptträger einer historischen Handlung redend einzuführen,

*) Bruder Bertold von Regensburg (s. Art. Hambergers in der A. D. B. II, 546—548 geb. um 1220, † am 13. December 1272, begann seine Wanderpredigten in Niederbaiern 1250, 1253 Oberbaiern; in den östlichen Ländern bekanntermaßen s. 1260. Er ging dann nach Oesterreich, Mähren, Böhmen und Schlesien. (E. 1259 befand er sich noch am Rhein. Immerhin wäre seine Mission nach Oesterreich im J. 1255 nicht unmöglich, da wir für das Jahr 1255 über das Ziel seiner damaligen Wanderungen nicht unterrichtet sind (1254 war er am Rhein und in der Schweiz, 1256 in der Ostschweiz).

ihre Eigenart zu kennzeichnen. O. lieh dazu oft fremdes Gut, — was alles müßte aber beispielsweise Suetonius zurückfordern, wenn er Eginhard's Vita Karoli und Anderes zur Hand nehmen könnte! Andererseits hat der vollberechtigte kritische Kreuzzug der Gegenwart wider die Glaubwürdigkeit und Verläßlichkeit der Reimchronik im einzelnen, im Anschluße an das, was schon Jacobi und O. Lorenz über die Anlehnung Ottokars an andere zeitgenössische Quellen sagten, als beachtenswerthes Moment die Bekanntschaft desselben mit einer Reihe von gleichzeitigen oder naheſtehenden Quellen klargelegt, die er gleichwol nicht mehr oder minder als andere vor und nach ihm benutzte. Schränkt sich nun aber solchergestalt der Kreis des Miterlebten und Gehörten in der Reimchronik ein, so bleibt er doch noch immer bedeutend genug, und selbst wenn es gelang, auch in dieses Kernstück specifisch österreichisch-ungarisch-böhmischer Angelegenheiten das Messer der Kritik nicht blos zur Berichtigung des Irrthümlichen, sondern auch zur Darlegung der Anleihe aus Fremdem einzusetzen, wie dies bereits geschehen, so müßte man immerhin der Geltung der Reimchronik als großes, vielumfassendes Ganzes Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ohne sie besäßen wir ein buntes und nichtsweniger als lückenfreies Stückwerk chronistischer Nachrichten verschiedenster Herkunft, mit ihr bleibt uns eine breite Grundlage für Erkenntniß des Ganzen und, was sie bietet, ist ebenso wichtig an sich, denn als Antrieb zur kritischen Forschung. Die Reimchronik war nicht blos als Gedenkbuch einer bewegten Zeit, geschöpft aus einer Fülle von Erinnerungen, Notizen, aus Gelesenem, Gehörtem und Miterlebtem zur Belehrung, sondern auch zur Unterhaltung bestimmt; ihr Verfasser hat sie sicherlich ruckweise, in gemessenen Abschnitten und nach längeren Pausen, nach Vormerken und oft nur aus dem Gedächtniß, aus oft treuer, oft schwankender, verblaßter Erinnerung, nachholend, erweiternd, wiederholend, herausgearbeitet. — Diese Genesis und jener Zweck erklären am besten die chronologischen Verworrenheiten, die Widersprüche, Irrthümer und Ungleichheiten des Werkes, das Ueberwuchern der breiten, häufig willkürlich eingeschobenen Episoden, das Zusammenschweißen verschiedenartiger Thatsachen, gleichwie aus seiner Lebensstellung und Gesinnung die Charakteristik Ottokar II. von Böhmen, Heinrich, Abtes von Admont, P. Aspelt, Erzbischofs von Mainz u. A., die Ausfälle gegen Böhmen, Ungarn, das wechselnde Urtheil über Albrecht I. u. s. w. erhellen. Die Reimchronik beginnt (Cap. I—X) mit einer Erzählung der Geschichte Italiens seit dem Tode Kaiser Friedrich II. bis zur Annexion Neapels durch den Angiovinen Karl (1250—1266). — Dann aber greift der Chronist, willens, dort anzuheben, von wo jene Epoche Deutschösterreichs beginnt, deren Wechselfälle er selbst durchlebte, auf den Tod des letzten Babenbergers († 1246) zurück, und schildert das „Interregnum Oesterreichs und Steiermarks" von 1246 bis zur Besitzergreifung Oesterreichs durch Ottokar (1252) in der Capitelgruppe 11—29, um dann wieder mit warmer Empfindung den Zug des letzten edlen Sprossen der Staufer nach Neapel (1268) zu erzählen und daran eine Todtenklage zu knüpfen, die am besten zeigt, wie gut staufisch die Gesinnung unseres Ottokars war (Cap. 29—44). — Die nächste Capitelreihe (45—142) gliedert sich in vier Gruppen, deren erste (45—79) die Epoche der ottokarischen Herrschaft in Oesterreich und Steiermark bis zur Scheidung von Margaretha (1261), beziehungsweise bis zum Tode dieser babenbergischen Prinzessin, die der Reimchronist von K. Ottokar vergiftet („vergeben") werden läßt, — behandelt, während die zweite (80—83) von den Sarrazenen Siciliens, Spaniens und Afrikas erzählt, die dritte (84—99) den Höhepunkt der Herrscherzeit Ottokars II. umfaßt und von der vierten (Cap. 100—142) abgelöst wird, in welcher das deutsche Interregnum von 1250 bis zur Wahl Rudolfs von Habsburg (1273) und die Verwicklungen mit Ottokar

bis zur Entscheidung von 1278 ihren Platz finden. Die Schlacht bei Dürnkrut oder auf dem Marchfelde, wie sie gemeinhin benannt wurde, umfaßt in ihrer typisch gebliebenen Schilderung die Cap. 142—64 und bildet den Ausgangspunkt einer immer mehr ins Breite schießenden Darstellung. Die Chronik der Ereignisse von 1278—1291 und 1291—1296, alle drei Ländergruppen, die österreichische, böhmische und ungarische, Deutschland und auch die Nachbarländer umfassend, wie z. B. den Venedigerkrieg um Triest (Cap. 342—352), auch weit in die Ferne greifend, wie dies eben aus der weitschichtigen Episode vom Kriege um Akkon (Cap. 405—465) erhellt, eine Episode die das eine Hauptstück des sog. ersten Theiles vom zweiten scheidet, begreift in sich die Capitel 166—651, also 485 Capitel, während der zweite Theil (im Pez'schen Abdruck S. 595 unter der Ueberschrift: „Hic incipit continuatio Chronici Ottocariani ex Codice Mscr. Bibliothecae Vindobonensis") mit der Ermordung des Abtes von Admont, der Wahl Engelbrechts, Abtes von St. Peter zu Salzburg und mit dem Krönungsfeste König Wenzel II. von Böhmen anhebt (1296) und mit der bereits oben erwähnten Erhebung der Wiener gegen die Habsburger im Herbste 1309 schließt; es sind dies die Capitel 652—830 (also 178 Capitel), welche am besten für die Ausführlichkeit der Darstellung sprechen. So erscheint auch die Geschichte Ungarns unter Andreas III. und nach dessen Tode, in den Tagen der Parteiwirren, und noch reichlicher die Geschichte Böhmens unter den beiden letzten Přemysliden bis zu den Kriegsrüstungen Friedrichs des Schönen und dessen Verbindung mit Mathäus Csák von Trencsin (Cap. 804—809) gegen Böhmen, in den Wechselbeziehungen Beider zur Geschichte der Habsburger, die deutsche Reichsgeschichte vom Kampfe Adolfs von Nassau mit Albrecht I. bis zur Krönung und den ersten Maßregeln Kaiser Heinrich VII. mit allgemeinen und Detailzügen bedacht. Ottokars Reimchronik war und blieb unmittelbar und mittelbar eine Fundgrube von Geschichtsstoff für die Chronisten und Historiker der Folgezeit. Johannes Victoriensis (lange Zeit hindurch in dem sog. Anonymus Leobiensis verlarvt) liefert in den ersten Büchern seines Liber certarum notitiarum oder Chronicon großentheils einen lateinischen Prosaauszug der Reimchronik bis 1309, der sog. Gregor v. Hagen bzw. der Seffner, schrieb sie für die Zeit nach 1246 großentheils aus; Thomas Ebendorfer v. Haselbach, Veit Arenpeck und Unrest kannten wol unsere Reimchronik nicht, benutzten aber wieder die deutsche Prosachronik des sog. Hagen für den angedeuteten Zeitraum. Lazius kann dann aber als eigentlicher Wiederentdecker Ottokars gelten, denn bis auf ihn berichtet uns Niemand den Namen unseres Reimchronisten. — Wie ungünstig die Kritik der Gegenwart über den stofflichen Werth seines Werkes urtheilen darf, wenn sie an die Einzelheiten die Sonde legt, wie sehr auch der massenhafte Gehalt in der verderbten Sprache der vorliegenden Codices das Behagen an der ohnehin breitspurigen und oft rohen Darstellung noch mehr dämpft, so kann doch auch die moderne Geschichtsschreibung seiner als Gewährsmannes nicht entrathen, und schon als großes Zeitgemälde mit den echten Farben der der Zeit, wie dies schon Schacht herausfühlte, mit einer oft ganz zutreffenden psychologischen Charakteristik der Persönlichkeiten und ihrer Handlungen, als Erzeugniß eines Mannes der bei den höfischen Sängern der Stauferzeit in die Schule ging und alles Denkwürdige seiner Epoche in sich aufspeicherte, behauptet die Reimchronik ihre wenn auch geschmälerte Bedeutung im Kreise der Quellen, die uns vom Schluße der Stauferzeit bis zu den Tagen des ersten Lützelburgers auf dem deutschen Throne begleiten. An Stoffmasse und eigenartigem Gepräge überragt sie sie alle.

Litteratur: Lazius, Commentariorum in Genealogiam Austriacam libri duo (Basel 1564). — [illegible]m. Pez, Scriptores rerum austriacarum veteres

ac genuini, Tomus III (1745, Abdruck mit erläuternder Praefatio und Wörtererklärung im Anhange). — Th. Schacht, Aus und über Ottokars von Horneck Reimchronik oder Denkwürdigkeiten seiner Zeit zur Geschichte, Litteratur und Anschauung des öffentlichen Lebens der Teutschen im dreizehnten Jahrhundert (Mainz 1821). — Theodor Jacobi, De Ottocari Chronico Austriaco. (Vratislaviae 1839; Dissert. Inaug.) — Ott. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, 1. A. (1870) u. 3. A. (in Verbindung mit A. Goldmann, 1886) des I. Bandes; dazu als Commentar seine „Deutsche Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert", 1. 2. (Wien 1863, 1867) (zu vgl. mit Palacky, Gesch. v. Böhmen II. 1 und Kopp, Gesch. d. eidgen. Bünde I. II); desgl. Lorenz' Abhandl. über die Wiener Stadtrechtsprivilegien in den Sitzungsberichten der k. Akad. d. W. 1865, XLVI, 72—111. — A. Huber in den Mitth. des Instit. f. oe. Geschichtsforschung IV, 41—74 (1883) u. d. T. „Die steierische Reimchronik und das oe. Interregnum". — A. Busson's Abh. über die Schlacht bei Dürnkrut oder auf dem Marchfelde, Arch. f. oe. G. LXV (1884), S. 298—305 (desgl. auch in s. Polemik mit Generalmajor Köhler). (Noch vor kurzem hat Busson im 101. Bde. der Sitzungsb. der Wiener Ak. d. W. (1886), S. 381—411 den Bericht der Reimchronik (c. 321—326) über den falschen K. Friedrich II. einer eingehenden Kritik unterzogen.) — Henrici, „Die Nachahmung des Iwein in der steierischen Reimchronik" in Ztschr. f. deutsches Alterthum, N. F., XVIII. Bd., 2. H. (XXX. Bd.), Berlin 1886, S. 195—204. Zur Handschriftenkunde der Reimchronik die Beiträge von Karajan, Scherer, Schönbach, Dürnwirth, Jaksch (vgl. Lorenz, 3. A. I, 243, Anm.). Eine neue kritische Ausgabe der Reimchronik war schon in den ersten Jahren der Thätigkeit der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde geplant. (S. das Archiv derselben I, 362—363, wonach 1820 Primisser als wahrscheinlicher Herausgeber bezeichnet erscheint, und IX (1847), 468—69, woselbst von Karajan bereits als Uebernehmer der Arbeit genannt wird. Von diesem stammen namhafte Vorarbeiten für die Herausgabe). Diese Aufgabe wanderte dann in die Hände des Innsbrucker Germanisten Zingerle und schließlich wurde Fr. Lichtenstein hierfür ausersehen. Da jüngst diesen ein früher Tod dem schon weit vorgerückten Werke entriß — es schwebt nun einmal ein eigenthümlicher Unstern über dem ganzen Unternehmen, — so bleibt die Aussicht auf eine neue Ausgabe noch in die Ferne gerückt. Doch erscheint sie auf Grundlage umfassender Vorarbeiten für die Monumenta Germaniae in ihrer Vollendung gesichert.

Krones.

Oudenhoven: Jakob van O. verdient besonders als Historiker und Alterthumsforscher des 17. Jahrhunderts Erwähnung. Der bekannte Snellinx bezeichnete ihn als den Tacitus seines Jahrhunderts. Um 1600 zu Herzogenbusch geboren, nahm er 1626 die Predigerstelle bei den Reformirten zu Aalburg und Heesbeen und fünf Jahre später die zu Neu-Lekkerland an. Dort legte er sein Amt 1665 nieder und starb 1683. Uebrigens sind seine Lebensumstände völlig unbekannt. Seine historischen Arbeiten aber behielten bis heute eine gewisse Bedeutung. Unter diesen treten besonders hervor seine „Beschryvinge der Stadt en Meyerye van 't Hertogenbosch", Amsterd. 1649; 't Hertogenb. 1670; weiter die „Beschryvinge der Stadt Heusden", Amsterd. 1651 und 1743; „Beschryvinge van Oudt en Nieuw-Dordrecht", Haarl. 1660, 1666 und 1670; „Beschryvinge van Oudt-Hollandt en Zuid-Hollandt", Dordr. 1654; „Handvesten van de Alblasserwaert" 1678; „Haarlemsche Wieg", Haarl. 1671; „Antiquitates Cimbricae renovatae, Harl. 1682. Weiteres bei Glasius, Godgel. Nederl. und Van der Aa, Biogr. Woordenb.

van Slee.

Oudewater: Johannes von O., auch Joh. Palaeonydorus, Paldorpius, de Aqua veteri und de Mechlinia genannt, wurde 1433 zu Oudewater in Holland geboren, trat 1455 in das kurz vorher zur strengeren Zucht zurückgeführte Carmeliterkloster zu Mecheln ein, wirkte später auch in verschiedenen deutschen Klöstern dieses Ordens, that sich als Prediger und Geschichtschreiber seines Ordens hervor, nahm an der damals wieder angeregten theologischen Streitfrage über die unbefleckte Empfängniß Mariä lebhaften Antheil, indem er gemeinsam mit seinem berühmten Freunde Johannes Trithemius gegen den Frankfurter Dominicaner Wigand Copinis in zwei Schriften für die fromme Meinung auftrat (1494), und starb zu Mecheln im J. 1507. Er schrieb: „Fasciculus tripartitus historiarum prophetici et Eliani ordinis b. Virginis Mariae de monte Carmeli lib. 3" gedr. Mainz 1495 u. 1497. Venedig 1570. Antwerpen 1680 (als Bestandtheil des 1. Bandes des Speculum Carmelitanum von Daniel a Virg. Maria, tom. I.); „Manuale ordinis Carmelitarum", gedr. Mainz 1495; „Propugnaculum Carmelitarum sive de antiquitate ord. Carm.", Venet. 1570; „Vitae sanctorum ord. Carmelitarum"; „Epistolae familiares"; „Dialogus inter Carmelitam et Carthusianum"; „In Boethium de consolatione libri 5"; „Collationes feriales"; „Sermones de tempore"; „Serm. de sanctis"; „Sermones quadragesimales"; „De puritate conceptionis B. V. Mariae"; „Contra Wigandum pro abbate Trithemio."

Vgl. (Cosm. de Villiers a S. Stephano:) Bibliotheca Carmelitana, Aurelianis 1752. II, 65 f. — Foppens, Bibliotheca belgica, II, 708. — Lezana, Annales Ord. b. Virg. de monte Carmeli, Romae 1656, IV, 1021. — Rotermund, Fabricius, Trithemius. Stanonik.

d'Outrepont, Joseph (Servatius) d'O. wurde am 21. November 1775 in Malmedy geboren. Nach Beendigung seiner Gymnasial- und medicinischen Studien in Mainz und Würzburg ging er nach Halle, wo er im J. 179? unter dem Präsidium von Reil seine Dissertation „Perpetua materiei organico-animalis vicissitudo" vertheidigte und promovirt wurde. Er wandte sich dann nach Wien, wo er ein Jahr verweilte, um sich unter Boer's Leitung in der Geburtshülfe auszubilden und ließ sich gegen Ende 1799 in Salzburg nieder, wo er zum Stellvertreter Hartenkeil's an der Hebammenschule und 1804 zum Professor der Geburtshülfe an der neu errichteten medicinischen Facultät und zum Assessor bei dem Medicinalrathe ernannt, 1809 ihm auch die Verwaltung des Landschafts-Physikats übertragen wurde. In den Jahren 1805—1810 wirkte er gleichzeitig als dirigirender Arzt im französischen Militärhospitale und im letztgenannten Jahre als Oberinspector sämmtlicher Militärspitäler in und um Salzburg. — Nach Einverleibung der Stadt im J. 1811 in das Königreich Baiern erhielt er die Stelle eines Professors an der neuerrichteten landesärztlichen Schule und eines Beisitzers im Medicinalcomité und verwaltete in den Jahren 1812—1815 provisorisch die Stelle des Garnisonsphysikus und Vorstandes der Militär-Sanitätscommission. Als Salzburg im J. 1816 wieder österreichisch geworden war, ging d'O. mit Wartegeld nach München, fungirte daselbst als Hebammenlehrer und wurde alsdann, nachdem Elias v. Siebold einem Rufe nach Berlin gefolgt war, als Nachfolger desselben zum Professor der Geburtshülfe, zum Vorstande der Hebammenschule in Würzburg und zum Medicinalrathe bei der Regierung des Unter-Mainkreises ernannt. Des letztgenannten Amtes wurde er auf sein Ansuchen im J. 1836 enthoben, in der akademischen Stellung ist er bis zu seinem am 8. Mai 1845 erfolgten Tode verblieben. — d'O. erfreute sich als Arzt und Lehrer eines sehr großen Rufes; von nah und fern zogen wißbegierige Schüler nach Würzburg, um seines Unterrichtes theilhaftig zu werden und seine Klinik in Verbindung mit der Schönlein's hat den Glanz der Würz-

burger medicinischen Schule zu jener Zeit begründet. „Weniger als Schriftsteller und Gelehrter glänzend verfolgte d'O. rastlos die praktische Seite der Geburtshülfe, versäumte aber nicht, in sehr vielen einzelnen Aufsätzen und Abhandlungen seine im Gebiete der Gynaekologie überhaupt gewonnenen schätzbaren Erfahrungen bekannt zu machen, welche den geübten Geburtshelfer und Arzt erkennen lassen." (Siebold). Besonders verdient ist er um die Lehre von der Wendung auf den Kopf, ferner wegen der Untersuchungen über die „Krankheiten und Abnormitäten der Placenta" (Weimar 1830, auch in Neue Zeitschr. für Geburtskde., Bd. 5, abgedruckt), um die Anwendung des Mutterkorns in der Geburtshülfe, deren Gefährlichkeit für den Fötus er übrigens sehr richtig beurtheilte, und um die Lehre von dem Schutze und der Zerreißung des Mittelfleisches; auch für die gerichtliche Medicin hat d'O. einige werthvolle Beiträge geliefert. Unter seinen litterarischen Arbeiten finden sich nur zwei selbständige Schriften: „Von der Selbstwendung und der Wendung auf den Kopf" Würzburg 1817 und „Abhandlungen und Beiträge geburtshülflichen Inhaltes", 1. Th. Bamb. und Würzb. 1822, dagegen hat er eine große Zahl von Journalartikeln in der Salzb. med.-chirurg. Zeitung, in dem geburtshülflichen Journale von Siebold und Mende, in dem Chiron von Textor, in der Henke'schen Zeitschrift für Staatsarzneikunde, in der deutschen und in der neuen Zeitschrift für Geburtskunde u. a. veröffentlicht. Außerdem hat er an der Bearbeitung sehr vieler geburtshülflicher Dissertationen seiner Schüler (vergl. das Verzeichniß derselben in Callisen l. c.) den größten Antheil gehabt und gerade auf diese Arbeiten hat er, wie Siebold von ihm selbst erfahren, einen besondern Werth gelegt.

Nekrologe in Augsb. Allg. Zeitung 1845, Beil. N. 146. — Neue med.-chir. Zeitung 1845, N. 33, S. 219. — C. J. v. Siebold, Geschichte der Geburtshülfe Bd. II, S. 677—80. — Ein vollständiges Verzeichniß der Schriften von d'O. findet sich in Callisen, Med. Schriftsteller-Lexikon Bd. XIV, 240—44 und Bd. XXXI, 118—20. A. H.

Outzen: Nicolaus O., Geschichts- und Sprachforscher. Er war geboren in dem Dorfe Terkelsbüll, Kirchgemeinde Tingleff, Kreis Tondern, Schleswig-Holstein, am 31. Januar 1752 in kleinen Verhältnissen. Der Vater Jens Nissen, ein kleiner Landmann, starb früh, die Mutter zog zu ihrem Vater und nach diesem hat O. seinen Namen angenommen und fortgeführt. Zuerst widmete er sich dem Schulfach als Nebenschullehrer in einigen Dörfern. Dabei erhielt er Unterricht von verschiedenen Landpfarrern, so daß er es wagen konnte, ohne ein Gymnasium besucht zu haben, 1774 die Universität Kiel zu beziehen, um Theologie zu studiren. Nachdem er sein Triennium hier absolvirt hatte, ward er Hauslehrer bei dem Prediger an der deutschen Petrikirche in Kopenhagen Dr. Balthasar Münter (s. A. D. B. XXIII, 33). 2½ Jahre später bestand er 1779 sehr rühmlich das theologische Amtsexamen, war noch 3 Jahre Hauslehrer, bis er 1782 zum Diakonus in der Stadt Burg auf Fehmarn gewählt ward und 1787 zum Hauptpastor im Dorfe Breklum. Er beschäftigte sich viel und gern in seinen Mußestunden mit historischen Studien, sowie mit dem Studium der friesischen Sprache, die in seiner Gemeinde Volkssprache war. Er ward Mitglied der Gesellschaft für Nordische Alterthümer in Kopenhagen, 1826 Ritter vom Danebrog, starb aber schon am 5. December 1826. Erst in reiferen Jahren trat er als Schriftsteller hervor und hat sehr werthvolle Beiträge zur speciellen Vaterlandskunde geliefert. Sein Erstes, zugleich Zeugniß seiner classischen Bildung, war eine lateinische Ode auf den Danebrogsorden 1812. (Gedruckt vor Franzen: Die Danebrog, Gedicht in 3 Gesängen. 1812). Dann lieferte er wichtige Abhandlungen für die damals erscheinenden Zeitschriften: Kieler Blätter 1816, III: Das angelsächsische Gedicht Beowulf als die schätzbarste Urkunde des

höchsten Alterthums von unserm Vaterlande". Daf. 1817 V: „Ueber die ältest und neueste Geschichte unserer Nordfriesen", 1819: „Ueber die friesische Abstammung der alten Dithmarscher". In Falk's staatsbürgerlichem Magazin 1821, Bd. I und III „Ausführliche Erhärtung des Beweises von der friesischen Abstammung der Dithmarscher". 1824: „Ueber die richtige Ansicht und Würdigung der Vergangenheit von den Kirchen in Nordfriesland". 1826: Forschungen zur genauer Prüfung der beiden alten topographischen Kirchenverzeichnisse". In den „Antiquariske Annaler" Kopenh. 1826: „Ueber die alte Grenze Angelns". Außerdem erschien von ihm: „Die dänische Sprache im Herzogthum Schleswig". Gekrönte Preisschrift. 1819. „Untersuchungen über die Alterthümer Schleswigs und des Danewerks" 1826; für diese Schrift erhielt der Verfasser die silberne Medaille der Gesellschaft der Wissenschaften. Nach seinem Tode erschien in Kopenhagen: „Glossarium der friesischen Sprache, besonders in nordfriesischer Mundart, zur Vergleichung mit den verwandten germanischen und nordischen, auch mit zweckmäßigem Hinblick auf die dänische Sprache". 1837, herausgegeben von den Professoren Engelstoft und Molbech im Auftrage der Gesellschaft der Wissenschaften. Der Verfasser glaubt den Beweis führen zu können, daß die friesische Sprache die Sprache des Volks der Cimbrer gewesen. Für die Sprachkunde ist dieses Werk von Wichtigkeit.

Lübker, Schröder u. Alberti, Schriftstellerlex. s. v. — S.-H. Provinzialberichte 1827, I. — D. L. Lübker, Rückblick auf Nic. Outzen. Husum 1826. — Falks staatsb. Magazin X, S. 477 ff. — Outzen, Glossarium. Biogr. Vorwort der Herausgeber. Carstens.

Ouwater: Albert O., Maler von Haarlem. Ueber die Zeit seiner Geburt gehen die Berichte weit auseinander und man sieht, daß keiner aus einer Urkunde geschöpft ist. Zani läßt ihn 1320, Immerzeel 1444 geboren sein; Balkema setzt seine Lebenszeit zwischen 1366 und 1424, Nagler seine Thätigkeit von 1400—1448. Nach van Mander, welcher, selbst ein Haarlemer, der erste über ihn berichtet, hat er auch in Oel gemalt und dürfte er hierin an van Eyck ein Vorbild gehabt haben. Ueber seine Lebensverhältnisse, wie über sein Todesdatum wissen wir nichts. Sonst sollen in Haarlem viele seiner Werke gewesen sein. Van Mander hebt besonders ein Bild hervor, das sich in der Pilgercapelle der Groote Kerk befand. Es stellte die Apostelfürsten Petrus und Paulus in Lebensgröße dar. Auf der Predella sah man in einer schönen Landschaft die nach Rom wallenden Pilger, deren einige ausruhn, andere auf ihre Sättigung bedacht sind. Wir haben hier eine Genredarstellung mit der Landschaft vereint und sehen, wie frühe in Holland der Grund zur besonderen Pflege dieser beiden Kunstformen gelegt wurde. Dann wird auch eine Erweckung des Lazarus gerühmt. Dieses Bild wurde von den Spaniern, als sie Haarlem eroberten, mit vielen andern Kunstwerken mitgenommen. Van Mander sah nur eine Copie des Bildes. Heemskerk soll oft nach Haarlem gekommen sein, nur um dieses Bild zu bewundern. Heute ist keines seiner echten Werke mit Sicherheit nachzuweisen. Damit ist aber der Conjectur das Thor geöffnet. Was ihm bisher zugeschrieben wurde, hielt die Kritik nicht aus, so das „jüngste Gericht" in Danzig, die „Kreuzabnahme" in Wien, eine andere im Museum zu Köln, bezeichnet O W A. Nach dem Anonymen des Morelli besaß der Cardinal Grimani einige Landschaften des Künstlers. Ob die beiden Zeichnungen in der Albertina zu Wien (Esther und Triumph des Mardochai) mit Recht dem O. zugeschrieben werden, kann ich nicht mit Sicherheit angeben.

Van Mander. — Rathgeber, Annalen. — Immerzeel. — Kramm.
Wessely.

Ovelacker: Eberhard O., auch Obelacker, Übelacker, Oblagker genannt, einer der gefürchtetsten und berüchtigtsten Landsknechtsführer aus der Zeit der Grafenfehde, stammte aus einem westfälisch-livländischen Adelsgeschlecht, dessen Stammsitz Langendreer in Westfalen war. Sein Geschick, die Fähnlein zusammenzuhalten, scheint ihm seinen großen Ruf geschaffen zu haben. Zuerst wird er in hervorragender Weise im Dienst des Grafen Enno von Ostfriesland gegen Karl von Geldern genannt. Nach Beendigung der Fehde im März 1534 nahm Graf Christoph von Oldenburg ihn für den Lübecker Krieg gegen Christian III. in Sold; auf dem Wege raubte er 1534 mit 5000 Mann Hadeln und die Insel Neuwerk völlig aus, schlug dann mit 3 Fähnlein und den dänischen Bürgern und Bauern von Fühnen als Christophs „Oberster" den Johann von Rantzau bei Nyborg entscheidend aufs Haupt und entriß den Holsteinern die Insel. Eine neue Werbung 1535 unter Zuthun der Ostfriesen schaffte nicht in erwünschter Weise, weil Bischof Franz von Münster in Besorgniß gerieth; doch konnte er mit Jürgen von Ravensberg und Reimer von Wolde ein kleines Heer abermals nach Hadeln führen, um nach Dithmarschen oder in die Kremper Marsch einzufallen. Johann von Rantzau rüstete daher gegen ihn und ließ den Meinhard von Hamme (s. A. D. B. X, 480) die Elbküste für Christian III. besetzen. Noch nach dem Hamburger Frieden vom 14. Februar 1536 lag O. in Hadeln; hier hatte er schon vorher vom Pfalzgrafen Friedrich, dem Schwiegersohne Christian's II. eine Summe Geld empfangen, um die Schaar von 4000 noch 5 Wochen an sich zu fesseln; in seinem Wankelmuth wagte Friedrich keine entscheidenden Schritte weiter, wünschte aber doch, daß jener seine Knechte für einen Zug im Sommer 1537 zusammenhalte, und im September noch quittirte ihm O. über 7000 bis 8000 fl. In der bekannten Weise die Zwecke der Werbungen zu vertuschen, hatte O. ausgesprengt, er wolle bei Boitzenburg über die Elbe setzen und durch Lauenburg nach Lübeck ziehen, und angeblich wollte Jürgen Wullenweber auf seiner Flucht zu ihm sich begeben, was G. Waitz indessen für unwahrscheinlich hält. Von Erzbischof Christoph gefaßt, wurde jener indessen im peinlichen Verhör auf Verlangen Christians III. nach dem Zwecke des Ovelacker'schen Zuges befragt, namentlich ob die Königin Maria und der burgundische Hof Geld dazu gegeben; und er bekannte auf der Folter, O. habe mit den Knechten Lübeck einnehmen wollen, um es burgundisch zu machen; auch sei er nie in Lübecks, sondern des Grafen von Oldenburg, zuletzt wol in des Pfalzgrafen Sold gewesen. O. zog nun mit Ludwig von Dieben mit den geworbenen Reitern nach Stedingen, wo sie vom Grafen Anton von Oldenburg und dem Grafen von Ostfriesland 1537 mit 3500 fl. abgefunden wurden. Beim Weitermarsch nach Westen fiel er in die Gefangenschaft des Herzogs von Geldern. Christian III. und Magnus von Lauenburg klagten ihn sofort wegen Landfriedensbruches an; er wurde verurtheilt und hingerichtet. — Schon 1281 kommt ein Ovelhacker als magister coquinae Marchionum Brandenburgensium vor.

G. Waitz, Lübeck unter Jürgen Wullenweber, Bd. II und III. — Lappenberg, Hamburg. Chroniken in niedersächs. Sprache. S. 115. — Fahne, Westfäl. Geschlechter. 312. — Prümers' Pommersches Urk.-B. II. S. 444. — Bremisches Urk.-B. IV, Nr. 402.

Krause.

Zusätze und Berichtigungen.

Band I.

S. 404. Z. 23 v. u.: Vgl. den Aufsatz Eitner's über Blasius Ammon in den Monatsheften f. Musik-Geschichte 1886 Nr. 2; danach beruht der Vorname Anton auf einem von Gerber ausgehenden Irrthum; Ammon's erstes Druckwerk ist vom Jahre 1582 (Liber sacratissim.). Danach dürfte auch das von Fétis ohne Gewährsmann angegebene Geburtsjahr falsch und zu früh sein.

Band IV.

S. 253. Z. 25 v. u. l.: 1788 (st. 1778). Vgl. Meusel, Lex. Bd. 2 S. 117.

Band VI.

S. 180. Z. 19 v. u. l.: Feugère (st. Frug.).

Band IX.

S. 510. Z. 8 v. u. l.: Götzen (st. Götz). So lautet in den Diplomen und Documenten wie im Siegel des Generals stets der Name und so wird er von der Familie bis heute geführt (vgl. das Gothaische Handbuch z. geneal. Taschenbuch d. gräfl. Häuser u. s. w.) Wenn der General mitunter signirte „Götz“, so ist das nur eine Abbreviatur.
(Nach gütiger Mittheilung seitens der Familie.)

Band X.

S. 43. Z. 20 v. u.: Durch die Empfehlung des späteren Generals von dem Knesebeck kam Gruner vielmehr schon 1801 zunächst ohne feste Anstellung nach Franken, erhielt im Februar 1802 den Titel „Kammerrath“; im J. 1804 wurde er, da das Colonisationsgeschäft an die Kriegs- und Domänenkammer in Ansbach übergegangen war, nach Berlin zum Generaldirectorium gezogen. Von hier aus wurde er auf wenige Monate nach Hannover gesandt, von wo er nach Posen kam.

S. 47. In Preußen war G. in Königsberg und wurde dann in Memel beschäftigt. G. wurde auf Bitten der preußischen Regierung von der Prager Polizei verhaftet. Am 25. Novbr. 1813 übernahm er das Generalgouvernement Berg und bereitete dasselbe für die Verwaltung seines Nachfolgers, des Prinzen Solms-Lych vor. Er wartete die Ankunft desselben nicht ab, sondern reiste bereits Ende Januar 1814 in das ihm bestimmte Generalgouvernement „Mittelrhein“ ab, dessen Verwaltung er am 16. Juni des Jahres niederlegte. Während dieser beiden Verwaltungen suchte G. die Schulen zu heben. Am 1. Juli

traf er bereits wieder in Düsseldorf ein, um — noch immer in russischen Diensten — das Herzogthum Berg für preußische Rechnung zu verwalten. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß die damals von G. getroffenen Bestimmungen über Schule und Kirche zum Theil bis in die siebziger Jahre Geltung hatten.

S. 48. Die Polizeidirection von Paris und Umgegend wurde G. von den vier verbündeten Cabinetten übertragen, nachdem derselbe jetzt endlich in preußische Staatsdienste zurückgetreten war. In seiner Stellung als preußischer Gesandter in der Schweiz suchte G. mit Erfolg den damals dort bestehenden Einfluß Frankreichs zu schwächen. Für die innere Entwickelung der einzelnen Kantone, wie den Gesammtstaat der Schweiz gab er manchen guten Rathschlag. Als im J. 1819 die Demagogenuntersuchungen begannen, wurde auch G. in dieselben verwickelt. Der schwerkranke Mann wurde in Wiesbaden von Grano, der dabei seine Instruction weit überschritt, mehrmals verhört. Am 8. Febr. 1820 machte ein Blutsturz seinem Leben ein Ende.

(Obige Berichtigungen und Ergänzungen zum Artikel Gruner sind der Redaction von Seiten der Familie gütigst mitgetheilt.)

Band XI.

S. 274. Z. 11 v. u.: Zu Hegendorf's Leben sind jetzt die Richtigstellungen und Actenfunde von Otto Günther, Plautuserneuerungen in der deutschen Litt. 2c. (Leipziger Doctordiss. 1886. 91 S. 8°) S. 24 bis 29 und S. 70—91 nachzutragen. Darnach nannte H. sich Hegendorfer, früher „Seydensticker" und „Sericarius". Die l. c. gemachte Angabe, daß er des Mosellanus Nachfolger 1525 geworden, ist irrig, beruht aber auf den bei Krey, Andenken, Anh. S. 10 angeführten Belegstellen. Auch die Angabe, daß H. in Lüneburg Lehrer gewesen, wird irrig sein, sie beruht auf der vermuthlich falsch aufgefaßten Grabschrift von Lucas Lossius (Lunaeburga Saxoniae, Frankf. 1566, S. 43):

„Palladis ut vivos pueros dilexit alumnus
Sic moriens pueris ossa terenda dedit."

Er wurde mitten auf dem Chor der St. Johanniskirche zu Lüneburg, wo die Schüler ihren Stand hatten, begraben. Superintendent in Lüneburg, der 3. in der Reihe, wurde er im Febr. 1540. Kr.

S. 643. Z. 3 v. u.: Jetzt zu vgl.: J. Fr. Iken, Heinrich v. Zütphen (Schriften des Vereins für Reformationsgesch. 12), Halle, in Commission von Max Niemeyer. 1886.

Band XII.

S. 637. Z. 21 v. o.: Vgl. ferner jetzt: Fr. O. zur Linden, Melchior Hofmann, ein Prophet der Wiedertäufer, Haarlem 1885.

Band XIV.

S. 321. Z. 7 v. u.: Lateinische Poesien des Erzbischofs Johann von Prag sind neuerdings herausgegeben worden: „Die Hymnen Johanns von Jenstein, Erzbischofs von Prag, zum erstenmal herausgegeben von Guido Maria Dreves", S. J. Prag 1886. Druck und Verlag der

Cyrillo-Method'schen Buchdruckerei. Hier werden aus dem Pergamentcodex Nr. 1122 der vatican. Bibliothek 6 Prosen, 11 Hymnen und 10 (resp. 11) Cantilenen in correctem Abdruck mit Varianten und Anmerkungen mitgetheilt. Im Anhange folgen 8 Uebersetzungen im Versmaße der Originale und 3 Melodien. Vor dem Titelblatt ist die photolithographische Abbildung der im Germanischen Museum zu Nürnberg befindlichen Büste des Erzbischofs beigefügt worden.

W. Bäumker.

Band XIX.

S. 641. Z. 11 v. u.: Lünig schrieb auch ein Theatrum ceremoniale historico-politicum. 2 Bde. Fol. Leipzig 1719—20.

Band XX.

S. 28. Z. 4 v. u.: Jetzt ist zu vgl.: „Georg Macropedius. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte des 16. Jh." von Dr. Daniel Jacoby. Programm Nr. 63, 1886. Das Leben des M. wird ausführlicher erzählt; die Bibliographie — Schulschriften wie Dramen — genauer als bisher verzeichnet; S. 11 f. wird ausgeführt, daß weder eine Susanna noch eine Christi Passio von M. verfaßt sind. Von den Dramen sind bis jetzt nur Asotus, Petriscus, Josephus eingehender behandelt. D. J.

S. 246. Z. 5 v. o.: In einem Briefe an Matthisson (Breslau 21. Januar 1805) schreibt Manso: „Ich bin 1759 (nicht 1760) den 26. May (nicht März) zu Zella im Thüringer Walde geboren." Vgl. Fr. v. Matthisson's Litterarischen Nachlaß, 4. Bd. S. 130.

S. 409. Z. 3 f. v. o. (vgl. auch Bd. XXI, S. 797): Daß B. Marquard von Randeck O. A. Kirchheim stammt, wird dadurch bezeugt, daß er zu Plochingen (nahe bei Kirchheim) begütert erscheint, der dortigen Gemeinde eine Schenkung machte und daher auch in der dortigen Kapelle durch eine Inschrift verherrlicht wurde. (Vgl. Beschreib. des O. A. Eßlingen, S. 232.) Stälin.

S. 714. Z. 16 v. u. l.: Johann Jakob (st. Jak. Eleazar).

Band XXI.

S. 120. Z. 18 v. o. l.: (1806—1810 zu Baiern gehörig, jetzt Würtembergisch.)

S. 430. Z. 26 v. o. l.: Muttenz (st. Mattenz).

S. 570. Z. 2 v. u.: Ueber Wilhelm Meyer vergleiche das „Vorwort" zu: „Die Schlacht bei Zürich am 25. und 26. September 1799", dem neuen Abdrucke einer 1857 erschienenen Studie dieses Forschers: „Die kriegsgeschichtlichen Studien Wilhelm Meyer's", von G. Meyer von Knonau (Zürich 1886).

S. 572. Z. 12—13 v. o.: Valentin Meyer stammt aus der Johann Ludwig'schen Linie der Luzerner Familie Meyer, auf welche das Prädicat „von Schauensee" nicht Anwendung findet. Dieses gehört dem ersten, zwar vom gleichen Stammvater (Jakob) entsprungenen Wilhelm'schen Zweige, und zwar auch erst von Joseph Lorenz (S. 572 oben) an (Mittheil. v. P. Meyer von Schauensee). M. v. Kn.

S. 590. Z. 2 v. u. l.: 1859 (st. 1815).
S. 591. Z. 2 v. o. l.: 2. Jahrg. Aarau 1874, S. 10 ff. (st. Aarau 1840).
S. 628. Z. 22 v. o.: Von L. Meyer von Knonau ist das Bruchstück einer Rede, in der ersten Versammlung der vaterländisch-historischen Gesellschaft, 1818, über das Thema: „Wie soll der Schweizer Geschichte studiren?“ in Escher's und Hottinger's Archiv für Schweizerische Geschichte und Landeskunde, Bd. I (Zürich 1827), abgedruckt, welches auch noch weitere Beiträge desselben enthält. M. v. Kn.
S. 703. Z. 22 v. o.: Das Geburtsjahr des Micronius scheint 1523 zu sein. G. Outhof berichtet in seiner „Waarschouwinge van alle Kristenen ... van de Kerkhervorming ... in Oosterviesland“, Emden 1723. 8°, S. 205: als Micronius im J. 1554 seine Disputation mit J. Westphal in Hamburg hielt, sei jener 31 Jahre alt gewesen.
Dr. W. Sillem.

Band XXII.

S. 59. Z. 14 v. o.: Außerdem zu vergl. Jules Mohl, Vingt-sept années d'histoire et des études orientales, par Mad. Mohl. Paris (mit Biographie von Max Müller). Stälin.
S. 260. Z. 14 v. u.: Vgl. ferner die 1870 geschriebene autobiographische Aufzeichnung: J. C. Mörikofer's Erlebnisse, herausgegeben von Pfarrer Sulzberger im 25. Heft der „Thurgauischen Beiträge zur vaterländischen Geschichte“ (Frauenfeld 1885).
S. 382. Z. 17 v. o.: Seitdem erschien: Oscar Wächter, Joh. Jak. Moser. Ein Lebensbild. Stuttg. J. G. Cotta'sche Buchh. 1886.
S. 783. Z. 19 v. o. l.: Hemman (st. Herman).
S. 783. Z. 26 v. o. l.: Steiger, der letzte Schultheiß des alten Bern.
S. 783. Z. 1 v. u. l.: in die Wadt.
S. 784. Z. 14 v. u. l.: Schultheiß Steiger.
S. 787. Z. 8 v. o. l.: nachher (st. hiernach).
S. 788. Z. 18 v. u. l.: Olry (st. Olay).
S. 789. Z. 23 v. o. l.: Fr. v. Wyß, Leben der beiden Bürgermeister &c., 2 Bde. Zürich 1885.

Band XXIII.

S. 202. Z. 9 u. 21 v. o. l.: Ampach (st. Anspach).
S. 209. Z. 27 v. o.: Vgl. Raßmann, Münsterl. Schriftst. — B. Hölscher, H. L. Nadermann als Dichter kathol. Kirchenlieder (Progr. des Gymn. zu Recklinghausen 1869—70).
S. 368. Z. 21 v. o.: Vgl. auch Reusch, Der Index der verbotenen Bücher II, 535.
S. 407. Z. 4 v. u. l.: geb. am 28. April 1832 zu Speier, studirte in Würzburg und Heidelberg die Rechte &c.
S. 408. Z. 14 v. o. l.: 15. März 1858.
S. 425. Z. 9 v. u. l.: Peckelsheim (st. Bückelsh.).
S. 619. Z. 10 v. u.: Vgl. noch Aug. Rudloff, Nicolaus II. von Werle. Separatabdr. aus Schirrmacher, Beiträge zur Geschichte Mecklenburgs, II. Kr.
S. 646. Z. 24 v. o. ergänze: Schließlich wäre noch zu bemerken, daß N. mit dem hin und wieder ebenfalls N. genannten Joannes de Ga-

mundia († in Wien 1441), dem Vater der astronomisch-mathematischen Wissenschaft in Deutschland, nicht identisch ist. P. Beck.

Band XXIV.

S. 114. Z. 7 v. u. l.: Chesius (st. Gesius).

S. 314. Z. 15 v. o.: Olmützer erscheint schon 1483 in Breslau als Bürger 1492 fertigte er in Görlitz auch die schöne Beweinung des Leichnams Christi in Stein in der Minoritenkirche für einen vom reichen Georg Emmerich dort gestifteten Altar. Die Steinarbeit zog ihm gehässige Angriffe der neidischen Meister der Bauhütte zu. 1503 kehrte er wieder nach Breslau zurück, verkaufte aber 1504 sein Haus und ist dann verschollen. Vgl. Wernicke im Anz. f. Kunde der deutschen Vorz. N. F. 23 (1875). S. 142. — Büsching, Beschr. der Kunstdenkm. von Görlitz. Kr.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.